Blätter für das bayerische Gymnasialsc...

Verein Bayerischer Philologen

BLÄTTER

FÜR DAS

GYMNASIAL-SCHULWESEN

HERAUSGEGEBEN VOM

BAYER. GYMNASIALLEHRERVEREIN

REDIGIERT VON

DR. JOHANN MELBER.

SIEBENUNDDREISSIGSTER BAND

MÜNCHEN, 1901.
J. LINDAUERSCHE BUCHHANDLUNG.
(SCHÖPPING.)

Constantine fund

Inhalts-Verzeichnis.

I. Abteilung.

Abhandlungen.

II. und III. Abteilung.

Rezensionen und literarische Notizen.

IV. Abteilung.

Miszellen.

Personalnachrichten.

BLÄTTER

FÜR DAS

GYMNASIAL-SCHULWESEN

HERAUSGEGEBEN VOM

BAYER. GYMNASIALLEHRERVEREIN

REDIGIERT VON

DR. JOHANN MELBER.

SIEBENUNDDREISSIGSTER BAND

I. & II. HEFT.

JANUAR—FEBRUAR.

MÜNCHEN, 1901.
J. LINDAUER'SCHE BUCHHANDLUNG.
(SCHOEPPING.)

Die Blätter für das Gymnasialschulwesen, das Organ des Bayr. Gymnasiallehrervereines, erscheinen in 6 Doppelheften jährlich im Gesamtumfang von ca. 50 Bogen und kosten für Nichtmitglieder 10 Mk.

Inhalt des I. & II. Heftes.

Abhandlungen.

Rezensionen.

I. Abteilung.

Abhandlungen.

Zur Ausbildung der Altphilologen.

Von hochgeschätzter Seite wurde ich aufgefordert, eine mündlich geäufserte Ansicht über den vorläufig zweckmäfsigsten Weg der Lehrervorbildung für die altklassischen Fächer in diesen Blättern auseinanderzusetzen. Ich glaube dieser Aufforderung deshalb entsprechen zu sollen, weil in der That nur nach offener Erörterung aller Seiten, welche diese den ganzen Stand beschäftigende Frage der Betrachtung darbietet, von reiflicher Erwägung gesprochen werden kann. Da es sich um praktische Vorschläge handelt und die Sehnsucht nach Änderung des gegenwärtigen Zustandes eine allgemeine zu sein scheint, beschränke ich mich, ohne auf die trefflichen Darlegungen, welche wir bisher verzeichnen können, einzugehen, auf eine kurze Verlautbarung meiner Vorschläge und ebenso kurze positive Begründung derselben.

A. Vorschläge.

1. Der Altphilologe hätte fürs erste ein mindestens dreijähriges Universitätsstudium (Philologika, Geschichte, Geographie, Einleitung in die Philosophie, Logik) zu absolvieren und den ersten Prüfungsabschnitt in der bisherigen Weise zu überstehen (in München vor einer Kommission, zu welcher aufser den Vertretern des Gymnasiums jedesmal je 2 Vertreter jeder der drei Landesuniversitäten heranzuziehen wären).

2. Nach einem Jahr weiteren Universitätsstudiums (Geschichte der alten Philosophie, Archäologie, Geschichte der Pädagogik und etwa auch Psychologie, ferner natürlich philologische Fächer) würde ein zweiter Prüfungsabschnitt folgen. Er bestünde in einem zweistündigen mündlichen Examen über Geschichte der alten Philosophie, Archäologie und Geschichte der Pädagogik (bezw. auch Psychologie), welches nach Ende des achten Studien-Semesters an der vom Kandidaten während seines siebenten und achten Semesters besuchten Universität in Gegenwart eines Regierungskommissärs aus München, Würzburg oder Ansbach (vgl. die erste juristische Prüfung) abzuhalten wäre. Die Noten wären alsbald an das Kgl. Staatsministerium einzusenden.

3. Darauf würde der Kandidat ein halbes Jahr lang a) an einem Gymnasium, das sich an einer unserer drei Universitätsstädte befindet und zugleich ein pädagogisches Seminar besitzt, bei Überfülle von

Kandidaten aber an irgend einem anderen Gymnasium einer Universitätsstadt wöchentlich je vier Stunden, und zwar je zwei Stunden im deutschen Unterrichte der I. Klasse (Lesebuch) und je zwei Stunden im Geschichtsunterricht der III. Klasse, praktizieren, zunächst nur hörend, gegen Schlufs auch öfter lehrend (Entschädigung für Unbemitteltere monatlich ca. 30 M.), b) aber auch an der Universität seine wissenschaftlichen Fachstudien fortsetzen (ein ordentliches philologisches Kolleg, sämtliche speziell wissenschaftlichen altphilologischen Seminarstunden mit Ausschlufs der „Stilübungen" pflichtmäfsig) und c) eine wissenschaftliche Abhandlung über ein philologisches Thema, zu welcher er bereits seit dem siebenten Semester Vorstudien machen konnte, ausarbeiten. Diese Abhandlung wäre zu Beginn des Mai beim Kgl. Staatsministerium einzureichen.

4. Das zweite halbe Jahr würde der Kandidat an irgend einem der bereits bestehenden pädagogischen Seminare in der bisher geübten Weise weiterpraktizieren, wobei er vielleicht von Kirchen- und Hofaufsicht, Anfertigung einer pädagogischen Arbeit, Teilnahme an den Lehrerratssitzungen und Schulfeierlichkeiten u. ä. zu befreien wäre (Entschädigung wie bisher, bzw. etwas höher).

5. Anfang Oktober (bzw. von Mitte September ab) würde ein III. Prüfungsabschnitt folgen. Hiebei würde in gewohnter Weise verfahren werden; nur würde das Kolloquium sich lediglich mit der eingereichten Abhandlung und ihrem nächsten Forschungsgebiete (alt-, mittelgriechische, römische Literatur) zu befassen haben und eine Stunde dauern.

6. Die Note des Kandidaten würde sich in der Weise berechnen, dafs der erste Prüfungsabschnitt einerseits und der zweite und dritte Prüfungsabschnitt zusammen andrerseits je ein Qualifikationsmoment bilden. Die Note des I. Abschnittes würde wie bisher berechnet. Bezüglich des II. Qualifikationsmomentes aber würde wenigstens analog dem seitherigen Modus die Note des III. Prüfungsabschnittes dreifach, Philosophie, Archäologie und Pädagogik je einfach in Anrechnung gebracht werden.

B. Gründe und ergänzende Bemerkungen.

Die Gründe zu diesen Vorschlägen sind folgende: 1. Eine Zurück-Organisation der gegenwärtigen Studieneinrichtung wäre ebenso eine gewaltsame Verrenkung des Ausbildungsorganismus wie eine etwaige überstürzte totale Neuerung. Die jetzige Prüfungsordnung hat viele Vorzüge, deren Anführung hier überflüssig ist. Sie sollte daher, soweit als möglich, beibehalten werden.

2. Die fünf ersten Monate des vierten Universitätsjahres sind ungenügend zur Anfertigung einer wirklich wissenschaftlichen Arbeit, die verlangt werden mufs. Auf der andern Seite macht die eifrige Anfertigung der wissenschaftlichen Arbeit den wünschenswerten weiteren Kollegienbesuch für die ganze Dauer des Semesters illusorisch.

3. Ein halbes Jahr pädagogischen Seminars genügt. Weitere

Anleitung kann jeder Rektor im ersten Halbjahr der Assistentenzeit geben.

4. Die wissenschaftliche Arbeit darf nicht mehr während der selbständigen Praxis angefertigt werden. Hingegen läfst sie sich, zumal wenn schon im vierten Universitätsjahre der Grund zu einer solchen (in Universitätsseminarien) gelegt ist, sehr wohl neben dem erstmaligen Einleben in die pädagogische Praxis weiterführen und während acht Monaten vollenden.

5. Kandidaten, welche in den beiden ersten Prüfungsabschnitten zwar bestanden, aber nicht mindestens die Gesamtnote II—III erhalten haben, können zur Wiederholung eines oder je nachdem der beiden ersten Prüfungsabschnitte verwiesen werden, die dann eventuell auch im gleichen Jahr abgelegt werden können. Sind sie auch diesmal oder ein drittes Mal nicht fähig, eine bessere Note als III zu erreichen, so erweisen sie sich damit auch unfähig, eine wissenschaftliche Abhandlung zu liefern. Sie können, gehen sie zum Lehrfach, höchstens in der IV. Gymnasialklasse neuerer Ordnung Verwendung finden.

6. Die Einlieferung einer pädagogischen Abhandlung an das Kgl. Staatsministerium könnte eventuell vor der Beförderung der Assistenten zum Gymnasiallehrer gefordert werden (Referent ein Mitglied des obersten Schulrates). Die obigen Vorschläge sind der Natur der Sache nach ohne alle Prätension gegeben. Vielleicht aber haben sie doch die Kraft, das Problem, das wir uns vorläufig stellen müssen und das da lautet: Unter Beibehaltung einer Studien- und Vorbereitungszeit von fünf Jahren eine noch bessere Ausbildung unserer Altphilologen zu ermöglichen als bisher, einer günstigen Lösung näher führen zu helfen.

München. Adolf Dyroff.

Ein verschollenes Gedicht des Humanisten Jakob Locher (Philomusos) über den grofsen Brand in Passau 1512.

Mitgeteilt von Dr. F. Boll.

Vor etwa vier Jahren hatte ich bei Gelegenheit einer dienstlichen Arbeit eine grofse Anzahl von Inkunabeln unserer Hof- und Staatsbibliothek durchzusehen. In einer von ihnen war im Vorderdeckel ein gedrucktes Blatt eingeklebt, das ein Gedicht des berühmten deutschen Humanisten Jakob Locher, genannt Philomusos, enthielt. Ich nahm mir vor, es näher zu untersuchen; aber durch ein Versehen kam der Band, ehe ich seine Nummer aufgeschrieben hatte, mit allen andern wieder zur Aufstellung. Wollte ich nicht zu viel Zeit verlieren, so mufste ich es auf ein gelegentliches Wiederfinden ankommen lassen. Und der Zufall, der mich damals so ärgerlich geneckt hatte, war mir in der That ein anderes Mal freundlich. Im Oktober d. J. kam Herr Professor Dr. Wilhelm Meyer aus Göttingen, mein hochverehrter Vorgänger in der Handschriftenabteilung, zur Durchsicht einer grofsen Menge von Inkunabeln hieher; und es traf sich, dafs er

gerade einen Tag, nachdem ich ihm bei gegebener Gelegenheit von dem gefundenen und wieder verlorenen Stück erzählt hatte, auf die Inkunabel stiefs, in der jenes Blatt sich befand. Nun mag von dem schönen und wertvollen Blatt um so eher eine nähere Mitteilung am Platz sein, als es ein ganz unbekanntes[1]) Gedicht des berühmten Humanisten Jakob Locher enthält, der einst durch seine fünfundzwanzigjährige Lehrthätigkeit der Universität Ingolstadt in der Pflege der schönen Wissenschaften den ersten Rang unter den deutschen Hochschulen verschafft hat.[2])

Zunächst einiges Äufsere über das Blatt. Es war in den Vorderdeckel eines grofsen Folianten, der 1475 zu Nürnberg gedruckt ist und Heiligenleben enthält, durch einen früheren Besitzer eingeklebt, der dadurch dieses Stück vor dem gemeinen Los solcher fliegenden Blätter, nach wenig Jahren verloren zu gehen, bewahrt hat. Es ist ein grofses Folioblatt (41 × 28 cm); den schön gedruckten Text umgibt an allen vier Seiten eine reiche Randleiste. Der Druck ist, wie die Unterschrift lehrt, 1513 in Augsburg gemacht worden und zwar, wie sich aus der Vergleichung der Typen ergibt, durch Silvanus Othmar, der im selben Jahr eine kleine Sammlung von Gedichten des Philomusos in einem Quartbändchen ans Licht gegeben hat.

Philomusos, wie Jakob Locher (1471 zu Ehingen in Oberschwaben geboren) seit seinem italienischen Aufenthalt genannt wurde, war schon 1498 aus Freiburg i. B. nach Ingolstadt berufen worden. Ein heftiger Streit mit einem angesehenen alten Ingolstädter Scholastiker und Theologen nötigte ihn, nach fünf Jahren seine Stelle aufzugeben und nach Freiburg zurückzukehren; aber schon 1506 berief ihn Herzog Albrecht abermals nach Ingolstadt „zu der lectur der poetrey“ und dort blieb er auch bis zu seinem Tode, neben Aventin, Reuchlin, Joh. Agricola die Hauptzierde der Universität und ihr gesuchtester Lehrer. Dafs er auf dem fremden Boden festen Fufs gefafst hatte und im bayerischen Stamm sich heimisch fühlte, davon gibt auch das nachstehend mitgeteilte Gedicht Zeugnis. Es ist eine Klage über ein furchtbares Unglück, das im Jahre 1512 die uralte Donaustadt Passau betraf. Nachdem schon 1508 ein grofser Brand den Neumarkt von Passau verwüstet hatte, brach am Charfreitage des Jahres 1512, während die Einwohner der Passionspredigt in den Kirchen beiwohnten, abermals im Neumarkt ein gewaltiger Brand aus, der mit rasender Schnelligkeit um sich griff und bis auf das Johannisspital den ganzen Neumarkt in Asche legte. 300 Gebäude waren vernichtet, viele Menschen und Tiere kamen in den Flammen um, und wie Erhard (Geschichte der Stadt

[1]) Man darf das mit ziemlicher Gewifsheit aussprechen, da weder Zapf, der Verfasser der Schrift „Jakobus Locher genannt Philomusus in biographischer und literarischer Hinsicht“ (Nürnberg 1803), noch Hehle in seiner trefflichen Monographie über Locher (Schul-Programme von Ehingen 1873 und 1874), obgleich sie beide genaue Bibliographien der Werke ihres Autors geben, dieses Gedicht verzeichnen. Auch die bibliographischen Werke von Panzer und Weller wissen nichts von dem Druck.

[2]) Prantl, Gesch. d. Ludwig-Maximilians-Universität I 131 ff.; Hehle, Allg. Deutsche Biogr. 19, 62.

Passau I, 217) erzählt, hatte die Altstadt es nur der hohen Wehrmauer zu danken, dafs sie nicht auch von den Flammen ergriffen wurde.

Die Kunde von diesem Unglück veranlafste den Ingolstädter professor poeseos zu der nachfolgenden Elegie. Es ist ein echt humanistisches Erzeugnis, von antiken Reminiscenzen durchzogen: die Zerstörung von Ilion und Sagunt mufs, mitten unter berühmten Feuersbrünsten in deutschen Städten, wie Erfurt, Bozen, Basel, Reutlingen, Konstanz,[1]) zum Vergleich herhalten, Neros Schatten wird beschworen und der Phaetontische Weltbrand darf natürlich auch nicht fehlen. Echte Empfindung und anschauliche Schilderung wird man trotz dieser Gemeinplätze im übrigen nicht vermissen; an die drei Flüsse Donau, Inn und Ilz wird v. 21 passend erinnert, und die Erschöpfung der vergeblich um Rettung sich bemühenden Männer ist lebhaft und wahr v. 25 ff. dargestellt. Am Schlufs wendet der bekümmerte Dichter von dem schweren Los, das die einzelne Stadt betroffen, den sorgenvollen Blick auf die allgemeine Weltlage: Kriege drohen überallher und schwere Zeiten stehen der Menschheit bevor. Ein neuer Totilas steht vor den Thoren. Ob diese dunkle Anspielung auf den König von Frankreich geht oder auf wen sonst, mögen Kenner der Zeitgeschichte entscheiden.

Bei dem folgenden Abdruck habe ich natürlich die Abkürzungen aufgelöst und Orthographie und Interpunktion modernisiert.

Carmen elegiacum Jacobi Locher Philomusi Poetae: de lamentabili incendio Patavinae civitatis Bavariae.

Annua salvifici quum fletur passio Christi
  Agnoscitque nefas gens recutita suum,
Quum sacra legitimo peragit maestissima ritu
  Clerus et in templum maxima turba fluit,
Dum levat in caelum plebis pia contio mentes,
  Dum cruce suspensum pectora maesta dolent:
Fatifer exoritur tignis crepitantibus ignis
  Faxque novum subito corripit atra forum.
Grassantur flammae per lignea tecta volantes:
  Vulcanum rapidum scandula sicca fovet.
In cineres muros et robora dura resolvit
  Ignis et ardescens obvia cuncta rapit.
Hoc minor ignis erat Phaeton tellure perusta
  Quando patris trepidos praecipitavit equos.
Absumit portam; turres monumentaque frangit
  Perque domos omnis per plateasque furit.
Templum, quo colitur divinum pneuma, crematur:
  Ornatusque sacer tostus in igne perit.
Pulvis et umbra viros caecant; incendia pungunt;

[1]) Metona v. 40 ist Methone, das 1498 von den Türken unter Bajesid II. erobert worden war. Mons rutilus v. 43 ist vielleicht Lichtenberg.

Fessa nec ardores corpora ferre queunt.
Nec potuere pyras tria tunc extinguere[1]) saevas
Flumina, quae rapidis cursibus arva vorant.
Pestis atrox flammae duodenas saevit in horas,
Terribiles strages omnibus ecce minans.
Fessa laborantum torpebant membra virorum
Squalebantque gravi torrida labra siti.
Ieiunae fauces suspiria lenta trahebant
Et dabat invalidas longa ruina manus.
Ilia torquebat tum creber anhelitus: ingens
Arida nam fumus presserat ora virum.
Non erat auxilium pavidis, non ulla salutis
Spesque viris, aderat exitiosa lues.
Prohdolor ignis edax trecentas abstulit aedes
Et leto misero corpora multa dedit.
In gremio matrum plorans comburitur infans,
Cum natis stupidus commoriturque pater.
Luctifico perit et tunc funere sexus uterque
Ignivomumque replent membra cremata rogum.
Vix talem sensit genetrix Erphordia cladem
Sandycis, talem vixque Metona tulit.
Iam sua conticeat feralia damna Saguntum;
Bolsanum taceat et Basilea vetus.
Mons rutilus sileat geminatae incommoda cladis
Et Reittlinga suum perferat excidium.
Et tolerabilius patitur Constantia damnum,
Corpora quae non tot perdidit atque domos.
Vix aestus tantus combussit Pergama, Romae
Accendit vel cum tecta superba Nero.
Grandius ecce malum Patavinae contigit urbi,
Anxia quod luctu corda dolere iubet.
O qualis fuerat populi trepidantis imago!
O qualis clerum presserat inde metus!
O tristem lucem miseris! quae strage cruenta
Tot partas hominum praecipitavit opes.
Est pretiosa nimis flammis consumpta supellex,
Deformant vastum bustaque nigra locum.
O male securos, per quos incendia dira
Coeperunt! digni morte piare scelus.
Partibus unde queunt tot damna rependere laesis?
Ah miserum, tali clade perire viros.
Discite mortales alienis ferre periclis
Et mala consilio fata cavere bono.
Imminet interitus varius; fortuna minaci
Stat vultu et dubiam versat in orbe rotam.
Rebus in humanis nihil est durabile: nostram
Spem vitae resecat tempus et hora brevis.

[1]) Druckfehler extingnere im Original.

Nullus amor pacis, concordia nulla per orbem
  Auditur: populos bella cruenta terunt.
Vndique christicolum mortali vulnere sanguis
  Funditur et Martis impetus arma rapit.
Excitat ad miseras caedes furialis Enyo
  Oppressos homines: sicque cruore litat
Inferias tristes, et dura piacula nostris
  Pro noxis scelerum pendimus atque malis.
Nos graviora manent Geticis modo tempora bellis:
  Ah Totilas alter forte timendus adest.
Sed precor aethereae supplex te conditor arcis:
  Christicolis tribuas saecula laeta tuis.
Avertasque malum, quod crimina nostra merentur:
  Iudicium pietas vincat amorque tuum.

Anno salutis. M.D.XII. v. Idus Aprilis. Dii bene vortant.
Impressum Augustae. Eodem anno. XIII. die Maii.

Zur Verteilung des Lehrstoffs in den zwei untersten Klassen.

Die Schulordnung vom 23. Juli 1891 ist nunmehr so lange in Geltung, dafs einer wohl kaum der Übereilung geziehen werden dürfte, der es wagt, einige Änderungen, die sich ihm in der Praxis[1]) als wünschenswert ergeben haben, vorzuschlagen. Sie beziehen sich auf eine rationellere Verteilung des Lehrstoffs, vor allem in Latein und Geographie.

I. Latein.

Bekanntlich ist durch die neue Schulordnung das Pensum der 1. Klasse um die regelmäfsige 2. Konjugation und das Relativpronomen, die früher erst in der 2. Klasse behandelt wurden, vermehrt worden. Gleichzeitig wurde die Zahl der Wochenstunden in der 1. Klasse um 1 vermehrt (auf 8), in der 2., der früher 10 Stunden zur Verfügung standen, um 2 vermindert. Mir drängte sich — und ich glaube, verschiedene Kollegen werden dieselbe Erfahrung gemacht haben — die Überzeugung auf, dafs der Stoff für die unterste Klasse zu grofs geworden ist. Man hat ja, um das Mehr bewältigen zu können, wohl eine Wochenstunde hinzugefügt, aber nicht gerechnet hat man mit der Aufnahmsfähigkeit eines jugendlichen Gehirns. Dafs gutbegabte und fleifsige Schüler das Pensum erledigen können, ist richtig; aber für den Durchschnitt ist es zu viel. Man denke nur, was ein junger Kopf in dieser Klasse zu verarbeiten hat! Welche Schwierigkeiten macht, um nur das Markanteste zu nennen, die 3. Deklination mit ihren Ausnahmen in Beugung und Geschlecht, die Unterscheidung von Aktiv

[1]) Vf. hat seit 1891 fünfmal die 1. Klasse geführt und ist dreimal mit seinen Schülern in die 2. Klasse vorgerückt.

und Passiv! Und kaum „sitzt“ die 1. Konjugation, so mufs der Schüler die 2. hinzulernen, die mit ihrem Perfekt auf evi und ui, ihrem Indikativ Präsens, der dem Konjunktiv der 1. Konjugation so ähnlich ist, Verwirrung hervorruft. Und besonders schwer ist die Unterscheidung von is und qui. Man sollte das erstmalige Lernen von Formen und Wortarten, die leicht miteinander zu verwechseln sind, zeitlich auseinander rücken, damit die eine Form den Schülern schon fest eingeprägt ist, wenn die andere ähnliche an die Reihe kommt. Ich glaube, der Stoff, der in der alten Schulordnung der 1. Klasse gegeben war, würde die 8 Wochenstunden zur Genüge ausfüllen. Handelt es sich doch vor allem in dieser Klasse darum, die Fundamente möglichst sicher zu legen.

Andrerseits kann der frühere Lehrstoff der 2. Klasse in dieser bewältigt werden, wenn auch der jetzige Lehrplan 2 Stunden weniger gewährt. Hier handelt es sich ja nicht um eine solche Fülle von neuen Begriffen; die Gesetze der Flexion des Nomens und Verbums sind dem Schüler schon bekannt; neu und schwierig ist nur das Adverbium und das Pronomen. Allerdings könnte in der 2. Klasse durch eine andere Verteilung des Lehrstoffs innerhalb des Jahres eine Erleichterung geschaffen werden. Und auf diesen Punkt möchte ich besonders aufmerksam machen.

Die Reihenfolge, in der wir die Gesetze der Formenlehre in der 1. Klasse lehren, hält sich nicht an das grammatische System; wir beginnen mit mensa und lassen darauf den Indikativ Präsens von oro folgen oder auch umgekehrt; die Zeiten und Modi des Verbums sind über das ganze Jahr weise verteilt; die Komparation folgt nicht gleich hinter dem Positiv u. ä. m. Im grossen Ganzen ist in unsern Lehrbüchern für die 1. Klasse ein sehr guter Lehrgang eingehalten. Anders in der 2. Klasse! Hier bekommt der Schüler eine systematische Grammatik — von Landgraf oder Englmann — in die Hand, und die Übungsbücher halten sich genau an deren Reihenfolge.[1]) So kommt es, dafs am Anfang des 2. Jahres die schwierigen Pensa der Adverbia und Pronomina hintereinander durchgenommen werden müssen, während den Rest des Jahres die verhältnismäfsig leichten unregelmäfsigen Verba ausfüllen. Die schwierigen Pensa sollten über das ganze Jahr verteilt sein, es wäre sehr zu wünschen, dafs in einer neuen Auflage der einschlägigen Übungsbücher der Versuch gemacht würde, hier eine ähnliche Methode einzuführen, wie sie in der 1. Klasse mit Erfolg verwendet wird.[2])

Man sage nicht, der Lehrer brauche sich ja nicht an die Reihenfolge im Übungsbuch zu halten; er könne die Verteilung des Lehr-

---

[1]) Es ist das noch ein Überrest aus der „guten“ alten Zeit vor 1874, als der Schüler der damaligen 1. (jetzt 2.) Klasse „systematisch“ die ganze Formenlehre lernte. Ein Blick in ein Übungsbuch von damals zeigt deutlich, was ich meine.

[2]) Ähnliche Fragen kommen bei dem Anfangsunterricht im Griechischen in Betracht; warum verwendet man hier nicht ähnlich wie in der 1. Klasse ein Elementarbuch, das methodischer vorgeht als die systematische Grammatik? Man könnte an den Anfang die leichte 2. Deklination setzen, was auch jetzt schon einige Lehrer thun.

stoffs vornehmen wie er wolle. Gewifs kann er das; aber andrerseits ist es auch nicht nötig, dafs die Übungsbücher einer alten Methode folgen. Das Ideal ist doch, dafs zwischen Lehrbuch und mündlicher Darbietung auch in der Reihenfolge Übereinstimmung herrscht; sonst wird dem Lehrer wie dem Schüler die Arbeit unnötig erschwert.

II. Geographie.

In der Geographie scheint mir — im Gegensatz zum Latein — die 2. Klasse überbürdet zu sein und die 1. Klasse leicht ein gröfseres Pensum zu vertragen. Das deutsche Reich mit Ausnahme Bayerns, dann Österreich-Ungarn und die Schweiz soll der Unterricht in der 2. Klasse umfassen; in der 1. nur Bayern und eine Übersicht über Erdgestalt und über Europa. Dafs Bayern genau durchgenommen werden mufs, ist ja selbstverständlich; aber die Hälfte des Schuljahres dürfte dazu genügen, besonders da die Schüler schon ganz beachtenswerte Kenntnisse aus der Volksschule mitbringen; die andere Hälfte aber wird mit einer kurzgefafsten Darstellung der Erdgestalt und Erdoberfläche sowie einer hydro- und orographischen Übersicht von Europa kaum ausgefüllt. Europa wird ja in der 3. Klasse genau durchgenommen, also kann es sich nur um einen sehr allgemeinen Überblick handeln. Ich würde vorschlagen, in der 1. Klasse aufser Bayern das übrige Süddeutschland durchzunehmen, also Württemberg, Baden, Hessen und die Reichslande. Das würde sich schon mit Rücksicht auf die Rheinpfalz empfehlen. Es bliebe auch so noch für die 2. Klasse ein grofser Stoff zu bewältigen.

III. Deutsch.

Für den deutschen Unterricht möchte ich nur die Frage anregen, ob es nicht angezeigt wäre, in der 2. Klasse eine Wochenstunde, etwa von Weihnachten an, auf die Erzählung der griechischen Sagen zu verwenden. Hiedurch würde in sehr erwünschter Weise der überreiche Stoff des Geschichtsunterrichts in der 3. Klasse, zu dessen Aufgabe nach der Schulordnung die Erzählung der anziehendsten Sagen des klassischen Altertums gehört, entlastet.

München. Th. Preger.

Zum deutschen Unterricht.

Die Art, wie der deutsche Unterricht gegenwärtig in den Klassen 1—5 an vielen unserer humanistischen Anstalten erteilt wird, erscheint mir in zweifacher Hinsicht einer öffentlichen Besprechung wert. Ich will in den folgenden Zeilen die Aufmerksamkeit der Herrn Kollegen, die in den genannten Klassen unterrichten, auf zwei Punkte lenken, denen meines Erachtens ein das Lehrziel schädigender Mangel anhaftet.

Nach meiner Erfahrung entbehren seit einer Reihe von Jahren schon der grammatische Betrieb wie die Übung in der Rechtschreibung

der gleichmäfsigen und einheitlichen Behandlung, die für alle anderen Fächer festgelegt und geboten ist. Die Schulordnung grenzt in § 9 Abs. 3—9 incl. den Stoff für den grammatischen Betrieb gewifs ebenso ab wie beispielsweise für das Lateinische oder Griechische, allein ich habe hier nicht die Verteilung des Unterrichtsstoffes, sondern die Art seiner Darbietung im Auge. Ich glaube nicht zu übertreiben, wenn ich behaupte, es habe die persönliche Anschauung und der eigene Geschmack des Lehrers speziell in diesem Fache an unseren Anstalten zur Zeit sich zu breit gemacht. Selbst bei grofsen Zugeständnissen an die Individualität des Lehrers kann ich mich der Erkenntnis nicht verschliefsen, dafs zu viel „nach eigenen Heften" gearbeitet wird. Die Schulordnung gibt aber auch hier über den einzuschlagenden Weg im § 9 Abs. 3 eine deutliche Anweisung: „In den unteren fünf Klassen wird . . . . im Anschlufs an einen Leitfaden, teilweise auch an das Lesebuch, ein grammatischer Unterricht in folgender Abstufung erteilt." Wie steht es nun in Wirklichkeit mit dem ersten Teile der Forderung, dafs der grammatische Unterricht „im Anschlufs an einen Leitfaden" erteilt werden soll? Ich biete hier als Antwort auf die Frage, was mir aus Besprechungen mit Kollegen und aus der Durchsicht der Jahresberichte aller Gymnasien bekannt geworden ist: An etwas mehr als der Hälfte (22) ist Winters „Deutsches Sprach- und Übungsbuch" eingeführt, an fünf Anstalten wird nebenbei noch Englmanns „Grammatik der deutschen Sprache" gebraucht; bei dreien ist der „Abrifs der deutschen Grammatik in Beispielen" von Nicklas als Leitfaden in Verwendung. Bei 17 Gymnasien also scheint gar kein derartiges Buch eingeführt zu sein. Ob der „Abrifs" von Nicklas als Leitfaden in diesem Sinne gelten kann, will ich nicht entscheiden; jedenfalls hat der Schüler doch etwas, woraus er sich nötigenfalls Rates erholen kann. Schon durch die bestimmte Vorschrift der Schulordnung bin ich der Aufgabe überhoben, in eingehender und wissenschaftlicher Weise die Notwendigkeit, den Unterricht im Anschlufs an einen Leitfaden zu erteilen, zu begründen. Ich will aber nicht unterlassen, nachdrücklich auf die Thatsache hinzuweisen, dafs viele Kollegen über die Unsicherheit im grammatischen Wissen der Schüler klagen. Es fehlt die feste Grundlage, auf der von Klasse zu Klasse weiter gebaut werden kann. Wenn man vielleicht früher zur Erlernung der Muttersprache zu viel „Drill" angewendet hat, thut man jetzt darin gewifs zu wenig. Dafs heute viele unserer Gymnasien keine deutsche Grammatik haben, kommt, wie ich glaube, einerseits davon her, dafs man sich fremde Anschauungen in zu weitgehender Weise zu eigen gemacht hat, andererseits dafs man mit dem bis dahin allgemein eingeführten Lehrbuche von Englmann nicht mehr zufrieden war. Allein jene fremden Anschauungen, dafs mit dem bisherigen Unterrichte in der Muttersprache zu brechen, grammatisches Wissen den Schülern vielmehr nur gelegentlich beizubringen sei, haben uns auf Irrwege geführt. Heute hat man sie bereits als extrem erkannt und sich davon abzuwenden begonnen; dies zeigen nicht wenige Aufsätze der Fachzeitschriften. Die Ansicht, dafs in der Muttersprache die Kennt-

nisse der Schüler nur zu verbessern und zu bereichern seien, ist wohl im allgemeinen richtig; jedoch zeigt die Erfahrung gewifs, dafs dies nur durch zielbewufsten Unterricht geschehen kann. Hiezu aber ist es unbedingt erforderlich, dafs man den Schülern ein zusammenhängendes Wissen, ein Gebäude der Grammatik darbietet, und es genügt durchaus nicht, dafs man bei der Rückgabe eines korrigierten Aufsatzes oder bei der Besprechung eines Lesestücks von diesem oder jenem grammatischen Teile handelt, wie es sich eben gerade macht. Diese Art des Unterrichts ist schon in den Klassen 4 und 5 unzulänglich, geschweige denn in 1—3. Da höre ich nun freilich einen lauten Einwurf eines Herrn Kollegen, der den Unterricht in der 4. oder 5. Klasse hat: Woher soll ich bei zwei Unterrichtsstunden Zeit für die Grammatik nehmen? Ich kann diesen Einwurf aus Erfahrung würdigen, erwidere jedoch darauf, dafs für diese Klassen in der Schulordnung nicht nur der Aufsatz und die Durchnahme von Lesestücken und Gedichten, sondern auch die Behandlung des noch übrigen Lehrstoffes, sowie Vertiefung und Wiederholung des bereits Gelernten vorgeschrieben ist. Wenn nun einmal blofs zwei Unterrichtsstunden gegeben sind, so mufs man sich nach Mafsgabe der Zeit in jedem Gebiete beschränken, aber man darf nicht das eine thun und das andere ganz lassen. Es ist aber Thatsache, dafs zur Zeit manche Lehrer in der ausführlichen Behandlung der Aufsatzübungen so weit gehen, dafs sie kaum die nötige Zeit für die Lektüre, geschweige denn für die Grammatik finden. Übrigens sei diese Bemerkung nur nebenbei gemacht. Der Zweck meiner Darlegungen ist, daran zu erinnern, dafs auch im deutschen Unterrichte mit der allgemeinen Einführung eines Leitfadens der Schulordnung Genüge geleistet werden möge; denn es ist notwendig, dafs wieder ein zusammenhängender, für die Schüler übersichtlicher grammatischer Unterricht Platz greife, wenn die Klagen über Unsicherheit in den Kenntnissen nicht noch mehr und lauter werden sollen. Es ist einleuchtend, dafs diese Forderung in dem Lehrer nicht die Befürchtung hervorzurufen braucht, es würden dadurch seiner eigenen Thätigkeit enge und lästige Schranken gesetzt.

Meine Aussetzungen am grammatischen Betriebe betreffen ebenso sehr den Unterricht in der Rechtschreibung. Wenn auch die Schulordnung hier für die Verteilung des Stoffes keine festen Grenzen zieht, sondern nur im allgemeinen von orthographischen Übungen in den Klassen 1—3 spricht, so sind wir doch nicht so arm an Normen, dafs der Unterricht in der Rechtschreibung so zerfahren sein müfste, wie er thatsächlich ist. Einmal liefse sich nach dem in amtlichem Auftrage bearbeiteten Büchlein „Regeln und Wörterverzeichnis für die Rechtschreibung“ recht gut eine Verteilung des Unterrichtsstoffes ermöglichen, ferner ist in Winters Büchlein „Deutsche Orthographie für die bayerischen Schulen“ eine übersichtliche und zweckmäfsige Ausscheidung bereits durchgeführt.

Es ist unzweifelhaft, dafs der Unterricht in der Rechtschreibung einer einigermafsen einheitlichen Behandlung durchaus entbehrt. Der eine Lehrer setzt meinetwegen wöchentlich eine Stunde für diese

Übungen an, erklärt Regeln und übt sie in Beispielen, die er diktiert; ein anderer begnügt sich damit, bei den verschiedenen Gelegenheiten, z. B. bei der Besprechung eines Aufsatzes, die vorgekommenen Fehler verbessert an die Tafel schreiben zu lassen und daran verwandte Wörter unter Erläuterung anzufügen. Jener mag das Verfahren dieses für ungenügend halten, dieser bei jenem ein Zuviel erblicken und denken, dafs sei ihm und den Schülern zu langweilig. Es herrscht also weder über das Mafs noch über die Verteilung des Stoffes die wünschenswerte und notwendige Einigkeit der Anschauungen. Es mufs darum noch einmal betont werden, dafs Anhaltspunkte hiefür in der Schulordnung willkommen wären. Denn zweifellos kann es nicht ausbleiben, dafs eine Vermengung des Späteren mit Früherem, bezw. des Schwierigeren mit Leichterem eintrittt, wo man sich auf eine gelegentliche Heranziehung der Rechtschreibung beschränkt. Es fehlt auch da wieder wie bei der Grammatik an der zusammenhängenden Stoffdarbietung; die Schüler gewinnen keinen Einblick in das Ganze und darum auch kein Verständnis, sondern fassen alles Gebotene nur als lose Teile. So ist auch schlimm daran, wer sich bemüht, für sich selbst wenigstens Ordnung in diesen Unterrichtsbetrieb zu bringen, da er nie recht weifs, was sein Vorgänger schon behandelt und wo er selbst einzusetzen hat.

Meine Anregungen haben also den im vorstehenden mehrfach angedeuteten Zweck, auf die Notwendigkeit eines systematisch aufbauenden, in allen Teilen zusammenhängenden Unterrichts in der Muttersprache hinzuweisen. Mögen sie von den Herrn Kollegen in dem Sinne aufgenommen werden, in dem sie geschrieben sind — im Interesse des Unterrichts.

Regensburg. Lirk.

Zu den Schulklassikern.

Es ist eine der vornehmsten Aufgaben des Gymnasiallehrers, dafs er die wissenschaftlichen Fortschritte seiner Lehrfächer gewissenhaft beobachtet und in seinem Berufe verwertet. Es tritt aber auch die Pflicht an ihn heran, das Dargebotene zu prüfen, um nicht etwa Unerwiesenes und Unrichtiges für gute Münze zu halten. In dieser Absicht seien mir die folgenden kritischen Bemerkungen gestattet.

Angezweifelt und umgeändert wurden von der Kritik die Verse 76 und 77 in der Medea des Euripides:

παλαιὰ καινῶν λείπεται κηδευμάτων
κοὐκ ἔστ' ἐκεῖνος τοῖσδε δώμασιν φίλος.

Voraus fragt die Amme den Pädagogen, ob Jason die Vertreibung seiner Kinder sich gefallen lassen wird, wenn er auch mit der Mutter derselben entzweit ist. Darauf erwidert der Pädagog die obigen Verse: „Die alte Ehe tritt hinter der neuen zurück und jener (Jason) ist kein Freund dieses Hauses.“ *ἐκεῖνος* kann nur auf Jason sich beziehen; das geht mit Notwendigkeit aus der Fragestellung der

Amme hervor. Die beiden Gedanken stehen in kausalem Verhältnis zu einander: Jason ist kein Freund dieses Hauses, weil sein Interesse der neuen Verbindung zugewendet ist. *καὶ* hat also die Bedeutung „und so“, „und da“, Syntax, Krüger 32, 8.

Prof. Dr. Roemer findet es Blätter f. d. b. G.-Schulw. p. 411 v. 1900 „geradezu falsch“, von Jason zu sagen, dafs er kein Freund dieses Hauses sei, da er doch später eine so grofse Liebe und Anhänglichkeit an seine Kinder zeige. Aber wann kommt diese väterliche Liebe? Wann erst? Jason ist einverstanden, dafs Medea mitsamt ihren Kindern in die Verbannung gehe, Unterstützung und Empfehlungen will er ihnen zwar mit in die Fremde geben, aber fort will er sie gehen lassen alle. Als dann Medea ihn auffordert, sich bei Kreon zu verwenden, dafs wenigstens die Kinder bleiben dürften (v. 940), da antwortet er: „Ich weifs nicht, ob ich Erfolg haben werde, doch mufs man einen Versuch machen.“ Durch Kreusa will er die Bitte dem Kreon vortragen lassen. Die Bitte wird gewährt, dem Jason macht es Freude. Er selber setzt nicht viel daran, seine Kinder zu behalten. Erst als Kreusa, Kreon und die Kinder tot sind und er allein in der Welt steht, da erwacht die Vaterliebe mit voller Macht und Zärtlichkeit v. 1300, 1377 und 1400. So steht es mit der Liebe und Freundschaft des Jason zum Hause der Medea.

Wenn nun der Pädagog v. 77 unter dem frischen Eindruck des Ausweisungsbefehls von Jason sagt: „Er ist kein Freund dieses Hauses, so meint er doch zweifellos, Jason handelt nicht wie ein *φίλος* dieses Hauses, sondern wie ein *κακός* (v. 84). Die Handlungsweise des Jason steht im Widerspruche mit der *φιλία*, also ist er kein *φίλος* dieses Hauses. In der Seele des Jason überwiegt die Rücksicht auf seine Zukunft, auf das königliche Haus und auf die neue Ehe; die Liebe zu seinen ersten Kindern tritt dem gegenüber in den Hintergrund. Das überwiegende Interesse bestimmt auch seine Handlungsweise, und so wird er hart (*κακός*) gegen seine Kinder, obwohl er sie im Grunde genommen noch liebt. Es wäre ein verhängnisvoller Irrtum, wenn man sich bei dem Begriffe *φίλος* blofs freundschaftliche Gesinnung, das psychische Gefühl der Liebe denkt, während an unserer Stelle ohne allen Zweifel vorzugsweise die aus der Gesinnung fliefsende Handlungsweise gemeint ist. Der Pädagog spricht dem Jason die *φιλία* ab, weil er nicht wie ein *φίλος* handelt. Von diesem Standpunkt aus mufs man die von Tournier vorgeschlagene Konjektur *κοὐκ ἔστ' ἐκεῖνα τοῖσδε δώμασιν φίλα* als unzutreffend zurückweisen.

Auch den Scholiasten mufs man in Schutz nehmen, welcher zu unserem Verse *κοὐκ ἔστ' ἐκεῖνος* etc. folgendes anmerkt: *Ὅμηρος ἐπὶ τῆς γυναικὸς ἔλαβεν* (ο 21) „*κείνου βούλεται οἶκον ὀφέλλειν, ὅς κεν ὀπυίοι*“, d. h. Homer bezog auf das Weib den Vers 21 des 15. Gesangs der Odyssee: „Desjenigen Haus wünscht sie zu mehren, der sie heiratet.“ Athene hatte nämlich in Telemach die Sorge erweckt, seine Mutter Penelope könnte in seiner Abwesenheit vielleicht einen der Freier heiraten und das Haus des neuen Gatten zum Schaden des früheren und der ersten Kinder zu sehr begünstigen, und fährt fort: „*παίδων*

δὲ προτέρων καὶ κουριδίοιο φίλοιο | οὐκέτι μέμνηται τεθνηότος, οὐδὲ μεταλλᾷ.“ Jeder sieht sofort, dafs hier die Situation der Penelope den Verhältnissen des Jason vom Scholiasten gegenüber gestellt wird. Im Homer gedenkt die Frau die zweite Ehe zu schliefsen, bei Euripides der Mann. Gesinnung, Stimmung und Handlungsweise wollte der Scholiast in beiden Fällen als ähnlich empfinden lassen. Die neue Ehe überwiegt, das ältere Verhältnis tritt zurück, selbst die früheren Kinder und der erste Ehegemahl werden vergessen. Die Anwendung auf Jason ist sonnenklar, der Scholiast verdient also keinen Tadel und das Scholion ist heute noch gar wohl angebracht.

Ebensowenig kann ich der Auslegung und vorgeschlagenen Verbesserung beistimmen bei v. 89: *ἴτ', εὖ γὰρ ἔσται, δωμάτων ἔσω, τέκνα* „Geht ins Haus, Kinder, denn es wird gut sein“. Arnim gibt den Worten *εὖ γὰρ ἔσται* den Sinn: „Es wird alles wieder gut werden.“ Diesen Sinn haben sie freilich nicht und können ihn nicht haben, wohl aber einen anderen und ganz passenden: „denn es wird gut (ratsam, zweckmäfsig) sein“ ins Haus hineinzugehen. Zu dieser Auffassung zwingen die folgenden Verse, welche die Amme an den Pädagogen richtet: „Du aber halte diese Kinder aufs sorgfältigste in der Einsamkeit und bringe sie nicht in die Nähe der aufgeregten Mutter, denn ich habe schon bemerkt, wie sie ihren stieren Blick auf sie richtete, als ob sie ihnen was anthun wollte.“ Folgerung: Es wird also gut (ratsam, zweckmäfsig) sein, ins Haus hineinzugehen und ihr nicht zu begegnen. Eine Veränderung des Textes ist unnötig.

Zu v. 112 *ὦ κατάρατοι παῖδες* bemerkt der Scholiast von Medea: *ἑωρακυῖα τοὺς παῖδας εἰσιόντας ἅμα τῷ παιδαγωγῷ ἀναβοᾷ* d. h. beim Anblick der Kinder, welche mit dem Pädagogen hineingehen, schreit sie auf: *ὦ κατάρατοι παῖδες*. Es ist augenscheinlich, dafs der Scholiast und die ihm folgenden Erklärer die Situation in demselben Sinne auffassen wie Roemer, welcher p. 525 sagt: „Erst als die furchtbaren Worte v. 112 *ὦ κατάρατοι παῖδες* an sein (des Pädagogen) Ohr schlagen, geht er mit den Kindern der furchtbaren Mutter aus dem Wege.“ Folgerung: Medea sieht also die hineingehenden Kinder und schreit auf. Da man sich die Handlung der *εἰσιόντας* zögernd und andauernd zu denken hat, so herrscht völlige Übereinstimmung Roemers mit dem Scholiasten. Den Zwiespalt kann ich mir nur dadurch erklären, dafs Roemer meint, der Scholiast denke sich die Kinder zu derselben Thüre hineingehend, aus welcher Medea kam. Das wäre allerdings ein unsinniges, zweckwidriges Beginnen; aufserdem müfste man dem Scholiasten so wenig Bühnenkenntnis zuschreiben, dafs er nicht wufste, dafs nur der Herr, die Herrin des Hauses oder der Held des Stückes aus der mittleren Hauptthüre kam, während die übrigen Angehörigen des Hauses, soweit sie nicht die zeremonielle Begleitung des Helden bildeten, nur die rechte Seitenthüre (vom Zuschauer gesehen) zum Ein- und Ausgehen benützten. Der Scholiast hat aber diese Verkehrtheit weder gesagt noch gedacht. Sollte jedoch einer der neueren Erklärer den Pädagogen schon v. 105 ins Gebäude verschwinden lassen, so wäre ein Tadel begründet. Wecklein aber (3. Aufl.), den ich allein vor mir habe, thut

dies nicht, vielmehr läfst er in Übereinstimmung mit dem Scholiasten erst bei v. 112 die Kinder in das Haus treten. Es läfst sich wohl denken und vorstellen, dafs nach den Verwünschungsworten der Medea, während welcher die Kinder zur rechten Thüre zögernd ins Haus gehen, die Amme noch sagen kann: „Warum hassest du diese (τούσδε), ach, Kinder, wie fürchte ich, dafs euch etwas zustöfst.“ Dies ist möglich, wenn die Kinder unter der Thüre ganz oder teilweise noch sichtbar sind, oder eben hinter der Thüre verschwunden sind.

Auch bei den v. 121 ff. möchte ich dem Scholiasten Recht geben, wenn er Il. 81 ff. und 196 als Parallelen heranzieht.

δεινὰ τυράννων λήματα καί πως
ὀλίγ' ἀρχόμενοι, πολλὰ κρατοῦντες
χαλεπῶς ὀργὰς μεταβάλλουσιν.

Mit Rücksicht auf die Stimmung der sprechenden Amme, die ein ausbrechendes Unwetter von seiten der aufgeregten, schwerversöhnlichen und tiefgekränkten Medea fürchtet (v. 106 ff.), und besonders für die Zukunft der Kinder bangt (v. 118), kann man unter ὀργάς nur die leidenschaftliche Aufregung, den Zorn oder die Wut der Medea sich denken. Selbst wenn man in der Übersetzung ὀργάς mit „Sinnesart“ überträgt, so müfste man sich zornige (wütende) Sinnesart dabei denken. Deshalb finde ich die Parallelstellen des Scholiasten aus Homer durchaus nicht so unpassend, dafs nicht Ähnlichkeiten vorhanden wären. Im 1. Gesang der Iliade verspricht Achilleus dem Kalchas Schutz gegen den Zorn des Agamemnon, im 2. Gesang warnt Odysseus den Helden vor dem Zorne des Agamemnon.

Hoffentlich ist jetzt durch die erneute, überzeugende Darstellung Peter Corssens (Die Antigone des Sophokles, ihre theatralische und sittliche Wirkung. Berlin, Weidmann 1898) die Schuldfrage der Antigone endgiltig dahin erledigt, dafs die Heldin weder in den Augen des Dichters noch nach dem Urteil der athenischen Zuhörer, noch in ihrem eigenen Gewissen eine Schuld auf sich geladen hatte, geradesowenig wie Sokrates in der platonischen Apologie, wo er seinen verblendeten Landsleuten im Angesichte der Todesgefahr erklärte, dafs er Gott mehr gehorchen müsse als den Menschen. Der in dem Drama herrschende Widerspruch zwischen göttlichem Gebot und obrigkeitlichem Befehl ist hervorgerufen durch die Willkür und leidenschaftliche Verblendung Kreons, eine Thatsache, die er ja schliefslich selbst einsieht und schmerzlich bereut. Denn auch die weltlichen Gesetze schrieben vor, die Toten zu begraben, sogar dem Landesverräter entzog man das Begräbnis nicht, man schaffte ihn über die Landesgrenze, um ihn in fremder Erde zu begraben. Kreon that also vor Gott und dem Gesetz Unrecht, wenn er den Polyneikes den Vögeln und Hunden zum Frafse liegen zu lassen befahl. Antigone mufste sich also, abgesehen von ihrer Schwesterliebe, vor Gott und dem Gesetz verpflichtet fühlen, den Polyneikes zu beerdigen. Wie schwach mufsten diese

Antriebe in ihr sein, wenn sie dem gottlosen, ungerechten und grausamen Befehl Kreons Gehorsam geleistet hätte. Das wäre Schwäche, aber nicht Heldentum gewesen, Antigone wäre nicht das Muster einer tragischen Heldin geworden. Die Schuld der Antigone besteht deshalb auch nur in der Einbildung des leidenschaftlich erregten und kurzsichtigen Kreon, eine Täuschung, die er schliefslich zu seinem Schaden zu spät einsieht. Weder Ismene, noch Haimon, noch Tiresias, noch die öffentliche Volksmeinung fanden eine Schuld an ihr. Die Reue und die moralische Vernichtung Kreons nehmen endlich jeden Schatten einer Schuld von Antigone hinweg. Es wird wohl mit der gründlichen und überzeugenden Darlegung Corssens die seit Böckh und Hegel so zäh festgehaltene Streitfrage als beseitigt gelten dürfen.

Gänzlich mifsglückt dagegen ist der Versuch Kaibels (Göttinger Rektoratsrede 1897) die Verse der Antigone 904—921 als echt zu erweisen. Obwohl die Verse sehr alt sind, weil sie schon Aristoteles kannte, hat die deutsche Philologie dieselben doch bisher für unecht gehalten und auch Goethe fand sie äufserst widerspruchsvoll. Sie sind dem Charakter und den Grundsätzen der Antigone widerlich unangemessen. Ausschlaggebend ist jedoch die Unvereinbarkeit der Situationen. Die unechten Verse sprechen in Übereinstimmung mit Herodot III 119 von der Erhaltung und Rettung eines Lebenden: „Da Vater und Mutter im Hades weilen, so kann unmöglich mir ein Bruder werden": Bei Sophokles dagegen hat die Frau keine Wahl zwischen Gatten, Kind und Bruder, sondern sie hat nur den toten Bruder vor sich, den sie gerade so behandelt wie vorher den andern Bruder Eteokles, den Vater und die Mutter. Also eine absolut gleiche und unparteiische Behandlung der Personen. Solche Absurditäten können nicht von Sophokles stammen. Trotzdem versucht es Kaibel die Verse zu rechtfertigen, ja sogar zur Grundlage des Gesamtcharakters der Antigone zu machen. Es ist dadurch nur ein häfsliches Zerrbild der Heldin entstanden, das wir weit von uns weisen müssen.

Würzburg. Nusser.

Zur Methode des lateinischen Unterrichts.

Die folgenden Ausführungen schliefsen sich an das im Juli 1909 erschienene Programm des Wilhelmsgymnasiums an: „Entstehung von Analogieformen bei lateinischen Verba." Es wurde am Schlusse der Abhandlung darauf hingewiesen, dafs zur Verhütung von Analogiefehlern es in erster Linie von Wichtigkeit ist, in welcher Weise die richtigen Formen dargeboten und eingeübt werden. Ferner wurde auch der Punkt einer Betrachtung für wert gefunden, wie die einmal aufgetauchte Analogieform am wirksamsten unterdrückt wird. Da eine Ausführung dieser Punkte im Programm räumlich nicht anging, so seien dieselben hier zur Darstellung gebracht.

Was die Darbietung und Einübung der Verba und Verbalformen betrifft, so ist meines Wissens das gewöhnliche Verfahren

hiebei dieses, dafs die Verba mit ihren Formen zuerst nach der Grammatik erlernt und dann an lateinischen und deutschen Sätzen eingeübt werden. Doch im allgemeinen gehen die Ansichten der Schulmänner im Punkte der Spracherlernung weit auseinander. Während die einen die Überzeugung hegen, dafs der alten Methode, wornach z. B. die Paradigmata der Konjugationen einfach auswendig gelernt und dann eingeübt werden,[1] „der Todesstofs versetzt sei",[2] machen sich andere über die neue Methode, wornach die Sprache auf wesentlich induktivem Wege beigebracht werden soll, lustig und bleiben der alten Methode treu.[3] Die Ausrede, dafs es nicht auf die Methode, sondern auf den Lehrer ankomme, da ein schlechter Lehrer auch bei der besten Methode wenig leiste, ein guter Lehrer dagegen auch bei mangelhafter Methode etwas erreiche, ist nicht zutreffend. Mit solchen Sophismen darf man sich über die Pflicht, nach der besten Methode zu suchen, nicht hinwegsetzen. Bei einer besseren Methode wird einfach mehr erzielt. Freilich darf dabei nicht aus dem Auge gelassen werden, dafs der eine Lehrer je nach seiner Individualität mehr mit dieser, der andere mehr mit jener Methode erreicht. Gerade beim Unterricht ist ein Schablonisieren auch in dieser Hinsicht nicht am Platz und gereicht der Sache nicht zum Vorteil.

Die beiden Hauptarten der Methode nun sind auch beim Sprachunterricht die deduktive und die induktive Methode.

Die d e d u k t i v e Methode hat auf den ersten Blick den Vorteil der Kürze: die Regel wird dargeboten und braucht dann nur im einzelnen Fall angewendet zu werden.

Die i n d u k t i v e Methode hat den Vorteil, dafs durch das Auffinden des allgemeinen Gesetzes durch den Schüler aus vorgelegten Sätzen die Denk- und Urteilskraft des Schülers geweckt und entwickelt, wissenschaftliches Denken angebahnt und das Interesse dabei viel mehr angeregt wird als durch jene Methode. Aber diese Methode mufs sich von vielen Seiten den Vorwurf gefallen lassen, dafs mit ihr viel kostbare Zeit vergeudet wird.

Ist es aber denn wirklich wahr, dafs jene Methode so viel schneller zum Ziele führt?

Wenn die Regel dargeboten worden ist, so bedarf sie, da sie ja als allgemeines Gesetz abstrakt und, namentlich für den jugendlichen Geist, schwer fafslich ist, noch der Erläuterung durch Beispiele: an diesen wird dem Schüler die Regel in den meisten Fällen erst klar. Also im Grunde genommen wird doch auch hier mit dem Beispiele begonnen, da an ihm die Regel erst verständlich wird. Der Unterschied zur induktiven Methode besteht nur darin, dafs durch diese der Schüler selbst dazu geführt wird, aus den Beispielen das Gesetz zu finden. Dafs damit viel Zeit verbraucht werden k a n n, ist richtig; aber not-

[1] Z. B. Eckstein, lat. und griech. Unterricht, herausgeg. v. Heyden, 1887, S. 165 f.

[2] Lutsch, der lat. Unterricht am Gymnasium nach den neuen preufsischen Lehrplänen, Kreuznach 1893, S. 11.

[3] Z. B. O. Jäger, Lehrkunst und Lehrhandwerk, S. 24 ff.

wendig ist es nicht, es kommt hier eben ganz auf die Führung des Lehrers an. Da, wo die Auffindung des springenden Punktes zu lange dauern würde, wird eben der Lehrer rechtzeitig einen Wink zur Auffindung geben; es liegt ja auch nicht im Sinne der Schulordnung, dafs hier allzuviele Zeit daran gewendet werde: sie empfiehlt die „mafsvolle" Anwendung der induktiven Methode (Instruktion zur Schulordnung Ziffer 31). Es kann also auch auf induktivem Wege bei richtigem Verfahren die Regel ebensoschnell beigebracht werden, als mit der deduktiven Methode. Wenn wirklich etwas mehr Zeit dabei verbraucht wird, so wird dies dadurch wieder reichlich aufgewogen, dafs dasjenige, was wir selbst gefunden haben, viel eher haften bleibt, als was uns von auswärts aufgedrängt wird, ohne dafs wir dabei viel geistige Kraft in Bewegung setzen. Dabei bleiben die oben genannten mit der induktiven Methode verbundenen Vorteile für die geistige Entwicklung, die wir höher anschlagen als den Besitz eingepaukter Regeln.

Doch wozu hier diese Anpreisung der induktiven Methode? Oder sollen etwa gar die Verba mit ihren verschiedenen Formen auf induktivem Wege erlernt werden? Und wäre dies möglich? Dafs dies möglich ist, ersieht man daraus, wie die Kinder die Sprache lernen. Nicht mittels grammatischer Anweisung erlernen sie, wie überhaupt die Gesetze der Sprache, so auch die Verbalformen, sondern das Sprachgesetz bildet sich, ohne dafs das Kind sich dessen bewufst wird, indem sich im Geiste die einzelnen Sprachformen zu Gruppen zusammenordnen. Es liegt also dabei ein induktives Verfahren zu Grunde. Auch die Bedeutungen der Wörter und speziell der Verba und ihrer Formen setzen sich auf diesem Wege allmählich im Geiste fest. Doch wie vollzieht sich dies?

Es ist der Gebrauch im jeweiligen Zusammenhang, der auf die Bedeutung der Wörter und die Funktion der Formen hinweist. Und dieses Mittel kann auch im Unterricht rationell verwertet werden. Während sonst das Kind oft erst aus vielen Sätzen allmählich über die Bedeutung eines Verbums ins Klare kommt, weil der Zusammenhang in den ersten Sätzen zufällig nicht gerade derart ist, dafs er die Bedeutung klar zeigt, so kann im Unterricht das Verbum in einem so günstigen Zusammenhang dargeboten werden, dafs die Bedeutung desselben, sowie auch der Form, in der es auftritt, aufs erstemal ziemlich klar liegt. Um z. B. die Bedeutung und die Hauptformen von haurio beizubringen, genügen folgende Sätzchen: Puer sitiens ad fontem festinavit, ut aquam ex eo hauriret. Sed cum poculum non haberet, manu ex fonte aquam hausit. Puer, cuius vires longo itinere exhaustae erant, aqua frigida recreatus est.

Es macht dem Schüler Freude, in dem ersten Satz die Bedeutung des neuen Wortes selbst zu finden: es stellt dies für ihn die Lösung eines Rätsels vor. Auch kann er daraus, wenn ihm dies noch nicht bekannt ist, zugleich den Konjunktiv Imperfekti erlernen. Der zweite Satz zeigt ihm das Perfekt des Wortes, der dritte ein Kompositum mit seiner eigentümlichen bildlichen Bedeutung und zugleich das Supin des Verbums. Jetzt kann er veranlafst werden, das zusammenzu-

stellen, was er aus den Sätzen gelernt hat; später findet er in der Grammatik das Gefundene bestätigt. Auf gleiche Weise können alle Flexionsformen beigebracht werden. Wenn z. B. das erste Sätzchen ins Präsens gesetzt wird: puer a. f. festinat, ut aquam hauriat, erkennt der Schüler den Konj. Präsentis; er erhält dadurch auch bereits eine Ahnung von der consecutio temporum. Im allgemeinen ist es jedoch besser, für neue Formen neue Sätze zu bieten. Dabei ist es vorteilhaft, mit den neuen Formen schon bekannte aus erlernten Konjugationen zusammenzustellen, z. B. Oculis vid**emus**, auribus aud**imus**. Deus omnia vid**et** et aud**it**. Brevi tempore ver veni**et**; tum omnia flore**bunt**. Es leuchtet auch ohne weiteres ein, dafs der Satz mit seiner Form lieber aufgenommen wird, wenn er leicht fafslich und von interessantem Inhalt ist. Ferner wird die neue Form reiner und klarer aufgefafst, wenn in dem Satze sonst keine Schwierigkeiten vorhanden sind, so dafs die Aufmerksamkeit des Schülers nicht gleichzeitig noch auf verschiedenes anderes gerichtet ist.

Durch diese heuristische Methode bei der Darbietung der Verbalformen wird der Geist des Schülers ganz anders angeregt, und es wird dabei viel mehr Freude und Lerneifer entwickelt, wie jeder Lehrer sich durch die Probe überzeugen kann, als durch das rein mechanische Auswendiglernen nach der Grammatik. Es gilt auch hier: Was der Schüler selbst finden kann, soll man ihn finden lassen. Denn die heuristische Methode hat, sowohl was das Interesse beim Erlernen als auch das Festhalten im Gedächtnis und die Kräftigung der Auffassungs- und Findungsgabe betrifft, so viele Vorteile, dafs man sie nur immer anwenden soll, wo es gut möglich ist. Wenn man mir entgegenhält, dafs dies doch länger dauere, als wenn der Schüler die Formen von vornherein nach der Grammatik lerne, so ist übersehen, dafs dabei eben noch drei Sätze übersetzt worden sind. Und ohne Übung der Sprache in Sätzen geht es einmal nicht ab. Gerade im Anfang aber mufs ein neues Wort in einem Satzbild dargeboten werden. Denn es ist eine feststehende psychisch wohlbegründete Thatsache, dafs eine Wortform im Gedächtnis besser haftet, wenn sie im Satzzusammenhang dargeboten wurde, als wenn sie blofs für sich eingeprägt wird. Im Satzzusammenhang erhält die abstrakte tote Form konkrete Gestalt, individuelles Leben; hier verbindet der Lernende mit dem Worte die ihm zukommenden Vorstellungen. So kann selbst bei der Darbietung der an sich abstrakten Formen, die dem Gedächtnis am schwersten fallen, Anschaulichkeit erreicht werden. Da es für das Festhalten im Gedächtnis viel darauf ankommt, unter welchen Umständen uns etwas zuerst begegnete, so leuchtet der Vorteil dieser Methode ein. Zuerst wird in dem Satze die Aufmerksamkeit auf das neue Wort hingelenkt, und findet der Schüler selbst die Bedeutung desselben, so gewinnt er das neue Wort gleichsam lieb. Der erste Vorteil bleibt, auch wenn der Lehrer die von den Schülern nicht sofort gefundene Bedeutung verrät, um nicht zu viel Zeit zu verlieren. Die Hauptsache bei dieser Art der Darbietung ist ja nicht die, dafs die Bedeutung erraten wird, sondern dafs der Schüler gleich im Anfang

das Wort im Zusammenhang kennen lernt. Ferner wird die Bedeutung in diesem Fall auch deshalb besser haften, als wenn sie mechanisch nach der Grammatik gelernt wird, weil doch der Zusammenhang dieselbe wenigstens nahe legt; ist sie dem Schüler entfallen, so wird er sich leicht an den Satz erinnern, worin ihm das Wort zuerst begegnete, und er wird auf die Bedeutung kommen.

Zudem mufs schon deswegen das Verbum vielfach in einem Sätzchen dargeboten werden, weil sich sonst leicht eine falsche Vorstellung mit der Bedeutung verbinden kann. Wenn der Schüler z. B. in der Grammatik lernt: exuere „ausziehen“, so kann er dabei an die Verbindung denken: „die Familie zieht aus“, oder: „die Soldaten ziehen aus“, „einen Zahn ausziehen“, „der Wucherer zieht jemand aus“. Ebenso kann er mit induere „anziehen“ falsche Vorstellungen verbinden. Oder wenn er lernt: occidere „untergehen“, so kann er es in der Bedeutung von interire, perire, aber auch von submergi auffassen, suadere „raten“ in ähnlichem Sinne wie erraten, Rätsel.[1]) Gewöhnlich aber denken sich die Schüler, wie man sich leicht überzeugen kann, überhaupt sehr wenig bei dem mechanisch gelernten Worte, das sie zuvor nicht in Sätzen kennen gelernt haben. Sie prägen sich blofs den äufseren Klang ein. Hier sieht man deutlich, wie durch mechanisches Lernen die Gedankenlosigkeit genährt wird. Nur durch solche verkehrte Methode sind die Verwechslungen zu erklären, die man nicht für möglich halten würde, wenn man nicht die Erfahrung machte:

Mereo und servio verdiene, diene;
laudo und voveo lobe, gelobe;
venio und accipio komme, bekomme;
accipio und amplector empfange, umfange;
colo und aedifico bebaue, baue;
cogo und domo zwinge, bezwinge;
pereo und subeo gehe unter, gehe unter etwas;
confiteor und subeo (periculum) gestehe, bestehe.

Die Schüler, die diese Fehler machen, können wohl die gelernte Reihe mit dem deutschen Wort richtig hersagen, es ist also nicht ungenaues grammatisches Lernen daran schuld; aber sie denken nichts bei dem gelernten deutschen Worte, noch viel weniger bei dem lateinischen. Daher die Verwechslung von Wörtern, die dem Sinne nach grundverschieden sind. Wenn dieser freilich nicht beachtet wird, so ist zwischen dem äufseren Wortlaute „diene“ und „verdiene“ etc. kein grofser Unterschied.

Daraus sieht man, wie notwendig es ist, selbst die Verba nicht blofs mechanisch einpauken zu lassen, sondern auch hier mit Sätzen zu beginnen, damit nicht eine falsche Vorstellung bei dem gelernten Worte auftaucht und sich für die Zukunft festsetzt und einprägt.

[1]) Deshalb gibt die Schulgrammatik von Harre-Becher (4. A. 1899) zu verschiedenen Verba unter dem Text Verbindungen derselben an. Es ist dies sicherlich viel wert. Aber einerseits tritt dabei eine gewisse Ungleichheit zu Tage, anderseits ist dies doch eigentlich Sache des Übungsbuches.

In Sätzen wird der Schüler mit der eigentümlichen Anwendung und Verbindung des Verbums vertraut gemacht.

Was ich hier vertrete, verstöfst durchaus nicht gegen den Geist der Schulordnung, sondern liegt ganz im Sinne derselben. Denn auch für die Erlernung der Verba gilt das, was Ziffer 34 der Instruktion empfiehlt. „So findet der Schüler beim Erlernen der fremdsprachlichen Wörter den besten Anknüpfungspunkt für das Gedächtnis, da sie nicht in toter Vereinzelung, sondern in ihrem lebendigen Zusammenhang mit andern Wörtern innerhalb eines Satzes kennen gelernt werden."

Was die Darbietung der Flexionsformen der vier Konjugationen betrifft, so hält es Dettweiler[1]) für zweckmäfsig, nach der ersten Konjugation die Formen der folgenden Konjugationen vom Schüler nach Analogie ableiten zu lassen. Zwar ist dies bei einer grofsen Anzahl von Formen leicht auszuführen; aber es gibt doch auch viele Formen, die nicht auf diesem Wege abgeleitet werden können. Und wenn der Weg einmal beschritten ist, so wird der Schüler leicht geneigt sein, auch an unrichtiger Stelle nach Analogie Formen zu bilden, wenn auch nicht beim ersten Male während der Anleitung des Lehrers, aber danach, wenn ihm diese nicht mehr zur Seite steht. So liegt in dieser Methode ohne Zweifel eine reiche Quelle für Analogiefehler, es werden nach den ersten zwei Konjugationen bei der vierten Formen gehört werden, wie audint nach amant, monent; audibam; audibo: Formen, die auch sonst auftauchen, so aber wohl noch viel leichter werden gebildet werden und, wenn sie einmal hervorgetreten sind, wieder schwer aus der Vorstellungsreihe wegzubringen sind. Ich halte es auch hier für richtig, dafs der Schüler zuerst die Formen der fremden Sprache höre und mehr daran gewöhnt werde, gehörte Formen anzuwenden als sich auf Analogiebildung zu verlegen. Die geistige Arbeit der Vergleichung vollzieht sich dabei ganz unbewufst, kann aber auch im Unterricht nach dem Festsitzen der neuen Formen noch eigens vorgenommen werden. Und es werden dann weniger falsche Analogieformen auftauchen, wenn gerade die Formen, die sich von den früher erlernten unterscheiden, wie audiunt, audiebam, audiam besonders fest eingeprägt worden sind. Dafs auch hier die Darbietung in lateinischen Sätzen erfolgen kann, wurde bereits oben berührt. Dabei erweist es sich als sehr erspriefslich, wenn die neue Verbalform z. B. in audiunt oder haurirem sofort an andern bekannten Verba vom Schüler gebildet wird. Es kann damit zugleich eine Wiederholung der gelernten Verba verbunden werden. Die auf diese Weise eingeprägte Form wird den Schülern sehr geläufig. A. Setunsky[2]) hat diese Übung bei der Kasusbildung der Substantive vorgenommen und bezeichnet den Nutzen dieser Übung gleichfalls als hervorragend.

Eine ähnliche Übung kann auch bei den Perfekt- und Supinformen bethätigt werden, wie im Programm S. 27 dargelegt ist.

---

[1]) Methodik des lat. Unterrichts S. 83.

[2]) Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien 1897, S. 682.

Wenn der Unterricht z. B. die Form consedi bringt, so empfiehlt es sich, damit ähnlich lautende Perfekta zu verbinden, wie obsedi, comedi, fudi, vidi, da sich die gleichlautenden Formen gegenseitig stützen und besser einprägen, als wenn die sämtlichen drei Hauptformen des Verbums aufgesagt werden. Gerade das Memorieren der drei Hauptformen der Verba wird von mancher Seite überschätzt, indem man glaubt, je öfter diese Formen aufgesagt werden, desto besser würden sie sich einprägen. Dies ist nur bis zu einem gewissen Grade richtig. Der Lehrer mufs darauf bedacht sein, dafs das Aufsagen nicht mechanisch geschieht; denn was mechanisch ausgeführt wird, prägt sich nicht so gut ein wie das, was mit geistiger Aufmerksamkeit hervorgebracht wird. Dazu kommt, dafs das Interesse des Schülers schwindet, wenn das Aufsagen der Formen immer in derselben Reihenfolge geschieht. Es ist deshalb auf Mittel zu sinnen, wie die Verbalformen von verschiedenen Gesichtspunkten aus in anderer Ordnung zum Bewufstsein kommen. Und ein sehr fruchtbarer Gesichtspunkt ist eben der, dafs die gleichlautenden Formen zusammengestellt werden. Denn es wurde im Programm wiederholt darauf hingewiesen, wie wichtig bei der Spracherlernung der Wortklang ist. Wenn der Schüler z. B. die Supinformen missum, rescissum, diffissum, pressum, cessum, passum neben einander hört, so fällt die gleiche Form recht ins Ohr; ebenso invasi, rasi, suasi, divisi, misi, risi etc.

Solche und ähnliche Zusammenstellungen,[1]) welche durch die Grammatik selbst nicht geboten werden, verstofsen nicht etwa deshalb gegen die Schulordnung, weil durch dieselben Zeit von dem Memorieren der Grammatik weggenommen wird, sondern liegen ganz im Sinne derselben, da die Instruktion (Ziffer 31) ausdrücklich besagt: „Die Einübung der Regeln wird aber nur dann bleibende Früchte tragen, wenn sie sich zu einem die Schüler auf mancherlei Weise anregenden Verfahren gestaltet."

Doch die Hauptsache für die Erlernung der Sprache ist und bleibt die Übung in Sätzen. Hier kann die reichste Variation, die mannigfachste Anregung erzielt werden. Dabei ist es für die Darbietung wichtig, dafs bei solchen Verba, von denen gerne Analogieformen auftauchen, gerade die gefährdeten Formen, wie z. B. strictum, agnitum, defendi, fudi, diripui, zuerst im Satze geboten werden. Denn jene Form, in der uns ein Verbum zuerst begegnet, prägt sich dem Gedächtnis tiefer ein: und dies ist für eine solche Form notwendig. Wenn diese im Gedächtnis bereits festhaftet, so wird z. B. nach pingo, pinxi nicht mehr so leicht die falsche Analogieform im Supin gebildet werden. Diesen Grundsatz sollten die Übungsbücher sich zu eigen machen. Leider aber wird hier oft nicht genug auf Methode gesehen. So findet sich z. B. bei Röckl-Köbert (Übungsbuch 5. A. S. 79) in den zwei Kapiteln, wo neben andern Verba auch

[1]) Ein andrer Gesichtspunkt, wornach Verbalformen zusammengestellt werden können, ist ein orthographischer, z. B. erigo, erumpo, elicio, elatum, dilatum, diligo, dirimo, dirigo; aber effero, efficio, effodio, effugio, effloresco, effundo, diffundo, diffugio, differo; oder repperi, reppuli, rettudi, rettuli.

pingo, fingo, stringo eingeübt werden, kein einziger Satz, in dem überhaupt die Supinform von diesen Verba vorkommt. Und doch wäre eine Einübung dieser Formen viel wichtiger als die der andern, die von selbst leicht getroffen werden. Wenn auch an der Stelle das Passiv noch nicht behandelt ist, so könnte ungeachtet dessen die Partizipform des Passivs gebracht werden, da hiezu eine Einübung des Passivs nicht notwendig ist.

Dafs nicht alle Verbalformen der Einübung in gleicher Weise bedürfen, ist klar. Bei manchen Verba liegen Analogieformen so verführerisch nahe, dafs die betreffenden Formen nicht fleifsig genug in mannigfachen Sätzen eingeübt werden können, bei andern sind die Formen so selbstverständlich, dafs sie, einmal gehört, nicht leicht verfehlt werden, z. B. tegere, texi, tectum, dicere, ducere etc. Und um ihre Bedeutung einzuprägen, genügt schon der Hinweis auf die bekannten Wörter, mit denen sie zusammenhängen, wie tectum, maledicus, dux.

Die letztgenannte Anknüpfung an bekannte Wörter nimmt ja ohnedies wohl jeder Lehrer vor. Besonders auch an deutsche Wörter, die von lateinischen Supina abgeleitet sind, darf man nicht übersehen die Schüler zu erinnern. Es ist dies zur Verhütung von Analogieformen von Wichtigkeit. Wie oft werden die Supina verfehlt von Wörtern wie torqueo, moveo, texo, flecto, figo, cognosco, patior! Ein Hinweis auf die deutschen Fremdwörter: Tortur, Lokomotive, Motor, Text, Flexion, Fixstern, Kruzifix, Inkognito, Passion trägt zur Einprägung der richtigen Supinform viel bei. Es freut ja auch die Schüler, den Zusammenhang mit den lateinischen Wörtern kennen zu lernen; sie hören gerne, dafs z. B. auch Tonsur mit tondeo, Advent mit advenio, Presse mit premo, Takt mit tango, Puls mit pello zusammenhängt.

Der gute Dienst, den diese deutschen Wörter beim Einprägen der Verbalformen leisten, wird dadurch etwas geschmälert, dafs viele Schüler zu Hause bei Wiederholung des in der Schule behandelten Lehrstoffes nicht mehr an die deutschen Wörter denken. Man wird diese deshalb im Buche den Verba beischreiben lassen. Noch besser wäre es, damit nicht das Äufsere des Buches darunter leidet, wenn dieselben, zwar nicht in der Grammatik, aber doch im Übungsbuch den Verba in Klammern beigefügt wären. Überhaupt wäre es eine angenehme Erleichterung, wenn die aus dem Latein kommenden deutschen Fremdwörter, soweit sie den Schülern bekannt sein können, zu den lateinischen Wörtern hinzugesetzt würden, z. B. Lektüre zu lego, Kollekte, Kollektion zu colligo, Insekt zu inseco, Auktion zu augeo, Kurs zu curro, Effekt zu efficio, Pastor zu pasco, pastor, Kloster zu claudo, claustrum. Diese Einrichtung im Übungsbuch wäre besser, als wenn die Verwandtschaft von Wörtern vorgeführt wird, die den Schülern nicht verständlich ist, wie nox zu noceo, sacerdos zu do, claudus zu claudo, ingens zu gigno, caespes zu caedo, serius zu sero (Übungsbuch von Röckl-Köbert). Wozu diese Etymologien, die zum Teil auch recht zweifelhafter Natur sind? Sollen Sie eine Erleichterung beim Lernen sein? Kaum. Oder sollen damit den Schülern etymologische Kenntnisse beigebracht werden?

Nun, dann gäbe es doch wahrlich Besseres und Interessanteres in der Art. Also fort damit!

Dafs hingegen solche lateinische Wörter, deren Zusammenhang mit den Verba sofort in die Augen springt, beigesetzt werden, halte ich für zweckentsprechend. Aber um die Erlernung der vielen Verba, die den Schülern doch schwer fällt, zu erleichtern, wäre es gut, wenn schon vor Erlernung derselben, schon in der ersten Klasse, solche Wörter, welche mit ihnen zusammenhängen, berücksichtigt würden. Wenn den Schülern beim Erlernen der Verba selbst Substantive wie motus (terrae), visus, victus, sumptus, messis, captivus, defensio, cognitio, praefectus, praeceptor, pictor, sepultura, mensura oder Adjektive wie doctus, immensus u. a. schon von früher bekannt sind, so ist ihnen eine doppelte Erleichterung geboten, sowohl hinsichtlich der Bedeutung des Verbums als auch der richtigen Supinbildung.

Wo die Schüler keine solchen Anknüpfungspunkte haben, besteht für das Gedächtnis die Aufgabe, beim Verbum sich vier Punkte einzuprägen: die Bedeutung und die drei Hauptformen. Es ist dies viel auf einmal. Wenn man nicht eine grofse Verwechslung und Verwirrung entstehen lassen will, so darf man nicht viele Verba auf einmal nehmen; das Gedächtnis verträgt nur kleine Portionen auf einmal, wenn es sich, wie hier, um die Aufnahme von abstrakten Formen handelt. Auch von diesem Gesichtspunkt aus leuchtet der Vorteil ein, wenn vor der Einprägung nach der Grammatik vom Verbum einzelne, namentlich schwere Formen in Sätzen dargeboten und darin erlernt werden. Aber es sollte den Verba auch auf die vorhin beschriebene Weise vorgearbeitet werden. Zwar gehen im Übungsbuch manche der mit den Verba verwandten Wörter, wie sensus, fossa, victor voraus, doch ist dies mehr Zufall, als dafs es vom genannten Standpunkt methodisch durchgeführt wäre. Bis jetzt habe ich nur vom Supin abgeleitete Wörter genannt, aber es sollten auch sonst mit den Verba zusammenhängende Wörter, wie caedes, querela, patientia, loquax u. a. vor den Verba eingeübt sein, damit die Erlernung dieser selbst (caedo, queror etc.) leichter fällt.

Die Forderung ist keine unbillige. Denn die Stundenzahl im Latein ist durch die neue Schulordnung für die 2. Klasse von 10 auf 8 Wochenstunden beschränkt worden. Wenn auch dafür vom Lehrstoff ein Teil der 1. Klasse zugewiesen wurde, so verliert dies sehr an Bedeutung, wenn das Übungsbuch darauf keine Rücksicht nimmt. Es ist ein Fehler, wenn das Übungsbuch der 2. Klasse z. B. von der zweiten regelmäfsigen Konjugation, die in der 1. Klasse gelernt worden ist, fast gar keine oder verschwindend wenige Beispiele zur Einübung enthält, bis die zweite Konjugation selbst der alten Schulordnung gemäfs zur Behandlung kommt. Da man doch wohl weifs, wie wichtig für die Spracherlernung die Übung in Sätzen ist, so sollte man sich jetzt nach acht Jahren die Mühe nehmen, das Buch besonders in den deutschen Kapiteln den Anforderungen der neuen Schulordnung entsprechend umzugestalten, um die Erleichterung, die dem Lehrer der 2. Klasse für den Wegfall der zwei Wochenstunden gewährt werden soll, auch wirklich in entsprechen-

der Weise zu verschaffen. Es sollten schon in den ersten hundert Kapiteln alle wichtigen Formen der zweiten Konjugation wenigstens einigemale zur Einübung gebracht werden, was um so leichter ist, als die Kapitel vielfach aus Einzelsätzen bestehen.

Aber auch wenn diese Erleichterung, die verlangt werden kann, endlich einmal eintritt, so wird es gut sein, gerade solche Substantiva und Adjektiva, die mit den Verba zusammenhängen, nicht bis zu diesen selbst aufzusparen, sondern womöglich schon in der 1. Klasse geläufig zu machen. Der Schüler wird ja mit mehr Freude an das Verbum herantreten, wenn er dabei an Bekanntes anknüpfen kann. Es tritt ihm dann nicht zu viel Neues auf einmal entgegen. Gerade die Darbietung von zu viel Neuem auf einmal aber bildet bei den Verba eine reiche Quelle auch für Analogiefehler. Wie viele Verba ungefähr jeden Tag neu genommen werden können, ist nach der Schwierigkeit dieser sehr verschieden. Von einer Reihe solcher, die alle gleiches Perfekt und Supin haben, können sechs bis acht, und wenn Anknüpfungspunkte an bekannte Wörter vorhanden sind, noch mehr mit Leichtigkeit gelernt werden. Aber bei schwierigeren Verba, wie ordiri, orsus sum, metiri, mensus sum empfiehlt es sich nur zwei bis vier auf einmal zu behandeln.

Werden nicht zu viel neue Formen auf einmal genommen und wird das Erlernen durch möglichst reiche Anknüpfung an Bekanntes erleichtert, so wird vielen Analogiefehlern vorgebeugt. Aber bei alledem darf doch die Übung in Sätzen nicht für überflüssig gelten: diese bleibt vielmehr die Hauptsache. Freilich wird gar vielfach das Memorieren der Grammatik nicht blofs für das Erste der Zeit nach, sondern auch für das Wichtigste gehalten. „Zuerst mufs die Grammatik gelernt sein; dann kann übersetzt werden!" heifst eine Forderung. Und demgemäfs wird eine Reihe von Verba (10, 20, je nach dem Abschnitt der Grammatik, worüber sich gerade die Kapitel des Übungsbuches erstrecken) zum Lernen aufgegeben, und nachdem diese in zwei oder drei Stunden verhört worden sind, wird zum Übersetzen geschritten. Diese Methode halte ich nicht für richtig. Den Schülern müssen gleich im Anfang die einzelnen Verba an Sätzen veranschaulicht werden. „Wenn die Grammatik gut gedrillt ist und die Regeln wortwörtlich aufgesagt werden können, dann kann es ja unmöglich fehlen!" hört man weiter mit dem Ton der Unfehlbarkeit aussprechen. Dafs dies bei syntaktischem Stoff nicht zutrifft, ist leicht zu beweisen. Aber wenn man dies nicht einmal für die Verba zugibt, so wird man für rechthaberisch gehalten. Und doch kann man nur gar zu oft die Erfahrung machen, dafs Schüler, welche die Formen der Reihe nach, wie sie in der Gramatik stehen, aufzusagen vermögen, im Satze falsche Analogieformen bilden. Aufmerksam gemacht, sagen sie, wie man beobachten kann, z. B. die drei Hauptformen des Verbums für sich her. Und jetzt erst wissen sie die betreffende Form. Der Grund für diese Erscheinung, die man auch sonst oft beim mechanisch Erlernten beobachten kann, ist der, dafs hier die einzelnen Formen nur in der Verbindung ins Bewufstsein treten, in der sie gelernt worden sind.

Diesem Mifsstande, der auf mechanischem Drill beruht und einer richtigen Spracherlernung, bei der die einzelnen Formen sich prompt einstellen sollen, zuwiderläuft, wird dadurch vorgebeugt, dafs die Formen in der oben angeführten Weise in Sätzen beigebracht und eingeübt werden. Sehr richtig bemerkt in dieser Beziehung der tüchtige Pädagoge Waldeck:[1]) „In allen Fällen, wo der Schüler die Begriffe einzeln braucht, um sie in den verschiedensten Verbindungen zu verwenden, so dafs jeder einzelne rasch und ohne viel Reflexion ins Bewufstsein springen mufs, da ist es offenbar ein Fehler, diese Wörter in seiner Seele mit andern eine so feste Verbindung eingehen zu lassen, dafs sie nur in dieser Verbindung im Bewufstsein steigen." Dies gilt offenbar auch für die Verbalreihen, wenn es auch Waldeck nicht für diese ausspricht.

Nach gemachten Erfahrungen glaube ich sogar, dafs die Schüler die Verba besser beherrschen, wenn man nicht, wie es von mancher Seite gefordert wird, das Hauptgewicht darauf legt, dafs die Verba genau der Reihe nach, wie sie in der Grammatik aufeinander folgen, aufgesagt werden. Bequem ist ja diese Methode für den Lehrer; aber der Sache wäre besser gedient, wenn den Schülern statt dieser Plage eine zweckmäfsigere Aufgabe zur Einübung der Verbalformen gestellt würde. Versetzen wir uns nur einmal in die Seele des lernenden Knaben! Wir dürfen glauben, ebensoviele und unter Umständen noch mehr Schwierigkeiten als die Erlernung der Formen selbst bereitet es ihm, sich einzuprägen, welches Verbum auf das andere der Reihe nach folgt. Denn wenn er auch manchmal durch die alphabetische Reihenfolge unterstützt wird, so ist diese nur in einem, noch dazu unsicheren Buchstaben bestehende Stütze doch eine schwache; meistenteils aber fehlt ihm auch dieser Behelf, weil die Grammatik, nicht mit Unrecht, eine andere Reihenfolge einschlägt. Am schwersten nun fällt bekanntlich dem Gedächtnis das, was keinen Zusammenhang hat; derartiges einzuprägen, strengt den Geist am meisten an und ermüdet ihn am ehesten. Hier kann eben das Gedächtnis nicht durch den Verstand unterstützt werden. Dieser leidet vielmehr unter zusammenhangslosem Lernen; das Urteil wird dadurch abgestumpft. Der Hauptgrund, den man für jene Methode anführt, ist der, dafs das Gedächtnis dadurch gestärkt werden solle. Aber dafür gibt es doch wahrlich bessere Mittel! Und lange wird sich der Schüler die Aufeinanderfolge auch nicht merken, da bekanntlich das Zusammenhangslose dem Gedächtnis bald wieder entschwindet. Dafs aber die einzelnen Formen sich auf diese Weise besser einprägen, ist auch eine unrichtige Annahme. Diese haften vielmehr dann besser, wenn ihnen die ganze Aufmerksamkeit zugewendet wird. Wenn aber beim Erlernen peinlich auch die Reihenfolge beachtet und diese festzuhalten gesucht wird, so wird ein gut Teil der Aufmerksamkeit mit dieser geistigen Arbeit verbraucht;

---

[1]) Praktische Anleitung zum Unterricht in der lat. Grammatik, Halle 1892, S. 47 f.

es mufs darunter die Aufmerksamkeit bei den Formen der einzelnen Verba leiden. Es leuchtet somit ein, dafs es unrichtig ist, diese Art des Memorierens als das Wichtigste für die Erlernung der Verba zu bezeichnen. Viel zweckdienlicher ist es, die Schüler anzuhalten, dafs sie beim Lernen der Verba nach der Grammatik darauf achten, in welchen Sätzen die einzelnen Verbalformen vorgekommen sind.

Dafs die dargelegte Anschauung dem Sinne der Schulordnung zuwiderläuft, glaube ich nicht; ich bin vielmehr überzeugt, dafs jenes mechanische Memorieren der Verba nicht im Geiste der Schulordnung gelegen ist. Denn die Instruktion hebt gleich in Ziffer 3 hervor, dafs mechanisches Auswendiglernen aller Art ausgeschlossen ist. Und das Aufsagen von Reihen zusammenhangsloser Wörter ist doch wohl unter mechanischem Lernen zu verstehen. Freilich findet man es sogar für gut, die Wörter im Übungsbuch der Reihe nach aufsagen zu lassen, und betont dies als ein vorzügliches Mittel, das Gedächtnis zu stärken. Man weist auch darauf hin, wie wichtig das lokale Gedächtnis sei, wie angenehm es für den Schüler ist, wenn er im Bedarfsfalle weifs, wo das Wort steht.

Dem ist Folgendes entgegenzuhalten. Dafs das Gedächtnis, auch bei Erlernung der Verba, auf eine viel zweckmäfsigere Weise geübt werden kann, wird weiter unten gezeigt. Eine wie geringe Rolle aber das lokale Gedächtnis bei der Spracherlernung spielt, ersieht man daraus, wie Kinder die Sprache lernen und der Fremde im Ausland. Hier ist es das Gehörbild, das sich einprägt; der Wortklang ist hier das Wichtige.

Man glaube nicht, dafs unter mechanischem Auswendiglernen in der Instruktion das Lernen von Wörtern in der angegebenen Weise nicht mit inbegriffen sei. Ziffer 34 spricht sich hierüber näher aus. Hier ist vorausgesetzt, dafs die Wörter nicht mechanisch aufgesagt werden, sondern dafs der Lehrer dieselben abfragt, und zwar am besten in Sätzen. Und dies gilt auch für die Verba. Wenn auch an der Stelle zunächst nicht an die nach der Grammatik zu erlernenden Verba gedacht ist, so leuchtet doch ohne weiteres der Nutzen ein, den auch hier das Examinieren in Sätzen mit sich bringt. Freilich bin ich nicht der Ansicht, dafs der Lehrer gar nicht einzelne Verba aufsagen lasse, sondern ich halte es für zweckmäfsig, dafs wenn in einem Satz eine Form, etwa wie redemi, vorkommt, der Schüler die analogen Perfekta, wie emi, coemi, diremi reproduziere; dann ebenso die Präsens- und Supinformen. Wenn im Anfang die einzelnen Formen recht gut eingeprägt worden sind, dann wird es bei der Repetition den Schülern Freude machen, in den Verbalreihen der Grammatik das bereits Gelernte zusammengestellt zu finden, und er wird dies gerne auffrischen durch Aneignung der einzelnen Reihen. Freilich wird ein vernünftiger Lehrer das Lernen dann nicht für ungenügend erklären, wenn ein Verbum nicht in der Reihenfolge der Grammatik angeführt wird; aber dafür wird er einen um so strengeren Mafsstab in der Hinsicht anlegen können, dafs jedes Wort genau gelernt ist und keine falsche Form gesagt wird. Und nichts ist ja so wichtig für die sichere Erlernung

der Verba, als dafs nie falsche Formen gesprochen und gehört werden.

Es ist mir nicht unbekannt, dafs selbst ein so hervorragender Pädagoge wie Matthias[1]) für die Erlernung der Sprachformen dem Lokalgedächtnis grofsen Wert zuschreibt. Er glaubt, dafs „das Geschlecht vor uns auch deshalb mehr wufste, weil seine Lehrbücher, wie der alte „Zumpt und Buttmann“, eine gröfsere Einförmigkeit in der Darbietung der mechanisch zu erlernenden Formen zeigten. Daraus sollten wir uns eine Lehre ziehen und zerstreuende Mannigfaltigkeit auf diesem Gebiet verbannen“. Ich glaube jedoch, dafs der Grund für die geringeren sprachlichen Kenntnisse unserer Zeit anderswo liegt. Ich bin vielmehr der Ansicht, wie bereits ausgeführt, dafs es vorteilhaft ist, wenn die Sprachformen nicht immer in derselben Reihenfolge dem Schüler vorgeführt werden, sondern wenn ihm dieselben in mannigfaltiger Verbindung und verschiedener Umgebung begegnen, wie es namentlich in Sätzen der Fall ist. Auf diese Weise setzt sich die Form so fest, dafs uns ihr Laut nach vielen Jahren noch in lebendiger Erinnerung ist. Wir wissen nicht mehr, wo die Form uns im Buche begegnete, aber ihr Klang liegt uns noch recht wohl im Ohr.

Dafs das Lokalgedächtnis in anderen Fällen sehr wertvolle Dienste leistet, gebe ich gerne zu; aber bei der Erlernung der Sprachformen halte ich es nicht für so ausschlaggebend.

Mechanisches Memorieren der Formen hat noch nicht das Treffen derselben zur Folge. Bei Erlernung einer Sprache ist vor allem darnach zu trachten, dafs beim Hören einer fremdsprachlichen Form sofort der Sinn derselben ins Bewufstsein springe, so dafs selbst bei rascher Aufeinanderfolge der Worte dieselben mühelos verstanden werden. Ebenso müssen, wenn man sich selbst in der Sprache ausdrücken will, die entsprechenden Worte mit ihren Formen sich so rasch einstellen, dafs dieselben durch den blofsen Wunsch sofort geweckt werden. Wenn sich der Schüler erst besinnen mufs, wo das Wort im Buche steht, dann ist es um seine Sprachkenntnisse schlecht bestellt. So lernt man die Sprache nicht. Nicht ein Heraussuchen aus einer Fülle von memorierten Formen, ein langsames Bilden und Zusammensetzen einer lateinischen Form darf auf die Dauer geduldet werden. Gerade bei dem mühsam vor sich gehenden Zusammensetzen der Verbalformen stellen sich, wie im Programm Seite 20 f. gezeigt wurde, gerne falsche Analogieformen ein.

Diese rasche Verbindung von Form und Inhalt, Wortlaut und Bedeutung wird nicht erreicht durch das blofse Memorieren der Paradigmata und das Aufsagen der Reihen der Verba oder gar das Abschreiben von beiden, was alles für gut und zweckentsprechend gehalten wird, sondern eben durch die Übung in Sätzen.

Mit dieser Übung ist ja auch der unschätzbare Vorteil verbunden, dafs dabei die früheren Regeln und Wörter immer wieder aufgefrischt werden, und zwar in der wirksamsten Weise. Wenn Lehrer darüber

---

[1]) Praktische Pädagogik, S. 86.

klagen, dafs die Regeln vom früher gelernten Sprachstoff immer mehr vergessen werden, so ist daran schuld, dafs sie eben die richtige Übung in Sätzen, worin die früheren Regeln wiederkehren, vernachlässigen und der verkehrten Ansicht sind, das Aufsagen der Grammatikregeln sei das Wesentlichste bei der Spracherlernung, und was einmal nach der Grammatik gut auswendig gelernt worden sei, gerate nicht mehr so leicht in Vergessenheit. Ohne Wiederholung in Sätzen wird vielmehr die aufs beste eingepaukte Regel anzuwenden vergessen. Aber beim richtigen Betrieb der Sprache werden die früheren Regeln im Gegenteil immer geläufiger.

Die Sätze können auch ganz kurz sein, indem zur Verbalform nur ein bezeichnendes Substantiv gesetzt wird, z. B. urbem suam defenderunt; ab hostibus victi sunt; passis manibus supplicaverunt; victores captis pepercerunt. Officia neglexisti. Ne sitis assensi mentientibus! Dabei denkt sich der Schüler doch mehr als beim Aufsagen memorierter Formen, und das prägt sich deshalb auch besser ein. Schliefslich ist ein Kreuz- und Querfragen von einzelnen Verbalformen, wie es auch wohl jeder Lehrer vornimmt, z. B. agnoscĕris, agnoscēris, agnoscaris; vocabuntur, venient, videbunt, vincent etc. erspriefslicher als das mechanische Aufsagen. Hier bei diesen kurzen Antworten, welche auf die an alle Schüler gestellte Frage erfolgen, empfiehlt es sich im Anfang, einige Sekunden zu warten, bis auch die schwächsten Schüler die Form gefunden haben.[1]) Manche legen bei jeder Art von Antwort Gewicht auf das Verstreichenlassen einer Pause zwischen Frage und Aufruf eines Schülers, damit sich alle auf die Antwort besinnen. Aber es trifft gar nicht zu, dafs deswegen alle Schüler über die Antwort nachdenken, so sehr man auch darauf dringt. Dies hat seinen Grund nicht in blofser Denkträgheit, sondern hauptsächlich darin, dafs die Schüler darauf gespannt sind, wer aufgerufen werde, und deswegen es nicht vermögen, mit Ruhe über die Antwort nachzudenken. Also das Verstreichenlassen einer gröfseren Pause vor einer längeren Antwort ist Zeitverlust. Aber wichtig ist, was bei diesem vermeintlichen Kunstgriff für überflüssig gehalten wird, dafs der Lehrer sich durch eine spätere Frage überzeugt, ob alle Schüler aufgemerkt haben. Dies gilt sogar bei kurzen Antworten, und auch bei den Verbalformen. Denn darin, dafs die Frage an alle gestellt wird, liegt noch nicht eine Gewähr dafür, dafs wirklich auch alle die Frage bei sich beantworten. Es ist also keine Zeitverschwendung, wenn immer nach etwa drei Verbalformen, die ja leicht auf einmal festgehalten werden können, dieselben durch einen Schüler wiederholt werden. So werden bequeme Schüler viel eher zur Aufmerksamkeit gezwungen als dort, wo sie zuerst abwarten, ob sie aufgerufen werden, und wenn nicht, sich ihrer Bequemlichkeit überlassen. Auch trägt diese Wiederholung viel dazu bei, die Formen geläufig zu machen.

Durch solch reichliche und mannigfaltige Übung wird es dahin

[1]) So auch Lutsch, Der lateinische Unterricht am Gymnasium, S. 16.

kommen, dafs die Verbalformen immer rascher produziert werden. Die geistige Anstrengung, die das Bilden und Zusammensetzen der Formen zuerst erfordert, wird so immer geringer. Schliefslich müssen diese im Satze geradezu unbewufst getroffen werden, wie dies beim gewöhnlichen Sprechen der Fall ist (s. Progr. S. 17 f.). Unbewufste Anwendung der Regeln mufs ja überhaupt beim Sprachunterricht schliefslich erstrebt werden. Aber vielfach trachtet man gar nicht nach diesem Ziele. Denken wir nur daran, wie langsam meistens die Übersetzungen unserer Schüler vor sich gehen! Ist dies nicht ganz unnatürlich für den Gebrauch einer Sprache? Wer würde sich in einem fremden Lande die Mühe geben, für die Dauer auf den zu achten, der so langsam Wort für Wort hervorbringt und sich die Endungen, die Verbindung, die Stellung der Worte überlegt?

Wenn man aber deswegen annähme, dafs unsre Schüler in der Sprache wenig Fehler machen, weil sie sich alles überlegen, so wäre dies unrichtig. Unsre Schüler machen viele Fehler, deshalb weil sie oft die Regel, wenn sie dieselbe auch kennen, anzuwenden übersehen; in der Sprache sind eben sehr viele Regeln zu beobachten, in einem Wort stecken oft mehrere, und während der Schüler eine Regel anwendet, übersieht er dabei eine andere (s. Progr. S. 19).

Die Übung in der Sprache, wodurch unbewufste Anwendung der Regeln und Geläufigkeit in den Sprachformen erzielt wird, ist also sehr wichtig, wichtiger als die Darbietung der Regeln und Formen. Gar manches, was dem Lernenden an den Regeln zuerst unklar war, stellt sich nach mehrfacher Übung von selbst ein, die Formen, deren Einprägung zuerst schwer fiel, setzen sich durch Wiederholung so fest, dafs ihre Reproduzierung ganz automatisch erfolgt. Ähnlich spricht sich auch Sorof in einem Aufsatz über „Induktives Lehrverfahren im lateinischen und griechischen Unterricht“ aus.[1])

Da nicht so viel darauf ankommt, ob die Sprachformen in dieser oder jener Weise beigebracht werden, als vielmehr auf die fleifsige Übung, so kann man mir entgegenhalten, dafs es nicht zweckdienlich sei, durch die oben angegebene Darbietung in lateinischen Sätzen irgendwelche Zeit an der Einübung zu verlieren. Zudem seien, um eine korrekte und fliefsende Übersetzung ins Lateinische zu erzielen, nicht lateinisch-deutsche Übersetzungen, wie sie dort gefordert wurden, erspriefslich, sondern deutsch-lateinische Übersetzungen; durch jene Versionen werde eben mehr die Fertigkeit im Herübersetzen gefördert.

Richtig ist, dafs wenn der Lehrer bei den Herübersetzungen sich darauf beschränkt, den Text übersetzen zu lassen, eine Unsicherheit in den lateinischen Sprachformen entsteht. Der Schüler richtet sein Augenmerk mehr darauf, aus dem lateinischen Satz einen passenden Sinn herauszubringen, und ist befriedigt, wenn er dies erreicht hat. Die lateinische Form wird dabei weniger scharf ins Auge gefasst.

Wenn jedoch der Lehrer den lateinischen Text nach der Übersetzung memorieren läfst, entweder nur den einzelnen Satz, oder

---

[1]) Berliner Zeitschrift für das Gymnasialwesen, 1898; S. 510.

wenn es ein zusammenhängendes Stück ist, das ganze Kapitel, dann fördern diese Übungen die Fertigkeit in der Sprache in hohem Grade. Die Schüler thun dies nicht ungerne, es gibt ihnen eine Art Vertrautheit mit der Sprache; es macht ihnen mehr Freude, als Verba der Reihe nach zu memorieren. Und der Nutzen ist dort auch viel gröfser als bei diesem mechanischen Einpauken.

Doch worin besteht der Nutzen des Memorierens lateinischer Stücke? Der Schüler wird dadurch in den Geist der Sprache ganz anders eingeführt als durch das langsam Wort für Wort vor sich gehende Hinübersetzen in die fremde Sprache. Er lernt in der fremden Sprache denken — und dies ist für die Erlernung einer Sprache wohl das Wichtigste. Der aus dem Deutschen Übersetzende denkt ebensoviel an das Deutsche als an das Lateinische; aber derjenige, der mit Verständnis den lateinischen Text fliefsend memoriert, bewegt sich mehr in dem Geist der fremden Sprache, ähnlich wie der Fremde, der im Ausland nur die fremde Sprache hört, aber gerade deswegen so rasche Fortschritte in dieser macht. Es bildet sich auf diese Weise allmählich eine direkte Assoziation zwischen dem fremden Laut und seinem Inhalt, während sonst diese direkte Assoziation durch das Dazwischentreten des deutschen Wortes, das sich ja in seinem Inhalt keineswegs mit dem fremden deckt,[1]) gehemmt wird. Diese psychologische Thatsache ist von der gröfsten Wichtigkeit. Deswegen auch ist v. Sallwürks Methode, möglichst vom Deutschen abzusehen und die fremde Sprache durch sich selbst zu erlernen, so erfolgverheifsend. So wird die direkte Assoziation zwischen fremdem Wortlaut und seinem Inhalt am ehesten erreicht.

Wenn also die Herübersetzungen in der Weise betrieben werden, dafs schliefslich der lateinische Text mit Verständnis fliefsend memoriert wird, so sind sie für die Spracherlernung sehr förderlich. Der Schüler lernt ja zugleich lateinisches Kolorit, er lernt die eigentümlichen Satzverbindungen und Wendungen, sowie die für das Latein so charakteristische Wortstellung. Zu Hause angefertigte Hinübersetzungen aber wirken, wenn sie nachlässig ausgeführt werden, insofern schädlich, als die hier gemachten Fehler nach einem psychologischen Gesetz später wieder auftauchen. Namentlich gilt dies für Analogiefehler, die, einmal gemacht, selbst dann wiederkehren, wenn sie auch mit aller Energie bekämpft werden. Der Lehrer darf die Hefte noch so fleifsig kontrollieren, immer wieder geben Schüler beim häuslichen Übersetzen dem Leichtsinn nach. Dieser Nachteil fällt für die lateinischen Stücke weg, die stets eine mustergiltige Sprache aufweisen.

Freilich bin ich nicht der Ansicht, dafs unter diesen Übungen das Hinübersetzen aus dem Deutschen vernachlässigt werden solle. Denn wenn der Schüler sich selbst in der fremden Sprache ausdrücken mufs, wird er sich erst verschiedener Einzelheiten, die er zuvor als selbstverständlich hingenommen hat, bewufst, er lernt erst dann

[1]) S. z. B. v. Sallwürk, Fünf Kapitel vom Erlernen fremder Sprachen, 1898; S. 21 ff.

mannigfache Schwierigkeiten kennen. Und das, was er auf diese Weise, mit etwas mehr Mühe, produziert, haftet auch für die Zukunft besser als das einfach Nachgesprochene. Leider aber wird beim Hinübersetzen vielfach etwas unterlassen, was aufserordentlich wichtig ist. Man sieht nicht genug darauf, dafs nach der langsam vor sich gegangenen Übersetzung der Satz schliefslich fliefsend reproduziert werde, damit die Satzteile rasch mit einander in Verbindung treten und damit die Assoziation zwischen Wortlaut und Inhalt geläufiger wird, wie dies beim gewöhnlichen Sprechen der Fall ist. Es mufs auch hier darauf hingearbeitet werden, eine Fertigkeit in der Sprache zu erzielen, welche besteht in der unbewufsten Anwendung der Regeln. Dafs dadurch die geistige Beweglichkeit und Gewandtheit gefördert wird, wie durch fleifsiges Memorieren das Gedächtnis, springt in die Augen.

Aber diese Hinübersetzungen sollten erst, nachdem der Schüler durch die vorgenannten Übungen geschult ist, angestellt werden. Es ist ja nur natürlich, dafs man zuerst in der fremden Sprache hört, dafs man hierauf das Gehörte nachspricht, wenigstens bei sich im Stillen, und dann erst sich selbständig in der Sprache versucht.

Bei der vorgeführten Methode wird sich auch mehr Regsamkeit und Leben in der Schule entfalten, mehr Lust und Liebe zur Sprache einstellen. Wir können Lutsch [1]) nicht Unrecht geben, wenn er von den deutsch-lateinischen Übersetzungen, so wie sie vielfach betrieben werden, sich dahin ausspricht, bei keiner Schulthätigkeit herrsche auf Seite der Schüler so viel Unlust und Stumpfheit als bei dieser.

Es ist dies kein Wunder, wenn das Übersetzen fortwährend in einer langsam vor sich gehenden, mit Bewufstsein ausgeführten Anwendung von eingeprägten Regeln besteht, ohne dafs die Schüler zu einer richtigen Fertigkeit in der Handhabung der Sprache kommen und ihres geistigen Besitzes froh werden.

Wenn aber die Schüler im allgemeinen beim Herübersetzen aus dem Latein mehr Freude und Interesse an den Tag legen, so hat dies seinen Grund auch darin, dafs sie, wenn sie einen lateinischen Satz seinem Inhalt nach entziffert haben, dies daran erkennen, dafs das Übersetzte einen Sinn gibt, dafs sie also sehen, dafs sie wirklich etwas gefunden haben. Sie haben das Gefühl wie nach Lösung eines Rätsels. Und wenn sie das dem Inhalt nach Gefundene noch in eine schöne deutsche Übersetzung gebracht haben, so tritt zur Freude des Auffindens noch ein ästhetisches Interesse: es wird so auch der Sinn für eine wohlentsprechende deutsche Form gepflegt. Beim Hinübersetzen ins Latein aber geht dem Schüler in der Regel ein inneres Kriterium für die Richtigkeit ab, weil er in der fremden Sprache nicht so bewandert ist wie in der Muttersprache.

So weist dieser Punkt wieder auf die Pflege der Herübersetzungen hin. Es ist ja überhaupt eine viel umstrittene Frage unter den Schulmännern, ob die Hinüber- oder die Herübersetzungen den gröfseren

[1]) Der lateinische Unterricht am Gymnasium, S. 17.

bildenden Wert besitzen. Hier ist nicht der Ort, die verschiedenen Anschauungen der hervorragendsten Pädagogen wiederzugeben. Aber allbekannt ist es, wie manche von dem eminenten Wert schwärmen, den das Hinübersetzen ins Latein dem logischen Denken leiste. Andre dagegen erklären dies für Phrase und schreiben den Herübersetzungen den gröfseren bildenden Wert bei. Thatsächlich wird schon jeder Lehrer die Erfahrung gemacht haben, dafs in den deutsch-lateinischen Übersetzungen auch schwach begabte, aber fleifsige Schüler etwas leisten, dafs aber in den Herübersetzungen aus dem Latein sich die Begabten von den Unfähigen in deutlicher Weise unterscheiden. Das ist doch ein Beweis, dafs es eben hier mehr auf die Auffassungs- und Findungsgabe, auf den Verstand und das Urteil ankommt, dort aber mehr auf das mechanische Gedächtnis. Hier werden also besonders die höheren geistigen Kräfte, Auffassung, Urteil und Verstand bethätigt und also auch gestärkt und entwickelt. Dies ist auch einer der Gründe, warum bedeutende Schulmänner in Norddeutschland nach dem Aufgeben der lateinischen Hinübersetzung im Absolutorium und nach dem Ersatz durch eine Herübersetzung drängen.

So viel darf man wohl behaupten, dafs in den untern und mittlern Klassen das Herübersetzen im allgemeinen zu wenig gepflegt wird. Mit der geringen Übung hierin hängt auch der Mangel zusammen, den man so oft wahrnimmt, dafs der Schüler den lateinischen Satz liest, ohne den Inhalt nur annähernd zu verstehen oder auch sich nur Mühe zu geben, den Inhalt zu erfassen. Es ist vielfach geradezu Gewohnheit geworden, zuerst die einzelnen Wörter zu lesen und dann erst zu suchen, wie dieselben zusammen gehören, wobei den Schülern die bekannte Handhabe geboten wird, dafs sie zuerst das Hauptverbum herausheben und dann umschauen, wie sich die andern Satzteile um dieses gruppieren. Im Notfalle wird dies ja notwendig sein, aber nur im Notfalle.

Wenn wir etwas in unsrer Muttersprache lesen, so denken wir doch schon beim ersten Lesen an den Inhalt. Und wenn der Schüler sich gewöhnt, das auch bei der fremden Sprache zu thun, dann lernt er schon durch das blofse Lesen sehr viel für die Sprache. Aber wenn wir einmal einen Satz in unsrer Muttersprache nicht auf das erste Mal verstehen, was thun wir denn dann? — Wir lesen ihn ein zweites, und nötigenfalls auch ein drittes Mal, und zwar mit erhöhter Aufmerksamkeit. Und dies wäre auch das Richtige beim Lesen des lateinischen Satzes. Denn darin, dafs der Lesende alles im Zusammenhang erfafst und unter sich in Verbindung zu bringen sucht, liegt ein grofser Vorteil für die Spracherlernung. Nicht nur dafs so die syntaktischen Verhältnisse leicht begriffen werden, auch die Wörter prägen sich, wenn sie im Zusammenhang aufgefafst werden, mit ihrem durch diesen selbst bedingten Inhalt besser ein. Namentlich das Verbum, das geistige Zentrum des Satzes, um das sich alles dreht, wird so vom Geiste besonders festgehalten, und die Verbalform haftet besser. Es wird aber durch noch-

maliges Lesen auch nicht mehr Zeit verbraucht als durch das Zusammensuchen der Satzteile. Namentlich für die häusliche Vorbereitung sollten die Schüler mehr auf dieses Mittel hingewiesen werden als auf die verkehrte Methode des Zusammenklaubens der Wörter.

In der Schule hört der Lehrer gewöhnlich schon an der Art des Lesens, ob der Schüler den Satz verstanden hat oder nicht. Er kann sich durch eine Frage noch eigens davon überzeugen, und im Bejahungsfall wird der Schüler auch sofort den Beweis liefern, dafs er das Gelesene wirklich erfafst hat. Im andern Fall mufs der Schüler veranlafst werden, den Satz noch einmal mit erhöhter Aufmerksamkeit zu lesen, und in vielen Fällen wird dies wirken, namentlich wenn das verständnisvolle zusammenhängende Lesen eine Zeit lang geübt worden ist. Es empfiehlt sich auch, an alle Schüler die Frage zu stellen, wer den Satz verstanden habe. Es entsteht so eine Art Wetteifer. Wenn dann den Satz einer, der ihn verstanden hat, mit Verständnis vorliest, werden eben infolge des verständnisvollen Lesens noch viele andre den Inhalt erfassen, und es kann zur Übersetzung durch einen andern Schüler geschritten werden. Bei schwierigerem Stoff wird es zweckdienlich sein, wenn der Lehrer gleich selbst mit Verständnis vorträgt, dies wird auch in vielen Schülern das Verständnis wecken.

Noch besser wird es sein, wenn der Lehrer den Schülern den Satz vorspricht, ohne dafs sie diesen im Buch vor sich sehen. Wenn der Schüler kein anderes Hilfsmittel hat als den flüchtig gesprochenen Laut, so wird sich seine Aufmerksamkeit in erhöhtem Mafse anspannen müssen; er wird zu einer Agilität des Geistes genötigt, wie etwa das Kind durch den Wunsch, jemand durch Gehen zu erreichen, zur ganzen Sammlung seiner hiezu notwendigen Kräfte veranlafst wird. Unwillkürlich wird der Schüler dem Inhalt seine Aufmerksamkeit zuwenden; denn der Inhalt ist es ja, der die einzelnen Teile des Satzes zusammenhält. Eine Erleichterung jedoch liegt darin, dafs der Schüler nach dem Sinn betonte lebendige Worte hört. Wenn wir jemand mit Seelenausdruck sprechen hören, so folgen wir ja unwillkürlich seinen Worten, während wir bei monotonem Vortrag zur Unaufmerksamkeit neigen; und die im Buch stehenden Worte sind ja zunächst für den Schüler etwas Totes.

Aber es ist doch bei Schülern, die an eine solche Methode nicht gewöhnt sind, im Anfang die Schwierigkeit, den Worten nachzukommen, eine aufserordentlich grofse. Vor zwei Jahren hatte ich Gelegenheit, den hochverehrten Herrn Geheimrat Iwan von Müller diese Methode empfehlen zu hören. Als ich sie darauf im Unterricht versuchte, nahm es ziemlich viele Zeit in Anspruch, bis auch kleine Sätze, die langsam vorgesprochen wurden, von den Schülern erfafst waren, so dafs ich zunächst, um nicht zu viele Zeit zu verbrauchen, diese Methode wieder aufgab. Aber meine Studien auf diesem Gebiete führten mich von neuem zu einem Versuch mit derselben. Da es ja die nämliche Methode ist, wie ein Fremder im Ausland die Sprache lernt, so erinnerte ich mich, wie schwer es im Anfang ist, bis man

den Leuten im fremden Land in der Sprache folgen kann, selbst wenn man Grammatik und Vokabeln gelernt hat. *Das Ohr mufs sich erst daran gewöhnen.* Der Schüler ist von früher her gewöhnt, die Worte davon her zu kennen, wie er sie im Buche gesehen hat; es ist mehr das Bild der gedruckten Wörter eingeprägt. Etwas ganz anderes aber ist es, den Worten mit dem Ohre zu folgen. Dies kann man schon daraus erkennen, dafs den Schülern, wenn sie nicht daran gewöhnt sind, ein blofses lateinisches Diktat viele Schwierigkeiten bereitet. Sie verstehen vielfach die Worte nicht, weil ihnen dabei der *Inhalt* nicht zu Hilfe kommt; in der gewöhnlichen Sprache verstehen wir auch ganz undeutlich Gesprochenes, weil die Vorstellung des Inhalts sofort den Wortlaut nahe legt. Die Hauptschwierigkeit besteht wohl darin, dafs bei dem gehörten Worte sich nicht sofort die Vorstellung dessen, was es bedeutet, einstellt: *die Assoziation zwischen Wort und Bedeutung vermag nicht so schnell vor sich zu gehen.* Aber durch Übung mufs diese Schnelligkeit in der Assoziation gewonnen werden, wie sie auch von dem Fremden im Ausland bald erreicht wird. Ich versuchte also von neuem diese Methode, ohne mich dieses Mal durch die anfänglichen Mifserfolge abschrecken zu lassen. Und seitdem habe ich sie beibehalten. Dafs sich dabei ein reger Wetteifer unter den Schülern entwickelt, springt in die Augen. Besonders zeigt sich hier wie nirgends die Verschiedenheit in der schnellen Auffassung der Schüler. Es leuchtet auch ein, dafs durch diese Übung *rasche Auffassung*, zunächst für die lateinischen Sätze, dann aber auch im allgemeinen *gefördert wird*. Es liegt darin *ein grofser Gewinn auch für die Klassikerlektüre.*

Wenn manche diesen mündlichen Übungen keinen besonderen Wert für die Erlernung der Sprache beimessen, weil „das Gesprochene nur zu leicht dem Ohre wieder entschwinde“ und weil „es zeitraubender sei, den Lehrstoff an dem Gehör zu üben“, so liegt hierin eine Verkennung des Wesens der Sprache. Diese ist zunächst nur da, um gesprochen und gehört zu werden. Lernt denn das Kind oder der Fremde im Ausland die Sprache anders? Und in beiden Fällen ist die rasche und sichere Erlernung staunenswert. Wir glauben auch den Worten v. Sallwürks, dafs sich seine Methode in ausgedehnten praktischen Versuchen bewährt habe. Meine obigen Ausführungen, die sich ganz auf dem Boden unsrer Schulordnung halten, berühren sich in mancher Beziehung mit seiner Methode; es hat dies wohl seinen Grund in der ähnlichen Auffassung der Sprache, wie sie in dem Büchlein v. Sallwürks und in einem Schriftchen von mir [1]), die zufällig fast zu gleicher Zeit erschienen, zum Ausdruck kommt.

Wir finden es also für zweckmäfsig, *die lateinischen Sätzchen*, worin in der oben S. 18/19 dargelegten Weise die *Verbalformen* vorgeführt werden, *mündlich vorzutragen.* Das neu gebotene Verbum wird dabei von einem Schüler an die Tafel ge-

[1]) Bedeutungswandel der Wörter, München 1898; namentlich S. 6—13.

schrieben: die Schüler prägen sich so auch das Sehbild dieser Form ein, und es wird so die Aufmerksamkeit ganz besonders auf dieses Wort hingelenkt. Bei dem neuen Wort ist es auch deswegen notwendig, dafs die Schüler es vor sich sehen, weil sie, selbst bei deutlicher Aussprache, oft den Lautbestand durch blofses Hören doch nicht so scharf erfassen, wie durch das Sehen der einzelnen Buchstaben. Auch für die Schreibung ist das Sehen des Wortbildes entschieden viel wertvoller als das mündliche Buchstabieren des Wortes. Noch besser prägt sich den Schülern die Schreibweise des Wortes ein, wenn sie angehalten werden, es selbst richtig nachzuschreiben. Die ganzen Sätze an die Tafel schreiben zu lassen, wie Dettweiler will,[1]) dazu konnte ich mich nie entschliefsen. Es hat dies trotz aller Einwände Dettweilers nach meiner Ansicht seine Schattenseiten. Dagegen ist es gut, wenn die Sätze dem Übungsbuch entnommen sind. Der Schüler erfafst dann zu Hause noch einmal mit dem Auge, was er vorher gehört hat; und der Lehrer wird darauf dringen, dafs dies zu Hause so eingeprägt wird, dafs es in der Schule fliefsend reproduziert werden kann. Wenn besonders strebsame Schüler die Sätze des Übungsbuches schon zuvor zu Hause studieren, so schadet dies der Sache auch nicht. Ist für ein Verbum kein entsprechender Satz unter den lateinischen Stücken, was ich oft bemerken mufste, so kann der Lehrer aus den deutschen Stücken einen wählen und lateinisch vortragen. Ebenso kann er solche Sätze der lateinischen Kapitel, die sich besser für ein Hinübersetzen eignen, in der Schule deutsch vortragen und ins Latein übersetzen lassen. Freilich wäre es am besten, wenn die Übungsbücher selbst darauf Rücksicht nähmen, welche Sätze für ein Herüber- und welche für ein Hinübersetzen geeigneter sind, und nicht auf Geratewohl die einen Sätze da, die andern dort anbringen.

Damit die Schüler den vorgetragenen Sätzen gerne folgen und nach Erfassung derselben streben, dazu gehört, dafs sie leicht seien sowohl der Form als auch dem Inhalt nach. Gerade für schwache Schüler ist dies wichtig, da sie bei Schwierigkeiten überhaupt gerne das Nachdenken aufgeben. Es ist aber auch im allgemeinen unrichtig zu glauben, dafs durch schwierige Sätze die Schüler mehr für die Sprache lernen. Wenigstens gilt dies nicht für die unteren Klassen. Leichte Sätze vermögen die Schüler in ihrem ganzen Zusammenhang zu erfassen, und dies ist für die Spracherlernung sehr wichtig. Ein fliefsendes Reproduzieren fällt ihnen dann leicht. Die Schüler erhalten so das Gefühl einer gewissen Herrschaft über die Sprache, und dies läfst sie dieselbe lieb gewinnen. Mit feinem Gefühl ist dies in Ziffer 31 der Instruktion zur Schulordnung zum Ausdruck gebracht. Das Übungsbuch von Englmann-Welzhofer,[2]) nach dem ich früher unterrichtete, schien mir in dieser Beziehung geeigneter als das von Röckl-Köbert. Wenn auch die Schüler sich

[1]) Methodik des lateinischen Unterrichts, S. 116.

[2]) Die Umarbeitung von Wismeyer, welche den Intentionen der neuen Schulordnung gerecht zu werden sucht, hatte ich bis jetzt nicht Gelegenheit eingehend zu prüfen.

dazwischen in schwierigeren Sätzen versuchen sollen, so sollte doch, wenigstens im Anfang, dies nur ausnahmsweise geschehen.

Aber damit der Schüler dem Satz gerne und mit Freuden folge, mufs noch etwas hinzukommen: ein fesselnder Inhalt. Einer der Gründe, warum die Sprache im fremden Land selbst so rasch erlernt wird, ist auch der, dafs der Fremde eben ein sehr grofses Interesse daran hat, die Sprache zu lernen: es ist ihm ein Bedürfnis, das Gehörte zu verstehen. Und das Verlangen, das Gehörte zu erfassen, kann auch im Schüler in hohem Grade dadurch erregt werden, dafs man ihm einen interessanten Inhalt bietet. Wir erinnern uns, wie schwer es uns fällt, ein Buch, wofür wir uns interessieren, aus der Hand zu legen; wie drängen die Kinder in denjenigen, der ihnen etwas Interessantes mitzuteilen begonnen hat, nicht abzubrechen, sondern weiter zu erzählen! Während der Schüler dem Inhalt eines Satzes, der ihn nicht interessiert, nur träge folgt, verfolgt er einen interessanten Inhalt mit Eifer: er nimmt seine geistigen Kräfte zusammen, um das Gehörte zu erfassen. Und dieses Mittel sollte bei Erlernung der Sprache, wo nur möglich, angewendet werden. Ein interessanter Inhalt prägt sich auch tiefer ein, und mit dem Inhalt auch die Form. Oder bilden wir uns in unsrer Muttersprache anders aus? Es würde wohl mit Recht als ein grofser Nachteil eines deutschen Lesebuches gelten, wenn es dem Schüler Stücke böte, die ihn nicht zu interessieren vermögen. Es mufs aber ebenso als Fehler eines lateinischen Übungsbuches betrachtet werden, wenn der Inhalt des darin Gebotenen derart ist, dafs er den Schüler nicht zu erwärmen vermag; vielfach fehlt es daran, dafs man es übersieht, sich in die kindliche Auffassung zu versetzen und dieser den Inhalt anzupassen.

Es könnte als überflüssig erscheinen, auf die alte Forderung, dafs der gebotene Übungsstoff den Schüler interessiere, zurückzukommen, wenn dieselbe nicht so oft ignoriert würde; ja es geben manche in den unteren Klassen grundsätzlich wenig auf einen entsprechenden Inhalt bei der Spracherlernung, selbst ein Schulmann wie O. Jäger.[1]) Es würde zu weit vom Thema abführen, hier auf seine Ansicht näher einzugehen. Aber der Mangel, dafs die Schüler beim Lesen lateinischer Sätze nicht an den Inhalt denken, hängt vielfach auch damit zusammen, dafs sie wegen des gleichgiltigen Inhalts von Anfang an kein Interesse dafür hatten und sich so an ein gedankenloses Lesen gewöhnt haben. Ist es denn anders selbst bei den deutschen Stücken, die zum Übersetzen vorgelegt sind? Wenn der Inhalt den Schüler nicht interessiert, liest er die Worte, eben um sie zu übersetzen, aber ohne auf den Inhalt zu achten. Und wenn dies öfters wiederkehrt, wird er sich eben daran gewöhnen, bei dem Gelesenen nichts zu denken. Es ist dies aber, wie Schiller[2]) richtig bemerkt, ein grofser Schaden für die

---

[1]) Lehrkunst und Lehrhandwerk, S. 24 ff.

[2]) Praktische Pädagogik, S. 360; ebenso richtig äufsert sich auch Fries: „Zur Methode des lateinischen Elementarunterrichts", Neue Jahrb. f. Philologie u. Pädagogik, 1878; S. 228.

geistige Entwicklung. Es wird dadurch die Gedankenlosigkeit überhaupt genährt. Der Inhalt mufs vielmehr stets das sein, was im Auge behalten wird; rem tene, verba sequentur.

Wir sind also der Ansicht, dafs auch bei der Darbietung und Einübung der Verba in Sätzen darauf zu achten ist, dafs der Inhalt dem Auffassungsvermögen des Schülers angepafst sei und ihn zu interessieren vermöge. Dies wird hauptsächlich dadurch erreicht, dafs die gebotenen Sätze recht anschaulich sind und den Verstand, die Phantasie, auch das Gemüt des Schülers anregen: schon die Erzeugung klarer Bilder in seiner Vorstellung befriedigt ihn und vermag sein Interesse wachzuhalten.

Es könnte schliefslich für die zweckmäfsige Erlernung der Verbalformen auch wichtig erscheinen, in welcher Reihenfolge die Konjugationen behandelt werden. Doch ist die vielfach gewählte Anordnung: erste, zweite, vierte, dritte Konjugation wohl praktisch. Otto Kübler[1]) hält es für vorteilhaft, an die vierte Konjugation unmittelbar die Verba der dritten Konjugation auf io anzuschliefsen. Die bisherige Behandlung gegen Ende der dritten Konjugation zeitigte nämlich viele Analogieformen, indem wie bei den konsonantischen Stämmen der Stammvokal i oft weggelassen wurde im Konjunktiv Präs., Futur I und Impft. Ind. Diesen Fehlern würde wohl durch die neue Behandlung vorgebeugt, da gerade diese Formen mit der vierten Konjugation übereinstimmen. Dafs dagegen dann andre Fehler nach Analogie der vierten Konjugation sich leicht einstellen würden, ist freilich dadurch nicht ausgeschlossen. Da würde wohl die Quantität von capimus, capitis, capite, capito oft falsch gehört; auch würde der Imper. cape und capere wohl oft falsch beeinflufst durch audi und audire; der Infinitiv und Konjunktiv Impft. Akt. und Pass. würden wohl öfter verfehlt als jetzt. Aus diesem Grunde wird die Reihenfolge keinen grofsen Unterschied ausmachen; auf jeden Fall mufs sich der Lehrer nach dem Übungsbuch richten, damit die Formen fortgesetzt an Beispielen geübt und zu Hause wiederholt werden können.

Aber aus einem andern Grunde wäre es gut, wenn die Verba auf —io, —ere schon gleich nach der vierten Konjugation behandelt würden und das Übungsbuch hierauf Rücksicht nähme. So viel steht ja fest, dafs gerade diese Verba durch ihre falschen Analogieformen in den folgenden Klassen viel zu schaffen machen. Dies kommt vielleicht daher, dafs diese Verba, welche jetzt erst gegen Ende der vier Konjugationen behandelt werden, in ihren Formen keine so reiche Einübung erfahren als die andern, deren Formen bis dahin vielfach wiederholt und aufgefrischt wurden. Deshalb wäre es gut, wenn sie gleich nach der vierten Konjugation zur Behandlung kämen. Aber natürlich müfste das Übungsbuch auch in den folgenden Kapiteln darauf Rücksicht nehmen, damit sie immer wieder aufgefrischt würden; sonst hat die frühere Behandlung wenig Wert. Die

[1]) Lat. Unterricht im Übergang von Sexta nach Quinta, Berlin 1896; S. 4.

darauffolgende dritte Konjugation der konsonantischen Stämme ist ja nach der Zahl der in der Grammatik behandelten Verba umfangreicher als die andern Konjugationen zusammen.

Noch eine Art der Behandlung darf hier nicht übergangen werden, die sich auch der Billigung eines so erfahrenen und feinfühlenden Schulmannes wie H. Ziemer[1]) erfreut, dafs nämlich die vier Konjugationen neben einander genommen werden. Ich vermute jedoch, dafs hiedurch nicht so leicht eine Geläufigkeit in den Formen erzielt wird als wenn die einzelnen Konjugationen nach einander eingeübt werden. Freilich eine Behandlung in der Art, dafs alle Präsensformen der vier Konjugationen, dann alle Imperfektformen etc. nach einander zur Einübung kommen, müfste, so meine ich, für eine Geläufigkeit in diesen Formen förderlich sein. Dazu käme, dafs bei dieser Aufeinanderfolge sich viel leichter zusammenhängende Stücke für die Übung bilden liefsen als bei der Behandlung der einzelnen Konjugationen nach einander; und dieses Moment ist viel höher anzuschlagen, als manche bei oberflächlicher Beurteilung meinen. Doch kann ich hier blofs Vermutungen aussprechen, da mir hiefür die Erfahrung fehlt, und Probieren geht über Studieren.

Wenn auch durch eine zweckmäfsige Darbietung und Einübung der Verbalformen Analogiefehlern zweifellos vorgebeugt werden kann — und die Prophylaxe ist hier das beste Gegenmittel —, so ist doch natürlicherweise ein Auftauchen dieser Fehler keineswegs ganz zu verhüten. Aber nachdem die falsche Form einmal hervorgetreten ist, so ist es von Wichtigkeit, in welcher Weise sie bekämpft wird. Dafs gegen sie ganz verkehrt angekämpft werden kann, ist im Programm S. 30 f. gezeigt.

Für die Unterdrückung des Fehlers ist von der Erwägung auszugehen, dafs durch die blofse Korrektur das Bild der Analogieform nicht etwa zerstört oder ausgelöscht werden kann. Ein Erinnerungsbild verschwindet ja erst allmählich, wenn es keine Auffrischung und Kräftigung erfährt. Es mufs also darauf geachtet werden, dafs die falsche Form nie mehr ins Bewufstsein trete, dafs dagegen die richtige Form durch wiederholtes Sprechen und Hören im Bewufstsein gekräftigt und befestigt werde. Der Lehrer wird deshalb, wenn eine Form verfehlt worden ist, später wiederholt im Unterricht Gelegenheit nehmen, die richtige Form zu Gehör zu bringen. Denn die Befestigung einer solchen Form hält schwerer als die Auffrischung einer Form, die nicht verfehlt wurde. Dabei wird er sich sorgfältig hüten, irgendwie an den früher gemachten Fehler zu erinnern.

Der Analogiefehler selbst ist bei seinem ersten Aufkeimen sofort zu ersticken. Der Lehrer soll, wenn er Grund hat anzunehmen, dafs der Fehler ausgesprochen wird, dies von vornherein zu verhüten suchen, namentlich dadurch, dafs er hier einen Wink zur Aufmerksamkeit gibt. Ist aber der Fehler gesprochen und gehört

[1]) Jahresberichte über das höhere Schulwesen 1897; VI 26.

worden, so ist es zweckmäfsig, dafs die richtige Form sofort an dessen Stelle gesetzt und energisch zu Gehör gebracht wird, damit der Fehler zurückgedrängt werde.

Das Erinnerungsbild einer mit lauter und energischer Stimme ausgesprochenen Form wird auch lebhafter bleiben als das eines Wortes, welches jemand ohne Betonung, gleichsam blofs für sich hinspricht: die Intensität einer Empfindung ist ja von wesentlichem Einflufs auf die Nachhaltigkeit eines Erinnerungsbildes. Der Lehrer wird sich also hier nicht damit begnügen, die richtige Form aussprechen zu lassen. Zwar lehren Pädagogen, der Lehrer solle sich in acht nehmen, das vom Schüler bereits ausgesprochene Wort zu wiederholen, es habe keinen Zweck und bedeute nur verlorne Zeit. Freilich ist dies ein Fehler, wenn es mechanisch geschieht. Aber es ist unrichtig, jene pädagogische Lehre als allgemeine Regel aufzustellen. Die Wiederholung einer vom Schüler ausgesprochenen Form durch den Lehrer gibt dem sprechenden und auch den andern Schülern die Gewifsheit, dafs die Form richtig ist, und die Form erhält dadurch eine Kräftigung. Wenn also der Schüler auch den Analogiefehler ausgebessert hat, so wird ein vom richtigen Gefühl geleiteter Lehrer doch noch einmal die richtige Form mit energischer Stimme wiederholen. Auch das Sprechen im Chor wird sich hier empfehlen, namentlich dann, wenn es sich darum handelt, dafs die Formen recht ins Gehör fallen.

Wird so die richtige Form selbst im Bewufstsein gestärkt und gekräftigt und die falsche zurückgedrängt, so wird ferner durch sofortige ausdrucksvolle Anknüpfung der richtigen Form an die ausgesprochene unrichtige bewirkt, dafs später, sobald die falsche Form wieder auftauchen will, durch Assoziation gleichzeitig die richtige wachgerufen wird, und zwar um so sicherer, je rascher und wirkungsvoller diese an die unrichtige angeknüpft worden ist. Es tritt so die unrichtige Form in ihrer Wirkung mehr zurück, die richtige aber gleichzeitig mehr in den Vordergrund des Bewufstseins.

Wir hoben hervor, dafs die Analogieform sofort beim ersten Auftauchen im Keime zu ersticken sei. Aber manche Lehrer haben sich den pädagogischen Grundsatz gebildet, den sie unter allen Umständen festgehalten wissen wollen, dafs der Schüler beim Übersetzen nicht zu unterbrechen sei, sondern dafs sämtliche Korrekturen erst nach der Übersetzung des Satzes zu erfolgen haben. Und jedes Abweichen hievon, auch bei gemachten Analogiefehlern, bezeichnen sie als unzulässig.

Es ist auch wirklich nicht in Ordnung, den Schüler fortwährend zu unterbrechen, sobald er den Satz nicht genau so übersetzt, wie es der Lehrer haben möchte. Verkehrt ist es z. B., den Schüler, der den Satz anders baut, einen andern Kasus setzt, als der Lehrer im Auge hat, weil er eben ein anderes Verbum zu setzen beabsichtigt, durch Zwischenrufe zu stören und aus dem Konzept zu bringen. Man lasse den Schüler zeigen, was er wollte! Namentlich wenn der Schüler einen Satz fliefsend vorträgt, ist es verkehrt, ihn im zu-

sammenhängenden Denken zu stören und den Gedankenlauf zu hemmen. Aber leider gehen die Übersetzungen unsrer Schüler sehr langsam und schrittweise vorwärts, und bei dieser Art des Übersetzens ist es recht wohl möglich, gewisse Fehler sofort zu berichtigen, ohne dafs Gefahr besteht, dafs ein rascher Gedankenlauf gehemmt werde; es ist ja ohnehin nach Verbesserung der Fehler noch eine fliefsende Reproduktion des Satzes notwendig, und diese darf nicht für überflüssig gehalten und auch nicht übersehen werden. Dafs bei der ersten langsamen Übersetzung das Interesse der zuhörenden Schüler gering ist, wenn sie doch nicht wissen, was an dem Gehörten richtig ist, braucht nicht zu wundern. Dazu kommt, dafs mancher Schüler in einem Satz oft viele Unrichtigkeiten macht; wenn nun diese alle unmittelbar nach einander berichtigt und erklärt werden, so kommt zu viel auf einmal zusammen, und es gilt dann von gar manchem Horazens Wort: Pleno de pectore manat. Dies wird dadurch verhütet, dafs manche Fehler schon im Anfang verbessert werden. Auch kommt es dann nicht so leicht vor, dafs Unrichtigkeiten übersehen werden, wie es geschieht, wenn die Verbesserung von allen Fehlern auf zuletzt aufgespart wird. Lassen alle diese Erwägungen es als nicht besonders vorteilhaft erscheinen, jenen Grundsatz in allen Fällen strikte festzuhalten, so ist in gewissen Fällen ein sofortiges Eingreifen des Lehrers bei der ersten Übersetzung einfach notwendig. Welcher Lehrer kann es ruhig mit anhören, wenn von dem Schüler aus Zerstreutheit und Gedankenlosigkeit die gröbsten Fehler gemacht werden? Hier ist ein Zwischenruf, der zur Aufmerksamkeit mahnt, einfach am Platze. Oder kann es der Lehrer über sich bringen, den Schüler eine falsche Satzkonstruktion, die weite Kreise zieht (wie Akk. mit Inf., ut mit Konjunktiv), durchführen zu lassen? Dies mufs doch gegen sein Gefühl gehen. Denn je länger ein Fehler festgehalten wird, desto festeren Boden fafst er, desto tiefer prägt er sich ein Wenn falsche Formen ausgesprochen wurden, die so leicht ein dauerndes falsches Gehörbild erzeugen, so ist das ruhige Gewährenlassen derselben, bis der Satz vollendet ist, höchst bedenklich. Der Fehler wird ja leichter angenommen als die richtige Form, er liegt dem Geiste näher, daher rührt ja überhaupt seine Entstehung. Namentlich darf man die falschen Analogieformen nicht Wurzel fassen lassen, wenn auch nur für kurze Zeit. Das Bild derselben prägt sich sonst nicht nur beim Sprechenden selbst tiefer ein, auch für die Hörenden ist dies von Nachteil.

Man denke sich nur in die Seele der Schüler hinein! Ein Teil derselben wird, da ja eine Analogieform sich so leicht einschmeichelt, den Fehler gar nicht merken, sondern ihn eben so ruhig, wie es der Lehrer scheinbar thut, hinnehmen. Andere werden den Fehler merken, aber ihn festhalten, um ihn später aufzuzeigen. Aber in beiden Fällen prägt sich das Bild der falschen Form tiefer ein. Denn wenn auch der Fehler als solcher erkannt wird, so setzt sich doch das Bild der gehörten Form in der Seele fest, und später wird sich

die Wirkung dieses Bildes zeigen, vielleicht ohne dafs der Sprechende sich dessen bewufst wird.

Damit ist noch ein weiterer Nachteil verbunden. Wenn die Korrektur erst nach Vollendung des Satzes vorgenommen wird, so läfst es sich äufserst schwer vermeiden, dafs die falsche Form noch einmal genannt wird. Durch wiederholtes Hören aber gewinnt dieselbe noch mehr Nährboden. Es verrät wenig psychologisches Gefühl zu behaupten, wenn die falsche Form schon einmal genannt sei, so verschlage es nichts mehr, sie noch einmal zu nennen.

Alle diese Nachteile werden umgangen, wenn der Lehrer sofort beim ersten Aussprechen der Form einen Wink zur Aufmerksamkeit gibt. Da ja an der Analogieform vielfach ungenügende Aufmerksamkeit schuld ist, wie im Progr. S. 19 gezeigt wurde, so wird in den meisten Fällen der Schüler sofort die richtige Form setzen, wenn nicht, dann werden Mitschüler dieselbe angeben können. Dafs in dieser Art der Korrektur zugleich eine Zeitersparnis liegt, leuchtet ein. Oft kommt es ja vor, dafs der Schüler, wenn er am Ende des Satzes aufgefordert wird, selbst den gemachten Fehler zu finden, in Verwirrung gerät, an etwas Richtigem zu zweifeln anfängt und dies als Fehler nennt. Und wollte man hier methodisch den neuentstandenen Fehler besprechen, so würde die Methode Unsinn und Plage; wann käme man zum Ziele? Und in der Sprache ist es von Wichtigkeit, dafs überhaupt wenig Fehler gehört werden; es nützt nichts, dafs alle auf den Seziertisch gelegt werden.

Wir sind also entschieden der Ansicht, dafs die Analogiefehler nicht so lange herumgezerrt werden sollten, sondern dafs ihre Richtigstellung je rascher, desto besser erfolge. Wird der Analogieform nicht gleich im Anfang entgegengetreten, dann verliert der Kampf gegen sie überhaupt sehr an Wirksamkeit. Denn unter gewöhnlichen Umständen ist es nur natürlich, dafs dann die Korrektur nicht mehr mit der Energie bethätigt wird, wie im ersten Momente, wo sich das Sprachgefühl gegen die Form auflehnt. Während eine Analogieform, zum erstenmal gehört, das Sprachgefühl verletzt, wird sie beim zweitmaligen Hören schon mehr als wohlbegreiflich hingenommen. Dort wird sie mit dem wirkungsvollen Ausdruck, den das verletzte Sprachgefühl eingibt, zurückgewiesen, hier hat der ganze Kampf gegen sie etwas Lahmes und Hinkendes an sich.

Dafs ich mich über die sofortige Unterdrückung der Analogieform so eingehend verbreitet habe, mag manchem auffallend erscheinen, da wohl die Sache an sich ziemlich klar liegt. Aber diese Auseinandersetzung wurde dadurch veranlafst, dafs bisweilen die entgegengesetzte Ansicht nachdrücklich vertreten wird. Und diese Ansicht hat ja auf den ersten Blick, wie so manche andre der hier bekämpften Anschauungen, viel Bestechendes an sich.

Aber es zeigte sich uns wiederholt, dafs in der Methode manches bei tieferem Eindringen sich ganz anders darstellt, als es auf den ersten Blick erscheint. Es ist deshalb notwendig, sich in die Auffassung und Anschauung des Schülers liebevoll zu versenken, um

Klarheit über die psychischen Vorgänge zu gewinnen. Ohne diese Vertiefung erzeugt das Streben, allgemeine Normen aufzustellen, nur zu oft eine falsche Generalisierung. Die Schablone aber ist der Tod des Unterrichts; dieser erfordert frisches Leben, erheischt Vielseitigkeit und Abwechslung. Die Methode des Unterrichts wäre bald am Ziele, wenn sie in der Aufzählung einer Reihe von fest abgegrenzten, überall giltigen Normen bestünde. Dem ist nicht so, so wenig wie in der Heilkunde. Die einzelnen Fälle sind zu verschieden, und die einzelnen Individuen verlangen eine verschiedene Behandlung. Dazu kommt hier noch die Verschiedenheit in der Individualität der Lehrer, die nicht alle in gleicher Weise mit derselben Methode Erfolg haben. Wird aber die Individualität des Lehrers unterdrückt, so entsteht Unnatürlichkeit, womit am wenigsten erzielt wird. In der Kunst des Unterrichtens gilt es besonders, den Erscheinungen auf den Grund zu gehen und die Einzelfälle mit liebevoller Hingabe zu studieren. Freilich halten diese psychologische Vertiefung manche Pädagogen für höchst überflüssig. Der Besitz einer Reihe von Äufserlichkeiten läfst leicht den Glauben entstehen, dafs man die Stufe der Vollkommenheit erreicht habe. Bei tieferem Eindringen sieht man sich nicht so bald am Ziele. Aber nur so ist ein wirklicher Fortschritt möglich. Freilich gehört zum Unterrichten und Erziehen vor allem auch Gemüt und die Fähigkeit, sich in die Seelenvorgänge zu versenken. Und diese Fähigkeit zu entwickeln, ist für die pädagogische Ausbildung wichtiger als sich eine Reihe von Äufserlichkeiten anzueignen. Es gilt also auch hier, nicht starrem Mechanismus, verknöchertem Formalismus zu huldigen, sondern dem Prinzip fortschreitender Entwicklung.

München. J. Stöcklein.

Zur historischen Bedeutungsentwicklung des Wortes aedis.

Häufiger als in anderen Sprachen liegt im Lateinischen der interessante Fall vor, dafs die Bedeutung eines Wortes eine wesentlich verschiedene ist, je nachdem es im Singular gebraucht wird oder aber im Plural.

Das Griechische z. B. weist derartige Fälle nur in sehr beschränkter Zahl auf. Die geläufigsten sind wohl die folgenden: *πρέσβυς* der Alte, *πρέσβεις* (als Plur. zu *πρεσβευτής*) die Gesandten; *ἅλς* Salz, *ἅλες* (wie lat. sales) geistiges Salz, Witz; *πῦρ* Feuer, *πυρά* (mit Wechsel der Flexion) die Wachtfeuer.[1])

[1]) Drei andere — allerdings auch etwas anders geartete — Beispiele nennt L. Tobler in seinem Aufsatz: Über den Begriff und besondere Bedeutungen des Plurals bei Substantiven, Zeitschr. f. Völkerpsychol. u. Sprachwiss. XIV (1883) S. 410—434, nämlich *χρήματα* Vermögen, Geld (Sing. brauchbare Sache); *ζυγά* Wage; *χάριτες* Liebesgenufs. — Dieser Aufsatz selbst ist, wie schon aus dem Titel hervorgeht, nicht vom historisch-philologischen, sondern vom allgemein-sprachwissenschaftlichen (linguistischen) Standpunkt aus geschrieben und enthält zwar

Im Gegensatz hiezu zählen im Lateinischen derartige charakteriptische Fälle nach Dutzenden, und unsere Schulgrammatiken[1]) pflegen davon eine mehr oder minder grofse Auswahl sei es am Schlusse des ganzen Kapitels von der Deklination oder auch hinter den einzelnen Deklinationen selbst zu geben; so z. B. aqua Wasser, aquae Heilquelle; copia Menge, copiae Truppen; littera Buchstabe, litterae Schrift, Schriftstücke, Brief; hortus Garten, horti Park; auxilium Hilfe, auxilia Hilfstruppen; impedimentum Hindernis, impedimenta Gepäck; aedes der Sempel, aedes die Tempel, das Haus; carcer Gefängnis, carceres schranken; (ops) Hilfe, opes Hilfsmittel, Schätze, Wacht; pars Teil, Tartes Partei, Rolle, und viele andere mehr.

Diese Angaben der Schulgrammatiken gehen, wie bei ihrem praktischen Zweck selbstverständlich, vom klassischen Sprachgebrauch aus und verzichten daher gänzlich auf die Beantwortung jener Fragen, wie sie heutzutage die historische Grammatik und speziell der jüngste Zweig derselben, die Semasiologie oder Wortbedeutungslehre stellt. Solche Fragen sind: Wie steht es mit der Bedeutung der fraglichen Wörter im Bereiche des alten Lateins? Ist dort jene mehr oder minder strenge Scheidung bereits vollzogen, welche wir bei den klassischen Autoren wahrnehmen, oder nicht? Läfst sich der Gang der historischen Bedeutungsentwicklung in den einzelnen Fällen noch verfolgen? — Ferner: in welcher der verschiedenen Bedeutungen haben wir die Grundbedeutung zu erkennen, in der des Singulars oder in der des Plurals? Liegt überhaupt jedesmal ein wirklicher Wandel der Wortbedeutung vor, oder handelt es sich in manchen Fällen nur um eine durch den Zusammenhang des Satzes bedingte Verwendung derselben? — Endlich: nach welchen Analogien und unter welchen treibenden Faktoren hat sich in den einzelnen Fällen die historische Bedeutungsentwicklung vollzogen? — Alle diese Fragen lassen sich nur beantworten auf Grund eingehender wortgeschichtlicher Untersuchung und an der Hand genauer Interpretation derjenigen Stellen, an welchen das fragliche Wort vorkommt, und es wird darum gar oft nichts weniger als einfach und leicht sein, die thatsächlichen Verhältnisse solcher Wörter festzustellen.

Eine solche allseitige Untersuchung jener sämtlichen hier einschlägigen Wörter vom alten (plautinischen) bis zum klassischen (ciceronischen) Latein kann hier natürlich nicht unsere Aufgabe sein: wir behalten uns eine solche für eine spätere Gelegenheit vor. Immerhin aber möge wenigstens an Einer Probe aus dem Bereiche der alten Latinität gezeigt werden, zu welchen Ergebnissen eine solche Untersuchung führen kann. Wir wählen hiezu eines der bekanntesten und

auch Beispiele aus den verschiedensten alten und neuen Sprachen, verzichtet aber auf jede nähere lexikographische und semasiologische Untersuchung und Würdigung derselben.

[1]) Aufserdem sei hingewiesen auf die reiche Sammlung von Fr. Neue, Formenlehre der Lateinischen Sprache I. 2. Aufl. S. 434 ff., welche aber doch auch nur selten über das rein Statistische hinausgeht. — Das Gleiche ist der Fall bei dem Aufsatz von O. Keller, Differenzierung, Grammatische Aufsätze S. 73—153. Für uns sind einschlägig die Abschnitte XVI und XVII S. 144—147.

charakteristischsten jener Beispiele, nämlich das Wort aedis der Tempel — aedes die Tempel, das Haus. Denn dies pflegt ja wohl die landläufige Erklärung unserer Schulgrammatiken zu sein; und wer seinen Schülern eine nähere Begründung derselben geben will, pflegt etwa noch hinzuzusetzen, der Tempel habe im wesentlichen nur Einen Raum, daher der Singular; das Haus dagegen habe notwendig mehrere Räume, daher der Plural!

Diese Begründung, welche für das praktische Bedürfnis der Schüler als zur Not genügend erscheint, ist vom wissenschaftlichen Standpunkte aus als durchaus ungenügend zu bezeichnen und hätte von O. Keller a. a. O. S. 145 nicht gebraucht werden dürfen. Gerade der zur Erläuterung herbeigezogene Begriff ‚Raum‘ oder ‚Gemach‘ führt dazu, die Bedeutungsverhältnisse unseres Wortes schärfer zu erfassen. Wir thun dies mit Hilfe der uns in diesem Falle den erwünschtesten Aufschlufs gebenden Etymologie.

Nach G. Curtius, Grundzüge der griechischen Etymologie [5] S. 250,[1]) geht das Wort aedis ebenso wie aestus, aestas zurück auf die gleiche ig. Wurzel, welche auch dem griechischen Verbum *αἴθειν* brennen, anzünden, zu grunde liegt, und bedeutet somit ursprünglich nichts anderes als den Platz, an welchem Feuer gemacht wird. Dieser kann nun ein zweifacher sein: entweder der Raum in der menschlichen Einzelwohnung, wo das Herdfeuer brennt, oder aber der öffentliche, heilige Platz, wo der Herd der Gottheit steht, wo ihr das Brandopfer dargebracht wird. Gewifs konnte ursprünglich beides mit aedis bezeichnet werden; aber es ist doch fraglich, ob wir aedis in der Bedeutung ‚Tempel‘ unmittelbar aus der Grundbedeutung ableiten dürfen; denn Tempel wurden ja erst in verhältnismäfsig später Zeit erbaut, nachdem die menschliche Einzelwohnung längst fertig war.

Sehen wir uns nun diese Wohnung noch etwas näher an, so war dieselbe ohne Zweifel zuerst ein einfacher Bau mit einem Wohnraum, eine primitive Hütte, und diese hiefs aedis, indem die Bezeichnung von der Feuerstätte auf den ganzen Raum ausgedehnt wurde = das Gemach, wie ja wir im Deutschen auch vom heimischen Herd sprechen und damit nicht den Platz in der Küche, sondern das Haus, die Wohnung meinen. Also ‚Tempel‘ darf gewifs nicht als Grundbedeutung an erste Stelle gesetzt werden, wie das Stowasser in seinem Schulwörterbuch thut, der die ‚occasionelle‘ Bedeutung ‚Gemach‘ als Rückbildung aus dem Plural erklärt.

Sehen wir nun zu, ob die obige Darlegung literarisch bestätigt wird! Wir betrachten zunächst eine Stelle aus Plautus: Cas. 662 Insectatur omnis domi per aedis | Nec quemquam prope ad se<se> sinit adire. Wir haben hier freilich den Plural vor uns, aber der beigefügte Genitiv domi zeigt, dafs es sich nicht um die Bedeutung ‚Haus‘ handeln kann; aedis heifst hier unzweifelhaft ‚das Gemach, der Wohnraum‘, und das ist der Etymologie des Wortes entsprechend die der

[1]) Ebenso W. Prellwitz, Etymologisches Wörterbuch der Griechischen Sprache, Göttingen 1892, S. 7.

Grundbedeutung des Wortes zunächst liegende Bedeutung. Man kann versucht sein, die gleiche Bedeutung auch an anderen Stellen zu finden. z. B. Cas. 763: Omnes festinant intus totis aedibus, worauf dann einzelne Wohnräume genannt werden, so daſs wir ebensogut übersetzen können ‚in allen Gemächern', wie ‚im ganzen Haus'. Ebenso liegt die Bedeutung ‚Gemach' nahe Frgm. 70 Facere olant aedes Arabice. Das Gleiche ist der Fall Amph. 1096 Aedis totae confulgebant tuae. Poen. 834 itaque in totis aedibus | Tenebrae, latebrae. Stich. 65 Facite sultis nitidae ut aedes meae sint, quom redeam domum. Truc. 522 Filium peperisti, qui aedis spoliis opplebit tuas. Müssen wir diese Beispiele wohl zur Bedeutung ‚Haus' rechnen, so zeigen sie uns doch, wie aedis = Gemach, wenn es im Plural gebraucht ist, im Satzzusammenhang sich zur Bedeutung ‚Haus', dem Kollektivbegriff von Gemach entwickelt hat. Das Wort bleibt aber auch im Plural in der ursprünglichen Begriffssphäre; die zusammenhängenden Gemächer bilden eben das Haus. Ein solcher Prozeſs geht in der Sprache ganz unvermerkt vor sich; häufige Verwendung in bestimmten Formen, wie hier im Plural, und in bestimmtem Zusammenhang befördern die Umgestaltung einer anfänglichen Verwendung zu einer Bedeutung, die dann dem Worte fest anhaftet und auch auſserhalb des Satzes stets verstanden wird.

Die Bedeutung ‚Gemach' im übertragenen Sinn findet sich bei Plaut. Pseud. 469 Fac sis vocivas, Pseudole, aedis aurium | Mea ut migrare dicta possint quo volo.

Aber der Plural für die Bedeutung ‚Haus' ist nicht die älteste Bezeichnung für diesen Begriff. Plautus bietet auch Beispiele für den Singular aedis = Haus: Poen. 529 At si ad prandium me in aedem vos dixissem ducere. Daſs man hier aedis nicht etwa in der Bedeutung ‚Zimmer' nehmen darf, zeigt die Parallele mit Mil. gl. 121 Hic postquam in aedis me ad se deduxit domum, wo an Stelle des Sing. aedis einfach der sonst übliche Plural gesetzt ist. Ebenso bedeutet aedis im Sing. ‚Haus': Trin. 46 Quid nunc? si in aedem ad cenam veneris —. Truc. 405/6 tonstricem Suram | Novisti nostram, quem erga aedem sese habet = welche dem Haus gegenüber wohnt.[1]) Offenbar in Verkennung der Bedeutungsentwicklung von aedis möchte Neue, Formenlehre I S. 451, die Bedeutung ‚Haus' im Singular ausmerzen und behauptet rundweg, in den angeführten Stellen. sowie an einigen anderen (Hor. carm. I 30, 4. sat. I 10, 38. epist. II 2, 94. Juv. 3, 31) liege die Bedeutung ‚Tempel' vor; das ist jedoch durchaus nicht der Fall; es ist an den obigen Stellen bei Plautus nur von menschlicher Wohnung die Rede, und in dieser alten Bedeutung haben die Dichter Horaz und Juvenal aedis wieder gebraucht; in der Prosa scheint sie ganz ausgestorben zu sein. Bei Plautus möchte ich an noch einer Stelle aedis mit Haus übersetzen: Asin. 220 aedis nobis areast, auceps sum ego | Escast meretrix —. Der Kuppler vergleicht sein Geschäft mit dem des Vogelstellers und sagt: für mich ist der Vogelherd mein Haus. Man könnte aber auch hier aedis im Sinne von Zimmer auffassen.

[1]) Die einzige Stelle für erga in der lokalen Grundbedeutung ‚gegenüber'.

Was für einen semasiologischen Vorgang haben wir nun hier, wenn aedis im Singular nicht das Gemach, sondern das ganze Haus bezeichnet? Offenbar ist vom kulturhistorischen Standpunkt aus die Bezeichnung des Hauses mit dem Singular älter als die mit dem Plural: denn für die alte, primitive Zeit dürfen wir doch nur Einen Wohnraum annehmen, wie oben schon hervorgehoben. Von der Feuerstätte ist das Wort übergegangen auf den ganzen Raum, der zugleich das ganze ‚Haus', wenn wir die ursprüngliche Hütte so nennen wollen, bildete. Nun hat sich aber diese menschliche Wohnstätte im Laufe der Zeit in ihrer Gestalt wesentlich verändert, ohne ihren Zweck damit aufzugeben. Es liegt also, wenn aedis im Sing. das ganze Haus bezeichnet, keine Bedeutungsänderung vor, sondern das Wort hat lediglich die Veränderung des Objekts, das es bezeichnet, in allen seinen Stadien mitgemacht und sich immer wieder von neuem dem Gegenstand angepafst. Wir haben einen deutlichen Fall der Erscheinung vor uns, die Stöcklein als Adäquation bezeichnet (Bedeutungswandel der Wörter S. 20 ff.). So konnte also aedis auch das aus einer Reihe von Räumen bestehende Haus bezeichnen, diente aber nebenher, wie wir gesehen haben, auch noch zur Bezeichnung des einzelnen Gemaches im Haus, woraus sich dann durch die Verwendung im Satz für den Plural die Bedeutung Haus entwickelte. Dieser Plural hat sich dann in der Sprache als sogen. plurale tantum festgesetzt infolge der vielfachen Gliederung, die allmählich das Haus angenommen hat gegenüber den ältesten einfachen Wohnräumen. Schon Plautus hat es über 300mal; an einigen Stellen sind dem Haus = aedes die einzelnen Gemächer = conclavia besonders gegenübergestellt: Aul. 438 Quine angulos omnis | Mearum aedium et conclavium mihi *pervium facitis? Most. 842 Eho, istum, puere circumduce hasce aedis et conclavia. Vgl. auch Ter. Heaut. 902 est mihi ultimis conclave in aedibus quoddam retro. — An zwei Stellen findet sich bei Plautus eine Übertragung von aedes ‚Haus' in dem Sinn, wie auch wir von Haus sprechen = Bewohner des Hauses, Familie: Mil. gl. 310 Crede hercle has sustollat aedis totas —; und Truc. 638 Ut ego †hisce suffringam talos totis aedibus. —

Terenz hat aedis nur im Plural in der Bedeutung ‚Haus' an 19 Stellen.

Die Fragmente des alten Lateins enthalten keine besonders bemerkenswerte Stelle. In den Zwölftafelgesetzen schon findet sich aedes im Plural = Haus: VI 7 Tignum iunctum aedibus vineave e concapi ne solvito. In der Odyssee des Livius Andronicus ist die eine Stelle zu erwähnen, an der aedis zur Übersetzung des griech. *δώματα* gebraucht ist: 35 (M) topper citis ad aedis venimus Circae; vgl. Hom. Od. X 308 *ἐγὼ δ' ἐς δώματα Κίρκης ἤια.*

Dafs die Singularform gegenüber dem Plural die Bedeutung ‚Haus' verlor, mag dadurch veranlafst oder doch gefördert worden sein, dafs der Singular eine spezielle Bedeutung annahm. Wir sahen, die Etymologie weist auf die allgemeine Bedeutung ‚Feuerstätte' hin, womit auch die Opferstätte für die Gottheit bezeichnet werden konnte. Ent-

wickelte sich die primitive Opferstätte allmählich zu einem Tempel, so konnte wie bei der menschlichen Wohnung aedis diesen Prozefs mitmachen und auf dem Weg der Adäquation nach und nach zur Bedeutung Tempel gelangen. Indes liegt, abgesehen davon, dafs die Tempel selbst nicht zu Brandopfern benützt wurden, also doch noch eine besondere Opferstätte vorhanden sein mufste, zwischen dem Tempelbau und dem Häuserbau ein so grofser Zeitraum, dafs eine andere Analogie der Bedeutungsentwicklung als die der Adäquation begründeter erscheint. Als man Tempel baute und Götteridole und -Statuen darin aufstellte, hatte man die Vorstellung, dafs hier thatsächlich eine Wohnung für die betreffende Gottheit geschaffen sei, in der sie lebe, wie der Mensch in der seinigen. Es lag also nahe, zur Bezeichnung des neuen Gegenstandes den Namen eines schon vorhandenen ähnlichen einfach herüberzunehmen; die gleiche Vorstellung des Wohnens und die ähnliche äufsere Form erleichterten diesen Prozefs. Das Wort aedis wurde also von der menschlichen auf die göttliche Wohnung übertragen und erlitt damit zugleich eine Einschränkung seines Bedeutungsumfangs, indem es nicht mehr die Wohnung überhaupt, sondern speziell die göttliche Wohnung bedeutete. Der Form nach liegt also hier ein Bedeutungswandel durch Spezialisierung oder Determination vor, und der Grund der Bedeutungsänderung ist in dem Bedürfnis einer neuen Bezeichnung für ein neues Objekt zu suchen.

Die Determination wird äufserlich dadurch kenntlich, dafs zu aedis meist sacer[1]) oder der Genitiv des Götternamens gesetzt wird; dies war anfangs, als die Bedeutung ‚Tempel‘ noch im Entstehen war, zur Verdeutlichung notwendig, erhielt sich aber auch späterhin, wo der Zusammenhang nicht jede Verwechselung von vorneherein ausschlofs. Natürlich kann auch der Plural aedes = die Tempel gebraucht werden; z. B. Plaut. Amph. 1013 apud omnis aedis sacras | Sum defessus quaeritando. Plautus hat 11 mal aedis in dieser Bedeutung, aufser der angeführten Stelle stets mit dem Genitiv der Gottheit, 7 mal im Poenulus: 190 Ego in aedem Veneris eo. Ib. 264. 318. 333. 339. 847. 1131. Ferner Bacch. 312 Quin in eapse aede Dianai conditumst. 900 aedem visere Minervae. Curc. 481 Pone aedem Castoris. —

Demnach ergibt sich für die historische Bedeutungsentwicklung von aedis folgendes: Die nach der Etymologie anzunehmende Grundbedeutung ‚Feuerstätte‘ wird übertragen auf die menschliche Wohnung,

[1]) Es liegt hier ein ähnlicher interessanter Fall vor, wie bei der — von F. Heerdegen, Untersuchungen zur lateinischen Semasiologie, III S. 29 f. besprochenen, und auch in der Neubearbeitung von Reisig-Haases Vorlesungen über lateinische Sprachwissenschaft, zweiter Teil (auch u. d. T. Lateinische Semasiologie oder Bedeutungslehre), Berlin 1890, S. 139 Note wiederholt berührten — formelhaften Verbindung precibus (oder per precem oder prece) orare, welche die Vermittlung bildet zwischen orare in der allgemeinen archaischen Grundbedeutung ‚reden‘ und orare in der daraus abgeleiteten (spezialisierten) Bedeutung ‚bitten‘. Der Zusatz precibus zu orare mufste für gewöhnlich ebenso als pleonastisch erscheinen wie der Zusatz sacra zu aedis von der Zeit an, wo orare, bezw. aedis, allein ja in ihrer beiderseits spezialisierten Bedeutung sich festgesetzt und im allgemeinen Sprachbewufstsein die dominierende Rolle zu spielen begonnen hatten.

in der die Feuerstätte war, und aedis bedeutet dann ‚Wohnraum, Gemach'. Als dieser einzelne Raum bei fortschreitender Kulturentwicklung durch andere erweitert wurde, machte aedis diese Änderung mit und bezeichnete neben dem einzelnen Gemach auch die Wohnung als Ganzes, das Haus. Indes setzte sich der Usus fest, da oft aedes = die Gemächer gebraucht wurde, diesen Plural in kollektivem Sinne = das Haus zu verwenden. Aedis im Sing. = Haus kam aufser Gebrauch und ebenso starb schon früh die Bedeutung ‚Gemach' ab. Dazu trug wohl der Umstand bei, dafs der Singular eine spezialisierte Bedeutung annahm = Götterwohnung, Tempel. Im klassischen Latein ist aedis = Tempel und aedes = Haus allein noch in der Sprache lebendig. — So viel möge hier für den rein sprachhistorischen Zweck dieses Aufsatzes genügen. Eine Frage für sich, auf welche hier nicht weiter eingegangen werden soll, wäre es, das Verhältnis von aedis Tempel zu seinen Synonymen templum, fanum u. s. w. und ebenso das Verhältnis von aedes Haus zu seinen Synonymen domus und dergleichen einer — natürlich ebenfalls historischen — vergleichenden Untersuchung zu unterziehen. Als wertvolle Vorarbeit hiezu käme in Betracht die Untersuchung H. Jordans Über die Ausdrücke aedes, templum, fanum, delubrum (Hermes XIV. Bd. 1879, S. 567—583), welche vom sachlich-antiquarischen Standpunkt aus an der Hand der Quellen die obige Frage ihrem ersten Teile nach eingehend beleuchtet.

München. K. Reissinger.

Ein literarischer Rückzug Xenophons.

Mein hochverehrter Lehrer Roemer hat unlängst an dieser Stelle Klage geführt über die Rückständigkeit der Exegese in den Kommentaren zu den wichtigen xenophontischen Memorabilien, die nach seiner Überzeugung uns den historischen Sokrates am reinsten überliefern. Doch auch auf eine andere Schrift desselben Autors, in der uns die philosophischen und politischen Tendenzen und Ideale Xenophons begegnen, auf die Kyrupaedie mufs diese Klage Anwendung finden. Andernfalls wäre doch nicht die bisherige Erklärung an einer für das Lebensbild unseres Schriftstellers und für die Literaturgeschichte überhaupt so hochwichtigen Stelle wie B. III, 1, 38—40 mit fast vollständigem Stillschweigen vorbeigeeilt. Denn was will es heifsen, wenn die gegenwärtig wohl am häufigsten benützte Ausgabe von Breitenbach-Büchsenschütz in der Einleitung S. 5 dazu nichts weiter zu bemerken hat als dafs der Sophist (sic!), von welchem der Armenier Tigranes lernt, in einer Beziehung — in welcher, wird nicht gesagt — grofse Ähnlichkeit mit Sokrates[1]) zeige, ein Geistesfunke, der vor unseren

[1]) Wem wir eigentlich diese Erkenntnis zu verdanken haben, die allerdings in allen mir zugänglichen Hilfsmitteln nur in der Form einer jeder strengen Beweisführung entbehrenden Hypothese auftritt, konnte ich bisher nicht ermitteln. Neben Breitenbach-Büchsenschütz kennt sie als solche schon Hertleins Ausgabe (1859[2]) in den Anmerkungen zur Stelle, ferner Grote: „Geschichte Griechenlands" IV[2] S. 674[122], und weiter — wie man mir erst nachträglich von anderer Seite

Augen sofort wieder erlischt, wenn wir sehen müssen, dafs nach des Kommentars Behauptung zu III, 1, 14 das dort gebrauchte Wort σοφιστής im Sinne von Xenophons Zeit einen Mann bedeute, der rhetorische und philosophische Belehrung berufsmäfsig treibe; wie denn auch das Folgende sich der Methode der sophistischen Beweisführung anschliefse, und wenn zu III, 1, 38 weiter nichts bemerkt ist als dafs das διαφθείρειν auch dem Sokrates seine Gegner in den Mem. I, 2, 51 vorwerfen.

So wollen wir denn die Stelle scharf ins Auge fassen, ob sie in der That nicht doch noch etwas mehr enthält. Es wird dort erzählt, wie Kyros nach der Niederwerfung des Aufstandes des Armenierkönigs diesem, seinem Gefangenen, lebhafte Vorwürfe macht, indessen den Königssohn Tigranes zur Verteidigung seines Vaters zuläfst, da er sich erinnert, dafs der Prinz mit einem Weisen (σοφιστής) in vertrautem Verkehr gestanden war (III, 1, 14). Der Sohn weifs auch wirklich den Sinn des Siegers umzustimmen; Kyros verzeiht dem Vater und erkundigt sich bei dessen Fürsprecher nach den Schicksalen jenes Weisen. Da mufs er denn hören, der König habe ihn hinrichten lassen, da er ihm das Herz seines Sohnes gestohlen zu haben schien; doch sei der Weise mit versöhnlichen Worten gegen seinen Verfolger gestorben. Worauf dann schliefslich Kyros selbst zugibt, dafs das Vorgehen des königlichen Vaters von rein menschlichem Standpunkt aus als gerechtfertigt erscheine. Mit diesen Worten trennen sich die Unterredenden.

Diese entschuldigende Schlufswendung von seiten der Idealfigur unserer Schrift hat in der vorausgehenden Erzählung keine rechte Vorbereitung und Begründung; sie mufs mehr enthalten als Xenophon mit den blofsen Worten sagen will. Denn es ist beileibe nicht anzunehmen, wozu die moderne Athetesensucht bei Xenophon nur zu sehr geneigt ist, dafs diese Partie etwa einen späteren Einschub darstelle. Dagegen spricht schon die Kyros zugeschriebene, räumlich weit abgerückte Motivierung der Zulassung der Verteidigung des Tigranes

---

mitteilt — in neuerer Zeit E. Schwartz: „Fünf Vorträge über den Griechischen Roman“ S. 57, der sich gleichfalls die strikte Beweisführung erläfst, aber in dem Nachwort, welches er jener merkwürdigen Erzählung der Kyrupaedie widmet, fast den Anschein erwecken könnte, als habe er die volle Bedeutung der Stelle und ihre Konsequenzen richtig erfafst, wenn er sagt: „Jeder erkennt Sokrates, Xenophon und das attische Volk auf den ersten Blick; die Stelle gewährt einen tiefen Einblick in die Seele des jungen, des verbannten und des begnadigten Xenophon.“ Aber wenn er dann fortfährt, Xenophon habe mit der Erzählung von Tigranes und seinem treuen Weibe, das, wie ich beiläufig bemerke, doch nur recht nebenher Erwähnung findet, seiner eigenen treu ausharrenden Lebensgefährtin ein Denkmal setzen wollen, so verkennt er eben doch die eigentliche Bedeutung, den Zweck und die Tragweite dieses literarischen Bekenntnisses durchaus. Der mir erreichbaren Vollständigkeit halber möchte ich schliefslich noch erwähnen, dafs auch Joël in seinem bekannten Buch S. 405 den an unserer Stelle absichtlich sokratisch gezeichneten Weisen erwähnt, der unter der Anklage des νέον διαφθείρειν hingerichtet wurde. Doch über das Warum? dieser Zeichnung läfst er sich gar nicht, über ihr Inwiefern? nur insoweit vernehmen, als er den Satz: „Die Fehler aus Unwissenheit sind sämtlich unfreiwillig“ auf die für Xenophons Darstellung der Sokratik angeblich mafsgebende Autorität des Antisthenes zurückführt.

(III, 1, 14) und überhaupt der *χαρακτὴρ Ξενοφώντειος* in der ganzen Darstellung, der sich beispielsweise in der Schlufspartie (40) äufsert, die ihr Gegenstück in der zusammengehörigen, aber durch die recht äufserliche Bucheinteilung zerschnittenen Partie I, 6, 46 und II, 1, 1 hat.

Auf die eigentliche Bedeutung unserer Stelle führt uns die Beobachtung, dafs sich hier fast durchweg Ausdrücke, Wendungen und Gedanken finden, die sich für des Sokrates Leben, Lehre und Prozefs belegen lassen; und um es kurz zu sagen, hinter der Maske des *σοφιστής* steckt das Silenengesicht des Sokrates.

Zwar wird sich eine oberflächliche Betrachtung des Textes, wie sie sich bei Büchsenschütz z. St. findet, sofort an die für ihn, den Feind der Sophistik (Mem. I, 6, 13), gewählte Bezeichnung *σοφιστής* hängen, allein abgesehen davon, dafs Xenophon diesen Ausdruck auch sonst in den Memorabilien (I, 1, 11 und IV, 2, 1) anstatt des von uns erwarteten *φιλόσοφος* gebraucht, war gerade dieses an den Namen des Meisters so stark anklingende Wort für die Durchsichtigkeit der von Xenophon gewählten Allegorie besonders bequem. Dafs aber in der That eine solche *ἀλληγορία* zu Grunde liegt, das bezeugen folgende Punkte: Der Verkehr des Tigranes mit dem Weisen wird mit *συνεῖναι* (14) charakterisiert, der „gewöhnlichen, sozusagen offiziell gebrauchten Bezeichnung“ für den Umgang des Sokrates mit seinem Kreise. (Vgl. die Statistik von Joël: „Der echte und der Xenophontische Sokrates“ I S. 532.) Weiter wird dem Weisen der Beiname eines *καλὸς κἀγαθός* (38) zu teil, der, wie Walter in seiner „Geschichte der Ästhetik im Altertum“ S. 140 nachweist und wie Döring: „Die Lehre des Sokrates“ S. 547, Roemer: „Zur Kritik und Exegese der Wolken des Aristophanes“ S. 229 und Pöhlmann: „Sokrates und sein Volk“ S. 79 ff. bestätigen, eine Art Parteinamen für und wider Sokrates und seinen Anhang bildete. Sodann bezeichnete der König nach den Aussagen seines Sohnes die Einwirkung des Weisen auf den Prinzen mit *διαφθείρειν* (38), dem Anklagepunkte, der im Prozesse des Sokrates eine so bedeutende Rolle spielte. In der Folge führt der König seinen Groll auf seinen beleidigten Vaterstolz zurück: *καὶ ἐγὼ ἐκείνῳ ἐφθόνουν, ὅτι μοι ἐδόκει τοῦτον ποιεῖν αὐτὸν μᾶλλον θαυμάζειν ἢ ἐμέ* (39) und gebraucht damit eine Begründung, welche auch unter den in den Memorabilien aufgeführten Klagepunkten gegen Sokrates (I, 2, 49 ff.) ihren Platz hat. Dafs diese väterliche Eifersucht übrigens hier mit *ἐφθόνουν* bezeichnet wird, findet seine Parallele zu dem *φθόνος*, der nach dem *λόγος Σωκρατικός* in der Geschichte des Prozesses eine gewisse Rolle spielt, so nach Platons Apologie 18 D: *ὅσοι δὲ φθόνῳ καὶ διαβολῇ χρώμενοι ὑμᾶς ἀνέπειθον ..., οὗτοι πάντες ἀπορώτατοί εἰσιν* und 28 A: *καὶ τοῦτ' ἔστιν, ὃ ἐμὲ αἱρήσει, ἐάνπερ αἱρῇ, οὐ Μέλητος οὐδὲ Ἄνυτος, ἀλλ' ἡ τῶν πολλῶν διαβολή τε καὶ φθόνος.* Auch die Stellen in Ps. Xen. Apol. 14: *ἐπεὶ δὲ ταῦτ' ἀκούοντες οἱ δικασταὶ ἐθορύβουν, οἱ μὲν ἀπιστοῦντες τοῖς λεγομένοις, οἱ δὲ καὶ φθονοῦντες, εἰ καὶ παρὰ θεῶν μειζόνων ἢ αὐτοὶ τυγχάνοι, πάλιν εἰπεῖν τὸν Σωκράτην* und 32: *Σωκράτης δὲ διὰ τὸ μεγαλύνειν ἑαυτὸν ἐν τῷ δικαστηρίῳ φθόνον ἐπαγόμενος μᾶλλον καταψηφίσασθαι ἑαυτοῦ ἐποίησε τοὺς δικαστάς* sind nach dieser

Seite ein deutlicher Nachklang aus dem dort § 1 ganz unverkennbar angeführten λόγος Σωκρατικός. Wenn endlich das angeblich verzeihende Mahnwort des sterbenden Weisen an seinen Jünger in den Worten Ausdruck findet: μήτι σύ .... χαλεπανθῇς τῷ πατρί· οὐ γὰρ κακονοίᾳ τινὶ τοῦτο ποιεῖ, ἀλλ' ἀγνοίᾳ· ὁπόσα δὲ ἀγνοίᾳ ἄνθρωποι ἐξαμαρτάνουσι, πάντ' ἀκούσια ταῦτα ἐγὼ νομίζω (38), so beansprucht dieser Satz für unsere Beweisführung unser besonderes Interesse, weil er im letzten Ende zurückgeht auf die sokratische Identifizierung von Tugend und Wissen,[1] und Xenophon hier für die Entschuldigung der Anklage und der Verurteilung seines Weisen wohl mit Absicht ein Argument verwertet, das Platon den Sokrates in der Apologie 25 D — 26 A gegen seine Ankläger gebrauchen läfst. Denn Xenophon, der angeblich so durchaus unphilosophische Kopf, hat eben doch recht wohl erkannt, dafs der sokratische Standpunkt: οὐδεὶς ἑκὼν διαφθείρει sich nicht nur mit Platon zur Verteidigung des Sokrates, sondern auch zu Gunsten der Kläger selbst anwenden liefs.

Alle diese Punkte bieten uns also den klarsten Beweis, dafs hier Xenophon unter einem Bilde sich noch einmal über den Prozefs seines Meisters aussprechen will. Diese Auseinandersetzung hat, wie uns die zuletzt besprochene Mahnung des Weisen lehrt und das Schlufswort der Hauptfigur unserer Schrift bestätigt: ἀνθρώπινά μοι δοκεῖς ἁμαρτεῖν (40), den Zweck, den Urteilsspruch der Athener gegen Sokrates wenn auch nicht zu beschönigen, so doch zu entschuldigen, also den Zweck, einen Rückzug anzutreten gegenüber dem offensiven Vorstofs, den die beiden ersten Kapitel der Memorabilien gegen das Schuldig in der Anklage des Meisters eröffnet hatten.

Da drängt sich uns sofort die Frage auf: Wie kommt Xenophon zu einem solchen Umschwung, der doch offenbar nicht von gestern auf heute erfolgen konnte? Und die Antwort mufs jedenfalls lauten: Dieser Umschwung ist in der That notwendig das Ergebnis einer längeren Entwickelung gewesen, in der die anfänglich frische Entrüstung über den an seinem Meister begangenen Justizmord sich mehr und mehr gemildert und in philosophische Reflexionen umgesetzt hat, die hier ihren Niederschlag finden. Auch hier können wir einen gleichen Vorgang bei Platon wahrnehmen, wenn wir dessen Apologie und Gorgias[2]) als die Ausgeburt einer noch lebendigen, zornigen Erbitterung über die Hinrichtung des Sokrates erkennen und auf der anderen Seite den Menon[3]) als die Frucht einer resigniert abgeklärten, tieferen Einsicht in die naturnotwendige Entwickelung des Ereignisses des Jahres 399 auffassen.

Aber diese literarische Festlegung seiner veränderten Gesinnung läfst sich bei Xenophon auch aus den geschichtlichen Ereignissen seiner Zeit ableiten und chronologisch genau festlegen. Die Schlacht bei Leuktra mit ihren den ganzen Peloponnes erschütternden Folgen

[1]) So auch Joël a. a. O. S. 405.

[2]) Beide aus dem Jahr 399 oder unmittelbar danach. (Immisch: „Zum gegenwärtigen Stande der Platonischen Frage.“ Neue Jahrb. II. 1899. S. 626.)

[3]) Entstanden um 395. (Immisch a. a. O.)

hatte den zwischen Athen und Sparta herrschenden Antagonismus gebrochen und die beiden um die Hegemonie in Griechenland ringenden Rivalen auf die beide bedrohende, aufstrebende Macht Thebens hingelenkt und so zusammengeführt. Der Sturm dieser Ereignisse hatte aber auch Xenophon im Jahre 370 aus seiner ländlichen Ruhe in Skillus aufgescheucht und ihn in fluchtartiger Eile nach Korinth gejagt, von wo aus er, der aus Athen Verbannte, wohl eben so sehr durch die geringere räumliche Entfernung wie durch die veränderte politische Lage veranlafst, wieder in gute Beziehungen zur Vaterstadt trat. Ein Zeugnis für diese seine Sinneswandlung bedeutet also unsere Stelle, die in der endgültigen, durch Vermittlung des Kyros durchgeführten Aussöhnung des Tigranes mit seinem Vater ein Sinnbild für die im Gang befindliche oder vielleicht schon vollzogene Versöhnung des Xenophon mit seinem Vaterland geben sollte. Noch weiter geht mein sehr verehrter Lehrer Christ, der, wie er mir in einer brieflichen Rückäufserung mitteilt, sich die Allegorie noch weiter durchgeführt denkt, indem er Kyros mit dem Spartanerkönig Agesilaos, dem Gönner des Xenophon, gleichsetzt, der unter dem Schutze des Bündnisses der beiden Staaten auch eine Aussöhnung seines Schützlings, des Lakonisten Xenophon mit seiner Vaterstadt betrieb und vielleicht sogar den Antrag des Eubulos auf Beseitigung des Verbannungsbeschlusses veranlafste.[1] Jedenfalls ist dieser scharfsinnigen Ansicht zuzugeben, dafs dieser Unterschiebung des Agesilaos für den Idealhelden Kyros einerseits an vielen Orten unserer Schrift gewisse Züge entsprechen, die er dem in dem Anabasis entworfenen Charakterbild des jüngeren Kyros entnimmt und der Idealfigur der Kyrupaedie leiht, und andrerseits die Figur des älteren Kyros und die des Agesilaos in der gleichnamigen jüngeren Schrift Xenophons nicht allein übereinstimmende Handlungsweise, sondern auch Charakterähnlichkeit und sogar den Gebrauch der gleichen Ausdrucksweise[2] aufzuzeigen haben. Es ist dies ein Verfahren, das um so leichter ist, als, wie man wohl erkannt hat, die Darstellung des jüngeren Kyros in der Anabasis wie die des Agesilaos in der seinen Namen tragenden Schrift weniger historisch treue Abbilder als literarisch-fiktive Idealporträts sind.

Mit der Erkenntnis von der besonderen Bedeutung unserer Stelle haben wir nun zugleich einen festen terminus post quem für die Abfassung der Kyrupaedie gewonnen: Die Schrift fällt in die Zeit nach dem Jahre 370. Dieses Ergebnis findet darin seine Stütze, dafs Xenophon seine Anabasis wohl noch in Skillus zum Abschlufs gebracht hat und er nun nach dieser Darstellung, die ihn in Gedanken wieder in das Perserreich geführt hatte, in Korinth etwa 370/69 in den Wirren jener Zeit auf den Plan eines staatsphilo-

[1] Dies trifft zusammen mit der von E. Schwartz: „Quellenuntersuchungen zur griechischen Geschichte“ im Rhein. Mus. XLIV. 1889 S. 176 ausgesprochenen Vermutung, dafs die Spartaner beim Abschlusse des Bündnisses mit Athen sich für Xenophon verwandt hatten.

[2] Der Nachweis im einzelnen findet sich in der Einleitung zur Ausgabe von Büchsenschütz S. 7 und von Hertlein S. 9.

sophischen Romans kam, der als Idealbild für die Staatsregierung die Gestalt und den Werdegang eines starken Herrschers darstellt, wie er gerade damals Griechenland so not gethan hätte. Aber wenn er schon sein Staatsideal nach der Seite der körperlich-sittlichen Erziehung auf spartanischen Einrichtungen, nach der Seite der intellektuellen Bildung — ein neuer Beweis für die zeitliche Stellung der Schrift — auf athenischen Grundsätzen aufbaut, so konnte und durfte er doch dieses Ideal um keinen Preis in Sparta oder Athen, ja überhaupt nicht auf griechischem Boden suchen, wenn er nicht die partikularistische Eigenliebe der rivalisierenden Staaten verletzen wollte. Andrerseits durfte aber auch nach der Schilderung in der Anabasis nicht der Nachweis unterbleiben, dafs das zeitgenössische Perserreich nur eine Entartung jenes in prächtigen Farben gemalten Idealbildes darstelle, veranlafst durch die Abweichung von der erprobten Erziehungsweise des Kyros, die sich Xenophon nach seinen eigenen militärischen, politischen und philosophischen Idealen ausgesonnen hatte. Diesem Zweck, die moderne Zerrüttung des alten Reiches zu schildern, dient das Schlufskapitel (VIII, 8) der Schrift, dessen Athetese nicht gerechtfertigt erscheint. Im Gegenteil findet der sich aus ihm ergebende chronologische Ansatz, dafs es nicht vor 364 abgefafst sein kann, eine genügende Stütze durch die oben gewonnene Zeitgrenze. Will man aber der Notiz bei Gellius XIV, 3: Xenophon inclito illi operi Platonis, quod de optimo statu reipublicae civitatisque administrandae scriptum est, lectis ex eo duobus fere libris, qui primi in volgus exierant, opposuit contra conscripsitque diversum administrationis genus, quod *παιδεία Κύρου* inscriptum est Glauben schenken, aus der sich ergibt, dafs Xenophon in seiner Kyrupaedie mit der ersten Redaktion der Politeia Platons habe konkurrieren wollen, was nach Christ: Griech. Litt. [3] S. 350 voraussetzt, dafs das xenophontische Werk noch vor der Veröffentlichung der ganzen uns erhaltenen Politeia verfafst worden sei, und fällt die Schlufsredaktion dieser Schrift nach Christ a. a. O. noch vor den Regierungsantritt des jüngeren Dionysios, also vor 367, so mufs man die Entstehungszeit der Kyrupaedie in den Zeitraum nach 370 und vor 367 einschränken, wodurch wir dann freilich genötigt sind, das Kapitel VIII, 8 als nachträglichen Zusatz des Verfassers zu nehmen, vielleicht veranlafst durch den ägyptischen Feldzug des Agesilaos gegen Artaxerxes III. Doch das ist jedenfalls sicher, dafs äufsere chronologische Bedenken allein die Glaubwürdigkeit des Gellius an jenem Ort nicht zu berühren vermögen, da nach der schon angeführten Untersuchung von Immisch, S. 460, fessteht, dafs die erste Politeia Platons um 390 geschrieben ist. Durch sie wird die nach 370 entstandene Kyrupaedie angeregt und ihr folgt nach Immischs (a. a. O. S. 465) Ansatz, der unter den oben erwähnten bei Christ heruntergeht, die Schlufsbearbeitung der Politeia etwa in der Zeit zwischen 365(?)—361. Unser Ansatz der Kyrupaedie zeigt ferner — immer wieder die innere Glaubwürdigkeit des Gellius vorausgesetzt, dafs die Zeitgrenze Susemihls für den Abschlufs der Politeia mit 370 zu früh angesetzt ist. Wir

haben also mit den chronologischen Ergebnissen aus unsrer Stelle ein wichtiges Hilfsmittel der Kritik in der sich allmählich klärenden Frage der Chronologie des platonischen Staates gewonnen.

Doch nicht nur einen Lichtblick in das Dunkel der Chronologie der xenophontischen Schriften und des platonischen Staates bietet das Resultat aus der richtigen Exegese unserer Stelle, sondern auch hochwillkommene Streiflichter auf drei literarische Streitfragen:

Erstlich ist neben den anderen von mir in meinem Gymnasialprogramm: „Die Anklage des Sokrates" (Neustadt a. H., 1900) beigebrachten Beweisen die Thatsache, dafs auch der ältere Xenophon das *νέους διαφθείρειν* des historischen Prozesses auch hier als einen in sich geschlossenen Klagepunkt verwertet, ein Beleg mehr für die Ansicht, dafs die Schanzsche Hypothese von einer thatsächlichen Einschränkung des *νέους διαφθείρειν* auf das rein religiöse Gebiet, wie sie uns Platons Apologie 26 B zeigt, völlig unhaltbar ist.

Dann aber beweist auch dieser Nachklang aus den Ereignissen des Jahres 399, wie undenkbar die neuerdings von Wetzel und Immisch in den Neuen Jahrbüchern (III. 1900 S. 390—415) unter dem Titel: „Die Apologie des Xenophon" vertretene Ansicht von der Echtheit dieser Schrift ist, deren von mir a. a. O. S. 14—19 erwiesene Fragwürdigkeit auch jener Doppelaufsatz nicht zu beseitigen vermochte, wie ich noch des Genaueren darlegen zu können hoffe. Denn der von mir nachgewiesene literarische Rückzug Xenophons ist nur dann erträglich, wenn wir uns nur das verhältnismäfsig recht mafsvolle Vorgehen Xenophons in den Memorabilien gegenüber der offiziellen Anklage und ihrem Erfolg als vorausgehend zu denken haben; dagegen ist er undenkbar und unerträglich, ja unwürdig, wenn wir aufserdem noch diese Apologie als vorher geschrieben in Betracht ziehen müssen, in der Sokrates im schärfsten Gegensatz zu der ihm an unserer Stelle zugeschriebenen Milde des Urteils (*οὐ κακονοίᾳ, ἀλλ' ἀγνοίᾳ*) als der Vertreter einer *μεγαληγορία* erscheint, die einerseits in § 24 die Ankläger und die ihnen Folge leistenden Richter der *ἀσέβεια* und *ἀδικία* zeiht, also dasselbe und nur umgekehrte Verfahren einschlägt wie Platon, der nach meinem Nachweis a. a. O. S. 49 den Sokrates gegenüber der Klage als *εὐσεβής* und *εὔνομος* charakterisiert, und andererseits in § 29 die Triebfeder des Prozesses, Anytos in der „infamen Weissagung" einen *μοχθηρός* nennt.

Ist nämlich diese Apologie echt und ein historisches Zeugnis für des Sokrates Verteidigung, wie Wetzel will, so thut Xenophon hier in seiner Palinodie dem Charakterbild seines Lehrers wissentlich Gewalt an und begeht eine Pietätlosigkeit ohne Gleichen, den verzerrten Schatten des Meisters heraufzubeschwören, eine Fahnenflucht von dem Andenken seines Weisen, die umso unverzeihlicher wäre, als, wie ich glaube a. a. O. S. 10—14 nachgewiesen zu haben, die Memorabilien der Apologie zeitlich vorausgehen müssen und er demnach seine Angriffe auf die Anklage des Sokrates in einem Crescendo vorgetragen hätte, das dann wieder an unserer Stelle ein Umbiegen ins Gegenteil erführe. Damit verböte sich die Annahme eines inneren Gesinnungs-

wechsels bei Xenophon von selbst und wir könnten ihn nur auf äufsere Umstände und Beweggründe, auf den äufseren Vorteil zurückführen, den ihm die Gunst des Vaterlandes versprach. So käme von zwei Seiten her ein falscher Zug in das Bild des Xenophon, von dessen Pietät die Schilderungen des Sokrates in den Memorabilien, des Kyros in der Anabasis und des Agesilaos in der gleichnamigen Schrift zeugen, und dessen Selbstlosigkeit beispielsweise die Stiftung des Artemistempels in Skillus darthut, die aus seinem asiatischen Beuteanteil entstand.

Ist jedoch die Apologie xenophontisch, aber ein Werk fiktivliterarischen Charakters, das Immisch in ihr sieht, so würde das Urteil über sein Vorgehen nach der moralischen Seite hin kaum zu einem günstigeren Urteil gelangen können, wie das oben gefällte, dagegen die Kritik seines literarischen Gebahrens nicht minder scharf vorgehen dürfen. Denn Xenophon würde damit die schmetternden Angriffsfanfaren, die er in der Apologie hätte erschallen lassen, umwandeln in eine klägliche Chamade, die seinem literarischen Ansehen mit Recht den schwersten Abbruch gethan hätte. Den militärischen Ruhm des „tapferen Rückzugsherzens“ würde dieser schmachvolle Rückzug, diese literarische und zugleich moralische Niederlage völlig ausgeglichen haben. Glaubt man aber wirklich, dafs der doch formell immerhin gewandte [1]) Schriftsteller in diesem Falle nicht andere Noten für seine Palinodie gefunden hätte, als diejenigen, welche er hier erklingen läfst? Kurz, unsere Palinodie Xenophons ist nur nach den vorausgegangenen Memorabilien möglich.

Doch auch damit ist die Bedeutung unserer Stelle für die Literaturgeschichte noch nicht erschöpft. Wir gewinnen nämlich von dieser Seite her schliefslich noch eine erwünschte Bestätigung der engen persönlichen Beziehungen zwischen Xenophon und Sokrates, die bekanntlich die moderne Hyperkritik, vertreten durch den Namen E. Richter (a. a. O. S. 152), als eine Fiktion Xenophons hinzustellen beliebt hat. Wohl hat Klett in seinem Cannstadter Programm (1894): „Sokrates nach den Xenophontischen Memorabilien“ S. 12 diese Ansicht mit besonnener Heranziehung der übrigen hierher gehörigen Stellen der xenophontischen Schriften zurückgewiesen, aber noch neuerdings hat sie sich bei Wetzel a. a. O. S. 391 [1] mit einiger, inhaltlich freilich nichtssagenden Beschränkung hervorgewagt. Es ist ja gewifs die zunächst von Klett beigezogene Stelle der Memorabilien: 1, 2, 31 für sich in der von ihm gegebenen Interpretation noch kein vollständiger Beweis, da sie behauptet, das Verbot der Kritias an Sokrates: *λόγων τέχνην μὴ διδάσκειν* habe sich gegen Sokrates nicht als Persönlichkeit, sondern überhaupt als Philosophen gekehrt (*ἐπηρεάζων ἐκείνῳ καὶ οὐκ ἔχων ὅπῃ ἐπιλάβοιτο, ἀλλὰ τὸ κοινῇ τοῖς φιλοσόφοις ὑπὸ τῶν πολλῶν ἐπιτιμώμενον ἐπιφέρων αὐτῷ*) und da sie dann fortfährt: *οὐδὲ γὰρ ἔγωγε οὔτ' αὐτὸς τοῦτο πώποτε Σωκράτους ἤκουσα οὔτ' ἄλλου του φάσκον-*

[1]) Selbst E. Richter, der in seinen „Xenophon-Studien“ (Jahrb. f. klass. Philol. 1893. XIX. Suppl.) über die literarische Bedeutung der xenophontischen Schriften sonst ein so ungünstiges Urteil fällt, mufs es S. 123 [2] gerade der Kyrupaedie gegenüber bedeutend einschränken.

τος ἀκηκοέναι ᾐσθόμην. Denn ich habe schon a. a. O. S. 12 darauf hingewiesen, dafs dem Xenophon die diesbezüglichen Angriffe der Komödie und besonders des Aristophanes mit dem λόγος ἄδικος und δίκαιος seiner Wolken unmöglich haben entgehen können. Aber man kann diese Schwierigkeit einfach beheben, wenn man annimmt, dafs Xenophon, wie schon vor ihm Platon in der Apol. 18 D,[1]) diese Ausfälle der Komiker gegen Sokrates aus keinem ernsteren Motive erwachsen sieht als aus dem Dichterrecht auf Scherz und Spiel, dem γελοίου χάριν, und sie deshalb auch weiter nicht berücksichtigt. Unter dieser Auffassung ist allerdings dann Klett zuzugeben, dafs Xenophon mit seinem Worte: οὔτ' αὐτὸς τοῦτο πώποτε Σωκράτους ἤκουσα ganz entschieden für sich in Anspruch nimmt, dafs er oft in der Lage gewesen sei, den Sokrates sprechen zu hören; und mit dem unmittelbar folgenden Satze: οὔτ' ἄλλου του φάσκοντος ᾐσθόμην, dafs er mit solchen, die über Sokrates etwas Ernstliches wissen konnten, sich vielfach unterhalten habe. Zu diesem Selbstzeugnis kommt aber noch weiter die bekannte Stelle der Anabasis III, 1, 5 ff.. in der Xenophon, vor die wichtigste Entscheidung seines Lebens gestellt, sich an den Rat des Sokrates wendet, was doch gewifs auf einen nahen Verkehr hindeutet. Allerdings finde ich den Wert dieser Darstellung für unsere Frage nicht mit Klett allein darin, dafs Xenophon den Sokrates gegen jede Mifsdeutung, als ob er etwa dem Xenophon zur Teilnahme an dem Zug des Kyros geraten hätte, sicher stellen wollte, sondern in ganz besonderem Mafse darin, dafs Xenophon hier in liebenswürdiger Offenheit darstellt, wie er bei dieser Gelegenheit die Weisung seines Meisters: ἐλθόντα εἰς Δελφοὺς ἀνακοινῶσαι τῷ θεῷ περὶ τῆς πορείας seinen persönlichen Neigungen unterordnet und ihr so Gewalt anthut, wenn es heifst: ἐπήρετο τὸν Ἀπόλλω τίνι ἂν θεῶν θύων καὶ εὐχόμενος κάλλιστα καὶ ἄριστα ἔλθοι τὴν ὁδὸν, ἣν ἐπινοεῖ. Dieser Ungehorsam gegen Sokrates, den Xenophon in § 7 selbst ausdrücklich als solchen schildert, ist etwas so Individuelles, aus dem Thatendrang des nachmaligen Feldherrn Erwachsendes, dafs der Gedanke an eine Fiktion sich von selbst ausschliefst, zumal ein solches fingiertes Schülerverhältnis doch stets darauf ausgehen wird, im Lichte einer idealen Harmonie zwischen Meister und Jünger zu glänzen, während sich hier gerade einmal ein gelegentliches Gegenteil davon darbietet. Sehr geschickt hat endlich Klett dargethan, dafs auch der Umstand, dafs Xenophon selbst in den Memorabilien nur einmal (IV, 3, 2) als Mitunterredender des Sokrates genannt wird, noch nichts gegen einen näheren Verkehr beweist. Denn Xenophons Rolle des schweigenden Zuhörers erklärt sich daraus, dafs ihm zu einer aktiven Beteiligung an diesen Gesprächen jenes tiefere philosophische Verständnis fehlte, dessen Mangel in seinen Erinnerungen an Sokrates ganz deutlich hervortritt. Gerade in dieser Schrift wird ja, sei es bewufst oder unbewufst, mehr die Person als die Lehre des Sokrates gezeichnet, und dient die Darstellung seiner Lehre nur zur Glorifizierung der Person des Lehrers. Sokrates selbst

[1]) Vgl. Schanz: Komment. z. St. (S. 122, 3).

wird dem noch sehr jugendlichen Schüler wohl gerne die Eigenschaft einer stummen Person gestattet haben, insofern er einsah, dafs Xenophon keiner unmittelbaren Zurechtweisung bedurfte. Die einzige, die ihm durch den Meister widerfuhr, hat er, wie oben erwähnt, in der Anabasis geschildert. Zu diesen Beweispunkten tritt jetzt ergänzend und stützend unsere Stelle aus der Kyrupaedie und zeigt in Form der Allegorie das persönliche Verhältnis zwischen Sokrates und Xenophon, der sich wahrscheinlich selbst in der Figur des Tigranes zur Darstellung bringen wollte.[1]) Aber gerade die Thatsache, dafs zu einer Berührung dieses Verhältnisses die Form der verschleiernden Allegorie gewählt ist, spricht deutlich dagegen, dafs dieses Verhältnis nur erdichtet ist. Denn die Fiktion, die sich auf keine Thatsachen stützen kann, gebietet eine breite und leicht erkennbare Darstellung und Ausdeutung der erdichteten Verhältnisse, die Wahrheit hingegen kann sich mit einer skizzenhaften Andeutung der hier in eine Allegorie gekleideten Thatsachen genügen lassen. Aufserdem spricht auch hier trotz der Allegorie wieder so viel individuelles Leben, so viel persönlich Erlebtes, trotz der Gedämpftheit des Tones immer noch so viel innere Wärme aus dem Bilde, tritt hier der *σοφιστής* = Sokrates eben so deutlich als geschichtlich an die Seite des historischen Tigranes = Xenophon wie der historische Kyros = Agesilaos, dafs nach der Beiziehung unserer Stelle für die Entscheidung in dieser Frage von einer Fiktion des Schülerverhältnisses Xenophons zu Sokrates keine Rede mehr sein kann.

Aus unseren Darlegungen wird sich ergeben, dafs aus der für die politischen, militärischen und philosophischen Anschauungen Xenophons so hochwichtigen Schrift immer noch manches neue Ergebnis zu Tage zu fördern ist, das uns in den Stand setzt, das literarische Bild Xenophons noch tiefer zu charakterisieren. Auch für das sokratische Problem wird eine solche Arbeit eine wesentliche Förderung bedeuten, da sie uns vielfach erst einen festen Standpunkt gewährt in der Frage, was in den Memorabilien rein xenophontisches Gut ist, das sich dann in der Kyrupaedie häufig noch weiter ausgebildet zeigt. Ein Beispiel gibt uns der Vergleich von Mem. I, 2, 21: *ἐπιλέλησται καὶ ὧν ἡ ψυχὴ πάσχουσα ἐπεθύμει* neben Kyrup. III, 1, 17: *πάθημα τῆς ψυχῆς σὺ λέγεις εἶναι τὴν σωφροσύνην, ὥσπερ λύπην, οὐ μάθημα*, und zeigt, wie sich in den Memorabilien in die Darstellung der sokratischen Lehre von der Lehrbarkeit der Tugend und ihren Nebenumständen ein dieser Lehre irrationales *πάσχουσα* Xenophons eindrängt, das dann erst seine volle Entfaltung zu einer eigenen Anschauung in der Kyrupaedie findet. Nur auf solchem Wege wird man den Kern der reinen Sokratik aus den Memorabilien herauslösen können aus den Schalen xenophontischer Irrtümer, Willkürlichkeiten und Sonderbestrebungen. Freilich soll damit nicht geleugnet werden, dafs die Kyrupaedie und zwar besonders in ihren dialogischen Partien auch noch sokratisches Gut enthält. Aber auch das Ergebnis steht durch den Ausgangspunkt unserer Unter-

[1]) In diesem Gedanken wird man nach der oben angegebenen Einschränkung E. Schwartz (a. a. O.) zustimmen können.

suchung fest, dafs das philosophische Sokratesideal als solches in der Kyrupaedie vor dem politisch-militärischen Kyrosideal verblafst, wenn auch noch nicht völlig zerronnen ist.

Neustadt a. H. Friedrich Beyschlag.

Philologische Ferienkurse.

(Eine Anregung.)

Die Einrichtung von Ferienkursen in den verschiedenen Wissenschaften besteht seit etwa drei Jahrzehnten. Die frühesten waren naturgemäfs die medizinischen; auch elektrotechnischen Ferienkursen begegnet man schon in den 80er Jahren, die bevorstehende Einführung des neuen Bürgerlichen Gesetzbuches brachte juristische Ferienkurse; solche für protestantische Theologen werden seit einer Reihe von Jahren abgehalten z. B. in Bonn. Während bei den ersteren drei das Bedürfnis sofort einleuchtet, könnte man geneigt sein, theologische Ferienkurse als überflüssig zu betrachten, da ja die Theologie eine mehr abgeschlossene Wissenschaft sei. Aber auch die theologischen Ferienkurse sind nach den in Fachzeitschriften gegebenen Berichten gut besucht, scheinen also gleichfalls einem Bedürfnis entgegenzukommen. Dafs bei dem Besuch der Ferienkurse auch die Reiselust und das Verlangen nach Anregung überhaupt in Betracht kommt, ist nicht zu leugnen, auch nicht zu tadeln, da der Wunsch, bei einer solchen Gelegenheit von einem abgelegenen Orte wieder einmal in eine Universitätsstadt zu kommen, gewifs berechtigt ist.

In Bayern bestehen für die Lehrer an Mittelschulen seit einer Reihe von Jahren Ferienkurse aus Archäologie, Mathematik, Naturkunde und Geographie. Über den Besuch derselben ist meines Wissens eine vollständige Statistik nicht veröffentlicht worden. Wir haben es hier zunächst auch nur mit den archäologischen Ferienkursen zu thun. Aufser in München werden auch in Berlin, Dresden und Bonn-Trier solche abgehalten (dazu kommen noch die vom archäologischen Institut veranlafsten und geleiteten Reisekurse). Über solche Veranstaltungen finden sich in diesen Blättern wiederholt Berichte; wir verweisen der Kürze halber auf Bd. XXXI, S. 200 ff. und S. 521 ff.; XXXIII, S. 743 ff.; XXXIV, S. 815 ff.; XXXV, S. 667. Alle diese Berichte stimmen in warmer Anerkennung der durch die genannten Ferienkurse gebotenen Belehrung und Anregung überein. Es bedarf auch keiner weiteren Ausführung, dafs gerade auf dem Gebiete der Archäologie Ferienkurse ein dringendes Bedürfnis sind. Einmal haben nicht wenige der älteren Gymnasiallehrer in ihren Universitätsjahren noch keine Gelegenheit gehabt oder die gebotene Gelegenheit nicht benützt, sich in der Archäologie heimisch zu machen; denn die Einsicht, dafs archäologische Kenntnisse zum notwendigen Rüstzeug eines Gymnasiallehrers gehören, ist erst in den letzten beiden Jahrzehnten durchgedrungen. Sodann erfährt die Archäologie mehr als die anderen Zweige der Philologie stete Bereicherungen und Wandlungen. Endlich

ist in der Archäologie die Anschauung unerläfslich, und zwar ist die Anschauung von Originalen oder wenigstens von plastischen Nachbildungen der Belehrung durch Abbildungen vorzuziehen. Wir halten also die archäologischen Ferienkurse für eine Einrichtung, die einem wirklichen Bedürfnis entgegengekommen ist und (wenn auch dies letztere vielleicht in geringerem Mafse) auch heute noch entgegenkommt.

Wir würden es aber als eine gute Neuerung betrachten, wenn auch die rein philologischen Fächer bei den Ferienkursen vertreten würden. Gewifs ist eine selbständige Weiterbildung in der Philologie dem einzelnen Lehrer leichter möglich als in der Archäologie. Wir haben treffliche Fachzeitschriften, von denen eine, die Neuen Jahrbücher für Philologie und Pädagogik in ihrer neuen Gestalt, sich ausdrücklich die Aufgabe gestellt hat, die Fortschritte der Wissenschaft in geeigneten Zusammenfassungen den Männern der Schule zu vermitteln. Wir haben bayerische, auch pfälzische und zuweilen fränkische Gymnasiallehrertage, welche, wenn auch zunächst der Schule, der Pflege der Standesinteressen und der Geselligkeit gewidmet, doch nicht selten auch reiche Anregung in wissenschaftlicher Beziehung bieten. Wir haben endlich die deutschen Philologentage, auf welchen den Gymnasiallehrern Gelegenheit geboten ist, auch akademische Vertreter der philologischen Wissenschaft zu hören. Man weifs aber, wie selten es einer gröfseren Zahl von bayerischen Gymnasiallehrern möglich ist, die deutschen Philologentage zu besuchen, da diese Versammlungen gewöhnlich für uns Bayern zeitlich mit der Wiederaufnahme der Schularbeit zusammenfallen, niemand aber gerade in diesen Tagen gerne Arbeit und Verantwortung einem andern Kollegen zuschiebt, abgesehen von den nicht unbedeutenden Kosten des Besuches von solchen Versammlungen (nach vorausgegangenen grofsen Ferien!). Viel leichter wäre der Besuch von philologischen Ferienkursen zu ermöglichen. Um Gegenstände für solche braucht man nicht verlegen zu sein. Auch die Philologie ist im Fortschreiten begriffen, auch sie erfährt stete Bereicherung, stete Wandlungen. Gewifs soll nicht jede neueste Erklärung sofort in die Schule getragen werden; es ist auch nicht alles Neue besser als das Alte. Aber welchem Lehrer würde es nicht als ein hoher Gewinn erscheinen, aus dem Munde von berufenen Vertretern der Wissenschaft zu erfahren, welche Fortschritte die Wissenschaft gemacht hat! Nicht nur für eigene wissenschaftliche Beschäftigung des einzelnen Lehrers, sondern auch für die Schule wird der Gewinn aus philologischen Ferienkursen so unmittelbar und so gewifs sein, wie bei den archäologischen Unterweisungen. Letzteren soll, wir bemerken das wiederholt, die Daseinsberechtigung hier nicht bestritten werden; wir wünschen die Ferienkurse nur auf eine breitere Basis gestellt durch eine Verbindung mit Vorträgen aus dem Gebiete der eigentlichen Philologie.

Es fehlt auch nicht an einem bedeutsamen Vorgang in dieser Richtung: Bei dem Berliner archäologischen Ferienkurs vom April 1899 war ein Vortrag der Philologie entnommen: Prof. v. Wilamowitz-Möllendorff sprach über das neu aufgefundene Fragment aus Menanders

Landmann; vgl. den Bericht von Koll. K. Wunderer Bd. XXXV, S. 671.

Die oberste Leitung unseres bayerischen Mittelschulwesens würde sich den Dank der beteiligten Kreise verdienen, wenn sie in ähnlicher Weise die Aufnahme rein philologischer Vorträge in das Programm der Ferienkurse veranlassen würde. Zu einer solchen Erweiterung der Ferienkurse eine Anregung zu geben, ist der Zweck vorstehender Zeilen.[1])

Zweibrücken. H. Stich.

Zur Theorie des Atwoodschen Fallapparates.

Wie ich im letzten Jahre meiner Lehrthätigkeit in der achten Klasse den Atwoodschen Fallapparat besprach, erhob sich ein Schüler, der mich immer durch sein gründliches Eingehen auf das Vorgetragene erfreute, mit dem Einwande, es müsse doch der die Gewichte verbindende Faden, indem er immer länger auf die Seite des fallenden Gewichtes herüberkomme, durch sein eigenes Gewicht die bereits erzeugte Bewegung noch mehr beschleunigen. Durch diesen Einwurf etwas überrascht erwiderte ich, dafs letztere Beschleunigung, die bei dem geringen Gewichte des Fadens ohnehin kaum in Betracht kommen könne, durch die Gegenwirkung der Reibung (unrichtig!) und des Luftwiderstandes so gut wie ganz aufgehoben werde. Der Schüler beruhigte sich damit, während ich doch nachher in den mir zu gebote stehenden Lehrbüchern der Physik über diese Frage nachlesen wollte, aber darin kaum so viel fand, als ich erwidert hatte. Nun erinnerte ich mich später, dafs ich schon ein paarmal bei meinem Fallapparat das auf der Fallseite hängende Gewicht ohne aufgelegtes Übergewicht morgens am Fufse des Gestelles gefunden, da ich dasselbe doch tags vorher weiter oben gelassen zu haben glaubte. Nunmehr stellte ich das Fallgewicht wieder mehr oder weniger nahe der Ausgangsstelle und beobachtete wirklich, dafs sich das Gewicht anfangs unmerklich, dann immer rascher herabsenkte. Dafs ein mit der auslassenden Hand etwa unwillkürlich gegebener Antrieb nicht Ursache dieser Bewegung sein konnte, folgt aus dem Umstande, dafs dieselbe keine gleichförmige, sondern eine beschleunigte war; sie konnte also nur durch das Gewicht des Fadens bewirkt worden sein, da das Fallgewicht ganz oben gestellt in Ruhe verblieb. Hiedurch sah ich mich nun veranlafst, diese Einwirkung des Fadengewichtes rechnerisch zu verfolgen und erlaube mir das Ergebnis als doch nicht ganz interesselos meinen Herrn Fachkollegen hiemit vorzulegen.

[1]) Vorstehendes war gesetzt, als mir der Aufsatz B. Hübners zu Gesicht kam: „Der erste altphilologische Ferienkursus in Bonn. 1900." (Neue Jahrbücher, Novemberheft.) In der Begründung des Bedürfnisses philologischer Ferienkurse berührt sich Hübners Aufsatz vielfach mit unserer Anregung; was die Ausführung anlangt, so ist bemerkenswert, dafs bei diesem ersten philologischen Ferienkursus in Bonn von einer staatlichen Hilfe abgesehen wurde. Darauf möchten wir in Bayern nicht verzichten.

Der Atwoodsche Fallapparat hat die Bestimmung, die Gesetze der gleichförmig beschleunigten Bewegung, also damit auch die des freien Falles, zur Anschauung zu bringen und beruht auf der Erwägung, dafs die durch gleiche Kräfte bei verschiedenen Massen erzeugten Beschleunigungen sich verkehrt verhalten wie diese Massen oder deren Gewichte, dafs folglich ein schwerer Körper, welcher mit einem anderen schweren Körper, dessen Gewicht durch eine feste Unterlage wirkungslos gemacht wurde, in fester Verbindung ist, zum Falle gebracht eine Beschleunigung erhält, die sich zur Beschleunigung des freien Falles verhält, wie das Gewicht dieses Körpers zur Summe der Gewichte beider Körper. Bei dem Atwoodschen Fallapparat ist nun der treibende Körper das auf dem einen der beiden durch den Faden verbundenen gleichen Gewichte P aufgelegte Übergewicht p und der damit verbundene und hiedurch zum gemeinsamen Fall gebrachte andere Körper die Verbindung der mittels des Fadens auf dem leicht drehbaren und vom Apparatgestell getragenen Rade ruhenden Gewichte P. Es ist daher entsprechend der Proportion

$$a : g = p : 2P + p$$

die Beschleunigung der durch p hervorgebrachten Bewegung des ganzen Systems

$$a = \frac{pg}{2P + p}.$$

Die mit diesem a für verschiedene Zeiten berechneten Werte von Weg und Geschwindigkeit erhalten dann ihre Bestätigung mittels des Apparates, woraus dann auch die Richtigkeit der Bewegungsgesetze folgen würde.

Bei dieser Rechnung sind nun aber gewisse nicht beabsichtigte, aber auch unvermeidliche Nebenwirkungen nicht berücksichtigt. Bei der durch p eingeleiteten Bewegung nimmt dieses nämlich bei seinem Falle nicht blofs die beiden Gewichte P mit, sondern bewegt auch den verbindenden Faden, dreht ferner das Rad, um welches jener geführt ist, indem es an der obersten Berührungsstelle des Fadens dasselbe, vielmehr die an den Umfang reduzierte Masse des Rades, dessen Trägheitsmoment R, jeden Moment ein Stückchen vorwärts zieht, hat die entgegenwirkende Reibung der Radaxe in ihren Lagern und auch den Luftwiderstand zu überwinden, während anderseits das Gewicht des in immer gröfserer Länge auf die Fallseite herüberkommenden Fadens die Bewegung beschleunigen hilft. Der Biegungswiderstand des Fadens am Rade braucht nicht beachtet zu werden, da er durch den Zug der beiden Gewichte P bereits überwunden wird. Man hat also zu der eigentlich eingeführten bewegenden Kraft p noch das Gewicht des Fadens von der obersten Stelle des Fallgewichtes an abwärts gerechnet, gleich fs, wenn f das Gewicht der Längeneinheit und s die Länge des bereits herabgelangten Fadenstückes ist, als treibend zu nehmen, als entgegenwirkende Kräfte die Reibung der Radaxe, gleich r, und den Luftwiderstand; dann als zu bewegende Lasten aufser der Gewichtsumme $2P + p$ noch das Gewicht

des ganzen Fadens, gleich fl, wenn l die Länge des Fadens ist, und das Trägheitsmoment des Rades. Sieht man also vorläufig von dem nach der eingangs erwähnten Wahrnehmung ohnehin noch weit unter der Fadenwirkung stehenden Luftwiderstand ab und beachtet, dafs mit dem Herabrücken des Fadenstückes s auf der Fallseite zugleich der Faden auf der anderen Seite um ein gleiches Stück verkürzt wird, sein Gegenzug sich daher um das Gewicht fs vermindert, so wird nunmehr die Beschleunigung der Fallbewegung:

$$\frac{d^2s}{dt^2} = \frac{(p - r + 2fs)\cdot g}{2P + p + fl + R} = \frac{(p - r)\cdot g}{2P + p + fl + R} + \frac{2fs\cdot g}{2P + p + fl + R}.$$

In der Regel wird dem P auf der Fallseite noch ein kleines durch Versuche bestimmtes Gewicht r^1 aufgelegt, das der Reibung und dem Gewichte des bei der Anfangsstellung auf der anderen Seite ziehenden Fadens das Gleichgewicht zu halten hat, so dafs bei dem geringsten Betrage von p schon Bewegung eintritt. Alsdann erhält man für die Fallbeschleunigung den Wert:

$$\frac{d^2s}{dt^2} = \frac{(p + 2fs)\cdot g}{2P+p+fl+R+r^1} = \frac{pg}{2P+p+fl+R+r^1} + \frac{2fsg}{2P+p+fl+R+r^1}$$

oder

$$\frac{d^2s}{dt^2} = a + \varphi s,$$

wo a die durch das Übergewicht p erzeugte Beschleunigung und φ die Beschleunigung aus der Längeneinheit des Fadens bedeutet.

Hieraus ergäbe sich sofort nach Multiplikation mit $\frac{ds}{dt}$ durch zweimalige Integration der einer bestimmten Zeit entsprechende Wert von s. Statt dessen setze ich:

$$a + \varphi s = u, \text{ daher } \varphi \frac{d^2s}{dt^2} = \frac{d^2u}{dt^2},$$

woraus

$$\frac{d^2u}{dt^2} = \varphi u$$

wird. Hier ist nun $e^{\alpha t}$ ein partikuläres Integral mit der Bedingung:

$$\alpha^2 = \varphi, \text{ also } \alpha = \pm\sqrt{\varphi},$$

und wir dfolglich

$$u = C_1 \cdot e^{\alpha_1 t} + C_2 \cdot e^{\alpha_2 t}$$

das allgemeine Integral sein. Zur Bestimmung der beiden Integrationskonstanten erhält man unter der Annahme, dafs für $t = 0$, also bei Beginn der Bewegung, $s = 0$, folglich $u = a$, und v oder $\frac{ds}{dt} = 0$, mithin auch $\frac{du}{dt} = 0$ wird, die Gleichungen:

$$C_1 + C_2 = a$$

und

$$\alpha_1 C_1 + \alpha_2 C_2 = \sqrt{\varphi} \cdot (C_1 - C_2) = 0,$$

daher

$$C_1 - C_2 = 0$$

und hieraus

$$C_1 = C_2 = \frac{1}{2} a.$$

Man hat dann

$$u = \frac{1}{2} a \cdot \left(e^{t\sqrt{\varphi}} + e^{-t\sqrt{\varphi}} \right)$$

und

$$s = -\frac{a}{\varphi} + \frac{a}{2\varphi} \cdot \left(e^{t\sqrt{\varphi}} + e^{-t\sqrt{\varphi}} \right)$$

oder nach Entwicklung der beiden Exponentialgrößen:

$$s = -\frac{a}{\varphi} + \frac{a}{2\varphi} \cdot \left(2 + \frac{2\varphi t^2}{2!} + \frac{2\varphi^2 t^4}{4!} + \cdots \right)$$

$$= \frac{1}{2} a t^2 \cdot \left(1 + \frac{2\varphi t^2}{4!} + \frac{2\varphi^2 t^4}{6!} + \cdots \right)$$

und

$$v = at \left(1 + \frac{\varphi t^2}{3!} + \frac{\varphi^2 t^4}{5!} + \cdots \right).$$

Es hängt nun von dem Werte von φt^2, also von dem spezifischen Gewichte des Fadens und auch noch von der Gröfse der Bewegungszeit ab, ob die Bewegungsgleichungen auf die Form:

$$s = \frac{1}{2} a t^2 \quad \text{und} \quad v = at$$

reduziert angenommen werden dürfen und könnte bei gröfserem t, also bei sehr verlangsamter Bewegung, welche für die Beobachtung der Messungen am günstigsten wäre, der Einflufs des Fadengewichtes immerhin störend werden.

Nimmt man allgemeiner an, das Fallgewicht befinde sich schon anfangs um die Strecke e[1]) unter seiner obersten und Gleichgewichtslage und habe bereits die Geschwindigkeit c, so hat man für die Integrationskonstanten die Gleichungen:

$$C_1 + C_2 = a + \varphi e$$

und

$$\sqrt{\varphi} \cdot (C_1 - C_2) = c\varphi,$$

folglich

$$C_1 = \frac{1}{2} \left(a + \varphi e + c\sqrt{\varphi} \right)$$

[1]) welches e nicht mit der Basis der Exponentialfunktion verwechselt werden möge!

und

$$C_2 = \frac{1}{2}\left(a + \varphi e - c\sqrt{\varphi}\right).$$

Daraus wird dann nach den nötigen Zwischenrechnungen:

$$s = -\frac{a}{\varphi} + \frac{a + \varphi e}{2\varphi}\left(e^{t\sqrt{\varphi}} + e^{-t\sqrt{\varphi}}\right) + \frac{c}{2\sqrt{\varphi}}\left(e^{t\sqrt{\varphi}} - e^{-t\sqrt{\varphi}}\right)$$

und weiter entwickelt:

$$s = e + (a + \varphi e)\frac{t^2}{2}\left(1 + \frac{2\varphi t^2}{4!} + \frac{2\varphi^2 t^4}{6!} + \cdot\cdot\right) + ct\left(1 + \frac{\varphi t^2}{3!} + \frac{\varphi^2 t^4}{5!} + \cdot\cdot\right)$$

und dann

$$v = (a + \varphi e)\left(t + \frac{\varphi t^3}{3!} + \frac{\varphi^2 t^5}{5!} + \cdot\cdot\right) + c\left(1 + \frac{\varphi t^2}{2!} + \frac{\varphi^2 t^4}{4!} + \cdot\cdot\right).$$

Nimmt man hier $a = 0$ und $c = 0$, was statt hat, wenn das Fallgewicht ohne aufgelegtes Übergewicht und aus der Ruhelage, in der es vorher in der Entfernung e von oben erhalten war, nun der Wirkung des Fadens ohne weitern Impuls überlassen wird, so erhält man:

$$s = e\left(1 + \frac{\varphi t^2}{2} + \frac{\varphi^2 t^4}{4!} + \cdot\cdot\right),$$

also der in der Fallbewegung zurückgelegte Weg

$$s - e = \frac{1}{2}\varphi e t^2 \cdot \left(1 + \frac{2\varphi t^2}{4!} + \frac{2\varphi^2 t^4}{6!} + \cdot\cdot\right)$$

und

$$v = \varphi e t \cdot \left(1 + \frac{\varphi t^2}{3!} + \frac{\varphi^2 t^4}{5!} + \cdots\right).$$

Möchte endlich doch auch der Einfluſs des Luftwiderstandes, so gering er ist, noch in Betracht gezogen werden, so steht der allgemeinen Behandlung der Aufgabe entgegen, daſs die Abhängigkeit desselben von der Geschwindigkeit des Bewegten nicht einem festen Gesetz unterliegt: nur innerhalb gewisser Grenzen gilt das Newtonsche Gesetz, daſs der Widerstand des flüssigen Mittels dem Quadrat der Geschwindigkeit des Bewegten proportional sei, darüber hinaus nimmt der Luftwiderstand rascher zu, darunter immer schwächer, bis er der einfachen Geschwindigkeit proportional nahe kommt. Dieser letztere Fall dürfte nun bei diesen aus der Ruhe her beginnenden Bewegungen für ihren kurzen Verlauf angenommen werden. Setzt man demgemäſs die Gegenbeschleunigung des Luftwiderstandes gleich $\lambda\frac{ds}{dt}$, so heiſst nun die Bewegungsgleichung:

$$\frac{d^2 s}{dt^2} = a + \varphi s - \lambda\frac{ds}{dt}.$$

Hier wieder $a + \varphi s = u$ gesetzt, erhält man:

$$\frac{d^2u}{dt^2} = \varphi u - \lambda \frac{du}{dt}$$

und nach Einführung des partikulären Integrals $e^{\alpha t}$ für α hier die Gleichung:

$$\alpha^2 = \varphi - \lambda \alpha.$$

Die Integrationskonstanten erhalten aus den Gleichungen:

$$C_1 + C_2 = a,$$
$$\alpha_1 C_1 + \alpha_2 C_2 = 0$$

die Werte

$$C_1 = \frac{\alpha_2 a}{\alpha_2 - \alpha_1}, \quad C_2 = -\frac{\alpha_1 a}{\alpha_2 - \alpha_1},$$

und das Integral selbst wird

$$u = \frac{a}{\alpha_2 - \alpha_1}\left(\alpha_2 e^{\alpha_1 t} - \alpha_1 e^{\alpha_2 t}\right).$$

Die Entwicklung desselben gibt

$$u = \frac{a}{\alpha_2 - \alpha_1} \cdot \left(\alpha_2 - \alpha_1 + t \cdot (\alpha_2 \alpha_1 - \alpha_1 \alpha_2) + \frac{t^2}{2!} \cdot (\alpha_2 \alpha_1^2 - \alpha_1 \alpha_2^2) + \cdots\right)$$
$$= \frac{a}{\alpha_2 - \alpha_1} \cdot \left(\alpha_2 - \alpha_1 + \frac{\alpha_1 \alpha_2 t^2}{2!}(\alpha_1 - \alpha_2) + \frac{\alpha_1 \alpha_2 t^3}{3!}(\alpha_1^2 - \alpha_2^2) + \cdots\right).$$

Nun gibt die für α aufgestellte Gleichung:

$$\alpha = -\frac{\lambda}{2} \pm \frac{1}{2}\sqrt{\lambda^2 + 4\varphi} = -\frac{\lambda}{2} \pm \frac{\omega}{2},$$

also

$$\alpha_1 \alpha_2 = -\varphi, \quad \alpha_1 - \alpha_2 = \omega, \quad \alpha_1 + \alpha_2 = -\lambda.$$

Damit ergibt sich dann nach den nötigen Zwischenrechnungen, mit denen hier nicht noch belästigt werden will:

$$u = a\left(1 + \frac{\varphi t^2}{2!} - \frac{\varphi \lambda t^3}{3!} + \frac{\varphi t^4}{4!}(\lambda^2 + \varphi) \cdots \right)$$

und

$$s = \frac{u - a}{\varphi}$$
$$= \frac{1}{2} a t^2 \left(1 - \frac{2\lambda t}{3!} + \frac{2t^2}{4!}(\lambda^2 + \varphi) - \frac{2\lambda t^3}{5!}(\lambda^2 + 2\varphi) + \cdots\right),$$

welche Wertform noch zeigt, dafs am Anfang der Bewegung die Wirkung des Luftwiderstandes über die des Fadens noch vorherrscht.

Regensburg. M. Dietrich.

Der am K. Progymnasium Frankenthal in der ersten Klasse im Schuljahr 1899/00 behandelte Lehrstoff der Naturkunde.

Unter den Aufgaben, die den Lehrern der Naturkunde an den humanistischen Gymnasien gestellt werden, ist der pflanzenkundliche Unterricht im ersten Semester der 1. Klasse die schwierigste einerseits wegen des im Winter bestehenden Mangels an Anschauungsmaterial, anderseits wegen der Art des durch die Schulordnung vorgeschriebenen Lehrstoffes.

Für Beantwortung der Frage: „Inwieweit ist es im Rahmen unserer Schulordnung möglich, die kostbare der naturwissenschaftlichen Belehrung zur Verfügung gestellte Zeit in erspriefslicher Weise auszunützen?“ dürfte daher ein Einblick in den Betrieb des naturkundlichen Unterrichtes im Wintersemester der 1. Klasse von besonderem Interesse sein.

Wenn ich mir deshalb in folgendem erlaube den am Progymnasium Frankenthal im Schuljahr 1899/00 durchgeführten Lehrgang vorzulegen, so glaube ich insofern hiezu nicht ganz unberechtigt zu sein, als ich seit der im Schuljahr 1890/91 erfolgten Einführung des obligatorischen naturkundlichen Unterrichtes denselben in sämtlichen Klassen zu erteilen habe, so dafs nachfolgende Inhaltsangabe, die der Vollständigkeit wegen sich auch über das Sommersemester erstreckt, das Ergebnis langjähriger Beschäftigung mit dem Gegenstand darstellt. Ich benütze diese Gelegenheit gerne um auszusprechen, dafs mir bei Übernahme des naturkundlichen Unterrichtes die von Herrn Professor Pfifsner im 27. Bande dieser Blätter p. 465—480 und p. 601—611 gegebenen „Winke“ von grofsem Werte waren.

Zu nachfolgender Inhaltsangabe sei noch bemerkt, dafs die Belehrungen stets anknüpften an den Schülern vorgelegte natürliche Objekte.

Ein hinter den angeführten Gegenständen befindliches * deutet an, dafs das betreffene Objekt mit einfachen Linien an der Tafel vorgezeichnet und von den Schülern nachgezeichnet wurde.

A. Die Pflanze und ihre Teile.

I. Einleitung.

Einige Pflanzen: Maispflanze, Petersilie, Rettig, Stiefmütterchen, 23. IX. 99.
Senfrauke (Diplotaxis tenuifolia, um Frankenthal verbreitetes Unkraut).

Wildwachsende und angebaute Pflanzen (Kulturpflanzen), Nutz- und Zierpflanzen.

Hauptteile der Senfrauke: Wurzel, Stengel, Blätter, Blüte, Frucht.

II. Wurzel.

Senfrauke mit Hauptwurzel und Nebenwurzeln*; bei der Petersilie übertrifft die Hauptwurzel die Nebenwurzeln bedeutend an Stärke, Pfahlwurzel: Rettig mit fleischiger Pfahlwurzel oder Rübe.

Welschkorn mit gleich starken Wurzelfasern ohne Hauptwurzel,* Faserwurzel; ebenso Hafer.

Starke und lange Wurzeln der Waldbäume. Wurzel dient zum Festhalten der Pflanze. Dem Boden enthobene, künstlich befestigte
7. X. 99. Pflanze verdorrt; Wurzel dient auch zur Nahrungsaufnahme. Beschaffenheit der Pflanzennahrung: Nicht begossene Pflanze, Felder ohne Regen werden dürr; eine mit der Wurzel ins Wasser gestellte Pflanze verfault an der Wurzel und stirbt ab, die Pflanze kann also zu ihrer Ernährung weder des Wassers noch des Erdreichs entbehren. Äcker macht man ertragsreicher durch Aussäen mineralischen Düngers wie Salpeter, Thomasschlacke, Gips. Diese „Nährsalze“ zergehen ganz oder teilweise im Wasser. Der tierische Dünger enthält solche Nährsalze gelöst. In fruchtbarem Boden sind solche Nährstoffe von Natur aus vorhanden. Topfpflanzen gibt man zu besserem Gedeihen frische Erde.

Umsetzen eines Salatpflänzchens: Wird dasselbe gewaltsam aus dem Boden gezogen, so reifsen die feinsten Verzweigungen der Wurzeln ab, was man daran erkennt, dafs die Wurzelspitzen milchen. Die so umgesetzte Pflanze trauert anfangs. Durch die feinsten Verzweigungen der Wurzel findet daher Nahrungsaufnahme statt: Saugwurzeln. Ausheben einer Pflanze mit Erdballen.

Unter einem Baum bleibt man bei Regenwetter trocken. Das Regenwasser tröpfelt vom Umkreis der Krone ab, die Saugwurzeln
14. X. 99. reichen bis zum berieselten Kreis, Begiefsen eines Baumes unter dem Umkreis der Krone.

II. Stamm.

Querschnitt eines Holunderzweiges mit Mark, Holz und Rinde. Rinde läfst sich ablösen; dieselbe mit äufserer trockener Lage oder Borke und mit innerer feuchter Lage, dem Bast; dieser faserig. Lindenbast.

Rissige Borke eines Eichenstammes, Ablösen der Borke bei der Platane (Kleiderbaum) veranlafst durch das Dickenwachstum des Stammes. Junges Holz setzt sich an zwischen Rinde und Bast. Holzscheiben mit Jahresringen, Bestimmung des Alters von Stämmen. Die Jahresringe veranlassen bei Tannenbrettern streifenförmige Linien, Jahresstreifen.

21. X. 99.

III. Blatt.

Von nachstehend angeführten Blättern erhielt jeder Schüler ein geprefstes Exemplar vorgelegt:

Hartriegel*, Blattfläche oder Blattspreite, länglich rund und zugespitzt, Blattstiel, Hauptader oder -strang, Nebenstränge verlaufen bogenförmig, Bogenläufer.

Kirschbaum*, Rand mit spitzen Ein- und Ausschnitten, gesägt, Nebenstränge mit einander verbunden, Schlingenläufer.

28. X. 99. Birnbaum*, schwach gesägt oder ganzrandig, Nebenstränge endigen in einem Netz, Netzläufer.

Haselstrauch*, am Grunde herzförmig, Nebenstränge endigen am Blattrand, Randläufer, doppelt gesägt.

Edelkastanie*, lanzettförmig, Nebenstränge fiederförmig angeordnet, Einschnitte rund, Ausschnitte spitz, gezähnt.

Geranium*, kreisförmig, am Grunde tief herzförmig, Stränge strahlenförmig angeordnet, Einschnitte spitz, Ausschnitte rund, doppelt gekerbt. 4. XI. 99.

Eiche*, oben breiter als unten, verkehrt eiförmig, Ein- und Ausschnitte rund, gebuchtet, Einschnitte häufig tiefer als $^{1}/_{4}$ der Blattbreite, dann fiederförmig geteilt oder gelappt. 11. XI. 99.

Spitzahorn*, Stränge strahlenförmig angeordnet, strahlenförmig geteilt oder gelappt, gezähnt.

Rose*, aus Einzelblättchen bestehend, zusammengesetztes Blatt, Hauptstränge der Blättchen fiederförmig angeordnet, gefiedert, Blättchen gesägt, Nebenblättchen.

Goldregen*, dreizählig zusammengesetztes Blatt. 18. XI. 99.

Rofskastanie*, strahlenförmig, fünf- bis siebenzählig zusammengesetzt, Blättchen verkehrt eiförmig, gekerbt gesägt.

Gras, linealförmig, parallele Stränge. 25. XI. 99.

Kiefer oder Föhre, Blätter nadelförmig, lang, spitz, zu zweien.

Weifs- oder Edeltanne, Nadeln kurz, flach, stumpf, unten mit zwei weifsen Längsstreifen.

Rottanne oder Fichte, Nadeln kurz, schmal, spitz.

Stechpalme, Blätter lederartig, überdauern den Winter, immergrün.

Unsere meisten Bäume während des Winters entlaubt, sommergrün.

Obstbaum, durch Raupenfrafs entblättert, geht zu Grunde. Blätter dienen zur Aufnahme luftförmiger Nahrung. Geranienblätter, im Dunkeln gewachsen, von gelblicher Farbe mit blassen Stielen. Pflanze gedeiht nur im Tageslicht. 2. XII. 99.

IV. Knospe.

Knospe der Rofskastanie*; Knospenschuppen mit Harz überzogen. Legt man die Schuppen nach aufsen um, so zeigt sich junger beblätterter Zweig.

Fliederknospen geöffnet zeigen teils nur junge Laubblätter, teils solche und jungen Blütenstraufs. 9. XII. 99.

Laubknospen, gemischte Knospen. Ihre Durchschnitte*.

Rofskastanienzweig* mit Endknospe, Seitenknospen und Blattnarben.

Anordnung der Knospen und der aus ihnen hervorgehenden Zweige: 16. XII. 99.

Gegenständig und gekreuzt, Rofskastanie, Flieder*.

Wechselständig, Hainbuche, deren welke Blätter während des Winters hängen bleiben, Knospe im Blattwinkel*, Äste zweizeilig angeordnet.

4. über 1. Knospe, Erle*, Knospen gestielt, Äste dreizeilig. 6. I. 1900.

6. über 1. Knospe, Alleepappel, Knospen schraubenförmig angeordnet*, Äste fünfzeilig.

Quirl- oder wirtelständig, Kiefer*, Fichte, Tanne.

13.1.00. Nadeln der Kiefer, Fichte, Tanne rings am Zweige angewachsen, bei der Tanne zweizeilig gelegt.

V. Blüte.

Blüte des Kirschbaumes*, erhalten an grofsem Zweig, welcher acht Tage vor Weihnachten in Wasser gestellt wurde in geheiztem Zimmer.

Kelch grün mit fünf Zipfeln, Krone weifs mit fünf Blättern.

Durchschnitt der Kirschblüte*, Staubgefäfse bestehend aus
20.1.00. Staubfaden und Staubbeutel, Stengel bestehend aus Fruchtknoten, Griffel, Narbe.

Blüten der Erle* an Zweigen, die acht Tage vor Weihnachten und später in Wasser gestellt wurden. Kätzchen liefern bei Erschütterung Wölkchen von Blütenstaub, Staubkätzchen; sie fallen ab, nachdem sie den Blütenstaub abgegeben haben; vorjährige Zapfen sind entleerte Früchte der Erle, Zapfen gehen hervor aus den Fruchtkätzchen.

27.1.00. Blüten des Haselstrauches* an Zweigen, die um Weihnachten in Wasser gestellt wurden. Fruchtknospe mit einem Büschel roter Narben, an welchen der Blütenstaub haften bleibt. Das Blühen vor der Laubentfaltung gestattet ungehinderte Verbreitung des Blütenstaubes.

Blüten der Sahlweide. Gelbe Staubkätzchen* an einem am 13. I. in Wasser gestellten Zweig. Grüne Fruchtkätzchen* erst am 17. II. gezeigt an einem am 5. II. in Wasser gestellten Zweig. Weide zweihäusig, Erle und Hasel einhäusig.

3.II.00. VI. Frucht.

Bohne, getrocknet, besteht aus Hülse und Kernen: Fruchthülle und Samen. Fruchthülle, zur Zeit der Reife trocken, springt auf, Springfrucht.

Haselnufs mit trockener Hülle, die ganze Frucht fällt geschlossen zur Erde, Schliefsfrucht.

Zwetschge, Fruchthülle bestehend aus abziehbarer Haut, saftigem Fruchtfleisch und steinartiger Schicht, Steinfrucht.

Weinbeere, Fruchthülle aus Haut und musartiger Schicht bestehend umschliefst mehrere Samen, Beerenfrucht.

Apfel mit Schale und saftigem Fruchtfleisch. Quer-* und Längsschnitt* durch einen Apfel. Kerngehäuse mit holziger Wand und
10.II.00. fünf Fächern, jedes der letzteren mit zwei Samen. Vom Stiele zu dem Butzen zehn Stränge durch das Fruchtfleisch führend. Kernfrucht.

Walnufs, Fruchthülle bestehend aus grüner saftiger und trockener steiniger Schicht, erstere springt auf, so dafs die Nufs allein zu Boden fällt.

Kieferzapfen mit holzigen Schuppen, zwischen denen die geflügelten Samen stecken.

VII. Same.

Erbse trocken und aufgequollen nach 24stündigem Liegen in Wasser. Gequollene Erbse läfst erkennen Samenhaut, zwei Samenhälften, Keimling. Gequollene Erbsen in zugedecktem Glas aufbewahrt keimen in wenig Tagen, wobei Samenhaut gesprengt wird. Das Keimpflänzchen* besteht aus Würzelchen, Federchen, woraus sich der Stengel entwickelt, und den beiden Samenhälften oder Keimblättern. Bei in Erde gesteckter Erbse bleiben Keimblätter in der Erde. 17. II. 00. 24. II. 00.

Bohne gequollen läfst gleiche Teile erkennen wie gequollene Erbse. Entwickelung der Keimpflanze* aus in Erde gesteckter Bohne erfordert längere Zeit. Keimblätter werden über die Erde gehoben.

Radieschen. Gelbe Keimblätter* desselben erscheinen nach wenig Tagen aus gequollenen Samen, die man in verschliefsbare Blechbüchse bringt; Wurzel alsdann dicht mit Wurzelhaaren besetzt. Bei ausgesäten Samen des Radieschens werden die Keimblätter grün. 10. III. 00.

Getreidesamen: Weizen dick, weckförmig, Roggen oder Korn dünner als Weizen, Gerste mit strohiger fest anliegender Hülle, Hafer mit leicht abschälbarer Hülle.

Keimpflanze des Weizens* aus gequellten Weizenkörnern zu erhalten, die acht Tage in zugedecktem Glase liegen, Faserwurzel, ein Keimblatt, Spitzkeimer, ebenso Keimpflanze des Mais, die längere Zeit zur Entwickelung braucht als die des Weizens. Die vorgenannten zweikeimblättrigen Pflanzen nennt man Blattkeimer. 17. III. 00.

Vermehrung der Pflanzen ohne Samen: Weidenzweig im Wasser zieht nach einigen Wochen Wurzeln, Weide läfst sich vermehren durch Stecklinge; Begonienblatt, mit dem Stiel in feuchten Sand gesteckt, zieht ebenfalls Wurzeln, gegen Vertrocknen wird das Blatt durch eine auf den Topf gelegte Glasscheibe geschützt.

VIII. Schlufs.

Ernährungsorgane der Pflanze sind: Wurzel, Stamm, Blätter.
Vermehrungsorgane derselben: Blüte, Frucht, Same.
Lebensdauer der Pflanzen:

Erbse, im Frühjahr gesät, stirbt ab im Sommer, einjährig ⊙.
Roggen, im Herbst gesät, überdauert den Winter, zweijährig ⊙⊙.
Holzgewächse sind ausdauernd. 24. III. 00.

Strauch, sich gleich über dem Boden verzweigend, ♄.
Baum, sich erst in der Höhe verzweigend, ♄.
Veredeln der Pflanzen:

Pfropfen in den Spalt*. Das Edelreis wird in einen senkrechten Spalt des zu veredelnden Stammes möglichst nahe dem Rande eingesetzt, wo das Wachsen des Stammes in die Dicke vor sich geht.

Okulieren*. Von einem Edelreis wird ein Streifen Rinde mit einer Knospe, „Auge", daran abgelöst; der Rindenstreifen wird unter die Rinde des zu veredelnden Stammes geschoben.

B. Pflanzenbeschreibung.

28. IV. 00. Schwarzdorn, Längsschnitt* der Blüte, diese wie Kirschenblüte, doch kleiner, Steinfrucht kugelig, bläulich bereift, Schlehe, Zweige in starren Spitzen endigend heifsen Dornen, Rinde schwarz, Blätter (erst 19. V. gezeigt) ungeteilt, länglichrund.

Zwetschge, Blüten wie bei der Kirsche, Steinfrucht.

Birnbaum, Längsschnitt* der Blüte, Staubbeutel rot, fünf Griffel, an Bildung der geniefsbaren Frucht „Birne" nimmt auch der Kelch teil, Kelchblätter erscheinen als Butzen auf der Birne, zahlreiche Blüten zu einem Büschel*, Dolde, vereinigt.

5. V. 00. Apfelbaum, Längsschnitt* der Blüte, Staubbeutel gelb, an Bildung der Frucht nimmt wie bei der Birne der Kelch teil.

Flieder, Blumenkrone* unten röhrenförmig, oben vierteilig. Blütenstraufs* pyramidenförmig mit Hauptachse und verzweigten Nebenachsen, Rispe, Blätter herzförmig, Heimat Donauländer.

12. V. 00. Walnufs, Staubkätzchen fallen ab, nachdem sie gestäubt haben. Fruchtblüten* mit grofser zweiteiliger Narbe, Blätter unpaarig gefiedert, Heimat Asien.

Goldregen, Schmetterlingsblüte* bestehend aus Fahne, Flügel, Schiffchen, Blüten in hängenden Trauben, Pflanze giftig, Zierpflanze.

19. V. 00. Weifsdorn, Längsschnitt* der Blüte, an Bildung der Frucht nimmt auch der Kelch teil, kleine Apfelfrüchte, auch „Mehlbeeren" genannt, Blüten in Trugdolden*, Blätter fiederförmig geteilt, dornige Zweige, helle Rinde.

Traubenahorn, Stempelblüten* mit zweiteiligem Fruchtknoten, Blüten in hängenden Trauben honigreich, so dafs Blätter von
26. V. 00. abgetropftem Honig wie überfirnifst werden, Blätter strahlenförmig geteilt, oben dunkelgrün, unten hellgrün.

Spitzahorn, Frucht* zweiflügelig, flugfähig, Rand der Blätter gezähnt, diese beiderseits hellgrün.

Sahlweide, Früchte* sind aufspringende Kapseln, welche mehrere von Haaren eingehüllte Samen umschliefsen; diese können vom Winde fortgetragen werden. Blätter länglichrund, breit.

9. VI. 00. Weifsweide, Fruchtkätzchen wie bei Sahlweide, Blätter lanzettlich, unten seidenhaarig.

Unechte Akazie, Robinie, Schmetterlingsblüten in Trauben, Blätter* unpaarig gefiedert, am Grunde mit Nebenblättchen, welche zu Stacheln werden.

16. VI. 00. Liguster, Blüten* ähnlich denen des Flieders, ebenfalls in Rispen, Blätter lanzettförmig, „Rainwaide", gegenständig und gekreuzt.

Korn oder Roggen, Ähre gebildet aus Ährchen*, deren jedes zwei Körner enthält. Letztere von je zwei Spelzen umschlossen, deren äufsere mit einer Granne versehen ist; die Granne fühlt sich rauh an, wenn man von ihrer Spitze nach unten streicht. Ähre mit vier Zeilen Körnern. Unterer Teil der Blätter, Blattscheide, umschliefst den Stengel, die Blätter entspringen an den Knoten des Stengels,

Stengelstücke zwischen je zwei Knoten, Stockwerke, nehmen von unten nach oben an Länge zu, an Stärke ab, Stengel hohl, Halm.

Spindelbaum, vierteilige Fruchtkapseln* barettförmig, Blätter 23. VI. 00. länglichrund, gegenständig.

Holunder, Blüten in flachen Trugdolden*, Früchte sind in der Reife schwarze Beeren, diese geniefsbar. Blätter unpaarig gefiedert, gegenständig. Zweige mit dickem Mark, Holundermark.

Gerste, Ährchen* mit einem Kern, welcher von einer Spelze mit langer Granne dicht umschlossen ist. Ähre mit zwei Zeilen Körnern, Halm kürzer als der des Roggens.

Linde, duftende Blüten in Scheindolden*, deren Stiel mit 30. VI. 00. häutigem Blatt versehen ist, wodurch der Fruchtstand flugfähig wird, Blätter* schief herzförmig.

Weizen, Ährchen* liefern drei bis vier Körner. Aehren erscheinen zopfartig.

Ulme oder Rüster, Blätter* schief, oben rauh, zweizeilig ge- 7. VII. 00. stellt, Gallen der Rüstergallenblattlaus.

Silberpappel, Blätter* unten schneeweifs filzig.

Schwarzpappel, Blätter* dreieckig mit langem plattgedrückten Stiel, bewegen sich bei schwachem Luftzug. Äste abstehend, bei der Alleepappel aufrecht.

Hafer, Ährchen mit je zwei Körnern zu Rispen* angeordnet.

Frankenthal. Claufs.

Zur Erklärung des Spruches Walthers von der Vogelweide über das Kloster Tegernsee.

Die Stelle in dem bekannten Spruche des Dichters über Tegernsee:

ich nam dâ wazzer:
alsô nazzer
muoste ich von des müneches tische scheiden

erklärt Pfeiffer in der dem Gedichte vorausgeschickten Inhaltsangabe: „bei einem Besuche daselbst habe er mit Wasser vorlieb nehmen und also von des Abtes Tische scheiden müssen“. Wer in Betracht zieht, dafs Tegernsee zu den gröfsten Stiften gehörte und selbst viele Weinberge besafs, und wer zugleich die Gastfreundschaft, wie sie in allen Klöstern damals geübt wurde, kennt, wird es für unmöglich halten, dafs der arme Dichter an des Abtes Tische mit Wasser vorlieb nehmen mufste. Durch eine geistreiche Kombination suchte Burdach in der Allgemeinen Deutschen Biographie (Artikel: Walther von der Vogelweide) die Stelle zu erklären. Er hatte gefunden, um diese Zeit sei das Stift Tegernsee durch einen ungerechten Prozefs mehrerer Weingärten in Bozen verlustig gegangen und dieses Gedichtchen sei eine Fürbitte an den Kaiser für das geschädigte Kloster. Dann wären natürlich die Worte des Dichters nicht buchstäblich, sondern im Scherze zu verstehen, was mit dem Charakter Walthers allerdings in bestem Einklang stünde. Indes scheint dieser Erklärungsversuch zunächst allzu gesucht; wer

von den Zeitgenossen hätte in dem Gedicht diese Beziehung gefunden? Entscheidend aber sprechen gegen diese Auffassung die vorausgehenden Worte, die in diesem Falle jedes befriedigenden Sinnes entbehrten. Der Spruch mufs unbedingt eine Anklage gegen Tegernsee enthalten, wenn auch nur eine milde, wie die Worte zeigen: ich schilte's niht, wan got genâde uns beiden.

In den früheren Auflagen des mhd. Lesebuches von Englmann war kein Fingerzeig für die Auffassung der fraglichen Stelle gegeben. Eben hatte ich meine Ansicht hierüber in einem kleinen Aufsatz eingesandt, als mir die (freilich schon 1894 erschienene) 5. Auflage zu Gesicht kam, in welcher Prof. Dr. Brenner durch zwei kurze Anmerkungen eine Erklärung andeutet, die sich vollständig mit der dort von mir vertretenen deckt. Zu „ich nam dâ wazzer“ lautet die Anmerkung „für die Hände“, zu „nazzer“ = nicht abgetrocknet. Ist damit auch der Schlüssel zum richtigen Verständnis schon gegeben, so dürfte es doch nicht überflüssig sein, die Deutung des ersten Ausdrucks durch Belege sicher zu stellen, die des zweiten, die etwas mysteriös klingt, klarer zu machen.

„Wazzer nemen“ dürfte kaum an irgend einer Stelle der zeitgenössischen Literatur bedeuten „Wasser trinken“, vielmehr ist es der gewöhnliche Ausdruck für das Handwasser, das man im Mittelalter bekanntlich vor und nach Tisch zu nehmen pflegte.

Parzival 5, 237 (397): der wirt dô selbe w a z z e r n a m: — —
mit im twuoc sich Parzivâl.
Nibelungenlied X 607 f.: ê daz der vogt von Rîne w a z z e r d ô g e n a m.
Tristan 4093: nu haete man w a z z e r g e n o m e n
und was der kunec ze tische komen.
„ 13162 f.: nu daz daz ezzen was bereit
und das gesinde w a z z e r n a m u. s. w.

„Ich nam dâ wazzer“ ist demnach durch eine den Zeitgenossen gewifs augenblicklich klare Synekdoche: „ich wurde zu Tisch geladen, erhielt eine Mahlzeit“. Wir haben uns demnach die Sache so zu denken: Walther war auf seinen Wanderungen auch in die Nähe Tegernsees, der fürstlichen Abtei, gekommen. Gewifs war der Dichter, der auf die „milte“ der Grofsen angewiesen war, oder, wie man sagte, zu „den gerenden liuten“ gehörte, nicht einer Mahlzeit und eines Bechers Wein wegen mehr denn eine Meile von der Strafse nach Tegernsee gekommen, sondern in der Hoffnung, ein ansehnliches Gastgeschenk zu erhalten, wie es Sitte war. Darin sieht sich nun der Dichter getäuscht. Er wird, wie jeder Fremde, bewirtet, es wird ihm Wasser für die Hände gereicht, aber getrocknet werden sie ihm durch kein Geschenk, durch keine „Handsalbe“, und so mufs er „nafs“ von dannen ziehen. Da wir für die Entstehung des Gedichtes keine bestimmte Zeit angeben können, so sind wir in Bezug auf die Ursache dieser Kargheit auf Vermutungen angewiesen; am nächsten läge es wohl, dafs die politische Stellung des Dichters der Grund war. Doch der Fürstabt Mangold (1189—1206), unter dem der Besuch des Dichters am ehesten geschehen sein kann, war wahrscheinlich auf Philipps

Seite, dessen Bemühungen er 1206 die Erhebung auf den Bischofstuhl zu Passau verdankte; zudem war derselbe ein Verwandter des Hohenstaufischen Hauses. Andererseits wird uns gemeldet, dafs 1198 Kaiser Otto IV. an den Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach schreibt, die Mönche von Tegernsee hätten sich bei ihm wegen Entziehung der Weinberge in Bozen beschwert und er solle ihnen zu ihrem Rechte verhelfen. Über die folgenden Äbte Berthold I. (1206—1217), Heinrich I. (1217—1242), die allenfalls noch in Frage kommen könnten, haben wir keine derartigen Nachrichten, die auf unseren Gegenstand ein Licht werfen könnten. Schliefslich sei noch auf eine Frage aufmerksam gemacht. Es ist keineswegs durchaus notwendig, dafs in der letzten Zeile „münech" den Abt bedeutet. Nehmen wir die Möglichkeit an, dafs damit nicht der Abt, der ja, zumal als Fürst, sehr oft abwesend war, sondern ein Mönch, etwa der Propst oder der mit der Obsorge für die Gäste betraute Mönch gemeint ist, so ist das Feld für Vermutungen noch weiter. Jedenfalls mufs aber die Vorstellung abgewiesen werden, als ob Walther in einer Abtei, wie Tegernsee, mit Wasser sich hätte begnügen müssen.

Metten. P. B. Linderbauer.

Römische Funde in Bayern 1900.

Erfreulicherweise ist die Zahl der Berufsgenossen, welche ihre Aufmerksamkeit auch auf die heimischen Funde richten, in stetem Wachsen begriffen. Um diese Forscher mit allen im Lande gemachten römischen Funden bekannt zu machen, ferner um das Studium dieser Funde in weiteren Kreisen anzuregen und endlich um etwa hier nicht verzeichnete Funde an die Öffentlichkeit zu locken, hat sich die Schriftleitung dieser Zeitschrift entschlossen, von Zeit zu Zeit über die Funde im bayerischen Lande übersichtliche Nachrichten mitzuteilen, und mit Bekanntgabe der römischen Inschriften bereits den Anfang gemacht; hier sollen die übrigen römischen Funde und Arbeiten besprochen werden.

Aus Oberbayern wurde nur ein römischer Fund gemeldet. In Reichenhall auf dem Grundstück des H. Apothekers Gillitzer zwischen Nonn und Karlstein, wo 1892 schon römische Gräber und die Grundmauern eines römischen Wohnhauses und 1895 wieder ein Wohnhaus aufgefunden worden war, bemerkte man bei Legung der Wasserleitung Spuren von Mörtel und geschichteten Feldsteinen. Nun wurde an der Stelle seitlich weiter gegraben und ein vollständig erhaltenes römisches Grab freigelegt. Das Grab war mit einem Kranze lose aneinandergereihter Feldsteine eingefafst; in der Mitte war ein längliches Viereck ausgemauert, welches das Grabinventar barg. Der Inhalt des Grabes bestand aus einer geborstenen kleinen grauen Urne, worin die Reste der verbrannten Knochen lagen. (Augsb. Postzeitung 1900 n. 94. 27. April). Auch in Seebruck am Chiemsee soll wieder nach römischen Grundmauern gegraben worden sein. doch ist darüber nichts in die Öffentlichkeit gekommen.

In Niederbayern wurden nach den Verhandlungen des historischen Vereins von Niederbayern Bd. XXXVI (1900 S. 348) zu Eining in der Mitte des Kastells, nahezu parallel zu dessen vier Seiten, die Grundmauern eines grofsen Gebäudes, kaum 20 cm von Ackererde bedeckt, aufgefunden, in welchem General Popp das Prätorium des Kastells erblickt auf Grund der Vergleichung der Bauanlage mit dem Grundrifs anderer Limes-Kastelle.

In Straubing wurden die Versuche, das römische Lager aufzufinden, fortgesetzt. Nach langen vergeblichen Arbeiten stiefs man auf dem Felde des Herrn Groll auf die Reste einer Mauer, die zwar fast gänzlich zerstört war, aber doch auf etwa 80 m Länge nachgewiesen werden konnte und durch ihre Ausdehnung die Vermutung nahe legt, dafs sie einen Teil der gesuchten Lagermauer bildet.

Die Breite (Dicke) betrug, soweit sich das noch feststellen liefs, 1,90—2,10 m, die Höhe stellenweise noch 30 cm. Gebaut war sie aus sorgfältig mit Mörtel verbundenen Bruchsteinen. Die Mauer war, wie sich aus der regelmäfsigen schrägen Lage des Mauerschuttes erkennen liefs, absichtlich und gründlich, aber doch nicht durchweg gleichmäfsig zerstört.

An der einen Ecke bog sich die Mauer nicht, wie man erwarten mufste, mit einer Abrundung rechtwinklig um, sondern bildete einen spitzen Winkel und verlor sich bald ganz, was die Sache als sehr zweifelhaft erscheinen läfst. Bestimmten Aufschlufs können erst die Ausgrabungen des nächsten Jahres bringen (nach d. Allgem. Zeitung 1900 n. 296 v. 27. Okt und Korrespondenzbl. d. Westd. Zeitschr. 1900 n. 10).

Auf dem Osterfelde bei Straubing waren bereits 1899 an verschiedenen Stellen Grundmauern von Gebäuden, gestempelte Ziegel der COHI CAN. (Cohors prima Canathenorum) und der LEG III ITAL (legio tertia Italica), Münzen, Thongefäfse und andere Gegenstände bei Ausgrabungen aufgefunden worden (2. Jahresber. d. hist. Ver. f. Straubing und Umgebung 1900 S. 3—12 und taf. III b. IV—VI).

In der Oberpfalz wurde zu Regensburg anfangs Juni nächst der alten Zuckerfabrik ein Grab blofsgelegt, etwa 1 m unter der Erdoberfläche. Es hatte eine Länge von 2,31 m, Breite und Höhe von 50 cm und war aus trefflich zusammengefügten Steinplatten ausgeführt. Der Oberkiefer des Bestatteten war noch recht gut, der Unterkiefer ziemlich schadhaft, der Kopf lag um etwa 5 cm höher als der Körper, von dem nur noch morsche Knochen entdeckt wurden (Bayer. Kurier). Da Münzen und sonstige Beigaben fehlten, ist weder die Zeit der Bestattung noch die Nation des Begrabenen zu bestimmen.

In Mittelfranken wurde zu Weifsenburg unter Leitung des Fabrikbesitzers Herrn Julius Tröltsch das Prätorium des römischen Lagers vollständig abgeräumt, so dafs es jetzt einen klaren Anblick bietet. Man sieht in der Mitte den quadratischen Hof, das Atrium mit einem ausgemauerten Brunnen. Auf zwei Seiten des Atriums befanden sich Räume, welche einen Umgang um dasselbe gestatteten und mit einem Pultdache überdeckt waren. Dieses lehnte mit dem höher gelegenen Teile an die Wände der anstofsenden Gebäude, während es nach dem

Hofe zu auf hölzernen Stützen ruhte. An diese Gänge schliefsen sich Seitenräume (cubicula) an. Am Ende des Prätoriums in der Richtung der porta praetoria lag der Oecus, der vornehmste Teil des Hauses. Die beiden Seitenthore, die principalis dextra und sinistra, sind Doppelthore und so gut erhalten, dafs sie ein vollständiges Bild ihres einstigen Bestandes abgeben. Etwa 30 m östlich vom Prätorium wurde ein Gebäude aufgedeckt, welches nach seiner Anlage für ein Bad gehalten wird und mancherlei Funde ergab (Augsb. Abendzeitung 1900 n. 284).

In Nassenfels hofft Professor Dr. Englert endlich Spuren des längst vermuteten römischen Lagers gefunden zu haben und zwar in der nächsten Umgebung des Schlosses. Er liefs dort zwei Versuchsgräben ziehen gegen die vermutliche Südost- und Südwestecke, und beide ergaben, dafs einmal starke Mauern da errichtet, aber jetzt bis auf den 1 m starken Maueruntergrund ausgebrochen waren. Den römischen Charakter des Bauwerkes bewiesen zahlreiche entschieden römische Ziegelbrocken (imbrices und lateres) und Gefäfsscherben. Schürfungen in der Ostfront ergaben gleiche Erscheinungen, und etwa 20 m von der Südostecke wurde in der Ostfront ein etwa 2 m langes, noch 60 cm hohes und 1,5 m dickes Stück schön erhaltener römischer Mauer blofsgelegt. Die Untersuchung soll später fortgesetzt werden (Eichstätter Volkszeitung 1900 n. 239).

Der historische Verein von Neuburg a/D. hat auf dem „Schlofsberg“ bei Joshofen, 3/4 Stunde östlich von Neuburg, Grabungen vornehmen lassen. Dort befindet sich eine in der Hauptsache quadratisch angelegte Schanze, deren Wall auf drei Seiten noch sehr gut erhalten ist; sie wurde von einigen früheren Forschern für ein römisches Castrum gehalten. Die diesjährigen Schürfungen durch Führung zweier, in Mitte der Schanze sich kreuzender, bis auf den gewachsenen Boden reichender Gräben ergaben, dafs nirgends Mauerwerk im Boden ist; auch der Wall ist ohne Mauerkern.

Ziemlich in der Mitte der Schanze wurde eine Anzahl prähistorischer roher Gefäfstrümmer gefunden, sowie ein schön gearbeitetes gut erhaltenes Bronzemesser und aufserdem einige Knochenreste, alles etwa 20 cm unter dem Boden an der unteren Humusgrenze. Danach gehört das Erdwerk der vorrömischen Zeit an (nicht der römischen).

Joshofen war indes schon zur römischen Zeit besiedelt, denn Bürgermeister Stephan Schlamp in Joshofen hat mitten im Feld, nicht weit von dem oben genannten Platze Grundmauern ausgegraben, die durch römische Leistenziegel und Heizröhrenstücke, sowie durch römische Münzen (darunter ein Hadrian 117—138) mit aller Sicherheit den römischen Ursprung erkennen lassen (Neub. Anzeigeblatt).

In den Viehweideteilen, 1/4 Stunde südöstlich von der an der Römerstrafse Augsburg-Kempten gelegenen Ortschaft Baisweil (1130 Baizwile) wurden im Auftrag der Kommission für Urgeschichte durch Herrn Kurat Frank und General Popp Untersuchungen angestellt, die zur Aufdeckung eines römischen Gebäudes (einer römischen villa) führten.

Der nordöstliche Teil derselben schlofs mit einer halbrunden Apsis, enthielt Boden- und Wandheizung und diente wahrscheinlich als Baderaum; im südlichen Teil, der durch das Atrium von dem erstgenannten getrennt war, wurden zwei zusammenhängende Feuerstätten entdeckt; aufgefundene Thonscherben lassen auf die culina (Küche) schliefsen; daran anschliefsend ebenfalls heizbare Räume.

Südlich nahe dabei wurde die Apsis eines benachbarten römischen Wohnhauses aufgedeckt. Sämtliche Mauern bestehen aus Tuff, der Estrich aus festgestampftem, durch Kalk verbundenem Ziegelmehl, die Säulchen und Heizröhren aus feinem Lehm. Die aufgefundenen Gefäfsbruchstücke waren zum Teil aus terra sigillata, zeigten Teile von Menschen- oder Tierfiguren, ein Bodenstück trug den (bis jetzt noch nicht richtig gelesenen) Namensstempel des Töpfers, auch ein Wasserleitungsrohr, innen glasiert, Mosaikwürfel und gerippte Thonperlen, dickes, meist grünes Glas und Nägel in Gestalt eines T kamen zum Vorschein (Kaufbeurer Anzeigeblatt).

Auch der „Römerhügel" oder „Lehbüchel", 1/4 Stunde südwestlich von Baisweil, der bei einer Höhe von 2,50 m einen Umfang von 145 m hatte und bald als Grabhügel, bald als Wachstelle galt, wurde (in 11 Tagschichten) durchgraben, und es ergab sich, dafs derselbe künstlich aufgeworfen und später einmal erhöht war, aber keinerlei Begräbnis enthielt. Der Hügel war schon vor vielen Jahren zum Teil abgetragen (bis auf 1,90 m Höhe) und überackert worden, so dafs sich etwaige Reste eines hölzernen Aufbaues nicht mehr feststellen liefsen (Frank, Deutsche Gauen, Heft 30).

In Unterfranken erregen die Ausgrabungen beim Bau der Zellstofffabrik zu Stockstadt immer noch die Aufmerksamkeit. Das Kastell daselbst wurde schon 1884 aufgefunden und ergab ein Rechteck von 168 zu 198 m. Im Innern wurde ein Prätorium von 40 m Länge blofsgelegt; wohlerhalten waren noch die Grundmauern des 21 zu 18 m tiefen Mittelbaues, sowie ein Stallbau und zahlreiche Reste von kleineren Bauten. Am alten Mainufer, das in römischer Zeit beträchtlich mehr landeinwärts lag als heute, wurden nach und nach 44 Inschriften, allerdings zum gröfsten Teil verstümmelt, aufgefunden, zum Teil auch wahre Prachtstücke. Fast alle sind von Beneficiarii consularis gesetzt, d. h. von Verwaltungsbeamten des Heeres, die dort eine statio hatten. Mit dieser statio in Zusammenhang steht wahrscheinlich der neueste Fund einer langen und hohen hölzernen Rampe, tief in die Böschung des alten Mainufers eingegraben, die ohne Zweifel zum Ein- und Ausladen bestimmt war. Die Grundlage für das Werk bildeten in der Tiefe von über 4 m auf Steinblöcken ruhende sehr starke wagrechte Eichenbalken, deren einer die erhebliche Länge von fast 17 m bei 48 cm Stärke aufwies. Eine parallel dazu laufende Reihe von Balken hat schwächere Stämme. In breiten, in gleichen Zwischenräumen eingestemmten Löchern standen senkrecht und schräg gerichtete, zum Teil in Bruchstücken erhaltene Pfosten, die den Oberbau trugen; dieser selbst ist natürlich längst verschwunden, auch konnte die ganze Ausdehnung der Rampe bis jetzt noch nicht

festgestellt werden, doch läfst sich so viel erkennen, dafs das Ganze ein Holzbau von beträchtlicher Gröfse und bedeutender Festigkeit war. Die Untersuchungen stehen unter der vorzüglichen Leitung des Herrn Kreisrichter Conrady in Miltenberg. (E. Anthes in der Darmstädter Zeitung 1900 n. 558).

Die vorstehenden Mitteilungen sind meist den Tagesblättern entnommen, und fast in allen Zeitungen, auch in den kleineren Lokalblättern erscheinen ab und zu geschichtlich wichtige Nachrichten. Nicht wenige von diesen Nachrichten bleiben völlig unbeachtet oder verschwinden dann spurlos, gehen also der Forschung für alle Zeit verloren, weil sie nicht in die Hände eines Fachmanns kommen; es ergeht daher an alle Herren Kollegen die dringende Bitte, alle auch nur verdächtige oder auch unscheinbare Nachrichten über altertümliche Funde z. B. von Skeletten, Mauern, Schanzen u. dergl. dem Unterzeichneten unter Kreuzband ganz oder als Ausschnitt mit Angabe des Blattes, Datums und der Nummer gütigst zukommen zu lassen; sie werden der Forschung dadurch einen namhaften Dienst leisten und dürfen besten Dankes gewifs sein; auch ältere Nachrichten aus früheren Jahrgängen sind willkommen.

München. Dr. Ohlenschlager.

Römische Inschriften in Bayern.

Die Stockstadter Steine, deren Veröffentlichung (S. 646 u. ff. des vorigen Jahrganges dieser Zeitschrift) auf meine Bitte hin Herr Conrady, Kreisrichter a. D., gestattete, haben als Dedikanten jedesmal einen beneficiarius consularis (consulis machte daraus der Setzerteufel). Eine solch grofse Anzahl von gleichartigen Bediensteten am nämlichen Orte läfst darauf schliefsen, dafs dem dortigen Kastell eine höhere Bedeutung als Einfuhrsort zukommt. Auch Anthes ist nach einem kürzlich in der Darmstädter Zeitung erschienenen Artikel dieser Ansicht. Nur könnte der daselbst gebrauchte Ausdruck „Intendanturbeamte" leicht eine irrige Vorstellung erwecken. Über die Rangstellung der beneficiarii werden wir am besten durch einen Stein unterrichtet der im Corpus inscript. Latin. XII, 2602 veröffentlicht ist. Dort wird gesagt, dafs der Centurio M. Carantius Macrinus im Jahre 73 n. Chr. als Soldat in das Heer eintrat, 80 beneficiarius, 83 cornicularius, 88 evocatus und 90 centurio wurde, also nach 17jähriger Dienstzeit. Eine noch vollständigere Aufzählung solcher Stellungen, aber ohne Zeitangabe, gibt der Stein bei Dessau 2079. (C. J. L. II, 2610). Dort wird ein Soldat zuerst beneficiarius tribuni, dann tesserarius in centuria, optio in centuria, signifer in centuria, fisci curator, cornicularius tribuni, evocatus Aug. Als solcher starb er, so dafs er die nächste Stufe, die des centurio, nicht mehr erreichte.

Wie weit es die sechs beneficiarii zu Stockstadt gebracht haben, läfst sich zur Zeit noch nicht sagen. Nur von einem scheint darüber etwas erhalten zu sein, von T. Flavius Avitus. Zwar der Stein des

C. J. L·II, 344, einem Flavius Avitus, 61 Jahre alt, von seiner Gattin (?) Aufidia gesetzt, wird zu unserem Flavius nicht passen, da er einer älteren Zeit angehören dürfte. Auch würde das Fehlen des Vornamens auf diesem Stein allein schon verbieten, Schlüsse daraus zu ziehen. Aber ein anderer in Misenum gefundener Stein (C. J. L·X, 3678) gibt seinen vollen Namen. Danach lebte er in Misenum und bekleidete daselbst das Amt eines Duumvir. Was auf der Inschrift nach T·FL·AVITO steht, nämlich FORENSI, möchte ich nicht als einen weiteren Beinamen auffassen, sondern lieber mit dem folgenden II VIR·ITER (um) verbinden; ich erblicke darin eine gleiche Titulatur, wie sie das gewöhnliche duumvir quinquennalis bietet.

München. Fink.

Hor. carm. II, 3.

Verlier' den Gleichmut nicht in schlimmer Lage,
Im Glück zeig' dich nicht übermäfsig froh,
Verbringe ruhig beiderseits die Tage,
Denn, Lieber, — sterben mufst du so wie so!

Magst du den Kopf nun immer traurig tragen,
Magst du in weichem Gras an lausch'gem Ort
Aus tiefstem Keller an den Feiertagen
Falerner trinken von der besten Sort'.

Wozu vereint die Pinie so gerne
Mit weifser Pappel sich zum Schatten dicht,
Und tönt der Quelle Murmeln aus der Ferne,
Wenn raschen Laufes aus dem Fels sie bricht?

Bring Wein hieher und duftende Essenzen,
Der Rose Pracht, die ach! so rasch verglüht,
Solang noch Glück und Jugend uns erglänzen,
Der strengen Parzen Gunst uns noch erblüht!

Du mufst ja fort dereinst von Haus und Triften,
Von deiner Villa an des Tibers Strand,
Mufst fort und, mag es dich auch noch so giften,
Die Schätze dein ergreift des Erben Hand!

Ob du als eines Königs Sohn geboren,
Ob als ein armer Teufel, — 's bleibt sich gleich:
Mag Mutter Grün als Bett dir sein erkoren, —
Hinunter mufst du in des Orkus Reich.

Ob früh, ob spät, wir alle müssen gehen
Denselben Weg, und in der Urne Bauch
Schwingt sich das Los, es gibt kein Stillestehen,
Des Charon Nachen harret unser auch!

Regensburg. Alphons Steinberger.

II. Abteilung.

Rezensionen.

Franz Schmidt: Über den Reiz des Unterrichtens. Eine pädagogisch-psychologische Analyse. Sammlung von Abhandlungen aus dem Gebiete der pädagogischen Psychologie und Physiologie herausgegeben von H. Schiller und Th. Ziehen. Berlin. Reuther und Reichard. 1900. Bd. III. H. 3. 36 S. Preis: 0,80 M.

Unter den Arbeiten, welche in der bekannten Schiller-Ziehenschen Sammlung erschienen sind, zeichnet sich die vorliegende gleicherweise aus durch feine Beobachtung, wissenschaftliche Vertiefung und anziehende Darstellung. Sie setzt sich als Aufgabe zu untersuchen, was den eigentümlichen Reiz ausmacht, mit dem die Thätigkeit des Erziehens und Unterrichtens für jedermann, der sich derselben mit Eifer und Interesse widmet, umgeben ist. Den Grundstock dieses eigenartigen Gefühles bilden — wie der Verfasser das Ergebnis seiner Untersuchung zusammenfafst — folgende drei Einzelgefühle: zunächst das Lösungsgefühl, welches die Befriedigung des Mitteilungs-, Ausdrucks- und Lehrtriebes erzeugt; sodann der Reiz der zweckmäfsigen Einheit der gesamten Technik des Unterrichts, die herzustellen die methodische Aufgabe des Lehrers bildet, und endlich das Lustgefühl künstlerischen Schaffens, das mit der bildenden Thätigkeit des Unterrichts verknüpft ist. Umgeben sind dann weiter diese Grundgefühle von einem Kranze minder charakteristischer, doch kaum minder bedeutsamer Gefühle, unter denen der ästhetische Reiz der Mannigfaltigkeit der Kinderwelt, ihre Naivetät im Schillerschen Sinne und der sozialpsychische Reiz der gesteigerten Lebensenergie besonders hervorgehoben sein mag. Im ganzen wurzelt aller Reiz, den der Lehrer im Unterrichten empfindet, in dem Grundgefühl einer Erweiterung des eigenen Selbst, einer Ausdehnung des Geltungsbereiches seiner Persönlichkeit, in der Lust, auf andere Menschen bestimmend zu wirken; dies aber nicht etwa in dem Sinne rohen Herrschens, das in sich selbst Ziel und Befriedigung sucht, sondern im Dienste der letzten sittlichen Zwecke der menschlichen Gemeinschaft. Nach dem Verhältnis, welches der Lehrer zu den Schülern gewinnt, bestimmt sich der Grad des Unterrichtsreizes und seiner veredelnden Kraft. Je klarer er seine sittliche Aufgabe erfafst, je mehr Bildung und Energie er für sie einzusetzen fähig und bereit ist, desto reicher werden ihm die Quellen der Unterrichtsfreude fliefsen. Es ist das Geheimnis des Göttlichen im menschlichen Leben, dafs in der höchsten Reinheit und Kraft, zu der das sittliche Streben sich zu er-

heben vermag, zugleich die Möglichkeit tiefster persönlicher Befriedigung gegeben ist. Ein echter Lehrer und ein glücklicher Mensch sind ein und dasselbe — soweit nicht etwa, erlaubt sich Ref. hinzuzufügen, Gehalt und Avancementsverhältnisse dieses Glück ein wenig stören, was vorkommen soll.

H. Schiller, H. Fuchs, A. Haggenmüller: Studien und Versuche über die Erlernung der Orthographie. Sammlung von Abhandlungen aus dem Gebiete der pädagogischen Psychologie und Physiologie. Berlin. Reuther und Reichard. 1898. Bd. II. H. 4. 63 S. Preis: 1,50 M.

Der rührige Karlsruher Seminarlehrer W. A. Lay hatte 1896 (1899 zweite Auflage) einen „Führer durch den Rechtschreibunterricht gegründet auf psychologische Versuche u. s. f.“ herausgegeben, eine sehr beachtenswerte Arbeit, auf deren pädagogisch-psychologischen Wert wir schon hingewiesen haben. Das Hauptergebnis der Layschen Versuche, die an sinnlosen Silbenverbindungen gemacht worden, war, dafs die beste Methode, das Rechtschreiben zu üben, das Abschreiben sei, dann das Buchstabieren, das Lesen; die am meisten Fehler liefernde aber gerade die am häufigsten geübte, das Diktieren. Dabei legt Lay besonders hohen Wert auf die Sprechbewegungen und Schreibbewegungen. Gegen diese Bevorzugung der motorischen Empfindungen und gegen die Verwendung sinnloser Wörter wendet sich Schiller, der übrigens die Arbeit Lays nicht verkennt.

Er wiederholte mit seinen Mitarbeitern Fuchs und Haggenmüller zunächst Lays Versuche in einer Volksschulklasse mit Schülern von 8—9 Jahren und einer Sextanerklasse mit Schülern von etwa 9—10 Jahren. Es war eine mühsame, viel Selbstverleugnung fordernde Arbeit, welcher sich die beiden Mitarbeiter Schillers unterzogen, aber auch eine verdienstvolle Arbeit. Nicht dafs sie zu einer endgültigen Lösung der Frage, nach der besten Methode Orthographie zu lehren, gekommen wären. Im Gegenteil, sie selbst sind wohl die letzten, welche sich einer solchen Täuschung hingeben würden. Denn während sie einen Teil der Layschen Aufstellungen bestätigen konnten, gelangten sie in einem anderen Teile in entschiedenen Gegensatz zu ihm.

Die Ursache dieser Divergenz liegt meines Erachtens darin, dafs die beiden Parteien ihre Versuche weder nach ganz gleicher Anordnung noch an ganz gleichwertigem Schülermaterial gemacht haben; überhaupt scheinen beiderseits die Experimente noch nicht mit der gröfstmöglichen Reinlichkeit gemacht worden zu sein. Die erste und freilich auch schwerste Forderung der Experimentiertechnik, nur ein einziges Element eines Erscheinungskomplexes zu eruieren, alles übrige konstant zu halten, wurde in den Versuchen von Fuchs und Haggenmüller doch nicht mit jener Rigorosität erfüllt, welche die Verhältnisse gestattet hätten. Warum wurde z. B. mit den Versuchszeiten gewechselt, warum mit der Reihenfolge der Versuche, warum mit der Zahl der Wiederholungen? Es war nach meiner Überzeugung auch kein Vorteil,

dafs statt der sinnlosen Silbenkombinationen Lays sinnvolle Wörter zu den Versuchen benützt wurden, damit werden Nebenfaktoren, die Bedeutungsvorstellungen u. dgl. eingeführt, deren Wirkung sich schwer kontrollieren läfst. Übrigens sind die Verfasser mit der Anwendung lateinischer Wörter, welche den Sextanern völlig unbekannt waren, doch wieder zu den sinnlosen Silbenverbindungen zurückgekehrt.

Man wird also eine Wiederholung der Versuche nicht umgehen können. Nichtsdestoweniger ist diese Abhandlung eine der wertvollsten in der Schiller-Ziehenschen Sammlung und ihre Ergebnisse sind, wenngleich noch nicht abschliefsend und entscheidend, doch höchst beachtenswert. Wer ihren interessanten Ausführungen aufmerksam gefolgt ist, wird sich eins wissen mit den Verfassern, wenn sie verlangen, 1) dafs das Hörbild des Wortes möglichst richtig und rein gestaltet werde und 2) dafs das Sehbild nicht durch abweichende Wortbilder und weiterhin durch anderweitig störende Reize geschwächt werde. Er wird sich auch gern überzeugen lassen, wenn sie übereinstimmend mit Lay dem Diktieren an sich für die Orthographie sehr geringen Wert beimessen, um so mehr aber in allem Anfangsunterrichte dem aufmerksamen Abschreiben.

G. F. Lipps: Grundrifs der Psychophysik. Mit drei Figuren. Lpz. Göschen. 1899. Sammlung Göschen Nr. 98. 167 S. Preis: 80 Pfg.

Verfasser, Mathematiker in Strafsburg und Bruder unseres hiesigen Psychologen Theodor Lipps, gibt hier einen ebenso knappen als verlässigen Grundrifs der Psychophysik. Er definiert die Psychophysik als die Grenzwissenschaft zwischen Psychologie und Physik in der weitesten Bedeutung und bezeichnet als ihre Aufgabe die Klarlegung der physischen, insbesondere der physiologischen Grundlagen der Bewufstseinserscheinungen, oder, mit anderen Worten, in der Erforschung des Zusammenhanges der psychischen und physischen Vorgänge, deren Nebeneinanderbestehen als psychophysischer Parallelismus bezeichnet wird. In diesem Nebeneinander von Reiz und Empfindung, Gefühl und Gefühlsausdruck, subjektiver Auffassung und objektiver Beschaffenheit der räumlichen und zeitlichen Formen finden sich aber gewisse Gesetzmäfsigkeiten, deren Feststellung nach Art und Mafs eben die Psychophysik anstrebt. Weber hat auf diesem Gebiete die ersten Entdeckungen gemacht, Fechner hat die Methode bereichert und die Ergebnisse erweitert, Wundt und andere nachgeprüft, gebessert und weitergebildet. Das kleine, anspruchslos auftretende Büchlein kann ohne Bedenken als die beste Einführung in die Psychophysik bezeichnet werden, die wir gegenwärtig besitzen.

Dr. Th. Kerrl: Die Lehre von der Aufmerksamkeit. Eine psychologische Monographie. Gütersloh. C. Bertelsmann. 1900. VII und 219 S. Preis: 3 M.

Verf., Seminarlehrer in Petershagen (W.), gibt in vorliegender Monographie eine sehr eingehende, wenn auch oft etwas breite Darstellung des Wesens der Aufmerksamkeit, ihrer Bedeutung für die Entwicklung des geistigen Lebens, ihrer Verwertbarkeit in der Unterrichts- und Erziehungspraxis und endlich eine kritische Besprechung der bekanntesten Aufmerksamkeitstheorien. Der Gedankenkreis, von dem er ausgeht, sind die eigenartigen metaphysischen, psychologischen und ethischen Anschauungen W. Schuppes, durch welche der Verf. manchmal etwas weiter, als es für psychologische Untersuchungen erforderlich und nützlich ist, zu aufserpsychologischen Erörterungen geführt wird. So werden die theoretischen und kritischen Darlegungen des Verf. wohl nur auf das Interesse der Psychologen von Fach Anspruch erheben dürfen, seine praktischen Ausführungen dagegen, welche sich oft sehr konkret mit der Erziehungs- und Unterrichtstechnik befassen, verdienen die Beachtung jedes Schulmannes und Erziehers.

München. Dr. M. Offner.

Rabanus Maurus, der praeceptor Germaniae. Ein Beitrag zur Geschichte der Pädagogik des Mittelalters. Von Dr. Dietrich Türnau. München 1900. J. Lindauersche Buchhandlung (Schöpping). — 8⁰. 72 Seiten.

Der erste Kenner auf dem Gebiete der Geschichte des frühen Mittelalters, E. Dümmler, hat schon darauf hingewiesen, welch grofse Verdienste Rabanus Maurus sich um die Kultur Ostfrankens d. i. Deutschlands erworben hat. „Den Lehrer Deutschlands hat man ihn mit vollem Rechte genannt und dadurch auf die Krone seiner Leistungen hingewiesen, da seine gesamte literarische Thätigkeit ohne Anspruch auf Selbständigkeit vor allem dem Unterrichte dient. . . . . . Er scheint die Bedeutung der Muttersprache nicht verkannt zu haben. Er wiederholte gleich in seiner ersten Synode die alte Verfügung Karls d. Gr. zu gunsten der Predigten in der Volkssprache, er kennt die nordischen Runen und erläutert in seinen Gedichten bisweilen deutsche Namen; biblische Glossen, die wahrscheinlich, und andere, die sicher auf ihn zurückgehen, beweisen, dafs er bei seinen Vorträgen sich teilweise der Muttersprache bedient haben mufs; von seinen Schülern erwarb Otfried den gröfsten Namen in der althochdeutschen Dichtkunst, aus Fulda und aus seiner Zeit stammt die Verdeutschung der Evangelienharmonie des Tatian, und auch Walahfried zeigte ein gewisses Verständnis für die deutsche Zunge" (Allgem. D. Biogr. 27, S. 73 f.). Trotzdem hat man neuerdings Raban den Ehrentitel eines Lehrers der Deutschen abzusprechen versucht. H. Schiller, der bereits in seiner Geschichte der Pädagogik (1887, S. 59) über den Pädagogen Raban das geringschätzige Urteil ausspricht, dafs nach dessen Auffassung mit Fasten und kräftigen

Geifselhieben selbst der Mangel an Verstand zu heilen sei, erkennt in einem späteren Werke (Lateinischer Unterricht bei Rein, encyklopäd. Handb. d. Pädag. 1897, IV S. 304) diesem „Vertreter lateinisch-kirchlicher Bildung" den Namen eines praeceptor Germaniae ganz ab und meint, man könne ihn ebensogut praeceptor Italiae etc. nennen, da er den eigentlich germanischen Interessen keine Rechnung getragen, sondern nur die Bedürfnisse der Kirche im Auge gehabt habe.

Gegen diese schroffe, um nicht zu sagen ungerechte Beurteilung des berühmten Abtes von Fulda und Mainzer Erzbischofes wendet sich Türnaus Studie, ohne dafs jedoch die Polemik gegen Schiller den Hauptinhalt bildete. Mit Gelehrsamkeit und Fleifs hat der Verfasser aus der umfangreichen Literatur, sowohl aus der sich speziell mit Raban beschäftigenden, als auch aus jener, die allgemein die damalige Kulturperiode behandelt, alles zusammengetragen, was für die Würdigung Rabans als eines Lehrers der Deutschen irgendwie in Betracht kommt, wobei natürlich die sonstige Bedeutung des Mannes nicht ganz unberücksichtigt bleiben konnte. Es gelang dem Verfasser so, ein klares und richtiges Bild von den Bemühungen Rabans um die zu seiner Zeit in Ostfranken so tief stehende Kultur zu entwerfen und die oben mitgeteilte kurze, aber markige Charakteristik, wie sie Dümmler gezeichnet, allseitig zu begründen. Auffällig ist nur, dafs unter den Schülern des Fuldaer Lehrers der Mönch Bruun (Candidus) nicht genannt und verschwiegen wird, dafs letzterer seine vita Eigilis auf Anregung Rabans verfafste. Die S. 17 erwähnten vier „Haupttugenden eines Lehrers", prudentia, iustitia, fortitudo, temperantia sind die Kardinaltugenden überhaupt. Verfasser findet es (S. 20) selbstverständlich, dafs die dialogische Form der Schrift de computo kein Abbild des dialogischen Verfahrens beim Unterrichte in Fulda sein kann; aber es ist doch schwerlich zu leugnen, dafs in der Dialogform jener Schrift, die ja ein Schulbuch ist und sein will, die Unterrichtsmethode, dem Verfasser fast unbewufst, sich abspiegeln müsse. S. 21 hätte vielleicht schärfer betont werden sollen, dafs in den Klosterschulen in erster Linie künftige Mönche und Kleriker gebildet werden sollten, worauf also der ganze Unterricht berechnet sein mufste. S. 22 ist der Satz: „Raban spricht hier Grundsätze aus, die wir mit Freuden die unseren nennen, die demnach die Fuldaer Unterrichtsmethode in äufserst günstiges Licht stellen" nicht ganz logisch. Denn es wäre doch denkbar, dafs der eine oder andere didaktische Grundsatz, der gegenwärtig als allein berechtigt gepriesen wird, verfehlt sein könnte; man darf folglich nicht aus dem Umstande, dafs Lehrgrundsätze Rabans mit modernen übereinstimmen, ohne weiteres auf ihre Richtigkeit schliefsen. S. 65 hätte es die Deutlichkeit erfordert, den dort genannten Ludwig genauer als den Deutschen zu bezeichnen.

Die Arbeit ist frisch und fesselnd geschrieben. Störend wirken einige Druckfehler, wie S. 14, Anm. 4, wo als Verfasser der Monographie über Hinkmar, Erzbischof von Reims, Schörs st. Schrörs sich angegeben findet, oder S. 59, wo Z. 8 v. u. nach den Worten „entstanden ist" statt des Komma ein Punkt mit folgendem grofsen

Anfangsbuchstaben steht, oder S. 68, wo man lesen mufs, dafs Rabans Freund Simon im Jahre 1840 (st. 840) Bischof von Osnabrück wurde.

München. M. Seibel.

Monumenta Germaniae Pädagogica. Bd. 19. Geschichte der Erziehung der pfälzischen Wittelsbacher. Urkunden nebst geschichtlichem Überblick und Register von Dr. Friedrich Schmidt, Gymnasialrektor in Ludwigshafen. Berlin, A. Hofmann & Comp. 1899. CCIX u. 575 S.

Der im Jahre 1892 erschienenen Publikation über die Erziehung der bayerischen Wittelsbacher reiht sich jetzt ein ebenso monumentales Werk an, die Geschichte der Erziehung der pfälzischen Wittelsbacher.

Der Wert der Arbeit liegt in erster Linie in dem überaus reichen Quellenmaterial, namentlich in den archivalischen Schätzen, welche der Verfasser aus dem Karlsruher Generallandesarchiv und den Münchener Archiven gewonnen hat. Die Dokumente heben mit der Instruktion an, durch welche Dr. Johann Reuchlin am 31. Dezember 1497 zum „obersten Zuchtmeister" der Söhne des Kurfürsten Philipp bestellt wurde, und schliefsen mit Jugendarbeiten der Söhne und Töchter König Ludwigs I., erstrecken sich also über eine Mehrzahl von Jahrhunderten. Die Jugendgeschichte von mehr als 200 Mitgliedern des pfälzischen Gesamthauses wird in sechs Abteilungen vor Augen geführt. Gerade die aus der Verschiedenheit der Konfession sich ergebende gröfsere Mannigfaltigkeit an pädagogischen Grundsätzen und religiösen Anschauungen verleiht dieser Publikation einen besonderen Reiz.

Der Urkundenstoff gliedert sich in vier Gruppen, in Bestallungen und Instruktionen, in Nachrichten über die Erziehung der Prinzen und Prinzessinnen, in Briefe der Prinzen und Prinzessinnen an ihre Eltern und Verwandte sowie der Eltern an die Kinder, endlich in Schul- und Übungshefte sowie Jugendarbeiten der Prinzen und Prinzessinnen. An Schulheften und Jugendarbeiten war hier die Ausbeute geringer als in der Erziehungsgeschichte der bayerischen Wittelsbacher, umso reicheres Material wurde an Bestallungen und Instruktionen geboten. Hier ist vielleicht des Guten zuviel gethan worden, da diese Bestallungsbriefe mit ihren Wiederholungen, ihrem oft formelhaften Charakter manchmal an die Kreditivbriefe der politischen Geschichte erinnern. Vermifst wird eine kurze Auseinandersetzung über die paläographischen Grundsätze, von denen sich der Herausgeber bei der Edition hat leiten lassen; vielleicht hätte sich eine Anwendung der von Stieve für Aktenpublikationen aufgestellten Grundsätze mehr empfohlen, namentlich in dem Gebrauch der grofsen und kleinen Anfangsbuchstaben und der Konsonantenverdoppelung.

Ein reiches Material öffnet sich dem künftigen Darsteller deutscher Erziehungsgeschichte. Erlauchte Namen begegnen uns unter den Lehrern und Erziehern des pfälzischen Hauses, ein Johann Reuchlin, ein Johann Ökolampadius, ein Ezechiel Spanheim, ein Friedrich Thiersch.

Besonderes Interesse erweckt das älteste Hofschulbuch von Joachim Struppius, in welchem dieser auf Befehl des Kurfürsten Ludwig VI. alle auf die Erziehung seiner beiden Schutzbefohlenen bezüglichen Schriftstücke aus den Jahren 1578 bis 1582 zusammengetragen hat.

Ein reiches Material öffnet sich auch dem politischen Geschichtschreiber, umso wertvoller als die Dokumente meist aus Zeiten stammen, in denen das persönliche, das individuelle Moment in den Gang der Geschichte mächtiger eingriff als heutzutage, und unter den behandelten Personen eine Reihe von Regenten sich befinden, welche für die deutsche, ja europäische Geschichte von einschneidender Bedeutung geworden sind. Solche Personen in ihre frühesten Jugendjahre zurückzubegleiten, die Ansätze zu dem zu verfolgen, was uns später als fertige Eigenschaft begegnet, den erzieherischen Einflufs aufzudecken, unter dem diese Charaktereigenschaft sich entwickelt hat, ist reizvoll, reizvoll auch zu sehen, wie der Vater das ihm zur Herzenssache gewordene Gut als Same in die Brust seines Kindes gepflanzt wissen will. „Teutsch soll Max werden; ein Bayer, aber teutsch vorzüglich, nie Bayer zum Nachtheil der Teutschen. Wie die Britten sind wir Teutsche, und mehr noch, ein Volk, obgleich unter mehreren Fürsten. Abneigung flöfsen Sie meinem Sohne gegen Frankreich, Teutschlands Erbfeind, und gegen das französische Wesen, unser Verderben, ein. Wie kann ein Teutscher Frankreichs Freund sein, solange es wenigstens Elsafs noch von Teutschland abgerissen unterworfen behält, von Teutschland, zu dem es gehörte und durch Sprache und Lage immer gehören soll?" So schrieb König Ludwig I. in der berühmten Instruktion für den Erzieher des Kronprinzen Maximilian, die mit Recht auch in diese Sammlung Aufnahme gefunden hat.

Dem Quellenmaterial ist eine wertvolle geschichtliche Einleitung vorausgeschickt. Doch galt es hier weniger einzelne Thatsachen aus der Erziehungsgeschichte der pfälzischen Wittelsbacher aneinanderzureihen, als vielmehr die Erziehung der einzelnen Wittelsbacher nach Lehrziel und Lehrmitteln in inneren Zusammenhang zu setzen mit den einzelnen Phasen der menschlichen Erziehungsgeschichte überhaupt und so das Besondere als ein Glied der allgemeinen Entwickelung vorzuführen. Andererseits hätten, was das persönliche Moment betrifft, die Charaktereigenschaften der fürstlichen Persönlichkeiten vielleicht mit noch kräftigeren Zügen gezeichnet, ihr Werden aus Erziehung und Jugendumgebung vielleicht noch lebensvoller und farbenfrischer entwickelt werden können, so bei Ludwig I. seine streng kirchliche Gesinnung, seine Abneigung gegen alles Französische, seine künstlerischen Neigungen.

Doch solche Wünsche oder Ausstellungen, wie sie eben bei jeder kritischen Besprechung eines Buches zum Ausdruck kommen, können und sollen den Wert der Publikation keineswegs beeinträchtigen. Der Verfasser hat zweifellos einen höchst verdienstvollen Beitrag zur deutschen und bayerischen Kulturgeschichte geliefert, mit seinem Werke dem Hause Wittelsbach ein unvergängliches Denkmal gesetzt.

München. M. Döberl.

Wilhelm Bangert, Sprachstoff für den Unterricht im Sprechen und in der Rechtschreibung sowie für den grammatischen Anschauungsunterricht auf phonetischer Grundlage. Frankfurt a. M., Diesterweg. 1899. VI u. 121 S. M. 1.

Herr Bangert hat vor sechs Jahren den Versuch gemacht, für das erste Schuljahr eine Fibel nach phonetischen Grundsätzen herzustellen, und wie aus der einstimmig rühmenden Kritik hervorgeht, ist ihm dieser erste Versuch vollkommen gelungen. An die Fibel schliefst sich das vorliegende Werkchen an, das für das zweite und dritte Schuljahr berechnet ist und den Aufbau des ersten Unterrichts auf lautphysiologischer Grundlage zu Ende führt. Ich glaube, dafs dem Verf. auch dieser Wurf gelungen ist. Er versteht es, die Rechtschreiblehre, Formenlehre und einfache Satzlehre in geschickter Weise mit der Lautlehre zu verknüpfen, ohne dafs die letztere in den Vordergrund tritt. Sie besteht nur in kurzen, klaren, für den Lehrer bestimmten Anmerkungen, die mir sehr gut gefallen haben.

Der Verf. wird kaum einem Einwand begegnen, wenn er neben der Pflege des Sprachverständnisses und des sprachlichen Gedankenausdrucks eine der nächstliegenden Aufgaben des deutschen Unterrichts darin findet, die Kinder an eine gute Aussprache zu gewöhnen, sie in die Technik des Sprechens einzuführen. Und mit Recht betont er, dafs die Lösung dieser Aufgabe schon in den ersten Schuljahren durch planmäfsige Sprechübungen mit bewufster scharfer Artikulation erstrebt werden müsse. Eine solche lautliche Schulung gereiche auch der gewöhnlich mit dem vierten Schuljahre beginnenden Erlernung einer fremden Sprache zum gröfsten Vorteil. Ohne Zweifel; es wird damit dem Lehrer der fremden Sprachen eine Last abgenommen, die ihn bisher ungebührlich bedrückt und gehemmt hat. Aber der Elementarlehrer mufs selbst phonetisch gebildet sein, sonst wird er schwerlich jenem Unterrichtszweige das erforderliche Interesse entgegenbringen, und der Erfolg bleibt problematisch. Es ist daher unumgänglich, dafs die Phonetik als Lehrfach Aufnahme findet in unseren Präparandenschulen und Lehrerseminarien, wo sie bis jetzt noch fehlt.

Würzburg. J. Jent.

Ein nach neuen Prinzipien gearbeitetes Lehr- und Lesebuch für den deutschen Unterricht. (J. Jänicke u. R. Lorenz, Weidmann, Berlin.)

Unter die offenen Wunden unseres lieben Gymnasiums, die seine Kritiker und Meister, sorglich immer wieder seinen Leib betastend, laut zu konstatieren lieben, gehört bekanntlich besonders der deutsche Unterricht, dessen vermeintliche Unzulänglichkeit in der Presse und anderswo von momentan gereizten Personen oder von Reformhelden mehr laut als beweiskräftig erörtert wird; daneben hört man, wenngleich seltener und in vorsichtigerer Form, das Gleiche von diesem Unterricht an Realgymnasien und Realschulen behaupten. So sollte

man vermuten, dafs die unglücklichen früheren Opfer dieser schlechten Didaktik, also ein stattlicher Bruchteil der gebildeten Kreise, eingedenk der Unzulänglichkeit ihrer Vorschulung, überall da im Leben, wo es zu reden gilt oder wo man wenigstens reden darf, meist in verlegenem Schweigen verharren und gar erst die Feder nur schüchtern und seufzend zur Hand nehmen. — Gottlob, es ist dem nicht so! Ganz andere Züge sind es, die an dem modernen Zeitbild auffallen. Reden von Morgen bis Abend, von der an Verantwortung zentnerschweren Fürstenrede bis zur federleichten Vereinsrede, und breit rauscht der Strom der Tinte über die weifsen Blätter dahin, in stetiger Progression wächst die Zahl der Zeitschriften und „Organe" für alle möglichen Spezialfächer, die Beiblätter zur Presse, in denen jeder Abonnent seine Beobachtungen und Gefühle ungestraft den andern aufdringen kann. — Wahrlich, wollte man einen Vorwurf gegen die höheren Lehranstalten schmieden, er müfste eher lauten, dafs wir unsern früheren Schülern die Zungen zu sehr gelöst, als dafs wir ihnen den Gebrauch derselben verkümmert haben. So viel zur Klarstellung, dafs mir nichts ferner liegt, als mit Hilfe der beliebten Phrase vom schlechten deutschen Unterricht zu Gunsten des vorliegenden neuen Werkes zu operieren; andererseits aber wird man angesichts der Beobachtung, einen wie breiten Raum die auf den deutschen Unterricht bezüglichen Ratschläge, Vorschläge und Muster in unsern Fachzeitschriften einnehmen, sowie gegenüber der Thatsache, dafs gerade jetzt Aufsatzbücher, Lesebücher, Dispositionssammlungen in auffallender Menge erscheinen, zugeben, dafs in unsern Lehrerkreisen selbst viele den Unterricht nach der oder jener Seite hin vertieft, verbreitert, vielleicht ganz umgeprägt sehen möchten. So hört und liest man oft genug, dafs man besonders in unteren Klassen oft gar nicht recht wisse, was man mit dem Deutschen anfangen solle, dafs man aus der deutschen Stunde wenig anderes als eine Lesestunde zu machen verstehe, dafs es hier überhaupt häufig an einer sicheren Methode fehle, so dafs besonders junge Lehrkräfte die geforderten Stoffteile, Grammatik und Orthographie mit dem Lesestoff entweder gar nicht oder, was noch schlimmer, in pedantischer Weise verknüpften. Hier setzen die Verfasser des neuen Lesebuches ein, H. Jänicke, Direktor des Gymnasiums zu Gumbinnen, und R. Lorenz, Professor an der gleichen Anstalt, indem sie kurz gesagt statt des bisherigen Begriffes des Lesebuches ein „Lehr- und Lesebuch" schufen. Das Werk soll fünf Bände umfassen, für jede der fünf unteren Klassen des Gymnasiums einen; bis jetzt erschienen die beiden ersten Bände für Sexta und Quinta bestimmt, die übrigen sollen baldigst nachfolgen. (Weidmannsche V.-B. Preis jedes Bandes 1,80 M.) Es ist dies Werk in Preufsen entstanden, den preufsischen Lehrplänen angepafst und in seinem historischen Teil fast ausschliefslich für die preufsische Jugend geschrieben; somit stehen seiner Einführung in Bayern mancherlei Schwierigkeiten im Wege, vielmehr könnte an eine solche nur nach entsprechenden Änderungen und Erweiterungen gedacht werden. Trotzdem erfordert es eine eingehende Vorführung und eine teilweise ausführliche Be-

sprechung, da die darin durchgeführten Neuerungen in hohem Grade beachtenswert erscheinen und vermutlich auch bei uns Veranlassung zu Umarbeitungen, vielleicht auch zu Neuschöpfungen geben werden.

Es beginnt der für Sexta bestimmte Band der Lesebücher von Jänicke und Lorenz mit der Rechtschreibung (1. Abschnitt: Bestandteile der Wörter und Silben etc.) kurz, was für Sexta verlangt werden kann), führt dann im 2. Abschnitt mit sicherer Abgrenzung des für diese Klasse bestimmten Materials durch die Grundzüge der deutschen Grammatik, um im 3 Abschnitt (Seite 22) das eigentliche Lesebuch zu erschliefsen.

Man kann gegen diese Verknüpfung von Sprachbuch und Lesebuch allerlei Kleinigkeiten einwenden. So liegt der Einwand nahe, dafs dem Schüler auf diese Weise das Lesebuch verleidet werde, während es in seiner früheren Gestalt vielleicht ein Lieblingsbuch der Knaben war. Die Verfasser begegnen diesem Einwand vorsichtigerweise schon in dem sehr umfangreichen Vorwort, auf das wir noch öfters zurückkommen werden, ihn zurückweisend mit dem Bemerken, dafs es mit der Beliebtheit des Lesebuches bei den Schülern überhaupt nicht weit her sei; es werde als ein Schulbuch wie andere betrachtet, und der Schüler läse darin gerade nur so viel, als ihm die Schule aufgäbe. Das ist nun wohl übertrieben. Die Beliebtheit eines Lesebuches bei den Schülern hängt eben von verschiedenen Faktoren ab, von der Art und Weise, wie ihnen der Unterricht das Buch lieb zu machen versteht, von der Güte des Jnhalts und anderem mehr. Ist es in diesen Punkten allen wohl bestellt, so ist es meines Erachtens dem Sextaner ganz gleichgültig, ja er nimmt es ohne irgend welche morose Gedanken hin, dafs die ersten 22 Seiten seines Buches sich mit Orthographie und Grammatik befassen. Überhaupt handelt es sich nicht um die unkontrollierbaren Gefühle der Knäblein, sondern um die Erwägung, ob eine solche Anordnung im Unterrichte erspriefslich wirkt, und hier mufs betont werden, dafs die Verfasser den richtigen Weg betreten haben, der bei richtiger Handhabung gewifs zu gutem Erfolge führen kann.

Schon rein äufserlich betrachtet ist die Einrichtung eine praktische. Wie war es denn bis jetzt? Der Sextaner oder sein höherer Kollege in Quinta und Quarta legte in sein Lesebuch vorn hinein sorgfältig etwa den kleinen, meist stark defekten Abrifs der Sprachlehre von Nicklas (um aus bayerischer Schule zu plaudern), hinten in das Buch steckte er das obligate Regel- und Wörterverzeichnis. So hatte er die Triasidee durchgeführt und in der Einfalt des kindlichen Gemütes es uns längst vorgemacht, wie es eigentlich sein sollte, und wie es die Verfasser nun eingerichtet haben, nur mit dem Unterschiede, dafs bei Jänicke und Lorenz diese Bestandteile „up ewig ungedeelt“ fest zusammengebunden sind, während bei uns, sobald ein Bürschchen zum Lesen sich erhob, gemeiniglich eine der zwei künstlichen Einlagen zum Gaudium nichtsnutziger Kameraden herabpolterte. Das sind nur geringwertige äufsere Vorteile, die inneren, weit wertvolleren liegen auf der Hand; sie bestehen in der sicheren Begrenzung des für

die einzelne Klasse treffenden Stoffes, der sich hier besonders jüngeren, noch wenig erfahrenen Lehrkräften so bequem bietet; dazu ist bei dieser Methode das so oft geforderte und oft so schwer zu erfüllende „Zusammenarbeiten der Lehrer der aufeinanderfolgenden Klassen“ (besser gesagt: das Nichthineinpfuschen des einen in den Stoff des andern) sehr einfach bewerkstelligt. — Die Behandlung des Stoffes in der Rechtschreibung wie in der Grammatik ist eine sehr ansprechende, sie gibt das Erforderliche in guter Methode, aus der man manches lernen kann; auch geben die Verfasser in ihrem ausführlichen Vorwort darüder beherzigenswerte Winke, von denen hier einer beispielsweise Platz finden möge: es heifst dort Seite V: „Um auf dem Gebiete der Rechtschreibung sichere Erfolge zu erzielen, genügt nicht die Erläuterung der allgemeinen Regeln; jedes einzelne Wort mufs womöglich in der Klasse durchgesprochen und öfter an die Wandtafel geschrieben werden, und diese durchgenommenen Wörter müssen dann für die wöchentlichen Diktate, die zunächst am besten aus Einzelsätzen bestehen, vorzugsweise verwendet werden. Regelmäfsige häusliche Aufgaben von Abschriften weniger Druckzeilen, in denen die durchgenommenen Wörter vorkommen, sind für diese Klassenstufe noch sehr zu empfehlen.

Der 3. Abschnitt, mit einigen Fabeln einsetzend, führt uns in das eigentliche Lesebuch; er enthält aufser den Fabeln den preufsischen Lehrplänen folgend auch Märchen und Erzählungen aus den vaterländischen Sagen. Hiezu stellen die Verfasser im Vorwort in instruktiver Weise Äufserungen von Lessing, Wieland und Grimm nebeneinander, um dem Lehrer Handhaben zu bieten, wie er Wesen und Unterschied dieser Stilgattungen in einfachster Weise den Schülern klar machen kann.

Von den sieben Fabeln sind vier Goethes Reineke Fuchs nacherzählt, die übrigen den Brüdern Grimm entnommen. Diese Auswahl ist sehr zu billigen. Lessingsche Fabeln, die man gewöhnlich in Lesebüchern an dieser Stelle findet, sind ob ihrer Sprödigkeit und der vom modernen Deutsch oft stark abweichenden Formen für diese Stufe weniger geeignet. — Eine belanglose Kleinigkeit wäre in der zweiten Fabel: „Das neidische Pferd“ zu beanstanden; es ist der Ausdruck: „die Sporen geben“, da der Hirte offenbar weder Stiefel noch Sporn anhat; Goethe verwendet in der betreffenden Stelle des Reineke Fuchs allerdings diesen Ausdruck; doch könnte man ihn hier wohl korrekter durch: „Er stiefs ihm die Fersen in die Seiten“ ersetzen. Die Märchen sind sämtlich den Brüdern Grimm nacherzählt, denen neben einigen Bechstein und Wägner entnommenen Stücken auch die vaterländischen Sagen entlehnt sind, doch so, dafs der Ausdruck stets dem Verständnis des Sextaners, wenn nötig mit erheblicher Änderung, angepafst wird. Die vaterländischen Sagen sind fast durchweg dem norddeutschen Sagenkreis entnommen, was bei der Bestimmung des Buches ja vollberechtigt erscheint, die Mannen Oberdeutschlands treten nur in den Sieben Schwaben wenig rühmlich auf, die Frauenwelt unserer Gaue allerdings ist durch die Weiber von Weinsberg um so glorioser vertreten.

Hier schliefst der Prosateil, soweit ihn die Verfasser speziell für die deutsche Stunde gedacht haben; denn die den 5., 6. und 7. Abschnitt füllenden Erzählungen aus Geschichte, Erd- und Naturkunde sind nicht für den Lehrer des Deutschen bestimmt, vielmehr sind sie für die betreffenden Fachlehrer dieser Disziplinen reserviert, eine Forderung, die später noch zu erörtern sein wird. Vorher fordert eine in sämtlichen Prosastücken durchgeführte Neuerung zur Besprechung auf. In all diesen Stücken nämlich, und zwar in dem zweiten, für Quinta bestimmten Band ebenso wie in dem eben vorgeführten Bande für Sexta, erscheint jedes Stück durch den Druck in seine Hauptteile zerlegt, und zwar ist jedem solchen Teile in Form eines kurzen, in Klammer gesetzten Satzes der Inhalt des Abschnittes vorangeschickt. Um ein Beispiel zu geben: Das bekannte Märchen vom Bauern und dem Teufel erscheint in zwei Abschnitte zerlegt, dessen erstem in Klammer der Satz vorgelegt ist: „Der Bauer schliefst mit dem Teufel einen Vertrag", während wir an der Spitze des zweiten den Satz: „Er überlistet zweimal den Teufel" finden. Gröfsere Stücke bieten natürlich an Abschnitten und Dispositionssätzen eine beträchtlichere Zahl. — Diese Neuerung verdient aufmerksamste Beachtung; sie wurzelt in dem richtigen und wichtigen Bestreben, den Schüler von der untersten Stufe auf daran zu gewöhnen, in jedem Stück ein wohlgegliedertes Ganze zu sehen, ihm einen Einblick in den Bau des Stückes, in das Aufbauen des Meisters zu gewähren. Zweifellos haben viele Lehrer, bevor ihnen ein derartiges Buch die Sache so erleichterte, den Schüler zum zwanglosen Disponieren angehalten, ebenso zweifellos ist, dafs es von vielen gar nicht oder höchst selten geschieht. Das Prinzip der Verfasser vollständig billigend, halte ich jedoch die ausnahmslose Durchführung desselben bei allen Stücken für zu viel des Guten. Die Verfasser denken sich freilich den Vorgang bei der Lektüre, wie wir im Vorwort Seite VII lesen, folgendermafsen: Das Lesestück wird von den Schülern ganz gelesen und zwar mit Auslassung der von uns beigefügten Dispositionen. Alsdann werden und zwar in reichlichem Mafse die schwierigeren Ausdrücke besprochen und definiert etc. etc. Endlich werden in gemeinsamer Arbeit von Schülern und Lehrer die Hauptgedanken aufgefunden. Zum Schlusse werden die aufgefundenen Hauptgedanken mit den von uns gegebenen Dispositionen verglichen." Nun liegt es aber sehr nahe, dafs die Schüler, sobald diese Übung ein paarmal stattfand, alsbald beim Lesen sich die in Klammer stehenden Dispositionssätze scharf einprägen, und statt eines fördernden Findens der Hauptgedanken ein recht mechanisches Reproduzieren des wider den Willen des Lehrers Gemerkten stattfindet. Wäre es nicht angezeigt, etwa die Hälfte der Stücke eines jeden Buchabschnittes mit solchen Dispositionen zu versehen — denn der Schüler soll allerdings das erst ein paarmal vor sich sehen und begreifen lernen —, dagegen die anderen Stücke in Abschnitte ohne solche Inhaltsangaben zu zerlegen? So könnten die Schüler zeigen, was sie durch die vorherigen Übungen gewonnen haben, und würde ihnen die Freude am Selbstfinden nicht verkümmert werden.

Der 4., für die Poesie bestimmte Abschnitt beginnt wieder mit einer Neuerung, nämlich mit einer 26 Zeilen umfassenden Einleitung, die den Sextaner in knappster Form auf die Blütezeiten deutscher Dichtung, auf Goethe, Schiller und neben diesen Riesen auf die freundlichen Gestalten der Kinderfreunde Pfeffel, Claudius u. a. aufmerksam macht, die „leichter verständliche Gedichte" als Schiller und Goethe verfafst hätten; es soll wohl heifsen, „für das Knabenalter leichter verständliche Gedichte". Es folgt ein Hinweis auf die Befreiungskriege und ihre Herolde. — Wie nun aber die Verfasser die Lieder dieser Dichter einführen, das ist wieder durchaus originell. In andern Lesebüchern finden wir etwa neben einem farbenglühenden Lied Freiligraths das sabbatstille Abendlied des alten Asmus, neben einem kecken Pfarrius Gleims Blinden, der einen Lahmen auf der Strafse finden mufste. Ganz anders unser Buch! Es stellt die drei oder fünf Gedichte, die es von einem Sänger zu bieten gedenkt, zusammen, setzt dem Ganzen den Namen des Dichters vor und gibt unter dem Namen ein paar passende Notizen aus dem Leben des Autors. So lesen wir bei Pfeffel: „Pfeffel, zu Kolmar im Elsafs geboren, studierte die Rechte und erblindete im 21. Lebensjahre. Trotzdem gründete er in seiner Vaterstadt eine berühmte Erziehungsanstalt und verlor weder den Lebensmut noch die Freudigkeit der Arbeit. Am bekanntesten sind seine Fabeln und poetischen Erzählungen."

Diese Anordnung und Zusammenfügung nimmt sehr für sich ein. Der Dichter und seine Eigenart wird dem Schüler weit vertrauter, in Begabten wird hier leicht ein wertvoller Grund zur Beobachtung und Vergleichung gelegt. Auch schadet es dem Sextaner gar nichts, wenn er über Goethe und andere, deren Namen er zu Haus, in der Schule und draufsen im Leben alle Augenblicke hört oder liest, ein paar einfache klare Begriffe (Zeit, Wohnort etc.) bekommt. Wer hier von „hohen und verfrühten Anforderungen an die Kleinen" spricht, der bedenke, was klassische Philologen bisweilen vergessen, dafs diese Kleinen vorher schon vier oder gar fünf Jahre die Volksschule besucht haben, und dafs ihren dort gebliebenen Kameraden in der 5., 6. und 7. Klasse das Allerwichtigste aus Geschichte, wie auch aus der Literatur vorgeführt und gar in der Prüfung abgefragt wird.

Über die Auswahl der Gedichte jedoch seien ein paar subjektive Bemerkungen hier eingeschaltet. Unter den Liedern des Wandsbecker Boten möchte man die im Struwelpetertone gehaltene Ballade vom Riesen Goliath gerne missen, um so mehr als die mancherlei französischen Ausdrücke, die Claudius mit bewufstem Hohne auf die Unsitte seiner Landsleute, in die Konversation allerlei französische à la mode-Ausdrücke einfliefsen zu lassen, hier wie anderwärts eingestreut hat, für den Sextaner wertlos, in gewissem Sinne unverständlich sind.

Den Reigen der Freiheitssänger eröffnet E. M. Arndt; von ihm sind, ein Lied ausgenommen, der Absicht der Verfasser entsprechend, stark auf den Patriotismus zu wirken, nur Kampflieder aufgenommen. Aber so zuversichtlich ich weifs, dafs in einem von Treitschkes Geist erfüllten, in der Oberklasse gehaltenen Vortrage über die Befreiungs-

kriege eine Strophe aus dem unter blutigen Zornesthränen geschriebenen Trutzliede: „Der Gott, der Eisen wachsen liefs" zündend wirken mufs, so wenig will mir das hafserfüllte Lied, für dessen wuchtige Accente: „Dem Buben und dem Knecht die Acht, der futt're Kräh'n und Raben" oder: „Mit Henkerblut — Franzosenblut" und andere hier die Voraussetzungen fehlen, in der Atmosphäre der Sexta gefallen. Was sonst an Gedichten diesen Abschnitt füllt, wird wohl allgemein Billigung finden, besonders dankenswert ist die Aufnahme des schönen, aber fast unbekannten Weihnachtsliedes von Schenkendorf.

Die folgenden Abschnitte: Vaterländische Sagen, Stücke über Stoffe der Erd- und Naturkunde sollen nach der Verfasser stark betonter Meinung unbedingt von den Fachlehrern durchgenommen werden. So denken sie sich die Forderung der preufsischen Lehrpläne, dafs „das Deutsche in den Mittelpunkt des gesamten Unterrichts trete", verwirklicht. Nun haben wir ja in Bayern kein durchgeführtes Fachlehrersystem; es wird in den unteren Klassen meist der Ordinarius die deutschen Stunden ebenso wie die geographischen, in Quarta und Obertertia meist auch die Geschichtsstunden selbst in der Hand haben. Übrigens ist ja wohl auch in der Sexta des preufsischen Gymnasiums kein Geschichtsunterricht, sondern nach Angabe der Kataloge nur eine zum deutschen Unterricht gezählte Einführung in die vaterländische Geschichte durch Lebensbilder, und diese fällt gewifs dem Lehrer des Deutschen zu. Es handelt sich also wenigstens in diesem ersten Bande hier nur um die Lehrer der Erd- und Naturkunde. Beiden ist gewifs zu empfehlen, gelegentlich zur Erfrischung und Belebung des Unterrichts eines der meist bekannten Meistern entnommenen oder nacherzählten Stücke mit den Schülern zur Hand zu nehmen. Es hat dies gegenüber dem vielgepflegten Brauch, einmal ein beschreibendes Stück aus einem guten Buche von einem Schüler vorlesen zu lassen oder besser selbst zu lesen, den grofsen Vorteil, dafs so jeder Schüler den Stoff Zeile für Zeile vor sich hat und dementsprechend Wort für Wort nachkommt, was erfahrungsgemäfs beim Vorlesen aus einem Buche, das der Schüler nicht vor sich hat, nicht geschieht, ganz abgesehen von dem natürlichen Hang der Jugend zur Zerstreutheit, sobald ihrem Auge längere Zeit das fesselnde sinnliche Objekt fehlt.

Was nun die Stücke selbst anbelangt, so sind die vaterländischen Geschichtsbilder, deren durch die preufsischen Lehrpläne für Sexta geforderte Vorführung auch bei uns statt der so oft sprunghaften und wirr durcheinander liegenden Stücke mancher Lesebücher wertvoll wirken würde, dem Verständnis und dem Interesse der Altersstufe angepafst und gut erzählt. Der Zug der deutschen Helden und Heldenfürsten von Arminius bis Barbarossa zieht (natürlich nur in seinen gröfsten Vertretern) an den Knaben vorüber, um alsbald von preufsischen Herrschern (Grofser Kurfürst bis Wilhelm II.) abgelöst zu werden. Die schwierige Aufgabe, den Schülern, welchen die ernsten Hallen wahrer Geschichte noch verschlossen sind, klare Begriffe zu geben und bei richtiger Abgrenzung den rechten Ton zu finden, haben die Verfasser gut gelöst. Bei Knaben müssen die Farben stark und

frisch aufgetragen werden, sonst flaut das Interesse bald ab; deswegen braucht aber die Grenze der historischen Wahrheit nicht überschritten zu werden, wie dies doch der Fall sein dürfte, wenn die Legionen des Varus „das schönste und tapferste aller römischen Heere“ genannt werden, von dem aus Lesebüchern nicht auszutilgenden unsinnigen Schmerz des Kaisers Augustus abgesehen. Auch wird in jungen Seelen, die in die realen Verhältnisse keinen Einblick haben, leicht eine falsche Vorstellung erweckt, wenn es von Napoleon I. heifst, er sei vom französischen Könige in die Kriegsschule zu Brienne aufgenommen worden, das habe er ihm aber schlecht gedankt, indem er mit den „Bösewichtern“ gemeinsame Sache gemacht habe. Und hat wirklich nach dem Unglück von Jena „nur einer seine Ehre unbefleckt bewahrt. nämlich Lebrecht von Blücher“?

Ein Versehen liegt vor in der Angabe, dafs Friedrich Wilhelm IV. 1840 gestorben sei, worauf ihm Wilhelm I. gefolgt sei; natürlich ist das Sterbejahr 1861 mit dem Jahre der Thronbesteigung 1840 verwechselt. Ausgezeichnet gefallen haben mir die Abschnitte aus der Erdkunde, nacherzählt den naturwissenschaftlichen Volksbüchern von Bernstein, teilweise P. Hebel. Hier sind die dem Sextaner so schwer zum Verständnis zu bringenden Kapitel über die scheinbare Bewegung der Sonne, der Planeten, den Mondwechsel und manches andere so glücklich, manchmal mit Jules Verneschem Humor vorgebracht, dafs wohl etwas im Geiste der Jungen haften bleiben wird; auch fehlen nicht die die Anschauung stark fördernden drastischen Vergleiche, deren Gewinn für die Geographie von Autoritäten wie Peschel so nachdrücklich betont worden ist. Auch die Lesestücke aus der Naturkunde müssen als wohlgelungene Auslese bezeichnet werden.

Der zugleich mit dem ersten erschienene zweite, für Quinta bestimmte Band ähnelt im Bau durchaus dem ersten Teil. Auch er beginnt mit der Rechtschreibung und ist so abgefafst, dafs die in Sexta gelernten Regeln vollständig darin verarbeitet und erweitert sind. Dadurch wird der Lehrer in der Klasse wesentlich entlastet, er braucht die den Schülern meist bekannten Regeln nur kurz zu wiederholen und bezeichnet ihnen danach die Wörter, die er für das nächste Wochendiktat hauptsächlich zu verwenden gedenkt (Vorwort zum zweiten Band, Seite IV). Einzelne Regeln, wie die von der Vokalkürze, sind von musterhaft präziser Fassung. Der im § 9 betonte Unterschied des weichen und harten S-Lautes setzt natürlich voraus, dafs diese Begriffe dem Schüler schon in der Volksschule in Fleisch und Blut übergegangen sind; auf rein rationalem Wege kommen Schüler in der Muttersprache nur schwer zu einer sicheren phonetischen Unterscheidung. Dem Kapitel „Erweiterter Satz“ ist passend ein Repetitionskapitel vom einfachen Satz vorausgeschickt, dessen Durchnahme den Schülern alles, was darüber in Sexta gelernt wurde, noch einmal in Kürze klar macht. Den neuen Regeln sind gute Beispiele beigegeben; das ist der richtige Weg. Natürlich wird der Lehrer wo möglich (was aber gar nicht überall der Fall ist, denn kein Sieb hat mehr Löcher als das Induktionsverfahren in der Schule), ver-

suchen, durch praktische Beispiele die Regel in den Knaben aufdämmern zu lassen und vorzubereiten. Aber die so entwickelte Regel mufs dann dem Schüler sinnlich zur Hand sein, sei es durch Diktieren, was aber ein Umweg ist, sei es durch die Fassung eines Regelbuchs, einer Satzlehre oder wie man das heifsen will, sonst ist die Zeit rein vergeudet.

Im 2. Abschnitte ist mit richtigem Gefühle die Satzlehre mit der Lehre von der Zeichensetzung verbunden. Beigefügt sind Übungsaufgaben, z. B. eine ganze Fabel ohne irgendwelche Vorzeichen.

Der mit dem 3. Abschnitt beginnende Prosateil bringt zuerst ausschiefslich Lessingsche Fabeln, welchen drei Märchen von Grimm folgen. in ihrem prächtigen Volkston zu dem granitenen Stil Lessings gut kontrastierend. Man kann es den Schülern sehr leicht verständlich machen, wie ganz anders z. B. der gemütliche Affe bei Grimm sich ausdrückt und mit Sprichwörtern um sich wirft gegenüber dem steifklugen Pferde in der ersten oder den stark räsonnierenden Eseln der zweiten Lessingschen Fabel.

Beanspruchten diese wenigen Fabeln und Märchen nur geringen Raum, so nehmen die nun folgenden Erzählungen aus der alten Sage fast 50 Seiten ein. Es werden die Griechengötter und Heroen, der trojanische Krieg und die Irrfahrten des Odysseus, die beiden letzteren sehr ausführlich und ganz im Tone Homers vorgeführt. Hiezu bemerken die Verfasser im Vorwort zum zweiten Teil, Seite 4: „Je ernster man das Unterweisen darin (in der Mythologie) nimmt, desto eher werden auch die lauten Klagen verstummen, die man namentlich von Lehrern der oberen Klassen an humanistischen Anstalten so oft hört. Diese behaupten mit Recht, dafs die altklassische Lektüre durch die Unkenntnis der Schüler in der alten Mythologie und die dadurch notwendigen Erörterungen ganz ungebührlich aufgehalten werde.“ Es liegen hier die Verhältnisse in Preufsen etwas anders als bei uns. An bayerischen Gymnasien bilden die antiken Sagen den Eingang zur antiken Geschichte und sind der 3. Klasse (Quarta) zugewiesen, wobei allerdings dieses wichtige Kapitel mit Rücksicht auf den grofsen geschichtlichen Stoff bisweilen stark gekürzt wird. Die oben angeführte Klage kann man bei uns ebensogut hören als in Preufsen, wo der klassische Sagenstoff der 2. Klasse (Quinta) zufällt. Jedenfalls haben in Nord und Süd, wenn es nach Fug und Ordnung gegangen ist, alle Knaben die für ihr Alter und Verständnis passenden Sagen einmal durchgenommen; wenn sie dieselben dann nach einer ziemlichen Reihe von Jahren bei der Lektüre der Klassiker nicht mehr beherrschen, so ist das ebenso einfach zu erklären, wie die immer wieder bejammerte krasse Unkenntnis der Schüler höchster Klassen in der Geographie; der Schüler hat eben den Wissensstoff im Lauf der Jahre, in denen er so gut wie nie im Zusammenhang aufgefrischt wurde, vergessen; memoria minuitur, nisi —. Dazu ist ein starker Teil der Mythen, die der Schüler zum Verständnis der Klassiker braucht, seines heiklen Inhaltes wegen für die Kinder absolut verschlossen, um nur an Zeus als Goldregen oder an die Nymphe Echo zu erinnern. Diese Forderung der Dezenz dürfte wohl von den Verfassern im ersten Ab-

schnitt des Herakles (S. 37) nicht gebührend beobachtet sein, wenn es heifst: „Zeus meinte seinen Sohn Herakles, den Alkmene gebären sollte. Hera aber eilte sogleich auf die Erde und behinderte die Geburt des Herakles, während sie die seines Vetters Eurystheus beschleunigte.“ Welche peinvollen Fragen können da dem Lehrer vom Kindermund gestellt werden. Das ist aber auch die einzige Stelle, die man in diesem ganzen Teile beanstanden kann.

Der für die Gedichte bestimmte Teil beginnt wie im ersten Band mit einer Einleitung, welche diesmal in Form von 18 Fragen den Schüler auf die im Vorjahre erworbenen Kenntnisse in der Poesie aufmerksam machen. Es folgen einige Notizen über Gleim, die „Dichter des Hains“ u. a.

Von den Liedern Bürgers ist mir und gewifs auch anderen „Der Kaiser und der Abt“ ob seines burlesken Tons und mancher unfeiner Züge in der Schule nicht sympathisch; man zweifelt, ob der hungrige, neidische Kaiser oder das schmeerbäuchige Pfäfflein die traurigere Person ist. Die Abenteuer des Odysseus bei den Kyklopen sind im Prosateil ausgelassen mit Hinweis auf den poetischen Teil, wo sie nun in der Übersetzung von Vofs mitgeteilt werden; sie bieten für das Verständnis der Schüler keine Schwierigkeit, und sollte die Forderung von Wilamowitz und anderen, mit Homer das Griechische zu beginnen, verwirklicht werden, so kann man gewifs nichts dagegen einwenden, dafs den Schülern passende Stücke aus Homer verdeutscht verständlich sein müssen, wenn ihnen schon wenige Jahre später die Beherrschung des Originals zugemutet wird. Selbstverständlich ist bei der trefflichen Auslese aller Gedichte das im ersten Band durchgeführte Prinzip festgehalten, dafs die einem Dichter entnommenen Lieder zu einem Straufse zusammengebunden werden, und dafs der Schüler aus dem Leben des Sängers das für ihn Passende erfährt.

Befremdlich erscheint uns Bayern, dafs der im folgenden Abschnitt behandelte Stoff: „Erzählungen aus der sagenhaften Vorgeschichte der Griechen und Römer“ nicht mit dem 3. Abschnitt: „Erzählungen aus der alten Sage“ räumlich und organisch verbunden ist. Dies liegt wohl an der preufsischen Einrichtung, nach der dem Lehrer des Deutschen die Erzählungen aus der alten Sage, dagegen dem Lehrer der Geschichte die Vorführung der sagenhaften V o r g e s c h i c h t e von Hellas und Rom (Lykurg, Solon u. a.) zufällt; so nur ist es mir begreiflich. Es folgen, wie im ersten Bande, Stücke aus Erd- und Naturkunde, alle aus guten Meistern zusammengestellt, besonders interessant ist das Stück: Entwicklung der Stadt Berlin, nach Penck in Kirchhoffs Länderkunde erzählt.

So weit liegt dieses Werk vor uns, die nächsten drei Bände sind für die nächste Zeit in Aussicht gestellt.

Wenn die Weidmannsche Verlags-Buchhandlung in ihrer Anzeige des Werkes das Neue und Eigenartige desselben hervorhebt, so ist sie hiezu angesichts des originellen, klaren Aufbaues und der energischen Methode, mit der die Verfasser der vielfach zu Tage tretenden Verschwommenheit des deutschen Unterrichts entgegensteuern, voll be-

rechtigt; sie selbst hat durch eine vorzügliche Ausstattung des Buches seiner Einführung nach Kräften vorgearbeitet. Wie schon im Eingang der Besprechung erwähnt, ist das Werk ein spezifisch preufsisches; diesen Standpunkt verrät neben anderm auch die die norddeutschen Autoren stark bevorzugende Auswahl der Stücke. Aber das wichtige Neue, was es bietet, Verknüpfung des Lehrbuches mit dem Lesebuche, die Dispositionen, die Zusammenfügung der Gedichte eines Autors und was sonst hervorgehoben wurde, beansprucht auch bei uns Beachtung. Es wäre zu empfehlen, dafs diese Bücher von den Lehrerbibliotheken gekauft und fleifsig eingesehen würden. Sollte dann bei uns ein nach diesen Prinzipien gearbeitetes Buch erscheinen, oder sollten die Verfasser eine unseren Verhältnissen entsprechende Umarbeitung neben dieser für Preufsen bestimmten vornehmen, so würden wir dies freudig begrüfsen.

So wünschen wir dem tüchtigen Werke einen seinem Werte entsprechenden Erfolg; denn auf das Ganze läfst sich anwenden, was die Verfasser gelegentlich im ersten Bande vom „Star" rühmen — er „vereinigt so viele treffliche Eigenschaften als kaum ein anderer Stubenvogel ähnlichen Schlages".

Augsburg. Karl Hartmann.

August Brunner und Hermann Stöckel, Deutsche Literaturgeschichte für höhere Lehranstalten. Bamberg. Buchner. 1899.

In der Serie der Schulbücher, die in dem bekannten Buchnerschen Verlage herausgegeben werden, erscheint nun auch eine Literaturgeschichte, wohl bestimmt mit der an unseren Gymnasien weitverbreiteten Literaturgeschichte von Kluge in Konkurrenz zu treten, und, um es gleich zu sagen, wir wünschen ihr den besten Erfolg in diesem Wettbewerbe. Nicht dafs ich etwa das Buch von Kluge nicht gerne in den Händen unserer Schüler sähe: Kluges Literaturgeschichte ist ein Buch, das manche Vorzüge aufweist, das nicht mit Unrecht nunmehr die 30. Auflage erlebt hat. Aber mich will es bedünken, das Buch unserer Kollegen verdient doch in manchen Stücken den Vorzug.

Unsere Verfasser folgen im allgemeinen der Anordnung des Stoffes, wie wir sie bei Kluge vorfinden, und es ist ihnen kein Vorwurf daraus zu machen; es empfiehlt sich dieselbe eben aus inneren Gründen, so dafs es thöricht gewesen wäre, hier Änderungen vorzunehmen, nur um eine etwaige Übereinstimmung mit Kluge zu vermeiden. Durchaus neu dagegen sind die Kapitel 94—101, in denen die Literatur der allerneuesten Zeit, wie mir scheint, mit Glück behandelt ist. Es läfst sich zwar über die Berechtigung der Aufnahme eines und des anderen Schriftstellers streiten, man würde hie und da ein paar Worte (z. B. bei Riehl S. 163 und Ebers ebenda) mehr wünschen, man wird nicht damit einverstanden sein, dafs Steub nur als Verfasser von Novellen und Dorfgeschichten erwähnt wird, und seine köstlichen Reiseschilderungen wie z. B. Drei Sommer in Tirol, München

1846, oder Herbsttage in Tirol, München 1867 u. a. m. keine Berücksichtigung finden: kurz man wird in diesen Schlufskapiteln nicht mit jeder Einzelheit einverstanden sein und doch zugeben müssen, dafs sie im ganzen genommen nicht übel geraten sind und einem wirklichen Bedürfnis entgegenkommen. Zwar wird der Lehrer des Deutschen in der 9. Klasse nur in Ausnahmsfällen Zeit finden auch auf die moderne Literatur etwas einzugehen, aber unsere Gymnasiasten bevorzugen begreiflicherweise gerade die moderne Literatur, die Schülerbibliotheken tragen diesem Umstande, soweit angängig, Rechnung; da ist es nun nicht mehr als recht und billig, wenn wir dem Schüler etwas in die Hand geben, das ihm ein autoritatives Urteil über das von ihm gelesene Buch bringt, das ihm sagt, welche Stellung dasselbe in der modernen Literatur einnimmt. Und von diesem Gesichtspunkt aus sind namentlich die Einleitungen zu den einzelnen Abschnitten besonders zu begrüfsen, und zwar nicht nur die in den Schlufskapiteln; sie bringen zum Teil recht glücklich die Thatsache zum Ausdruck, dafs auch die Literaturgeschichte kein Ding für sich ist, dafs sie nur den geistigen Niederschlag registriert der Zeitstrebungen und Wollungen, von denen uns die sog. politische Geschichte spricht. Und ebensowenig als sich politische Geschichte und Literaturgeschichte trennen lassen, ebensowenig ist die deutsche Literaturgeschichte hinwiederum von der der benachbarten Völkerschaften gänzlich zu trennen und als Ding für sich zu behandeln; hier finde ich nun einen offenbaren Mangel an dem Buche unserer Kollegen. Nicht als ob etwa der Versuch gemacht worden wäre, sagen wir beispielsweise die Sturm- und Drangperiode als unabhängig von den Schriften eines Rousseau darzustellen, oder dafs etwa bei Wolfram von Eschenbach und überhaupt beim höfischen Epos der Beeinflussung durch französische Quellen nicht gedacht würde, nein, dieser Fehler ist nicht gemacht, aber von den fremdländischen Autoren selbst erfahren wir zu wenig. Ich habe es immer als einen Vorzug des Buches von Kluge empfunden, dafs er uns stets, wo eines fremdländischen Schriftstellers im Texte Erwähnung geschah, in einer Anmerkung in kurzen und knappen Worten auch das Allerwissenswerteste über den Mann zusammenstellt. Sonst fürchte ich, ist uns der Name allein ein leerer Schall und bleibt dann besser ganz weg; dafs aber derartige kurze Notizen vom Lehrer auf dem Wege des Diktats nachgetragen werden sollen, werden wohl die Verfasser selber nicht wollen.

Nun noch einige Kleinigkeiten, wie sie mir bei der Lektüre aufgestofsen sind. S. 8 dürfte wohl auch die sog. jüngere Edda Erwähnung finden wegen ihrer hervorragenden Bedeutung für die germanische Mythologie und Heldensage. Auch die Fassung des Buches „Das bedeutendste Literaturdenkmal . . . ist die sog. ältere oder Lieder-Edda . . .“ legt die Frage nach der „jüngeren Edda“ nahe. — Für Heliand (S. 25) hätte ich mir eine andere Probe gewünscht. Schon W. Scherer hat in seiner Geschichte der deutschen Literatur 3. Aufl. S. 47 aufmerksam gemacht auf die äufserst bezeichnende Art der Behandlung, welche die bekannte Szene findet, in der Petrus dem Malchus

ein Ohr abhaut. Der Evangelist Johannes, der die Scene noch am ausführlichsten berichtet, sagt (Ev. Joh. 18, 10): *Σίμων οὖν Πέτρος ἔχων μάχαιραν, εἵλκυσεν αὐτήν, καὶ ἔπαισε τὸν τοῦ ἀρχιερέως δοῦλον καὶ ἀπέκοψεν αὐτοῦ τὸ ὠτίον τὸ δεξιόν· ἦν δὲ ὄνομα τῷ δούλῳ Μάλχος.* Und was hat nun der Dichter des Heliand aus dieser Scene gemacht? Dem wackeren Germanen geht es schon gegen den Strich, dafs die Jünger Christi nach der Darstellung des Evangelisten so gar keinen Versuch machen, ihrem Herrn gegen die Diener des Hohenpriesters beizuspringen. Er sagt daher (V. 4860 Übersetzung von Paul Herrmann. Reklam)

Die weisen Männer standen
In Trauer und Trübsal, die Jünger Christs,
Bei der ruchlosen That und riefen dem Herrn zu:
„Wär' es Dein Wille nun, waltender Fürst,
Dafs sie uns an der Speere Spitzen spiefsen sollten,
Mit Waffen verwunden, dann wäre uns nichts so gut,
Wie sterben zu dürfen für unsern Dienstherrn
Und erbleichend zu erblassen!"

Nachdem der Dichter des Heliand also die Haltung der Jünger seinen Germanen durch diese Einschiebung etwas erträglicher gemacht, kommt die erwähnte Malchus-Szene an die Reihe

Da brauste auf
Der schnelle Schwertdegen *(snel swerd-thegan!)* Simon Petrus;
Ihm wallte der Mut, kein Wort konnt' er sprechen,
So voll Harm war sein Herz, als sie seinen Herren da
Binden wollten: dann ging er voll Grimm,
Der kühngemute Kämpfer *(swiðo thrîst-môd thegan)* vor seinen Füfsen,
Hart vor den Herrn. Sein Herz war bereit
Und unverzagt, er zog ohne Zögern
Das Schwert von der Seite und schlug voll Wucht
Auf den vordersten Feind mit der Hände Kraft.
So dafs Malchus wurde von der Schneide der Waffe
An der rechten Seite mit dem Schwert gezeichnet,
Er hieb ihm das Ohr ab, sein Haupt ward wund,
Dafs vom Schwerte zerschnitten Backe und Ohr
In Todeswunde barst und das Blut nachsprang,
Aus der Wunde wallend. So war die Wange verwundet
Dem vordersten Feind; das Volk floh auseinander,
Des Schwertes Bifs scheuend.

Auch die Hochzeit zu Kana wäre (V. 2005 ff.) zu einer ähnlichen Parallele zu verwerten.

S. 49 hätte der Relativsatz zu Kiot „von dem uns jede Kunde fehlt" wohl erweitert werden dürfen „so dafs man vielleicht nicht mit Unrecht zweifelt, ob es überhaupt einen Dichter dieses Namens gegeben".

S. 72 Pfaffe von Kahlenberg. Richtig S. 86 der Pfaffe vom Kahlenberg. — S. 82 fehlen bei Angabe der Dichtungen von Hans Sachs die Schwänke. — S. 86 ist bei Erwähnung des Amadisromanes auf seine ungeheure Beliebtheit in der damaligen Zeit hinzuweisen,

die in zahlreichen Fortsetzungen ihren Ausdruck fand. — S. 89 ist bei der Besprechung Zesens in keiner Weise auf die guten Verdeutschungen Rücksicht genommen, die allgemein Eingang gefunden haben; auch die durchaus anerkennende Rezension unseres Buches, die in der Zeitschrift des Allgemeinen deutschen Sprachvereins XV. S. 175 erschien, hebt mit Recht diesen Mangel hervor. — S. 91 dürfte wohl erwähnt werden, dafs Logau seine Sinngedichte unter dem Namen Salomon von Golau erscheinen liefs (Erstes Hundert Teutscher Reimen Sprüche Salomons von Golaw . . . . Salomon von Golaw Deutscher Sinngedichte Drey Tausend . . .). Ferner sollte schon S. 90 bezw. 91 auf Opitzens Verdienst um die Oper hingewiesen werden, statt erst S. 102 dieses Umstandes zu gedenken. — Nachdem S. 93 auch die Liederanfänge der unbedeutenderen protestantischen Dichter eine Stätte gefunden und der Jesuit Balde, obwohl wir von ihm fast nur lateinische Dichtungen haben, gleichfalls aufgenommen wurde, hätte Günther, wirklich ein Dichter von Gottes Gnaden, vielleicht durch Anführung des frischen „Brüder! lafst uns lustig sein" und des tiefempfundenen „Wo ist die Zeit, die goldene Zeit" eine ausdrucksvollere Hervorhebung finden dürfen. — S. 98 war neben den Haupt- und Staatsaktionen auch der sog. „unregelmäfsigen Stücke" zu gedenken, die auf dem damaligen Theater eine breite Stelle einnahmen, Stücke, bei denen der Dichter nur die Grundlinien der Entwicklung der Handlung in den einzelnen Akten und Szenen angab und den Dialog sowie alles Weitere den Schauspielern überliefs. Leute, die sich in solchen Stücken verwenden liefsen, wurden von Publikum und Prinzipal auch viel höher eingeschätzt als die „Auswendiglerner", die in den Haupt- und Staatsaktionen auftraten, ein Umstand, der wohl nicht zur Hebung des Dramas, wohl aber zur Entwicklung von Schauspieler-Individualitäten sehr viel beigetragen hat. — Ferner dürfen m. E. Gottscheds Verdienste um die deutsche Sprache durchaus nicht unerwähnt bleiben. Von seinen „Beyträgen zur Critischen Historie der deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit, herausgegeben von einigen Liebhabern der deutschen Literatur. Leipzig 1732—44" merkt Gödeke in seinem Grundrifs I² S. 542 an: noch gegenwärtig durch gesammeltes Material wertvoll; ingleichen hat seine „Grundlegung einer deutschen Sprachkunst, nach den Mustern der besten Schriftstellern (so!) des vorigen und jetzigen Jahrhunderts abgefasset. Leipzig 1748" nachfolgenden Grammatikern wie Adelung u. a. die Bahn geebnet. — Bei Uz S. 101 könnte vielleicht seine Theodicee „Mit sonnenrotem Angesicht flieg' ich zur Gottheit auf" angeführt werden, wie denn überhaupt diese durch Leibnizens Essai de Theodicée sur la bonté de Dieu, la liberté de l'homme et l'origine du mal Amsterdam 1710 angeregte eigene Dichtungsgattung (vielleicht S. 96 ergänzend) Erwähnung finden dürfte, da sie für das 18. Jhd. ungemein charakteristisch ist. — Bei Ramler S. 102 sollte m. E. auch seiner Beziehungen zu Lessing gedacht werden, die so enge waren, dafs sich Lessing von Ramler Manuskripte korrigieren liefs, ein Vorgang, der für beide Teile gleich rühmlich erscheint. — Ob man angesichts der Thatsache, dafs

schon Gryphius ein in schlesischer Mundart gedichtetes „Scherzspiel“ (die gelibte Dornrose, Schertz-Spil. Brefslaw 1660) hatte erscheinen lassen — bei der Besprechung von Gryphius nicht erwähnt —, S. 109 von Vofs sagen kann, dafs durch seine plattdeutschen Dichtungen die Dialektpoesie begründet wurde, mufs zum mindesten zweifelhaft erscheinen. — Vielleicht könnte S. 110 bei Martin Miller noch die Bemerkung Platz finden, dafs die empfindsame Zeitströmung gerade nach seinem Romane „Siegwartismus“ genannt wurde. — Bei Leisewitz S. 110 mufs m. E. die Thatsache Erwähnung finden, dafs dieses dramatische Talent infolge der bei der Preisbewerbung erlittenen Niederlage — es stand sein „Julius von Tarent“ im Wettbewerb mit Klingers Zwillingen — sich endgültig von der dramatischen Poesie abwendete, ein Vorgang, den wir auch bei Uhland beobachten (vgl. meine Abhandlung in diesen Blättern XXXIII S. 529 ff.). — Babos Vornamen (S. 130) sind nicht Franz Marius, sondern Joseph Maria, wie ich in diesen Blättern XXXII S. 3 und 16 dargethan zu haben glaube. — S. 134 dürfte es wohl richtiger heifsen „die zuerst Militärakademie . . .“ statt „bald Militärakademie . . .“ — S. 153 verdient Hauff wohl eine eingehendere Würdigung; wenn man auch zu weit gehen mag ihn den deutschen Walter Scott zu nennen, so scheint es mir doch andererseits etwas zu wenig zu sein, wenn man ihm blofs ein „anmutiges Erzählertalent“ zuerkennt. — S. 156 darf m. E. Anastasius Grüns Bedeutung als politischer Dichter nicht unerwähnt bleiben. Seine „Spaziergänge eines Wiener Poeten“ Hamburg 1831 erregten seiner Zeit ungleich gröfseres Aufsehen als sein Romanzenzyklus „Der letzte Ritter“. —

Was ich bei der Übersicht über die moderne Literatur zu beanstanden habe, ist schon eingangs hervorgehoben worden; darum zum Schlufs: ein gutes Buch in angemessener Ausstattung, das ich mit gutem Gewissen zur Einführung empfehlen zu dürfen glaube.

Regensburg. Dr. Schneider.

Buch der Treue. Von Prof. Dr. Gustav Weck. Leipzig 1900. Druck und Verlag von B. G. Teubner.

Es bildet diese kleine Sammlung deutsch-patriotischer Gedichte und Reden den dritten Teil der „vaterländischen Schriften und Dichtungen“ des Verfassers.

Der verdiente Schulmann und Schriftsteller gebietet auch in diesem Bändchen über eine erkleckliche Fülle reicher und origineller Gedanken, die er teils in gewählter oratorischer Sprache teils mit einer nicht gewöhnlichen poetischen Kraft zu wirksamem Ausdruck zu bringen weifs. Letztere ist um so mehr zu betonen, als es bei der Unzahl von patriotischen Festklängen und Feiersängen etc. immer schwieriger werden dürfte, sich Gehör zu verschaffen, zumal da man infolge des Übermafses von geringwertigem Singsang gegen alle derartigen Dichtungen mit Recht sehr mifstrauisch geworden ist. — Auch ist der Verfasser sichtlich bestrebt, einen möglichst objektiven Stand-

punkt einzunehmen, was er namentlich in der Rede (gehalten bei der Gedächtnisfeier der Stadt Reichenbach in Schlesien) bekundete, indem er u. a. auch bei der Frage, ob die Geschichte dem Kaiser Wilhelm I. den Beinamen der Grofse beilegen werde, kein Hehl daraus macht, dafs dieser Beiname mit dem innersten Wesen und Charakter des Verewigten weniger harmonieren und andere Bezeichnungen treffender und deckender sein dürften, worin man ihm nur zustimmen kann. So viel des Lobes! — Dafs aber der Verfasser in einem deutschen, nicht preufsischen „Buch der Treue" mit Ausnahme des ersten Gedichtes „Grofsherzog Friedrich von Baden" für den Süden gar keine Klänge findet, ist eine von den fragwürdigen Gepflogenheiten, die er mit den meisten seiner Landesgenossen zu teilen scheint.

Karl L. Leimbach, Lic. theol. und Dr. phil., K. Provinzialschulrat, Die deutschen Dichter der Neuzeit und Gegenwart, VIII. Bd. 1., 2., 3. Lieferung. Kesselringsche Hofbuchhandlung (E. v. Mayer) Leipzig. Frankfurt a. M.

Nicht weniger als 92 Dichter sind es, welche uns in vorliegenden drei Lieferungen des 8. Bandes vorgeführt werden. Ein gut Fünfteil freilich scheint uns nicht zu verlohnen, was der gelehrte Verfasser an Arbeit und Mühe für Aufbringung der Lebensskizzen, sorgsames Eingehen in ihre Poetereien und Charakteristik derselben wie gewohntermafsen auch diesmal wieder aufgewendet hat. Die Bekanntmachung mit derartigen Poeten dürfte nur insoweit gerechtfertigt erscheinen, als unser gewissenhafter Literaturhistoriker stets und in allem auf thunlichste Vollständigkeit bedacht ist. Wenn er dagegen manche talentvolle, aber bescheidene Dichter aus der Verborgenheit ziehen will und, wie er in seinem Vorworte sagt, seinen Nachfolgern „die Wege geebnet, die Arbeit erleichtert zu haben" und den vielen Lesern „ein dienstbarer Führer gewesen zu sein" glaubt und hofft, so können wir ihm nur von ganzem Herzen beipflichten und ihn in seiner Hoffnung bestärken. Es ist geradezu staunenswert, mit welchem rastlosen Eifer und mit welcher nachhaltigen Geduld Leimbach, unbeirrt durch manche abfällige Kritteleien, die mehrenteils Zweck und Absicht dieser Literaturkunde verkennen, das Werk einem gedeihlichen Ende zuzuführen bestrebt ist.

Besonders glücklich scheint mir die Auswahl aus den Dichtungen von Betty Paoli, Eduard Paulus, Emil Peschkau, Ludwig Pfau, Gustav Pfizer, Luise v. Plönnies, Karl Pölfs, Karl Preser, Johannes Prölfs und Mathilde Raven. Von Eduard Paulus, diesem warmblütigen schwäbischen Dichter, dessen gemütreiche Poesien das Niveau unserer „dichterreichen, aber poesiearmen Zeit" weit überragen, hätten wir gerne noch mehrere Proben gesehen, wogegen andere vielleicht kürzer abgefunden sein könnten. Vorzüglich gelungen möchten wir Gustav Pfizers, Arthur Pfungsts und des Tiroler Dichternestors Adolf Pichler scharfe Charakterzeichnung nennen, während Ressel, Rethwisch, v. Rauscher-Steinberg,

Reuleaux etwas zu günstig beurteilt sein werden. Mit psychologischem Kennerblick begründet Leimbach die poetischen Wandelungen des Dichters der „Amaranth". Bei manchen Autoren ist der Herausgeber im Hinblick auf die Fülle ihrer Erzeugnisse schlechterdings gezwungen, sich nur an die bedeutenderen Werke zu halten, sollte der Raum nicht auf Kosten anderer Dichterpersönlichkeiten über Gebühr in Anspruch genommen werden. Wenn daher Leimbach beispielsweise bei Putlitz zunächst die dramatischen Werke, speziell die Lustspiele eingehender bespricht, während er die Novellen und Romane nur erwähnt, finden wir eine solche Einschränkung geboten, und wenn er die lyrischen und epischen Erzeugnisse (letztere mit Ausnahme des Märchenepos „Luana") desselben Dichters gänzlich übergeht, so haben wir nichts dagegen einzuwenden, weil eben die Vollkraft und Signatur des preufsischen Dramatikers in seinen Schau- und Lustspielen liegt. Mit welch feinem Verständnis und mit welch warmer Liebe behandelt unser Verfasser die äufserst produktiven Schriftsteller Vater und Sohn Prölfs, denen er beiden eine nicht gewöhnliche dichterische Befähigung mit Recht einräumt, ohne gegen ihre Schwächen sich zu verschliefsen! Wenn dagegen ein Poet wie Heinrich Povinelli, der in seinen zwei Sonettenkränzen im Interesse der Hebung der Volkskraft die Abschaffung der Ehe und Einführung der freien Liebe befürwortet, ja sogar verherrlicht, den warnenden Zuruf hören mufs, auf dieser schiefen Ebene sich nicht fortbewegen zu wollen, so ist uns dies ebenfalls aus dem Herzen geschrieben. Denn die Poesie sollte nun und nimmermehr zur Auflösung der menschlichen Ordnung auch noch ihr Teil beitragen; es würde ein solches Vorgehen ihr selbst am schlechtesten gelohnt. Je talentvoller aber solche Dichter sind, desto schlimmere Wirkung haben ihre Schriften. Unter den schlesischen Sängern unserer Tage findet namentlich Konrad v. Prittwitz-Gaffron, eine „in allem Ernst und aller Abgeschlossenheit doch gewinnende, charaktervolle und selbständige Dichterpersönlichkeit", die entsprechende Würdigung. — Und so bekunden denn auch vorliegende drei Lieferungen, die den 8. Band bilden, wieder wie alle vorausgehenden einen hohen sittlichen Ernst, geben ein glänzendes Zeugnis echt deutschen Fleifses und echt deutscher Gründlichkeit und beweisen ein seltenes Verständnis und ungewöhnliches Nachempfindungsvermögen für das Kunstschöne in der neueren Dichtung.

Wir halten es daher für eine Ehrenpflicht, wiederholt den Lehrerkollegien der Mittelschulen und ihren Vorständen dieses Lebenswerk Leimbachs zur Beschaffung für die Büchereien zu empfehlen, da kein zweites Werk aufzuweisen ist, welches die deutsche Dichtung unserer Zeit in einem solchen Umfang und mit solcher Objektivität behandelt.

München. Dr. Karl Zettel.

Alfons Kalb, De duodeseptuagesimo carmine Catulli. Ansbach 1900. Münchener Doktordissertation.

Behandelt ist die schon vielfach erörterte Frage, ob das 68. Gedicht des Catull als ein zusammenhängendes Ganzes aufzufassen ist. Den Weg zu ihrer Beantwortung bahnt sich der Verfasser durch Untersuchungen über den Namen des Freundes, an den das Gedicht gerichtet ist, und seinen Unglücksfall, ferner durch die Exegese der Verse 5/6, 7/8, 10 und 11–40. Unter Benützung der Anschauungen anderer Gelehrter, insbesonders Hoerschelmanns (im Dorpater Programm 1889) und Sonnys (in der Wochenschrift für kl. Philologie, 1891, Nr. 2, Sp. 54) kommt er zu folgenden Ergebnissen. In den Versen 11 und 30 ist der Name des Freundes Mallius; von Vers 41 an ist an allen in Frage kommenden Stellen Allius zu schreiben. — Das Unglück des Mallius bestand in dem Tode eines Verwandten oder Freundes. — Mallius, der in einer gröfseren Stadt des cisalpinischen Galliens unverheiratet lebte, hatte seinem Freunde Catull brieflich geklagt, dafs ihm infolge eines Unglücks der Schlaf fehle, „quem Veneris gaudiis adducere non posset, quia se eorum in praesens taederet“ (Vers 5/6); durch Lektüre aber könne er sich die Schlaflosigkeit nicht erträglicher machen, da ihm die alten Dichter, auf die allein er sich angewiesen sehe, zuwider seien (Vers 7/8). — Unter munera Musarum (Vers 10) sind Gedichte, unter munera Veneris nicht Liebesgedichte, sondern Liebesfreuden zu verstehen. Mallius hatte von Catull neuere Gedichte, von ihm selbst und anderen neueren Dichtern verlangt, und ihn gebeten, Verona zu verlassen, zu ihm zu kommen und ihn zu einem lustigen Leben zu animieren. Auf die Bitte um munera Veneris gibt Catull in den Versen 15—32 eine abschlägige Antwort: solche Vergnügungen vertrügen sich nicht mit seinem gegenwärtigen Zustande; bezüglich der munera Musarum bedauert er, nur wenige Scripta bei sich in Verona zu haben; doch diese stellt er seinem Freunde zur Verfügung; denn es ist nicht richtig, dafs er ihm beides abgeschlagen. — Da mit diesen Scripten die Verse von 41 an (= 68 b) nicht gemeint sein können, so fehlt jeder Zusammenhang zwischen Vers 40 und 41.

Mit diesem Ergebnisse ist Referent einverstanden, wenn er auch glaubt, dafs das letzte Wort noch nicht gesprochen ist. Dafs aber von seiner Richtigkeit nicht alle Unitarier überzeugt sind, ergibt sich aus einer Rezension in der Berliner Philol. Wochenschrift (1900, Nr. 50) in der übrigens der ehrenwerte Fleifs, die geschickte und übersichtliche Gruppierung des Stoffes und die Gewandtheit des Verfassers im Disputieren bereitwillig anerkannt werden. Aber der Verfasser hat sich auch seiner nicht leichten Aufgabe durchaus gewachsen gezeigt; bekanntlich ist das Thema mit einer schweren Hypotheke von Literatur belastet; aus dieser fast erdrückenden Menge von Anschauungen heraus hat er für die einzelnen Fragen selbständige Stellung genommen und durch eindringende, keiner Schwierigkeit ausweichende Behandlung sehr viel zum Verständnisse des Gedichtes beigetragen. Mit Unrecht

ist ihm in der angeführten Rezension Unbesonnenheit vorgeworfen, weil er auf die Verbindung der Gedichte 68a und 68b in den Handschriften nichts gibt: „Also weil die Handschriften bisweilen irren, ist die Überlieferung nichts, gar nichts wert!“ Der Rezensent hat eben die besonderen Gründe, die den Verfasser leiteten, übersehen; sie sind Seite 63 aufgezählt und lauten: Atque cur carmina 68b et 68c cum 68a conglutinata sint tamque diu manserint, tribus causis explicari posse puto: et similitudine nominum Alli et Malli et falsa coniunctione uersuum 32 et 149 (munera-munus), et querela de morte fratris iterata, quam apud v. 93 iam pridem interpolatam legi equidem existimo.

Über Einzelheiten seien folgende Bemerkungen verstattet! Seite 61 ist bezüglich des Trennungszeichens, das sich im cod. Marcianus nach Vers 40 auf dem Rande finden soll, zu viel auf Vermutungen gegeben: Quod signum in ipso codice Veronensi, ubi iam unum poema 68. scriptum esse antea notavi, fortasse adhibitum fuerit aut ex alio libro uetusto in cod. M. translatum esse potest. Was soll das übrigens für eine alte Handschrift sein? Alle bekannten Handschriften des Catull gehen doch auf das Veroneser Exemplar zurück. — Auch hinsichtlich des Seite 54 vorgebrachten Einwandes (Qui denique credibile est poëtam etc.) kann Referent nicht zustimmen; denn auch bei Abfassung von 68b steht Catull noch unter dem Eindrucke desselben Unglücks; der Schmerz und Kummer über den Tod seines Bruders sind noch nicht überwunden, wie die von keiner Seite angezweifelten Verse 91 und 92 zeigen, und doch „schwelgt er in sinnlichen Vorstellungen“. — Der Seite 20 aus den sprachlichen Bildern über den Unglücksfall erschlossene Unterschied — Mallius ist schon ans Land geworfen, während Catull noch auf den Wogen treibt — kann ebenfalls nicht anerkannt werden; denn Vers 13

Accipe, quis merser fortunae fluctibus ipse

zeigt, dafs Catull einen solchen Unterschied nicht angenommen hat. — Zu den Zitaten aus Ovids Metamorphosen Seite 45 konnte noch Met. II, 329 hinzugefügt werden:

Nam pater obductos luctu miserabilis aegro.
Condiderat uultus. — Seite 54 mufs gelesen werden: cum carmen amico ipsi nominatim dedicatum daretur.

München. Karl Rück.

Erziehliche Horazlektüre. Von Prof. Dr. Gustav Schimmelpfeng, Geh. Regierungsrat. Zweite erweiterte Auflage. Berlin. Weidmannsche Buchhandlung. 1899. 62 S. gr. 8°.

Das aus der Schule und für die Schule hervorgegangene Werkchen befafst sich mit der an sich dankenswerten Aufgabe, an der Hand einiger für den obigen Zweck besonders geeigneter horazischer Episteln, so der ersten und zweiten des ersten Buches, diejenigen Momente hervorzuheben und näher zu analysieren, welche wegen ihres ethischen Gehaltes die Lektüre für die Jugend um so erspriefslicher gestalten, als es ja der Dichter bekanntermafsen meisterhaft versteht, auch bei

seinen didaktischen Schöpfungen das prodesse mit dem delectare aufs schönste zu verbinden. Das Thema: der Mensch ist dazu da, um fortwährend an seiner sittlichen Besserung zu arbeiten, wird sowohl in der ersten, wie in der zweiten Epistel behandelt (l. c. S. 13). In einem zweiten Teil führt uns der Verf. eine Anzahl nicht übel gelungener, von Lehrer und Schülern in gemeinsamer Thätigkeit verfaſster lateinischer Distichen vor, deren Inhalt moralisierende Fabeln bilden, welche gleichfalls der Lektüre des Dichters ihren Ursprung verdanken. Den dritten Teil des Schriftchens bilden bei festlichem Anlaſs (Kaisers Geburtstag 1879, 1880, 1886) gehaltene Ansprachen (Schulreden), welche den Kern ihres Inhaltes ebenfalls horazischen Gedichten (Oden, carm. saec., Episteln) entnehmen.

Alles in allem mag das mit warmem Interesse für den Dichter und für die Jugend geschriebene Werkchen, welches auch äuſserlich gut ausgestattet ist, jedem Schulmann zu anregender Lektüre empfohlen sein.

Donec gratus eram tibi. Nachdichtungen und Nachklänge aus drei Jahrhunderten. Zusammengestellt von J. Imelmann. Berlin. Weidmannsche Buchhandlung. 1899. 84 S. gr. 8°.

Das Schriftchen, eine weitere Vervollständigung einer vor neun Jahren nur in wenigen Exemplaren gedruckten Jubiläumsgabe, muſs als ein ganz hübscher literarhistorischer Beitrag zur Geschichte der Würdigung des venusinischen Sängers bezeichnet werden. Mehr als dreiſsig Übersetzungen des berühmten Liebesduetts werden uns vorgeführt, von dem 1653 zu London verstorbenen Georg Rudolf Weckherlein (Rodolf bei der Überschrift S. 5 ist wohl nur auf einen lapsus des Setzers zurückzuführen, ebenso ein ähnlicher Fehler S. 71 in der ersten Anmerkung!) angefangen bis zu Karl Städler (1897). Dem Literarhistoriker, wie schon bemerkt, überhaupt einem jeden, der sich für die formelle und ästhetische Entwicklung und Ausbildung der Sprache interessiert, gewährt die Lektüre dieser drei Jahrhunderten entnommenen Übersetzungsproben ein hohes Vergnügen, von Stufe zu Stufe beobachten wir gleichsam das Ringen und allmählich siegreiche Fortschreiten auf dem Gebiete der Übersetzungskunst, die übrigens gerade heutzutage bei den Anforderungen, welche auch in formeller, metrischer Beziehung an eine moderne Übertragung horazischer Lieder gestellt werden, nicht eben gering anzuschlagen ist. Da begegnen wir u. a. einer von Herder übertragenen Imitation Jakob Baldes, des „deutschen Horaz“, auch den guten Gottsched mitsamt seiner „Gottschedin“ begrüſsen wir als Übersetzer, bezw. Übersetzerin des „Verliebten Zanks“, wie der durch Lessing be—rühmt gewordene Pastor von Laublingen, Samuel Gotthold Lange, die Ode in seiner 1752 bewirkten, übrigens gar nicht so übel durchgeführten Übertragung betitelt.

Unter den sonstigen Übersetzungsproben finden wir u. a. die Namen von Ramler, J. H. Voſs, Bacmeister, Em. Geibel, Lucian Müller, Gensichen und C. Bardt vertreten.

Auch französische (Molière, Palaprat, Rousseau, Alfred de Musset, Ponsard, davon erstere drei blofs als freie Nachahmer) und englische (Lytton Bulwer, Theodore Martin) Dichter, resp. Übersetzer sind der Sammlung beigegeben, selbst eine griechische Übertragung ist zum Schlufs beigefügt.

Das Werkchen, dessen äufsere Form durchaus korrekt ist, sei der Beachtung eines jeden Horazfreundes empfohlen.

Regensburg. Alphons Steinberger.

Landgraf, Lateinische Schulgrammatik, 6. Auflage. Bamberg 1900. Koch.

Unter den vielen Rezensionen, welche diese Blätter bringen, nehmen diejenigen, welche den an bayerischen Gymnasien gebrauchten Lehrbüchern zu gute kommen, keinen grofsen Raum ein. Und doch halte ich es nicht nur für Recht, sondern fast für Pflicht, dafs jeder Lehrer an den Schulbüchern, die er im Unterricht verwendet, Kritik übt und zu ihrer Vervollkommnung nach Kräften beisteuert. Freilich kann diese Beisteuer auch privatim geschehen, doch scheint es mir fruchtbarer und nach beiden Seiten hin gerechter, wenn die Diskussion öffentlich geführt wird, nicht um unerquickliche Repliken und Dupliken zu züchten, sondern um auch einen Dritten und Vierten zu veranlassen, dafs er seine Sammelmappe öffne oder doch einige Randnotizen zum besten gebe. *Πόλεμος πατὴρ πάντων!*

Landgrafs Grammatik ist zwar schon einmal in sehr sachkundiger und sachdienlicher Weise von A. Zucker in diesen Blättern (Jahrg. 1892 S. 114—127) besprochen worden, aber ein Buch, das in neun Jahren sechs starke Auflagen erlebte, ins Italienische und Französische übersetzt wurde, und das, was für mich die Hauptsache ist, den Lateinunterricht an unsern Gymnasien so stark beeinflufst, ja grofsenteils beherrscht, ein solches Buch verdiente wohl von Auflage zu Auflage eine sorgfältige Beachtung und Besprechung. Überdies hat Zucker den stilistischen Teil absichtlich bei Seite gelassen, während ich mich neben der Syntax besonders für diesen Teil interessierte.

Beispiele: Nach dem goldenen Sprüchlein: ‚Beispiel, Regel, Übung' will ich mit den Beispielen anfangen. Wer mit mir nicht dem Übungsbuch, sondern der Grammatik die zentrale Stellung im Klassenunterricht zuweist, wird die Zahl der Beispiele immer noch für zu gering finden, obwohl der Umfang der Syntax seit der ersten Auflage um 10 % gewachsen[1]) und dieser Zuwachs vielfach auch der Beispielsammlung zu gute gekommen ist. Mit der Auswahl der Beispiele wird man wohl zufrieden sein, nur würde man zuweilen statt neuer Beispiele lieber die althergebrachten beibehalten sehen,

[1]) Die Ergänzung zu den Relativsätzen würde wohl besser nicht besonders paragraphiert oder als § 210 (und § 210 als § 210a) bezeichnet worden sein; auch fehlt im Register ein Hinweis auf den neuen Paragraphen.

wenn nämlich die neuen den alten nach Form oder Inhalt nicht überlegen oder kaum gleichwertig sind. Wie unter den selbstgewählten Beispielen, ist auch unter den selbstgemachten vieles Gelungene. Nicht hiezu rechne ich einerseits den Satz § 207 (Caes. b. G. 1, 28, 5): Haedui Boios in parem iuris libertatisque condicionem atque ipsi erant, weil er nur durch Konjektur gewonnen ist; ferner den monströsen Satz § 255 (Caes. b. G. 4, 21, 7): Caesar cum iis una Commium, quem ... constituerat, cuius ... probabat, et quem ... arbitrabatur, cuiusque ... habebatur, mittit, der wahrscheinlich geflickt,[1]) jedenfalls nicht mustergültig ist; — anderseits die Musterbeispiele für die Bedingungssätze: si hoc crederes, errares; si hoc faceres, peccares; si illud fieret, futurum esse, ut a patre scriberetur. Wenn man einmal zu so trivialen Beispielen greift — und dagegen möchte ich nichts einwenden —, so treffe man die Wahl doch so, dafs ein und dasselbe Beispiel allen Fällen angepafst werden kann. Der Unterschied zwischen Relativsätzen und indirekten Fragesätzen wird (§ 213) durch die beiden letzten Beispiele gut erläutert, dagegen finde ich das erste Beispiel: ‚narra mihi, quid tibi acciderit‘ und ‚narra mihi (id) quod tibi accidit‘ gar nicht einleuchtend; da möchte ich lieber mein Beispiel vorschlagen: ‚nescio, quid interrogaveris = ich weifs nicht, wie deine Frage lautete‘, und ‚nescio, quod interrogavisti = ich weifs keine Antwort auf deine Frage‘. Dafs man statt ‚nescio, quid causae fuerit, cur nullas ad me litteras d a r e s‘ auch sagen kann ‚d e d i s s e s‘ (§ 170), möchte ich bestreiten, jedenfalls dem Schüler gegenüber nicht verantworten, der bald darauf (§ 192) den Satz findet: nihil potest evenire, nisi causa a n t e c e d i t. Auch die Umwandlung des Satzes ‚Graeci immolanda Iphigenia maerebant‘ in die Form ‚Graeci non immolata Iphigenia gaudebant‘ = ‚die Griechen freuten sich über die nicht vollzogene Opferung der Iphigenia‘ (§ 170) will mir weder lateinisch noch deutsch gefallen. Da ist doch das Beispiel aus Tac. ann. 1, 8: ‚occisus Caesar aliis pessimum, aliis pulcherrimum facinus videbatur‘ und der Parallelsatz bei Menge (Rep. 455): ‚Brutus et Cassius ab occidendo Caesare non abhorruerunt‘, oder die ganz einfachen Beispiele ‚laus Thebarum liberatarum‘ und ‚liberandarum‘, oder ‚gloria belli confecti‘ und ‚conficiendi‘ weit vorzuziehen; doch genügt zur Klarlegung jenes Unterschiedes das alte gute und § 225 verwendete Beispiel: Ab oppugnanda Neapoli Hannibalem absterruerunt conspecta moenia.[2]) Der Satz lautet bei Liv. 23, 1, 10: ab urbe oppugnanda Poenum absterruere conspecta moenia. Gegen eine solche U m f o r m u n g ist natürlich nichts einzuwenden, falls sie dazu beiträgt, das Verständnis zu erleichtern oder die Form zu glätten. Zu diesem guten Zweck, meine ich, hätte der Verfasser manchmal sogar noch mehr thun sollen, z. B. § 174: candenti carbone statt candente nach § 29 ardenti studio; § 155: bene mereri de aliquo statt

[1]) Ich halte die Worte ‚et quem ... arbitrabatur‘ und ‚mittit‘ für unecht.

[2]) Auch sonst könnte manchmal das gleiche Beispiel doppelt verwertet werden, z B. der Satz § 195 permagnum onus beneficii est alieno debere auch für § 261, oder § 213 bis bina quot e s s e n t non didicit für § 180 als Parallele neben: membris utimur, priusquam didicimus, cuius ea utilitatis causa h a b e a m u s.

merere; § 192: nego in Sicilia signum ullum fuisse statt in Sicilia tota (wegen § 150); § 108 in dem Satze ‚negandi causa avarum nunquam deficit' lieber im Einklang mit § 235 zu ‚avarum' beifügen ‚hominem'. In dem Satze (§ 176): Prusiam suspectum Romanis et receptus Hannibal et bellum adversus Eumenem motum faciebat sollte ‚faciebat', das bei Liv. 39, 51, 1 in einem Nebensatz steht (ad Prusiam, quem . . . . . faciebat), in ‚fecit' geändert werden. Desgleichen stört mich in dem Satze (§ 253): id bonum solum est, quo qui potiatur necesse est beatus sit der Konjunktiv potiatur, der natürlich in der Form, wie Cic. fin. 5, 83 den Satz gibt: cum . . . ut placet illis . . . id bonum solum sit, quo qui potiatur, durchaus erforderlich ist. Wenn man sich gestattet, den Satz aus Caes. b. c. 2, 32 ‚vosne L. Domitium an vos Domitius deseruit' dreifach umzuformen, so möchte ich zugleich ‚vos-vos' in ‚tu-te' umgewandelt sehen. Der Praktikus wird sich sogar so starke Änderungen gefallen lassen, wie § 197: cum vita sine amicis insidiarum et metus plena sit, ratio ipsa monet, ut amicitias comparemus, obwohl es Cic. fin. 1, 66 heifst: monet amicitias comparare.

Aber alle diese Änderungen sind doch nur unter der Bedingung erlaubt, dafs sie erstens grammatisch korrekt sind, und zweitens nicht an den Wortformen vorgenommen werden, aus denen die Regel abgeleitet ist. Daher ist die Umformung (§ 209, 2): quod quis crebro videt, non miratur, wo ‚quis' eingeschoben ist, nicht zu loben; lieber sage man ‚videmus-miramur', wie an der betreffenden Stelle (Cic. div. II 22) kurz vor unserm Satz zu lesen ist: si in rebus usitatis est, non miramur. Ganz unstatthaft aber ist die Änderung (§ 194) fecisti mihi pergratum, quod me adiuvas (statt Cic. Att. 2, 4, 1 quod librum ad me misisti), wo es mindestens ‚adiuvisti' heifsen müfste (cf. § 179 bene fecisti, quod mansisti). Aus dem zweiten Grunde mifsbillige ich die Ummodelung (§ 258): si quis modeste paret, videtur dignus esse, qui aliquando imperet, nachdem der Satz § 210 in seiner ursprünglichen Form angeführt ist: qui modeste paret, videtur, qui aliquando imperet, dignus esse. Vollends aber überschreitet es das erlaubte Mafs, wenn § 203 als Musterbeispiel für den potenzialen Fall steht: si patriam prodere conetur pater, sileatne filius, während es doch bei Cic. off. 3, 90 heifst: si patriam prodere conabitur pater, silebitne filius. Erlaubt und ganz instruktiv wäre es, den Satz in doppelter Form zu geben, um die nahe Verwandtschaft des potenzialen Futurs mit dem Konjunktiv zu veranschaulichen, wiewohl ich es vorzöge, zu diesem Zweck den kurz vorher von Cicero gebrauchten Satz beizuschreiben: si pater fana expilet, cuniculos agat ad aerarium, indicetne id magistratibus filius. Noch mifslicher ist es, wenn § 273 für ‚Stellen, wo im Lateinischen iam ausgelassen ist', aus Caes. b. G. 7, 59 ein Satz citiert wird, wo die neueren Ausgaben jetzt ‚iam' eingesetzt haben. Endlich dürfen die Stellen nicht gar zu sehr beschnitten werden, sonst geben sie ein falsches Bild; so erscheint der Satz § 232: Hannibal exploratum habebat sollertiae Fabii dimidium virium decessisse doch etwas wunderlich, während er in seinem Zusammenhang (Liv. 22, 28, 1): duplex inde Hannibali gaudium fuit . . .

nam et liberam Minucii temeritatem se suo modo captaturum et sollertiae Fabii dimidium virium decessisse leicht faſsbar ist, wenn er auch so poetisch klingt, daſs ich ihn in einer Schülerstilistik lieber nicht lesen würde.

Auch für die deutsche Bedeutung und Übersetzung haben die späteren Auflagen manche erwünschte Besserung und Ergänzung gebracht; doch dürfte dafür immer noch mehr geschehen. Für ‚pauci' (§ 21) wünschte ich nur die Bedeutung ‚wenige', nicht ‚einige wenige', weil die Schüler dadurch oft verleitet werden, ‚einige' mit pauci zu übersetzen. Warum § 100 in der Regel steht ‚creor ich werde erwählt als' (‚als' fett gedruckt) und beim 7. Beispiel creatus est übersetzt wird mit ‚wurde gewählt zum' (‚zum' fett gedruckt) vermag ich nicht zu ergründen. Zu ‚constat' (§ 162) wäre die Angabe ‚es steht fest' nicht überflüssig. ‚Nach entbranntem Kriege' (§ 174) halte ich nicht für deutsch; der Deutsche sagt ‚nach Ausbruch des Krieges' oder (wie der Lateiner) ‚nachdem der Krieg entbrannt war'. ‚Wider Wissen' § 176 ist undeutsch, dafür ‚ohne Vorwissen'. Wozu § 213 ‚quod erat propositum' übersetzen mit ‚das eigentliche Thema', während wir dem Schüler in seinen deutschen Arbeiten so oft ‚eigentlich' durchstreichen! § 225 accepimus id, quo ceteris opitulari possumus = nicht ‚die Mittel', sondern ‚das' oder ‚ein' Mittel. § 231 ‚simulacrum singulari opere artificioque perfectum = ein künstlerisches Meisterwerk'; wo bleibt ‚simulacrum'? § 241 ‚vim' nicht gleich ‚Schmach'. Die Übersetzung für ‚et prodesse volunt et delectare poetae' ‚ein doppeltes (beides) bezwecken die Dichter, sie wollen sowohl nützen als auch ergötzen' gibt ‚volunt' und ‚et-et' doppelt wieder, so daſs gerade das, was vermieden werden soll, nämlich das langweilige, für die dichterische Sprache geradezu unbrauchbare ‚sowohl — als auch' doch nicht vermieden wird. Unsere mittelalterlichen Epiker und Lyriker sagten dafür ‚beide': sin lip wart beide michel unde groz, beidiu wider unt dan, beide tac und ouch die naht, beidiu lûte und ouch daz land. Auch das Lateinische kennt diese volle Ausdrucksweise, welche die letzten beiden Beispiele zeigen, ‚utrumque, et-et', wofür übrigens kein besonderes Beispiel nötig gewesen wäre, weil sich dafür schon § 162 ein schönes Beispiel findet, und weil diese volle Ausdrucksweise dem Schüler besser nicht empfohlen wird. Bei der Lektüre ist ja ein Hinweis auf diese sprachliche Parallele ganz angebracht, zumal auch das Griechische dazu kommt: Il. 3, 179 *ἀμφότερον, βασιλεύς τ' ἀγαθὸς κρατερός τ' αἰχμητής.*

Regeln: Viel schwieriger als die Auswahl der Beispiele ist die Fassung der Regeln. Auch diese Schwierigkeit hat Landgraf meist mit glücklicher Hand gelöst. Über die formelle Seite, wobei das Subjektive eine so groſse Rolle spielt, will ich lieber ganz schweigen, materiell aber dürfte wenig zu beanstanden sein. Cum relativum mit Indikativ (§ 198) heiſst nicht ‚zu einer Zeit wo', sondern ‚zu der Zeit wo'; sobald cum charakterisiert, steht bekanntlich (meist) der Konjunktiv. Über cum explicativum wird ganz richtig gelehrt, daſs es das sachliche Zusammenfallen (Identität) zweier Handlungen bezeichnet; aber

diese richtige Erklärung wird durch die Auslegung der Beispiele wieder zerstört. Das erste Beispiel ‚cum tacent, clamant' ist in dieser Kürze so paradox, dafs die meisten Schüler zunächst gar nichts damit anfangen können, also auch von der beigedruckten Paraphrase ‚tacent idque idem est ac si clament' kaum einen Gewinn haben. Das andere Beispiel — mehr als zwei Beispiele werden nicht geboten — ist auch nicht sehr durchsichtig: sustulisti suspicionem, cum dixisti P. Sullam operas et manum comparasse, die Erläuterung aber ‚durch die (gleichzeitige) Erklärung' ist geradezu falsch; nicht das zeitliche, sondern das sachliche Zusammenfallen wird durch cum explicativum zum Ausdruck gebracht, wie das viel klarer aus den von Englmann gewählten Beispielen hervorgeht und für den Hausgebrauch etwa an folgenden Sätzchen veranschaulicht werden kann: cum tacent, consentiunt = indem sie schweigen, stimmen sie (implicite) zu, dagegen consenserunt, cum dicerent = sie stimmten zu und sagten; cum Caesarem excusavit, accusavit und Caesarem excusavit, cum affirmaret. — Dafs für antequam und priusquam mit dem Indikativ Perfekti im Deutschen das Plusquamperfekt steht, ist nicht ohne weiteres richtig; welches Tempus der Deutsche im 3. Fall (§ 201, 2, c) gebraucht, ist gar nicht gesagt: es fehlt also an einem gemeinsamen Erklärungsprinzip. Der Gebrauch der beiden Konjunktionen ist allerdings sehr schwer in eine Regel zu fangen, doch glaube ich, dafs man dabei immer noch am sichersten fährt, wenn man vom Hauptsatz ausgeht und dem Schüler etwa so die Regel gibt:

Auf antequam und priusquam folgt

I. wenn der Hauptsatz im Praes. od. Fut. steht,
   a) Ind. oder Coni. Praes., letzterer besonders in allgemeinen Sätzen,
   b) das Fut. II, wenn der Hauptsatz verneint ist;

II. wenn der Hauptsatz im Perf., Imperf. oder Plusq. steht,
   a) Ind. Perf., wenn die Handlung des Nebensatzes wirklich eintrat, besonders wenn der Hauptsatz verneint ist,
   b) Coni. Imperf. oder Plusq., wenn ‚bevor' so viel ist als ‚damit nicht' oder ‚ohne dafs zuvor'.

Bei iterativer Bedeutung gelten die Regeln § 179 B.

Ein sehr schwieriges Kapitel für den Schüler sind die Pronomina, besonders die Gruppe: aliquis, quispiam, quis, quisquam, quidam (unus, quisque). Hier scheint mir Landgraf bei der Erklärung von si aliquid fehlgegriffen zu haben, wenn er darin die Bedeutung ‚wenn wirklich etwas' findet: Si alicuius iniuriae sibi conscius fuisset' heifst nach meiner Überzeugung nicht, wie Landgraf will, ‚wenn er sich eines wirklichen Unrechts bewufst gewesen wäre', sondern ‚wenn er sich irgend eines (auch nur des geringsten) Unrechts u. s. w.'. ‚In dicendo fuimus aliquid' heifst nach dem ganzen Zusammenhang ‚si umquam in dicendo fuimus aliquid, tum profecto dolor vim quandam nobis dicendi dedit' (Cic. Att. 4, 2, 2) nicht ‚als Redner haben wir wirklich etwas gegolten', sondern ‚wenn ich je als Redner (ein klein wenig) etwas gewesen bin'. Allgemein gesprochen, si aliquid heifst: wenn irgend etwas, sei es klein oder grofs, wenn auch nicht alles, wenn

auch nur ein bifschen, jedenfalls nicht nichts. Dagegen heifst si quidquam: wenn überhaupt ein Ding, jedenfalls nicht viele, vielleicht auch nicht eins. Jenes ist bejahend, dieses verneinend, jenes mehr abwägend und wertend, dieses einfach zählend [1]. Quisquam, das jede Vielheit ausschliefst, berührt sich mit unus, weshalb es nur im Singular vorkommt und durch ullus = unulus vertreten wird. Aliquis läfst alles unbestimmt = irgend einer, wie er auch heifsen mag, von welcher Beschaffenheit er auch sein mag, und unterscheidet sich dadurch klar von quidam, das immer auf jemand geht, dessen Name und Wesen bestimmbar sind, wenn sie auch hier nicht näher bestimmt werden sollen. Daher verbindet sich aliquis und aliquando gern mit einem futurischen, quidam und quondam mit einem perfektischen Prädikat.[2]

Von untergeordneter Bedeutung sind die folgenden Ausstellungen. Die Fassung der Regel § 218: ,Der Plural steht für den deutschen Singular' ist nicht zutreffend. Denn wenn wir Catones mit ,Männer wie Cato', Metelli mit ,Glückspilze' übersetzen sollen, gebrauchen wir doch auch den Plural. ,Ein Mann wie Cato' heifst dagegen nicht Catones, sondern Cato ille oder nur Cato; cf. § 248 hoc Herculi potuit fortasse contingere, nobis non item, oder (Cic. Phil. 4, 15) est certamen cum percussore, cum latrone, cum Spartaco. Die Regel § 252 ,Relativsätze, die ein temporales, kausales, konzessives Verhältnis bezeichnen, werden im Lat. meistens durch Konjunktional- oder Partizipialsätze gegeben' mufs den Schüler etwas befremden, der noch seinen § 210 ,qui im Sinne des kausalen, konzessiven und adversativen cum' im Kopfe hat und den Mustersatz: Minucius, cum iam ante vix tolerabilis fuisset, tum utique immodice gloriatus est vergleicht mit dem auffallend ähnlichen Satze § 273: Bellovaci, qui iam ante erant per se infideles, manus cogere coeperunt. Denn dazu werden seine Augen kaum scharf genug sein, dafs er einsieht, das cum in dem ersten Satze sei gar kein konzessives cum, sondern cum-tum gehöre zusammen, das bei Cicero noch gewöhnlich mit dem Indikativ verbunden wird. Die richtige Übersetzung ist darum auch nicht sowohl: ,Minucius, mit dem es schon vorher kaum auszuhalten gewesen war', sondern ,War es schon vorher mit M. kaum auszuhalten, so brüstete er sich vollends jetzt unmäfsig'; also auch im Deutschen kein Relativsatz! — Angenehm wäre es, wenn die Konstruktion von esse mit Gen., Dat. und in mit Abl. samt den verschiedenen Bedeutungen zusammengestellt würden

[1]) Non dico, si omnia haec, sed si aliquid eorum reipublicae praestitit (Liv. 24, 8, 15); si aliquid de summa gravitate Pompeius, multum de cupiditate Caesar remisisset (Cic. Phil. 13, 1, 3); est istud quidem aliquid, sed nequaquam in isto sunt omnia (Cic. Cato 3, 8); est tamen hoc aliquid, tametsi non est satis (Cic. Caec. 15, 47). — Si quidquam humanorum certi est (Liv. 5, 33, 1); si quisquam est timidus, is ego sum (Cic. ep. 6, 14, 1); aut nemo, quod quidem magis credo, aut si quisquam, ille sapiens fuit (Cic. Lael. 2, 9); vgl. aliquando und unquam.

[2]) Exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor (Verg. Aen. 4, 625); mitte ad me de tuis aliquem tabellarium; conclamaverunt, ut aliqui ex nostris ad conloquium prodiret (Caes. b. G. 5, 26, 4) und gleich darauf: mittitur ad eos conloquendi causa . . . . Q. Junius ex Hispania quidam, qui iam ante . . . ventitare consuerat; accurrit quidam notus mihi nomine tantum.

(§ 122 und 128). Die Ausnahmen der Consecutio temp. (§ 180 Zs. 3 und 181) würde ich lieber in einen Paragraph zusammenfassen und den Zusatz zu § 181 gleich an § 180 anschliefsen. In § 188 würde man den zweiten Abschnitt wohl besser zum ersten machen; dadurch würde der doppelte Vorteil erzielt, dafs die §§ 188, 190 und 194 die gleiche Anlage erhielten und dafs sich der Zusatz von § 188 an den passenden Abschnitt anreihte. — Für die Genusregeln der 3. Deklination wäre es gewifs vorteilhaft, wenn auch das Lokalgedächtnis zu Hilfe genommen und die Anordnung getroffen würde: die Masculina (regelmäfsige und Ausnahmen) stets auf die linke, die Feminina stets auf die rechte Halbseite, die Neutra darunter in die Mitte. Der Schüler braucht sich dann nur zu erinnern, ob das Wort links oder rechts oder in der Mitte steht, um seiner Sache gewifs zu sein. In solchen Dingen, wo kein Verstand der Verständigen hilft, soll man ja solche äufsere, mechanische Gedächtnisstützen nicht verschmähen. Dagegen ist man zu § 216 dem denkenden Schüler doch wohl eine kurze Andeutung schuldig, warum der Lateiner bald die relative, bald die demonstrative Satzverbindung wählt. In der oratio obliqua (§ 214, 5) wünschte ich zu der Regel: ‚die Pronomina, welche sich auf die sprechende Person beziehen, werden durch sui, sibi, se, suus ausgedrückt‘ den Zusatz, dafs diese Reflexiva aufserdem auch in den § 243 angeführten Fällen anzuwenden sind.

Zuthaten: Mit den letzten Bemerkungen sind wir schon zu einem neuen Kapitel übergegangen, zu einigen Ergänzungsvorschlägen. Vor allem wünschte ich, wie gesagt, eine zur Induktion genügende Anzahl von Beispielen, so z. B. zur Lehre vom Gebrauch der Tempora, namentlich für das Imperfektum, wo man meines Erachtens am besten für die Sacherklärung von der Worterklärung (imperfectum) ausgeht, mit Beispielen wie: redibat er trat den Rückmarsch an, oder er befand sich auf dem Rückweg — rediit er kam zurück[1]. Für die wiederholte Handlung gibt es wohl kein schöneres Beispiel, als die Worte aus Ovid: ‚Icare‘ dixit, ‚ubi es?‘ . . . ‚Icare‘ dicebat = Ikarus, rief er, wo bist du? Ikarus, rief er immer wieder. — In der Stilistik wünschte ich öfters zur besseren Beleuchtung oder im Interesse der freieren Bewegung parallele Ausdrucksweisen: § 219 zu se alii ad poetas, alii ad geometras, alii ad musicos contulerunt den ganz ähnlichen Satz (Cic. off. 1, 115): se alii ad philosophiam, alii ad ius civile, alii ad eloquentiam applicant; § 249 sub ipso monte, dafür auch: sub ipsis radicibus montis (Sall. Cat. 57, 3); § 265 dolorem alicuius consolari, dafür auch: dolorem alicuius consolando levare; § 273 hodie = noch heute, daneben auch: hodie quoque oder etiam hodie; § 259 Scipio Numantiam et Carthaginem delevit, florentissimas urbes = zwei der blühendsten Städte, aber mit Umstellung: duas urbes potentissimas, Carthaginem

[1]) Daher perveniebat oder persuadebat höchstens als wiederholte Handlung denkbar; daher auch von den Inchoativa kein eigenes Perfekt! — Auch der Gebrauch des Imperfekts bei Schilderungen und bei fortlaufender Erzählung läfst sich aus dem Begriff des Unvollendetseins erklären. Zum Abschlufs der Erzählung dient dann das Perfekt (wie im Griechischen und Deutschen).

atque Numantiam, ab eodem Scipione esse deletas (Cic. Pomp. 60) oder Africanus duas urbes huic imperio infestissimas, Carthaginem Numantiamque, delevit (Cic. Cat. 4, 21). Doch gebraucht Cicero (Pomp. 8) duo auch in der Apposition: triumphavit L. Sulla, triumphavit L. Murena de Mithridate, duo fortissimi viri. Umgekehrt fehlt duo auch bei Vorausstellung in dem Satze (Caes. b. G. V 44, 1): erant in ea legione fortissimi viri . . . . T. Pullo et L. Vorenus (cf. ib. 5, 3, 2).

Dazu ein paar Einzelheiten: § 85 vermisse ich die Composita von ire; bei den Präpositionen: ab = entfernt von (§ 116 b), de = wegen (de pace legatos mittere), in = trotz, apud = im Hause von, bei (Personen); trans ist nur Gegensatz von cis, citra ist der Gegensatz von ultra; § 133 insimulare, das gleich im ersten (und einzigen) Mustersatz verwendet ist; § 180 B zum zweiten Beispiel: Solon cum interrogaretur die Anmerkung, dafs bei interrogare und quaerere trotz augenfälliger Vorzeitigkeit das Imperfekt beliebt ist; bei § 182 vielleicht ein Hinweis, dafs der Lateiner den Unterschied von faciemus, quae imperavisti und quae imperaveris indirekt nicht ausdrücken kann; zu § 217 scientia und specimen; zu § 218 terga vertere, aber stets a tergo, und gewöhnlich animo (nicht animis) deficiunt; § 234 in hoc tempore; § 236 Solone sapientior = weise wie Salomo; § 237 auf die schwächere Bedeutung des lateinischen Superlativs hinweisen durch Beispiele, wie Cic. Catil. 3, 13: mihi cum illa certissima visa sunt . . ., tum multo certiora haec; § 264 bewundert werden auch = in magna admiratione esse (gleichwie in invidia esse); § 267 domum abire, discedere; § 270 accidit, ut = zufällig; § 273 in welchem Fall ist ‚wirklich' mit re vera zu übersetzen? — Auch über quodsi und quid quod wäre an passender Stelle ein Wort zu sagen, desgleichen über den Unterschied von equites Galli und equi Gallici, bella Gallorum und bella Gallica. Die verschiedene Übersetzung von ‚als' (z. B. als Sklave verkauft werden, als Gesandter mufs er oder würde er geschont werden; dazu § 238). — Endlich wünschte ich (auf einer Seite) ein alphabetisches Verzeichnis aller unregelmäfsigen Verba, und im Register folgende Nachträge: Adjektiva § 104; facere 120 Zs. 2; minari 137; quisquis, quicumque 209 a; quotusquisque 210 und 257; stare 142 a; supplicare 121.

Abstriche: Alle diese Zuthaten erfordern wenig Raum; auch ist es ein Aberglaube, wenn man meint, die dünnsten Grammatiken seien die schülerfreundlichsten. Gleichwohl möchte ich zur Erhaltung des Gleichgewichts einige Abstriche vorschlagen. Die §§ 161, 187, 191, 193 möchte ich ganz oder gröfstenteils aus einer Schulgrammatik verbannen und in die ‚Literaturnachweise und Bemerkungen' verweisen. Auch die §§ 22 und 24 halte ich nicht für angemessen. Dergleichen linguistische Offenbarungen mag der Lehrer dann und wann als crustula verabreichen, recht verständlich und förderlich werden sie erst beim Griechischen. Ich fürchte, man verdirbt dem Schüler durch diese Vorwegnahme die Freude und die Lust für später. Der Lehrer mufs warten und der Verfasser eines Schulbuches mufs Entsagung üben können. Das Kleingedruckte will wohl der Verfasser selber einer

höheren Stufe vorbehalten wissen, aber auch mit dem Grofsgedruckten ist einem Zehnjährigen nichts gedient: § 24 ‚Nur die Neutra auf e, al und ar sind rein vokalisch, d. h. sie bilden den Abl. Sing. auf i, den Gen. Plur. auf ium' und § 26 ‚Ursprünglich vokalisch waren diejenigen Stämme, welche auf zwei oder mehrere Konsonanten endigen. Darauf deutet, dafs sie den Gen. Plur. wie die vokalischen Stämme auf ium bilden'. Das ist weder praktisch noch wissenschaftlich; denn es ist unlogisch. Was in aller Welt soll denn gelehrt werden? welche Stämme vokalisch sind, oder welche Wörter i und ium haben? Doch jedenfalls das letztere, thatsächlich wird aber das erstere bewiesen. Glaubt man ja der Wissenschaft so viel schuldig zu sein, so füge man die Aufklärung über vokalische Stämme in Kleindruck bei, im Grofsdruck aber zähle man schlecht und recht die Wörter und Wortklassen auf, die im, i (dabei auch gleich vim, vi) und ium haben. Das läfst sich leicht lernen und in höhern Klassen gelegentlich rasch repetieren. Da das Elementarbuch bald verkauft und vergessen ist, kann man sich schon in der 2. und 3. Klasse nur an die Grammatik halten, und darum mufs Grammatik und Elementarbuch übereinstimmen.

Hier halte ich vom Standpunkt des praktischen Schulmannes eine Änderung für durchaus notwendig, bezüglich des Folgenden kann man zwischen einem tollendum oder tolerandum est schwanken: § 180 C: ‚Ein besonderer Fall ist u. s. w.' (dafür lieber die Anmerkung, dafs der Coni. Perf. regelmäfsig den Coni. Imperf. oder Plusq. nach sich hat); § 219 ager erat inutilis insidiatori, da die Übersetzung § 120 ‚locus ad insidias aptus est' vollauf genügt; § 249: ‚Auch zieht es der Lat. vor u. s. w.'; § 259 der neue Zusatz: Doch vgl. Liv. u. s. w.; § 264 turbare bellum; § 278 ‚und zwar'; für den Schüler genügt dafür die Übersetzung nach § 246.

Mein Wunschzettel ist etwas lang geraten, aber nicht weil ich das Buch, an dem ich als Lehrer das gröfste Interesse habe, möglichst schlecht, sondern möglichst gut machen wollte. Ich wollte nur der Sache dienen. Auch bin ich keineswegs der Meinung, dafs der Rezensent von vornherein dem Verfasser gegenüber immer im Rechte sei; darum wäre es mir eine grofse Freude, wenn sich auch andere Kollegen herbeiliefsen, ihre Erfahrungen mitzuteilen, und zwar nicht nur über diese Grammatik, sondern auch über andere Schulbücher, auch über die von mir verfafsten. Und so schliefse ich mit Sokrates: *τοσόνδε δέομαι· τὰ βιβλία μου τιμωρήσασθε ταὐτὰ ταῦτα λυποῦντες, ἅπερ ὑμᾶς ἐλύπουν.*

Fürth. Fr. Vogel.

Christian Ostermanns Lateinische Übungsbücher. Neue Ausgabe von H. J. Müller. 1.—6. Ergänzungsheft: Übungsstücke im Anschlufs an sechs Reden Ciceros. 1—3 u. 5—6 à 20 Pf., 4. Heft 40 Pf.

Zur Anzeige liegen mir vor sechs Hefte oder Heftchen, die sich als eine Ergänzung der bei Teubner erschienenen viel gebrauchten Oster-

mannschen Übungsbücher ankündigen, selbst aber auf ihrem Titelblatt weder Verlag noch Jahr noch Klasse nennen, für die sie bestimmt sind.

1. Ergänzungsheft: Übungsstücke im Anschlufs an Ciceros Rede für Archias (10 S.);
2. — — für Ligarius (9 S.);
3. — — gegen Quintus Căcilius (10 S.);
4. — — gegen Verres (32 S.);
5. — — für Milo (15 S.);
6. — — für Dejotarus (7 S.).

Da die Einführung dieser Hefte als Grundlage der lateinischen Stilübungen in den beiden oberen Gymnasialklassen — für diese sind die Stücke doch wohl bestimmt — an bayerischen Gymnasien kaum in Frage kommt, so kann ich mich ganz kurz fassen. Wer die betreffenden Reden in Prima liest, kann einzelne Partien dieser Stoffe übersetzen lassen, da sie sich zur Einführung in die Reden oder zur Wiederholung derselben ziemlich gut eignen. Die Breite und Umständlichkeit des Ausdrucks erinnern freilich bisweilen an eine ältere Übungsbüchergeneration: „Kato, welcher, wie der Nachwelt überliefert ist, sich noch als Greis mit höchstem Eifer auf die Wissenschaften legte“ (Archias S. 8) sagt jetzt kaum jemand; auch die Wendung „über diese Streitfragen werde er befinden“ (cognoscere) im „Dejotarus“ S. 2 u. 7 ist mir nicht geläufig.

W. Jordans Ausgewählte Stücke aus Cicero in biographischer Folge. Mit Anmerkungen für den Schulgebrauch neu bearbeitet von R. Graf, Professor am Karlsgymnasium in Stuttgart. Fünfte Auflage. Stuttgart, J. B. Metzlerscher Verlag. 1898. 8°. 185 S.

Eine Anzeige der fünften Auflage sollte sich auf eine Angabe der Abweichungen von der vierten — d. i. in unserem Falle eine „beträchtliche Erweiterung des Kommentars“ — beschränken; da aber diese eigenartige, gediegene, geschmackvolle und vielseitige Cicero-Chrestomathie in Bayern, so viel ich weifs, wenig gebraucht oder gekannt ist, so glaube ich eher mit ein paar Worten auf Anlage und Plan des Büchleins zurückgreifen zu sollen.

Die Folge der Stücke ist eine biographische, so dafs also Ciceros Leben im Mittelpunkt steht. Die fünf Hauptabschnitte (mit nahezu 200 kapitelartigen Stücken) sind:

A. Erzählungen aus Ciceros Leben (mit 14 Unterabteilungen) von seiner Geburt bis zu seinem Tod, z. B. 1. Stück: Aus dem Jahr 106: Heimat und Geburtshaus Ciceros, sein Vater und Grofsvater.

B. Erzählungen aus den Staats- und Gerichtsreden (bes. Verr., de imp. Cn. P., Catil., Mil., Philipp.).

C. Lehrstücke zur Philosophie (einleitende Stücke, die Welt und Gott; die Hindernisse des sittlichen Handelns: das Streben

nach vermeintlichen Gütern, die Furcht vor vermeintlichen Übeln; das sittliche Handeln und seine Teile: die vier Haupttugenden, die sittliche Gemeinschaft mit anderen; Staat und Vaterland).

D. Lehrstücke über die Redekunst (Erfordernisse zur Beredsamkeit, Beispiele grofser Redner, der Redner und seine Zuhörer).

E. Anhang: Briefe aus den Jahren 54—43 v. Chr. mit vorausgeschickter chronologischer Übersicht S. 156/57; hier ist natürlich die Hauptsache Ciceros Verhältnis zu Cäsar oder zur werdenden Monarchie. Die ganze Chrestomathie wird S. 182—185 abgeschlossen mit einer übersichtlichen, verlässigen chronologischen Tabelle über Ciceros Leben und Schriften und die wichtigsten Zeitereignisse. So soll uns auf grund einer Auswahl aus seiner gesamten Schriftstellerei Cicero als Mensch, Staatsmann, Redner, als philosophischer und rhetorischer Schriftsteller zugleich mit einem Zeitbild vorgeführt werden. Und die Zusammenstellung ist mit Umsicht und Geschmack getroffen, der Inhalt ist so vielseitig und mannigfaltig, dafs wesentliche Züge kaum vermifst werden. Eher stört das Vielerlei, bisweilen der mangelhafte Zusammenhang einzelner Partien besonders in den Abschnitten über Philosophie und Redekunst. Der Text der Auswahl liest sich glatt, auch die Anmerkungen sind knapp, klar, mehrfach anregend und meist richtig. Einzelne Berichtigungen und Ergänzungen zu geben, ist hier kein Anlafs.

Fragt man zum Schlufs, was man vielleicht gern schon am Anfang gehört hätte, in welcher Klasse allenfalls eine solche Cicerochrestomathie gebraucht werden könne, so schlägt Jordan mit anderen Württemberger Kollegen die Obertertia oder die Untersekunda, also unsere 5. und 6. Klasse, vor. Und ein grofser Teil der erzählenden Stücke dürfte hier am Platze sein; dagegen erscheint mir diese Altersstufe ganz unreif für philosophische Fragen wie de deorum natura oder de divinatione, für soziale Probleme wie de republica und de legibus, für ethische Untersuchungen wie de finibus bonorum et malorum oder de officiis, schliefslich für ästhetische Erörterungen wie in den meisten rhetorischen Schriften. Solche Sachen gehören dem Primaner oder angehenden Philologen.

Übungsbuch im Anschlufs an Cicero, Sallust, Livius, Tacitus zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische. Nach den Anforderungen der neuen (preufsischen) Lehrpläne von Professor Dr. E. Zimmermann. Fünfter Teil. Übungsstücke im Anschlufs an Tacitus Agricola und Germania. Berlin, Gärtner, 1898. 58 S.

Wenn die lateinischen Stilübungen, die wegen ihrer stiefmütterlichen Behandlung in den Schulplänen in neuester Zeit wieder mehr in die Diskussion gezogen sind (vgl. das Referat vom Gymnasialdirektor H. F. Müller auf der letzten Versammlung des Gymnasial-

vereins in Bremen), in der Prima mit dem Gnadenstündlein etwas erzielen sollen, so ist von manchem anderen abgesehen eine engere Verknüpfung des Übungsstoffes mit der Lektüre angezeigt. Und es fehlt jetzt nicht mehr an solchen Hilfsmitteln. Die sehr brauchbaren „Paraphrasen zu Ciceros Briefen" von Direktor Pätzolt in Brieg habe ich schon früher in diesen Blättern (1897) empfohlen, weniger die Variationen zu Tacitus' Annalen von Eichler. Im gleichen Verlag wie Pätzolts Büchlein sind jetzt als fünfter Teil des Übungsbuches von Zimmermann (in Rastenburg in Ostpr.) erschienen „Übungsstücke im Anschlufs an Tacitus' Agricola und Germania".

Der Stoff ist glücklich gewählt und im ganzen zweckmäfsig verarbeitet, aber ohne Anmerkungen und Übersetzungsbehelfe, die öfter angezeigt waren, wenn die Taciteischen Wendungen in Ciceronianische umgesetzt werden sollen (s. Vorwort). Es sind 25 Nummern zu dem Agricola und 34 zur Germania mit durchschnittlich ca. 23 Zeilen. Der wesentliche Inhalt der beiden Monographien wird mehr oder minder frei wiedergegeben und stellenweise mit dem Kommentar verschmolzen; der „immanenten Repetition" ist besonders in den zusammenfassenden Kapiteln Rechnung getragen. Sachliche Unebenheiten in der Wiedergabe des Inhalts finden sich öfter (z. B. Germ. c. 1), die Sprache mutet uns etwas altmodisch an; sie ist nicht selten breit und undeutsch, besonders im ersten Teil. „In diesem Buche schildert er", heifst es S. 6, „ziemlich genau das Leben des bekannten hervorragenden Mannes, und zwar setzt er zunächst auseinander, wie dasselbe bis dahin gewesen ist, wo Agricola an die Spitze Britanniens gestellt wurde, dann, wie er sich in diesem Lande verhalten, und endlich" etc. S. 15 „Cäsar ging sowohl im Jahre 55 als auch im Jahre 54 vor Chr.". S. 52 ist das herrliche ‚feminis lugere honestum est, viris meminisse' so verbreitert: „Nur für die Frauen galt es als ehrenvoll, lange Zeit auch äufserlich zu trauern, für die Männer dagegen, dem Dahingeschiedenen immer ein treues Andenken zu bewahren". S. 22 „und alle Seinigen eilten sofort zu den Waffen". S. 22 „sie wählten sich Schlupfwinkel". S. 25 Domitian hatte zusammengekaufte Sklaven „in Gewandung und Haartracht zu Gefangenen stempeln lassen".

H. J. Müller, Übungsstücke im Anschlufs an Ciceros Rede für Murena. 8. Ergänzungsheft zu Chr. Ostermanns Lateinischen Übungsbüchern. Leipzig, Teubner. 20 S.

Ein vorzüglicher Stoff für lateinische Stilübungen sind die von H. J. Müller im Anschlufs an die anziehende Rede für Murena zusammengestellten (19) Übungsstücke, wenn diese Rede Ciceros Klassenlektüre ist. Durch die ergänzende und beurteilende freie Wiedergabe des Inhalts wird das Verständnis der ganzen Rede und ihrer Teile, der staatlichen, rechtlichen und philosophischen Begriffe sehr gefördert, dann ist in dem gewandten und geschmackvollen Deutsch der Schülerübersetzung ein Muster geboten, endlich, die Hauptsache solcher

Übungsstücke, es wird der Sprachschatz der Schüler in ausgiebigem Mafse bereichert und die Verknüpfung der Begriffe und der Bau der Sätze in dem fremden Idiom an durchsichtigen Beispielen vorgeführt und eingeübt.

Im Anschlufs an die oben besprochenen Übungsstoffe seien noch notiert:

1. Dr. E. Zimmermann, Übungsstücke im Anschlufs an das erste und zweite Buch von Tacitus' Annalen (6. Teil des Übungsbuches im Anschlufs an Cicero, Sallust, Livius, Tacitus), Berlin, Gärtner, 1900. 8°. 84 S.

Zimmermann gibt 46 Übungsnummern zum ersten und 28 zum zweiten Buch der Annalen. Der Inhalt ist reich und für solche Exerzitien geeignet, der Anschlufs an das Original etwas wechselnd, bald enger, z. B. Nr. 8, bald freier, z. B. Nr. 5, und dieser Wechsel hat auch sein Gutes. Die Sprache ist meist rein und korrekt.

2. A. Zimmermann, Gymnasialprofessor in Breslau, Deutsche Texte zu lateinischen Extemporalien, zusammengestellt aus Cicero, Ovid und Livius. Hannover und Leipzig, Hahnsche Buchhandlung, 1899. 8°. 30 S.

An Livius (Bch. 2, 3, 21, 22, 23) schliefst A. Zimmermann 21 Stücke an, an Ovids Metam. nur 2, an Cic. (in Cat. I, pro Arch., de imp.) 11 Stücke; nach Inhalt und Form ist es Durchschnittsware; die Regeln und die Art, sie anzubringen, sind etwas altmodisch, aber darum vielleicht für manchen Lehrer anheimelnd. „Wer von uns könnte daran zweifeln, dafs . . ?". Im deutschen Text läfst man nicht drucken „im Jahre 66 a. Chr." (S. 25).

3. Prof. Ad. Rademann, Oberlehrer zu Kottbus, Übungsstücke zum Übersetzen ins Lateinische im Anschlufs an Ciceros erste und vierte philippische Rede. Leipzig, Ehlermann, 1899. 8°. 24 S.

An Phil. I sind 16, an II nur 5 Stücke angelehnt. Was Rademann im Vorwort über den Grad des Anschlusses sagt, deckt sich mit meinen in diesen Blättern 1897 S. 53 ausgesprochenen Forderungen. Der Inhalt der Übungsstoffe ist passend, der Ausdruck meist gut deutsch. Dafs mehr grammatische Regeln ‚untergebracht' sind als sonst in Variationen und Imitationen, ist jedenfalls kein Nachteil, ebensowenig, dafs manche dazwischen gedruckte lateinische Wendung dem Übersetzer seine Bewegung erleichtert.

Regensburg. G. Ammon.

Übungsstücke zum Übersetzen ins Lateinische für Sekunda und Prima im Anschlufs an die Lektüre von Dr. Hans Hammelrath, Oberlehrer am Gymnasium zu Emmerich, und Dr. Christoph Stephan, Oberlehrer am Gymnasium an Aposteln zu Köln, I. Heft: Übungsstücke im Anschlufs an Livius, Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1899.

Seitdem die preufsischen Lehrpläne von 1892 mit Rücksicht auf die Forderungen der „neuen“ Richtung die Vorschrift gaben, dafs auf der oberen Stufe des Gymnasiums die Texte für die Übersetzungen fast nur als Rückübersetzungen behandelt werden sollen, entstand eine wahre Hochflut von lateinischen und teilweise auch griechischen Übungsbüchern, welche dieser Bestimmung Rechnung zu tragen suchen; dazu gehört auch das vorliegende Buch. Die Übungsstücke — 72 an der Zahl — schliefsen sich, wie ein Vergleich mit dem Original z. B. Nr. 42 mit Liv. XXI, 30, Nr. 52 mit Liv. XXIII, 2 und 3, Nr. 60, 61, mit Liv. XXIII, 41 deutlich beweist, enge an die Lektüre an, so dafs in Bezug auf copia verborum und Phraseologie dem Schüler keinerlei Schwierigkeiten bei der Übersetzung erwachsen, die Fassung des Ausdruckes ist einfach und klar und bietet ein gutes Deutsch; dagegen tritt eine strenge Rücksichtnahme auf Grammatik und besonders Stilistik, welch letztere doch dem lateinischen Unterrichte in den oberen Klassen des hum. Gymnasiums — und dafür sind ja unsere Übungsbücher bestimmt — hauptsächlich zufällt, nirgends hervor; nur hie und da stofsen wir auf eine grammatische Reminiszenz wie die Regeln über die Anwendung von quin, ne, postquam, priusquam. In der That es ist ein sehr tiefes Niveau, auf welchem nach Ansicht der Herausgeber die Kenntnisse unserer Sekundaner und Primaner stehen! Ja sogar zu Abiturientenarbeiten (!) können die Übungsstücke, wie das Vorwort sagt, benützt werden! Wo ist da, so mufs jeder Lehrer der antiken Sprachen mit Recht fragen, der unterrichtliche Wert, wo die geistige Gymnastik, die der Unterricht in den Fremdsprachen bezwecken will, wenn man jegliche Schwierigkeit, jede Denkthätigkeit den Schülern aus dem Wege räumt? Kein Wunder, wenn durch ein derartiges pädagogisch unrichtiges Verfahren der Gymnasialunterricht, besonders der Betrieb der alten Sprachen, diskreditiert wird. Hoffen wir, dafs die beiden anderen Hefte, welche sich an Cicero und Tacitus anschliefsen sollen und in Bälde erscheinen werden, gröfsere Anforderungen an die Schule stellen!

Druck und Ausstattung sind gut, in bayerischen Unterrichtsanstalten kann das Buch, natürlich mit Weglassung der livianischen Phraseologie, schon in der IV. und V. Klasse teilweise benützt werden.

Straubing. Weissenberger.

Aristophanesstudien von Konrad Zacher. Erstes Heft. Anmerkungen zu Aristophanes Rittern. Leipzig, Teubner, 1898. 147 S.

In der Erwiderung gegen Kaibels Rezension seiner neuen Ausgabe der Equites (vergl. Jhrg. 1899, p. 498 der G.-Bl.) macht Zacher (Suppl. VII des Philologus) die Bemerkung, es gebe bei uns nur wenige Gelehrte, welche kompetent und geneigt seien, solche Rezensionen zu schreiben. Woher soll da unsereiner den Mut zu solchem Unterfangen hernehmen? Also wollen wir uns nicht als Zensor aufspielen, sondern uns mit der Rolle eines ganz bescheidenen Referenten begnügen und uns möglichst kurz fassen. Der Zweck der „Studien" ist zunächst die Textabweichungen in der neuen Ausgabe von der Vehlsenschen zu rechtfertigen. In den Dienst dieser Kritik werden eine grofse Reihe der feinsten Untersuchungen sprachlicher und sachlicher Natur gestellt, viele Stellen werden ganz neu behandelt und erklärt, wodurch sich das Ganze eigentlich zu einem Kommentar ausgewachsen hat. Darin finden wir den Scharfsinn und die das schwierige Material beherrschende Gelehrsamkeit des Verfassers überall dokumentiert. Haben die „Studien" in erster Linie natürlich für Kritik und Erklärung des Aristophanes ihre Bedeutung, so enthalten dieselben aufserdem noch viele über diesen Rahmen hinausgehende Bemerkungen und Untersuchungen. So wird nicht blofs der Aristophanesforscher aus dem Buche reiche Belehrung schöpfen. Neben der grofsen Zahl von Ausführungen über besondere Formen in Deklination und Konjugation Sprachgebrauch des Dichters finden sich solche über Verwendung der Dialekte (so des jonischen in der Parodie des Epos und im Kultusjargon). Mit welcher Gründlichkeit der Verfasser in den Realien zu Werke ging, zeigen unter anderm die Exkurse über Handwerke, wie die Gerberei, Fleischerei, über die Finnenuntersuchung, worüber er sich sogar amtlichen Aufschlufs bei einem wirklichen Kreistierarzt erholte; mit diesen hat der Philologe fast den „Befähigungsnachweis" für diese Zünfte beigebracht. Zur Erklärung von *ἀποστρέψας τὸν ὦμον αὐτὸν ἐνεχολήβασας* (263) wird die Ringergruppe in Florenz (mit Abbildung) beigezogen. Hübsch wird in *ἐφ' ἕνδεκα κώπαις* (544) die Zahl 11 als üblich für den Salut erklärt mit Hinweis auf die jetzt üblichen 101 Kanonenschüsse, auf die 21 Schüsse bei der Marine, auf die Zugabezahlen im deutschen Recht, bei Richterkollegien u. dergl., auf den Titel von „Tausend und eine Nacht". Die Scholien zu Aristophanes, die eigentliche Domäne des Verfassers, werden vielfach verbessert und erklärt. (Neue Beiträge zur Aristophaneserklärung der Alten enthalten auch die „kritisch-grammatischen Parerga zu A." im oben angef. Suppl. VII.)

München. Wismeyer.

Claudii Ptolemaei Opera quae exstant omnia. Volumen I. Syntaxis Mathematica. Edidit J. L. Heiberg, Professor Hauniensis. Pars I, Libros I—VI continens. Leipzig 1898. Druck und Verlag von B. G. Teubner. VI u. 546 S. kl. 8°.

Γεμίνου εἰσαγωγὴ εἰς τὰ φαινόμενα. Gemini Elementa astronomiae. Ad codicum fidem recensuit, germanica interpretatione et commentariis instruxit Carolus Manitius. Leipzig 1898. Druck und Verlag von B. G. Teubner. XLIV u. 370 S. kl. 8°.

Zwei denkwürdige Proben altgriechischer Astronomie, welche bisher gar nicht leicht erhältlich waren, bietet uns die Teubnersche Klassikerbibliothek in ihren bekannten handlichen Ausgaben dar. Prof. Heibergs rastlose Thätigkeit hat uns bereits die wichtigsten antiken Geometer, einen Euclides, Archimedes, Apollonius, Serenus, bequem zugänglich gemacht, und nunmehr ist er zur „*μεγάλη σύνταξις*" des Ptolemaeus (II. nachchristl. Jahrhundert) fortgeschritten, welche als „Almagest" volle dreizehnhundert Jahre nahezu konkurrenzlos für die ganze Sternkunde Ton und Richtung angab und auch dem Modernen, wenn er anders nicht unvernünftig über die Vergangenheit urteilt, als ein musterhaft klar und folgerichtig aufgerichtetes Lehrgebäude erscheinen mufs. Heibergs Arbeitsmethode ist in ihrer mustergültigen Akribie gleichfalls so bekannt, dafs eingehende Bemerkungen über die Ausgabe als solche und deren kritische Grundlage von selbst erübrigen. Der Handschriftenapparat ist, obwohl an Ptolemaeus-Codices kein Mangel obwaltet, kein umfänglicher; es sind nur sechs derselben benützt worden, nämlich zwei Vaticani, zwei Parisini und zwei Marciani, aber der Herausgeber, dem das dänische Unterrichtsministerium in liberalster Weise entgegenkam, hat an Ort und Stelle selbst die Vergleichung durchgeführt. Die vorliegende erste Hälfte enthält die mathematisch-geographischen Vorbegriffe, die Theorie der Sonnen- und Mondbewegung und den Finsterniskalkul, letzteres Kapitel hauptsächlich deshalb berühmt, weil wir fast allein aus ihm erfahren, wie sich die Alten bei der Lösung von Aufgaben der ebenen Trigonometrie verhielten (S. 513 ff.) Wir, und überhaupt alle Freunde geschichtlich-mathematischer Forschung, sehen dem Schlufsbande mit Spannung und Vergnügen entgegen.

Eigentümlich dreisprachig ist Manitius' Geminus-Ausgabe ausgefallen. Der Originaltext ist selbstverständlich griechisch, die sehr umfängliche Einleitung lateinisch, die Übersetzung deutsch, und das gleiche gilt für den sehr dankenswerten historischen Anhang. Wir hätten auch die kritischen Erörterungen gerne in unserer Sprache gesehen, denn die grofse Mehrzahl derer, welche ein Buch wie dieses zur Hand nehmen, liest, wenn es sich nicht um Originalien handelt, lieber glattweg, statt sich erst um das Verständnis bemühen zu müssen. Die Einleitung gewährt ein gutes Bild von dem Geschicke, welches das Werkchen des Geminus während des Mittelalters und der späteren Zeit erfahren hat, und von den erfolgreichen Bestrebungen des Verfassers, einen gereinigten Text herzustellen. Die Übersetzung liest sich gut und gewährt zur Zeit, da wir über einen vollständigen deutschen Ptolemaeus noch nicht verfügen, für junge Mathematiker die beste Gelegenheit, sich mit dem Wesen der griechischen Sternkunde vertraut zu machen. Nicht, als ob wir eine mustergültig fehlerfreie

Darstellung der Hauptsätze vor uns hätten; nach Herrn Manitius ist überhaupt nicht das auf uns gekommen, was Geminus selbst geschrieben hatte, sondern eine abgekürzte Bearbeitung, hergestellt von einem späteren Schriftsteller, der durchaus nicht auf der Höhe seiner Aufgabe stand, wie die (S. 252 ff.) vom Herausgeber mitgeteilten Berichtigungen deutlich genug beweisen. In eingehender Diskussion über die von anderen Gelehrten ausgesprochenen Ansichten wird wahrscheinlich zu machen gesucht, dafs Geminus ein Rhodier war und zwischen 73 und 67 v. Chr. einen ausführlichen Kommentar zu dem die „Meteore" behandelnden, überaus oft benützten und ausgenützten Werke seines Lehrers Posidonius geschrieben hat. Von diesem Kommentare habe dann ein Unbekannter, der in Byzanz gelebt haben dürfte, jenen etwas mangelhaften Auszug veranstaltet, mit dem wir durch vorliegende Ausgabe bekannt gemacht werden. Wie dem auch sei, für letztere sind wir dem Herausgeber gewifs vielen Dank schuldig.

München. S. Günther.

Dion Chrysostomus aus Prusa, übersetzt von K. Kraut, Ephorus a. D. †, Ulm 1899 H. Kerler, Verlags-Conto. 2.—5. Bdchen. (je 50 Pf.).

Das 1. Bändchen der vorliegenden Übersetzung ist Jhrg. 1900 S. 115 ff. dieser Blätter von uns besprochen worden; seit dem inzwischen erfolgten Tod des verdienten Verfassers sind weitere 4 Lieferungen erschienen, welchen im ganzen die gleichen Vorzüge eigentümlich sind: Genauigkeit, dabei doch Geläufigkeit, endlich Berücksichtigung der neuesten auf diesen Schriftsteller bezüglichen Arbeiten, namentlich der von Wilamowitz inspirierten v. Arnimschen Ausgabe Dios.

Die vorliegenden 4 Bändchen enthalten mehrere Reden, die schon von anderen übersetzt sind, so die anmutige Idylle „Drei Tage auf Euböa oder der Jäger" (7.), die Olympische Rede („über die Quellen der Gotteserkenntnis", 12.) und die Rede über die „Übung im Reden" (18.). Hier ist nun freilich der neue Übersetzer in der Benützung der früheren Übertragungen bis an die Grenzen des Erlaubten gegangen, und der (bisher noch nicht genannte) Herausgeber wird nicht umhin können, in der für die Schlufslieferung vorbehaltenen Einleitung wenigstens diese Vorarbeiten namhaft zu machen. Hätte ich den früher gefafsten Plan, eine Übersetzung der gesamten Reden Dios herauszugeben, nicht aus Rücksicht auf andere Arbeiten fallen lassen müssen, so wäre eine Auseinandersetzung über unser beiderseitiges geistiges Eigentum unvermeidlich gewesen; so aber lasse ich es mir gern gefallen, dafs manche Wendung aus einem wenig beachteten Zweibrücker Gymnasialprogramm (1889/90) in die allgemein zugänglichen Bändchen der Osiander-Schwabschen Übersetzungs-Bibliothek übergegangen ist. Auch gebührt dem neuen Übersetzer die Anerkennung, dafs er nicht kritiklos Irriges wiederholt, so ist z. B. 12, 9 verbessert; ob freilich 12, 16 πλῆθος λόγων „Fülle des

Ausdrucks" (K.) oder „Menge der Reden" bedeutet, mufs dahingestellt bleiben.

Unter den Reden Dios ist eine der längsten und gewifs die nach Form und Inhalt unerquicklichste der „Beweis, dafs Troja nicht erobert wurde" (11.). Der Herausgeber v. Arnim hat sich mit diesem abschreckenden Muster sophistischer Beredsamkeit viel herumgeschlagen, auch der Übersetzer müht sich da und dort vergebens, so ist § 5 *ἐσπουδακέναι* kaum „von Begeisterung erfüllt sein"; auch 15; 26; 32; 41 scheint der Sinn von K. nicht getroffen; 47 und 150 ist *ἔτι* nicht beachtet. Alle diese Stellen, an welchen der Text (vielleicht!) unzulänglich aufgefafst ist, fallen gegenüber der im ganzen wohlgerundeten und gelungenen Übersetzung nicht ins Gewicht; noch weniger die ganz unbedeutenden Druckfehler (S. 210, 219, 276, 281, 295, 304). Wir sehen dem Abschlufs der Krautschen Übersetzung Dios mit Interesse entgegen; sie wird gewifs dem noch wenig gekannten Schriftsteller neue Leser erwerben, jedenfalls aber alle, die sich mit Dio beschäftigen, in mancherlei Beziehung anregen und fördern.

Zweibrücken. H. Stich.

K. Meisterhans, Grammatik der attischen Inschriften. 3. vermehrte und verbesserte Auflage besorgt von Ed. Schwyzer. Berlin, Weidmann 1900. 288 S. 9 M.

Es ist nicht mehr zu früh, wenn auf die Grammatik der attischen Inschriften von Meisterhans, die nun in 3. Auflage vorliegt, auch in diesen Blättern hingewiesen wird. Das Werk hat schon bei seinem ersten Erscheinen allgemeine Anerkennung gefunden. Unsere Kenntnis der attischen Grammatik beruhte ja aufser auf den Angaben der antiken Grammatiker früher fast ausschliefslich auf den mittelalterlichen Hss der alten Autoren; besten Falls konnte man aus ihnen die Formen erschliefsen, die die alexandrinischen Philologen für die ursprünglichen hielten. Weiter zurück, in die Zeit der grofsen Klassiker selbst, konnte man nicht sehen. Wecklein hat als der erste in seiner Dissertation (Curae epigraphicae ad grammaticam graecam et ad poëtas scenicos pertinentes 1869) die Inschriften als den Klassikern gleichzeitige Zeugen für die Grammatik beigezogen. Seitdem ist das Corpus Inscriptionum Atticarum erschienen, der Stoff bedeutend angewachsen. Meisterhans hat nun 1887 den glücklichen Gedanken seines Lehrers Kaegi ausgeführt, auf den Inschriften allein eine Grammatik der attischen Sprache aufzubauen. Für manche Punkte liefern die Steine natürlich nur vereinzelte Beispiele, für andere gar keine, aber im allgemeinen fliefsen, namentlich für Laut- und Formenlehre, die Quellen so reichlich, dafs die gewonnenen Resultate als feststehend für die Grammatik betrachtet werden können. Wir müssen nach ihnen die oft entstellten Ausgaben der Klassiker korrigieren. Und eine weitere Folge ist natürlich, dafs auch unsere Schulen die gesicherten Ergebnisse anzunehmen haben. Schon deshalb würde sich die Anschaffung des Buches für die Gymnasialbibliotheken empfehlen. In manchen Schulgrammatiken wie

z. B. der von Curtius-Hartl finden wir bereits den Einfluſs von Meisterhans; dagegen ist in der in Bayern wohl am weitesten verbreiteten — übrigens ganz praktischen — Formenlehre des attischen Dialekts von Englmann von einer Kenntnis der neuen Resultate noch wenig zu merken. So sollten z. B. unsere Schüler für 13 und 14 doch nicht mehr *τρισκαίδεκα* und *τεσσαρεσκαίδεκα* lernen; *σώζω* ohne *ι* subscr. kommt erst seit dem 1. Jahrh. v. Chr. vor; *τίσω ἔτισα*, *τέτικα*, *μίξω*, *ἔμιξα*, das nachklassische *τέθεικα* sollten aus einer Schulgrammatik verbannt werden.

Die 3. Auflage konnte leider nicht mehr von dem inzwischen gestorbenen Verfasser besorgt werden. Sie wurde den Händen Schwyzers anvertraut, der in seiner „Grammatik der pergamenischen Inschriften“ (damals hieſs er noch — ohne Itazismus — „Schweizer“) ein ähnliches Gebiet durchgearbeitet hatte. Er hat das alte Material nochmals revidiert, den neuen Stoff eingefügt, so daſs sich das Buch zu seinen alten Freunden gewiſs viele neue erwerben wird.

München. Th. Preger.

Dr. H. Breymann, Französisches Lehr- und Übungsbuch für Gymnasien. II. Teil. II. Auflage. München u. Leipzig, Oldenbourg, 1899.

Wenn auch diese 2. Auflage des 2. Teiles nicht so durchgreifende Veränderungen der 1. Auflage gegenüber aufweist, wie dies bei der 2. Auflage des 1. Teils der Fall war, daſs man geradezu von einem neuen Buche reden konnte, hat sich Prof. Breymann doch auch hier — in anerkennenswerter Fühlung mit dem höheren Lehrerstande — bestrebt gezeigt, überall die bessernde und vor allem die ergänzende Hand anzulegen. Weggeblieben sind im „Übungsbuch“ nur die „Le français de tous les jours“ betitelten Dialoge, über deren Notwendigkeit die Meinungen auseinandergingen, an deren Stelle sind aber zahlreiche „grammatische Übungen“, „Wiederholungen“, neue Briefe und Übersetzungsstücke getreten, sowie eine beträchtliche Menge von Proverbes, Maximes und Pensées, worin sich der Geist des prächtigen Idioms am hellsten wiederspiegelt. Am Schlusse des Übungsbuches ist ein hübscher, (der Entwickelung fähiger) Anlauf zur Förderung stilistischer Gewandtheit im französischen Ausdruck dadurch genommen, daſs Aufsatzaufgaben skizziert vorgelegt werden, deren Ausarbeitung dem Schüler obliegt. Der französisch geschriebene Aufsatz, welch anregendes Ziel für Schüler und besonders den — oft von den Grammatikschreibern so nachlässig oder mindestens indifferent behandelten — Lehrer der höheren Schule! Welche geistige Förderung liegt nicht in der Vorsteckung eines so schwierig-schönen Zieles! Schwierig — selbst für den tüchtigsten Philologen — ja freilich, solange nicht jedem Würdigen wiederholt die Möglichkeit gewährt wird, im Auslande in gebildetem Kreise grammatische Schulweisheit durch frischlebende Wirklichkeit zu modifizieren und zu rektifizieren. Mit vollem Recht schlägt Breymann für die frz. Komposition zunächst die Briefform vor, die einerseits am

ehesten ungezwungene, einfache und klargefafste Durchführung verbürgt, andrerseits der Individualität des Schülers am meisten Spielraum läfst.

Würden wir auch nur kurz die „Grammatik" der beiden Auflagen vergleichen, so würden sich noch wesentlichere Unterschiede ergeben, Unterschiede, die Verbesserungen gleichzuachten sind. Ob aber das 1. Kapitel des 1. Abschnittes mit seinen grammatisch-philosophischen Betrachtungen selbst von den logisch vorgeschulten Schülern des Gymnasiums goutiert werden wird, erscheint mir fraglich.

Im einzelnen fand ich nur wenig zu bemerken, noch weniger zu beanstanden. P. 106 würde mir „à cette objection il répondit" statt „répondait" besser gefallen, obwohl unter Umständen natürlich répondait auch zulässig ist. P. 108 würde ich das Wort „Setzung" vermeiden und p. 110 „fleuves" für „rivières" setzen. Beim Vokabelverzeichnis vermisse ich die weiblichen Formen der Adjektiva, ferner die Komplemente der Verben, wie z. B. p. 171 dédommager de, entschädigen für, zur Förderung des Sprachgefühls.

Zum Schlusse sei bemerkt, dafs das Buch merkwürdig druckfehlerrein ist, nur p. 183 wäre „unterbingen" zu verbessern. Alles in allem: ein sehr verbessertes, wohl brauchbares Lehrbuch.

Französisch-englische Klassiker-Bibliothek. Herausgegeben von J. Bauer und Dr. Th. Link. 30. Bändchen: Les Contes de ma Mère L'Oie par Charles Perrault. Herausgeg. v. Dr. L. Appel, München 1900. Schöpping.

Lediglich der Umstand, dafs gerade schon auf S. 1 dieser reizenden Lektüre der Ausdruck steht „la reine accoucha d'une fille" würde mich, der ich nicht kapuzinermäfsig nazarenisch angelegt bin, davon abhalten, das anziehende, für Realschulen besonders brauchbare Büchlein in mein Repertoire aufzunehmen. Man setze „eut une fille" und alles ist wieder gut.

29. Bändchen: Le Drame français moderne. Scènes des œuvres de Augier, Dumas fils, Pailleron, Sardou. Herausgeg. v. Dr. E. Dannheifser.

Wohl nur für die oberste Klasse des Gymnasiums oder die zwei obersten Klassen des Realgymnasiums bestimmt. Im allgemeinen sind die ausgewählten Scenen abgerundete Einheiten und für tüchtige Schüler auch sittlich unbedenklich. So z. B. gewährt die erregte Scene aus Augiers Lionnes pauvres, ohne irgendwie indezent zu sein, einen Einblick in das Pariser oder sonst auch typische Grofsstadtleben und ist von sehr heilsamer Tendenz für die männliche Jugend, die möglichst lange dem ewig Weiblichen entrückt bleiben möge. Um aber die aus den Effrontés gebotene Scene zu erklären, mufs der Lehrer selbst mit den Machenschaften der franz. Presse vertraut — d. h. ein

halber Pariser sein, ebenso entspricht mir weniger das Duellgespräch aus Dumas' Étrangère, sowie der Gedanke, auch aus der Demi-monde (ein nicht diskutabler Begriff am Gymnasium) auszusuchen, obwohl ja gewifs der ausgewählte Dialog durchaus harmlos ist.

28. Bändchen: Les Époques principales de la Littérature française. Extrait de l'Histoire de la Littérature française par L. Petit de Julleville. Herausgeg. von Dr. R. Ackermann.

Starkes Bändchen von 157 Seiten, musterhaft angelegt und durchgeführt, wie alles, was Ackermann noch vorlegte. Dafs die klassische Periode eingehender berücksichtigt wird als die neuere Zeit, finden wir hier selbstverständlich, bei den Autoren des 16. Jahrhunderts aber könnte der selbständig behandelte A. de Baïf wohl wegfallen und dafür an anderer Stelle etwa der in der 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts so populäre Béranger, dessen in dem beigegebenen (sehr willkommenen) Supplément littéraire et biographique allerdings Erwähnung geschieht, eingesetzt werden. Im ganzen liegt aber ein trefflicher, in frischem, anregendem Stil abgefafster Auszug aus der franz. Litteraturgeschichte vor, der einen vorzüglichen Lesestoff für die Oberklassen unserer höheren Mittelschulen abgibt.

„Sprachliche und sachliche Bemerkungen" und, damit ja nichts fehle, ein „Index d'Auteurs et de Titres" nebst einem Wörterverzeichnis vervollständigen das Buch. Druckfehler: S. 77 purites, S. 107 q'un, S. 99 celle statt cette, S. 105 Z. 5 setze ein Komma hinter mourut.

Traunstein. Geist.

Scanferlato, A., Lezioni Italiane. Kurze praktische Anleitung zum raschen und sicheren Erlernen der italienischen Sprache für den mündlichen und schriftlichen freien Gebrauch. Leipzig. Teubner 1899. S. IV u. 220. geb. 2 M.

Hecker, Dr., Neues deutsch-italienisches Wörterbuch aus der lebenden Sprache mit besonderer Berücksichtigung des täglichen Verkehrs zusammengestellt. Teil I. Italienisch-Deutsch. Braunschweig. Westermann 1900. S. X. u. 436.

Scanferlatos Lezioni sind, wie die anderen kleinen Teubnerschen Sprachbücher, von denen vorerst nur noch das in seiner Art ausgezeichnete von Prof Thiergen für das Englische erschienen ist, mehr für praktische Zwecke als für streng systematischen Schulunterricht bestimmt; dennoch aber möchte ich sie auf das wärmste der Aufmerksamkeit jener Herren empfehlen, welchen vor allem daran liegt, ihre Schüler so schnell und sicher als möglich in die gute lingua parlata einzuführen und durch 2jährigen Unterricht zu relativer Sprech-, Schreib- und Lesefertigkeit zu bringen. All dies läfst sich nämlich mit strebsamen Schülern an der Hand dieses Büchleins erreichen, welches in 48 Lektionen vom Einfachen zum Schwierigsten

übergehend, bei sehr geschickter Einfügung der zu genauer Sprachkenntnis unentbehrlichen Regeln — die ganze Formenlehre und das Wichtigste aus der Syntax —, eine wahre Fülle von dem täglichen Leben entnommenen und doch gehaltreichen Stoffen in wirklich modernem Gewande bietet. Für eine neue, voraussichtlich in nicht zu ferner Zeit nötig werdende Auflage möchte Ref., abgesehen von der Verbesserung einzelner Versehen, die an anderem Orte mitgeteilt werden, durchgängige Bezeichnung des offenen e und o, sowie die Aufnahme einer kleinen Zahl von Musterbriefen und Billetten, wie in den English Lessons, dringend anraten.

Heckers Wörterbuch kann fast aus den gleichen Gründen und ebenso rückhaltlos empfohlen werden wie Scanferlato; auch es soll besonders die Kenntnis der lebenden Sprache vermitteln und in hohem Grade praktisch brauchbar sein. In der That hat Hecker unter ausgiebiger Benützung der Werke von Tommaseo-Bellini, Fanfani, Petrocchi, Rigutini-Bulle u. a. die moderne gesprochene und geschriebene Sprache in einem Umfange berücksichtigt, wie kaum ein anderer deutscher Lexikograph vor ihm. Da er zugleich nach dem Vorbilde Petrocchis nicht nur den Unterschied der beiden **e** und **o**, sondern auch den zwischen stimmlosem und stimmhaftem **s** und **z**, sowie aufsergewöhnliche Betonung auf das sorgfältigste gibt, und das Buch ganz vorzüglich gedruckt und ausgestattet ist, nimmt es unter den neueren ital. Wörterbüchern einen hervorragenden Platz ein. Als einen Mangel wird man die öfters unterlassene Verdeutschung von technischen Ausdrücken wie condensatore, eclettieismo, manòmetro empfinden.

München. Wolpert.

The School for Scandal. A Comedy in five acts by R. B. Sheridan. Zum Schul- und Privatgebrauch herausgeg. von Leo Türkheim. Mit Anmerkungen und einem Wörterbuch. München 1897. J. Lindauersche Buchhandlung (Schöpping). Broschiert M. 1,30.

Selections from Irving's Sketch Book. Zum Schul- und Privatgebrauch herausgeg. von A. Englert. Mit Wörterverzeichnis und einem Plan. Ebenda 1898. Broschiert M. 1,20.

Le Blocus et la Capitulation de Metz . . . Aus Roussets Histoire de la Guerre franco-allemande in Auszügen zum Schulgebrauch herausgegeben von Dr. Heinrich Gafsner. Mit Wörterverzeichnis und einer Karte. Ebenda 1899. Broschiert M. 0,80. (Französisch-englische Klassiker-Bibliothek, hgg. von J. Bauer und Dr. Th. Link.)

Die drei uns hier vorliegenden Bändchen reihen sich der rühmlichst bekannten Sammlung würdig ein. Sie bieten wie die ihnen vorausgegangenen Nummern derselben einen sorgfältig hergestellten Text, bei dessen Lektüre man selten, relativ am öftesten in der Sch. f. Sc., durch Druckfehler gestört wird. Die beigegebenen Wörter-

verzeichnisse scheinen nach zahlreichen Stichproben in fast allen Punkten zuverlässig zu sein.

Die Auswahl aus Irvings Skizzen verdient unseren Beifall. Es sind: The Voyage, Rip van Winkle, Rural Life in England, und Westminster Abbey, die beliebtesten und für den Schüler lehrreichsten Stücke.

Nicht ganz ebenso einverstanden ist Referent mit der Auswahl aus Roussets Geschichtswerk. Nicht als ob die Abschnitte „L'Armée de l'Est. Le Passage en Suisse" und „Proclamation de l'Empire allemand" nicht an sich höchst interessant und lesenswert wären; im Gegenteil! Aber durch das Bestreben, dieselben einzubeziehen, hat sich der Herr Herausgeber in dem ersten Teil, der doch allein der Überschrift des Bändchens entspricht, häufig zu allzustarken Kürzungen verleiten lassen, wodurch das Verständnis eben dieses Teiles zuweilen beträchtlich erschwert worden ist.

Was die Anmerkungen betrifft, so sind dieselben in dem jüngsten der Bändchen auf das Mindestmafs beschränkt und enthalten nur Sacherklärungen; etwas reichlicher fliefsen sie in der Auswahl aus den Sketches, wo auch einige unentbehrliche Worterklärungen gegeben werden, die ebensowenig wie jene zu kritischen Bemerkungen Anlafs geben. — Ungleich zahlreicher und wichtiger sind die Anmerkungen in der Sch. f. Sc. Hier bilden sie geradezu den Hauptteil der vom Herausgeber geleisteten Arbeit. Beeilen wir uns, hinzuzufügen, dafs diese Arbeit als eine sehr wohlgelungene zu bezeichnen ist. Wie bei den anderen Bändchen dienen die Anmerkungen auch hier wirklich zur Erleichterung des Lernenden, der ja bei diesem Stücke ganz besonders des Führers bedarf. Dabei hat es der Herausgeber geschickt verstanden, sowohl das Zuwenig, als besonders das hier so verlockende Zuviel zu vermeiden. Nur ganz selten wollte es dem Ref. bedünken, als ob eine Bemerkung hätte gespart werden können. Allein wo kämen solche Meinungsverschiedenheiten nicht vor? — Sehr gut ist die Erklärung der zahlreichen Eigennamen.

Nur in zwei, ziemlich nebensächlichen Punkten, die aber wegen ihres wiederholten Vorkommens der Besprechung wert sind, weicht die Ansicht des Ref. von der des Herrn Herausgebers ab. Der erste ist die Bezeichnung der Fälle „where a neat rivulet of text shall meander" (S. 15) und „let our future contest be, who shall be most obliging" (S. 48) als Konjunktiv. Abgesehen davon, dafs es sich kaum empfehlen dürfte, die lat. Bezeichnung ohne weiteres auf die englische, ganz verschiedenartige Bildung zu übertragen, ergibt hier eine Prüfung des Textes, dafs es sich um nichts als das Futur handelt. — Nicht weniger hart will dem Ref. die Bezeichnung von „down stairs" (S. 87) und „here" (S. 95), die beide auf die Frage „wohin?" stehen, als „akkusativisch", resp. „Acc." erscheinen. — Diese Dinge sind indessen zu unbedeutend, um der verdienstvollen Arbeit ernstlich Eintrag zu thun.

Jedem der drei Bändchen ist eine kurze, für den Schüler genügende Biographie des Autors vorausgeschickt.

Bamberg. Herlet.

Encyklopädie der mathematischen Wissenschaften mit Einschlufs ihrer Anwendungen. Erster Teil: Reine Mathematik. Herausgegeben von Dr. H. Burkhardt und Dr. Fr. Meyer. B. I Heft 4 u. 5 und B. II Heft 2/3. Leipzig. B. G. Teubner 1899/1900.

In den beiden uns vorliegenden Heften 4 und 5 des I. Bandes wird die acht Abschnitte umfassende Algebra zum Abschlusse gebracht und die Zahlentheorie begonnen. Zunächst wird W. F. Meyers Darstellung der Invariantentheorie, die ich schon im letzten Referate (diese Zeitschrift, Jahrgang 1899, 815—816) allgemein charakterisierte, vollendet. Es umfafst der Artikel, trotz der Beschränkung, die sich der Verfasser auferlegte, 27 Nummern, welche die ganze Fülle des in seiner gewaltigen Ausdehnung fast ausschliefslich unserm Jahrhundert angehörigen Wissensgebietes übersichtlich darstellen und von einer seltenen Kenntnis der einschlägigen Literatur zeugen — die Zahl der Anmerkungen beträgt 440, in denen unzählige Citate mit grofser Gewissenhaftigkeit niedergelegt sind. — Mit der Darstellung der Invariantentheorie schliefst der Abschnitt über die Grundlagen der Algebra; dann folgt zunächst die Behandlung der Gleichungen, welche in vier Artikeln erledigt werden. Der erste von C. Runge bespricht die Separation und Approximation der Wurzeln. Wohl ist derselbe klar und übersichtlich geschrieben, weist aber keineswegs die Vollständigkeit des vorhergehenden auf. So wäre es z. B. erwünscht, dafs Literatur über die verschiedenen Beweise der Descartes'schen Zeichenregel angegeben wäre; es hätte der zu Fouriers und Budans Sätzen gehörige Satz von Rolle wenigstens citiert werden sollen, und es wären die verschiedenen Methoden zur Bestimmung oberer Wurzelgrenzen (vgl. z. B. die bei Petersen, Theorie der algebraischen Gleichungen p. 178 auseinandergesetzte äufserst verwendbare Methode) eingehender zu besprechen gewesen, da man sich doch in einer Encyklopädie über die gesamte Literatur eines bestimmten Gebietes orientieren will. Ferner hätte man bei No. 12, wo der Ausbau der Newtonschen Näherungsmethode durch Horner eingehend erörtert wird, noch die Arbeit von S. Spitzer, Wien 1851, über diesen Gegenstand erwähnen können und bei Gelegenheit der in No. 14 behandelten Gräffeschen Methode wäre ein Hinweis auf die in der bekannten „Sammlung von Beispielen zur Arithmetik und Algebra" von E. Heis mit dieser Methode vollständig durchgerechneten Beispiele nützlich gewesen. Gar nicht erwähnt ist ferner das von dem eben genannten Heis herrührende praktisch verwendbare Verfahren der Gleichungsauflösung mittelst Teilbruchreihen, während die Kettenbruchalgorithmen zur Lösung der trinomischen und quadrinomischen Gleichungen, die nur in Anmerkung 41 gestreift werden, eine gröfsere Beachtung verdient hätten. Auch hierüber ist eine Literatur vorhanden; ich verweise nur auf Stern, Theorie der Kettenbrüche, Berlin 1834, S. Günther, Bericht über die 34. Versammlung der deutschen Philologen und Schulmänner zu Trier 1880, p. 190, K. E. Hoffmann, Archiv für Mathematik, B. 66, 1881, p. 33, Netto, Mathem. Annalen B. 29, 1887. p. 141

u. 148 und Isenkrahe, ebenda, B. 31, 1888, p. 309. Auch gehören hieher die Tafeln zur Berechnung der reellen Wurzeln trinomischer Gleichungen von Gundelfinger 1897.

Reiche Literaturangaben, die sich auch auf die ältere Zeit erstrecken, enthält der nächste Artikel von K. Th. Vahlen: Rationale Funktionen der Wurzeln; Symmetrische und Affektfunktionen. In demselben ist das an sich sehr abstrakte Gebiet mit viel Liebe und Geschick behandelt.

Der darauf folgende Artikel von O. Hölder umfafst die Galoissche Theorie und ihre Anwendungen. Der von Evariste Galois (1831) aufgestellte Begriff der Gruppe einer Gleichung hat zu jener nun fast alle Gebiete der Mathematik umspannenden Theorie Anlafs gegeben, welcher schon im 2. Hefte (I A, 6) der Encyklopädie ein Artikel gewidmet war (besprochen diese Zeitschrift, Jahrgang 1899, p. 516), für die moderne Entwickelung der Gleichungstheorie aber ist er geradezu grundlegend geworden, indem durch die Betrachtung der Gruppe einer Gleichung die Behandlung der wesentlichen Eigenschaften derselben unter einen allgemeinen Gesichtspunkt gebracht ist. Die Abhandlung erscheint für eine vorläufige Information über das betreffende Gebiet ganz geeignet, und die angeführte Literatur gestattet das weitere Eindringen in dasselbe, nur wäre es interessant gewesen, wenn sich der Verfasser auch über die historische Entstehung der Theorie einigermafsen verbreitet hätte. Unter den Anwendungen dürften für die Leser dieser Zeitschrift No. 17 und No. 27 von besonderem Interesse sein, da daselbst gezeigt wird, wie sich die Auflösungen der Gleichungen dritten und vierten Grades vom Standpunkte der Galoisschen Theorie aus gestalten. Im speziellen habe ich nur zu bemerken, dafs unter den angeführten Lehrbüchern der Algebra auch das jetzt vollständig erschienene Werk von E. Netto erwähnt sein sollte; auch wäre in Anmerkung 62 oder auf Seite 503, wo von den älteren Auflösungen der Gleichungen dritten Grades die Rede ist, ein Hinweis auf die klassischen Untersuchungen M. Cantors über die Geschichte ihrer Entdeckung am Platze gewesen. (Cantor, Gesch. der Mathem. II Kap. 64) und ebenso wäre eine Angabe erwünscht, wann und wo die ebenda erwähnten Lösungen von Descartes, Tschirnhausen und Euler niedergelegt sind; ebenso fehlt Anmerkung 85, wo es heifst: „Die Eigenschaften der Primitivwurzeln waren schon Lambert und Euler bekannt“, ein genaueres Citat.

Den Abschlufs der Artikel über Algebra gibt A. Wiman mit dem Aufsatze über endliche Gruppen linearer Substitutionen im 5. Hefte. Die endlichen Gruppen linearer Substitutionen sind sowohl für die Algebra als auch für die Theorie der algebraisch auflösbaren linearen Differentialgleichungen von hervorragender Wichtigkeit, und das Bestreben der Mathematiker ging und geht daher noch dahin, solche Gruppen in möglichster Vollständigkeit aufzustellen. F Klein war es, der zuerst diese Gruppen im binären Gebiete vollständig aufstellte, indem er erkannte, dafs sie mit den endlichen Gruppen der Drehungen identisch sind, welche die gewöhnlichen regulären Körper

in sich überführen. Mit ihnen gelang es ihm unter anderem zwei neue Lösungen der Gleichung fünften Grades anzugeben, sowie die bereits von Fuchs aufgestellten Typen algebraisch integrierbarer Differentialgleichungen zweiter Ordnung zu vervollständigen. — Wimans Artikel bespricht aber auch die ältere Auflösungsmethode dieser Gleichung durch Hermite sowie die Reduktion derselben auf die Jacobischen Modulargleichungen durch Kronecker und Brioschi und gibt ein gutes Bild von dem gegenseitigen Zusammenhange der verschiedenen Behandlungsweisen, die ihr Bindeglied in der von Klein aufgestellten Ikosaëderirrationalität besitzen. Aufserdem werden die ternären, quaternären und quinären endlichen Substitutionsgruppen, soweit sie bekannt sind, und die Beziehungen derselben zur Gleichungstheorie sowie zur Theorie der elliptischen und hyperelliptischen Funktionen behandelt. —

Die Übersicht über die Zahlentheorie beginnt mit einem Artikel von Paul Bachmann: Niedere Zahlentheorie. Es ist sehr erfreulich, dafs hiedurch einmal eine zusammenfassende Übersicht über die so sehr zerstreuten elementar-zahlentheoretischen Untersuchungen gegeben ist, die für manchen Leser dieser Zeitschrift von besonderem Interesse sein dürfte; namentlich gilt dies von No. 5, wo die Arbeiten über die Periodenlänge der Dezimalbrüche, allerdings ziemlich kurz, besprochen werden. Es dürften hier noch einige Literaturnachweise beizufügen sein: Tables des diviseurs pour tous les nombres dépuis 1 à 3036000 von J. Ch. Burkhardt, ein Werk, das allerdings p. 578 genannt ist, aber auch hieher gehört, da es eine Tabelle enthält, in welcher für alle Primzahlen p von 2 bis 2543 die Gröfse der Periode des Bruches $\frac{1}{p}$ angegeben wird; ferner Jos. Mayer, Über die Gröfse der Periode eines Dezimalbruches, Burghausen, Programm 1887/88.

Weiter bemerke ich noch, dafs die in No. 10 erwähnten befreundeten Zahlen schon im Altertum und später vielfach vorkommen; es sollte hier auf M. Cantor, Gesch. der Mathem. I und II$_2$ (Register) sowie auf III p. 595 - 596 verwiesen sein.

Der elementaren Zahlentheorie folgt ein umfangreicher Artikel (54 S.) von K. Th. Vahlen, über die arithmetische Theorie der Formen, welcher das schwierige und an Literatur sehr reiche Gebiet erschöpfend behandelt. Im speziellen bemerke ich nur, dafs bezüglich der Bezeichnung Pellsche Gleichung p. 599 auf M. Cantor II$_2$ 777 und bezüglich der Behauptung, Bachet habe schon den Satz gekannt, dafs jede Zahl als Summe von vier Quadraten darstellbar ist, auf M. Cantor II$_2$ 779 hätte verwiesen werden können, wo man näheres hierüber findet.

Der dritte zahlentheoretische Artikel behandelt die analytische Zahlentheorie und ist von P. Bachmann verfafst. Unter analytischer Zahlentheorie sind hier die zahlentheoretischen Untersuchungen verstanden, welche auf analytischen Betrachtungen beruhen und zuerst von L. Euler angebahnt wurden. Die aus den Betrachtungen der elliptischen Funktionen hervorgehenden Resultate werden hier nicht

besprochen, da sie in I C 6 und II B 6a zu finden sind. Von besonderem Interesse ist die Darstellung der Arbeiten über die Transcendenz der Zahlen e und π in No. 7, da durch sie bekanntlich das uralte Problem der Kreisquadratur zu definitivem Abschlusse gebracht wurde. An der Darstellung dieser Nummer habe ich auszusetzen, dafs der Gedankengang des Lindemannschen Beweises für die Transcendenz von π zu aphoristisch gegeben ist; auch ist es wohl nicht ganz richtig, dafs Lindemann nur durch eine Verallgemeinerung der Hermiteschen Beobachtungen den Beweis erlangte, sondern es gehörte hiezu noch sehr viel mehr, sonst würde ihn Hermite sicher selbst gefunden haben; derselbe erklärte sich aber ausdrücklich aufser stande, ihn zu liefern (Journ. f. Mathem. 1873)! Aufserdem sollte in Anmerkung 69 auf A. Pringsheims Notiz „Über die ersten Beweise der Irrationalität von e und π (Sitz.-Ber. der bayer. Ak. 1898) hingewiesen sein; auch fehlt S. 673 die Angabe, dafs die ältere Literatur des Problems in erster Linie in M. Cantors Gesch. der Mathem. zu finden ist.

Folgt der Artikel IC 4a von D. Hilbert über die Theorie der algebraischen Zahlkörper. Verfasser war entschieden der geeignetste Bearbeiter für dieses Gebiet, da er hierin selbst vielfach gearbeitet und aufserdem 1897 dem Jahresbericht der deutschen Mathematiker-Vereinigung eine umfassende Darstellung desselben mit Literaturnachweisen beigegeben hat (B. 4 p. 526). Demgemäfs entspricht auch der Artikel allen Anforderungen, die man an eine gedrängte Darstellung dieses schwierigen Kapitels stellen kann.

Derselbe Verfasser behandelt dann in einem weiteren Artikel die besonders wichtige Theorie des Kreiskörpers. Wenn alle rationalen Funktionen einer endlichen Anzahl beliebiger algebraischer Zahlen (d. h. Zahlen, welche einer algebraischen Gleichung mit rationalen Koeffizienten genügen) einen algebraischen Zahlkörper bilden, so heifst der durch $e^{\frac{2i\pi}{l}}$ bestimmte Körper (l eine ungerade Primzahl) der Kreiskörper der l^{ten} Einheitswurzel, oder regulärer Kreiskörper, und ein Kreiskörper für einen zusammengesetzten Wurzelexponenten läfst sich durch die Kreiskörper solcher Einheitswurzeln bilden. Kummer ist es gelungen, durch Betrachtungen, die sich des regulären Kreiskörpers bedienen, die unter dem Namen Fermatscher Satz bekannte Behauptung, dafs die Gleichung $a^m + b^m = c^m$ in ganzen rationalen von Null verschiedenen Zahlen für keinen ganzzahligen Exponenten $m > 2$ lösbar sei, wenigstens für sehr umfassende Klassen von Exponenten m vollständig zu beweisen. Ein ganz allgemeiner Beweis für beliebiges m ist allerdings auch mit den neueren Hilfsmitteln bisher noch nicht gelungen.

Wir kommen nun zur Besprechung des Inhaltes der in eins vereinigten Hefte 2/3 von Band II, welcher die Analysis enthält und von H. Burkhardt redigiert ist. Dieses Doppelheft bringt zunächst den Abschlufs des Artikels von G. Brunel über bestimmte Integrale. Anknüpfend an den vorhergehenden Artikel, in welchem bereits die gewöhnlichen Sätze über Integration zwischen bestimmten

Grenzen auseinandergesetzt sind, werden hier die hauptsächlich der Neuzeit angehörigen Untersuchungen über die Konvergenz und die Auswertung der bestimmten Integrale besprochen und durch zahlreiche Beispiele erläutert. Einen breiten Raum nimmt sodann natürlich die Besprechung der Arbeiten über die Eulerschen Integrale ein, bei welcher auch die ältere Literatur berücksichtigt wird. Auch die Bernoullischen Zahlen und die durch sie auswertbaren Integrale werden eingehend behandelt, und den Schlufs des sehr übersichtlich geschriebenen Aufsatzes bilden die Literaturangaben über die Gaufsschen Summen $\sum_{h=0}^{p-1} e^{\frac{h^2 \pi i}{n}}$. Von Einzelheiten habe ich zu bemerken: p. 150 vermifst man das Citat bei Wallis' Formel (Opera. I, 467 und II, 356), p. 161 eine nähere Angabe darüber, wo die Eulersche Gleichung $\Gamma(\frac{1}{2}) = \pi$ sich zuerst findet, desgleichen (p. 175), wo Wallis die Betafunktion zuerst untersuchte — es ist hiemit nicht die mit ihr zusammenhängende oben erwähnte Formel von Wallis gemeint —. Auch sollte ebenda (p. 175) Eulers erste Abhandlung, in welcher die Betafunktion vorkommt, erwähnt sein: Comm. Acad. Petrop. ad annos 1730, 31, V 36—57, p. 182. Anmerkung 156 fehlt die Angabe, dafs Euler die ersten 12 Bernoullischen Zahlen schon 1739 (Comm. Acad. Petrop. 116—127) berechnete und benützte; ferner sollte auf derselben Seite bei der Formel $B_m = \frac{(2m)!}{2^{2m-1}\pi^{2m}} \cdot S_{2m}$ auf Eulers Introductio Cap. 15 und auf Comm. Acad. Petr. IX 160 ff. verwiesen sein. Bei „Eulerschen Zahlen" p. 183 ist endlich zu bemerken, dafs Studnička über ein Analogon zu denselben geschrieben hat: Sitz.-Ber. der böhm. Gesellsch. 1900.

Den gewöhnlichen Differentialgleichungen sind zwei Artikel gewidmet: Existenz der Lösungen von P. Painlevé und Elementare Integrationsmethoden derselben von E. Vessiot. Da erst Cauchy (zwischen 1820 und 30) der allgemeinen Theorie der Differentialgleichungen eine feste Grundlage gegeben hat, so datieren die Untersuchungen über die Existenz der Lösungen (im ersten Artikel dargestellt) eigentlich erst von dieser Zeit; es werden daher an die verschiedenen Methoden Cauchys anschliefsend die sie ergänzenden neueren Arbeiten besprochen. Leichter als dieser ist der folgende Artikel zu lesen und zwar hauptsächlich deshalb, weil eine wenn auch kurze, so doch gut geschriebene Übersicht (p. 233—34) über den gegenwärtigen Stand des Problems der Integration einer Differentialgleichung ausreichend orientiert. Namentlich ist die Stellung, die Lies' Auffassung der Frage einnimmt, sehr gut charakterisiert. Überhaupt ist der reichhaltige Stoff dieser Abhandlung übersichtlich gruppiert und klar dargestellt, so dafs man sich auch über einzelne Punkte sehr wohl informieren kann.

Den Schlufs des Doppelheftes bildet der Artikel Partielle Differentialgleichungen von E. v. Weber, welcher in fünf Abschnitte mit 60 Nummern zerfällt. Die fünf Abschnitte behandeln: 1. die allgemeinen Eigenschaften der Differentialsysteme, 2. die linearen partiellen Differentialgleichungen erster Ordnung mit einer Unbekannten,

3. das Pfaffsche Problem, 4. die nichtlinearen partiellen Differentialgleichungen erster Ordnung mit einer Unbekannten, und endlich 5. höhere Differentialprobleme. Schon diese Einteilung zeigt, dafs der Verfasser bei der Darstellung sich nicht an die historische Entwickelung gehalten hat, sondern vom Allgemeinen zum Besonderen überging, ein Gang, den er auch in den einzelnen Abschnitten einhielt. Dafs es ihm dennoch gelang, seine Darlegung klar und leicht verständlich zu gestalten, beweist eine ebenso gewandte Feder, als seltene Beherrschung des schwierigen und umfangreichen Stoffes, dessen umfassende Literatur er vollständig in sich aufgenommen hat. Besonders gut gelungen scheint mir der dritte Abschnitt über das Pfaffsche Problem, über welches der Verfasser neuerdings ein umfassendes Werk herausgab, sowie der fünfte Abschnitt, in welchem unter anderem diejenigen partiellen Differentialgleichungen behandelt sind, welche in der sogenannten Flächentheorie eine Rolle spielen.

München. A. v. Braunmühl.

Neumann, Dr. C., Die elektrischen Kräfte. Darlegung und genauere Betrachtung der von hervorragenden Physikern entwickelten mathematischen Theorien. Zweiter Teil. Leipzig, Teubner. 1898. 462 Seiten.

Das vorliegende Werk behandelt, wie der Sachkundige schon dem Titel entnehmen kann, eines der schwierigsten, wenn nicht das schwierigste Kapitel der theoretischen Physik. Es ist ja bekanntlich die brennendste Frage der Gegenwart, ob sich physikalische Erscheinungen besser durch die Annahme von Kräften erklären lassen, welche unvermittelt in die Ferne wirken, oder ob nicht die Vorstellung die richtigere sei, dafs die Ursache, welche irgend eine physikalische Änderung an einem Orte hervorruft, in der unmittelbaren Nähe dieses Ortes selbst zu suchen sei. Es ist nun durchaus nicht die Absicht des Verfassers, eine zur Zeit noch unlösbare Frage lösen zu wollen, nämlich zu entscheiden, welche von den beiden Theorien die richtigere sei; er hat sich vielmehr die Aufgabe gestellt, die Forschungen der hervorragendsten Physiker in möglichst einheitlicher Darstellung klarzulegen und uns so ein Bild des gegenwärtigen Standes der wissenschaftlichen Forschung in diesem Gebiete zu liefern. Wenn nun der Verfasser auch selbst die Meinung ausspricht, dafs beide Theorien zur Zeit noch durchaus Unbefriedigendes leisten, wenn sich auch nicht leugnen läfst, dafs sich der Bau auf ziemlich zahlreiche, allerdings grofsenteils naheliegende Hypothesen stützt, so mufs doch jeden, der dieses Werk studiert, die Meisterschaft, mit welcher der Verfasser die Hilfsmittel der Mathematik in seinen Dienst zu stellen weifs, mit Staunen und Bewunderung erfüllen. Es zeugt auch unbedingt für die Gediegenheit des Werkes, dafs der Verfasser jeweils den Geltungsbereich eines Gesetzes genau umgrenzt, dafs er sorgfältigst untersucht, ob das Gesetz auch für einen erweiterten Fall noch gilt, dafs er keineswegs die Bedenken verschweigt,

welche sich gegen die Annahmen mancher Forscher geltend machen lassen.

Der Inhalt des Werkes ist im wesentlichen folgender: Die drei ersten Abschnitte sind rein mathematischer Natur; sie beschäftigen sich, ausgehend von den Theorien von Stokes und Beltrami, vorwiegend mit dem Verschwinden von Integralen, welche bestimmten Bedingungen unterworfen sind; sie bieten, wiewohl zunächst für den hier vorliegenden Zweck geschrieben, auch an sich genommen, äufserst Interessantes; das eigentliche Thema wird im vierten Abschnitte aufgenommen und es wird zunächst bis zum vierzehnten Abschnitte einschliefslich die Behandlung des Problemes auf Grund der Theorie der in die Ferne wirkenden Kräfte dargelegt. F. Neumann hatte bekanntlich den Satz bewiesen, dafs für zwei inextensible Ringe, welche in beliebigen Bewegungen begriffen und deren Stromstärken blofse Funktionen der Zeit sind, die Summe aller während eines Zeitelementes von beiden Ringen auf einander ausgeübten ponderomotorischen und elekromotorischen Arbeiten ein vollständiges Differential sei und dafs dieses den Zuwachs des gegenseitigen Potentials der beiden Ringe während dieses Zeitelements darstelle. Helmholtz war nun der Ansicht, dafs dieses Gesetz auch auf ungeschlossene Ströme, mithin auch für einzelne Stromelemente Gültigkeit besitzen müsse; einen Beweis hiefür zu liefern gelang ihm allerdings nicht, ja er kam sogar bei seinen Forschungen mit bestimmten experimentellen Thatsachen in Widerspruch, der sich allerdings durch die Annahme entfernen liefs, dafs man auch in den Isolatoren elektrische Bewegungen annahm. Der Verfasser unseres Werkes hatte im ersten Teile desselben einen Beweis für diese Helmholtzsche Annahme zu liefern gesucht, steht aber der Gültigkeit desselben zur Zeit etwas skeptisch gegenüber; trotzdem baut er auf diese Annahme, die sich durch ihre Einfachheit empfiehlt und für welche ja Helmholtz gewisse Wahrscheinlichkeitsgründe beigebracht hatte, weiter und zwar mit grofsem Erfolge; die Untersuchung der Gesetze linearer Ströme bezüglich ihrer ponderomotorischen und elektromotorischen Einwirkungen auf einander führt nämlich auf elf unbekannte Funktionen; von diesen lassen sich mit Hilfe des F. Neumannschen Gesetzes nur sieben bestimmen; die Helmholtzsche Annahme aber führt zu noch weiteren vier Bedingungen, so dafs sich im ganzen elf Gleichungen ergeben, die allerdings zum Teil von einander abhängig sind; dadurch lassen sich jene elf Funktionen zunächst auf zwei reduzieren. Nachdem der Verfasser aber den Übergang von linearen zu körperlichen Stromelementen mit Hilfe einer sehr naheliegenden Hypothese gemacht hat, gelingt es ihm, die genannten elf Funktionen auf eine einzige Konstante zurückzuführen, die noch dazu auf das ponderomotorische Gesetz gar keinen Einflufs hat; dieses letztere stellt sich vielmehr als vollständig übereinstimmend mit dem berühmten Ampèreschen Gesetze heraus, dessen namentlich von Helmholtz bezweifelte Gültigkeit auf diesem Wege nachgewiesen wird. Bei dem Elementargesetze für die elektromotorische Kraft spielt diese Konstante allerdings eine grofse Rolle; die einfachste Annahme für dieselbe steht

aber im Widerspruche mit den Helmholtzschen Differentialgleichungen, und Neumann kann sich denselben nur dadurch erklären, dafs diese Gleichungen die Vorgänge nicht berücksichtigen, welche sich in dem einen geladenen Körper umgebenden Isolator abspielen. —

In den folgenden Abschnitten wird dann die Frage behandelt, ob entsprechend dem Potentiale für zwei inextensible lineare Stromringe auch ein Potential für beliebige Körper existiert, dann werden die Helmholtzschen Untersuchungen über solche Körper dargelegt, deren ponderable Massen in beliebigen Kontraktionen und Dilatationen begriffen sind und schliefslich die Wirkungen untersucht, welche ein geschlossener linearer Strom erzeugt, dessen Stärke nur eine Funktion der Zeit ist.

Der zweite Teil des Werkes geht von der neueren Anschauung aus, dafs die eigentliche Ursache elektrischer und magnetischer Zustandsänderungen in der unmittelbaren Nähe der betrachteten Stelle zu suchen sei und behandelt zunächst die Frage, ob sich nicht auch für diese Theorie Differentialgleichungen aufstellen lassen, welche den bekannten, in der Wärmetheorie geltenden Fourierschen Gleichungen entsprechen. Hertz hatte dieselben in seinen beiden Abhandlungen über die Grundgleichungen der Elektrodynamik für ruhende und bewegte Körper aufgestellt, Helmholtz sie aus einem bestimmten Minimalprinzipe abgeleitet, von dem Neumann behauptet, dafs es einerseits einen Rückschritt bedeute, insoferne als es seinem ganzen Wesen nach eine noch viel höhere Transcendenz bezeichne als die Vorstellung von Fernkräften, andererseits aber einen eminenten Fortschritt, insoferne, als es die von Faraday, Maxwell, Hertz und anderen aufgestellten scheinbar unzusammenhängenden Hypothesen und Sätze zu einem einheitlichen Ganzen zusammenfasse. Dieses Prinzip und die aus demselben entspringende Theorie, sowie die Anwendung derselben werden in den letzten drei Abschnitten des Werkes dargelegt.

Aus dieser kurzen Inhaltsangabe kann man erkennen, welch' reiche Fülle des Stoffes das vorliegende Werk bietet, das nebenbei noch eine Reihe von rein mathematischen, höchst interessanten Untersuchungen enthält und dessen Darstellung durchaus klar und, soweit es die Schwierigkeit des Stoffes zuläfst, leicht fafslich ist. Das Studium desselben ist jedem angelegentlichst zu empfehlen, der sich über den gegenwärtigen Stand der einschlägigen Forschungen informieren will.

Gerland, Dr. E., und Traumüller, Dr. F., Geschichte der physikalischen Experimentierkunst. Mit 425 Abbildungen. Leipzig, Engelmann. 1899. 442 Seiten. Preis 14 M.

Das vorliegende Buch ist eine treffliche Ergänzung zu den umfangreicheren Werken über Geschichte der Physik, die uns Fischer, Poggendorff, Heller, Rosenberger und andere geliefert haben; denn diese Arbeiten legen naturgemäfs den Schwerpunkt ihrer Darstellung auf die Entwicklung der wissenschaftlichen Theorien und Gesetze, er-

wähnen die experimentellen Forschungsmethoden nur soweit, als sich auf dieselben der Ausbau der physikalischen Lehren stützt und lassen das rein Technische des Experimentierens fast ganz aufser Betracht; diese Lücke füllt das obige Buch in zweckentsprechender Weise aus.

Die Geschichte des Experimentierens im Altertume und im Mittelalter ist selbstverständlich etwas kurz gefafst; kann man doch eigentlich von einer Entwicklung der Physik erst seit Galilei sprechen. Die Apparate aber, deren sich die Physiker seitdem bedienten, sind eingehendst besprochen und fast durchweg nach den Originalen abgebildet. Das Werk ist nicht bis in die neueste Zeit fortgeführt; und mit Recht; denn die modernen Apparate sind ja in unseren Lehrbüchern zu finden. Auch kann man nicht sagen, dafs das Buch mit einem bestimmten Jahre abschlösse; die verschiedenen Zweige der Physik haben sich nicht im gleichen Schritte fortentwickelt und so kommt es, dafs mancher Apparat aus irgend einem Zeitabschnitte heutzutage nur mehr historischen Wert besitzt, während ein anderer aus der gleichen Zeit stammende ein noch vollständig modernes Gepräge hat; die Verfasser haben daher die einzelnen Kapitel jeweils nur soweit behandelt, als sie in unseren Lehrbüchern nicht zu finden sind.

Der Fachkundige wird das formgewandt geschriebene, seitens der Verlagshandlung schön ausgestattete Werk mit grofser Befriedigung lesen; er wird unter den dargestellten Apparaten manchen ihm aus unseren heutigen physikalischen Kabinetten wohlbekannten treffen; er wird mit Interesse die Entwicklung verfolgen, die ein Apparat unter den Händen verschiedener Meister durchzumachen hatte, bis er die moderne handliche Form annahm; freilich wird er sich auch manchmal eines überlegenen Lächelns nicht erwehren können bei Versuchen, von denen wir bei unserem gegenwärtigen Wissen von vorneherein sagen könnten, dafs sie zwecklos sind oder über den Wert einer Spielerei nicht weit hinausgehen.

Wenn nun auch der erste und oberste Zweck dieses Werkes die Darstellung der physikalischen Apparate und Maschinen in Wort und Bild ist, so ist doch auch die geschichtliche Entwicklung physikalischer Anschauungen bald mehr bald minder eingehend berührt. Auch bezüglich der Entscheidung über Prioritätsstreitigkeiten, die sich hinsichtlich mancher Entdeckungen ergaben, bringt das Buch einige neue Forschungen; es sei hier nur auf die Richtigstellung der Verdienste Réaumurs um die Entwicklung der Thermometrie oder auf den schon aus der Abbildung allein zu Gunsten Huygens gegen Galilei zu entscheidenden Streit über die Erfindung der Pendeluhr hingewiesen.

Das Werk bietet in jeder Beziehung so viel Wissenswertes, dafs es jedenfalls in jeder Lehrerbibliothek vorhanden sein sollte; ja es enthält so manches, was auch für unsere Schüler von Interesse ist und verdient daher auch einen Platz in den Schülerbibliotheken, um so mehr als es in einer auch für jüngere Leute leicht fafslichen Weise geschrieben ist.

Würzburg. Dr. Zwerger.

Pergamon, eine Pflanzstätte hellenischer Kunst. Von Professor Dr. Karl Hachtmann, Direktor des Herzogl. Karlsgymnasiums in Bernburg (Gymnasialbibliothek, herausg. v. H. Hoffmann, 32. Heft). Gütersloh, Bertelsmann 1900. Mit 30 Abbildungen. X u. 111 S. ℳ 1.80.

In der Gütersloher „Gymnasialbibliothek" mufste auch Pergamon vertreten sein, diese glänzende Schöpfung der hellenistischen Zeit, die durch die 1878 begonnenen Ausgrabungen der preufsischen Regierung wieder in das volle Licht der Geschichte gerückt ist. Die Aufgabe, das Wichtigste aus dem Reichtum des Wiedererstandenen unserer Gymnasialjugend in angemessener Form vorzuführen, ist nunmehr glücklich gelöst von Direktor Dr. Hachtmann, der bereits Olympia für die „Gymnasialbibliothek" behandelt hat (vgl. die Besprechung von O. Stählin in diesen Blättern XXXVI, 132). Der Verfasser kennt die Stätte von Pergamon nicht aus eigener Anschauung, hat aber die in Berlin aufbewahrten Funde und die einschlägige Literatur fleifsig studiert. Mit freudigem Stolz berichtet er über das durch deutsche Wissenschaft Geleistete; eine Persönlichkeit wie die Karl Humanns, des Schliemanns von Pergamon, der seine schwierige praktische Thätigkeit mit so reinem Idealismus auffafste, wird gerade bei der Jugend Sympathie erwecken. Am ausführlichsten ist naturgemäfs der grofse Altar behandelt; dafs auch die früher schon bekannten, anderswo erhaltenen Werke der pergamenischen Kunst beigezogen sind, kann nur Beifall finden.

Die Abbildungen sind ungleich an Wert, doch im ganzen genügend. Am besten ist der bekannte schöne weibliche Kopf S. 39 weggekommen. Proben des Frieses vom grofsen Altar werden fast nur in Holzschnitten ziemlich kleinen Formats vorgeführt, die freilich von der Grofsartigkeit der Originale nur eine Ahnung geben, aber wenigstens deutlich sind.

Nun zunächst einige sachliche Bemerkungen. S. 3: Hat wirklich Alexanders Siegeszug „auf politischem Gebiete nur unheilvolle Folgen gehabt"? Und ist seine unvergleichliche Kulturwirkung nicht etwas mehr als ein „nicht zu unterschätzender Vorteil"? — S. 24: Auch bei der Akropolis von Athen, nicht nur bei der von Pergamon wurde durch grofse Aufschüttungen und Substruktionen der Natur nachgeholfen. Vgl. die Skizze des Durchschnitts bei Curtius, Stadtgeschichte von Athen, S. 129. — S. 26: Einigermafsen zu vergleichen mit dem grofsen Altar von Pergamon ist die Ara Hieronis in Syrakus, die ebenfalls der hellenistischen Zeit entstammt, des architektonischen und plastischen Schmuckes nicht entbehrte und an Grundfläche den pergamenischen Altar sogar weit übertrifft: dieser mifst 34,60 × 37,70 m, jene hat eine Länge von 198, eine Breite von 23 m. — S. 33: „Jedenfalls gehört das Heiligtum [der Athene Polias] einer sehr frühen Zeit an". Diese Angabe kann irre leiten und sollte bestimmter gefafst sein. Man versetzt den Bau auf Grund von technischen Merkmalen und Inschriftcharakteren ins vierte Jahrhundert vor Christus, also in eine Zeit, die nur für Pergamon sehr früh ist. (Soll übrigens mit der folgenden Be-

merkung gesagt sein, dafs die fehlende Kannelierung der Säulen ein Zeichen frühen Ursprungs ist?) — S. 57: Dafs die *Κάβειροι* mit den phönizischen kabbîrîm „die Grofsen, Starken“ identisch sind, kann als gesichert gelten. Lewy, Die semit. Lehnwörter im Griech. S. 212. — S. 65: Der „attische Helm“, den Athene auf dem Friese tragen soll, wäre für Schüler zu erklären. Übrigens gibt die Rekonstruktion von Tondeur S. 67 der Göttin den korinthischen Helm. — S. 83: torques (torquis) ist nicht „Halskette“, wie auch unsere Schulbücher noch angeben, sondern der gedrehte „Halsring“, wie ihn ja gerade der sterbende Gallier trägt.

Noch einiges Formelle: S. 3 Z. 5 von unten würde „immer“ besser fehlen. — Die öfter wiederkehrende Wendung „mehr oder weniger“ pafst nicht recht S. 4 u. und S. 11. — S. 52: „Figuren, deren Zahl wir auf ungefähr 140 annehmen dürfen“. — S. 81: „Wie die Sage geht, soll die Ergänzung von Michel Angelo herrühren“. — S. 45 ist von den „Metopen des (st. eines) Tempels von Selinus“ die Rede, was wohl nur Versehen des Ausdrucks ist. — Es ist bald Attalos, bald Attalus geschrieben. Statt „Kapitäl“ wird jetzt meistens das richtigere „Kapitell“ (capitellum) gesetzt. — Der Druck ist bis auf wenige Kleinigkeiten korrekt.

Das Wichtigste von der alten Königsstadt der Attaliden ist aufgedeckt, aber ihr Bild ist, auch abgesehen von der römischen Unterstadt, lange nicht vollständig. Conze, nächst Humann um die Ausgrabungen am meisten verdient, hat in seinem Vortrage Pro Pergamo (Berlin 1898) ein Programm für weitere Nachforschungen skizziert, und neuerdings wird dort wieder fleifsig gegraben. Hoffen wir, dafs das so glänzend Begonnene einen würdigen Abschlufs finde.

Gustav Lang, Von Rom nach Sardes. Reisebilder aus klassischen Landen. 2. verm. und verb. Aufl., mit einer Karte von Ithaka. Stuttgart 1900, Steinkopf. 307 S. kl. 8°. Kart. 3 M.

Der Verfasser, ein württembergischer Kollege, hat 1893/4 die wichtigsten klassischen Stätten Italiens, Griechenlands und Kleinasiens besucht und erzählt nun davon in einem Buche, das, ursprünglich nur für einen engeren Kreis bestimmt, rasch darüber hinaus Freunde gefunden hat und jetzt in zweiter, vermehrter Auflage vorliegt.

So viel auf diesen 300 Seiten kleinen Formates behandelt ist, so rasch die Bilder wechseln — eingehender ist nur Ithaka (Seite 166 bis 186) besprochen —, so sinkt doch die Darstellung nie zur dürftigen Mitteilung von Thatsächlichem herab; das Buch erfreut stets durch seinen frischen, oft von echter Begeisterung erwärmten Ton, durch den offenen Blick, das gesunde Urteil, mit dem alles, Menschen und Natur, Altes und Neues geschaut ist. Dabei ist es durchweg der Fassungskraft reiferer Gymnasialschüler angepafst, für die es ganz besonders zu empfehlen ist.

Im einzelnen zu bemerken wird man nicht viel finden. Von

Sybaris (Seite 65) ist weniger der Reichtum als die Schlemmerei sprichwörtlich geworden. — Wenn es von Segesta (Seite 72) heifst: „Agathokles von Syrakus liefs die ganze Einwohnerschaft abschlachten und die Stadt vom Erdboden vertilgen", so ist damit in beiden Teilen zu viel gesagt. — Seite 125 wird hervorgehoben, dafs es in Griechenland keine Frauenfrage gibt, „da die Zahl der männlichen Geburten stark überwiegt". Zahlreicher sind diese aber, wie es scheint, überall. Trotzdem überwiegt wenigstens bei uns im Norden im Ganzen der Bevölkerung an Zahl das weibliche Geschlecht. In Griechenland dagegen zählt bei einer Gesamtbevölkerung von 2433806 (1896) das männliche Geschlecht rund 100000 Seelen mehr als das weibliche; auch in Italien überwiegt ersteres, doch in viel geringerem Verhältnis. Hängt diese Erscheinung mit der früheren Heirat und der stärkeren Arbeitslast des weiblichen Geschlechtes im Süden zusammen? Übrigens würde es auch ohne jenes Plus von Männern in Griechenland kaum eine Frauenfrage geben, da diese doch viel entwickeltere Verhältnisse voraussetzt, als die heutigen griechischen sind. — Seite 191 wird neugr. *νερό* „Wasser" noch von altgr. *ναρός*, *Νηρεύς* abgeleitet. Es kommt aber von *νεαρὸν* (*ὕδωρ*), wie Krumbacher in den Christ gewidmeten Abhandlungen (München 1891, Seite 362) nachweist. — S. 216: Die in Delphi gefundene herrliche Broncestatue eines Wagenlenkers ist erheblich früher als 400 v. Chr. anzusetzen, etwa auf 480 bis 470; der als Stifter des Viergespanns inschriftlich genannte Polyzalos ist ein Bruder Gelons und Hierons I. von Syrakus.

Die Form der Darstellung ist mit verschwindenden Ausnahmen vortrefflich. Zu ändern wäre Seite 11 „Strafsenbettelei" in „Strafsenbettel". Seite 209 heifst es: „Es scheint nicht ausgeschlossen, dafs die Schiffahrt in dem neuen Kanal ... gestört werden dürfte".

Augsburg. R. Thomas.

Adolf Schulten, Das römische Afrika. Leipzig, Verlag von Dieterich, 1899. 116 S. 8° mit 5 Abbild. 2 M.

Das römische Afrika, vor zwanzig Jahren noch wenig bekannt und wenig beschrieben, ist durch die eifrige und erfolgreiche Thätigkeit der Franzosen mehr und mehr erschlossen worden. Überall tauchen aus dem Sande der Wüste die Denkmäler auf, Cherchel, Timgad, Dugga sind uns vertraute Namen geworden, die afrikanische Archäologie ist „in ihr goldenes Zeitalter eingetreten", semper aliquid novi ex Africa. Die gröfsten Verdienste auf diesem Arbeitsfelde hat sich Paul Gauckler erworben, dem die Leitung der Ausgrabungen und die Oberaufsicht über die Museen von der Regentschaft in Tunis anvertraut wurde und der durch seine l'archéologie de la Tunisie (Paris 1897) das Interesse der gelehrten Welt erregt hat. Ihm ist das vorliegende Büchlein gewidmet.

Es zeigt, dafs auch die deutschen Gelehrten sich eifrig an der afrikanischen Forschung beteiligen. A. Schulten hat selbst Tunis bereist und gibt uns hier ein Bild des römischen Afrika in populärer

Form, ähnlich wie vor ihm Boissier in seiner l'Afrique romaine. Das Büchlein ist aus einem Vortrag erwachsen, eine gewisse Wärme des Tones, besonders an den Stellen, wo der Verfasser von seinen eigenen Eindrücken spricht, ist diesem Umstande zu danken. Ein hinten angefügter gelehrter Apparat macht das Ganze noch wertvoller. Ich beschränke mich auf eine kurze Inhaltsangabe.

In der Einleitung bringt S. die Geschichte der Erforschung des Landes, dem Eifer der Franzosen wird rückhaltloses Lob gespendet, das intime Zusammengehen von Wissenschaft und Staat, von Offizieren und Gelehrten rühmend anerkannt. Nach einem Überblick über die natürliche Lage, die Bevölkerung und die Geschichte des Landes folgt eine eingehendere Betrachtung des vorrömischen Afrikas, „um die Fundamente aufzudecken, auf denen sich der stolze Bau der römischen Kultur erhob". Auch für diese Zeit mehren sich die Denkmäler und Inschriften; das Verhältnis der Berbern und Karthager tritt klarer zu Tage. Ihre Assimilation an das römische Element, die Umwandlung insbesondere der Berbern aus Nomaden in Ackerbauern, die Umbildung ihrer Stämme in eine Art von Stadtgemeinden wird treffend geschildert. Dann erst geht S. an seine Hauptaufgabe, und da die Regierung des Severus und seiner Dynastie zweifellos die Blütezeit der afrikanischen Provinzen bedeutet, so legt er seiner Schilderung diese Zeiten zu Grunde. Landwirtschaft und agrarrechtliche Verhältnisse, Städteanlage und Palastbauten, materielle und geistige Kultur, zuletzt die militärische Landesverteidigung werden behandelt. Insbesondere lassen uns die in erstaunlicher Menge gefundenen Mosaiken einen Blick thun in das Leben und Treiben jener äufserlich wenigstens so glänzenden Periode. Römische Kultur erscheint überall in eigentümlich afrikanischer Färbung, durch die Beziehungen zur Gegenwart, wo wiederum ein Kulturvolk die Arbeit der alten Römer aufgenommen hat, gewinnt die Vergangenheit doppeltes Interesse. Zum Schlusse eine Übersicht über die Zeiten des Rückganges, des Verfalls.

Eine Einteilung in Kapitel sowie ein Register hätten die Benützung der Arbeit erleichtert. Aber auch so sind wir dankbar. Was Mommsen in seinem 13. Kapitel des 5. Bandes der R. G. nur in nüchtern knapper Form bieten konnte, das tritt uns hier als farbenreiches Bild entgegen, auf dem auch die Details, die dem Bilde erst das rechte Leben geben, zu erkennen sind. Ein Vergleich der beiden Schilderungen zeigt uns den Fortschritt, den die afrikanische Archäologie gebracht hat.

Eine willkommene Zugabe sind die Abbildungen, die unter der Menge der Denkmäler die allerbedeutendsten bieten: das Amphitheater von El Dschem (Thysdrus), das Theater von Dugga (Thugga), den Triumphbogen von Kasserine (Cillium), das Kapitol von Sbeitla (Sufentula), das Kapitol von Dugga.

Luckenbach, Abbildungen zur alten Geschichte. 3. vermehrte Auflage. München und Leipzig, Verlag von Oldenbourg 1900. 71 S. 4°. M. 1,20.

Schon wieder eine neue Auflage, die dritte innerhalb sechs Jahren, gewiſs ein gutes Zeichen für die Brauchbarkeit dieses Bilderheftes. Der Verf. hat sich aber mit dem Erfolge nicht zufrieden gegeben, sondern hat an seinem Werkchen wacker weitergearbeitet. Vieles ist verbessert, sei es daſs bessere Abbildungen beschafft oder kleine Ungenauigkeiten des Textes korrigiert wurden, sei es daſs die Fortschritte der Wissenschaft eine Änderung verlangten. Hier ist besonders der neue Grundriſsplan der Akropolis zu nennen, der nach den Ergebnissen der Ausgrabungen gezeichnet nicht nur den Schülern Neues bringen wird. Auſserdem wurde das Material nicht unbedeutend vermehrt und man wird den Grundsätzen, nach denen dies geschah, gerne zustimmen. Leider ist es immer noch nicht möglich, einen sicheren, für die Schüler brauchbaren Plan von Delphi zu bieten, einstweilen müssen wir uns mit der schönen Bronze des Wagenlenkers begnügen. Dagegen haben die Fortschritte der Limesforschung den Verfasser veranlaſst, nun auch das römische Germanien zuzulassen; was hier auf vier neu hinzugefügten Seiten gebracht wird, dürfte für die Geschichtsstunde und für die Cäsarlektüre ausreichen. Wünsche bleiben immer noch zu erfüllen. Soll das Heft wirklich alle Bedürfnisse der Schule befriedigen, so wird eine weitere Vermehrung nicht zu vermeiden sein. Rom und besonders Pompeji ist noch nicht entsprechend vertreten; warum fehlt die Trajanssäule, warum das Reiterdenkmal des Marc Aurel? Beide müssen doch in der Geschichtsstunde erwähnt und den Schülern in Abbildungen gezeigt werden. In Pompeji wäre das Forum civile, von Süden gesehen, und als Innenansicht das Peristyl der domus Vettiorum (Engelmann, Pompeji Seite 92) vorzüglich geeignet zur Aufnahme. Auch dürfte wohl für Römisches und Pompejanisches noch die eine oder die andere Rekonstruktion weggelassen und das Monument selbst gesetzt werden. So gibt die Opferung der Iphigenie in Umriſszeichnung als einziges Beispiel keinen Begriff von dem Aussehen pompejanischer Wandgemälde. Möge es dem Verfasser vergönnt sein, noch recht oftmals die bessernde Hand an diese schöne und erfolgreiche Arbeit zu legen.

Landau. Wilhelm Wunderer.

Hans F. Helmolt, Weltgeschichte. IV. Band: Die Randländer des Mittelmeeres. Mit 8 Karten, 7 Farbendrucktafeln und 15 schwarzen Beilagen von Dr. Richard Bohn, M. Gilliéron und Oskar Schulz. Preis (in Halbleder geb.) 10 M. Leipzig u. Wien 1900. Bibliograph. Institut.

Auf den ersten Band dieses neuen groſsen Unternehmens des Bibliographischen Instituts, das seit April 1899 zu erscheinen beginnt,

wurde bereits in diesen Blättern Jahrgang 1900 S. 161 hingewiesen. Die einzelnen Bände erscheinen aufser der Reihe, und so wurde zu Anfang 1900 der zunächst fertig gewordene IV. Band ausgegeben, welcher schon aus der Fassung des Titels: Die Randländer des Mittelmeeres, auf das ethno-geographische Prinzip schliefsen läfst, nach welchem diese neue Weltgeschichte angeordnet ist; die dazwischen fallenden, noch ausstehenden Bände werden (II.) Ozeanien und Ostasien. Der indische Ozean, und (III.) Westasien und Afrika enthalten. Der einleitende Abschnitt des vorliegenden IV. Bandes stammt von dem am 17. Oktober 1897 verstorbenen Reichsgrafen Eduard von Wilczek, dessen Ausführungen Helmolt durchgesehen und ergänzt hat. Diese Einleitung, welche betitelt ist „Der innere geschichtliche Zusammenhang der Mittelmeervölker“ soll die Bedeutung des Mittelmeeres für die Geschichte der Menschheit erweisen, soll zeigen, dafs das Meer nicht blofs trennt, sondern auch verbindet, indem es Gegensätze mildert und verschiedenartige Völker zu einer (hier „mittelländischen“) Rasse einigt. — Der erste Abschnitt der Einzeldarstellungen behandelt die alten Völker am schwarzen Meere und am östlichen Mittelmeere, d. h. nacheinander 1. Kleinasien von den ältesten Nachrichten über kleinasiatische Völkerschaften bis auf deren Aufgehen in dem römischen Reich (20 Seiten); 2. Die alten asiatisch-europäischen Grenzvölker der Skythen und Sarmaten (10 Seiten); 3. Die Urvölker des Rumpfes der Balkanhalbinsel, d. h. neben den Illyriern und Thrakern besonders die Makedonen von der ältesten Besiedelung dieses Landes bis zu seinem Aufgehen in der Kette der Diadochenreiche (im ganzen 60 Seiten, wovon 45 auf Macedonien entfallen); 4. Das Reich der Seleukiden und das griechisch-baktrische Reich (13 Seiten). Hier machen sich doch die Nachteile des sogenannten ethno-geographischen Prinzips der Einteilung schon einigermafsen bemerkbar. Sonst pflegt man wohl die Reiche der Diadochen im Zusammenhange zu behandeln, da aber diejenigen Staaten, welche nicht zu den asiatischen Randländern des Mittelmeeres gehören, da ebenso Ägypten in den Bänden II und III behandelt werden, so bleibt hier nur das Seleukidenreich übrig. Demnach möchten wir behaupten, dafs hier das der Darstellung zu grunde liegende Prinzip eher zu einer Zerreifsung als zu einer Verbindung des Zusammengehörigen geführt hat. Der ganze Abschnitt ist von Dr. C. G. Brandis in Charlottenburg bearbeitet. Eine Überraschung bereitet auch der folgende Abschnitt: III. Das Christentum, seine Entstehung und seine östliche Entfaltung (von dem Rostocker Theologen Prof. Dr. Walther); denn man sieht nicht ein, warum vorher die Geschichte der Urvölker des Rumpfes der Balkanhalbinsel durchgeführt ist, wenn nicht unmittelbar darauf die Geschichte Griechenlands folgt; es müfste denn in Abschnitt III auch die Entwicklung des Christenthums in Macedonien etc. behandelt sein; das ist aber nicht der Fall. Der vierte Abschnitt behandelt Nordafrika, verfafst von Dr. Heinrich Schurtz (34 Seiten); nach einer kurzen Schilderung der afrikanischen Nordküste spricht der Verfasser von der ältesten Besiedelung Nordafrikas durch die Lybier (Stammland zweifelhaft),

und die Berber, und entwickelt sodann die Geschichte Nordafrikas, indem er der Reihe nach die Geschicke der griechischen Kolonie Kyrene, sodann Karthagos bis zu seiner Vernichtung durch die Römer, die römische Provinz Afrika, das Vandalenreich, die arabische Eroberung und Herrschaft bis zu ihrer Ablösung durch die türkische, die französische Kolonisation darstellt, und schliefst mit einer Übersicht über die Zustände Marokkos in der Gegenwart. Es ist klar, dafs eine so summarische Behandlung des Ganzen jedes nähere Eingehen auf Einzelheiten ausschliefst, so werden z. B. die punischen Kriege mit wenigen Zeilen abgemacht; doch sind die Angaben zuverlässig, überall ist auf die Abhängigkeit der geschichtlichen Entwicklung von der Beschaffenheit des Landes hingewiesen und so wird besonders für die arabische Zeit grofse Übersichtlichkeit erzielt. Ähnliches läfst sich über den fünften Abschnitt: Griechenland, sagen, den ein bewährter Kenner griechischer Geschichte, Prof. Dr. Rudolf von Scala in Innsbruck, bearbeitet hat. Hier wird auf 43 Seiten die ganze Geschichte des Griechenvolkes von der ältesten griechischen Vorgeschichte bis herab auf das Zeitalter Alexanders des Grofsen vorgeführt; trotz dieser Beschränkung ist der ganze Abschnitt sehr zu rühmen; klar gegliedert, in schöner Sprache geschrieben bringt er gar manchen neuen und fruchtbaren Gedanken (man lese z. B. nur die Charakteristik des Demosthenes und Isokrates S. 292 f.). Vorzügliche Bearbeiter fanden die folgenden Kapitel. Ein Kenner wie Prof. Dr. C. Pauli handelt auf 16 Seiten über die Urvölker der Apenninenhalbinsel, während die eigentliche Darstellung der Geschichte Italiens und der römischen Weltherrschaft Prof. Dr. Jul. Jung in Prag zugefallen ist, der für das Iwan v. Müllersche Handbuch wiederholt den gleichen Stoff bearbeitet hat. Trefflich ist vor allem seine Ausführung über die Geographie Italiens, die natürlichen Verhältnisse des Landes und die ältesten Siedelungen. 152 Seiten umfafst dieses Kapitel, welches von Roms Anfängen bis zur Begründung des Reiches der Longobarden auf italischem Boden hinabführt, also ist die Darstellung hier verhältnismäfsig ausführlich (man vergleiche z. B. die Geschichte der punischen Kriege). Freilich, um die Geschicke der beiden Halbinseln bis zur Gegenwart zu verfolgen, dazu war die Fülle des Stoffes zu grofs, die weiteren Schicksale von Byzanz, Griechenland und Italien wird der fünfte und sechste Band behandeln. Dagegen bringt der letzte siebente Abschnitt die Geschichte der pyrenäischen Halbinsel von den Uranfängen bis auf unsere Tage. Auch hier ist die Darstellung nicht viel ausführlicher als sie in unseren Geschichtslehrbüchern zu sein pflegt, aber sie ist übersichtlich, klar und in ihren einzelnen Angaben zuverlässig (S. 541 wird als Beginn der Regierung Karls III. irrtümlich 1778 statt 1788 angegeben!); wichtige Partien wie z. B. der spanische Erbfolgekrieg werden wohl an anderer Stelle ausführlicher behandelt.

Ganz vortrefflich ist die Ausstattung und der Bilderschmuck des Bandes; prächtige Chromolithographien (z. B. Mosaik der Alexanderschlacht, Thronender Christus aus der Hagia Sophia etc.) und hervorragend schöne Reproduktionen in Schwarzdruck (Hochstadt von Perga-

mon, röm. Forum, Kultur- und Landschaftsbilder zur älteren griech. Geschichte schmücken das Buch. Es ist zwar für Gebildete weiterer Kreise berechnet, wird aber bei seiner oft gedrängten Kürze besonders dem Geschichtskundigen Genufs und Anregung gewähren.

München. Dr. J. Melber.

Gruber, Christian, Dr., Reallehrer an der Städtischen Handelsschule in München, Die Entwicklung der Geographischen Lehrmethoden im XVIII. und XIX. Jahrhundert, Rückblicke und Ausblicke, mit 2 Kärtchen und 8 Skizzen, München 1900. R. Oldenbourg. 8⁰. 253 S.

Der Verfasser, der uns längst durch seine sorgfältigen Einzelarbeiten über bayerische Landeskunde vorteilhaft bekannt ist, hat sich als praktischer Schulmann entschlossen, für sein Lieblingsfach, die Schulgeographie, die leider vielfach noch ein Stiefkind unseres höheren Unterrichts ist, eine Lanze zu brechen. Wenn es schon als reizvolle Aufgabe erscheint, die Entwicklung irgend eines Lehrzweiges während des abgelaufenen Jahrhunderts zu betrachten, so mag dies in besonderem Mafse für die Schulgeographie gelten. Dafs der gelehrte Verfasser dabei den Quellenwerken, soweit als immer möglich, kritisch nachging und die älteren Schriftsteller, vor allem, wenn sich über ihre Veröffentlichungen der Staub der Vergessenheit allzu dicht legte, selbst reden liefs, wird ihm der einsichtsvolle Schulmann um so eher Dank wissen, als er den jeweiligen Stand der erdkundlichen Methodik im Zusammenhalt mit den grofsen pädagogischen und geographischen Strömungen in älteren und jüngeren Zeiten zu schildern unternahm. Man hat das 18. Jahrhundert ein pädagogisches Zeitalter genannt. Diese Ehrenbezeichnung gilt ungleich mehr seiner zweiten als seiner ersten Hälfte. Nun trägt das 18. Jahrhundert ein zwiespältiges Wesen an sich. Es ist die Periode eines Francke, eines Rousseau-Basedow und zum Teil auch eines Pestalozzi, die Zeit des Pietismus und des vulgären Rationalismus, der evangelisch-orthodoxen Frömmigkeit und des reinen Vernunftglaubens der Aufklärung, der absoluten Fürstengewalt und der die Menschenrechte proklamierenden grofsen Revolution. Sie alle und der Neuhumanismus dazu haben ihre Fufsstapfen in der Geschichte des deutschen Schulwesens hinterlassen. So kam man denn auch in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts zu einer gründlicheren und naturgemäfseren Unterweisung in der Erdkunde, als sie zur Zeit A. H. Franckes herrschend war, der selbst bei allem Verdienst um die geographische Belehrung doch keinen tieferen Blick in das Wesen der Geographie gethan hatte. Besonders hemmend aber wirkte damals der fast allgemein anerkannte Satz: „Geographie und Chronologie sind die beiden Augen der Geschichte.“ Die Methodik des erdkundlichen Unterrichts ist aber so alt wie das echte geographische Schrifttum überhaupt. Nichts bezeugt dies glaubwürdiger als ein Blick in Strabos Erdbeschreibung. Der Verfasser gibt eine für jeden Schulmann lesenswerte Analyse des

ersten Buches der berühmten Erdbeschreibung nach der deutschen Übersetzung von Forbiger und einen Rückblick auf alle früheren Bemühungen für den Schulbetrieb der Erdkunde in Deutschland. Man kann beweisen, dafs die Grundgedanken zu fast allen neueren und neuesten methodischen Erörterungen über den Unterricht in der Erdkunde bereits dem 18. Jahrhundert angehören. Das 19. Jahrhundert hat sie nur im einzelnen weiter entwickelt und praktisch ausgebaut. Ein ganz besonderes Kapitel ist dem geographischen Unterricht in Altbayern im 18. Jahrhundert und den Verdiensten Lorenz von Westenrieders gewidmet. Der zweite Teil des Buches, beginnend mit Seite 150, behandelt das 19. Jahrhundert. Die Geographie mufste schon wegen des Objektes ihrer Forschung und weiter infolge der Vielseitigkeit ihrer Aufgaben, ihres gewissermafsen universalistischen Wesens, durch die ausgiebige Pflege und Vertiefung der sogenannten exakten Disziplinen während des 19. Jahrhunderts in hohem Mafse gewinnen. Nicht minder als das Wachstum einer Reihe exakter Wissenschaften hat auch die räumliche Erweiterung der Kenntnisse von der Erde im 19. Jahrhundert zur Förderung der Geographie als Forschungszweig und Unterrichtsgegenstand beigetragen. Es mufs als ein besonders glücklicher Umstand betrachtet werden, dafs gleichzeitig mit dem um die Zeit der Befreiungskriege erwachten Bedürfnis nach erhöhter und gediegener Volksbildung auch auf geschichtlichem und geographischem Gebiete die Lehrweisen vervollkommnet wurden. Um sie haben sich zuerst die Pestalozzianer und zwar aufser dem vorwiegend theoretisierenden Meister vor allem Tobler und Henning mit Geschick angenommen. Dabei bauten die Pestalozzianer ihre geographische Unterrichtsweise auch nur vorwiegend auf neuen Ideen auf. Sie sind blofs den Forderungen des Comenius gerecht geworden, haben die Anschauungen der Philanthropinisten nur von manchem Spielenden und Zufälligen befreit und geläutert und den Gesetzen der Geistesentwicklung des Kindes angepafst. Diese Bestrebungen der Jünger Pestalozzis sind aufs engste den Anschauungen Carl Ritters verwandt. Man sollte nicht übersehen, dafs Ritter ebenso grofs als Pädagoge im tiefsten Wortsinne war wie als Gelehrter. Während die Pestalozzianer, Ritter und Diesterweg auf die Entwicklung der geographischen Lehrmethoden unmittelbaren und tiefgreifenden Einflufs gewannen, wirkte A. von Humboldt und O. Peschel nur indirekt auf sie ein. Damit ist der Verfasser in eine Prüfung der modernen Strömungen in der Geographie eingetreten. Anthropogeographische und morphologische Betrachtungen hält er für die genetische Behandlung der Erdkunde an höheren Schulen überall dort für erlaubt, wo es die Fassungskraft des Schülers gestattet. Das Hauptfeld für eine umfassende und zugleich auch zusammenhängende genetische Betrachtung bietet neben den einzelnen Ländergruppen, Gebirgszügen und Flufsläufen ganz wesentlich die physikalische Geographie. Das einleitende Kapitel in diesen Wissenszweig soll für den Schulmann, da man es ja hauptsächlich mit dynamischen Einwirkungen auf den Erdkörper zu thun hat, der Hinweis auf die Entstehung unseres Planeten und seines Aufsenteiles überhaupt, sowie die Lehre von der

Gliederung jener Gesteinsschichten bilden, die an dem Aufbaue des letzteren einen wesentlichen Anteil nehmen. Gewöhnlich wird man sich bei dieser knapp und mit möglichst wenig paläontologischem Ballast zu fassenden und geschichtlichen Betrachtung ausgiebig auf die von den Schülern bereits erworbenen mineralogischen und petrographischen Kenntnisse stützen können. Im übrigen sollte keine geographische Sammlung eine nach Altersstufen geordnete Übersicht der wichtigsten Felsarten entbehren, wobei auf die möglichst vollständige Vertretung der Gesteine des engeren heimatlichen Bodens besondere Rücksicht zu nehmen wäre. Damit ist der Verfasser zum dritten Teile, zu seinem Ausblicke in die Zukunft, gelangt, die er in folgenden Thesen zusammenfafst. Der Schulgeographie gehört eine andere Stellung in den Lehrplänen der höheren Anstalten. Was thut der Schulgeographie in Zukunft vor allem not? An keinem deutschen Gymnasium und Realgymnasium wird die Geographie in den beiden obersten Klassen gelehrt. Die Schulgeographie ist vielfach noch zu theoretisierend. Sie und die Schulkartographie haben nicht die notwendige allseitige Entwicklung genommen. Der erdkundliche Unterricht mufs von jedem unnützen Ballast befreit werden. Einige Betrachtungen über moderne Heimatkunde und über Schülerwanderungen zur Behandlung der Länderkunde, über die Frage des Kartenzeichnens durch die Schüler und über geographische Schilderungen schliefsen mit dem Verlangen, das orographische und geologische Profil und die Konturenskizzen seien im geographischen Unterrichte künftighin häufiger zu benützen, auch die wirtschaftlichen Verhältnisse durch Karten mehr zu veranschaulichen. Wann werden sich wohl diese auf jedem deutschen Geographentage mehr oder minder nachdrücklich gestellten „Forderungen“ durchringen?

Ludwigshafen a. Rh. H. Zimmerer.

Joh. Müller, Der Oberflächenbau Deutschlands, ein Hilfsbuch zur Vertiefung des Unterrichts in der Heimatskunde. Mit 22 geologischen Profilen nebst einem Übersichtskärtchen und einem Flufsprofil im Text und einer Tafel mit 8 Flufsprofilen. München und Leipzig 1900. G. Franzscher Verlag. Preis M. 1.80.

Das Bestreben des Verfassers „die Grundzüge der Bodengestalt unseres Vaterlandes im engsten Zusammenhang mit der Bildungsgeschichte seiner Bodenformen vorzuführen“, hat uns ein sehr lehrreiches und tüchtiges Buch beschert, für das man ihm aufrichtig Dank sagen mufs. Die oro- und hydrographischen Verhältnisse Deutschlands klarzulegen, enthält das Buch eine Anzahl schematischer geologischer Profile, die durchaus geeignet sind, die Einsicht in den „oft schwer erkennbaren geognostischen Aufbau der Bodenformen“ zu fördern. Auch bezüglich der Gefällverhältnisse der Flüsse hat Verfasser nicht mit der Beigabe einer Reihe von graphischen Darstellungen gegeizt, was nur zu begrüfsen ist. Das Buch empfiehlt sich aufserdem noch durch seine gewandte und ansprechende Darstellung, so dafs es eine

angenehme Lektüre bildet, was man nicht oft in andern Büchern vereinigt findet. Es soll daher an dieser Stelle besonders auf dieses Werkchen hingewiesen werden.

Frankenthal. Koch.

Tierkunde unter grundsätzlicher Betonung der Beziehungen zwischen Lebensverrichtungen, Körperbau und Aufenthaltsort der Tiere, bearbeitet von Dr. C. Fickert, I. Assistenten an der zoologischen Anstalt der Universität Tübingen, und O. Kohlmayer, Ordentlicher Lehrer und Fachlehrer für Naturgeschichte am K. Seminar zu Alfeld a. d. Leine. Dritte verbesserte und vermehrte Auflage. Mit 570 Abbildungen und einer farbigen Tafel „Tierregionen und Subregionen“ nach Wallace. Leipzig. G. Freitag. 1900. Preis gebunden M. 4.80.

Das Buch steht, wie schon der Titel besagt, auf dem Standpunkte, dafs die Verwirklichung der Forderungen des biologischen Prinzipes in wissenschaftlich und methodisch zu rechtfertigender Weise den Kernpunkt des naturgeschichtlichen Unterrichtes aller Schulgattungen bildet. Dieses Ziel suchen die Verfasser zu erreichen durch sorgfältige Gliederung der Beschreibungen (Name, Vorkommen, Gestalt, Bedeckung, Bewegung, Ernährung, Vermehrung, Sinnesthätigkeiten, Bedeutung, Verwandtschaft), beständige Hinweise auf biologische Verhältnisse, Fragen, Vergleiche und abschliefsende Zusammenfassungen. Als Probe der Darstellung gebe ich den kleinen Abschnitt über die Spitzmäuse; die gröfseren über Fledermaus, Maulwurf u. a. wären ja viel besser und charakteristischer, sind aber für diese Stelle zu lang.

„Die Spitzmäuse kommen in verschiedenen Arten bei uns vor: Feld-, Haus-, Zwerg- und Wasserspitzmaus. In Gestalt und Bedeckung ähneln sie den Mäusen, unterscheiden sich aber von letzteren durch den langen Wühlrüssel, das Kerbtierfressergebifs und den kürzeren Darm. Die Wasserspitzmaus hat aufserdem Schwimmhaare zwischen den Zehen. An den Seiten des Körpers und an der Schwanzwurzel sondern die Spitzmäuse eine nach Moschus riechende Flüssigkeit ab, die ihnen ein Schutz gegen ihre Feinde ist; nur Kreuzottern und Störche fressen die Spitzmäuse trotzdem. Mit Ausnahme der Wasserspitzmaus, die auch Fische und Fischlaich verzehrt, sind sämtliche Spitzmäuse nützliche Tiere. Kennzeichen der kleinen Raubtiere. Die Kerbtierfresser oder kleineren Räuber besitzen einen zum Wühlen vorzüglich eingerichteten Körper. Weise das nach! Ihr zahlreiches Gebifs zeichnet sich aus durch kleine äufserst scharfe Schneidezähne, spitze Eck- und spitzhöckerige Backenzähne“ (vgl. hiemit Schmeil, Leitfaden der Zoologie, S. 32).

Das ursprünglich für Lehrerbildungsanstalten bestimmte Buch gibt in Noten Erklärungen der fremdsprachlichen Namen des Systemes nach Leunis' Synopsis. Dafs davon viele falsch sind, werde ich gelegentlich einmal nachweisen, hier sei nur erwähnt: *κάττα* (S. 8) ist Katze, nicht Affe; *λόφος* heifst nicht nur Hügel, sondern auch: Helm-

busch, Mähne, Kuppe, Kamm; manica ist nicht Handschuh im eigentlichen Sinne; termes kommt nicht von τέρμα Ende, sondern von termes (tarmes) Holzwurm (Isidor Orig. XII. 5. 10) u. s. w.

Besondere Anerkennung verdienen die zahlreichen schönen Abbildungen und die farbigen Anatomieen.

Jahrbuch der Naturwissenschaften. Enthaltend die hervorragendsten Fortschritte auf den Gebieten: Physik, Chemie und chemische Technologie; angewandte Mechanik; Meteorologie und physikalische Geographie; Astronomie und mathematische Geographie; Zoologie und Botanik; Forst- und Landwirtschaft; Mineralogie und Geologie; Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte; Gesundheitspflege, Medizin und Physiologie; Länder- und Völkerkunde; Industrie und industrielle Technik. Unter Mitwirkung von Fachmännern herausgegeben von Dr. Max Wildermann. Herdersche Verlagshandlung zu Freiburg im Breisgau. Vierzehnter Jahrgang 1898 — 1899. Mit 45 in den Text gedruckten Abbildungen. Fünfzehnter Jahrgang 1899 — 1900. Mit 53 in den Text gedruckten Abbildungen. Nebst einem Anhange: Generalregister über die Jahrgänge 1895/96 — 1899/1900. gr 8°. à Bd. M. 6; in eleg. Original-Einband: Leinwand mit Deckenpressung M. 7. — Die Einbanddecke besonders 70 Pf.

Wer heute in Naturwissenschaften Unterricht erteilt, mufs auf dem laufenden bleiben, sonst wird er bald von der Wissenschaft überholt sein und seine Schüler Dinge lehren, die längst nicht mehr für wahr gelten. Allein dem Entwickelungsgang der Wissenschaft zu folgen ist schwer für den Lehrer in einer grofsen Stadt, der zwar die nötige Literatur, meist aber nicht die Zeit hat, sie zu studieren: unmöglich ist dies für den Kleinstädter, dem vielleicht eine einzige Zeitschrift zu gebote steht. Da bietet nun W.s Jahrbuch einigermafsen Abhilfe, indem es aus der Feder spezieller Fachmänner Überblicke über die Fortschritte der Wissenschaften während eines Jahreslaufes und zugleich Nachweise der wichtigsten Literatur bietet. Dem Zwecke dieser Blätter gemäfs begnüge ich mich aus dem reichen Inhalte nur diejenigen Abschnitte hervorzuheben, welche für den Mittelschulunterricht Bedeutung haben. So etwa im vierzehnten Jahrgang aus der Physik: Neue Apparate für Demonstrationszwecke, Der heutige Stand unseres Wissens von den Röntgenstrahlen, Weitere Mitteilungen über Telegraphieren ohne Draht. In Chemie: Flüssiger Wasserstoff. Ein neues Verfahren zur Erzeugung hoher Temperaturen. Über neue Bestandteile der atmosphärischen Luft. Die Frage der Entstehung des Erdöls. Neue Festsetzung der Atomgewichte der Elemente. In der Zoologie: Zur Naturgeschichte des Herings. Aus dem Leben der Termiten. Die Fortpflanzungsverhältnisse der Honigbiene. Wie locken die Blumen Insekten an? In Botanik: Der Kaffeebaum

(mit Beziehung auf seinen Anbau in Deutsch-Afrika). Der Kakaobaum und seine Bedeutung für das deutsche Schutzgebiet Kamerun. In Forst- und Landwirtschaft: Die San José-Schildlaus. In Gesundheitspflege etc.: Schulhygiene und Schularztfrage. Von aktuellem Interesse und im Geographieunterrichte brauchbar sind auch viele der Artikel aus Länder- und Völkerkunde, Verkehr, Handel, Gewerbe und Industrie u. s. w. Im 15. Bande seien genannt: In Physik dieselben Kapitel wie oben; in Chemie: Das Wachs der Bacillarien und sein Zusammenhang mit dem Erdöl. Der neue Rohrbeck-Öhmkesche Brenner. Über die Eigenschaften des Aluminiums. In Botanik: Die grünen Halbschmarotzer. Die Schleimpilze. Biologische Beobachtungen über Helleborus foetidus. Einige Beobachtungen und Experimente an Oxalis-Arten, Ameisenbrötchen bei Leea-Arten. Die Orchideen als Handelsartikel. In Zoologie: Können die Krebse hören? (Die ganze in fast allen Lehrbüchern verbreitete Theorie von den Otocysten und Otolithen wird umgestofsen!) Neues über die Wanderheuschrecke. Die Verfärbung des Federkleides der Vögel. In Mineralogie: Der Marmor, seine Entstehung, Struktur und mechanischen Eigenschaften. Die Goldindustrie in Transvaal. Über die Farbe natürlicher Gewässer. Besonders reich ist die Astronomie und Meteorologie bedacht; aus Länder- und Völkerkunde sei noch des Nilstauwerkes (Philae) und des englisch-französischen Abkommens über die Teilung des Sudans gedacht. Den Abschlufs beider Bände bildet das übliche Totenbuch.

München. H. Stadler.

Standesverhältnisse.

I.

Schriften über Standesverhältnisse.

1. Nochmals die Lage des höheren Lehrerstandes in Preufsen. Von W. Lexis. Sonderabdruck aus den Jahrb. f. Nationalök. u. Statistik. Dritte Folge, Band XIX, Heft 1; Jena, Gustav Fischer, 1900. 11 Seiten.
2. Freiwillige und unfreiwillige Beiträge zur Oberlehrerfrage von Gelehrten und Staatsmännern. Herausgegeben von Dr. Heinrich Schröder. Kiel u. Leipzig, Lipsius u. Tischer; im Febr. 1900. 71 Seiten. — 1 M.
3. Ausscheidealter und Krankheiten der Direktoren und Oberlehrer an den höheren Lehranstalten Preufsens in den Jahren 1895/6 bis 1898/9. Ein Beitrag zur Überbürdungsfrage von Prof. Dr. A. Kannengiefser. Schalke, E. Kannengiefser; im März 1900. 79 S. — 1 M.
4. Kritische Bemerkungen zu der im Kgl. statistischen Bureau bearbeiteten Denkschrift über die Alters- und Sterblichkeitsverhältnisse der Lehrer an den höheren Unterrichtsanstalten. Vortrag, am 21. März 1900 im Berliner Gymnasiallehrer-Verein gehalten und im Auftrag desselben herausgegeben von Dr. Max Klatt, Prof. am städt. Lessing-Gymnasium zu Berlin. Berlin 1900. 24 Seiten.
5. Der Oberlehrerstand und seine Lage. Zusammenfassung und Ergänzung der bezüglichen Untersuchungen. Von H. Steinmeyer, Oberlehrer in Braunschweig. Wolfenbüttel, Jul. Zwifsler, April 1900. 56 S. — 0,75 M.

Diese Schriften bilden einerseits eine Fortsetzung der in meiner letzten Besprechung (cf. „Blätter", Jahrg. 1900, S. 164 ff.) behandelten Broschüren (von Knöpfel „Zur Überbürdungsfrage", Schröder „Justitia etc.", „Im Kampf ums Recht", Lexis „Zur Lage des höheren Lehrerstandes in Preufsen"), und stehen andrerseits unter sich in mehr oder weniger engem Zusammenhang. Sämtlich beziehen sie sich fast durchaus auf die preufsischen Verhältnisse.

Der Kampf ums Recht hat nach Schröders weithin vernehmbarem Kampfruf (zuerst in seiner Schrift „Der höhere Lehrerstand in Preufsen", 1898) eine stets wachsende Anzahl nicht minder gesinnungstüchtiger und mutiger Kämpen in die Arena gerufen, und das Inter-

esse an den schwebenden Fragen gewinnt zusehends nicht allein innerhalb des höheren Lehrerstandes, sondern auch aufserhalb desselben. namentlich in den Kreisen der Abgeordneten, in demselben Grade an Kraft, in welchem die preufsische Regierung sich zögernd und zurückhaltend benimmt.

Im Mittelpunkt der Diskussion stehen erstens die gegen früher aufserordentlich verspätete feste Anstellung und zweitens die ungünstigen Sterblichkeits- und Invaliditätsverhältnisse der höheren Lehrer.

Beide Umstände, namentlich die sich immer mehr verspätende Anstellung, bringen die jüngere Generation mehr und mehr um die Früchte der letzten Gehaltsnormierung (vom J. 1897), ja die jüngeren Oberlehrer sind schlimmer daran nach der neuen Gehaltsnormierung als die älteren vor derselben. Wir gehen zunächst auf diesen Punkt etwas näher ein, zumal er in mancher Hinsicht charakteristische Einblicke gewährt, und benützen zur besseren Illustrierung auch einige lehrreiche Aufsätze in den Zeitschriften.

In den Blättern f. höh. Schulw., 1900, Heft 2 hat O.-L. Dr. Wermbter-Rastenburg den Nachweis geliefert, dafs für die Oberlehrer an königlichen Anstalten seit 1855 das Alter bei Erlangung der Anstellungsfähigkeit stetig zurückging und zwar von 25 Jahren bis 28,1 Jahren (in 1898), während das Alter bei Erlangung der festen Anstellung in derselben Zeit ebenso stetig den kolossalen Rückschritt von 26,5 Jahren (1855) bis 36,7 Jahren (1898) gemacht hat!! An städtischen Anstalten wurde die feste Anstellung von jeher beträchtlich früher erreicht; der Durchschnitt ist hier (für die Zeit von 1892 bis 1899) 32 Jahre, für die königlichen Oberlehrer dagegen 35 Jahre 11 Monate (nach O. Hesse-Wesel im Korr.-Bl. 1900, Nr. 4).

Das Mifsliche, ich möchte fast sagen Unmögliche eines solchen Zustandes wurde denn auch von der K. Staatsregierung anerkannt, und es wurde durch ein Gesetz (vom 4. Mai 1892, bezw. 16. Juni 1897) bestimmt: . . . „Die über 4 Jahre hinausgehende Beschäftigung als Hilfslehrer „kann“ (!) von dem Unterrichtsminister im Einverständnis mit dem Finanzminister ganz oder zum Teil (!) (als Dienstalter) eingerechnet werden.“ Durch eine wohlwollende Anwendung dieser, wie jeder sehen kann, äufserst vagen Bestimmung würde immerhin eine Salbe auf die Wunde gelegt werden, obgleich man sich fragen mufs: warum schafft und schuf man nicht zur Beseitigung der unendlichen Wartezeit die entsprechende Zahl neuer Oberlehrerstellen? Aber, wie es mit der Ausführung dieser Bestimmung, die doch in jedem Landtag von den Abgeordneten urgiert wurde, sich verhält, zeigt Hesse in mehreren Aufsätzen im Korr.-Bl. (in Nr. 4, 19 und 21). Darnach verloren in den Jahren 1892 bis 1899 an kgl. Anstalten **60 %** aller Oberlehrer ihre ganze anrechenbare Hilfslehrerzeit als Dienstalter (an städtischen Anstalten 24 %), und es bedeutete dies einen durchschnittlichen Dienstaltersverlust eines königlichen Oberlehrers von 4 Jahren 5 Monaten. Im letzten Jahre (vom 1. April 1899 bis 1. April

1900) betrug nach Hesse (cf. Korr.-Bl. Nr. 19) die entsprechende Prozentziffer sogar 74%! Diese Berechnung stellte Hesse an, weil ein Vertreter der Kgl. Regierung (Gerichtsassessor Tilmann) auf das einmütige Andrängen der Abgeordneten die Erklärung abgegeben hatte (12. März): „Die Staatsregierung macht von der ihr durch den Normaletat gewährten Befugnis der über vier Jahre hinausgehenden Hilfslehrerdienstzeit weitgehenden Gebrauch, soweit es die betreffenden Bestimmungen zulassen. Wenn in einzelnen Fällen eine solche Anrechnung nicht erfolgt ist, so haben besondere Gründe vorgelegen. Im allgemeinen werden diese Anträge in wohlwollendster Weise behandelt, und das wird auch für die Folge die Richtschnur für die Regierung sein.“ — Mit Recht verlangt im Hinblick auf diese von ihm dargelegten thatsächlichen Verhältnisse Hesse, dafs die diskretionäre Bestimmung des Gesetzes beseitigt und durch eine imperative Bestimmung ersetzt werde.

Es zeigt sich aus Vorstehendem, welche Bedeutung die Fragen besitzen, die ich eingangs als diejenigen bezeichnete, die im Brennpunkt der Untersuchungen stehen. Man kann die beiden Fragen füglich in die eine zusammenfassen: Wie lange dauert die durchschnittliche Dienstzeit eines Oberlehrers? Die Lösung dieser Frage ist nun im ganzen und grofsen gelungen, dank den ebenso unermüdlichen wie ernsten Bemühungen von Männern wie Schröder, Knöpfel, Kannengiefser, Wermbter, Hesse, Huckert, Mellmann und anderen, die gegenüber den oberflächlichen Kalkulationen und Schätzungen (denn von Berechnungen kann man in seltenen Fällen reden) derer, die sich offiziell mit diesen Untersuchungen beschäftigten, das Feld behaupteten.

Wie sehr sich Lexis wiederholt in wichtigen Punkten getäuscht hat, ist nunmehr vor aller Welt klar;[1]) er selbst gesteht es zu, unter anderem in einer Zuschrift an das Korr.-Blatt in Nr. 11. Aus seiner ad 1) erwähnten Schrift sei daher nur das entnommen, was er nach offiziellen Quellen über die Nebeneinnahmen der Oberlehrer, Hilfslehrer und Direktoren mitteilt. Die Regierung hatte — mit Beschränkung auf die Angehörigen des höheren Lehrfachs — eine Enquête über die Nebeneinnahmen vorgenommen. Sie ergab, dafs von den Anstaltsleitern 45,72%, von den Oberlehrern 50,98%, von den Hilfslehrern 60% überhaupt Nebeneinnahmen haben, die sich durchschnittlich auf 227 M. (infolge eines Rechenfehlers, den ihm Gercken nachwies, schrieb Lexis 270 M.), belaufen, eine Summe, die denn der Ministerialdirektor Althoff selbst für nicht so erheblich erklärte, dafs sie für die Bemessung der Gehälter irgendwie in Anrechnung zu bringen sei. Hoffentlich ist das Finanzministerium der gleichen Ansicht, damit nicht auch noch auf diesem odiosen Gebiet der leidige Kampf entbrennt.[2])

---

[1]) Aufser Schröder, Huckert und anderen war es in letzter Zeit insbesondere Knöpfel, der Lexis, und zwar im Korr.-Bl. (Nr. 5—8) und in den „Blättern f. h. Sch.-W.“ Nr. 4, die bedenklichsten Irrtümer nachwies.

[2]) Im letzten Bericht (Jahrg. 1900, S. 177) erwähnte ich, dafs die preufs. Staatsregierung im Begriffe sei, eine Enquête über die Nebeneinnahmen der höheren

ad 2) „Freiwillige Beiträge“ nennt Schröder die Zuschriften, die ihm von Hochschulprofessoren geworden sind, an die er seine Schriften gesendet hatte. Diese Zuschriften, die etwa den Wert einer Umfrage haben, zeugen von dem weitgehenden Interesse, das die gerechte Sache der unter fiskalischer Engherzigkeit leidenden Lehrerschaft der höheren Schulen gewonnen hat. Die Verfasser stimmen Schröder in anerkennender Weise und mit Freimut zu. Zu den „freiwilligen Beiträgen“ zählen auch Äufserungen von Autoritäten in der pädagogischen, medizinischen etc. Fachpresse, bei Vorträgen u. s. w., Äufserungen, die sich auf die aktuellen Fragen beziehen. „Unfreiwillige Beiträge“ nennt Schröder die durch Tilmanns und Lexis' Irrtümer hervorgerufenen ungünstigen Beurteilungen der Äufserungen dieser Männer in der Presse. Zum Schlusse wendet sich Schröder gegen die sub 1) zitierte Schrift von Lexis.

ad 3) Eine äufserst mühsame Arbeit war es, der sich neuerdings Kannengiefser, der verdiente Herausgeber des „Korr.-Blatt“, unterzog, um das mittlere Ausscheidealter der Oberlehrer (und Direktoren) in zuverlässiger Weise festzustellen. In zuverlässiger Weise —; denn „es dürfte in und aufserhalb Europas kein amtliches Organ geben, dessen statistische Angaben so gänzlich unzuverlässig sind, wie die des Centralblattes“, ruft K., erstaunlicherweise mit Recht, aus. Diese Thatsache wurde von Lexis und zahlreichen Abgeordneten unumwunden anerkannt; und mehrere von Lexis gemachte Fehler — nicht alle — beruhen auf Fehlern des Zentralorgans der preufsischen Unterrichtsverwaltung. K. benützte für diese Ausscheidestatistik insbesondere die Programme der höheren Lehranstalten von 1887/8 bis 1898/9 und den Kunzeschen Kalender.

Selbstverständlich wird die Durchschnittsziffer jedesmal eine andere, je nachdem man gröfsere oder kleinere Zeiträume zu grunde legt. So hatte Lexis nur die in den Jahren 1895 und 1896 ausgeschiedenen Oberlehrer berücksichtigt, als er zu dem Durchschnittsalter von 52 Jahren 8 Monaten kam. K. wählte breitere Grundlagen und fand als Ausscheidealter in den drei aufeinanderfolgenden vierjährigen Zeiträumen

1887—1890	die Zahl	54	Jahre
1891—1894	„	56,4	„
1895—1898	„	55,5	„ .

Das durchschnittliche Sterbealter der Oberlehrer Preufsens in den letzten 15 Jahren war (nach Kannengiefser) ungefähr 2 Jahre und 4 Monate niedriger als das der gesamten männlichen Bevölkerung,

Lehrer anzustellen. Das klägliche Resultat, das ich dort in Aussicht nahm, ist thatsächlich eingetroffen. Recht betrübend ist aber folgende Thatsache. Die Vorsitzenden der Delegiertenversammlung hatten offiziell den Wunsch ausgesprochen, die Ergebnisse der Enquête nur dann zu veröffentlichen, wenn über den Nebenverdienst andrer höherer Beamten, insbesondere der Richter, entsprechende Ermittelungen zur Vergleichung vorlägen. Was geschah aber? Die einseitigen Erhebungen wurden von Herrn Min.-Dir. Althoff an Herrn Lexis zur Veröffentlichung in einer Schrift von privatem Charakter weggegeben!

und zweitens ist die Vitalität der preufsischen Oberlehrer in starker rückläufiger Bewegung, die der männlichen Bevölkerung in aufsteigender Bewegung.

Die offizielle Denkschrift hat das Ausscheidealter bedauerlicherweise überhaupt nicht bearbeitet; wahrscheinlich fehlte es an der nötigen Zeit und nicht minder an den geeigneten Personen. Neuerdings wurden indes, wie ich lese, für solche Arbeiten zwei Angehörige des höheren Lehrerstandes — Prof. Klatt-Berlin und Oberlehrer Huckert-Neisse — in das Unterrichtsministerium einberufen, und es steht nun zu erwarten, dafs dem nächsten Landtag sichere Ergebnisse mitgeteilt werden. Die Vitalitätsstatistik, welche dem letzten Landtag vorgelegt wurde, ist bekanntlich vollständig mifsglückt. (Näheres darüber bei Klatt [sub 4]) und in den **„Verhandlungen des preufsischen Landtags im Jahre 1900 über höheres Schulwesen und Angelegenheiten des höheren Lehrerstandes“.** Nach den stenographischen Berichten, herausgeg. von Prof. Dr. **A. Kannengiefser** in Schalke. Verlag E. Kannengiefser, Schalke. 166 Seiten in 4°. 1 M. 50 Pf.)

Da die Kenntnis des Ausscheidealters wie der Vitalität nur dann einen praktischen Wert hat, wenn man die Ziffern in den analogen Berufsständen kennt, so sind alle seitherigen amtlicherseits unternommenen Schritte um so notwendiger resultatlos verlaufen, weil die bezüglichen analogen Daten fehlen, und es gibt daher zur Zeit in diesem Gebiet (speziell in der Frage des Ausscheidealters) nichts Besseres, als das, was Knöpfel in seiner Schrift „Zur Überbürdungsfrage“ (cf. die Besprechung in unseren „Blättern“ J. 1900, S. 164—167) veröffentlicht hat. Dies wurde auch von den Rednern im Landtag ausdrücklich anerkannt.

Eine knappe Zusammenfassung mit teilweisen Ergänzungen bot Knöpfel im Korr.-Bl. Jahrg. 1900, Nr. 6. Mit gütiger Erlaubnis des Verfassers drucken wir die Liste hier ab:

Die wichtigsten statistischen Resultate der Validitätsverhältnisse der akademisch gebildeten Lehrer Deutschlands im Vergleich mit denen der übrigen akademisch gebildeten Beamten.

Zusammengestellt von Prof. Knöpfel-Worms. Im März 1900.

A. Ausgeschiedene Beamte unterster Instanz.

		Preussen	Bayern	Sachsen	Württemberg	Baden	Hessen	Braunschweig
Ausscheidealter	der Lehrer	54.9*)	52.5	50.3	54.11		53.5	49.10
	der übrigen Beamten	1) **59.6**			2) **59.3**		3) **65.1**	
Definitive Dienstzeit	der Lehrer	24.9	22.3	21.5	24.10		21.7	22.7
	der übrigen Beamten				4) **28.8**		5) **29.1**	
Mehr als 30 def. Dienstjahre erreichten	von den Lehrern	35%	27%	32%	39%		23%	
	von den übr. Beamten				4) **51%**		5) **52%**	
Mehr als 40 def. Dienstjahre erreichten	von den Lehrern	5,6%	7,5%	7,1%	6,7%		3,5%	
	von den übr. Beamten				4) **21%**		5) **15%**	
Mehr als 60 Lebensjahre erreichten	von den Lehrern	34%	31%	32%	44%		30%	
	von den übr. Beamten			6) **58%**	2) **58%**			
Mehr als 65 Lebensjahre erreichten	von den Lehrern	10%	12%	20%	22%		13%	
	von den übr. Beamten			6) **35%**	2) **40%**			

B. Aktive Beamten aller Instanzen.

		Preussen	Bayern	Sachsen	Württemberg	Baden	Hessen	Braunschweig
Über 65 Jahre alt waren	im höheren Lehrerstand	1,5%	1,75%	—	2,4%		0,28%	1,8%
	im Richterstande	**8,8%**	**10%**		**6,25%**	**7%**		**8,3%**

*) Die Zahl vor dem Punkte bedeutet Jahre, die Zahl nach dem Punkte Monate; also 54.9 = 54 Jahre 9 Monate.

1) Richter.
2) Richter, Verwaltungsbeamte, Finanzbeamte, Oberförster.
3) Oberförster.
4) Richter, Verwaltungsbeamte, Oberförster.
5) Juristen, Bauleute, Mediziner, Forstleute, Kameralisten.
6) Richter.

ad 5) Eine sehr fleifsige, warm und überzeugend geschriebene Übersicht über das, was die Statistik an gesicherten Resultaten ergab und was den höheren Lehrerstand in Preufsen und den meisten anderen norddeutschen Staaten noch bedrückt, gibt Steinmeyer (Braunschweig) in seiner Schrift „der Oberlehrerstand". Sie eignet sich vorzüglich zur Einführung und zur raschen Gewinnung eines Überblicks über die Lage. Die wichtigsten Resultate sind: Die Anstellungsfähigkeit wird z. Z. erreicht mit rund 29 Jahren im Durchschnitt, die Anstellung mit 34 Jahren (31—32 Jahren an städtischen, 36—37 Jahren an königlichen Anstalten). Das durchschnittliche Dienstalter ist demnach, wenn das Ausscheidealter rund 55 Jahre (nach Knöpfel, siehe oben) beträgt, rund 21 Jahre, d. i. um 6 bis 10 Jahre früher als in gleichstehenden Beamtensparten. Die Vorschläge zur Abhilfe decken sich im wesentlichen mit denjenigen, welche der Gesamtvorstand, die Delegiertenkonferenz, gemacht hat, und die wir unten folgen lassen. Doch wollen wir jenen Vorschlag nicht unerwähnt lassen, den der Herr Verfasser behufs Beschränkung des Studiums und Examens auf fünf Jahre gemacht hat, weil er durchaus das Richtige in dieser Frage zu treffen scheint. Er lautet: „Schaffung eines Studienplans für die studierenden Philologen, damit von vornherein einer bei der Mannigfaltigkeit des Gebotenen und dem Streben nach vielseitiger Bildung so leicht möglichen Zersplitterung der Kräfte vorgebeugt wird, ferner Einschränkung der zu weit gehenden Spezialisierung der Studien."

II.

Bericht über die Thätigkeit aufserbayerischer Gymnasiallehrervereine im abgelaufenen Vereinsjahre.

a) Sachsen.

Der sächsische Gymnasiallehrerverein hielt seine 10. Jahresversammlung am 17. und 18. April 1900 in Dresden[1]), welches im letzten Jahre Vorort war. Vorsitzender war Rektor Oberschulrat Dr. Wohlrab. Die Zahl der Vereinsmitglieder war 417. Für 1900/01 wurde Plauen als Vorort, Rektor Dr. Angermann als Vorsitzender gewählt.

In der Vorstandssitzung gab Prof. Dr. Theodor Opitz eine Übersicht über die Ereignisse und Ergebnisse des ersten Jahrzehnts des Sächssichen G.-L.-V., die sehr erfreulich waren. Fiel doch in diesen Zeitraum die im Jahre 1898 erreichte separate Gehaltsregulierung.

Opitz berichtete sodann über die Schritte, welche die „Juniores" d. i. die jüngeren Oberlehrer und Professoren (jene, die etwa seit 1886 ständig geworden sind), unternahmen, um einem Zurückbleiben hinter den im Jahre 1898 bewilligten Gehaltssätzen zu begegnen. Regierung und Landtag waren bemüht, pro tempore Hilfe zu schaffen, insbesondere

[1]) Der gedrukte Bericht umfafst 64 Seiten. Verlag der Dürrschen Buchhandlung in Leipzig 1900.

setzten sie für die künftige Generation von ständigen Lehrern zum Zwecke der Ausgleichung statt der fünfjährigen (nicht anrechnungsfähigen) Wartezeit eine vierjährige ein.

Sodann wurde anerkannt, dafs die von der Regierung dem Landtag vorgelegte **Neuregulierung der Wohnungsgeldzuschüsse** günstig sei.[1])

. Der Tarif ist folgender:

Beamtenklasse	Jahresbetrag des Wohnungsgeldzuschusses für die Ortsklasse I.	II.	III.	IV.	V.
3	720	580	440	360	280
4	430	350	270	210	150
5	310	250	190	140	90

In die 3. Klasse gehören die Rektoren und die ständigen Lehrer mit mehr als 3600 M. jährlicher Besoldung, in die 4. Klasse die ständigen Lehrer mit weniger als 3600 M. sowie die Fachlehrer mit 2400 M. und mehr Gehalt; in die 5. Klasse die nichtständigen Lehrer sowie die Fachlehrer mit weniger als 2400 M. — Die regelmäfsigen Gehaltssätze in Sachsen sind im Jahrgang 1898, S. 845 f. mitgeteilt.

Endlich stellte der Vortragende die wichtigsten Neuerungen zusammen, welche die Prüfungsordnung vom 19. Juli 1899, bezw. 26. Oktober 1899 mit sich brachte. Die neue sächsische Prüfungsordnung unterscheidet sich von der neuen preufsischen (cf. „Blätter“, Jahrgang 1899, S. 9 ff.) nur ganz wenig. Es gibt auch hier eine Haupt- und Fachprüfung; erstere ist für alle Kandidaten gemeinsam: sie erstreckt sich auf Philosophie, Pädagogik, deutsche Literatur und Religion. In der Fachprüfung gibt es 15 Fächer zur Wahl, jedoch bestehen obligate Verbindungen: Lateinisch und Griechisch, Französisch und Englisch, Geschichte und Erdkunde, Religion und Hebräisch, Mathematik und Physik, Chemie nebst Mineralogie und Physik, oder anstatt der letzteren Botanik und Zoologie. Dabei kann jedoch in der 2. und 3. Verbindung statt eines jeden der beiden Fächer und in der 4. statt Hebräisch auch Deutsch eintreten. Die Lehrbefähigung wird in zwei Stufen erteilt (in Preufsen nur mehr in einer!); die zweite reicht bis Untersekunda inkl. Es gibt 3 Grade des Bestehens. Ist die Prüfung nicht bestanden, so mufs innerhalb zweier Jahre die Meldung entweder zu einer Ergänzungsprüfung oder einer Wiederholungsprüfung eingereicht werden.

In den Abteilungssitzungen wurden folgende Vorträge gehalten: In der 1. Abteilung, für alte Sprachen, Deutsch und Geschichte von Prof. Hankel (Dresden N.): „Über Lesen, Vorlesen und Deklamieren.“ Lautlesen sei wichtig; denn der Klang der Worte und Sätze hafte im Ohr; die lebendige Stimme des

[1]) Laut freundlicher Mitteilung der Vorstandschaft des Sächs. G.-L.-V. kam die Vorlage im letzten Landtag nicht mehr zur Verbescheidung; sie hat jedoch Aussicht im nächsten Landtag erledigt zu werden.

Vorlesers sei überall der beste Interpret; der schlechte Deklamator übertrage seine Individualität auf den Stoff, der gute ordne sich dem Stoff unter. Anleitungen über jede der drei Arten schlossen sich an.

Den 2. Vortrag hielt Dr. Koch-Zittau: „Eindrücke vom letzten archäologischen Herbstkursus in Italien.“ Er verteidigte aufs wärmste die Kurse gegen die scharfen Angriffe Dr. Knolls (München): Die lebendige Anschauung soll zu den vorauszusetzenden kunstgeschichtlichen und topographischen Studien hinzutreten. Als wünschenswert bezeichnet er nur, dafs bei der Zeiteinteilung in Rom die freien Tage und Halbtage mehr an das Ende des Aufenthalts verlegt würden, um sie zur Wiederholung und Befestigung des Gehörten benützen zu können. Dieser Wunsch ist auch mir schon öfter zu Ohren gekommen.

Sodann hielten Vortrag Prof. Dr. Baldamus (Leipzig, K.G.) über: „Erläuterungen zu ausgestellten historischen Wandkarten“, und Dr. Dittmar (Grimma) „Über einige Grundfragen der lateinischen Syntax.“

Auch in einer neuphilologischen und mathematischen, sowie einer Abteilung für Religionsunterricht wurden sachgemäfse Vorträge gehalten.

In der Hauptversammlung, die sich auch des Besuches Sr. Exz. des Staatsministers Dr. v. Seydewitz erfreute, hielt Rektor Dr. Wohlrab einen Vortrag „über die Verwendung von G. Freytags Technik des Dramas im Unterricht mit Berücksichtigung von Shakespeares Hamlet“. Wohlrab resumiert: Freytag geht in der Verfolgung seiner praktischen Zwecke von der Darstellung aus. Wissenschaftlich und pädagogisch richtiger wird es sein, den Inhalt zum Ausgangspunkt zu machen, den Intentionen des Dichters nachzugehen, den einheitlichen Gesichtspunkt zu suchen, der ihn leitete, und darnach die Gliederung zu bestimmen.“

Endlich trug Oberlehrer a. D. Dr. Pfitzner aus Leipzig vor: „Archäologische Studienfahrten in Griechenland und Kleinasien“.

Zu erwähnen ist noch, dafs der Verein eine „grüne Liste“ i. e. Personalstatus vom 1. Januar 1900 herausgab und dafs eine solche künftig alle drei Jahre erscheinen soll.

b) Hessen.

Der Landesverein akadem. gebildeter Lehrer hielt seine 15. Hauptversamlung am 29. April 1900 in der „Rosenau“ zu Frankfurt a. M.[1]) Den Vorsitz führte Prof. a. D. Dr. Klingelhöffer (Darmstadt). Für 1900/01 besteht der Vorstand aus folgenden 8 Mitgliedern: a) Starkenburg: Prof. Dr. Klingelhöffer, Darmstadt, Vorsitzender; Prof. Heddäus, Darmstadt, stellvertretender Vorsitzender; O.-L. Ritsert,

[1]) Bericht hierüber in Nr. 39 der „Mitteilungen“ des Landesvereins, sowie in Nr. 5 der „Südwestd. Schulblätter.“

Schriftführer und Rechner, Darmstadt. b) Oberhessen: Prof. Grein, Friedberg; O.-L. Block, Giefsen; O.-L. Dr. Nessling, Giefsen. c) Rheinhessen: Prof. Dr. Beck, Mainz; Prof. Dr. Knöpfel, Worms. Das verdiente Vorstandsmitglied Prof. Dr. Becker, Worms, hat eine Wiederwahl leider abgelehnt. Mitgliederzahl 486.

Der Bericht bespricht in Kürze den Fall Soldan—Dettweiler—Schiller. Bereits anfangs Juli wurden die neuen Mitglieder der Schulabteilung des Ministeriums ernannt. Am 11. Juli erschien dann in der „Frankfurter Zeitung" der erste von 3 Artikeln, betitelt: „Der Fall Soldan ein schulpolitisches Vermächtnis" vom Geh. Oberschulrat Prof. Dr. Schiller, und an demselben Tage wurde auch der Verfasser in den Ruhestand versetzt. Inzwischen war die Disziplinaruntersuchung, welche Oberschulrat Dr. Dettweiler gegen sich beantragt hatte, eingeleitet worden und so weit vorgeschritten, dafs das Urteil am 14. September 1899 gefällt werden konnte. Am 19. September wurde der Genannte ebenfalls in den Ruhestand versetzt. Der Vorstand des Landesvereins hatte (im Mai) erwogen, ob der Verein nicht in einer aufserordentlichen Versammlung Stellung nehmen solle; allein die grofse Majorität der Mitglieder zeigte sich auf Umfrage abgeneigt, und so unterblieb die beabsichtigte Kundgebung von dieser Seite.

Am 18. April 1899 wurde eine allerhöchste Verordnung veröffentlicht, die — dem Wunsche der akadem. gebildeten Lehrerschaft entgegenkommend — dieser und nur dieser den Titel „Oberlehrer" zusprach, während den seminarisch gebildeten Lehrern künftighin die dienstliche Bezeichnung „Hauptlehrer" oder „Rektor" beigelegt werden soll.

Vorträge wurden gehalten von Direktor Münch (Darmstadt, R.-G.) über die „Flüssige Luft", sodann von Prof. Heil (Darmstadt, R.-G.) über „Englische Schulverhältnisse". Der Vortragende schildert, wie er im Jahre 1885 durch Vermittlung eines Schulagenten, dem er dafür 32 Schillinge zu entrichten hatte, die Stelle eines assistent master (Hilfslehrer) an dem Deal College erhielt. Die Schilderung zeigte, dafs grofse Mängel in den Schuleinrichtungen und der Lehrweise, nicht minder aber auch in der Stellung des Lehrers bestehen, die nach deutschen Begriffen eine sehr unwürdige ist. Die Vorteile eines zeitweiligen Aufenthalts an einer solchen Schule für den Neuphilologen seien übrigens sehr bedeutend: Vertrautheit mit der Sprache und Verständnis für englisches Wesen bilden den Gewinn.

Den letzten Vortrag hielt O.-L. Block, Giefsen, mit dem Thema: „Hoffnungen, Thatsachen und Wünsche." Dieser Vortrag, der alles das zur Sprache brachte, was den hessischen Gymnasiallehrer zur Zeit bewegt, wurde besonders beifällig aufgenommen und ist deshalb auch ausführlich in Sonderabdruck erschienen. (Darmstadt, 1900. Joh. Conr. Herbertsche Hofbuchdruckerei). Wir entnehmen der Schrift Folgendes. Im Schuljahr 1898/99 gab es in Hessen 7 (unter 24 höheren Schulen) mit über 700 und 800 Schülern. Dabei stehen die 3 Oberrealschulen nicht unter eigener Direktion, sondern sind mit dem Gymnasium oder Realgymnasium durch Personalunion

verbunden (!). Die Forderung, eine entsprechende Teilung eintreten zu lassen, ist sonach wohlbegründet und auch von dem Standpunkt aus zustellen, dafs auch in Hessen eine Art „Ältere-Professoren-Frage“ existiert: während nämlich im Justizdienst 26% höhere Stellen vorhanden sind, gibt es deren im höheren Lehrfach nur 8% (in Bayern allerdings noch weniger, nämlich nur 4½% für das ganze höhere Lehrfach und 7% für die Altphilologen, gegenüber 21% in der Justiz und noch weit höheren Prozentsätzen in den meisten übrigen Beamtensparten, vgl. „Blätter“, 1898, S. 201).

Ein weiterer Wunsch betrifft die Umwandlung von Hilfslehrerstellen in ständige Stellen. Am 1. Januar 1900 waren vorhanden 321 definitive und 81 provisorische Stellen; dabei besteht eine Stockung im Avancement: die Herren, die im Jahre 1894 ihr Examen gemacht haben, sind noch nicht an der Reihe zur Beförderung. Andrerseits herrscht ein ansehnlicher Mangel an Lehrern, namentlich an Neuphilologen, und ist der Unterricht häufiger als in anderen Staaten in den Händen von nichtakademisch gebildeten Lehrern. Letzterer Mifsstand führt den Redner zu dem sicher nichts weniger als übertriebenen Wunsch, es möchte der wissenschaftliche Unterricht wenigstens von U III aufwärts, dann der neusprachliche Anfangsunterricht und teilweise (!) auch der Unterricht im Deutschen in die Hände von akademisch gebildeten Lehrern gelegt werden. (In Bayern wird schon längst der gesamte wissenschaftliche Unterricht von akademisch gebildeten Lehrern erteilt.)

Wenn der Herr Verfasser am Schlusse eine Dienstesinstruktion und eine neue Konferenzordnung wünscht, so mögen speziell hessische Verhältnisse zu diesem Verlangen führen; erfreulicher Art dürften aber diese Verhältnisse nicht sein. Denn wir halten den Satz für praktisch erprobt, dafs solche detaillierte Instruktionen kaum jemals einen Gewinn bedeuten. Sehr lehrreich ist in dieser Hinsicht ein Vergleich zwischen „Einst“ und „Jetzt“, wie ihn z. B. der Nestor der deutschen Pädagogen, Wilhelm Schrader, in seiner Selbstbiographie „Erfahrungen und Bekenntnisse“ (Berlin, Dümmler, 1900) nahelegt. Das Gleiche scheint aber auch der ehemalige preufsische Kultusminister Dr. Bosse im Auge zu haben, der im Februarheft der „Deutschen Schule“ (1900 S. 69) die Bemerkung macht:

„Darüber werden wohl alle Freunde der Schule einverstanden sein, dafs ein wesentlicher Schaden der Schulentwicklung im 19. Jahrhundert bei aller Wohlmeinung in dem Zuviel der Anordnungen und Instruktionen liegt, durch die unser Schulwesen reglementiert worden ist. Gewifs geht es nicht ohne Instruktionen ab. Der Wust der Instruktionen und Reglements ist aber vielfach zu einer Fessel geworden, die den einzelnen Aufsichtsbeamten wie den Lehrer unnötig einschnürt. Gerade das Zuviel der meist sehr wohlgemeinten Vorschriften hindert nur zu oft Lehrer und Aufsichtsbeamte an der Entfaltung der individuellen Kraft und Eigenart, an der Berücksichtigung örtlicher und persönlicher Eigentümlichkeit.“

Auch Kollege Block führt diese Äufserung Bosses an, die viel

Aufsehen erregt hat und, wie ich zu meiner Befriedigung sehe, allenthalben lebhafte Zustimmung findet.

Es wird deshalb kaum zu befürchten sein, dafs der hessische höhere Lehrerstand selbst die Hand zu einer Einschnürung bietet.

Die nächste Versammlung soll am letzten Samstag der Osterferien 1901 wieder in Frankfurt stattfinden; für die Folge ist jedoch geplant, die Hauptversammlungen als Wanderversammlungen an verschiedenen Orten Hessens abzuhalten.

Zum Schlusse erwähnen wir, dafs No. 40 der „Mitteilungen des Landesvereins" die „Hauptliste" (Stand vom 1. Juli 1900) enthält, welch letztere unserem „Personalstatus" entspricht.

c) Württemberg.

Die 10. Landesversammlung des Württembergischen Gymnasiallehrervereins fand am 19. Mai 1900 im grofsen Saale des Stadtgartens in Stuttgart statt.[1] Vorstand ist Professor Dr. S. Herzog, dessen Wiederwahl erfolgte. Der Verein zählt 385 Mitglieder. Die Versammlung erfreute sich u. a. des Besuches des neuen Departementchefs, Staatsrats Dr. von Weizsäcker, und seiner Räte, sowie des Direktors der Kultministerialabteilung Dr. von Rapp mit seinen Räten.

Vorstand Herzog berichtete zunächst über die Thätigkeit des Ausschusses.

Eine Eingabe an das Kultministerium und an die zweite Kammer enthielt den wichtigen Wunsch, es möchte eine entsprechende Anzahl von Professoren der Oberklassen der Vollanstalten und von Rektoren der 7- und 8klassigen Anstalten an Gehalt den Kollegialräten auf der ersten Gehaltsklasse gleichgestellt werden. (Auch hier scheint, wie bei uns und in Hessen, eine Art „Ältere-Professoren-Frage" vorzuliegen.) Die 2. Kammer entschied für Kenntnisnahme. Staatsrat Dr. von Weizsäcker erkannte an, dafs die betr. Beamten bei der letzten Gehaltsregulierung (cf. „Blätter", 1900, S. 176) „nicht auf der Sonnenseite gestanden sind und noch einer weiteren Berücksichtigung bedürfen." Die Württemberger Kollegen können daher hoffen, dafs die Konsequenzen aus dieser Erkenntnis gezogen und eine den Juristen analoge Behandlung (durch Schaffung von Ratsstellen) in Wirksamkeit treten wird.

Was die auf der vorigen Landesversammlung ausgesprochenen Wünsche betrifft, so sind sie zum Teil erledigt, zum Teil ihrer Erledigung nahe. Speziell die Neuordnung der Titel und Rangverhältnisse ist nach dem Grundsatz einer Scheidung zwischen akademisch und nichtakademisch gebildeten Lehrern durchgeführt: alle Neuangestellten erhalten den gleichen Titel; nach einer gewissen Dienst-

[1] Vgl. „Südwestd. Schulblätter", J. 1900, No. 6/7 und „Neues Korr.-Bl. für d. Gel.- u. Realsch. Württembergs", J. 1900, S. 205—213.

zeit folgt der Titel eines Professors auf der 7. Rangstufe, und für einen Teil der älteren Professoren die Erhebung auf die 6. Rangstufe.

Als 2. Gegenstand der Tagesordnung folgte das Referat über die „Studienkommission“, welche für die ein- und zweiklassigen Latein- und Realschulen die nächste Aufsichtsbehörde bildet: ihr gehören aufser den Lehrern der höheren Schulen einige Mitglieder der bürgerlichen Kollegien, der Ortsvorsteher und der 1. Ortsgeistliche an; letztere beide sind gemeinsam Vorsitzende. Der Reallehrerverein nun hatte vollständige Aufhebung der Studienkommission und Verstaatlichung der Landschulen beantragt. Soweit wollte der Gymnasiallehrerverein nicht gehen; doch wurden Leitsätze beschlossen, die gegenüber der bisherigen patriarchalischen Behandlung eine freiere Stellung der betreffenden Schulen bezwecken. —

Ferner wurde beschlossen, es solle eine Eingabe an die Königl. Staatsregierung gemacht werden, dafs künftig die Gehälter aller höheren Lehrer durch die Staatskasse ausbezahlt werden.

Ebenso nahm die Versammlung einstimmig einen von Prof. Dr. E. Müller, Ulm, eingebrachten Antrag an, der auf Erhöhung der hinter allen übrigen Staaten zurückstehenden Staatsbeiträge zu wissenschaftlichen Reisen und Ferienkursen abzielt. Auch sollen die Stellvertretungskosten vom Staate getragen werden.

Nachdem noch Prof. Dr. J. Miller, Stuttgart, über den französischen Unterricht an Mittelklassen einen sehr gerühmten Vortrag gehalten, und auf Antrag des Rektors Dr. Erbe, Ludwigsburg, gegen die von dem Oberpostassistenten Nitschke im Anschlufs an das Bürgerliche Gesetzbuch aufgestellte Rechtschreibung einmütig Verwahrung eingelegt worden war, wurde die Versammlung geschlossen.

d) Baden.

Die 15. Jahresversammlung des badischen Vereins der akademisch gebildeten Lehrer fand am 9. Juni in Freiburg statt.[1]) Der im J. 1886 gegründete Verein zählte (am 1. Okt. 1900) 542 Mitglieder. Vorsitzender ist Dir. E. Keller von der Höheren Mädchenschule in Freiburg.

Der Vorsitzende begann mit dem herzlichsten Ausdruck des Dankes gegenüber dem Manne, der über 14 Jahre den Vorsitz geführt hatte, Herrn Geh. Hofrat Dr. Uhlig, dessen Verdienst vor allem sei, was der Verein seit seiner Gründung (am 27. Mai 1886) geleistet und erreicht habe, und dessen aufserordentliche Thätigkeit dem Stande in steter Erinnerung bleiben werde. Er (Keller) habe den Vorsitz angenommen, nachdem man ihm denselben angeboten und — fügte er unter anderm hinzu —: „erwünscht war für den Vorsitz ein Mann, der nach seiner amtlichen Aufgabe keiner gröfseren Gruppe angehört, ein Mann, nicht jung und nicht alt, nicht warm und nicht kalt.“ Es läfst sich vermuten, wohin diese Worte zielen: es ist wohl auf den

[1]) Nach den „Südwestd. Schulbl.“ Nr. 6/7.

in Baden noch vor kurzem ziemlich deutlich in die Erscheinung tretenden Zwiespalt zwischen den Realisten und Humanisten angespielt.

Die heurige Versammlung zeigte Einigkeit. Die Thätigkeit der Vereinsleitung war, wie der Bericht ersehen läſst, im verflossenen Vereinsjahr eine äuſserst rege. Auch die Versammlung war an Ergebnissen reich.

Zunächst wurde die Antwort des Grofsh. Oberschulrats auf zwei Eingaben des Vereins (vom Febr. 1898 und vom 20. Jan. 1900) mitgeteilt:

1. Die Bitte, es möge an den Oberrealschulen und Realgymnasien die Zahl der akademisch gebildeten Lehrer in zeitgemäſser und zweckentsprechender Weise vermehrt werden, wurde im ganzen zusagend beantwortet; (diese Frage spielt, wie wir oben sahen, auch in Hessen eine Rolle).

2. In der Gehaltsfrage wird die Oberschulbehörde „die Beibehaltung einer entsprechenden Gleichstellung mit den Beamten der Justiz und Verwaltung von ungefähr gleichem Dienstrang zur Geltung zu bringen und namentlich auf eine bessere Gestaltung der Gehaltsverhältnisse der Direktoren der grofsen Mittelschulen hinzuwirken suchen.“ Das Ausweichende in dieser Antwort ist nicht zu verkennen. Von praktischem Wert ist indes immer nur die That, und diese ist abzuwarten und dürfte um so weniger den Wünschen der Badischen Kollegen entgegen sein, als die Abgeordnetenkammer ihnen wohlwollend gegenübersteht, wie denn zwei hervorragende Juristen, die der 2. Kammer angehören (Dr. Fieser und Dr. Wilckens), die Forderungen ausdrücklich gutgeheiſsen haben.

3. Der 3. Wunsch betraf die Herabsetzung der Normalstundenzahl und die Entschädigung für Überstunden. Die Oberschulbehörde verheiſst eine allmähliche Besserung unter Bedingungen, die wir, offen gestanden, nicht verstehen. Eine gründliche Aufklärung, wie sie der Vereinsausschuſs zu geben beabsichtigt, thut hier offenbar dringend not. Aber auch die Folgerungen müssen dann von denjenigen, die es angeht, strikte gezogen werden.

4. Die Vereidigung der Praktikanten durch die Direktoren ist genehmigt.

5. Die Frage der Berechtigungen der Oberrealschulen wird als nicht im Bereich des Oberschulrats, sondern der Fachministerien gelegen, bezeichnet. Der Verein hatte die gleichen Berechtigungen wie in Preuſsen beantragt. Den weiteren Verhandlungen der Jahresversammlung selbst entnehmen wir, daſs es sich in dieser Frage für Baden fürs erste darum handelte, badische Bewerber mit dem Abiturientenzeugnis einer Oberrealschule von technischen Stellungen im Staatsdienst, insbesondere auch vom Forstdienst, nicht ausgeschlossen zu sehen. Die Versammlung trat einstimmig für die Gleichberechtigung ein, desgleichen (laut Mitteilung des Referenten in den Südwestd. Schulblättern) in ihrer zwei Tage darauf (11. Juni) stattfindenden Sitzung die 2. Kammer des Landtags. Hervorgehoben sei übrigens, daſs sämtliche Fürsprecher für die Berechtigung der O.-R.-Sch. den grofsen Wert der humanistischen Studien ausdrücklich anerkannten.

Dies mag wohl mit ein Grund sein für die zustimmende Haltung der Humanisten. Über die Stellung der Regierung erfahren wir aus dem uns vorliegenden Bericht die ebenso interessante als bezeichnende Thatsache, dafs seit 1894 wiederholt der Unterrichtsminister Dr. Nokk warm für die Oberrealschule eintrat, dafs dann aber ebenso oft „als Vertreter der drei übrigen Ministerien drei Ministerialräte aufstanden und bewiesen, dafs alles unrichtig sei, was der Herr Staatsminister geäufsert hatte.“ — —

6. Da das Präsentationsrecht der Städte für die ihrer Mitwirkung unterstehenden Anstalten und die Institution der Beiräte wahrhaft betrübende Erscheinungen zu Tage treten liefs, war der Wunsch ausgesprochen worden, es möchten entsprechende Änderungen veranlafst werden. (Das Antichambrieren bei Bürgermeistern, Beiräten, Stadträten etc. hatte in einer für die älteren Kollegen peinlichen Weise überhand genommen; aufserdem war es vorgekommen, dafs ein städtischer Beamter als Vorsitzender des Beirats mit der Eröffnung eines Verweises an einen Professor beauftragt worden war.) Die Antwort auf diese Wünsche war im allgemeinen befriedigend, wenigstens für die badischen Kollegen, denen offenbar schon eine kleine Besserung des leidigen Zustandes erfreulich erscheint. Warum sollte aber nicht eine radikale Heilung durch Beseitigung der Präsentationsrechte möglich sein? Die Regierung empfehle eben nur einen Kandidaten und der mufs es werden! Durch die rühmenswerte Energie der bayerischen Regierung sind nun schon seit einer Reihe von Jahren alle Präsentationsrechte an Progymnasien aufgehoben und bestehen solche nur noch für einige wenige ganz kleine Lateinschulen; eine besondere Bedeutung haben auch diese nicht. Auch der „Beirat“ ist eine Institution, die in Bayern von niemand vermifst wird.

Im weiteren Verlauf der Versammlung bot Prof. Keim, Karlsruhe, der sehr verdiente Mitredakteur der „Südwestd. Schulblätter“, einen Rückblick auf die Entwicklung dieses nun im 17. Jahrgang stehenden vortrefflich geleiteten und stets äufserst gehaltreichen Organs des badischen, württembergischen und hessischen Landesvereins.

Sodann kamen Anregungen und Satzungsänderungen zur Sprache.

An wissenschaftlichen Vorträgen verzeichnet der Bericht eine Erläuterung eines „Schulmikrotoms“ in der naturwissenschaftlichen Abteilung durch Prof. Neuberger (G. Freiburg); ferner einen Vortrag von Prof. Dr. Luckenbach (G. Karlsruhe) über römisch-germanische Forschungen der letzten vier Jahre.

Sehr anregend gestaltete sich die Behandlung des letzten Beratungsgegenstandes, über den jedoch eine Abstimmung nicht stattfand. Es handelte sich um die **Frage einer neuen „badischen Prüfungsordnung“.** Der Ref. Dir. Dr. Schmalz (Rastatt) begründete folgende Thesen: 1. Begabte und sittlich zuverlässige Schüler der Oberklassen sollen zum Ergreifen des höheren Lehrfachs ermuntert werden. — 2. Die Universität hat die Aufgabe, wissenschaftlich gebildete Lehrer höherer Schulen heranzubilden. — 3. Die Staatsprüfung für das höhere Lehr-

amt gliedert sich nur nach den Fächern, nicht nach den Stufen der höheren Schulen. Die Verwendung der Praktikanten, sowie ihre Anstellung richtet sich nach den Prüfungsfächern, dem Grade des Prüfungsergebnisses (4 Noten) und der praktischen Brauchbarkeit. — 4. Bei der Zusammenstellung der Lehrfächer mufs mehr als bisher das Bedürfnis der Schule berücksichtigt werden. — 5. Die Lehrbefähigung für Deutsch in dem Umfang, wie man sie bisher für Mittelklassen verlangte, mufs jeder Kandidat nachweisen. — 6. Es darf nur eine fachwissenschaftliche Arbeit verlangt werden; daneben bleiben die philosophische oder pädagogische deutsche Arbeit bestehen.

Der Korreferent, Dir. Dr. Rebmann (O.-R.-Sch. Freiburg), ergänzte diese Vorschläge durch folgende Thesen: 1. Zu fordern ist (im Interesse einer mehr praktischen Ausbildung) die Rückkehr zu dem Grundgedanken der Prüfungsordnung von 1873. — 2. Für alle Fächer ist eine intensive Beteiligung der Studierenden an allen praktischen Übungen der Hochschule zu fordern. — 3. Für alle Fächer ist im Interesse der Studierenden ein Studienplan aufzustellen. — 4. Mit Rücksicht auf den heutigen Stand der Wissenschaft empfiehlt sich die Verlängerung der Studienzeit auf acht Semester. — 5. Die Zweiteilung der Prüfung und der Zeugnisse (Oberlehrer- und Lehrerzeugnisse) ist aufzugeben; von jedem Kandidaten ist zu fordern, dafs er mindestens in einem Hauptfach die wissenschaftliche Befähigung für den Unterricht in allen Klassen der Mittelschulen nachweist. — 6. Für alle Kandidaten ist durch Studien in Deutsch, Philosophie, Geschichte und Pädagogik ein gemeinsamer Boden zu schaffen. — 7. Die praktische Ausbildung findet erst nach der Prüfung statt. Der Probevortrag fällt weg. — 8. Für die wissenschaftliche Weiterarbeit der Lehrer nach der Prüfung ist durch Ferienkurse und ähnliche Einrichtungen in ausgiebigem Mafse Sorge zu tragen.

Die sich anschliefsende Diskussion war wegen Mangels an Zeit nur kurz. Prof. Keim wünschte zwei Examina, ein rein wissenschaftliches und ein rein pädagogisches, und zwar aus sachlichen und standespolitischen Gründen. Zur Abstimmung kam lediglich der eine Antrag Keims, dafs aus dem ersten Examen jegliche Prüfung in Pädagogik herausgenommen werde. Dieser Antrag wurde angenommen.

Hierauf wurde die Versammlung, die in durchaus harmonischer Weise verlaufen war, geschlossen.

Zum Vorsitzenden war wieder Direktor Dr. Keller, H.-M.-S. Freiburg, gewählt worden.

e) Oldenburg.

Die Hauptversammlung des im J. 1898 gegründeten Oldenburger Oberlehrervereins fand am 13. Oktober 1900 in Oldenburg unter dem Vorsitze des Prof. Dr. Schuster (Oldenburg) statt. Der gedruckte Bericht liegt noch nicht vor. Doch entnehmen wir dem Korr.-Bl.

(Nr. 11), dafs der Stand der oldenb. Gymnasiallehrer in der kurzen Zeit seines Bestehens so ziemlich alles erreicht hat, was er anstrebte. (Vgl. das, was wir über die Denkschrift des Vereins im vorigen Jahrgang S. 170 ff. berichteten). Bei der vom Landtag genehmigten Gehaltsaufbesserung wurden nämlich die Oberlehrer und Richter für die ersten 24 Dienstjahre gleichgestellt und auch die Direktoren und Hilfslehrer entsprechend aufgebessert.

Der Gehalt der Direktoren beträgt 5300—6800 M. (alle 2 Jahre um 300 M. mehr),
der Gehalt der Oberlehrer beträgt 3000—6300 M. (alle 2 Jahre um 300 M. mehr),
der Gehalt der Hilfslehrer beträgt 2200—2600 M. (alle 2 Jahre um 200 M. mehr).

Einen „Wohnungsgeldzuschufs" gibt es in Oldenburg nicht.

Das Anstellungsalter der seit 1890 definitiv gewordenen staatlichen Oberlehrer beträgt zur Zeit (laut Korr.-Blatt) durchschnittlich etwas über 32 Jahre.

Die K. Staatsregierung hatte ursprünglich niedrigere Gehaltssätze beantragt, ging aber auf obige günstige Gehaltssätze ein, da der Finanzausschufs des Landtags für die Oberlehrer eintrat und als überdies mehrere jüngere Oberlehrer die Erklärung abgaben, ihre „Kündigung einreichen zu wollen, falls die Regierungsvorlage angenommen werden sollte". Relata refero.

f) Braunschweig.

Am 5., 6. und 7. Dezember 1900 wurde im Braunschweiger Landtage in 2. Lesung eine neue Beamten-Besoldungs-Vorlage angenommen, deren wichtigste Bestimmungen, soweit sie die akademisch gebildeten Lehrer betreffen — gemäfs freundlicher Mitteilung des derzeitigen Vorstandes des Vereins akad. geb. Lehrer, Herrn Oberlehrer Dr. W. Allers in Holzminden —, folgende sind:

Gymnasialdirektoren: 4800—7000 M. (3×600 M. nach je 3 Jahren, 1×400 M. nach 3 Jahren = 12 J.)

Oberlehrer: 2700—6300 M. (2×300 M. nach je 2 Jahren, 4×600 M. nach je 3 Jahren, 2×300 M. nach je 3 Jahren). Das Höchstgehalt wird also nach 22 Jahren erreicht.

Dazu haben alle Beamte Wohnungsgeldzuschufs oder freie Dienstwohnung. Der Wohnungsgeldzuschufs beträgt 260—600 M., je nach der Servisklasse der betr. Stadt und nach der Höhe des Gehalts.

Bei verspäteter Anstellung (nach dem 32. Lebensjahre) erfolgt entsprechende Anrechnung der überschiefsenden Lebensjahre.

g) Preufsen.

Aus der Besprechung der neuesten Schriften über Standesverhältnisse, welche sämtlich fast ausschliefslich preufsische Verhältnisse im Auge haben (siehe oben sub I), dürfte sich die gegenwärtige Lage der Dinge in Preufsen mit ziemlicher Deutlichkeit erkennen lassen.

Im Abgeordnetenhause kamen die einzelnen Wünsche ausgiebig zur Sprache; insbesondere geschah dies in den Sitzungen vom 8., 9., 10. und 12. März 1900. Die preufsischen Kollegen erfreuten sich dabei, gleich den bayerischen, der sachkundigen Fürsprache von Abgeordneten, die teils dem aktiven höheren Lehrerstande angehören, teils ehemals Angehörige des höheren Lehrerstandes waren. Es sind dies Prof. Dr. van der Borght (Aachen), Prof. Dr. theol. Franz Dittrich (Braunsberg), Geh. Regierungsrat Gymn.-Direktor a. D. Dr. Göbel (Fulda), Dr. Kropatscheck, ehemals Professor, jetzt Redakteur der Kreuzzeitung, Prof. Konr. Metger (Flensburg), Prof. Adolf Schaube (Bromberg).

Waren auch die praktischen Ergebnisse des letzten Jahres ziemlich gering, so waren doch andererseits die moralischen Erfolge desto gröfser.

Die K. Staatsregierung sträubte sich, und zwar hauptsächlich der fiskalische Faktor derselben, augenscheinlich lebhaft gegen eine gründliche Abhilfe der bestehenden Klagen und Wünsche. Aber die dem Landtag in letzter Stunde vorgelegte Denkschrift des K. statistischen Bureaus betr. die Alters- und Sterblichkeitsverhältnisse der Lehrer an den h. Unterrichtsanstalten Preufsens (vgl. Kannengiefser, Verhandlungen etc., S. 31—45), erwies sich in ihren Grundlagen als verfehlt, und es mifslang infolgedessen der versuchte Nachweis in wichtigen Punkten.[1] Die Prüfung der Frage, ob eine Überbürdung der Lehrer vorliegt und wie derselben abzuhelfen sein wird, wird daher, wie Minister Dr. Studt versprach, fortgeführt werden, und es wurde in Aussicht gestellt, dafs sie möglichst bald werde zum Abschlufs gebracht werden. So ist denn zu hoffen, dafs die Maximalstundenzahlen bald eine ausgiebige Ermäfsigung erfahren. Bei dem offenkundigen Wohlwollen des Kultusministers Dr. Studt dürften auch die übrigen — gerechten — Wünsche des höheren Lehrerstandes, einer nach dem andern, allmählich ihre Erledigung finden.

Die Angleichung der nichtstaatlichen Anstalten an die staatlichen in Bezug auf die Besoldungen der Oberlehrer ist bereits nahezu ganz durchgeführt; denn von 330 nichtstaatlichen Anstalten haben jetzt 328 den Normaletat von 1897 angenommen. Auch die feste Zulage ist an allen nichtstaatlichen Anstalten, ausgenommen 18, in analoger Weise wie an den staatlichen geregelt.

Zur Besserung der Lage der Hilfslehrer sind 64 neue Oberlehrerstellen in den Etat eingestellt worden; die Errichtung weiterer Oberlehrerstellen wurde in Aussicht gestellt.

Andere Desiderien, vor allem die wichtige Frage der Anrechnung einer gröfseren Zahl von Hilfslehrerjahren, harren noch der befriedigenden Erledigung. Das Gleiche ist der Fall mit der Besserung

---

[1]) So leicht, wie jener berühmte Staatsmann, den Min.-Dir. Dr. Althoff in der Sitzung vom 10. März anführte (wahrscheinlich ist es Hr. von Miquel), über die Sache hinwegzukommen glaubt, ist es sicher nicht möglich. Der berühmte Staatsmann wagte nämlich, wahrscheinlich ohne zu ahnen, dafs er damit einen Nachsprecher finden werde, das geflügelte Wort: „Von zu viel Arbeit stirbt niemand, dagegen sehr viele sterben von zu wenig Arbeit.“

der Gehälter im Sinne der vollen Gleichstellung mit den Richtern, wenngleich die letzten Äufserungen der K. Staatsregierung (Min.-Dir. Dr. Althoff) bessere Aussichten erweckten. In dieser Frage spricht nach alter Tradition leider das Finanzministerium ein gewichtiges Wort mit. Der berufenste Vertreter des Kultusministeriums, Minister von Studt, der erst kurz vorher die Leitung dieses Ressorts übernommen hatte, hüllte sich zunächst in Schweigen.[1])

Mit gütiger Erlaubnis des seitherigen und des jetzigen Vorsitzenden der Provinzialvereine teilen wir, wie in den Vorjahren, den Inhalt des letzten **Protokolls der Delegierten-Konferenz** — abgesehen von den letzten Punkten, die geschäftliche Angelegenheiten betreffen, — im Wortlaut mit.

Protokoll der 21. Delegierten-Konferenz.

Die 21. Delegierten-Konferenz tagte am 7. Oktober 1900 im Konferenzzimmer des Dorotheenstädtischen Realgymnasiums zu Berlin. Auf derselben waren die Provinzial-Vereine in folgender Weise vertreten:

Ost- und Westpreufsen durch Direktor Laudien-Insterburg und Oberlehrer Kantel-Tilsit; Pommern durch Prof. Dr. Jonas-Stettin und Prof. Dr. Schmolling-Stettin; Posen durch Prof. Huver-Posen und Oberlehrer Dr. Heine-Ostrowo; Schlesien durch Prof. R. Schmidt-Breslau und Prof. Malberg-Breslau; Brandenburg durch Prof. Dr. Mann-Brandenburg und Dir. Prof. Dr. Noack-Frankfurt a. O.; Berlin durch Prof. Dr. Lortzing und Prof. Dr. Klatt; Sachsen durch Dir. Prof. Dr. Knaut-Magdeburg und Prof. Kanngiesser-Magdeburg; Hannover durch Prof. Wittrock-Celle und Prof. Dr. Oehlmann-Linden; Schleswig-Holstein durch Dir. Prof. Wallichs-Rendsburg und Prof. Knüppel-Husum; Westfalen durch Dir. Prof. Dr. Darpe-Coesfeld und Prof. Fromme-Soest; Hessen-Nassau durch Prof. Dr. Lohr-Wiesbaden und Dir. Dr. Wittich-Cassel; Rheinprovinz durch Prof. L. Stein-Köln und Prof. Dr. Terwelp-Kempen.

Den Vorsitz führte Prof. Dr. Lortzing, Protokollführer waren Prof. Malberg und Oberlehrer Kantel. Die Verhandlungen begannen um 10 Uhr Vormittags und dauerten mit einer einstündigen Unterbrechung bis 6¼ Uhr.

Aus dem Geschäftsbericht des Vorsitzenden sind folgende Mitteilungen hervorzuheben:

Am 27. November 1899 hat der Vorsitzende an den Herrn Minister eine Eingabe gerichtet, welche die Gleichstellung der Oberlehrer mit den Richtern erster Instanz, die Rangfrage, die völlige Gleichstellung der Oberlehrer an Anstalten

[1]) Nach einer soeben dem Korr.-Bl. (cf. Nr. 1, vom 1. Jan. 1901) zugegangenen Mitteilung hatte das Kultusministerium die Absicht, eine Vorlage betreffend die Gleichstellung mit den Richtern vor den nächsten Landtag zu bringen; doch ist der betr. Antrag nach der einen Version vom Gesamtministerium, nach der andern bereits vom Finanzministerium abgelehnt worden. Auch im J. 1897 hat Herr von Miquel die löblichen Absichten des Kultusministeriums zu nichte gemacht.

nichtstaatlichen mit denen staatlichen Patronats, die Pflichtstundenzahl und die Titelfrage entsprechend den Beschlüssen der 20. Delegierten-Konferenz (Breslau, 8. Oktober 1899) behandelte.

Die übrigen Wünsche der Delegierten-Konferenz sind dem Herrn Ministerial-Direktor Dr. Althoff mit der Bitte um Förderung übermittelt worden.

Auch den Abgeordneten ist eine im wesentlichen mit der Eingabe an den Herrn Minister übereinstimmende Zusammenstellung unserer Hauptwünsche, denen noch die wichtigsten der auf die Lage der Hilfslehrer sich beziehenden Thesen hinzugefügt wurden, kurz vor den Verhandlungen über den Kultusetat übersandt worden.

Die in diesen Verhandlungen von seiten der Regierung abgegebenen Erklärungen bekundeten die ernstliche Absicht der Unterrichtsverwaltung, die Verhältnisse des höheren Lehrerstandes nach Möglichkeit zu bessern. Was jedoch die im Vordergrunde unserer Bestrebungen stehende Frage der Gleichstellung mit den Richtern betrifft, so lassen die Äufserungen der Regierungsvertreter über diesen Punkt leider nicht auf eine baldige Erfüllung unserer Wünsche hoffen. Dafs dahin gehenden Vorschlägen der Regierung das Abgeordnetenhaus seine Zustimmung nicht versagen würde, ist nach den fast ausnahmlos in unserem Sinne gehaltenen Auslassungen der Redner in den Debatten über den Kultusetat kaum zu bezweifeln.

Zu unsern Gunsten hat sich auch die Schulkonferenz vom Juni d. J. ausgesprochen und einen Antrag, der 1. die, wenn auch nicht mechanische, so doch durchzuführende Gleichstellung mit den Richtern erster Instanz, 2. die Herabsetzung der Klassenfrequenz, 3. häufigere Revisionen der Schulen wünschte, einstimmig angenommen.

Im Anschlufs an seine Darlegungen beantragte der Vorsitzende, dafs eine Deputation an den Herrn Unterrichtsminister und an den Herrn Finanzminister abgesandt werde, um an beiden Stellen unsere dringendsten Wünsche, besonders den die Gleichstellung mit den Richtern betreffenden, vorzutragen.

In der später erfolgenden Abstimmung wurde dieser Antrag einstimmig angenommen, und es wurden in die Deputation gewählt Dir. Laudien, Prof. Schmidt und Prof. Dr. Lortzing.

Schliefslich erklärte sich der Vorsitzende unter Zustimmung der Konferenz bereit, alle Äufserungen früherer Minister und der Staatsregierung zusammenzustellen, welche die Berechtigung unseres Wunsches, mit den Richtern gleichgestellt zu werden, anerkennen.[1]

Die weitere Beratung der Tagesordnung führte zu nachstehenden Beschlüssen:

1. Die wissenschaftlichen Lehrer an den höheren Schulen sind den Richtern erster Instanz im Mindestgehalt wie im Höchstgehalt gleichzustellen.

[1]) Prof. Dr. Lortzing hat diese Zusammenstellung bereits gebracht und zw. in No. 21 (vom 16. November 1900) des Korr.-Blattes.

2. Das Gehalt der Direktoren an Vollanstalten, auch in Städten unter 50 000 Einwohnern, darf dem der Landgerichtsdirektoren nicht nachstehen.

3. Die Gehälter- und Rangverhältnisse der Direktoren an den Nichtvollanstalten sind der Stellung dieser Beamten entsprechend zu erhöhen.

4. Die Lehrer an den nichtstaatlichen Anstalten sind denen an den staatlichen durch Gesetz in jeder Beziehung gleichzustellen.

5. Es ist billig, dafs die umgewandelte feste Zulage auch den Oberlehrern zu teil werde, die nach der alten Ordnung geprüft sind und nur eine Lehrbefähigung für alle Klassen und zwei für mittlere Klassen haben.

6. Die vollbeschäftigten Hilfslehrer sollen eine jährliche Vergütung von 2100—2700 Mark erhalten.

7. Einzelne besonders bezahlte wissenschaftliche Unterrichtsstunden sind nicht mit weniger als drei Mark für die Stunde zu bezahlen.

8. Die über vier Jahre hinausgehende Hilfslehrerzeit ist für das Besoldungsdienstalter anzurechnen, sofern der Hilfslehrer im öffentlichen Schuldienst thätig gewesen ist oder zur Verfügung des Königl. Provinzial-Schul-Kollegiums gestanden hat.

9. Die über vier Jahre hinausgehende, an privaten, mit staatlichen Berechtigungen ausgestatteten höheren Schulen zugebrachte Hilfslehrerzeit ist für das Besoldungsdienstalter anzurechnen.

10. Bei Verleihung von Alterszulagen an die wissenschaftlichen Hilfslehrer, die seinerzeit in eine Hilfslehrerstelle zu Beginn des Schulvierteljahres eingewiesen worden sind, ist der erste Tag des Kalender-Vierteljahres der Berechnung zu Grunde zu legen.

11. Hilfslehrerstellen, die sich dauernd als notwendig erwiesen haben, sind in Oberlehrerstellen zu verwandeln.

12. Die Beschäftigung der Elementarlehrer mit wissenschaftlichem Unterricht ist an den höheren Schulen möglichst einzuschränken.

13. Bei der Pensionierung ist die ganze Zeit vom Beginn des Seminarjahres an anzurechnen, in der jemand, gleichviel mit welcher Stundenzahl, im öffentlichen Schuldienst beschäftigt gewesen ist oder zur Verfügung des Königl. Provinzial-Schul-Kollegiums gestanden hat.

14. In der Anstellungsurkunde des Oberlehrers mufs der Zeitpunkt vermerkt werden, von dem an seine Dienstjahre, und der, von dem an das pensionsberechtigte Dienstalter zu zählen ist.

15. Den Leitern und Lehrern der pädagogischen Seminare ist eine angemessene Vergütung zu gewähren.

16. Der Erlafs einer für alle Provinzen giltigen, die Rechte und Pflichten der Direktoren und Lehrer bestimmenden Dienstanweisung ist ein dringendes Bedürfnis.

17. Die Oberlehrer werden vom Unterrichtsminister ernannt bezw. bestätigt.

Der weitere Antrag: „Hierbei ist eine den gesamten preufsischen Staat umfassende Altersliste für die Anstellungen an staatlichen und vom Staate unterstützten Anstalten zu Grunde zu legen", wurde, wie im vorigen Jahre, wiederum mit Stimmengleichheit abgelehnt.

18. Der Ernennung zum Professor ist das Besoldungsdienstalter zu Grunde zu legen, so dafs die für das Gehalt angerechneten Hilfs-

lehrerjahre auch für die Erlangung des höheren Titels zur Geltung kommen.

19. Es ist dahin zu wirken, dafs die bisher auf ein Drittel beschränkte Verleihung des Amtscharakters „Professor“ auf die volle ältere Hälfte ausgedehnt, sowie dafs den Oberlehrern zugleich mit ihrer Ernennung zum Professor und den Direktoren der Nichtvollanstalten beim Antritt ihres Amtes der Rang der Räte vierter Klasse als Amtscharakter verlichen und demgemäfs den oberen Beamten der Schulverwaltung eine entsprechende Erhöhung der Rangstellung gewährt werde.

20. In der Titelfrage entschied sich die Konferenz nach einer sehr ausgedehnten und eingehenden Besprechung mit sehr grofser Mehrheit für folgende Bezeichnungen, die dem Ministerium in Vorschlag gebracht werden sollen:

Gymnasial-Referendar,
Gymnasial-Assessor,
Gymnasial-Oberlehrer,
Gymnasial-Professor,
Direktor (ohne Zusatz).

Bei Gelegenheit dieses Punktes wird ausdrücklich festgestellt, dafs die Delegierten nicht gebunden seien, genau nach den Aufträgen ihrer Generalversammlungen zu stimmen, sondern dafs sie das Recht haben, ihre Abstimmung den sich während der Verhandlungen ergebenden Verhältnissen anzupassen.

Aufserdem wurde noch folgender Antrag angenommen: Es ist zu wünschen, dafs den höheren Beamten der Schulverwaltung eine angemessene Rangerhöhung gewährt, sowie ein Titel verliehen werde, welcher der Wichtigkeit ihres Amtes entspricht und die Zugehörigkeit zu unserm Stande ausdrückt.

21. Die Kandidaten sind beim Beginn des Seminarjahres zu vereidigen.

22. Die Beamteneigenschaft der Kandidaten des höheren Schulamts mufs anerkannt werden.

23. Es ist dringend erforderlich, dafs die Pflichtstundenzahl unter Berücksichtigung der örtlichen und persönlichen Verhältnisse sowie der Unterrichtsfächer und der damit verbundenen Korrekturen und sonstigen Arbeitsleistungen wesentlich beschränkt wird. Die Höchststundenzahl der jüngeren bezw. der älteren Hälfte der endgiltig angestellten wissenschaftlichen Lehrer ist auf 22 bezw. 20 festzusetzen. Die Höchststundenzahl darf aber nicht als Normalstundenzahl angesehen werden; letztere ist 20 bezw. 18. Dringend wünschenswert ist es, dafs die älteren Professoren nicht zu mehr als 18 Stunden wöchentlich herangezogen werden. — Die Höchstzahl der Stunden der Direktoren ist an den Vollanstalten auf 12, an Nichtvollanstalten auf 14 festzusetzen.

24. Die Schülerzahl der Prima und Sekunda darf nicht über 25, der Tertia und Quarta nicht über 30, der Quinta u. Sexta nicht über 40 betragen.

25. Bei jeder höheren Lehranstalt ist wenigstens ein Kanzlist oder Bureaubeamter notwendig.

26. Es ist wünschenswert, dafs von sämtlichen Behörden und Schulen eine einheitliche deutsche Rechtsschreibung geübt wird.

Zum Vorort für das nächste Jahr wurde Preufsen, zum Vorsitzenden Direktor Laudien-Insterburg gewählt.

III.

Der erste bayerische Neuphilologentag.[1])

Der bayerische Neuphilologenverband, welcher zu Ostern 1899 mit dem Sitze in München begründet worden ist, hielt am 19. und 20. April 1900 in München seine erste Hauptversammlung. Von etwa 220 bayerischen Neuphilologen gehören 150 dem Verbande an. Vorsitzender war im ersten Vereinsjahre Reallehrer Dr. Herberich (München, K. Luitpold-Kreisrealschule). Da der sehr verdiente, rührige Vorstand und Begründer des Vereins infolge von Arbeitsüberlastung freiwillig zurücktrat, wurde in der Versammlung Reallehrer Georg Werr (München, K. Luitpold-Kreisrealschule) an seiner Stelle zum 1. Vorsitzenden gewählt.

Der Zweck des Verbandes ist (nach § 1 der Satzungen) „die Förderung des Unterrichts und des Studiums der neueren Sprachen, sowie die Vertretung der speziellen Interessen der neuphilologischen Lehrerschaft Bayerns. Mit den allgemeinen Standesinteressen befafst sich der Verband in anregender Weise und im Einvernehmen mit dem b. Gymnasiallehrer-, bezw. Realschulmännerverein."

Der Verein hat Anschlufs an den „Deutschen Neuphilologenverband".

Die Verhandlungen zeigen ein reges Leben des Verbandes und ein durchaus achtungswertes Streben seiner Mitglieder. Es fanden nicht weniger als 5 Sitzungen statt, nämlich eine allgemeine, je eine Sektionssitzung für die Gymnasien und für die Realschulen, eine Geschäftssitzung und eine Festsitzung.

In der allgemeinen Sitzung hielten Reallehrer Dr. Martin Erlangen) und Reallehrer Werr Vorträge über Ferienkurse in Frankreich, jener über einen solchen in Paris, dieser in Grenoble. Hierauf sprach Reallehrer Werr über das Thema: „Der neusprachliche Lehrer zugleich Lehrer für das Deutsche." Die Versammlung schlofs sich den Ausführungen des Redners im Prinzip an. Bezüglich der künftigen Ausbildung der Neuphilologen geht demnach ihre Meinung dahin, es möchten dieselben auf der Universität in gleichem Umfang wie bisher die Altphilologen für den deutschen Unterricht an Mittelschulen vorgebildet werden, da auf diese Weise das häufig zur Überbürdung der Schüler führende Fachlehrersystem in den unteren Klassen der technischen Schulen beseitigt und zugleich eine gewisse Übereinstimmung mit den neusprachlichen Prüfungsvorschriften der übrigen deutschen Staaten herbeigeführt würde. Zur Entlastung

[1]) Diesem Bericht liegen zu grunde: Der „Bericht über die 1. Hauptversammlung", erstattet von Dr. G. Buchner, Reallehrer, ferner ein Referat in der Allg. Zeitung vom 20. April und in der Augsb. Abendzeitung vom 23. Novbr.

solle der Neuphilologe dafür nur in einer Fremdsprache als Hauptfach geprüft werden; nach freier Wahl sei noch eine andere neuere Sprache als Nebenfach beizufügen. Eine Kommission wurde mit der Ausarbeitung einer entsprechenden Eingabe beauftragt.

In der Sektionssitzung für die Gymnasien besprach Gymn.-Prof. Freyberg (Freising) sehr eingehend den „neusprachlichen Unterricht an den bayerischen Gymnasien“ im Sinne einer Vermehrung der Stundenzahl, damit die Ziele, die die Schulordnung steckt, erreicht werden können. Dafs der französische Unterricht in der 8. und 9. Klasse drei Stunden statt zwei Stunden brauche, wurde von allen Seiten zugegeben und demgemäfs ein Beschlufs gefafst. Im übrigen wurde auf die den französischen Unterricht betreffenden Thesen des b. Gymnasiallehrervereins zurückgegriffen. (Vgl. Bericht über die 20. Gen.-Vers. des B.-G.-L.-V. in Nürnberg, S. 31 und S. 56—57.)

Die Sektionssitzung für die Realschulen nahm nach einem gehaltvollen Vortrag von Dr. Herberich über den „neusprachlichen Teil der Schulordnung für die Realschulen“,[1]) an welchen sich eine lebhafte Diskussion anschlofs, folgende zwei Thesen einstimmig an: 1. „Bei der schriftlichen Absolutorialprüfung für die Realschulen soll die Übersetzung vom Deutschen in die fremde Sprache auf mindestens die Hälfte der bisherigen Länge gekürzt und zugleich leichter gemacht werden.“ 2. „An Stelle des wegfallenden Teils der Übersetzung in die fremde Sprache tritt eine nicht zu grofse Übersetzung aus der fremden Sprache.“

In der Festsitzung hielten zeitgemäfse und interessante Vorträge: Univ.-Prof. Dr. Breymann (München) über das Thema: „Augenblicklicher Stand der neusprachlichen Reformbewegung“; sodann Priv.-Doz. Dr. Sieper (München): „Über einen englischen Kursus, gehalten von Dozenten der Universität München“; ferner Reallehrer Dr. Bock (Weilheim) über: „Bildungswert der neueren Sprachen“; endlich Reallehrer Hasl (Weilheim) über: „Hypnose und Pädagogik“.

Die Geschäftssitzung befafste sich im wesentlichen mit internen Angelegenheiten. Von Interesse ist die (wiederholte) Konstatierung, dafs die Abhaltung von Ferienkursen im Inlande einstimmig als unzweckmäfsig und die notwendige Erholung beeinträchtigend verworfen wurde. Andrerseits wurde einer Vermehrung der Reisestipendien dringend das Wort geredet.

Die erste Hauptversammlung kann auf eine erfolgreiche Thätigkeit zurückblicken. Die nächste Hauptversammlung soll in 2 Jahren stattfinden.

IV.

Die Landratsbeschlüsse vom November 1900.

Die letzte Tagung der Landräte war für die Progymnasien und Realschulen von besonderer Wichtigkeit.

[1]) Der allgemeine Teil dieses Vortrags ist unter dem Titel: „Das Ziel des neusprachlichen Schulunterrichts“ in Nr. 93 der Beil. z. Allg. Zeitung abgedruckt.

1. An den Progymnasien wurden 5 Gymnasiallehrer, an den Realschulen 37 Reallehrer ohne Spezialprüfung mit dem Gehalt von Gymnasialprofessoren ausgestattet und zwar mit Wirksamkeit vom 1. Januar 1901. Die Voraussetzung für diese Beförderung bildet „eine entsprechende Qualifikation und eine regelmäfsig wenigstens 15jährige pragmatische Dienstzeit". Die Vorlage wurde von sämtlichen Landratsversammlungen einstimmig oder nahezu einstimmig angenommen.

2. Aufserdem wurde die Vergütung für Über- und Nebenstunden an sämtlichen Realschulen auf mindestens 90 M. pro Wochenstunde erhöht, und in denjenigen Kreisen, in welchen der Turn- und Stenographieunterricht noch in das Pflichtstundenmafs der Reallehrer eingerechnet zu werden pflegte, die Umgangnahme von dieser Einrechnung ausgesprochen, so dafs dieser Unterricht künftig überall an den Realschulen besonders vergütet wird.

Die sub 2) erwähnte Verbesserung der Honorare wurde zunächst nur den Reallehrern zu teil, da die K. Staatsregierung nur für diese die betreffende Forderung gestellt hatte. Trotzdem bewilligte eine Landratsversammlung, die schwäbische, die gleichen Sätze aus eigener Initiative sofort auch für die Lehrer der Progymnasien. Wie uns mitgeteilt wurde, wird die K. Staatsregierung an die Landräte in ihrer nächsten Tagung mit der gleichen Forderung für die Lehrer der Progymnasiem herantreten. Für die Zurückstellung waren heuer lediglich Gründe der Opportunität mafsgebend, ebenso wie für die gegenüber den reinstaatlichen Unterrichtsanstalten geringere Bemessung der Honorare mit 90 M. (statt 108 M. bei letzteren).

Beide Diskrepanzen widersprechen nicht den seitens der K. Staatsregierung gemachten Zusicherungen; denn in der 126. Sitzung äufserte Se. Exzellenz Folgendes: „Ich werde auch in Bezug auf das Stundenhonorar möglichste Besserung und Ausgleichung der Verhältnisse herbeizuführen suchen."

Bei dem so dankenswerten Entgegenkommen aller mafsgebenden Faktoren ist die in Aussicht genommene volle Ausgleichung mit Zuversicht zu erwarten.

Einige Landratsversammlungen sprachen schon heuer ihre Geneigtheit aus, den Lehrern der Progymnasien im Falle eines Antrages der K. Staatsregierung dieselben Stundenhonorare zu gewähren wie den Reallehrern.

3. Der Landrat von Oberbayern fafste den Beschlufs, bei der K. Staatsregierung die Übernahme der Lateinschulen in Rosenheim und Ingolstadt auf Staatsfonds zu beantragen, da aus den früheren Progymnasien nunmehr Vollgymnasien geworden sind. Den gleichen Antrag stellte der Landrat der Pfalz für Ludwigshafen, welche Anstalt sich in der nämlichen Lage befindet.

München, im Dezember 1900. Dr. Gebhard.

Die Pausen zwischen den einzelnen Schulstunden an den höheren Lehranstalten in und aufserhalb Bayerns.

Die letzte Generalversammlung des B. G.-L.-V. nahm einstimmig die These an, dafs „die Wiedereinführung einer kleinen Respirationspause nach der 1. Nachmittagsunterrichtsstunde wünschenswert sei".[1])

Da demnächst unter andern Fragen auch diese im Obersten Schulrat zur Verhandlung kommen dürfte, kam ich auf den Gedanken, es könne vielleicht zu etwas dienlich sein, wenn ich, unsere auswärtigen Verbindungen benützend, eine Umfrage nach den in den gröfseren deutschen Staaten bestehenden Bestimmungen über Schulpausen und Verwandtes versuchte. Die Ergebnisse dieser Umfrage, für deren Gelingen ich den einzelnen Vorsitzenden der Landesvereine und der Provinzialvereine in Preufsen, sowie den hochverehrten Herren Direktoren, Professoren und Oberlehrern, die mir aufserdem in liebenswürdigster und promptester Weise Aufschlüsse erteilten, zu wärmstem Danke mich verpflichtet fühle, lege ich hiemit einem weiteren Leserkreise vor. Denn ich zweifle nicht, dafs sie gröfserem Interesse begegnen werden.

Die Umfrage erstreckte sich auf folgende 12 Staaten: Preufsen, Sachsen, Württemberg, Baden, Hessen, Sachsen-Weimar, Mecklenburg, Oldenburg, Braunschweig, Hamburg, Bremen und Elsafs-Lothringen.

Die Fragen lauteten: Welche Dauer haben die Pausen zwischen den einzelnen Unterrichtsstunden? Wann beginnt der Unterricht vormittags, wann nachmittags? Besteht blofs Vormittagsunterricht oder sowohl Vormittags- als auch Nachmittagsunterricht?

Als Zweck dieser Umfrage führte ich an, dafs wir die Wiedereinführung einer kleinen Pause nach der 1. Nachmittagsunterrichtsstunde anstreben.

Ich stelle nun zunächst zusammen, was mir von den einzelnen Staaten berichtet wurde. Eine kurze Gesamtübersicht folgt am Schlusse.

1. Preufsen.

Die Gesamtdauer der Pausen soll (nach einer Minist.-Verfügung vom 10. 11. 84) bei 5stündigem Vormittags- bezw. 4stündigem Vormittags- und 2stündigem Nachmittagsunterricht **40—45 Minuten** betragen.

Die Verteilung soll in der Regel sein, dafs die Hauptpause nach der 2. Vormittagsstunde und bei 5stündigem Vormittagsunterricht die 2. gröfsere Pause nach der 4. Stunde eintritt.

Meine Umfrage erstreckt sich auf 9 Provinzen (nämlich Brandenburg, Pommern, Ost- und Westpreufsen, Schlesien, Hannover, Schleswig-Holstein, die Rheinprovinz und Hessen-Nassau). Das Ergebnis ist:

In allen Provinzen besteht in den grofsen und gröfseren Städten, in der Regel auch in den mittleren und kleineren ein

[1]) Vgl. Bericht über die 20. Gen.-Vers. in Nürnberg (1899), S. 30 u. 57.

5stündiger Vormittagsunterricht, wodurch der wissenschaftliche Nachmittagsunterricht entfällt oder doch nur auf einen Tag beschränkt ist. Am Nachmittag ist Unterricht im Singen, Turnen, Zeichnen und der fakultative Unterricht (Hebräisch, Englisch etc.).

Der Vormittagsunterricht beginnt gewöhnlich im Sommer um 7, im Winter um 8, im tiefen Winter (15. Nov. bis 15. Febr.) um 8^{30}, und dauert im Sommer bis 12, im Winter (auch im tiefen Winter) bis 1 Uhr.

Soweit am Nachmittag Unterricht stattfindet, beginnt er fast überall um 3 Uhr und dauert 1—2 Stunden.

Die Pausen werden so gelegt, dafs jede Stunde in der Regel 50 Minuten dauert; im tiefen Winter sind nur 45 Minuten die Regel, obwohl hier die gewöhnlichen, insbesondere die gröfseren, Pausen fast durchgehends etwas (um 5 Min.) verkürzt werden.

Die Dauer der Pausen nach den einzelnen Stunden ist sehr verschieden und namentlich im tiefen Winter (wegen des späteren Beginns des Unterrichts um 8^{30}) eine etwas verschobene.

In der Regel ist nach jeder Stunde (vorm. und nachm.) eine Pause. Nur in einem Falle (in Hessen-Nassau, spez. in Wiesbaden) entfällt (nach den mir gewordenen Berichten) die Pause nach der 1. Vormittagsstunde, das ist im tiefen Winter, wo der Unterricht erst um 8^{30} beginnt; dann betragen die anderen Pausen 10, 20, 10 Minuten. Auch kommt einmal der Fall vor, dafs der Nachmittagsunterricht im tiefen Winter von 2 Stunden auf 1 St. 40 Min. (2^{10} bis 3^{50}) zusammengedrängt wird und dann ohne Pause verläuft.

Vielfach betragen die Pausen ganz gleichheitlich 10 Minuten; da um 7^{10} (bezw. 8^{10}) begonnen wird, treffen dann auf jede der 5 Vormittagsstunden die (obligaten) 50 Minuten. Wo dies nicht der Fall ist, da beträgt die Pause

nach der 1. Stunde 5 (6) Minuten,
„ „ 2. „ meist 15 oder 10 Min., je einmal 5 oder 20 Min.,
„ „ 3. „ meist 10, da und dort 5, 15, 20 Min.,
„ „ 4. „ meist 10, da und dort 15 Minuten.

Nachmittags beträgt die Pause zwischen der 1. und 2. Stunde meist 10 Min., öfters auch 5 und 15 Minuten.

Häufig beginnt der Unterricht nicht um 7, 8, 2, 3 Uhr, sondern 10 Minuten nachher, so in Berlin; fast regelmäfsig kommt dies am Nachmittag vor, wodurch die Absicht verwirklicht wird, dafs die Stunde ihre Normaldauer von 50 Minuten erhält (3^{10}—4, 4^{10}—5 Uhr).

Lokale Verschiedenheiten bestehen zahlreich. So ist, um nur einen Fall zu erwähnen, in Rendsburg der Eisenbahnzüge wegen das ganze Jahr hindurch folgende Stundeneinrichtung: 8^{30}—9^{20}, 9^{25}—10^{15}, 10^{30}—11^{20}, 11^{25}—12^{15}, 2^{15}—3^{5}, 3^{10}—4. Früher war daselbst, wenn um 8 Uhr angefangen wurde, nach der 1. Stunde eine Pause von 5 Minuten, nach der 2. von 15, nach der 3. von 10 Minuten, nach der 1. Nachmittagsstunde (um 3 Uhr) eine Pause von 10 Minuten.

Bekanntlich ist in dem Erlafs des Kaisers vom 26. November 1900 unter anderm auch eine „wesentliche Verstärkung" der Pausen in Aussicht gestellt.

2. Bayern.

In Bayern besteht vormittags und nachmittags Unterricht in den wissenschaftlichen Pflichtfächern. „Der Unterricht in den Pflichtfächern soll sich, abgesehen vom Turnen, an einem Vormittag oder Nachmittag nicht über 3 Stunden ausdehnen; nur an Tagen, deren Nachmittage frei sind“ — es sind dies die Mittwoche und Samstage — „darf der Unterricht am Vormittag 4 Stunden umfassen.“ (Schulordnung vom 23. Juli 1891, § 6, 3).

Der Unterricht beginnt im Sommer und Winter um 8 Uhr, bezw. 2 Uhr; doch bestehen insoferne lokale Verschiedenheiten, als hie und da im Sommer der Unterricht schon um 7 Uhr begonnen wird, insbesondere in fakultativen Fächern, wie Zeichnen, Gesang.

„Im Dezember und Januar beginnt der Unterricht vormittags 8^{15}.“ (M.-E. vom 28. Juni 1895.)

Pausen sind um 10 Uhr 15 Minuten (im Dez. und Jan. nur 10 Min.)[1]
„ 11 Uhr 10 „ ,
„ 4 Uhr 10 „ .

„Die Pause kann wegfallen, wenn eine Turnstunde vorausgeht oder eine Turn-, Gesangs- oder Musikstunde nachfolgt.“ („Instruktion zur Schulordnung“ vom 19. Juli 1893, in welcher übrigens die Pausen folgendermafsen festgesetzt waren: $8^{00}-9^{00}$, $9^{10}-10^{00}$, 10^{15} bis 11^{00}, $11^{15}-12$ Uhr; $2^{00}-3^{00}$, $3^{10}-4$ Uhr.)

Die neue Pausenordnung datiert vom 28. Juni 1895.

3. Sachsen.

Auch in Sachsen ist, wie in Preufsen und anderen Staaten, ein 5stündiger Vormittagsunterricht, namentlich in den grofsen Städten, vielfach eingeführt. Nachmittagsunterricht kommt in diesem Falle nur 1mal (für die unteren Klassen) bis 2mal (besonders für die obersten Klassen) vor. Vorwiegend werden dann auch die fakultativen Fächer (Englisch, Hebräisch, Stenographie) und Singen, Zeichnen und Turnen auf denselben gelegt.

Der Unterricht beginnt im Sommer um 7^{10}, im Winter um 8^{10}; nachmittags um 3^{10}; wo kein 5stündiger Unterricht stattfindet, öfters auch um 2^{10}.

Die Pausen betragen durchwegs nach der 1. Stunde 10 Minuten
„ „ 2. „ 15 „
„ „ 3. „ 10 „
„ „ 4. „ 15 „
Nachmittags „ „ 1. „ 10 „ .

4. Württemberg.

Eine Ministerialverfügung vom 28. Dez. 1870 bestimmt: „Zwischen dem vor- und nachmittägigen Unterricht soll für jede Klasse die Pause

[1] Min.-Entschl. vom 28. Juni 1895.

wenigstens 2 Stunden betragen. — Für 7—10jährige Schüler hat je nach einer Unterrichtsstunde eine Pause von 5 Minuten, für ältere vormittags nach 2 Unterrichtsstunden eine Pause von 15 Minuten, nachmittags je nach einer Stunde eine Pause von 5 Minuten einzutreten."

Die Praxis ist übrigens sehr mannigfaltig, da einerseits diese Bestimmungen häufig als Minima angesehen werden, und sonach auch um 9 Uhr und 11 Uhr sowie um 4 Uhr kleinere oder gröfsere Pausen gemacht werden, andrerseits namentlich in den oberen Klassen (7—10) durch den Stundenwechsel, der sehr häufig mit einem Lehrerwechsel, fast immer mit einem Wechsel des Unterrichtsgegenstandes verbunden ist, sich von selber eine kurze Pause von 3—5 Minuten ergibt, in der die Schüler sich freier bewegen, im Bedürfnisfalle auch hinausgehen können, aber nicht in corpore entlassen werden.

Im tiefen Winter, da der Unterricht erst um 8^{30} beginnen darf, fällt übrigens die erste Pause in der Regel weg.

5. Baden.

In Baden ist ein 5stündiger Vormittagsunterricht durchwegs in Karlsruhe, teilweise auch in Heidelberg und (im Hochsommer) in Mannheim und anderen Städten eingeführt. Sonst ist in der Regel Vormittags- und Nachmittagsunterricht. Allgemeine und bindende Bestimmungen über Zahl und Dauer der Schulpausen bestehen nicht. Die neueste Verfügung (vom 15. März 1892) lautet: „Eine längere Pause hat jedenfalls nach der 2. Vormittagsstunde stattzufinden."

Mit Rücksicht auf die im tiefen Winter (wegen der mitteleuropäischen Zeit) zum Teil nötige Verkürzung der Gesamtunterrichtszeit am Vormittag ist ausdrücklich erklärt, nötigenfalls könne die Pause zwischen der 1. und 2. und zwischen der 3. und 4. Stunde ganz wegfallen oder (z. B. beim Wechsel des Zimmers) möglichst verkürzt, die nach der 2. Stunde auf 10 Minuten beschränkt werden.

Danach herrscht an den badischen Anstalten grofse Verschiedenheit in diesem Punkte.

Am Heidelberger Gymnasium liegt die Sache so:

	im Sommer:	im Winter (3 Monate):
1. St.	$8 - 8^{50}$	$8^{20} - 9^{10}$
2. „	$9 - 9^{50}$	$9^{20} - 10^{10}$
3. „	$10^{10} - 11$	$10^{25} - 11^{15}$
4. „	$11^{10} - 12$	$11^{25} - 12^{10}$
5. „	$12^{10} - 1$	$12^{20} - 1^{5}$

Nachmittags ist der Unterricht am Mittwoch, Donnerstag und Samstag ganz frei; nur Handfertigkeitsunterricht und fakultatives Zeichnen in den 4 obersten Klassen sind darauf gelegt; findet Nachmittagsunterricht statt, so ist er von $2^{10}—3$
$3^{10}—4$.

Sämtliche Stunden dauern nur 50 Minuten, die beiden letzten

Stunden in den Wintermonaten nur 45 Minuten; die Gesamtdauer der Pause ist im Sommer 50, im Winter 45 Minuten.

In Karlsruhe ist an sämtlichen Mittelschulen ein 5stündiger Morgenunterricht; die Nachmittage sind dann fast alle frei; nur an 2 Nachmittagen fallen noch die fehlenden 2 Stunden (je von 3^{10}—4 Uhr) und der fakultative Unterricht. Sämtliche Stunden dauern 50 Minuten. Die Pausen sind verschieden: an den Realanstalten (Beginn im Sommer um 7^{20}, im Winter um 8 Uhr) ist nach der 1. Stunde Pause von 5 Minuten, nach der 2. Stunde von 20 Minuten, nach der 3. von 5, nach der 4. von 10 Minuten; nachmittags nach jeder Stunde 10 Minuten.

Am Gymnasium (Beginn um 8, im Hochsommer 7^{20}, im Dez. und Jan. 8^{20}) ist nach der 2. Stunde eine Pause von 30 Min., (im Dez. und Jan. 15 Min.), nach der 4. eine solche von 10 Min., im Hochsommer 15 Minuten. Nachmittags wie an den Realanstalten.

6. Hessen.

Einige Anstalten in Hessen haben 5stündigen Vormittagsunterricht von 7—12 Uhr im Sommer, 8—1 Uhr im Winter, bezw. 8^{30}—12 im tiefen Winter (1. Nov. bis 15. Febr.). An den meisten Anstalten besteht jedoch vor- und nachmittägiger wissenschaftlicher Pflichtunterricht, ausgenommen am Mittwoch und Samstag.

Bezüglich der Pausen lautet die betreffende Ministerialverfügung (vom 25. Mai 1883): „In Übereinstimmung mit dem Antrage der Kommission[1]) zur Prüfung der Frage der Überbürdung der Schüler höherer Lehranstalten und im Anschlufs an das seither schon an den meisten höheren Lehranstalten eingehaltene und bewährte Verfahren bestimmen wir, dafs zwischen den einzelnen Unterrichtsstunden Pausen von je 15 Minuten einzurichten sind. Schlufs und Beginn der Schulstunden sollen genau eingehalten werden. Ferner ist dafür zu sorgen, dafs während der Pause die Luft in den Zimmern erneuert werde.“

Es findet also zwischen jeder Stunde eine Pause von 15 Minuten statt und zwar sowohl am Vormittag als auch am Nachmittag.

Im tiefen Winter, wo der Unterricht erst um 8^{30} beginnt, beträgt die 1. Pause praktisch in der Regel nur 5, die 2. Pause 15, die 3. nur 10 Minuten; der Unterricht schliefst dann bei 4stündigem Unterricht doch bereits um 12 Uhr. Doch ist dies den einzelnen Anstalten überlassen.

Der Nachmittagsunterricht beginnt um 2^{15}.

7. Sachsen-Weimar.

In Sachsen-Weimar war bis vor etwa 15 Jahren Vor- und Nachmittagsunterricht nach altem System, mit einer Pause von 10 Minuten zwischen den beiden Nachmittagsstunden.

[1]) Diese Kommission bestand aus Direktoren, Ärzten, Univ.-Professoren, Juristen etc., alle aus Hessen.

Seit dieser Zeit besteht 4stündiger wissenschaftlicher Vormittagsunterricht (7^{5} — 11 bezw. 8^{5} — 12) und 1stündiger wissenschaftlicher Nachmittagsunterricht (3^{10} — 4 Uhr) an jedem Montag, Dienstag, Donnerstag und Freitag; 5stündiger Vormittagsunterricht am Mittwoch und Samstag.

Im tiefen Winter (14 Tage vor und nach Weihnachten) beginnt der Unterricht um 8^{15} und dauert am Nachmittag von $3—3^{50}$.

Die Pausen betragen	5 Min.	nach der 1. Stunde	(7^{55}—8)[1]
	20 „	„ „ 2. „	(8^{50}—9^{10})
	5 „	„ „ 3. „	(10^{5}—10^{10})
	15 „	„ „ 4. „	(11—11^{15}).

Auch in Sachsen-Weimar dauert, wie man sieht, **jede Stunde** im Durchschnitt **50 Minuten**.

8. Mecklenburg-Schwerin.

Die Pausen sind:

Um	9 Uhr:	5 Minuten	
„	10 „	15 „	
„	11 „	10 „	
„	3 „	10 „	.

9. Oldenburg.

In Oldenburg besteht keine allgemeine gesetzliche Bestimmung, sondern die Pausenordnung ist Sache des Leiters der betreffenden Schule.

Nach den mir aus 5 Orten (Oldenburg, Jever, Eutin, Vechta, Birkenfeld) zugegangenen Mitteilungen gibt es daselbst

nach der 1. Vormittagsstunde eine Pause von häufiger 5,	seltener 10 Min.;
„ „ 2. „ „ „ „ „	15 (17), selt. 20 Min.;
„ „ 3. „ „ „ „ „	10, seltener 5 Min.;
„ „ 1. Nachmittagsstunde „ „ „ „	10, selt. 15 (17) Min.

Auch der Beginn des Unterrichts ist sehr verschieden: im Winter meist um 8^{30}, an einem Orte (Vechta) jedoch um 8 Uhr; im Sommer um 7^{30}, 8 und 8^{10}; nachmittags um 2, 2^{10} und 2^{30}.

In Eutin, welches übrigens durchwegs die längsten Pausen hat, wird regelmäfsig 2 Minuten vor Beginn bezw. Wiederbeginn des Unterrichts geklingelt.

10. Braunschweig.

An den **meisten Gymnasien Braunschweigs** ist der 5stündige wissenschaftliche Vormittagsunterricht eingeführt, welcher im Sommer von 7^{10}—12, im Winter von 8^{10}—1 Uhr, im tiefen Winter (20. Nov. bis 1. Febr.) von 8^{30}—1 Uhr dauert.

In der **Stadt Braunschweig** selbst ist Vormittags- **und** (wenn auch in beschränktem Mafse, nämlich nur am Montag, Dienstag

[1]) im **Sommer**; im **Winter**: 8^{55}—9 u. s. w.

und Donnerstag) Nachmittagsunterricht (in den Pflichtfächern). Die Turn-, Sing- und Zeichenstunden schliefsen sich teils an den 4stündigen Vormittags-, teils an den, wie es scheint, um 3 Uhr beginnenden Unterricht an (um 11 bezw. 12, und um 4 Uhr), einige Stunden des fakultativen Unterrichts fallen aber auch auf den Mittwoch Nachmittag von 1^{30}—3 Uhr, und am Mittwoch und Freitag (meist nur im Sommer) sind überdies nachmittags 2 Stunden lang für je eine Abteilung Turnspiele. Ganz schulfrei ist also in Braunschweig-Stadt nur der Samstag.

Bezüglich der Pausen ist angeordnet, dafs sie zwischen den einzelnen Unterrichtsstunden 10 Minuten und nach je zwei durch 10 Min. unterbrochenen Lehrstunden 15 Minuten (in den dunklen Wintermonaten ebenfalls nur 10 Minuten) betragen sollen.

11. Hamburg.

Der Unterricht dauert im Sommer von 8—2 Uhr,
„ „ „ „ Winter „ 9—3 Uhr.

Die Pause beträgt nach der	1.	Stunde:	5 bezw. 10 Minuten,
„ „	2.	„	10 Minuten,
„ „	3.	„	15 „
„ „	4.	„	10 „
„ „	5.	„	10 „ .

12. Bremen.

Der Unterricht dauert von 8—1 Uhr und in einer Reihe von Klassen von 3—5 resp. 6 Uhr.

Offizielle Pausen von je 10 Minuten sind um 10, 12, 4 und 5 Uhr (z. B. von 9^{55} bis 10^{5}). „Die Schüler gehen dann“, so wird mir berichtet, „auf den Spielhof; natürlich werden die Pausen stets 5 Minuten länger, weil die Schüler erst nach dem Glockenzeichen in die Klassen gehen müssen. Um 9 Uhr und 11 Uhr sind keine offiziellen Pausen; aber gewohnheitsmäfsig entstehen durch den Lehrerwechsel circa 5—7, um 11 Uhr auch wohl 8—10 Minuten Pausen, so dafs jede Lehrstunde auf 45—50 Minuten in Wirklichkeit kommt: wir haben ein sehr ausgedehntes Schulgebäude, eigentlich drei verschiedene Gebäude, wo die Wege von einer Klasse zur andern oft 3—4 Minuten lang sind.“

13. Elsafs-Lothringen.

Vielfach ist, selbst in kleineren Orten, der Nachmittagsunterricht — mindestens im Sommer — ganz oder teilweise abgeschafft. In Strafsburg selbst besteht in dieser Beziehung an den einzelnen Schulen grofse Verschiedenheit.

Der Unterricht beginnt im allgemeinen um 8 Uhr, vom 15. Nov. bis 15. Febr. um 8^{30}, und nachmittags um 2 Uhr. Er dauert bis 12 bezw. 4 Uhr.

Nach der 1. Vormittagsstunde sind 10 Minuten Pause,
„ „ 2. „ „ 15 „ „ .
(vom 15. Nov. bis 15. Febr.: 10 Min.)
nach der 3. Vormittagsstunde sind 10 „ „ ,
„ „ 1. Nachmittagsstunde „ 10 „ „ .

Im Winter (15. Nov. bis 15. Febr.) dauern die Vormittagsstunden also nur je 45 Minuten.

Zusammenfassung der Ergebnisse:

1. In den meisten Staaten, insbesondere in Preufsen, Sachsen-Weimar, Braunschweig, den beiden freien Städten Hamburg und Bremen, in Elsafs-Lothringen bildet ein ausschliefslicher (5stündiger) Vormittagsunterricht in den Pflichtfächern bei Hinwegfall des gröfsten Teiles des nachmittägigen Unterrichts die Regel.

2. Der Unterricht beginnt in den meisten Staaten im Sommer regelmäfsig um 7, im Winter um 8, im tiefen Winter um 8^{30} (in Bayern und Sachsen-Weimar im tiefen Winter um 8^{15}, in Baden um 8^{20}).

3. In den meisten Staaten ist die Dauer jeder Unterrichtsstunde durchschnittlich 50 Minuten.

4. Die Pausen, obwohl im einzelnen an Dauer sehr verschieden, sind doch überall reichlicher und insbesondere zahlreicher als in Bayern: am reichlichsten in Hessen, wo jede Pause 15 Minuten beträgt, am spärlichsten (aufser Bayern) in Württemberg. (Wo ein 5stündiger Vormittagsunterricht eingeführt ist, sind die Pausen — namentlich im tiefen Winter — sicher nicht übergrofs; allein es beginnt da der Unterricht meist erst 10 oder mehr Minuten und im tiefen Winter bis zu 30 Minuten nach 7 oder 8 Uhr.)

5. Fast überall ist nach jeder Stunde, auch nach der ersten des Vormittags eine kleinere oder gröfsere Pause, selbst in Württemberg, wenn auch hier die erste Pause nur gewohnheitsgemäfs und nicht überall eingeführt ist; in Preufsen entfällt die erste Pause nur in den Monaten des tiefen Winters da und dort.

6. Eine Nachmittagspause von wenigstens 5 Minuten, häufiger aber 10 und 15 Minuten, besteht überall.

Ich schliefse somit diese Auseinandersetzung, indem ich den Wunsch wiederhole, es möchte auch bei uns wenigstens die Nachmittagspause nach der 1. Stunde, wenn auch nur in bescheidenem Mafse, wieder eingeführt werden.

München, im Januar 1901. Dr. Gebhard.

A. Frequenz der humanistischen Gymnasien Bayerns.

(Im Dezember 1900.)

No.	Gymnasium	Kl. 1	Kl. 2	Kl. 3	Kl. 4	Kl. 5	Kl. 6	Kl. 7	Kl. 8	Kl. 9	Summa	Diff. seit 2 Jahren	Durchschn. f. 1 Kl.
1.	Amberg	32† 38*	31 41	45	43	32§	22 22	20	20	26	372	+ 3	31
2.	Ansbach	23*	22*	21	26	19	27	21 22	34	18 19	252	—18	25
3.	Aschaffenburg	53	33† 33*	33 34*	26 26	46	47	21 22	28	27	429	+12	33
4.	Augsburg St. Anna	27† 24*	48	26 26	25	33	25	24 25	27	22	332	+11	28
5.	Augsburg St. Stephan	42 43	40 40	35 32	35 38	26 26	43	37	27	28	492	—54	35
6.	Bamberg Altes G.	32†	22 22	41	38§	22 22	28	29	31	20	307	—147	28
7	Bamberg Neues G.	35 36*	41* 40*	27 33	33 35	20§ 21	34 35§	25 23	19 19	30	506	+91	30
8.	Bayreuth	42*	29 28*	42	35	36§	46	34	18 18	22	350	—14	32
9.	Burghausen	34*	45	44	33	41	25 22†	29	24	22	319	—	32
10.	Dillingen	53*	32 31†	30 32	27 27	50§	25 26	33 33	28 29	48	504	+29	34
11	Eichstätt	40*	39	45	33	21§	24	28	21 20†	25	296	—12	30
12.	Erlangen	38	28	30	25	23	30	34	23	29	260	+ 2	29
13.	Freising	37	42	21§	36§	28	37 37	33 33	32 32	23 23	414	— 7	32
14.	Fürth	47	47†	31	23	24§	19	11	22	12	236	— 6	26
15.	Günzburg	23*	28†	22	22	11	17	11	—	—	134	+34	19
16.	Hof	36*	33	29	31	20	27	16	20	20	232	—10	26
17.	Ingolstadt	41	43	28	18	24§	20	14	19	12	219	+67	24
18.	Kaiserslautern	41	41	38*	27 26	28§	35	28	21	22	307	+ 5	31
19.	Kempten	34	35†	36	32	38§	32	40	31	35	313	—20	35
20.	Landau	25 29*	30 30*	36	37	29§	35	34	25	27	337	+27	31
21	Landshut	34 29†	33 30†	48	29 29	27§ 26§	23 24	24	30	16	402	+24	29
22.	Ludwigshafen	47*	42	25	25	23	22	20	17	13	234	+80	26
23.	Metten, O.S.B.	46*	66*[1]	54*	48	36	39	29	28	19	365	— 3	41
24	München Ludw. G.	46† 47	40 35	37 38	30 31	42	34 30	25 23	33 32	21 21	565	+47	33

[1]) Weltlicher Lehrer.

No.	Gymnasium	Kl. 1	Kl. 2	Kl. 3	Kl. 4	Kl. 5	Kl. 6	Kl. 7	Kl. 8	Kl. 9	Summa	Diff. seit 2 Jahren	Durchschn. f. jed. Kl.
25.	**München** Luitp.-G.	50 45 41*	45 48† 40*	52 51	49 48	42 41	44 45	37 37	31 35	34 27	842	−56	42
26.	**München** Max.-G.	44 44† 24*	41 43 38†	28 35 35	44 41	28 34	39 39	29 29	29 29	39	712	+ 7	36
27.	**München** Ther.-G.	35 34 32	36 36 35	30* 34 35	35 35	33 32	42	17 17	33	27	578	+ 8	32
28.	**München** Wilh.-G.	39 37 34†	39 39 20†	44 41	36 38	28 28	36 34	30 32	29 25	27 24	660	− 8	33
29.	**Münnerstadt** .	19*	37	28	34	31§	34	20	25	29	257	−14	29
30.	**Neuburg** . .	31	42†	30	33	25	26	33	31	28	279	+12	31
31.	**Neustadt a. H.**	31	28	31	20	19	16	29	21	20	215	+15	21
32.	**Nürnberg** Altes G.	40 39†	40 36	42 42	44	24 25	40	28	25	27	452	+15	35
33.	**Nürnberg** Neues G.	53 54	47 49	42 41	32	42	34	32	27	19	472	+36	39
34.	**Passau** . . .	27 27†	47 46	48 48	35 34	25§ 26§	34 35	32 31	21 20	28 29	593	−17	33
35.	**Regensburg** Altes G.	40 41†	49 52†	44 33	36§ 32§	29 26	35 28	34 27	32 31	35 36	630	+66	35
36.	**Regensburg** Neues G.	52 49	36§ 32	36§ 40	26 26	33 32	24 25	21 21	33	23	509	9	32
37.	**Rosenheim** .	40†	37	34	38	28§	23	25	15	18	258	+ 9	29
38.	**Schweinfurt** .	30†	22	25	34	24	27	17	17	11	207	−11	23
39.	**Speier** . . .	42	41	31	31 29	25 24†	42	19 19	19 19	22 17	380	− 7	27
40.	**Straubing** .	55*	41 20†	47	23 18†	42	28 16	26	24	21	361	+13	30
41.	**Würzburg** Altes G.	41 43*	40* 39*	30 29†	33	41	34	19 18	35	21	423	+82	33
42.	**Würzburg** Neues G.	42 40†	44 41	47 49	41§ 39	35 35§	31 27	29 28	29 35	27 28	650	−18	36
43.	**Zweibrücken**	17†	27	26	12	17	30	27	28	24	208	−17	23
	Summa	2466	2576	2227	1925	1668	1780	1564	1426	1231	16863	+247	
	Vor 2 Jahren (1898):¹)	2401	2333	2096	1897	1871	1911	1557	1329	1221	16616		
	Differenz geg. 1898:¹)	*+65*	*+243*	*+131*	*+28*	*−203*	*−131*	*+7*	*+97*	*+10*		*+247*	
	Zahl der Kurse:	65	69	62	60	57	58	60	55	51	537	+26	
	Vor 2 Jahren:¹)	62	61	59	60	59	58	51	50	48	511		
	Durchschnittsschülerzahl:	38	37	36	32	29	31	26	26	24			31
	Vor 2 Jahren:¹)	39	38	36	32	32	34	27	27	25			33

¹) Mit Einrechnung von Günzburg, damals noch Progymnasium. Nach Bl. f. d. G.-Sch.-W. 35. Bd. 196—197.

Bemerkungen zu Liste A.

1. Besetzung der Ordinariate. Diejenigen Klassen, welche sich zwischen den beiden Zickzacklinien befinden, sind mit budgetmäfsigen vollberechtigten Gymnasialprofessoren als Ordinarien besetzt, desgleichen die ☐ umrahmte 1. Klasse A in München Th., 1. Klasse B in Nürnberg N., 2. Klasse A in Regensburg A und 4. Klasse in Schweinfurt.

Die Klassen rechts der genannten Linie sind in der Hand des Rektors.

In den Klassen links verwalten das Ordinariat Gymnasiallehrer, desgleichen in den mit ⊓ bezeichneten Klassen innerhalb der Zickzacklinie, das ist in der 9. Klasse B in Ansbach und in der 6. Klasse B in Freising.

Solche Klassen, in denen sich als Ordinarien Assistenten befinden, sind mit * und † bezeichnet; † bedeutet, dafs der Assistent die Klasse als Stellvertreter eines beurlaubten oder zur Gymnasialaushilfe verwendeten ordentlichen Lehrers, sei es Gymnasiallehrers oder Professors, verwaltet.

Jene Gymnasialprofessoren (= Angehörige der „Kategorie"), welche als ehemalige Rektoren von Progymnasien (je einer in Freising, Würzburg N. und Regensburg N.), sowie auf Grund der Beschlüsse des letzten Landtags und der Landräte von Oberbayern und Mittelfranken mit Titel, Rang und Gehalt von Gymnasialprofessoren ausgestattet sind,[1] desgleichen diejenigen Lehrer, welche Titel und Rang von Gymnasialprofessoren besitzen (je einer in Kaiserslautern und Regensburg N.), sind mit § bezeichnet.

Auf die einzelnen Rangklassen verteilen sich die obenbezeichneten (philologischen) Lehrer folgendermafsen:

An den 43 humanistischen Gymnasien wirken:

43 Rektoren,
252 Gymnasial-Professoren[2]),
220 „ -Lehrer,
74 „ -Assistenten.

2. Frequenzverhältnisse. Seit der letzten Berechnung (vgl. Jahrg. 1899, S. 196 ff.) hat sich die Zahl der hum. Gymnasien um eines vermehrt, indem mit Beginn des Schuljahres 1900/01 Günzburg hinzukam.

Der Vergleich mit dem Jahre 1898, wobei wir zur Ermöglichung gleichmäfsiger Schätzung die unteren 6 Klassen des mittlerweile zum Gymnasium erhobenen Progymnasiums Günzburg mit einrechneten, ergibt hinsichtlich der Frequenz folgendes:

Die Frequenz der Gymnasien, die vom Jahre 1894 bis zum Jahre 1896 um 323, vom Jahre 1896 bis zum Jahre 1898 um

---

[1]) Vgl. „Blätter", Jahrg. 1900, S. 734—736 u. S. 780, sowie Jahrg. 1901, S. 177.
[2]) Inkl. 24 Professoren der sogen. „Kategorie" und 2 Professoren mit Titel und Rang von Gymnasialprofessoren.

weitere 617, in Summa von 1894 bis 1898 um 940 Schüler abgenommen hatte, hat von 1898 bis 1900 **um 247 Schüler zugenommen.** Bemerkenswert ist die Thatsache, die übrigens in Übereinstimmung mit der letzten Erhebung steht (cf. S. 199 des Jahrg. 1899 dieser „Blätter"), dafs die 5. und 6. Klasse noch eine Abnahme erweisen; vor 2 Jahren zeigten die entsprechende 3. und 4. Klasse in analoger Weise eine erheblichere Abnahme.

Vor zwei Jahren war das Verhältnis der Abnahme und Zunahme (von 1896 bis 1898) dieses: es befanden sich

in der	1. Klasse	+ 39	Schüler,
" "	2. "	— 56	" ,
" "	3. "	— **357**	" ,
" "	4. "	— **315**	" ,
" "	5. "	— 80	" ,
" "	6. "	— 15	" ,
" "	7. "	+ 18	" ,
" "	8. "	+ 48	" ,
" "	9. "	+ 8	" .

Jetzt befinden sich gegenüber 1898:

in der	1. Klasse	+ 65	Schüler,
" "	2. "	+ 243	" ,
" "	3. "	+ 131	" ,
" "	4. "	+ 28	" ,
" "	5. "	— **203**	" ,
" "	6. "	— **131**	" ,
" "	7. "	+ 7	" ,
" "	8. "	+ 97	" ,
" "	9. "	+ 10	" .

Schon vor zwei Jahren kündigte sich in der verhältnismäfsig geringen Abnahme der 2. Klasse (— 56 Schüler) und in der wenn auch kleinen Zunahme der 1. Klasse (+ 39 Schüler) eine gewisse Zunahme des Zugangs an; in den zwei folgenden Jahren (1899 und 1900) hat der Zugang weiter zugenommen, und zwar in stärkerem Grade im Jahre 1899, wie die Zunahme der 2. Klasse ausweist (+ 243 Schüler), in geringerem Grade die 1. Klasse (+ 65 Schüler).

Da aber auch die 3. Klasse um (131—39 =) 92 Schüler, die 4. Klasse um (56+28 =) 84 Schüler zugenommen hat, und die Abnahme in der 5. und 6. Klasse vielleicht etwas aufser Verhältnis sich minderte (von 357 auf 203, bezw. von 315 auf 131 Schüler), so liegt es nicht aufserhalb des Bereiches der Möglichkeit, dafs da und dort das Vorrücken der Schüler wieder etwas leichter genommen wird, als auf Grund des Ministerialerlasses vom 19. Juli 1895 der Fall sein soll; oder sollte das Schülermaterial mittlerweile ein durchschnittlich besseres geworden sein?

3. Übermaximale Klassen — sie sind in der Tabelle fett gedruckt — gab es:

	1894	an 37	Gymnasien	**77**,
	1896	„ 40	„	**48**,
	1898	„ 19	„	**44**,
dagegen	1900	„ **12**	„	**25**.

Diese stetige und neuerdings ganz erhebliche Abnahme der übermaximalen Klassen ist sehr erfreulich. Durch Neu- und Umbauten, sowie durch das Aufhören des noch vor kurzem fühlbaren Lehrermangels sind wir in Bayern nun nahe daran, jenen einst sehnlichst erhofften Zustand zu bekommen, dafs übermaximale Klassen nicht mehr existieren.

Sehr erheblich ist das Maximum schon jetzt fast nirgends mehr überschritten; relativ am stärksten in einigen Klassen in M e t t e n.

Im Zusammenhang mit dem Rückgang der übermaximalen Klassen steht auch der Rückgang der Durchschnittsschülerzahl in jeder Klasse sowie an den einzelnen Anstalten. Erstere ist von 33 auf 31 gesunken, und beziffert in einzelnen Klassen wie in der 5. und 6. Klasse eine durchschnittliche Minderung um 3 Schüler (29 gegen 32, bezw. 31 gegen 34).

Immerhin erscheint unter allen Klassen die 6. K l a s s e im Durchschnitt n o c h a m m e i s t e n b e l a s t e t; sie hat 2 Schüler mehr als die 5. Klasse und nur um 1 Schüler weniger als die 4. Klasse. Auch an dieser Stelle wiederholen wir demnach den Wunsch, es möchte die Maximalziffer für die 6. Klasse, die jetzt 45 beträgt, vermindert und auf die Norm der für die 7.—9. Klasse geltenden Maximalziffer (35) zurückgesetzt werden.

Zur Zeit sind von den 6. Klassen übermaximal 2 Klassen,
6 weitere haben 40 und mehr Schüler,
11 weitere haben 35 und mehr Schüler.

Dafs die 6. Klasse im Durchschnitt 31 Schüler zählt, das ist genau so viel wie die Gesamt-Durchschnittsziffer, gibt gleichfalls einen Fingerzeig, dafs diese Klasse überlastet ist.

4. Ü b e r m a x i m a l e G y m n a s i e n — nach dem Wortlaut der Schulordnung, die bei 600 Schülern Teilung vorsieht, — gibt es gemäfs der Tabelle, wie vor 2 und 4 Jahren, 5, und zwar:

1. M ü n c h e n L u i t p. - G y m n.	mit	**842**	Schülern,
2. M ü n c h e n M a x. - G y m n.	„	**712**	„ ,
3. M ü n c h e n W i l h. - G y m n.	„	**660**	„ ,
4. Würzburg Neues Gymn.	„	650	„ ,
5. Regensburg Altes Gymn.	„	630	„ .

Nahezu 600 Schüler haben dann noch:

Passau	mit	593	Schülern,
M ü n c h e n T h e r e s. - G y m n.	„	**578**	„ ,
M ü n c h e n L u d w. - G y m n.	„	**565**	„ .

A l s o s i n d f a s t a l l e 5 M ü n c h e n e r G y m n a s i e n i m S i n n e d e r S c h u l o r d n u n g ü b e r f ü l l t. Insgesamt zählen sie 3357 Schüler, im Durchschnitt treffen auf ein Gymnasium demnach 672 Schüler! Unter den 8 gröfsten Gymnasien Bayerns befinden sich die 5 Münchener und nur 3 Nichtmünchener Gymnasien.

Die meisten Kurse, nämlich **20**, haben: München Lp., München M., München W.; sodann folgen mit **18** Kursen: München Th., Passau, Regensburg A., Würzburg N.; mit **17** Kursen: Bamberg N., München Ld.; mit 16 Kursen: Regensburg N. — 1 Gymnasium (Dillingen) hat 15 Kurse; 3 Gymnasien haben 14, je 4 Gymnasien haben 13, 12 und 11 Kurse, 3 Gymnasien 10 Kurse, 13 gibt es mit 9 Kursen und eines (Günzburg) einstweilen noch mit 7 Kursen.

Die gröfste Schülerzahl hat unter den Vollgymnasien München Lp. mit 842 Schülern, die kleinste Schweinfurt mit 207 Schülern. Das nur bis zur 7. Klasse reichende Günzburg zählt 134 Schüler.

Die zuletzt (1898) gegründeten Gymnasien in Ingolstadt und Ludwigshafen zählen 219 bezw. 234 Schüler; die 1896 gegründeten Gymnasien in Fürth und Rosenheim zählen 236 bezw. 258 Schüler. Ingolstadt steht an 39., Ludwigshafen an 37., Fürth an 36., Rosenheim an 33. Stelle.

B. Frequenz der Progymnasien.

Im Dezember 1900.

Progymnasium in	Kl. 1	Kl. 2	Kl. 3	Kl. 4	Kl. 5	Kl. 6	Summa	Diff. seit 2 Jahren	Durchschn. in jeder Klasse:
1. **Bergzabern**	15	16	12	13	7	12	75	— 6	12
2. **Dinkelsbühl**	10*	10	8	11	7	12	58	+ 2	10
3. **Donauwörth**	28*	12	34	20	23	24	141	— 19	23
4. **Dürkheim**	28	23	15	27	15	16	124	— 4	21
5. **Edenkoben**	18	23	17	13	12†	13	96	— 11	16
6. **Frankenthal**	32*	23	31	18	20	11	135	— 7	22
7. **Germersheim**	15	14	16	14	7	5	71	— 17	12
8. **Grünstadt**	20*	22	29	15	17	12	115	— 2	19
9. **St. Ingbert**	38*	24	19	16	18	14	129	+ 7	21
10. **Kirchheimbolanden**	10	12	8	5	2	6	43	— 4	7
11. **Kitzingen**	15*	17	18	10	4	7	71	— 8	12
12. **Kusel**	20	10	17†	9	10	6	72	— 6	12
13. **Lohr**	17*	18[1])	16	21	21	20	113	— 19	19
14. **Memmingen**	18	20	13	13	16	16	96	— 6	16
15. **Neustadt a. A.**	19	16	12*	8	7	7	69	+ 5	11
16. **Nördlingen**	9*	12	7	9	9	8	54	— 6	9
17. **Öttingen**	18*[2])	18	16	17	15	6	90	— 5	15
18. **Pirmasens**	29	30	21	15	13	8	116	+ 18	19
19. **Rothenburg o. T.**	15	15	15	12	15	15	87	— 14	14

[1]) Ordinarius ist hier der G.-L. für Mathematik. [2]) Ordinarius ist hier der Inspektor (cand. theol.) am Johannispensionat.

Progymnasium in	Kl. 1	Kl. 2	Kl. 3	Kl. 4	Kl. 5	Kl. 6	Summa	Diff seit 2 Jahren	Durchschn. in jeder Klasse
20. **Schäftlarn** O.S.B.[1])	46*[1])	30*[1])	25*[1])	30*[1])	19*[1])	8	158	+ 2	26
21. **Schwabach** . . .	10	13	20	15	8	6	72	— 13	12
22. **Uffenheim** . . .	23*	21	20	12	7	9	92	+ 23	15
23. **Weissenburg a. S.**	13*	19	20	17	17	16	102	— 26	17
24. **Windsbach** . . .	15*[2])	15	20*[3])	26	8	14	98	—	16
25. **Windsheim** . . .	16*	12	8	7	6	7	56	— 7	9
26. **Wunsiedel** . . .	20*	9	16	15	14	8	82	+ 9	14
Summa:	517	454	453	388	317	286	2415	—144	15
Vor 2 Jahren (1898)[4])	521	538	446	406	348	300	2559	—	16
Differenz zw. 96 u. 98[4])	*— 4*	*—84*	*+ 7*	*—18*	*—31*	*—14*	*—144*		*— 1*

Bemerkungen.

1. Die Frequenz zeigt nach Abrechnung von Günzburg eine Abnahme um 144 Schüler. Am stärksten ist die Abnahme in der 2. Klasse (— 84). Eine Zunahme zeigt nur die 3. Klasse (+ 7). — Das am stärksten besuchte Progymnasium ist Schäftlarn mit 158 Schülern, das am schwächsten besuchte, wie vor 2 Jahren, Kirchheimbolanden mit 43 Schülern.

2. 142 Lehrer sind Altphilologen, und zwar
    25 Rektoren mit Rang und Gehalt von Gymnasialprofessoren,
    2 Gymnasialprofessoren (auf Grund der Landratsbeschlüsse vom November 1900),
    94 Gymnasiallehrer,
    21 Assistenten;
dazu 3 nicht geprüfte cand. theol.

Von den Assistenten werden 2 Stellen für beurlaubte Gymnasiallehrer vertreten.

21 Lehrer sind Mathematiker, davon sind
    18 Gymnasiallehrer,
    3 Gymnasialassistenten.

An 5 Progymnasien (Bergzabern, Dinkelsbühl, Edenkoben, Memmingen, Windsheim) befindet sich noch kein ständiger geprüfter Lehrer der Mathematik. Der Arithmetikunterricht sowie der Mathematikunterricht in Klasse 1—5 wird an diesen 5 Progymnasien durchwegs von den Philologen, der Mathematikunterricht in Klasse 6 ebenfalls von Philologen und nur in Dinkelsbühl und Windsheim von einem ortsanwesenden Reallehrer der Mathematik erteilt.

---

[1]) **An 5 Klassen am Progymn. Schäftlarn sind die Ordinarien Assistenten.** [2]) Predigtamtskandidat. [3]) Ein cand. theol. [4]) Unter Abrechnung von Günzburg (s. Gymnasien).

3. Die mit ——— verbundenen Klassen werden von einem Ordinarius gemeinsam verwaltet. Das Gleiche gilt bei der folgenden Tabelle von den Lateinschulen.

C. Frequenz der Lateinschulen.

Im Dezember 1900.

Nr.	Lateinschule in	1. Kl.	2. Kl.	3. Kl.	4. Kl.	5. Kl.	Summa	Differenz seit 2 Jahren
1.	**Annweiler**	20	20	8	4	—	52	+ 2
2.	**Blieskastel**	19*	20	13	7	3	62	+ 20
3.	**Feuchtwangen**	9	6	6	—	—	21	— 1
4.	**Forchheim**[1]	36	40*	10	—	—	86	+ 86
5.	**Hammelburg**	9*	8*	14*	7	3	41	— 11
6.	**Hafsfurt**	12*	4*	8	17	8	49	— 20
7.	**Hersbruck**	10	2	3	—	—	15	— 3
8.	**Homburg**	15	15	17	13	12	72	+ 9
9.	**Landstuhl**	17	11	12	10	8	58	+ 7
10.	**Lindau**	9	9	13	7	2	40	+ 4
11.	**Miltenberg**	20*[2]	17*[2]	12	16	11	76	—
12.	**Scheyern** (O.S.B.)	17	41	45	37	41	181	— 5
13.	**Wallerstein** (Priv.-L.-Sch.)	4	6	—	—	—	10	+ 1
14.	**Winnweiler**	30	4	5	10	3	52	— 2
	Summa:	227	203	166	128	91	815	—
	Vor 2 Jahren (1898):	163	210	164	107	97	741	—
	Diff. zu 1898:	*+ 64*	*— 7*	*+ 2*	*+ 21*	*— 6*	*+ 74*	—

Bemerkungen.

1. Die Frequenzzunahme (+ 74) kommt ganz auf Rechnung der 1899 neugegründeten und über alles Erwarten gut prosperierenden Lateinschule in Forchheim; in den 3 bis jetzt eingerichteten Klassen der Lateinschule Forchheim befinden sich bereits 86 Schüler.

Im übrigen sind von den 14 Lateinschulen nur 9 fünfklassig; eine zählt 4, 3 zählen 3, eine zählt 2 Klassen.

Zu bemerken ist noch, dafs auch an den Realschulen zu Kulmbach, Traunstein, Weiden Kurse für lateinischen Unterricht bestehen. Die Zahl der Besucher derselben wurde nicht eingerechnet.

[1]) Wurde 1899 gegründet. [2]) In Miltenberg wird der Gehalt noch nach dem **vorletzten** Gehaltsregulativ bezahlt: (1398 M.) mit 120 M. Zuschufs von der Stadt nach fünfjähriger Dienstzeit auf bes. Antrag hin.

2. Von den 45 Lehrern, die an den Lateinschulen Nr. 1—11 und 14 wirken, sind 42 Philologen, davon 12 Subrektoren (5 mit Rang und Gehalt von G.-Prof., 1 mit Titel und Rang eines G.-Prof., 6 im Rang von Studienlehrern), 22 Studienlehrer, 8 Assistenten; 2 Neuphilologen und zwar 2 Studienlehrer, 1 Mathematiker (1 Assistent).

Gesamtübersicht über die Frequenz.

(Im Dezember 1900.)

Jahr 1900	Kl. 1	Kl. 2	Kl. 3	Kl. 4	Kl. 5	Kl. 6	Kl. 7	Kl. 8	Kl. 9	Summa
Gymnasien:	2466	2576	2227	1925	1668	1780	1564	1426	1231	16863
Progymnasien:	517	454	453	388	317	286	—	—	—	2415
Lateinschulen:	227	203	166	128	91	—	—	—	—	815
Summa:	3210	3233	2847	2441	2076	2066	1564	1426	1231	20093
1898										
Gymnasien:	2401	2333	2096	1897	1871	1911	1557	1329	1221	16616
Progymnasien:	521	538	446	406	348	300	—	—	—	2559
Lateinschulen:	163	210	164	107	97	—	—	—	—	741
	3085	3081	2706	2410	2316	2211	1557	1329	1221	19916
Diff. zw. 1898 u. 1900:	+ *115*	+ *152*	+ *141*	+ *31*	*-240*	*-145*	+ *7*	+ *97*	+ *10*	+ *177*

Die Abnahme betrug von 1894—1896: 176
„ „ „ „ 1896—1898: 617
Summa: 793

Die Zunahme betrug von 1898—1900: 177
Die Abnahme beträgt seit 1894: 616.

D. Frequenz der Realgymnasien.

(Im Dezember 1900.)

	Kl. 1	Kl. 2	Kl. 3	Kl. 4	Kl. 5	Kl. 6	Kl. 7	Kl. 8	Kl. 9	Summa	Differenz seit 2 Jahren
Augsburg . . .	—	—	—	26	30	33	19	12	20	140	— 24
München . . .	—	—	—	31 33*	34 33	36 35	25	20	20	267	+ 15
Nürnberg . . .	50* 50 48*	— — —	— — —	32* 32*	37 37	28 27	40	30	27	438	+ 187
Würzburg . . .	—	—	—	31	29*	30	16	13	13	132	— 7
Summa:	148	—	—	185	200	189	100	75	80	977	+ 171
Vor 2 Jahr. (1898):	—	—	—	192	199	155	104	89	67	806	—
Diff. zw. 1900 u. 1898:	+ *148*		—	— *7*	+ *1*	+ *34*	— *4*	— *14*	+ *13*	+ *171*	—

Bemerkungen.

1. Mit Beginn des Schuljahres 1900/01 wurde dem Realgymnasium Nürnberg die 1. Klasse angefügt, die 2. und 3. Klasse werden folgen.

Die Frequenz mehrte sich im ganzen um 171 Schüler; die Mehrung kommt fast ganz auf Rechnung des Nürnberger Realgymnasiums, welches, hauptsächlich infolge der Anfügung der 1. Klasse, um nicht weniger als 187 Schüler zunahm.

2. Von philologischen Lehrern wirken in

Augsburg	1 G.-Prof.,	1 G.-L.,	— G.-Ass.
München	2 „ [1]),	2 „ ,	1 „ [2]).
Nürnberg	— „ ,	2 „ ,	4 „ .
Würzburg	2 „ ,	— „ ,	1 „ .
Summa:	5 G.-Prof.,	5 G.-L.,	6 G.-Ass.

Von Mathematikern wirken in

Augsburg	1 Rektor,	2 G.-Prof.,	— G.-L.,	1 G.-Ass.
München	1 „ ,	2 „ ,	— „ ,	— „
Nürnberg	— „ ,	3 „ ,	1 „ ,	— „
Würzburg	— „ ,	2 „ ,	— „ ,	— „
	2 Rektoren,	9 G.-Prof.,	1 G.-L.,	1 G.-Ass.

Von den 8 Neuphilologen sind 4 G.-Prof., 2 G.-Lehrer, 2 G.-Assistenten.

Verteilung des neusprachlichen Unterrichts an den humanistischen Gymnasien.

(Im Dezember 1900.)

No.	Gymnasium	Zahl der Klassen	G.-Prof.	G.-L.	Ass.	F = Französisch E = Englisch I = Italienisch
	I. Humanistische Gymnasien.					
1.	**Amberg**	5	1	—	—	FEI
2.	**Ansbach**	6	—	1	—	FEI
3.	**Aschaffenburg**	5	1	—	—	FEI
4.	**Augsburg** St. Anna	5	1	—	—	FE(I)[3])
5.	„ St. Steph.	4	—	1[4])	—	FI(E)[3])
6.	**Bamberg** A.	4	1	—	—	FEI
7.	„ N.	7	1	—	—	FEI(E)
8.	**Bayreuth**	5	1	—	—	FE
9.	**Burghausen**	5	—	1	—	FEI

[1]) Darunter 1 G.-Prof. mit Titel und Rang eines Gymn.-Professors.
[2]) Für einen beurlaubten Gymnasiallehrer.
[3]) Der eingeklammerte Gegenstand wird nicht von den wirklichen Lehrern erteilt.
[4]) O.S.B.

No.	Gymnasium	Zahl der Klassen	G.-Prof.	G.-L.	Ass.	F = Französisch E = Englisch I = Italienisch
10.	**Dillingen**	7	—	1	—	FEI
11.	**Eichstätt**	5	1	—	—	FEI
12.	**Erlangen**	4	1	—	—	FEI
13.	**Freising**	8	1	—	1	FEI
14.	**Fürth**	4	1	—	—	FEI
15.	**Günzburg**	2	1	—	—	FI
16.	**Hof**	4	1	—	—	FEI
17.	**Ingolstadt**	4	1	—	—	FEI
18.	**Kaiserslautern**	4	—	1	—	FE
19.	**Kempten**	4	—	1	—	FEI
20.	**Landau**	4	1	—	—	FE
21.	**Landshut**	5	1	—	—	FE
22.	**Ludwigshafen**	4	1	—	—	FEI
23.	**Metten**	4	—	—	1	FEI
24.	**München** Ludw.-G.	8	1	—	—	FEI
25.	" Luitp.-G.	8	1	—	1	FEI
26.	" Max.-G.	5(2)	1	—	—	F(E)[1]I
27.	" Theres.-G.	5	1	—	—	FE
28.	" Wilh.-G.	8	1	—	—	FE(I)[1])
29.	**Münnerstadt**	4	—	1	—	FEI
30.	**Neuburg** a. D.	4	1	—	—	FEI
31.	**Neustadt** a. H.	4	1	—	—	FEI
32.	**Nürnberg** A.	4	1	—	—	FEI
33.	" B.	4	1	—	—	FEI
34.	**Passau**	8	—	1	—	FI
35.	**Regensburg** A.	8	1	—	—	FEI
36.	" N.	6	1	—	—	FEI
37.	**Rosenheim**	4	1	—	—	FEI
38.	**Schweinfurt**	4	1	—	—	FEI
39.	**Speier**	7	1	—	—	FEI
40.	**Straubing**	5	1	—	—	FEI
41.	**Würzburg** A.	5	1	—	—	FEI
42.	" N.	8	1	—	—	FE
43.	**Zweibrücken**	4	—	1	—	FEI
	Gesamtzahl:	214	33	9	3	
				45		

An den humanistischen Gymnasien, Realgymnasien und Lateinschulen wirken insgesamt

37 Gymnasialprofessoren (33 hum. G., 4 Realg.)
13 Gymnasiallehrer (9 hum. G., 2 Realg., 2 Lateinsch.)
5 Gymnasialassistenten (3 hum. G., 2 Realg.). —

[1]) Der eingeklammerte Gegenstand wird nicht von den wirklichen Lehrern erteilt.

Verteilung des Mathematik-Unterrichtes an den humanistischen Gymnasien.

(Im Dezember 1900.)

Gymnasium	1. Kl.	2. Kl.	3. Kl.	4. Kl.	5. Kl.	6. Kl.	7. Kl.	8. Kl.	9. Kl.
1. **Amberg**	0 0	2 2	2	2	2	1 2	1	1	1
2. **Ansbach**	2	2	1	2	2	2	1 {1 2}	1	1 1
3. **Aschaffenburg**	A	A A	A A	2 A	2	2	{1 2} {1 2}	{1 2}	1
4. **Augsburg** St. A.	2	0	2 2	2	2	1	1 2 {1 2}	{1 2}	1
5. **Bamberg** A.	2	1 2	2	2	1 2	1	{1 2}	{1 2}	1
6. **Bamberg** N.	0 0	A A	A A	A A	1 A	1 2	1 2	2 2	1
7. **Bayreuth**	1	1 1	1	1	1	1	1	1 1	1
8. **Burghausen**	2	2	2	2	2	1 1	1	1	1
9. **Dillingen**	0	A A	A A	A A	1	1 1	{1 1} {1 1}	1 1	1
10. **Eichstätt**	2	2	2	2	2	2	1	1 1	1
11. **Erlangen**	1	1	1	1	1	1	1	1	1
12. **Freising**	A	A	A	A	A	1 2	1 2	1 2	1 2
13. **Fürth**	1	1	1	1	1	1	1	1	1
14. **Günzburg**	0	0	1	1	1	1	1	—	—
15. **Hof**	1	1	1	1	1	1	1	1	1
16. **Ingolstadt**	0	0	1	1	1	1	1	1	1
17. **Kaiserslautern**	1	1	1	1	1	1	1	1	1
18. **Kempten**	1	1	1	1	1	1	1	1	1
19. **Landau**	1 1	1 1	1	1	1	1	1	1	1
20. **Landshut**	2 3	2 3	2	3 3	2 3	2 3	1	1	1
21. **Ludwigshafen**	1	1	1	1	1	1	1	1	1

Gymnasium	1. Kl.	2. Kl.	3. Kl.	4. Kl.	5. Kl.	6. Kl.	7. Kl.	8. Kl.	9. Kl.
22. **München** Ludw.-G. .	A A	2 A	2 A	2 3	2	2 3	2 3} 2}	1 3} 1}	1 1
23. **München** Luitp.-G. .	3 4 4	3 3 4	4 3	4 3	3 4	2 1	2 1	2 1	1 2
24. **München** Max.-G.. .	2 3 4	2 4 4	1 2 3	2 3	1 2	2 4	1 3	3 4	1
25. **München** Theres.-G. .	A 1 A 2 A 2	A 1 A 2 A 1	A 1 A 2 1	A 1 A 2	2 2	1	2 2	1	1
26. **München** Wilh.-G. .	3 1 1	3 1 3	3 1	1 3	3 1	1 2	1 2	1 2	1 2
27. **Münnerstadt** . . .	1	1	1	1	1	1	1	1	1
28. **Neuburg**	1	1	1	1	1	1} 1}	1	1	1
29. **Neustadt** a. H.. . .	1	1	1	1	1	1	1	1	1
30. **Nürnberg** A. G. . .	A[1]) A	1 1	A A	1	2 2	1	2} A}	2} A}	1} 2}
31. **Nürnberg** N. G. . .	1 1	1 1	1 1	2	1	2	1	2	2
32. **Passau**	A A	A A	A A	3 2	2 3	1} 2} 3	1 3	2 1	2 1
33. **Regensburg** A. G. .	A 1	A 1	A 1	A 1	1 2	1 A	1 2	1 2	1 2
34. **Regensburg** N. G. .	A 1 A2[2])	A 1 A 2	A 1 A 2	A 1 A 2	A 1 A 2	A 1 A 2	1 1	1	1
35. **Rosenheim**	1	1	1	1	1	1	1	1	1
36. **Schweinfurt** . . .	1	1	2	1	2	1	2	1	2
37. **Speyer**	1	1	1	1 1	1 1	1	1 1	1 1	1 1
38. **Straubing**	2	2	2	2 2	2	1 1	1	1	1
39. **Würzburg** A. G. . .	0 2	2 2	2 2	2	2	1	1 1	1	1
40. **Würzburg** N. G. . .	1 A	1 A	1 A	1 A	1 A	1} 1} 2	1 2	1 2	1 2
41. **Zweibrücken** . . .	2	2	2	2	2	1	1	1	1

[1]) Der Assistent ist Verweser für einen beurlaubten Gymn.-Professor.
[2]) Der 2. Assistent ist provisorisch für einen † Gymn.-Professor aufgestellt.

a) Erklärung der Signatur:

0 = Ordinarius, d. h. den Arithmetik-Unterricht erteilt der Ordinarius, sei es der eigenen oder einer anderen Klasse, also ein philologischer Lehrer.

A1, A2 = Assistent der Mathematik

1, 2 = Gymnasiallehrer der Mathematik } nach dem Dienstalter

1, 2 etc. = Gymnasialprofessor der Mathematik } numeriert.

b) Bemerkungen:

Die Gymnasien Augsburg St. Stephan und Metten, welche von Lehrern O.S.B. geleitet werden, sind aufser Betracht geblieben. —

Wenn in der 7. oder 8. Klasse zwei Lehrer sich in den Unterricht geteilt haben, so gibt der zuerst genannte den Unterricht in der Mathematik, der an zweiter Stelle genannte den Unterricht in der Physik.

Von Ordinarien wird der Unterricht an den hum. Gymnasien nur mehr in Ausnahmsfällen erteilt, im ganzen an 11 Klassen (an 7 Gymnasien).

Die Lehrer der Mathematik verteilen sich zur Zeit in folgender Weise auf die einzelnen Lehrerkategorien:

Es gibt:

an den humanistischen Gymnasien 74 Gymnasialprofessoren (inkl. 1 weltl. Lehrer bei St. Stephan und 1 vakanten Stelle in Regensburg N.G.), 19 Gymnasiallehrer, 14 Gymnasialassistenten (inkl. 3 Assistenten für Aushilfe, in Münnerstadt, Nürnberg A. G. und Regensburg N. G.). —

An den Progymnasien wirken 17 Gymnasiallehrer und 3 Gymnasialassistenten;

an den Lateinschulen: 1 Assistent;

an den Realgymnasien: 2 Rektoren, 9 Gymnasialprofessoren, 1 Gymnasiallehrer und 1 Gymnasialassistent;

insgesamt also an allen Anstalten:

2 Rektoren,
83 Gymnasialprofessoren,
37 Gymnasiallehrer,
19 Gymnasialassistenten

Summa: 141 Lehrer der Mathematik.

München. Brand und Gebhard.

III. Abteilung.

Literarische Notizen.

Harbordt Dr. F. und Fischer M., Machs Grundrifs der Physik für die höheren Schulen des deutschen Reiches. Erster Teil. Mit 328 Abbildungen. 2. verbesserte Auflage. Leipzig. Freytag. 1897. 189 Seiten. Preis 2 M. Der Inhalt dieses schon im 31. Jahrgange unserer Zeitschrift Seite 388 als treffliches Lehrmittel bezeichneten Büchleins ist fast derselbe wie in der ersten Auflage; nur der Abschnitt über den Stofs ist weggeblieben, dagegen ein solcher über den Keil und die Schraube, sowie einer über das Telephon und Mikrophon neu aufgenommen; die Spannkraft der Dämpfe wird nicht mehr im Anschlusse an die Aeromechanik, sondern bei der Wärmelehre behandelt. Die äufsere Form des Büchleins hat eine wesentliche Umgestaltung erfahren; der Druck ist gröfser und deutlicher; im physikalischen Teile sind sehr viele Abbildungen verbessert. etwa vierzig neueingefügt, dadurch allerdings in der Krystallographie einige minderwichtige weggelassen.

Budde Dr. W. Physikalische Aufgaben. Dritte Auflage. Braunschweig. Vieweg & Sohn. Preis 2 M.

Die neue Auflage dieser Aufgabensammlung unterscheidet sich von der vorigen, im 32. Jahrgange der Blätter für das Gymnasialschulwesen Seite 635 besprochenen nur dadurch, dafs neun neue physikalische Aufgaben und im Anhange 66 Themen für kleinere Abhandlungen aus der Chemie aufgenommen wurden. Was soll man sich aber dazu denken, dafs von den Fehlern, die in jener dem Verfasser doch sicherlich zu Handen gekommenen Besprechung angegeben wurden, auch nicht ein einziger verbessert wurde?

Warburg Dr. E. Lehrbuch der Experimentalphysik. Mit 408 Abbildungen. Vierte, verbesserte und vermehrte Auflage. Freiburg. Mohr. 1899. 400 Seiten.

Die neue Auflage dieses im 30. Jahrgange unserer Zeitschrift Seite 300 eingehender besprochenen, ausgezeichneten Lehrbuches ist ein nach Form und Inhalt fast unveränderter Abdruck der vorigen; neu aufgenommen sind Artikel über das Thermophor, die Lindesche Luftverflüssigungsmaschine und den Coherer.

Leitfaden der Botanik für höhere Lehranstalten. Von Dr. Paul Wossidlo, Direktor des Kgl. Realgymnasiums zu Tarnowitz. Mit 535 in den Text gedruckten Abbildungen, 16 Tafeln in Farbendruck und einer Karte der Vegetationsgebiete in Buntdruck. Achte verbesserte Auflage. Berlin. Weidmannsche Buchhandlung 1900. Preis geb. M. 3,80.

Wossidlos Lehrbücher sind seit langem weit verbreitet und erfreuen sich, wie die Neuauflagen beweisen, fortgesetzt der Gunst vieler Lehrer. Sie suchen sich auch den Anforderungen der Neuzeit anzupassen, so durch Aufnahme eines Abschnittes über „Wichtige Lebensverrichtungen (Biologie) der Blütenpflanzen und in gegenwärtiger Auflage durch die Beigabe von 16 schönen Tafeln in Farbendruck, welche eine Anzahl verbreiteter Phanerogamen darstellen.

Was nun die Methode anbelangt, so neigt W. trotz der Aufnahme des obengenannten Abschnittes doch mehr zur reinmorphologischen Betrachtungsweise und wird daher von Schmeil (Über die Reformbestrebungen auf dem Gebiete des naturgeschichtlichen Unterrichtes S. 23 u. 24) angegriffen. Auch Referent ist der Ansicht — ohne den von W. in der Vorrede angegebenen Gegengründen eine

gewisse Berechtigung abzusprechen, — es wäre besser die Biologie mit der Beschreibung zu vereinen oder vielmehr die ganze Beschreibung biologisch zu fassen, statt immer auf eine nachträgliche Zusammenfassung zu verweisen.

Dr. iur. Ludwig Hubertis Moderne kaufmännische Bibliothek. Chemie des täglichen wirtschaftlichen Lebens. Von Dr. P. Mellmann, Oberlehrer an der ersten Realschule zu Berlin etc. Verlegt von Dr. L. Huberti, Leipzig. Preis M. 2,75.

Ausgehend von ganz einfachen Vorgängen, wie Anzünden eines Streichholzes, Verbrennen von Papier u. s w., führt Verfasser in sieben Kapiteln dem Leser das ganze weite Gebiet der anorganischen und organischen Chemie in gemeinverständlicher und anziehender, vielfach humorgewürzter Form vor. Besondere Rücksicht wird natürlich auf die wichtigsten Industriezweige und die Fabrikation der meisten Gebrauchsgegenstände genommen, deren Herstellung auf chemischen Vorgängen beruht. So dürfte sich denn das Buch für jeden Gebildeten, der sich über diese Dinge unterrichten will, zur Lesung empfehlen, auch in die Schülerbibliotheken der fünf oberen Klassen kann es eingestellt werden, da es nach keiner Richtung hin anstöfst; mit der Geschichte der Naturwissenschaften freilich scheint der Verfasser auf gespanntem Fufse zu stehen, sonst hätte er z. B. nicht den Satz geschrieben (S. 106.): „Schon die Araber nannten die durch Auslaugen der Asche von Pflanzen erhaltenen Salze Kali oder Alkali, aber erst Plinius (um 50! n. Chr.) beschreibt ihre alkalischen Reaktionen, d. h. ihre Eigenschaft, die Farben grüner Pflanzensäfte zu erhöhen (z. B. rote Lackmuslösung blau zu färben), und Dioscorides (um 100 (?) nach Chr.) gibt zuerst das Verfahren an, mittels ihrer Hülfe aus Fetten und Ölen Seife zu bereiten."

A. Kaegi, Griech. Schulgrammatik. Mit Repetitionstabellen als Anhang. 5. verb. Aufl. Berlin 1900. Weidmann. XXII und 290 und XLVI S. 8°. Mk. 3,80. — Der Verfasser, welcher auf die Vervollkommnung seines Werkes die gröfste Sorgfalt verwendet, hat in der 5. Aufl. bei einzelnen §§ wieder mancherlei Verbesserungen vorgenommen, besonders aber den zum Nachschlagen bestimmten § 125, welcher seltener vorkommende Unregelmäfsigkeiten zur Verbalflexion der attischen Prosa behandelt, in besonderer Berücksichtigung neuerer Ausgaben, aufserdem den Abschnitt über den herodoteischen Dialekt, den Index und den tabellarischen Anhang durch Hinzufügung der Präpositionen erweitert. Erwähnt sei noch, dafs beim regelmäfsigen Paradigma (§ 81) ἐπεπαιδεύκεμεν und ἐπεπαιδεύκετε eingesetzt sind, während die alten Formen auf ειμεν und ειτε in einer Fufsnote beigefügt sind, ferner § 110 jetzt die Formen ᾔδεμεν und ᾔδετε stehen, während ᾔδειμεν und ᾔδειτε gänzlich fehlen. — Die hervorragende Brauchbarkeit des Buches zum Schulunterrichte ist bei den Fachgenossen so bekannt, dafs eine weitere Hervorhebung seiner Vorzüge als überflüssig erscheint.

H. Meltzer, Griech. Grammatik. I. Formenlehre. Lpz. 1900. G. J. Goeschensche Verlagshandlung. 167 S. 8°. Mk. 0,80. — Der Verfasser macht in der vorliegenden Laut- und Formenlehre den Versuch, die Ergebnisse der neuesten sprachgeschichtlichen und sprachvergleichenden Betrachtung in eingehenderer Weise, als es bisher der Fall gewesen, zur Darstellung zu bringen. Bei der gedrängten Auswahl richtete er sich nach den statistischen Erhebungen über den Sprachgebrauch der Schulschriftsteller, besonders nach der Zusammenstellung von Kägi. In der Einleitung (S. 1—20) behandelt er die Abstammung der griechischen Sprache von dem Indogermanischen, wofür er viele Beispiele für die Vokale und Konsonanten als Belege anführt, dann erörtert er das Verhältnis des Griechischen zu anderen Sprachen, bes. zum Lateinischen, und gibt eine zusammenfassende Darstellung der Hauptunterschiede zwischen der lateinischen und griechischen Sprache; endlich behandelt er noch die Mundarten und die Schriftsprache der Griechen. In der Darstellung der Lautlehre (S. 21—49) und Wortlehre (49—152) bietet er nicht nur die fertigen Formen, sondern sucht sie auch vom Standpunkte der Sprachgeschichte zu erklären. Bei dem hervorragend wissenschaftlichen Charakter des Büchleins kann von einer Einführung zum Schulgebrauche nicht die Rede sein.

Arn. Herrmann, Griech. Schulgrammatik. 3. Aufl. Berlin. Weidmann. 1898. X u. 226 S. 8°. Mk. 2,60. — Hermanns Griech. Schulgrammatik erscheint in der vorliegenden 3. Aufl. um ein ganzes Drittel gekürzt. Eine solche Kürzung war durch die Beschränkung des griechischen Unterrichtes in den neuesten Lehrplänen geboten. Trotzdem ist nichts Wesentliches weggefallen, so dafs das Buch auch in der jetzigen Vereinfachung den Anforderungen der Schnle völlig genügt, zumal da es sich durch möglichst präzise und klare Fassung der Regeln sowie grofse Übersichtlichkeit, besonders durch die gröfseren wie kleineren tabellarischen Zusammenstellungen in hohem Grade auszeichnet. Recht praktisch ist auch die Einrichtung bei der Syntax, dafs die Regeln immer auf die rechte Seite des Buches verwiesen sind, während die zugehörigen Beispiele auf der linken stehen, was namentlich für die Anwendung der induktiven Methode von grofsem Vorteil ist.

Manuel de Littérature française par Charles Ploetz. 11e éd. revue et augmentée. Berlin, chez F. A. Herbig, 1898. Brosch. Mk. 4,50. — Die elfte Ausgabe des beliebten, für unsere Mittelschulen allerdings kaum verwendbaren, für Lehrer und alle solche, die es werden wollen, aber ungemein nützlichen Manuel von Ploetz unterscheidet sich von den früheren durch Weglassung der Fragmente von Victor Cousin, Villemain, Saint Marc Girardin, Sainte-Beuve, Nisard und Planche, welche Bruchstücken von Théophile Gautier, Théodore de Banville, François Coppée, bes. aber Alphonse Daudet und Victorien Sardou Platz machen mufsten. Im übrigen hat das Buch keine wesentliche Änderung erfahren.

Monographien zur Weltgeschichte, herausgegeben von Prof. Dr. Ed. Heyck, Bd. XI: Die Erfindung der Buchdruckerkunst. Zum fünfhundertsten Geburtstage Guttenbergs. Von Oberbibliothekar Dr. Heinrich Meisner und Bibliothekar Dr. Johannes Luther. Mit 15 Kunstbeilagen und 100 Abbildungen im Text. 116 S. Preis Mk. 4. Bielefeld und Leipzig, 1900, Velhagen und Klasing. — Juni 1899 erliefs das hessische Staatsministerium einen eigenen Aufruf zur Feier des 500jährigen Geburtstages Johannes Guttenbergs am 24. Juni 1900, worin die ganze gebildete Welt zur Teilnahme eingeladen wird, weil „Guttenbergs Werk den Erdkreis umspannt und die Völker verbindet". Selbstverständlich erschienen aus diesem Anlasse verschiedene Festschriften und unter diesen dürfte die vorliegende Monographie als eine der besten und umfassendsten bezeichnet werden,[1]) zumal sich dazu zwei so bedeutende Fachgelehrte, Beamte der Kgl. Bibliothek in Berlin verbunden haben. Zwar erkennen die Verfasser das grofse 3bändige Werk von A. v. d. Linde, Geschichte der Erfindung der Buchdruckerkunst, Berlin 1886 als Autorität an, allein sie bemühen sich, durchweg um eine auf der Höhe der Zeit stehende und auch auf eigener, selbständiger Forschung ruhende Darstellung. Wiederholt gehen sie über Linde hinaus oder weichen mit Recht von ihm ab, so z. B. in der chronologischen Ansetzung der Ausgaben der 42- und der 36zeiligen Bibel. Besonders hervorzuheben ist die übersichtliche Anordnung des Stoffes: zunächst werden alle Druckverfahren von den ältesten Zeiten bis auf die letzten Vorläufer der Buchdruckerkunst (Kupferstich, Schrotblätter, Teigdruck, Zeugdruck — Holztafeldruck in Einzelblättern wie in Blockbüchern) zusammengestellt und nach ihrer Technik erläutert, sodann werden die verschiedenen falschen Ansprüche auf den Ruhm der Erfindung unserer Kunst zurückgewiesen, dann erst beginnt von S. 47 ab die Darstellung sich mit den Nachrichten über Gutenbergs Herkunft und Jugend, sein Verhältnis zu Mainz, seinen Aufenthalt und seine Thätigkeit in Strafsburg (seit 1434 bis 1448) zu befassen. Von S. 60 ab wird der 2. Aufenthalt in Mainz besprochen, die eigentliche Erfindung des Typendruckes (1450!), Gutenbergs Beziehungen zu Joh. Fust und die ersten Drucke; eingehend wird Fust's Klage gegen Gutenberg, seine Trennung von Fust und Schöffer und weitere Thätigkeit (36zeilige Bibel!) geschildert. Besondere Würdigung für die Verbreitung der neuen Kunst in alle Welt erfährt die Eroberung von Mainz infolge des Bischofsstreites 1462. Die Monographie endet nicht mit Gutenbergs Tod (Anfang 1568), sondern verfolgt in interessanter Darlegung die Ausbreitung der Buchdruckerkunst über Deutschland,

[1]) Kürzer gefafst ist das uns gleichfalls vorliegende trefflich orientierende Schriftchen von Dr. W. Martens, Johann Guttenberg und die Erfindung der Buchdruckerkunst. 46 S. Karlsruhe, J. Lang'sche Verlagsbuchhandlung. 30 Pfg.

Italien, Frankreich die Niederlande, Ungarn, England, Spanien, Dänemark und Schweden und schliefst mit dem Ergebnis, dafs man heute die Zahl der im 15. Jahrh. (1450—1500) gedruckten Werke auf etwa 25000 und für jedes die Durchschnittsauflage auf 500 Exemplare schätzt, also 12½ Millionen Bücher, die in den ersten 50 Jahren der durch deutschen Sinn und Geist erfundenen Kunst des Bücherdruckens das Licht der Welt erblickten.

Vortrefflich ist die illustrative Ausstattung dieser Monographie, besonders durch die Fülle von eigenen, zum Teil farbigen Beilagen (15 an der Zahl), darunter je eine Blattseite der 42- und der 36zeiligen Bibel.

Monographien zur Weltgeschichte: XII. Die Kreuzzüge und das hl. Land von Prof. Ed. Heyck. Mit 4 Kunstbeilagen, 163 Abbildungen und 3 Karten. 173 S. Preis 4 M. — Bielefeld und Leipzig, Velhagen und Klasing, 1900. — Anlafs zu dieser Monographie war die Palästinafahrt des Deutschen Kaisers. Der Verfasser beginnt mit einer auf persönlicher Anschauung beruhenden kurzen Schilderung Syriens und Palästinas; die eigentliche Darstellung der Kreuzzüge stützt sich auf ausführlichere Werke und Forschungen über diesen Gegenstand (Wilken, Sybel, Heyd etc.); sie fafst zunächst die Entstehung der Kreuzzüge weniger als eine Folge der Bedrückungen christlicher Pilger nach dem hl. Lande, denn als ein Unternehmen der kirchlich-universalen Pläne des Papsttums auf und schildert besonders ausführlich den ersten Kreuzzug nach Entstehung, Vorläufern und Verlauf; besonderes Gewicht wird auf die entsprechende Charakteristik der bedeutendsten unter den beteiligten Persönlichkeiten gelegt und namentlich wird auf den Kreuzzug des Jahres 1101, als eine selbständige Erscheinung hingewiesen; dieser hat für uns Bayern insofern Interesse, als Herzog Welf IV. (I.) von Bayern, Erzbischof Thiemo von Salzburg, Bischof Heinrich von Passau etc. daran Teil nahmen. Ausführlicher werden auch die Rückwirkungen des ersten Kreuzzuges auf das Abendland geschildert. Von den weiteren Kreuzzugsunternehmungen wird besonders das Kaiser Heinrich VI. S 123—127 hervorgehoben, welches bekanntlich dadurch ein Ende fand, dafs die deutschen Ritter auf die Nachricht von dem plötzlichen Tode des Kaisers 1198 heimkehrten — „mitten im schönsten Erfolge dieses zu Unrecht totgeschwiegenen und ungezählten Kreuzzuges“ wie der Verfasser meint; das letztere ist richtig, das erstere aber gewifs nicht; denn auch in unseren Schulbüchern ist von diesem Unternehmen die Rede. Von besonderem Interesse ist das Schlufskapitel der ganzen Monographie: Verfassung, Rechtsbildung und Zustände in den Kreuzfahrerstaaten, weil hier auf die mannigfachen Anregungen und Nachahmungen hingewiesen wird, welche sich für das Abendland aus jenem Zeitalter ergaben.

Eigentümlichen Wert besitzt die Monographie durch das reiche Illustrationsmaterial, welches ihr beigegeben ist. Nach Naturaufnahmen werden uns hier die auch noch in ihren Ruinen mächtig wirkenden Kreuzfahrerbauten vorgeführt, ihre Städte, Kirchen und Burgen; namentlich in den letzteren wird man mit Interesse die Muster des mittelalterlichen Burgenbaues im Abendlande erkennen, der teilweise vom hl. Lande sogar die Namen für seine Schöpfungen entlehnte.

Prof. Dr. H. Ebner, 200 farbige Skizzen (meist Tafelzeichnungen) zur Einführung in den Geographie-Unterricht. Für Lehrer und Schüler an Bürger- und Mittelschulen. Wien und Leipzig, Freytag und Berndt. Preis 2 Kronen 60. — Das Büchlein will zumeist Anregung geben und auf lokale oder provinzielle Fälle hinweisen. Diese Anregung wird man in den 200 farbigen Skizzen allerdings finden, die eine zweckmäfsige Grundlage für die im Unterrichte nötigen Zeichnungen an der Wandtafel sind. Zur Darstellung gelangen folgende Abschnitte: 1. Orientierung. 2. Massen. 3. Umrifs, Küste oder horizontale Gliederung. 4. Orographie. 5. Terraindarstellung. 6. Gewässer. 7. Land und Wasser. 8. Klima. 9. Der Mensch. 10. Kultur. (Biererzeugung, die gröfsten Bierbrauereien!) Staaten. Der Schwerpunkt der Zeichnungen wird darin gesucht, zu zeigen, auf welch mannigfaltige Weise sich Zahlen graphisch darstellen lassen. Dabei ist freilich viel Entbehrliches mit aufgenommen worden, das man gerne missen würde.

Schlemmer, K. Leitfaden der Erdkunde für höhere Lehranstalten. I. Teil. Lehrstoff für die unteren Klassen. 2. verb. Auflage. Berlin,

Weidmannsche Buchhandlung, 1900. Preis M. 0,60. — Derselbe. II. Teil. Lehrstoff für die mittleren Klassen. 2. verb. Auflage. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1900. Preis M. 2,25. — Es hat bereits im Jahre 1898 in diesen Blättern die erste Aufl. dieser beiden Leitfäden anerkennende Anzeige gefunden. Das Lob, ein gutes Lehrbuch zu sein, verdient die neue vielfach verbesserte zweite Auflage in gleichem Grade. Da für die Anlage die preufsischen Lehrpläne mafsgebend sind, bedarf es an dieser Stelle des Eingehens auf Einzelheiten, die etwa einer Berichtigung bedürften, nicht. Auch die äufsere Ausstattung ist von der Verlagshandlung gleich splendid behandelt worden.

F. G. Wollweber, Globuskunde zum Schulgebrauch und Selbststudium. Gekrönte Preisschrift. Dritte verbesserte Auflage, mit 40 Abbildungen. Freiburg im Breisgau. Herdersche Verlagshandlung, 1899. Preis 1,60, geb. 1,85 M. — In 2 Hauptabteilungen gliedert sich der Inhalt dieser empfehlenswerten Globuskunde. Die erste gibt eine Erklärung und Beschreibung des Globus, die zweite lehrt den richtigen Gebrauch des Globus. Der Verfasser läfst in dieser letzteren auf die möglichst prägnant gefafsten Lehrsätze eine Veranschaulichung auf dem Globus und dieser eine Übertragung des Gesehenen auf die Erde folgen und knüpft daran seine Belehrung, wie den Schülern das Verständnis am besten eröffnet werden kann. Den Schlufs bildet eine Zusammenstellung gut gewählter mathematisch-geographischer Aufgaben am armierten Globus und ihre Auflösung. Beigegeben ist ferner ein Verzeichnis einer gröfseren Anzahl von Städten nach ihrer geographischen Breite und Länge, sowie ein Preisverzeichnis einiger empfehlenswerter Globen für Schulen aus verschiedenen Verlagshandlungen. Ein kurzer Anhang gibt ein Modell des Himmels und eine Anleitung zu selbständiger Anfertigung desselben. Druck-Ausstattung des Buches ist zu loben.

Kunstgeschichte in Bildern. Systematische Darstellung der Entwicklung der bildenden Kunst vom klassischen Altertum bis zum Ende des 18. Jahrh. I. Teil Altertum. Bearbeitet von Prof. Dr. Frz. Winter, in 100 Tafeln. Preis geb. 12,50 M., broch. 10,50 M. (Die Einbanddecke ist zum Preise von 1,50 M zu beziehen.) — Leipzig und Berlin, Verlag von E. A. Seemann, 1900. — „Was man in der Jugend entbehrt, besitzt man im Alter in Fülle.“ Dieser Gedanke beschleicht uns besonders bei der Betrachtung vorliegender Sammlung. Wenn man vor 25 Jahren noch für die Prüfung aus der Archäologie sich vorbereiten wollte und nicht das Glück hatte, in München zu sein und sich in der Glyptothek und im Museum der Gypsabgüsse die nötige Anschauung zu verschaffen, so blieb einem zur allgemeinen Übersicht kaum etwas anderes übrig, als die damalige Ausgabe der „Kunsthistorischen Bilderbogen“. Aber wie primitiv waren diese allerdings billigen Abbildungen, meist einfache Umrifszeichnungen oder ziemlich unvollkommene Holzschnitte! Die ursprünglich 39 Bogen, welche das Altertum behandelten, wurden durch spätere Supplemente um 13 und dann wieder 14 Bogen vermehrt, so dafs es schliefslich 66 waren. Übrigens war die Auswahl des Darzustellenden besonders auf diesen Supplementbogen sehr geschickt getroffen. So war es damals. Bald kamen dann die ersten Hefte von Baumeisters Denkmälern des klassischen Altertums u. s. w. und so stand allmählich für Studienzwecke eine ganze Reihe von Publikationen zur Verfügung. — Wenn nun die in neuerer Zeit so rührige Firma E. A. Seemann in Leipzig, daran gegangen ist, von jenen „Kunsthistorischen Bilderbogen“ eine neue Ausgabe in zeitgemäfser Umgestaltung zu veranstalten, so verdient sie sich damit den Dank aller jener, welche um einen verhältnismäfsig billigen Preis sich ein zuverlässiges Material für kunstgeschichtliche Studien verschaffen wollen. Nach 2 Seiten macht sich der Fortschritt geltend, einmal in Bezug auf den dem jetzigen Stand der Wissenschaft entsprechend erweiterten Umfang (denn für das Altertum sind es jetzt rund 100 Tafeln gegen früher 66 Bilderbogen), sodann in Bezug auf die Illustrationstechnik. Der Inhalt der Tafeln ist streng geordnet und gesichtet: Die ersten 9 beziehen sich auf vorhistorische Kunst, dann folgen sich die Tafeln, welche die klassische Kunst darstellen I. Architektur: a) Griechenland (13), b) Italien (10). II. Plastik: a) Griechenland (47), b) Italien (18). III. Malerei: a) Griechenland (5), b) Italien (9). Vorausgeschickt ist ein Register auf 5 Folioseiten, welches die Namen der Künstler und Kunststätten in fettem Druck enthält, aufserdem sind die Kunstwerke selbst einzeln oder nach

Gruppen verzeichnet. Die Tafeln selbst bieten eine lückenlose Übersicht über die Entwicklung der Kunst im Altertum, überall sind die neuesten Ausgrabungen und Forschungen berücksichtigt, auch die Resultate der delphischen in Bezug auf die Plastik sind teilweise gegeben, aus Pompeji die Wandgemälde vom Hause der Vettier. Den gröfsten Abstand aber zeigt gegenüber der früheren Publikation die Technik der gegenwärtigen: einzelne Tafeln sind von vollendeter Schönheit, besonders sei auf die mit den Skulpturen vom Parthenon hingewiesen (44. 45. 46.). Wichtige Kunstwerke sind entsprechend grofs reproduziert und in verschiedenen Ansichten, so z. B. der Schaber des Lysipp von 3 Seiten, ähnlich die Venus von Milo; dabei sind die einzelnen Abbildungen sehr scharf, nur wenige sind etwas zu schwarz geraten. — Alles in allem genommen wüfsten wir nicht, was wir einem jungen Kollegen zur Vorbereitung für das Examen aus der Archäologie neben seinem Kollegienheft mehr empfehlen sollten als diesen ersten Teil der „Kunstgeschichte in Bildern".

Berühmte Kunststätten: Nr. 7: Brügge und Ypern von Henri Hymans. 114 S. mit Register, 115 Abbildungen. Preis 3 M. Leipzig u. Berlin, Verlag von E. A. Seemann, 1901. — Die bisherigen unter dem Gesamttitel „Berühmte Kunststätten" erschienenen Bände behandelten allbekannte und vielbesuchte Städte (Rom, Venedig, Pompeji, Nürnberg, Paris), anders dieser siebente, der uns in zwei heute weltabgelegene stille belgische Kunststätten führt, zunächst nach Brügge, einst „Venedig des Nordens" geheifsen, die erste Handelsstadt des westlichen Europas, das jetzt nicht einmal 50000 Einwohner zählt, während es zur Zeit seines Glanzes (unter Philipp dem Guten von Burgund) deren 150000 in seinen Mauern barg. Gegen das Ende des 15. Jahrh. versandete der Kanal, welcher Brügge mit dem Meere verband und schon 1495 standen mehr als 4000 Häuser leer! Die Stadt ist eingeschlummert, und wer sie betritt, dem beschwört sie noch augenfälliger als Nürnberg die Vergangenheit herauf, nur mit dem Unterschied, dafs sie noch weniger als die berühmte deutsche Reichsstadt den Errungenschaften der Neuzeit zugänglich gewesen ist. Dahin führt uns nun der gelehrte Kenner der Kunst und Kultur seines Heimatlandes Belgien, Henri Hymans, und läfst uns auf einem mit patriotischer Wärme geschilderten Rundgang die Kunstschätze der einst fürstlichen Stadt kennen lernen. Prächtige Illustrationen vermitteln das Verständnis; wenn dabei die Malerei — Brügge ist die Stadt Jan van Eyks und Hans Memlings, das Haupt der flandrischen Schule — weniger berücksichtigt erscheint, der erinnere sich, dafs bereits Nr. 7 der „Kunstgeschichtlichen Darstellungen" von Adolph Philippi (in demselben Verlag) zahlreiche Abbildungen gerade aus Brügge bringt. — Brügge benachbart liegt Ypern, jetzt ein Bild des Verfalles; denn während es jetzt kaum 17000 Einwohner zählt, betrug die Bevölkerungsziffer am Ende des 14. Jahrh. noch über 100000; allein gerade Ypern hat den grofsen Vorzug, den modernen Restaurationen mehr als andere Städte entgangen ist. Die wunderbare Tuchhalle mit ihrer überwältigenden Majestät, jedem Kenner der Kunstgeschichte bekannt, sowie die ihr benachbarte St. Martinskirche, eines der schönsten Werke der Gotik in den Niederlanden, würden allein schon einen Besuch des verlassenen Ypern lohnen. Die Illustrationen bringen namentlich sehr interessante Häuserfaçaden und Strafsenpartien. Möge die Darstellung die Wirkung haben, dafs mancher Kunstfreund sich entschliefst, gelegentlich einer Reise auch einen Abstecher nach diesen beiden Kunststätten zu unternehmen. —

Noch wertvoller erscheint uns Nr. 8: Prag von Jos. Neuwirth, 139 S. mit 119 Abbildungen. Preis 4 M. — Prof. Neuwirth, jüngst nach Wien berufen, welcher schon in einer anderen kunstgeschichtlichen Sammlung (Die Baukunst, herausgegeben von Borrmann und Graul, Heft 2) den St. Veitsdom in Prag geschildert hat, ist der gründlichste Kenner der Böhmischen Kunstgeschichte, die er auch bereits im Zusammenhang behandelt hat (1. Teil, Prag 1893), aber wie die Widmung des vorliegenden Bandes („Dem Prager Freundeskreise aus dem Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen") beweist, er ist auch vorurteilsfrei und mutig genug, um nachdrücklich auf die hohen Verdienste des Deutschtums um die Kultur und Kunst in Böhmen hinzuweisen. Seine Monographie über Prag eröffnet — und das erscheint als ein ganz besonderer Vorzug — eine Übersicht über die geschichtliche und kulturgeschichtliche Entwicklung Prags von den ältesten Zeiten bis in das 19. Jahrhundert. Die karolinische Zeit (Karls IV.) und die Zeit Kaiser Rudolfs II. sind das goldene und silberne Zeitalter der böhmischen

Kunst; die Tschechisierung der Stadt (eingeleitet durch die Flucht der Deutschen 1420) bedeutet den ersten Rückgang, ebenso wie auf das rudolfinische Zeitalter die Verheerungen des 30jährigen Krieges folgten. In interessanter Weise stellt Neuwirth die Wirkungen des Klosterediktes Josephs II. dar, in ähnlicher Weise wie zur Zeit der Säkularisation in Deutschland wurde damals kostbare Kunstware um einen Spottpreis losgeschlagen, so auch die Reste der berühmten Rudolfinischen Sammlung („nutzloser alter Plunder“!); uns mag dabei besonders interessieren, dafs der berühmte, heute in der Münchener Glyptothek befindliche sogenannte Ilioneustorso, „den Rudolph II. um 34000 Dukaten erstanden hatte, damals um 51 Kr. W. W. einem jüdischen Händler zugeschlagen wurde“. — Von S. 43 an beginnt dann Neuwirth uns die Kunstdenkmäler selbst vorzuführen und zwar, was sehr praktisch erscheint, nach Epochen und innerhalb dieser wieder gesondert nach kirchlichen und Profanbauten, nach Resten der Plastik und Malerei. Dafs bei den gotischen Profanbauten Karls IV. prächtige Schöpfung, die Burg Karlstein, einige Stunden von Prag entfernt, besonders Würdigung fand, ist selbstverständlich. Namentlich sei darauf hingewiesen, dafs man das Material für die Geschichte der Malerei in Böhmen hier bequem beisammen findet. Kurz, dieser Band ist von besonderer Wichtigkeit für den Geschichtslehrer am Gymnasium, dem er für die Darstellung der Kulturgeschichte einen sehr beachtenswerten Behelf bietet.

Sprachunterricht und Sachunterricht vom naturwissenschaftlichen Standpunkt. Ein Vortrag gehalten auf der 72. Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte zu Aachen 1900 von Friedrich Pietzker, Professor am Gymnasium zu Nordhausen. Bonn, Verlag von E. Straufs, 1900. Preis 1 M. 20 Pfg. — Da der Verfasser schon im Titel seinen Parteistandpunkt verrät, so ist ein Hinweis auf denselben nicht mehr von nöten. Der Sprachunterricht verdankt nach ihm seine beherrschende Stelle im Schulorganismus dem Umstande, dafs er zugleich der vornehmste Träger des allgemein bildenden Sachunterrichtes geworden ist. Aus dieser petitio principii, welche die logische und ästhetische Bedeutung der sprachlichen Form als solche einfach übergeht, ergibt sich nun die Folgerung, dafs dieser Sprachunterricht nur solange eine Berechtigung hatte, als die Kenntnis der alten Sprachen die unentbehrliche Voraussetzung war für die Aneignung der sachlichen Kulturelemente, die wir dem klassischen Altertum verdanken. Heute hat aber unsere Kultur soviel eigenen Inhalt und soviel inneren Zusammenhang gewonnen, dafs die Forderung des Studiums der alten Sprachen als des einzigen Mittels zur Erwerbung der unentbehrlichen Bildungsgrundlagen gegenstandslos geworden ist. So will er denn einem geschichtlich-literarischen Unterrichte als Ergänzung einen auf philosophische Höhe gehobenen naturwissenschaftlichen Unterricht zur Seite stellen und gibt im Folgenden recht bemerkenswerte Weisungen für die Ausbildung dieses letzteren.

Die Bedeutung der physikalischen Chemie für den Schulunterricht. Vortrag gehalten am 26. Oktober 1900 zur Erlangung der venia legendi für Physik und physikalische Chemie vor der Grofsherzoglich Techn. Hochschule zu Darmstadt von Dr. Max Rudolphi. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht, 1900. Preis 60 Pfg. — An Stelle der hergebrachten Verbindung Chemie und Mineralogie will Verfasser als besser die Verbindung von Chemie und Physik, also die physikalische Chemie setzen und begründet diese seine Forderung im einzelnen. Zum Schlusse zieht er daraus auch die Konsequenz für die Prüfungsordnung der Lehramtskandidaten, denen also erlaubt werden soll an Stelle der Mineralogie die physikalische Chemie zu setzen.

Die Entwicklung der Biologie im 19. Jahrhundert. Vortrag auf der Versammlung deutscher Naturforscher zu Aachen am 17. September 1900 gehalten von Oskar Hertwig, Direktor des anatomisch-biologischen Instituts der Berliner Universität. Jena, Verlag von Ch. Fischer, 1900. Preis 1 M. — Bei der Bedeutung, welche der Biologie heute auch im Mittelschulunterrichte zukommt, mufs es für jeden Lehrer von Interesse sein, sich über den jeweiligen Stand dieses Wissenszweiges zu unterrichten. Hier nun liegt aus der Feder eines namhaften Gelehrten ein knapper Bericht über die Entwicklung der Biologie im letzten Jahrhundert vor, der sich bei aller Kürze nicht etwa blofs auf eine Aufzählung der Forscher und ihrer Lehrsätze

beschränkt, sondern in mafsvoller aber bestimmter Kritik alle Einseitigkeiten und Übertreibungen aufdeckt und insbesondere die Prätensionen der rein chemisch-physikalischen Richtung bekämpft.

Ad. Stöckhardts Schule der Chemie oder: Erster Unterricht in der Chemie versinnlicht durch einfache Experimente. Zum Schulgebrauch und zur Selbstbelehrung insbesondere für angehend. Apotheker, Landwirte, Gewerbetreibende etc. Zwanzigste Auflage bearbeitet von Prof. Dr. Lassar-Cohn. Mit 197 eingedruckten Abbildungen und einer farbigen Spektraltafel. Braunschweig, Friedrich Vieweg und Sohn, 1900. Preis 7 M., geb. 8 M. — Stellt Arendts Technik der Experimentalchemie ein Handbuch dar für angehende Lehrer der Chemie und für ihre vorgeschritteneren Jünger, so liegt hier in neunzehn Auflagen bereits erprobt ein Führer vor, der eifrige Schüler über die Schwelle dieser Wissenschaft bis ins Innere geleiten soll. Deshalb wird hier in einfachster, nahezu keine Vorkenntnisse voraussetzender Form nach einer Einführung in die allgemeinen Grundbegriffe verhältnismäfsig recht erschöpfend, erst die anorganische, dann die organische Chemie behandelt; und von letzterer wieder abgetrennt die „Tierchemie", d. h. die Chemie der organisierten Stoffe. Den Schlufs bildet ein analytischer Anhang, enthaltend eine Zusammenstellung der wichtigsten Reaktionen zum Nachweise der bekannteren, zumeist anorganischen chemischen Verbindungen. Dafs für diese gründliche Neubearbeitung des alterprobten Buches gerade Prof. Lassar-Cohn der rechte Mann war, hat er schon in seiner „Einführung in die Chemie" und in seinen Vorträgen über „Die Chemie im täglichen Leben" bewiesen; das Buch dürfte sich also zu seinen vielen alten Freunden noch recht viele neue erwerben.

Späth L., 100 Radausflüge von München. München 1900, bei Lindauer (Schöpping). Preis 80 Pfg. — Das zierliche Büchlein soll nach dem Vorwort dazu dienen „den jüngeren Radfahrer einzuführen in das weite Gebiet herrlicher Wanderfahrten, an denen unser engeres Vaterland so reich ist, und alle Radfahrer in der Wahl der Touren zu unterstützen". Es bringt zunächst allgemeine Bemerkungen über das Fahrrad und seine Behandlung, wo wir zwar recht Beherzigenswertes für jüngere Fahrer lesen, wie „Tiefe Lenkstangen sind wegen der dadurch bedingten schlechten Haltung für den Tourenfahrer lästig und ungesund", aber doch vor zwei Hauptfehlern der Jugend, dem unsinnigen Schnellfahren und dem noch unsinnigeren Bergfahren nicht stark genug gewarnt finden. So heifst es S. 103 vom Kesselberg: „Wer den Kesselberg nicht hinauffahren will, stellt sein Rad besser am Fufs desselben ein." Es wird also ein so heilloser Unsinn, eine so lange Strecke bergan zu fahren, damit implicite gebilligt. Ebenso läsen wir auch an anderen Stellen der sonst mit grofser Sorgfalt ausgearbeiteten Tourenlisten gern ein warnendes „Absitzen" oder „Radschieben" — wohl auch öfter ein „Absitzen, Gegend betrachten", z. B. S. 64, wo zwischen Füssen und Weifshaus ein Blick in die herrliche Stromschnelle des Lechs gar nicht erwähnt wird. Auch bei Nachbarorten wie Scheifsheim genügt nicht ein lakonischer Hinweis „Schlofs", sondern es soll gerade die Jugend auf die sehenswerte Gemäldegallerie aufmerksam gemacht werden. Freilich ist beides, das Nützliche mit dem Schönen vereinigen, gerade bei der Radtouristik schwer, sollte aber bei einem an die Jugend gerichteten Werkchen, das nach der sportlichen Seite allein gut empfohlen werden kann, nach Kräften angestrebt werden.

Zu dem Feste, für das sich das ganze Bayerland rüstet, ist im Verlag von Chr. Friedr. Vieweg in Braunschweig eine vaterländische Hymne „Heil sei Dir, Haus Wittelsbach!" (Ged. von L. Schandein) komponiert von Norbert Hoft (op. 80) erschienen, der auf diesem Gebiete sich bereits einen Namen gemacht hat. Auch die vorliegende Neuigkeit zeichnet sich durch kraftvollen Schwung und schöne Melodieführung aus. (Ref. möchte nur im Schlufssatz nach dem „rufet gottbegeistert aus" das nun folgende „Heil" um eine Oktave höher als sinnentsprechender und wirkungsvoller singen lassen.) Die Komposition, die in verschiedenen Einrichtungen erscheint, sei hiemit als würdiger Schlufschor für das patriotische Fest bestens empfohlen.

Bericht über 1. Liederkranz und 2. Liederhain von Erk und Greef, 3. Liedersammlung von N. Neuner, 4. Leitfaden von Kösporer-Meilbeck.

— An Liedersammlungen für Schule und Haus ist in letzter Zeit eine wahre Hochflut niedergegangen; um so erfreulicher ist es, wenn ältere Werke ihren Platz so ruhmreich behaupten wie die beiden, im Verlage von G. D. Baedeker erschienenen Liederkranz und Sängerhain, von Ludwig (Wilhelm) Erk und Wilhelm Greef begründet, welche neu bearbeitet in einer Jubiläumsausgabe vorliegen. Der Liederkranz, seit 1839 in 750000 Exemplaren verbreitet, enthält eine Auswahl von 541 ein-, zwei- und dreistimmigen Liedern in 3 Heften für Kinder von 6—14 Jahren, nach dem Inhalt und der Schwierigkeit geordnet. Dabei sind auch die Kanons nicht vergessen und eine besonders gelungene Zugabe sind 41 Spiellieder für die Kinder. Überhaupt haben die Neubearbeiter ihre Hauptaufgabe, den Liederkranz vor dem Veralten zu bewahren, trefflich gelöst. Der Preis für die handlichen und gut ausgestatteten Heftchen ist 50, 80 und 100 Pfennige. — Der Sängerhain (neubearbeitet von Beckmann und Riemau, Gesanglehrern an höheren Schulen in Essen) ist für Gymnasien und andere höhere Lehranstalten bestimmt und erschien seit 50 Jahren in 525000 Exemplaren. Uns liegt die Ausgabe in 6 Einzelheften vor, von denen 1—3 nach methodischen Rücksichten geordnet sind, 4—6 nach dem textlichen Inhalt. Sie alle enthalten heitere und ernste, wirklich mustergiltige, bewährte Lieder aus dem deutschen Liederschatze, auch viele für patriotische und Schulfeierlichkeiten geeignete Gesänge. Für den geistlichen Teil sind die besten Meister älterer und neuerer Zeit vertreten, sonst sind in vermehrter Zahl Kompositionen von F. Schubert, R. Schumann, Möhring, Wilsing u. a. (auch Liszt) neu aufgenommen. Das erste Heft, die Vorschule, enthält ein- und zweistimmige Gesänge, 2 und 3 dazu dreistimmige, 4—6 vierstimmige in Partiturausgabe; im ganzen sind es 780 Lieder. Der Preis der Einzelhefte beträgt 60 und 80 Pfg. und 1 M. Fleifsig gearbeitet sind auch die biographischen Notizen über die Dichter und Komponisten. Wir können nur mit dem Wunsche schliefsen, dafs beide „Jubilare“ auch in der neuen Gestalt noch viele neue Freunde gewinnen mögen, darunter auch solche aus der Mitte der Gesanglehrer an unseren Gymnasien! — Von letzteren hat N. Neuner vom Neuen Gymnasium in Bamberg in C. C. Buchners Verlag (R. Koch) eine Liedersammlung für die untere Gesangklasse an Mittelschulen (53 Seiten, Preis 60 Pfg.) erscheinen lassen, mit der dem Vorwort zufolge „eine längst und oft gefühlte Lücke ausgefüllt werden könne“. Die Sammlung enthält in methodisch geordneter Folge nach 5 Seiten mit Melodien im geringsten Tonumfang zur Übung der Intervalle 70 Liedchen, dazu einen Anhang von 8 Chorälen, welch letztere gleich in den ersten Stunden von den Noten gesungen werden sollen. Die Lieder, lauter gute Bekannte, sind nach dem Inhalt gruppiert. Schuberts „Heidenröslein“, auch Radeckes „Aus der Jugendzeit“ dürfte für die Unterstufe etwas verfrüht sein. Das Eigentümliche der Sammlung, die nur einstimmige Lieder enthält, besteht darin, dafs als Prinzip aufgestellt (aber nicht ganz ausnahmslos durchgeführt) ist, für diese Stufe seien alle Übungen und Lieder ausschliefslich in C-Dur zu notieren, um die Schwierigkeiten mit den Versetzungszeichen zu vermeiden. Ob dieser Standpunkt für den Unterricht an Mittelschulen praktisch ist, dürfte noch mehr bezweifelt werden als die ausschliefsliche Berechtigung des einstimmigen Gesanges für die Unterstufe. — Für die Hand der Schüler bestimmt bezeichnet sich Kösporers Leitfaden beim Gesangunterricht in Mittelschulen, in siebenter Auflage vollständig umgearbeitet und vermehrt von Hermann Meilbeck, Gesanglehrer am Wilhelmsgymnasium in München (Verlag Datterer 1900). Da uns das Büchlein in seiner früheren Gestalt nicht bekannt ist, können wir uns kein Urteil über das Verhältnis zur Neubearbeitung bilden. Spezielles Gewicht legt diese auf Ausbildung des rhythmischen Gefühls und des musikalischen Denkens; für letzteres sind besonders die Akkordstudien berechnet. Die theoretischen Ausführungen sind etwas breit und könnten zu Gunsten der Übungen, von denen manche übrigens für Schüler zu schwer sind, etwas beschnitten werden. Unverändert blieb die Liedersammlung, die ein einstimmiges (Königshymne), als Hauptkern 16 zweistimmige, dann noch einige drei- und vierstimmige Lieder enthält. Neu sind die den Schlufs bildenden Beispiele im C-Schlüssel mit selbständiger Führung der (2 od. 3) Stimmen und unterlegtem Latein-Text. — Bei dieser Gelegenheit möge es gestattet sein darauf hinzuweisen, dafs im Gesangunterricht an unseren Gymnasien ein sehr verschiedener Betrieb herrscht, ein Blick in die Jahresberichte bestätigt diese Thatsache. Zur Hebung der Sache diente gewifs auch ein weniger buntes Unterrichtsmaterial.

Sehr gediegen und empfehlenswert ist die Liedersammlung Orpheus von A. Steinbrenner und J. Göring (Karlsruhe, J. Lang), welche ihren Zweck, deutschen Gymnasien und ähnl. Anstalten als Chorbuch zu dienen, voll erfüllen dürfte. Dasselbe, aus 2 Teilen bestehend, enthält im ersten Bande überwiegend dreistimmige Lieder für Knabenchor; besonders praktisch ist der Anhang von drei- und vierstimmigen Liedern mit einer Männerstimme und solchen für Mezzosopran (Alt), Tenor und Bariton; der zweite Band enthält Lieder und Gesänge für vierstimmigen gemischten Ghor. Neben dem in allen solchen Sammlungen zu treffenden Stamm weist der Orpheus zahlreiche Kompositionen namhafter neuerer Meister auf und wenn unter diesen relativ stark Musiklehrer an Seminarien und Gymnasien (auch der eine Herausgeber A. Steinbrenner ist grofsherz. bad. Gymnasiallehrnr a. D., der andere Kantor in Oberfranken) vertreten sind, gereichte dieser Umstand vom praktischen Standpunkt aus nur zum Vorteil. Anheimelnd wirkt auch das nicht zu verkennende süddeutsche Gepräge der ausgewählten Lieder und Texte.

Die Lehre vom Skelet des Menschen unter besonderer Berücksichtigung entwicklungsgeschichtlicher und vergleichend-anatomischer Gesichtspunkte und der Erfordernisse des anthropologischen Unterrichtes bearbeitet von Dr. J. Frenkel, Professor am K. Gymnasium zu Göttingen. Mit 81 Textfiguren. Jena, Verlag von G. Fischer 1900. — Das Buch ist sozusagen ein Kommentar und eine Ergänzung zu des Verfassers schönen anatomischen Wandtafeln für den naturgeschichtlichen Unterricht an höheren Schulen. Für unsere bayerischen Verhältnisse sind beide Unterrichtsmittel natürlich als viel zu hoch liegend nicht direkt brauchbar; dagegen dürfte besonders das Studium der Schrift jedem Lehrer zu empfehlen sein, der sich über diese Dinge gründlich belehren will und doch die teueren medizinischen Spezialwerke wie z. B. Gegenbaurs Lehrbuch der Anatomie des Menschen nicht zur Verfügung hat.

Leitfaden für den botanischen Unterricht der sechsklassigen Realschule bei Verwendung eines Schulgartens. Von Prof. Ludw. Stelz und Oberlehrer Dr. H. Grede. Leipzig, B. G. Teubner 1900. — Der Betrieb des botanischen Unterrichtes mit Exkursionen wird in den grofsen Städten von Jahr zu Jahr schwieriger: infolge dessen wird man immer mehr gedrängt, den Schulgarten an die Stelle der freien Natur zu setzen. Hier liegt nun ein Versuch vor, den Schulgarten zum Mittelpunkte des ganzen botanischen Unterrichtes zu machen und die sämtlichen Errungenschaften der neueren Naturwissenschaften dem Schüler an diesem in elementarer Weise vorzuführen. So finden wir denn zuerst eine Aufzählung der im Garten zu bauenden Pflanzen; für unsere Verhältnisse zu viele, aber eine Reduktion mit Berücksichtigung der Lokalverhältnisse macht keine Schwierigkeiten. Dann werden in Sexta 8 Einzelpflanzen betrachtet, um die morphologischen Begriffe festzulegen. Von V. an wird bereits zu Gattung und Familie fortgeschritten, in III wird der Familienbegriff zur Hauptsache. Auf die biologischen Verhältnisse (warum?) wird schon in VI. hingewiesen, in den höheren Klassen treten sie immer mehr in den Vordergrund. Der dritte Abschnitt bringt Allgemeines über Bau und Zweck der Pflanzenteile, der vierte die Physiologie der Pflanze (mikroskop. Demonstr.), der fünfte den Aufbau des natürlichen Systems. Diese Abschnitte sind im Garten selbst an den Pflanzen in den einzelnen Klassen zu besprechen. Abschnitt VI. beschäftigt sich mit den Pflanzenformationen, wobei natürlich für die Kolonialpflanzen auch Abbildungen heranzuziehen sind. Abschnitt VII. gibt Listen von Pflanzen zum Sammeln und Kennenlernen (Blatt- und Blütenstandsammlung, Bäume, Sträucher, Kletterpflanzen, Stauden, Gift- und offizinelle Pflanzen). Den Schlufs bildet eine Zusammenstellung des Unterrichtsstoffes nach den Klassen VI bis I der Realschule.

Natürlich ist das Buch so ohne weiteres für unsere ganz anders gestalteten Verhältnisse nicht brauchbar. Nichtsdestoweniger stehe ich nicht an, dasselbe für eine vortreffliche methodologische Leistung zu erklären, die dem Lehrer an jeder Schule eine Menge der wertvollsten Anregungen bietet. Möge es denn also auch bei uns besonders in der Hand des Lehrers grofsstädtischer Lehranstalten zu finden sein, es wird ihm neben Essers Pflanzenmaterial für den botanischen Unterricht (Selbstverlag, Druck von J. P. Bachem 21292) die besten Dienste leisten, dem Schüler die Augen für die Natur zu öffnen und ihn anzuregen, bei den sich auf-

drängenden Erscheinungen nach Ursache und Zweck zu fragen, also als denkender Mensch durch die Natur zu wandern". In enger Beziehung zu diesem Buche steht ein Vortrag von Stelz über den Schulgarten und seine Verwendung im Unterrichte (gedruckt in den Verhandl. d. a. 18. Mai 1898 zu Höchst a. M. abgehaltenen 23. Hauptversammlung des Vereins von Lehrern an höheren Unterrichtsanstalten der Provinz Hessen-Nassau und des Fürstentums Waldeck) sowie die Beilage zum Programm der Bockenheimer Realschule (Ostern 1896), der Schulgarten der Bockenheimer Realschule zu Frankfurt a. M. von dem gleichen Verfasser. Beide bieten wertvolle Winke für die Anlage eines solchen Gartens, indem sie die Herstellung und Einrichtung des Frankfurter Gartens, von dem auch ein Plan beigegeben ist, schildern. Das Programm ist als Vorläufer unseres Buches zu betrachten und enthält u. a. gute biologische Notizen; der Vortrag entwickelt im allgemeinen die Gedanken des Verfassers über die Notwendigkeit des Schulgarten und dessen Benützung im Unterrichten.

Bau, Leben und Pflege des menschlichen Körpers in Wort und Bild. Nach vorheriger Begutachtung durch Schulmänner für Schüler herausgegeben von Professor Dr. Karl Ernst Bock. Siebzehnte Auflage. Neu durchgesehen von Medizinalrat W. Camerer in Urach. Leipzig. E. Keils Nachfolger. 1900. Preis für Schulen 75 Pfg., gebunden 1 M. — Die Kenntnis des menschlichen Körpers schliefst leider unsere Schulordnung gänzlich aus dem Kreise der Lehrstoffe des Gymnasiums aus. Allein deshalb ist es doch wohl noch nicht geboten, den Schüler absichtlich in völliger Unwissenheit gegenüber seinem eigenen Leibe zu halten; im zoologischen Unterrichte kann ohnehin nicht vermieden werden, auf Fragen der Anatomie, Physiologie und Hygiene einzugehen, soweit es eben das Verständnis der betreffenden Altersstufe gestattet. Hier nun bietet vorliegendes altbewährtes Volksbuch dem Lehrer eine Fülle brauchbaren Stoffes, aus dem er nur das ihm nötig Erscheinende auszuwählen hat. Anstöfsiges enthält es absolut nicht, es kann also selbst in die Schülerbibliotheken reiferer Klassen eingestellt werden.

Naturlehre für die unteren Klassen der Mittelschulen von Dr. Alois Höfler und Dr. Eduard Maiss. Mit 290 Holzschnitten, drei farbigen Figuren, einer lithographierten Sterntafel und einem Anhange von 140 Denkaufgaben. Dritte verbesserte Auflage. Wien 1900. Karl Gerolds Sohn. Preis geheftet 2 Kr. 30 hl., in Leinwandb. 2 Kr. 60 hl. — Einen Kursus der Naturlehre in den unteren Klassen kennt unser Lehrplan noch nicht, zur direkten Verwendung im Unterrichte kann also vorliegendes Buch bei uns nicht gelangen. Allein von Botanik und Zoologie, ganz besonders aber von der Mineralogie und Geographie führen doch so viele Fäden hinüber zur gesamten Naturlehre, und im modernen Leben nimmt diese eine so bedeutsame Stelle ein, dafs man schon bei unseren Lateinschülern ein genügendes Interesse für chemisch-physikalisch-astronomische Dinge voraussetzen darf. Obendrein bietet das Buch eine Menge von Versuchen, welche der Schüler leicht selbst anstellen kann, sei es mit Geräten des täglichen Gebrauches, sei es mit solchen Apparaten, die er sich ebenfalls selbst ohne Mühe und Kosten anfertigen kann. Ferner wird im Texte ständig auf eigenes Schauen, Beobachten und Versuchen hingewiesen und in den Denkfragen nochmals die Selbstthätigkeit des Schülers auf das wirksamste angeregt. Das Buch eignet sich also bei uns zur Einstellung in die Schülerbibliotheken der fünften Klasse und zur Empfehlung an einzelne Schüler, die für solche Dinge Sinn und Eifer zeigen.

Leitfaden der Mineralogie für die dritte Klasse der Gymnasien von Dr. Gustav Ficker, K. K. Professor an dem K. K. Staatsgymnasium im VI. Bezirk in Wien. Mit einer farbigen Tafel und 97 Abbild. in Schwarzdruck. Preis geheftet 1,20 Kr., geb. 1,60 Kr. Wien und Leipzig, F. Deuticke, 1900. — Obwohl nur 66 Seiten stark gibt dieses Büchlein in induktiver Form eine für Schulzwecke vollauf genügende Übersicht über die gesamte Mineralogie und die Elemente der Petrographie. Besondere Anerkennung verdient der illustrative Schmuck, der so schön selten in einem billigen Schulbuche zu finden ist. Schon die Textillustrationen zeichnen sich durch Schönheit und Sauberkeit vorteilhaft vor den gewohnten abgenützten Clichés aus, das prächtige Farbenbild aber, den Pasterzengletscher mit Grofsglockner und

Johannisberg darstellend, würde auch dem teuersten Prachtwerke zur Zierde gereichen.

Es kann daher das Buch den Lehrern der Mineralogie für die Schüler der fünften Klasse bestens empfohlen werden.

Die Raupen der Grofsschmetterlinge Deutschlands. Eine Anleitung zum Bestimmen der Arten. Analytisch bearbeitet von Dr. R. Rössler. Mit 2 Tafeln. Leipzig, B. G. Teubner, 1900. — Seinen bereits früher besprochenen „Schmetterlingen" hat nun der Verfasser ein wirklich praktisches und zugleich zu wissenschaftlicher Bestimmungsarbeit anleitendes Raupenbüchlein folgen lassen. Dasselbe ist mit Freuden zu begrüfsen, denn einerseits ist die liebevolle, viel Geduld und Aufmerksamkeit erfordernde Pflege der Raupen pädagogisch weit über das Schmetterlingsmorden zu stellen, andrerseits hat es an einem guten und zugleich billigen Hilfsbüchlein bisher so ziemlich ganz gefehlt.

Die Rhopalocera, Sphinges und Bombyces sind so ziemlich vollständig aufgenommen, Geometrae und Noctuae nur in Auswahl. Die Bildertafel veranschaulicht die hauptsächlichsten Raupentypen.

Aus Natur und Geisteswelt. Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens. 18. Bändchen. Der Kampf zwischen Mensch und Tier. Von Prof. Dr K. Eckstein. Leipzig, B. G. Teubner 1900. Preis geb. 1,15 M. — Der Verfasser schildert in lebhafter und von sehr lehrreichen Bildern begleiteter Darstellung den nimmer verlöschenden Kampf zwischen Mensch und Tier, mag letzterer nun als Hirt oder Jäger dasselbe als Beute betrachten oder sich der Schädlinge in Feld und Flur, in Haus und Hof, in Wald und Wasser, ja am und im eigenen Leibe zu erwehren haben. Zuletzt wird angegeben, was der Mensch zu thun hat, um als Sieger aus diesem Kampfe hervorzugehen, wozu ihm besonders dienlich sein wird eine Kenntnis der Verteidigungsmittel, welche dem Tiere zur Verfügung stehen, und der Hülfe, welche ihm die Natur selbst in diesem Kampfe leistet. Das Büchlein dürfte besonders für die zusammenfassenden Wiederholungen im Sommersemester der fünften Klasse sehr brauchbar sein und erscheint auch zur Einstellung in die Schülerbibliotheken wohl geeignet.

Das Tierleben der Erde. Von W. Haacke und W. Kuhnert. Drei Bände. Mit 620 Textillustrationen und 120 chromotypographischen Tafeln. 40 Lieferungen zu je 1 Mark. Berlin, Martin Oldenbourg. — Schon in Bd. XXXVI p. 508 und 774 unserer Blätter wurde auf dieses hervorragende Tierbuch hingewiesen, das an Schönheit der Ausstattung alle Vorgänger übertrifft. Berichterstatter liegen jetzt elf Lieferungen vor, deren letzte das mitteleuropäische Tierleben mit einer kurzen Besprechung der Protozoen abschliefst und in das nordeuropäische Tierleben mit einer interessanten Schilderung des Elches einführt. Text und Farbendrucke entsprechen nach wie vor selbst den Anforderungen eines verwöhnten Lesers; von letzteren seien als besonders schön diesmal hervorgehoben: Tiger, Wisent, Fuchs, Sambar, Wolf und Straufs; weniger gelungen dürfte auf einigen Bildern die Darstellung des Wassers erscheinen, das allzusehr an Metallschmelzen erinnert. Unrecht wäre es auch über den blendenden Farbenbildern die fein ausgeführten Textillustrationen zu übersehen, die das intime Leben der Tiere in ganz prächtiger Weise darstellen.

Lessings sämtliche Schriften, herausgegeben von Lachmann-Muncker. Leipzig. Göschen 14. Band 1898, 15. Band 1900. (à 4.50 M.) — Den Inhalt des gleich den früheren Bänden mit aufserordentlichem Fleifse und der gewissenhaftesten Sorgfalt bearbeiteten 14. Bandes bilden zunächst die letzten Arbeiten, die Lessing selbst noch für den Druck vorbereitete, nämlich „die Schriften zur Geschichte und Literatur" in dem 5. und 6. der sogenannten Wolfenbüttler Beiträge, darunter auch die Schrift des Theophilus Presbyter. Der in den früheren Ausgaben stellenweise recht unklar gebliebene Text dieses Werkes wurde durch eine wohl angebrachte und mafsvoll angewendete Kritik lesbarer gestaltet. Die zweite, gröfsere Hälfte des Bandes bringt den ersten Teil der „Entwürfe und unvollendeten Schriften" Lessings nach der Zeit ihres Entstehens geordnet, von den Meifsner

Schuljahren des Dichters bis an das Ende der Breslauer Zeit, d. i. von der „Glückwünschungsrede bei dem Eintritte des 1743. Jahres“ bis zu den reichhaltigen Vorarbeiten für die drei Teile des „Laokoon“, die vollständiger und im einzelnen genauer abgedruckt sind als in allen früheren Ausgaben.

Alle einzelnen Entwürfe begleiten als Fufsnoten erklärende Anmerkungen über Entstehung, handschriftliche Überlieferung und Druck derselben. Dankbar wird man dem verdienten Herausgeber dafür sein müssen, dafs er sich nicht mit blofsen nachträglichen Verbesserungen des Eschenburgischen Textes von Lessings „Sophokles“ begnügt hat, wie dieser im VIII. Bande unserer Ausgabe zu finden ist, sondern hier, da ihm jetzt erst die bezüglichen Handschriften zugänglich wurden, diese zum erstenmale vollständig und buchstabengetreu selbst mit Beibehaltung der Verteilung des Textes zum Abdruck bringt. Gibt uns doch diese ganz getreue Kopie so recht einen Einblick in die geistige Werkstätte des Dichters und Forschers und läfst die Eigenart seines Stiles deutlich hervortreten. Gleichem Zwecke dient auch das von jetzt ab eingehaltene Verfahren des Herausgebers bei den nachgelassenen Entwürfen ausnahmslos alle Korrekturen zu verzeichnen, die Lessing selbst sogleich während oder nach der Niederschrift an seinem Manuskript vorgenommen hat; denn wir vermögen daraus fast mehr zu erkennen wie Lessing arbeitete, als was er arbeitete. Der Vollständigkeit halber wurden auch solche Schriften und Pläne Lessings verzeichnet, von denen aufser dem Titel nichts oder doch fast nichts auf uns gekommen ist, sodafs immerhin dadurch ein gewisser Einblick in das gesamte, literarische Wollen und Wirken des Dichters ermöglicht wird. —

Unmittelbar sich anschliefsend bringt der XV. Band die Fortsetzung der im XIV. Band enthaltenen Aufsätze und Entwürfe, welche im allgemeinen vom Ende des Breslauer Aufenthaltes bis in die ersten Wolfenbüttler Jahre reichen. Auch bei der Herausgabe dieser Entwürfe wurden die gleichen Grundsätze beobachtet, wie bei den älteren, nämlich möglichst vollständige Mitteilung aller von Lessing begonnenen oder auch nur geplanten Schriften, möglichst genaue Ordnung der einzelnen Arbeiten nach der Zeit ihres Entstehens und Zugrundelegung des Wortlauts der Handschriften, soweit solche vorhanden sind. Auch für die „Kollektaneen“, die den gröfsten Teil dieses Bandes füllen, wurde durch gründliche und gewissenhaft durchgeführte Vergleichung der handschriftlichen Aufzeichnungen Lessings ein getreuer von verschiedenen Fehlern bisheriger Ausgaben gereinigter Text hergestellt. Durch gründliche und mühevolle Forschung wie durch ausgiebige Benützung aller in betracht kommenden Quellen ist es dem Herausgeber gelungen, nicht nur mehrfach bisher Ungedrucktes aus den Lessingschen Papieren mitzuteilen, sondern auch das bereits Bekannte in seinem echten, von früheren Herausgebern oft verunstalteten Wortlaute wieder herzustellen.

IV. Abteilung.

Miszellen.

Kaiserliche Kabinettsordre, betreffend Reform des höheren Schulwesens.

Vom 26. November 1900.

Auf den Bericht vom 20. November d. Js. erkläre Ich Mich damit einverstanden, dafs die von Mir im Jahre 1892 eingeleitete Reform der höheren Schulen nach folgenden Gesichtspunkten weitergeführt wird:

1. Bezüglich der Berechtigungen ist davon auszugehen, dafs das Gymnasium, das Realgymnasium und die Ober-Realschule in der Erziehung zur allgemeinen Geistes-

bildung als gleichwertig anzusehen sind und nur insofern eine Ergänzung erforderlich bleibt, als es für manche Studien und Berufszweige noch besonderer Vorkenntnisse bedarf, deren Vermittelung nicht oder doch nicht in demselben Umfang zu den Aufgaben jeder Anstalt gehört. Dementsprechend ist auf die Ausdehnung der Berechtigungen der realistischen Anstalten Bedacht zu nehmen. Damit ist zugleich der beste Weg gewiesen, das Ansehen und den Besuch dieser Anstalten zu fördern und so auf die gröfsere Verallgemeinerung des realistischen Wissens hinzuwirken.

2. Durch die grundsätzliche Anerkennung der Gleichwertigkeit der drei höheren Lehranstalten wird die Möglichkeit geboten, die Eigenart einer jeden kräftiger zu betonen. Mit Rücksicht hierauf will Ich nichts dagegen erinnern, dafs im Lehrplan der Gymnasien und Realgymnasien das Lateinische eine entsprechende Verstärkung erfährt. Besonderen Wert aber lege Ich darauf, dafs bei der grofsen Bedeutung, welche die Kenntnis des Englischen gewonnen hat, diese Sprache auf den Gymnasien eingehender berücksichtigt wird. Deshalb ist überall neben dem Griechischen englischer Ersatzunterricht bis Unter-Sekunda zu gestatten und aufserdem in den drei oberen Klassen der Gymnasien, wo die örtlichen Verhältnisse dafür sprechen, das Englische an Stelle des Französischen unter Beibehaltung des letzteren als fakultativen Unterrichtsgegenstandes obligatorisch zu machen. Auch erscheint es Mir angezeigt, dafs im Lehrplan der Ober-Realschulen, welcher nach der Stundenzahl noch Raum dazu bietet, die Erdkunde eine ausgiebigere Fürsorge findet.

3. In dem Unterrichtsbetrieb sind seit 1892 auf verschiedenen Gebieten unverkennbare Fortschritte gemacht. Es mufs aber noch mehr geschehen. Namentlich werden die Direktoren eingedenk der Mahnung: „Multum, non multa“ in verstärktem Mafse darauf zu achten haben, dafs nicht für alle Unterrichtsfächer gleich hohe Arbeitsforderungen gestellt, sondern die wichtigsten unter ihnen nach der Eigenart der verschiedenen Anstalten in den Vordergrund gerückt und vertieft werden.

Für den griechischen Unterricht ist entscheidendes Gewicht auf die Beseitigung unnützer Formalien zu legen und vornehmlich im Auge zu behalten, dafs neben der ästhetischen Auffassung auch die den Zusammenhang zwischen der antiken Welt und der modernen Kultur aufweisende Betrachtung zu ihrem Recht kommt.

Bei den neueren Sprachen ist mit besonderem Nachdruck Gewandtheit im Sprechen und sicheres Verständnis der gangbaren Schriftsteller anzustreben.

Im Geschichtsunterricht machen sich noch immer zwei Lücken fühlbar: die Vernachlässigung wichtiger Abschnitte der alten Geschichte und die zu wenig eingehende Behandlung der deutschen Geschichte des 19. Jahrhunderts mit ihren erhebenden Erinnerungen und grofsen Errungenschaften für das Vaterland.

Für die Erdkunde bleibt sowohl auf den Gymnasien, wie auf den Realgymnasien zu wünschen, dafs der Unterricht in die Hand von Fachlehrern gelegt wird.

Im naturwissenschaftlichen Unterricht haben die Anschauung und das Experiment einen gröfseren Raum einzunehmen und häufigere Exkursionen den Unterricht zu beleben; bei Physik und Chemie ist die angewandte und technische Seite nicht zu vernachlässigen.

Für den Zeichenunterricht, bei dem übrigens auch die Befähigung, das Angeschaute in rascher Skizze darzustellen, Berücksichtigung verdient, ist bei den Gymnasien dahin zu wirken, dafs namentlich diejenigen Schüler, welche sich der Technik, den Naturwissenschaften, der Mathematik oder der Medizin zu widmen gedenken, vom fakultativen Zeichenunterricht fleifsig Gebrauch machen.

Aufser den körperlichen Übungen, die in ausgiebigerer Weise zu betreiben sind, hat auch die Anordnung des Stundenplanes mehr der Gesundheit Rechnung zu tragen, insbesondere durch angemessene Lage und wesentliche Verstärkung der bisher zu kurz bemessenen Pausen.

4. Da die Abschlufsprüfung den bei ihrer Einführung gehegten Erwartungen nicht entsprochen und namentlich dem übermäfsigen Andrang zum Universitätsstudium eher Vorschub geleistet, als Einhalt gethan hat, so ist dieselbe baldigst zu beseitigen.

5. Die Einrichtung von Schulen nach den Altonaer und Frankfurter Lehrplänen hat sich für die Orte, wo sie besteht, nach den bisherigen Erfahrungen im ganzen bewährt. Durch den die Realschulen mitumfassenden gemeinsamen Unterbau bietet sie zugleich einen nicht zu unterschätzenden sozialen Vorteil. Ich wünsche

daher, daſs der Versuch nicht nur in zweckentsprechender Weise fortgeführt, sondern auch, wo die Voraussetzungen zutreffen, auf breiterer Grundlage erprobt wird.

Ich gebe Mich der Hoffnung hin, daſs die hiernach zu treffenden Maſsnahmen, für deren Durchführung Ich auf die allzeit bewährte Pflichttreue und verständnisvolle Hingebung der Lehrerschaft rechne, unseren höheren Schulen zum Segen gereichen und an ihrem Teile dazu beitragen werden, die Gegensätze zwischen den Vertretern der humanistischen und realistischen Richtung zu mildern und einem versöhnenden Ausgleich entgegenzuführen.

Gegeben Kiel, den 26. November 1900. An Bord M. S. „Kaiser Wilhelm II."

(gez.) Wilhelm. R.

(gez.) Studt.

An
den Minister der geistlichen etc. Angelegenheiten.

Kaiser Wilhelm II. und das humanistische Gymnasium.

Kaiser Wilhelm II. war bekanntlich als Prinz Wilhelm vom 1. September 1874 bis zur Ablegung des Abiturientenexamens am 20. Januar 1877 Schüler des Kasseler Gymnasiums.

Über die Eindrücke, die er dort von dem Unterrichtsbetrieb empfing, belehrt uns ein Brief, welchen er im Jahre 1885 an den damaligen Amtsrichter Hartwig in Düsseldorf richtete. Der Brief, der gegenwärtig die Runde durch die Zeitungen macht und unter anderem in der neuesten Schrift des bekannten Physiologen Wilhelm Preyer: „Unser Kaiser und die Schulreform" abgedruckt ist, lautet folgendermaſsen:

Potsdam, den 2. April 1885.

Geehrter Herr Amtsrichter!

Empfangen Sie meinen herzlichsten Dank für die beiden Schriften, welche Sie mir schickten. Ich habe „Woran wir leiden" mit groſsem Interesse und noch gröſserer Freude gelesen: also endlich hat sich einer gefunden, der dieses verknöcherte und geisttötendste aller Systeme energisch angreift! Was Sie dort aussprechen, das unterschreibe ich alles Wort für Wort. Ich habe ja glücklicherweise 2½ Jahre lang mich selbst überzeugen können, was da an unserer Jugend gefrevelt wird! Wie viele Dinge, die Sie anführen, habe ich im stillen bei mir bedacht. Nur um einige Sachen zu erwähnen: von 21 Primanern, die unsere Klasse zählte, trugen 19 Brillen, drei davon muſsten jedoch noch einen Kneifer vor die Brille stecken, wenn sie bis zur Tafel sehen wollten!

Homer, der herrliche Mann, für den ich sehr geschwärmt, Horaz, Demosthenes, dessen Reden ja jeden begeistern müssen, wie wurden die gelesen? Etwa mit Enthusiasmus für den Kampf oder die Waffen oder Naturbeschreibungen? Bewahre! Unter dem Seziermesser des grammatikalischen, fanatisierten Philologen wurde jedes Sätzchen geteilt, gevierteilt, bis das Skelett mit Behagen gefunden und der allgemeinen Bewunderung gezeigt ward, in wie viel verschiedener Weise ἄν oder ἐπί oder sonst so ein Ding vor- oder nachgestellt war! Es war zum Weinen!

Die lateinischen und griechischen Aufsätze (ein rasender Unsinn!), was haben die für Zeit und Mühe gekostet! Und was für ein Zeug kam da zum Vorschein! Ich glaube, Horaz hätte vor Schreck den Geist aufgegeben!

Fort mit dem Brast! Den Krieg auf's Messer gegen solches Lehren! Dies System bewirkt, daſs unsere Jugend die Syntax, die Grammatik der alten Sprachen besser kennt, als die „ollen Griechen" selber, daſs sie die sämtlichen Feldherrn, Schlachten und Schlachtenaufstellungen der punischen und mithridatischen Kriege auswendig weiſs, aber sehr im Dunkeln sich befindet über die Schlachten des siebenjährigen Krieges, geschweige der „viel zu modernen" aus „66" und „70", die sie noch nicht „gehabt haben"!!!

Was nun den Körper betrifft, so bin ich auch der ganz bestimmten Ansicht, daſs die Nachmittagsstunden frei sein müſsten ein- für allemal. Der Turnunterricht müſste den Jungens Spaſs machen. Kleine Hindernisbahnen zum Wettrennen und recht natürliche Kletterhindernisse würden von Wert sein. Dann würde es sich sehr

empfehlen, in allen Städten, wo Militär liegt, alle Wochen zwei- oder dreimal durch einen Unteroffizier nachmittags die gesamte ältere Jugend mit Stöcken exerzieren und drillen zu lassen; anstatt der albernen sogenannten Klassenspaziergänge (mit elegantem Stöckchen, schwarzem Rock und Zigarre) Übungsmarsch mit ein bifschen Felddienst, wenn er auch in Spiel und handfeste Prügel ausartet, zu machen.

Unsere Primaner — wir waren leider auch so — sind viel zu blasiert, als dafs sie sich den Rock ausziehen und sich keilen könnten! Was könnte man auch anders von solchen Leutchen erwarten. Daher guerre à outrance gegen dieses System! Und ich bin gern bereit, Ihnen in Ihren Bestrebungen behilflich zu sein! Ich freue mich, einen „deutsch" Redenden gefunden zu haben, der auch fest zufafst.

Ihr

Wilhelm,
Prinz von Preufsen.

Wenn am Kasseler Gymnasium die Klassiker in der oben bezeichneten Weise betrieben wurden, so ist es kein Wunder, dafs der Kaiser den äufsersten Widerwillen gegen „dieses System" in sich aufgenommen hat. Auch ein weit weniger lebhafter Geist als der unseres Kaisers mufs sich von solchem Unfug gequält und abgestofsen fühlen. Dr. G.

Nekrolog.

Oberstudienrat Behringer †.

Ein in weiten Kreisen bekannter und verehrter hochsinniger, mildherziger Menschenfreund, ein Lehrer, Erzieher und Schulleiter originellster, edelster Art, ein reichbegabter, feinsinniger Dichter, bei dem der Hauch der Poesie nicht blofs in den Liedern selbst lebt, sondern auch das ganze Wirken und Walten verklärte, ist in dem jüngst verstorbenen Gymnasialrektor a. D. Edmund Behringer heimgegangen.

Der Verlebte wurde geboren am 22. Mai 1828 zu Babenhausen im sangesreichen Schwabenlande, wo sein Vater Herrschaftsrichter in den Diensten des Fürsten Fugger war. Unter der trefflichen Leitung edelgesinnter Eltern und im Kreise von elf Geschwistern verbrachte er hier seinen Lebensmorgen und sang auch noch seine fröhlichernsten Jugendlieder. Im Jahre 1839 wurde der hochbegabte und namentlich mit einer reichen, lebhaften Phantasie ausgestattete Knabe an das Gymnasium St. Stephan in Augsburg gebracht, um dann 1843 nach Kempten überzusiedeln, wo er das Gymnasium mit Auszeichnung absolvierte. Gleich darauf im Jahre 1847 bezog er die Hochschule in München und verlebte dort in der Burschenschaft „Algovia" und mehrere Semester ihr Senior jene sturmbewegte Zeit. Wie aus seinen und seiner Verbindungsgenossen Gedichten dieser Periode, sowie aus der 1888 erschienenen Geschichte der „Algovia" hervorgeht, war es schon damals Behringers überlegener Geist und hochidealer Sinn, der diese Korporation wesentlich beherrschte und ihr jugendfrische Begeisterung für Religion, Freundschaft, Freiheit und Vaterland einflöfste. Nachdem er die philosophischen Studien gleichfalls mit Auszeichnung beendet hatte, wandte er sich der Rechtskunde zu, um aber später zur Philologie überzugehen, worin er 1851 die Staatsprüfung mit Ehren bestand. Um sein Wissen und Können zu vertiefen und namentlich um seine Vorliebe für altdeutsche Sprache und Geschichte zu befriedigen — er hatte bereits in München sich viel mit germanistischen Studien befafst —, zog er jetzt nach Bonn, wo er bei Brandis, Arndt und besonders bei dem kongenialen Simrock eine sehr freundliche Aufnahme fand. Dort ergriff ihn wie auch sonst gar oft mit Macht die Wanderlust und führte ihn nach Trier, dann durch die wilde Eifel, später nach Italien. Es war stets ein köstlicher Genufs ihn zu hören, wenn er von diesen „Sängerfahrten" erzählte, wie er, Nibelungenlied und Homer nebst der lieben Cither auf dem Rücken, hinwallte durch Wald und Feld, durch Berg und Thal und dann am Abend im Quartier Wirtsleute und Mitgäste durch Sang und Spiel entzückte. Nachdem er

die Zeit vom Herbste 1852 bis Ostern 1853 bei seinen innigstgeliebten Eltern in Kempten und zugleich als Assistent am dortigen Gymnasium zugebracht, begab er sich an die Universität Würzburg und fand in dieser anmutigen Frankenstadt bei braven Geschwistern ein zweites Heim, das ihm auch geblieben ist, indem eine der beiden Schwestern ihm bis zu seinem Hinscheiden treu und sorgsam seine Häuslichkeit verwaltete.

Nachdem er vom Herbst 1854 bis zum 16. November 1855 am Gymnasium in Würzburg als Assistent gewirkt hatte, wurde er zum Studienlehrer in Bamberg befördert, kehrte aber schon am 1. April in gleicher Eigenschaft nach Würzburg zurück und ebenso wieder als Gymnasialprofessor von Eichstätt am 15. August 1866, wozu er am 16. November 1865 ernannt worden war. Während seines Aufenthaltes als Professor in Würzburg war er auch Mitglied der Prüfungskommission für den einjährig-freiwilligen Militärdienst. Am 16. November 1871 wurde er als Rektor zur Leitung des Gymnasiums in Aschaffenburg berufen, einer Aufgabe, der er bis zum Herbst 1898 mit ausgezeichnetem Erfolge seine beste Kraft gewidmet hat. Sein dortiges verdienstvolles Wirken hat schon 1878 auch Seine Majestät König Ludwig II. gebührend anerkannt durch allergnädigste Verleihung des Ritterkreuzes des Verdienstordens vom hl. Michael I. Klasse ä. O. Aschaffenburg hatte Behringer bald so lieb gewonnen, dafs er mehrmals sehr ehrenvolle Berufungen an gröfsere Studienanstalten, zuletzt an das Ludwigsgymnasium in München, ehrfurchtsvollst ablehnte. Nachdem er 1896 noch sein 25jähriges Rektorjubiläum unter grofsartiger Beteiligung seiner augenblicklichen und ehemaligen Schüler und Lehrer begangen und am 31. Dezember 1897 mit dem Titel eines Kgl. Oberstudienrates ausgezeichnet worden war, trat er am Ende des Schuljahres 1897/98 unter Anerkennung seiner mit gewissenhaftem Eifer und treuer Hingebung geleisteten langjährigen und erspriefslichen Dienste in den dauernden Ruhestand. Aber leider sollte dieses redlich erworbene otium cum dignitate nicht mehr lange für ihn währen. Ein eigentümliches Schwindelgefühl, das ihn schon in den letzten Jahren im Dienste viel belästigt hatte, wurde immer bösartiger, so dafs er schliefslich nur noch an zwei Stützen (Stock und Regenschirm) sich fortbewegen konnte; auch die Hustenanfälle, welche gleichfalls ihn früher schon oft gequält hatten, wurden häufiger und heftiger, und schliefslich gesellte sich zu allen anderen Leiden auch noch ein bedenkliches Augenübel, das ihm auch alle Lektüre unmöglich machte. Am 11. November traf ihn ein Gehirnschlag, der ihn zunächst auf einer Seite lähmte und ihm den Gebrauch der Sprache, aber nicht das Bewufstsein nahm, in zwei Tagen aber seinen Tod herbeiführte, indem er in Gegenwart mehrerer Freunde wohl vorbereitet und ruhig in die ersehnte bessere Heimat hinüberschlummerte. Denn schon lange und oft hatte er dem Verlangen Ausdruck geliehen, das „Staubgewand“, wie er den menschlichen Leib in seinen Liedern so oft nennt, abstreifen zu können, auf dafs dem freien Flug der Seele nichts mehr ein Hindernis bereite.

Wenn wir nun daran gehen, das reiche, vielseitige Schaffen und Wirken dieses überaus edlen Menschenfreundes, Schulmannes und Dichters zu würdigen, so geschieht das mit einigem Bangen und Zagen; denn es ist nicht leicht, in kurzen Zügen ein wahres, entsprechendes Bild von einem so grofsen, reichen Leben zu entwerfen. Da aber hier hauptsächlich seine Thätigkeit als Lehrer und Erzieher in Betracht kommt, so können wir uns bei den sonstigen Leistungen mit wenigen Andeutungen begnügen. Bei seiner Wirksamkeit in der Schule nun war es dem Verewigten im ganzen weniger darum zu thun, den Zöglingen des Gymnasiums ein reiches, umfassendes Wissen beizubringen, als, entsprechend dem eigentlichen Zwecke dieser Studien, die Selbstthätigkeit der jungen Leute möglichst vielseitig anzuregen und sie zu immer gröfserer Selbständigkeit und Sicherheit im Auffassen, Denken, Unterscheiden und Urteilen emporzuleiten, andrerseits aber auch ihre Gemüts- und Willensrichtung nach bewährten Grundsätzen nachhaltigst zu beeinflussen und sie so zu tüchtigen Charakteren heranzubilden. Gerade in letzterer Hinsicht hat Behringer ganz hervorragend gewirkt, freilich nicht blofs durch theoretische Belehrung und Vorführung edler Lebensgrundsätze, nicht blofs durch den Hinweis auf die Helden und Ideale des klassischen Altertums, sondern vor allem und zumeist dadurch, dafs er selbst der von ihm geleiteten Jugend als lebendiges Ideal und Vorbild festgegründeter Religiosität, gewissenhaftester Pflichterfüllung und lautersten Seelenadels voranleuchtete. Auf diesem Wege hat er zahlreiche Gymnasialschüler an den

Gefahren und Klippen der Jugend glücklich vorbeigeleitet, und so mancher, der jetzt in Amt und Würden steht, verdankt ihm sein ganzes Lebensglück. Bei seiner eminenten geistigen Begabung, bei seiner überaus anziehenden persönlichen Erscheinung mit den einnehmenden, sprechenden Gesichtszügen, die eine Fülle blonder Locken umwallte und blaue, seelenvolle Augen belebten, bei dem mit Herzensgüte und Liebenswürdigkeit gepaarten imponierenden Ernst in seinem Auftreten, das im rechten Augenblick etwas Feierliches hatte und gebieterisch Ehrfurcht heischte und erweckte, erfreute er sich bei Schülern und Lehrern eines Ansehens und einer Autorität, wie man sie nicht leicht findet. Seines Amtes als Lehrer waltete er immer mit dem feinsten pädagogischen Taktgefühl, mit einem seltenen leiblichen sowohl als psychologischen Scharfblick, Ernst und Humor lieblich temperierend, stets und in allen Lagen die vollste Selbstbeherrschung bewahrend, und auch, wenn er scharf und strenge verfuhr — Zucht und Disziplin war unter Behringer am Gymnasium in Aschaffenburg allzeit musterhaft —, liefs er doch immer das innigste Wohlwollen und die lauterste Herzensgüte deutlich durchblicken.

Jedes Lehrfach beherrschte Behringer mit Meisterschaft, und seine Klassikerinterpretation, die sich bei seiner erhabenen, tiefsinnigen Auffassung dieser Schriftsteller nie in nebensächliche Einzelheiten oder unfruchtbare Spezialitäten verlor, sondern stets die anschauliche Zusammenfassung des Details zum lebendigen Ganzen im Auge behielt und zum Ziele hatte, wirkte auf Geist und Gemüt der Schüler ungemein erhebend und fördernd, und jeder, der lernend zu seinen Füfsen safs, mufs gestehen, dafs es allzeit eine Freude und ein wahrer Genufs war, ihn die Klassiker überhaupt und namentlich den Horaz erklären zu hören. Aber ganz besonders frucht- und erfolgreich gestaltete sich bei ihm die Behandlung des deutschen Unterrichtes, was auch an höchster Stelle wiederholt in den ehrendsten Ausdrücken anerkannt wurde. Bei diesem Unterrichtsfache legte der Verewigte den Schwerpunkt nicht etwa in die Lektüre oder in die Literaturgeschichte, sondern ohne diese Aufgaben zu vernachlässigen, eben weil er zuerst und vor allem die Selbstthätigkeit der Schüler wecken und anspornen wollte, auf die Disponierübungen, auf welche er gewöhnlich in der Woche eine Stunde verwandte. Dabei kam er nicht etwa mit einem von Haus aus fertig mitgebrachten System der Entwicklung an den Schüler heran, sondern akkommodierte sich soweit thunlich an den Gedankengang desselben, nur das eine immer nachdrücklich betonend, dafs der Wortlaut des Themas genau im Auge zu behalten sei. Natürlich boten sich bei einem solchen Verfahren für einen so geistreichen, tiefdurchgebildeten, vielerfahrenen Lehrer wie Behringer bei einem derartigen Auseinanderlegen der Begriffe in ihre Teile und Elemente tausend Gelegenheiten anregend und erweckend zu wirken, das geistige Niveau der Schüler emporzuheben und ihren Gesichtskreis allseitig mächtig zu erweitern. Bei diesem Geschäfte kam ihm auch seine Sicherheit im Vortrag und seine merkwürdige Erzählungs- und Gestaltungsgabe überaus zu statten, die auch dem trockensten, abstraktesten Stoffe Leben und Interesse einzuhauchen wufste, so dafs es immer eine Freude war ihm zuzuhören. Er betrachtete übrigens diese Disponierübungen auch als pädagogisches Mittel zur Einwirkung auf Gemüt und Charakter der jungen Leute, indem er, wie er sagte, dabei eine Menge wichtiger Bemerkungen einflechten konnte, für die sich sonst nie Gelegenheit geboten hätte.

So hat Behringer mit erstaunlichem Erfolge den deutschen Unterricht in der Oberklasse des Gymnasiums mehr als 40 Jahre, in Aschaffenburg in beiden oberen Klassen mehr als 20 Jahre behandelt und mit der Zeit naturgemäfs auch über eine Routine und Erfahrung auf diesem Felde verfügt, wie sie selten vorkommen wird. Was aber ein so ausgedehnter deutscher Unterricht auch für eine Korrekturlast bedeutete bei den immerhin meist ziemlich starken oberen Klassen, die damals Aschaffenburg schon hatte, weifs ein jeder, der in diesen Lehrstufen gearbeitet hat; es wäre hier aber noch hervorzuheben, dafs Behringer es sich dabei nicht etwa leicht machte beim Korrigieren, dafs er den Schülern in Bezug auf den Umfang der Aufsätze keine Beschränkung auferlegte, dafs er dann alljährlich einmal aus dem Gebiete der Lektüre oder Literaturgeschichte eine gröfsere Arbeit anfertigen liefs, wobei er zuweilen ganze Abhandlungen von hundert oder auch mehr Seiten — einmal 246 — durchlesen mufste. Bei der Korrektur selbst legte Behringer das Hauptgewicht auf grammatische und stilistische Richtigkeit und Schönheit, auf logischen Zusammenhang und als Dichter namentlich auch auf Rhythmus und Wohlklang, während er

hinsichtlich des Gedankeninhalts des Geschriebenen weitgehende Milde und Nachsicht walten liefs und im schlimmsten Falle bei bedenklichen Aussprüchen und Behauptungen ein Fragezeichen darübersetzte. Wufste er doch aus Erfahrung, dafs, wenn in dieser Hinsicht der Lehrer scharfe Kritik übt, manche Schüler den Mut verlieren und sich mit ihren Gedanken nicht mehr heraustrauen, der Schüler aber sollte nach Behringers Ansicht, die sicher vollberechtigt ist, vor allem unbedingtes Vertrauen zum Lehrer haben und das Gefühl und die Überzeugung, dafs er stets frank und frei ohne Nachteil mit allen seinen Anschauungen herausrücken dürfe.

Behringer begnügte sich aber nicht damit, in der Schule und auf dem Rektorate allen Obliegenheiten seines Amtes mit gröfster Gewissenhaftigkeit nachzugehen, er erkundigte sich auch eingehend über die sonstigen Verhältnisse seiner Pflegebefohlenen und nahm sich ihrer in allen Anliegen und Bedrängnissen mit mehr als väterlicher Sorge und Liebe an, half ihnen auch in ihren materiellen Nöten und Verlegenheiten durch Vermittlungen und Empfehlungen, oft mit schweren persönlichen Opfern, und man darf ohne Furcht vor Übertreibung behaupten, dafs manche seiner Schüler ihm ihre ganze Existenz zu verdanken hatten. Auch die ihm unterstellten Lehrer bekamen in dem Entschlafenen bei aller sachlichen Festigkeit und Entschiedenheit in Fragen der Schule und des Dienstes nie den gestrengen Amtsvorstand zu fühlen, sondern immer nur den liebenswürdigen, teilnehmenden Freund, und wenngleich er selbst unverheiratet geblieben ist, war er doch den „lieben Amtsgenossen“ auch in ihren Familiensorgen stets ein freundlicher, werkthätiger, ja geradezu väterlicher Helfer und Berater.

Wenn wir nun zu Behringer als Dichter und Schriftsteller übergehen, so können wir bei unserer Darstellung keineswegs den Anspruch auf Vollständigkeit und Genauigkeit erheben, weder hinsichtlich der Aufzählung seiner Werke, noch in der Würdigung ihrer Vorzüge und Verdienste. Was zunächst seine Dichtungen und zwar die gröfseren betrifft, so treten uns darin überall besonders folgende Lichtmomente entgegen: ein überaus feiner, am Studium der Antike und der neueren Dichter geläuterter Formensinn und eine seltene Sicherheit und Meisterschaft in der Behandlung von Vers und Sprache, ein einzigartiges Zartgefühl für alle Reize und Schönheiten der Natur, wie es sich namentlich in Bildern und Gleichnissen bekundet, eine innige, begeisterte Liebe und Hinneigung zu Heimat und Vaterland, eine kernige, aus der wohlbegründeten, felsenfesten Überzeugung von der Wahrheit und Heilskraft der Religion und des Christentums quellende Frömmigkeit, die recht eigentlich die Seele wie seines Lebens so seines ganzen Dichtens und Schaffens ausmachte. Im Jahre 1854 erschien von ihm das erste gröfsere Werk, der lyrisch-epische Sang „Das Felsenkreuz“, in zweiter Auflage 1878 bei Kriegenherdt in Aschaffenburg, worin der Dichter seiner Lieblingstendenz entsprechend zurückgreift in die graue Vorzeit des kraftvollen Germanentums, wo ein rheinischer Graf Winfried mit König Arnulf gegen die wilden Söhne des Nordens zieht, nach siegreichem Kampfe aber das Schwert beiseite legt, als Priester sein Schlofs mit einem Kirchlein auf der Tannenhöhe am Felsenkreuz vertauscht und hier ein Segen für das Volk des Alpgaus wird. An dieses Heldenleben lehnt sich an die Heldengeschichte eines Streiters gegen die Ungarn, Hirmings, und seiner Braut Maria.

Den Höhepunkt erreicht Behringers poetisches Schaffen in dem Epos „Die Apostel des Herrn“, zuerst veröffentlicht bei Kriegenherdt 1879, in zweiter Auflage 1885, einem Werke, das den Verfasser neun Jahre lang beschäftigte. Wir bezeichneten es als „Epos“, obgleich diese Benennung nicht genau stimmt; denn auch das Lyrische nimmt darin einen sehr breiten Raum ein, wie denn überhaupt der heimgegangene Dichter eigentlich mehr eine lyrische als epische Natur war, es enthält auch Scenen von mächtiger dramatischer Wirkung, wie schon darin ein bedeutsames dramatisches Moment liegt, dafs die Handlung, die in der Dichtung dargestellt wird, in einer einzigen Frühlingsnacht sich abspielt. In diesem lyrisch-epischen Sang wird nach Hettinger „in apokalyptisch gewaltigen und Danteisch kühnen Bildern“ „die Führung Gottes in der Ausbreitung und Erhaltung der Kirche“ sowie die Schicksale der Völker, soweit sie sich aus ihrem Verhalten gegenüber der Kirche ergeben, in Meisterzügen vorgeführt, und so gestaltet sich das Werk zugleich zu einem grofsartigen vaticinium post eventum und zu einer tiefsinnigen Philosophie der Geschichte vom gläubig-religiösen Standpunkte aus. Der Dichter nimmt dabei an, die Apostel hätten sich einst bei ihrer Trennung am See Genesareth

das Versprechen gegeben, im Jahre 100 am nämlichen Tage und an derselben Stelle wieder zusammenzukommen und gegenseitig ihre Erfolge und Erlebnisse auszutauschen Zur angedeuteten Zeit lebt aber nur noch Johannes, der Liebesjünger, und dieser nun begibt sich der Verabredung gemäfs am 25. März des genannten Jahres an den See Genesareth an der Stelle, wo ihm der Jordan entströmt. Um Mitternacht beim Aufgang des Mondes erscheinen ihm hier vom Himmel her zunächst Petrus und Paulus, dann der Reihe nach alle übrigen Apostel. In der Geschichte ihrer Missionsthätigkeit lehnt sich der Sänger teils an die bewährten Urkunden, teils an die Legende an, die er in freier Weise in seinem dichterischen Plane verwertet. In den „Aposteln" erreichen alle Vorzüge Behringerscher Poesie sozusagen ihren Gipfelpunkt. Namentlich begegnet uns hier wieder der scharf beobachtende Naturfreund, der das üppig sprossende Leben in Feld und Wald, in Thal und Berg mit dem feinsten Zartsinn belauscht und überall die lieblichsten, farbenprächtigsten Naturscenerien auswählt, um die Helden seines Liedes in die günstigste Beleuchtung zu rücken; aber nicht minder offenbart sich hier auch der klassisch und historisch gebildete Gelehrte. „Da sehen wir längst untergegangene Städte und Völker wieder vor unseren Blicken erstehen, die Schatten des Altertums steigen aus der Unterwelt, vergessene Jahrhunderte ziehen an uns vorüber. Jetzt ist es Nacht; fahle Blitze zucken durch die dunklen Gewitterwolken; bald ist es der Nordsturm, der den Pinienwald fällt, bald liegt das Gewölk schwer und trüb und mifsgestaltig über der Erde; jetzt blicken wir hinein in Nordlands dunkle Föhren und hören die donnernde Brandung; jetzt sehen wir den letzten Abendgluten nach, ein bleicher Schimmer schwebt noch auf den Fluten" (Hettinger). Diese Schöpfung empfiehlt sich auch durch musterhafte Reinheit in Versbau und Reim, und wohlthuend wirkt der Wechsel zwischen Stanzen, Terzinen, achtfüfsigen Trochäen und anderen metrischen Gebilden. Unter den behandelten Aposteln muten wohl jeden Leser am lieblichsten die herrlichen Gestalten des Thomas und Andreas an, geradezu entzücken aber mufs jedes deutsche Herz, das noch Sinn und Gefühl hat für die grofse Vergangenheit seines Volkes, was der Dichter den hl. Andreas von den alten Germanen — zweite Aufl. S. 62 ff. — berichten läfst sowie die Vision, in welcher der Heilige die wundervolle Wirkung der Kreuzesreligion auf unsere Vorfahren schaut.

Das Jahr 1888 zeitigte einen frommen Minnesang in schöngebauten Stanzen „Der Königin des Rosenkranzes", herausgegeben von Jos. Kösel in Kempten, wo im Jahre darauf auch „Das Vaterunser", 1900 in neuer Ausgabe und vermehrt mit dem „Englischen Grufs", erschien. Im Jahre 1896 veröffentlichte Behringer bei Kriegenherdt eine Sammlung von Liedern unter dem Titel „Ein Erdenwallen", Gedichte aus allen Lebensperioden des Verfassers enthaltend und so eine Art poetischer Selbstbiographie darstellend, die für Freunde und Bekannte desselben auch deshalb besonders wertvoll sein mufs, weil sie sein phototypisches Bild aufweist, das seine geistvollen, herzgewinnenden Züge sehr gelungen wiedergibt. In dieses „Erdenwallen" fand auch „Das Morgenopfer der Natur" Aufnahme, ein reizendes Lied über die Wunder der Natur, die der Sänger an einem schönen Sonntagsmorgen Gottesdienst halten läfst, eine Dichtung, die 1867 zuerst separat bei Stuber in Würzburg zum Besten der verwundeten Krieger zur Ausgabe gelangte. Das Jahr 1900 endlich brachte bei Kriegenherdt „Burschenfahrten", humorvolle Reminiscenzen aus den schönen Tagen, welche der Dichter in Bonn und bei seinen Wanderungen am Rheine erlebte, zugleich ein köstliches Selbstporträt, das schon deshalb jeder seiner Schüler, Freunde und Bekannten besitzen sollte. Dieser Rückblick in eine sonnigheitere Jugendzeit sollte leider auch der Schwanensang des liebenswürdigen Sängers werden; denn die „Blicke ins Jenseits", mit denen er seine irdische Laufbahn zu schliefsen gedachte und wofür er schon reiches Material gesammelt hatte, kamen nicht mehr zum Abschlufs, sie sollten sich für den grofsen Meister in vollkommenerer Weise verwirklichen. Aufser den aufgezählten gröfseren Dichtungen ist Behringer noch Urheber einer reichen Zahl von Liedern, die er bei den verschiedensten Gelegenheiten auf Bitten befreundeter Personen verfafste, wie er ja überhaupt niemand abweisen konnte, der sich bei solchen Anlässen an ihn wandte.

Nur im Vorbeigehen möchten wir noch hinweisen auf einige poetische Erzählungen, in denen der Verfasser zum Teil Wahrheit und Dichtung lieblich mischt, wie „Des Bildschnitzers Töchterlein", eine kostbare Schwarzwaldgeschichte,

„Margaretha“, ein anmutiges Bild aus den von Behringer so verehrten Algäuer Bergen, „Bilder aus der deutschen Heimat“, die nach Versmaſs und Inhalt an Goethes „Hermann und Dorothea“ gemahnen. Im Jahre 1887 besorgte er mit bewährter sprachlicher Meisterschaft und dichterischem Feingefühl die deutsche Übersetzung der „Gedichte und Inschriften des Papstes Leo XIII.“ (im Verlage von Pustet in Regensburg) mit Genehmigung Sr. Heiligkeit, wofür er durch das Komturkreuz des Ordens vom hl. Gregorius ausgezeichnet wurde.

Schlieſslich stammen von Behringer noch eine namhafte Anzahl gelehrter Abhandlungen über die verschiedensten Materien, die teils in katholischen Organen, teils in wissenschaftlichen Fachzeitschriften Aufnahme fanden. Vorab sei erinnert an einen Aufsatz mit der Aufschrift „Der deutsche Unterricht in dem obersten Kurse der Gymnasien“ im XXVII. Jahrgang der Blätter f. d. bayer. Gymnasialschulw. S. 1 ff., worin Bezug genommen wird auf eine ähnliche Arbeit im Jahrgang 1866 der Eos S. 42 ff. sowie auf einen Vortrag über den nämlichen Gegenstand bei der XVI. Generalversammlung des bayerischen Gymnasiallehrervereins. Weil dann nur der Dichter den Dichter vollkommen zu würdigen versteht, so müssen auch die wissenschaftlichen Untersuchungen des Verblichenen über hervorragende Dichtungen als besondere Glanzleistungen anerkannt werden; so seine gediegenen, von der Kritik mit ungeteiltem Beifall aufgenommenen Programmschriften: „Zur Würdigung des Heliand“ (Würzburg 1863 und unter demselben Titel Aschaffenburg 1891), „Krist und Heliand“ (Würzburg 1870), wozu die treffliche Übersetzung des „Heliand“ (Aschaffenburg 1898 bei Kriegenherdt), eine von der Jugend bis zum Greisenalter ihn begleitende Lebensaufgabe, einen würdigen Abschluſs bildete, „Das Beiwort in Homer und im Nibelungenliede“ (Aschaffenburg 1878). Im Jahre 1888 veröffentlichte er statt eines Programmes „Drei Rektoratsreden“, die er bei Gelegenheit des Schulschlusses in früheren Jahren gehalten hatte. Dieser Umstand bietet uns einen willkommenen Anlaſs, auch auf seine rednerischen Leistungen wenigstens einen flüchtigen Blick zu werfen. Behringer sprach, wenn es die Verhältnisse erheischten, mit seltener Sicherheit und Schlagfertigkeit aus dem Stegreif; auch jede Lehrerkonferenz war bei ihm in der Regel ein zusammenhängender, ununterbrochener Vortrag, wobei es auch in den längsten, verwickeltsten Perioden nie ein Anakoluth absetzte; wenn er aber Zeit und Muſse hatte sich vorzubereiten, imponierte er durch klassische Formvollendung und kunstvollen Aufbau nicht minder als durch Gediegenheit des Inhalts. Auch hier eben wirkten lauter fördernde Momente glücklich und harmonisch zusammen: eine stattliche, männlichschöne Erscheinung, das tiefernste Mienenspiel, ein sympathisches, wohlklingendes Organ; in jedem Gedanken, den er entwickelte, offenbarte sich die geniale Auffassung eines überlegenen Geistes ebenso wie hoher Seelenadel; nimmt man dazu noch die Thatsache in Rechnung, daſs bei ihm auch das gesprochene Wort von dem bestrickenden Zauber der Poesie getragen wurde, so begreift es sich, wie seine Rede des vollen Erfolges stets sicher war und immer ein Gefühl des Bedauerns sich durch das Auditorium hinzog, daſs sie leider allzufrüh in den Epilog ausklang.

Mit dieser reichen erzieherischen, dichterischen und gelehrtliterarischen Thätigkeit war aber der hochherzige, nimmer rastende Menschenfreund noch nicht zufrieden: auch auf dem Felde christlicher Nächstenliebe hat er Vieles und Groſses in weiten Kreisen gethan und geschaffen wie wenige. Besonders der armen Spessartbevölkerung galt all sein Sinnen und Sorgen, soweit Schule und Unterricht es ihm verstatteten, und namentlich als Vater der Waisen hat er sich dort Denkmale gesetzt dauernder als Erz und Marmor, indem er mit anderen edlen Menschenfreunden jener Gegend im Johanneszweigverein Aschaffenburg seit vielen Jahren bemüht war, Hunderten dieser mittellosen Kinder unentgeltlich eine gute, menschenwürdige Erziehung zu verschaffen und so sie in moralischer und wirtschaftlicher Hinsicht zu einer wirksamen, ergiebigen Selbsthilfe gegenüber dem vorhandenen Notstand tüchtig und fähig zu machen. Bei dieser Gelegenheit darf nicht unerwähnt bleiben, daſs er als Schriftführer des genannten Vereins alljährlich den sehr umfangreichen Jahresbericht mit ganz besonderer Liebe und Sorgfalt verfaſste, um damit Propaganda für diese edle Sache zu machen und für den Verein neue Mitglieder und Wohlthäter zu werben. Überall im Spessart, den er so vielfach bei jeder Witterung und Jahreszeit durchwanderte, um die Not kennen zu lernen und zu lindern, war er eine volkstümliche, freudig begrüſste Erscheinung, und die Ge-

meinden Rothenbuch und Weibersbrunn haben ihn zum Danke für seine edelsinnigen Bemühungen zum Ehrenbürger ernannt. Geradezu rührend und ergreifend war es, wenn er in solche Erziehungsanstalten eintrat, zu beobachten, mit welcher Herzensfreude dort diese Waisen auf ihren Wohlthäter zueilten, um ihn zu begrüfsen, und wie kindlich und herzlich er dabei mit diesen Kleinen zu verkehren wufste. Auch der Ertrag seiner Dichtungen ist dem gleichen edlen Zwecke geweiht, sowie er auch durch letztwillige Verfügung sein bescheidenes Vermögen zu Stiftungen in diesen Waisenhäusern vermacht hat.

Im geselligen Verkehr war Behringer nur Liebenswürdigkeit und Heiterkeit und entzückte alles durch seine lebendige, frohsinnige und humorvolle Erzählungsgabe, wobei er in der Regel auch die Mundart seiner Heimat in angenehmer Weise stark zur Geltung kommen liefs. Zur Erholung pflog er auch noch bis in die jüngsten Jahre das edle Weidwerk, aber dabei machte es ihm weit mehr Freude, die munteren Hasen und Rehe auf ihren Wegen still zu belauschen und zu schonen als sie zu erlegen, und wenn er letzteres wirklich that, entsandte er das tödliche Blei nur dann, wenn er als Meisterschütze sicher sein konnte, dafs das arme Tier sofort zu Tode getroffen hinstürzen müsse. In freien Stunden besorgte er auch seine Privatkorrespondenz, die sich jährlich auf 300—400 Briefe belief; denn grofs und weitreichend war der Kreis seiner Freunde und Bekannten. Auch seine Poesien wurden mehrfach Anlafs zu neuem persönlichen Verkehr, und wiederholt kam es vor, dafs gleich gestimmte Seelen nach Durchlesung seiner Lieder aus weiter Ferne brieflich mit ihm innigste Freundschaft schlossen und dann wohl auch lange Reisen machten, um den Dichter der „Apostel" auch einmal von Angesicht zu sehen. Diese seine Vertrauten besonders wie auch die Bewohner des grofsen Spessartwaldes werden sich in den unerwartet schnellen Verlust eines solchen Freundes und Wohlthäters schwer hineinfinden, in so mancher Brust hat sein Scheiden trotz des ziemlich hohen Alters, in dem es erfolgt ist, eine weite, tiefe, unausfüllbare Lücke hinterlassen, aber wie er eine reine Lichtgestalt durchs Leben ging, so wird sein Bild und Walten stets unvergessen, sein Andenken in Segen bleiben.

München. Dr. J. Straub.

Zum 100jähr. Geburtstage des Rektors Mezger.

Zur Feier des hundertjährigen Geburtstages des verstorbenen Studienrektors und Schulrats Dr G. C. Mezger — geboren am 23. Januar 1801 zu Wassertrüdingen — hatte die Stadtgemeinde Wassertrüdingen eine geschmackvolle grofse Marmortafel mit goldener Inschrift an dessen Geburtshaus am Marktplatz anbringen lassen. Vor versammelter Schuljugend und einem grofsen Kreis geladener Festgäste fand Sonntag, den 27. Januar d. J., vormittags 11 Uhr die Enthüllung der Gedächtnistafel nach einer Ansprache des Herrn Bürgermeisters Endsberger statt. Die Festrede hielt Herr Rektor Dr. W. Vogt von Nürnberg, der in meisterhafter Ausführung Persönlichkeit und Wirken des heimgegangenen Schulmannes schilderte. Seinem ehemaligen Lehrer, dem Rektor bei St. Anna in Augsburg, widmete sodann Herr Dekan Tretzel in Wassertrüdingen Worte freundlichster Erinnerung. Im Namen der Familie erstattete der anwesende Sohn Professor am K. Max.-Gymnasium in München H. Mezger, bewegten Herzens der Stadtvertretung wärmsten Dank für die Ehrung seines Vaters. Musikvortrag beschlofs die Feier, an welche sich sodann eine gesellige Vereinigung der zahlreichen Festgäste und Bürger der Stadt anreihte.

Personalnachrichten.

Ernannt. a) an humanistischen Anstalten:

Die nachbenannten mit dem Titel und Rang von Gymnasialprofessoren bekleideten älteren Gymnasiallehrer wurden zu Gymnasialprofessoren auf ihren dermaligen Dienstesstellen befördert und zwar: Jos. Bleicher in Ingolstadt; August Needer in Rosenheim; Leonhard Baer in Uffenheim; Joh. Pickel in Fürth; Max Zorn in Weifsenburg a. S.;

Dr. Karl Geiger, Gymnl. in Landshut (Math.), zum Gymnprof daselbst; Karl

Rauschmayer, Assistent am Theresiengymn. in München (Math.), zum Gymnl. in Dillingen; Dr. Christian Ernst, Reallehrer an der Ludwigskreisrealschule in München (Math.), zum Gymnprof. in Amberg; Friedr. Pfeiffer, Assistent am Theresiengymn. in München, zum Gymnl. (Math.) in Frankenthal; Dr. Jos. Hirmer, Assistent am Luitpoldgymn. in München, zum Gymnl. in Günzburg; Dr. Wilh. Guthmann, Gymnl in Fürth, zum Gymnprof. in Bayreuth; Jos. Maunz, Assistent in Amberg, zum Gymnl. in Germersheim; Jos. Grebner, Assistent an der Lateinschule Hammelburg, zum Gymnl. in Landau; der Zeichenlehrer Julius Griebl in Speier zum Gymnl. für Zeichnen an dieser Anstalt in pragmat. Diensteseigenschaft; August Orgeldinger, Präfekt am Studienseminar Aschaffenburg und Religionslehrer an der Realschule daselbst, zum Gymnprof. für kath. Rel. an den beiden humanistischen Gymnasien in Nürnberg; Franz Bichlmaier, Assistent an der Realschule Bad Kissingen, zum Studienlehrer für neuere Sprachen an der Lateinschule Winnweiler.

b) an Realanstalten: Eduard Zimmermann, Staatsbaupraktikant, zum Reallehrer für Hochbaukunde an der bautechnischen Abteilung der Industrieschule Kaiserslautern; Hans Künfsberg, Prof. an der Realschule Dinkelsbühl (Math.), zum Rektor daselbst.

Zu Professoren an Realschulen mit dem Range und Gehalte der Gymnasialprofessoren wurden befördert: a) die Titularprofessoren für Realien: Ludw. Hörburger an der Kreisrealschule Regensburg; Jos. Mayr an der Kreisrealschule Bayreuth; Joh. Evang. Haselmayer an der Kreisrealschule Würzburg; Wilh. Tretzel an der Kreisrealschule Nürnberg; Aug. Theod. Roth an der Realschule Fürth; Friedr. Schad in Ansbach; Joh. Nep. Niklas in Traunstein; Dr. Hans Reidelbach an der Luitpoldkreisrealschule München; für Chemie und Naturbeschr.: Max Fuchs an der Ludwigskreisrealschule München; Eduard Esenbeck in Kitzingen; für Mathematik und Physik: Heinrich Schwager an der Kreisrealschule Würzburg; Christoph Barnickel an der Kreisrealschule Augsburg; Christoph Wilh. Bauschinger an der Luitpoldkreisrealschule München; Eduard Salfner an der Kreisrealschule Nürnberg; für Zeichnen: Eusebius Studerus an der Kreisrealschule Augsburg; Jul. Aug. Friedr. Heller in Nördlingen und Rud. Geifsler an der Kreisrealschule Nürnberg;

b) die Reallehrer für Realien: Max Schlofser an der Luitpoldkreisrealschule München; Leopold Bachmann in Kitzingen; Ludw. Hacker in Wunsiedel; Franz Obermaier in Ansbach; Frz. Xav. Poiger an der Kreisrealschule Kaiserslautern; Anton Grüb in Ingolstadt; Franz Steichele an der Kreisrealschule Bayreuth; Anton Edel in Bamberg; Dr. Adolf Ludwig in Wasserburg; für neuere Sprachen: Dr. Wilh. Dreser in Speyer; Dr. Theod. Marx in Speyer; Balthasar Meefs an der Kreisrealschule Kaiserslautern; Jos. Wild an der Realschule Kempten; Joh. Kaiser an der Ludwigskreisrealschule München; Gg. Kunst an der Kreisrealschule Regensburg; für Chemie und Naturb.: Michael Fischer an der Kreisrealschule Augsburg; Dr. Theod. Bissinger in Erlangen; für Mathem. und Physik; Alfons Röckl an der Luitpoldkreisrealschule München; Wilh. Ebersberger in Gunzenhausen; Friedr. Sattelberger in Fürth, Phil. Kellerhals, bisher Reallehrer an der Realschule Lindau, nunmehr Prof. an der Realschule Straubing; Adolf Wildbrett, Reall. an der Kreisrealschule Augsburg, zum Prof. (Math.) an der Industrieschule Augsburg; Wilh. Gründl, Assistent in Dinkelsbühl, zum Reall. (Real.) daselbst; Anton Stadelmann, Lehramtsverweser in Weiden, zum Reall. (Math.) an der Kreisrealschule Augsburg; Georg Häring, Assistent in Erlangen, zum Reall. (Math.) daselbst; Dr. Josef Brunner, Assistent in Dinkelsbühl, zum Lehramtsverweser daselbst (Chem.); Gottfried Schwenk zum Lehramtsverweser in Weifsenburg a. S. (Zeichn.); Dr. Otto Claufs, Gymnl. in Frankenthal (Math.), zum Professor an der Realschule Wunsiedel.

Versetzt (auf Ansuchen): a) an humanistischen Anstalten: Dr. Joh. Gebert, Professor an der Realschule Straubing (Math.), an das Gymnasium Straubing; Adolf Pappit, Prof. an der Realschule Wunsiedel (Math.), an das Neue Gymn. Regensburg, Friedrich Plochmann, Gymnl. in Schweinfurt, an das Gymn. in Fürth; Dr. Joh. Stöcklein, Gymnl. am Wilhelmsgymn. in München, nach Schweinfurt; Jos. Schreiegg, Gymnl. in Germersheim, an das Progymn. Donauwörth; Dr. Albert Rehm, Gymnl. in Ansbach, an das Wilhelmsgymn. in München; Friedr. Holler, Gymnl. in Landau, nach Ansbach.

b) an Realanstalten: Dr. Max Zistl, Gymnprof. (Math.) in Straubing, an das Realgymn. in München; Phil. Deyhle, Reall. (Z.), von Weifsenburg an die Kreisrealschule Nürnberg; Georg Stahl, Reall. (Real.), von Dinkelsbühl an die Kreisrealschule Nürnberg;

Assistenten: als Assistenten wurden beigegeben die geprüften Lehramtskandidaten: a) an humanistischen Anstalten: Dr. Peter Huber, Assistent in Günzburg, dem Luitpoldgymn. in München; Karl Kappler dem Theresiengymn. in München; Martin Fieger, Assistent in Donauwörth, dem Gymn. Amberg; Franz Frör (Math.) und Joseph Haug (Math.) dem Theresiengymn. in München; Nikolaus Schmidt dem Gymn. Ingolstadt; Hans Neumaier der Lateinschule Hammelburg.

b) an Realanstalten: Richard Schiedermair der Realschule Bad Kissingen (N. Spr.); Adam Geller der Ludwigskreisrealschule in München (Math.); Ad. Reissinger der Realschule Lindau (Math.); Dr Aug. Müller der Realschule Landau i. Pf. (Real.); Peter Amann der Kreisrealschule Kaiserslautern (N. Spr.); Kurt Schubert der Realschule Hof (Math.); Wilh. Hornauer, der Industrieschule München (mech.-techn. Abt.); Karl Herr der Kreisrealschule Nürnberg (Chemie); Gg. Büttner der Realschule Weiden (Math.)

Enthoben seiner Funktion wurde auf Ansuchen: Dr. Jak. Haber, Assistent an der Kreisrealschule Kaiserslautern (N. Spr.); dem Reallehrer für Realien an der Kreisrealschule Kaiserslautern Gg. Hachtel wurde auf Ansuchen die Entlassung aus dem Staatsdienste bewilligt und ihm auf die Dauer von drei Jahren der Rücktritt vorbehalten.

Auszeichnungen: a) an humanist. Anstalten: Aus Anlafs der im August 1900 erfolgten Öffnung der Kaisergräber im Dom zu Speyer verlieh der Kaiser von Österreich das Ritterkreuz des Franz Josef-Ordens dem Gymnprof. Dr. Joh. Praun in München (Maxgymn.); — ferner wurde verliehen: der Verdienstorden vom hl. Michael 4. Klasse: dem Rektor am Neuen Gymn. in Regensburg Dr. Karl Meiser, dem Rektor des Gymn. St. Stephan in Augsburg Dr. *P.* Narzifs Liebert, dem Rektor des Gymn. St. Anna in Augsburg Karl Hofmann; der Titel eines Kgl. Oberstudienrates: dem Rektor am Neuen Gymn. in Würzburg Adam Bergmann; der Titel und Rang eines Kgl. geistlichen Rates: dem Prof. und kath. Relionslehrer am Gymn. Zweibrücken Jak. Reeb, dem Direktor des Kgl. Studienseminars St. Joseph Gymnasiallehrer und Stiftsprior in Augsburg *P.* Karl Berchtold.

b) an Realanstalten: der Verdienstorden vom hl. Michael 4. Klasse dem Prof. und Vorstand der mechanisch-technischen Abteilung der Industrieschule in Augsburg Rudolf Thoma; der Titel eines Kgl. Oberstudienrates dem Rektor am Realgymn. in Würzburg, Mitglied des Obersten Schulrates, Michael Krück; der Titel und Rang eines Kgl. prot. Kirchenrates dem Prof. und protestantischen Religionslehrer Joh. Stichter in Zweibrücken; der Titel und Rang eines Kgl. Hofrates dem Prof. und Rektor der Kreisrealschule in Würzburg Dr. Friedr. Mann; der Titel eines Kgl. Professors den Reallehrern an der Städtischen Handelsschule in München Richard Deye und Dr. Heinrich Marzell.

In Ruhestand versetzt: a) an humanistischen Anstalten: Friedr. Spälter, Gymnprof. im zeitlichen Ruhestande, vorm. am Gymn. in Schweinfurt, für immer unter Anerkennung; ebenso Christian Wirth, Gymnprof. in Bayreuth.

b) an Realanstalten: Karl Höchtlen, Rektor der Realschule in Dinkelsbühl, für immer, unter Anerkennung; David Lobstein, Reallehrer im zeitl. Ruhestand, vormals an der Realschule Fürth (N. Spr.), für immer; Dr. Ant. Weidinger, Reallehrer im zeitl. Ruhestande, vormals in Passau (N. Spr.) auf ein weiteres Jahr.

Gestorben: a) an humanistischen Anstalten: Dr. Alfons Schmitz, Gymn.-Prof. am N. Gymn. in Regensburg (Math.); Joseph Diringer, Gymnprof. in Aschaffenburg; Dr. Alexander Baldi, Gymnprof. am A. Gymn. in Würzburg; Joseph Hopfner, Gymnprof. a. D. (Math.) in Amberg; *P.* Karl Berchtold, Gymnl. und Stiftsprior in Augsburg; Heinr. Hüttinger, Gymnl. in Regensburg (A. G.).

b) an Realanstalten: Eugen Rehm, Gymnprof. a. D. (zuletzt am Realgymn. Augsburg).

Bücher-Notiz.

Zur Feier des 80. Geburtstages Sr. Kgl. Hoheit des Prinzregenten hat Kollege Dr. J. Menrad ein Festspiel gedichtet, welches unter dem Titel: Markgraf Luitpold, Dramatisiertes Geschichtsbild in einem Aufzuge, Ende Januar erschienen ist. Dasselbe wird bei der gemeinsamen Feier des Max-, Ludwigs- und Realgymnasiums, wofür seitens des Hohen Kgl. Staatsministeriums der Saal des Kgl. Odeons zur Verfügung gestellt wurde, zur Aufführung gelangen. Wir machen darauf aufmerksam, dafs zwar alle Rechte vorbehalten werden, dafs aber allen Gymnasien die Aufführung bedingungslos gestattet ist. Der Preis des Festspieles, welches im Verlag der Lindauerschen Buchhandlung (Schöpping) in München erscheint, beträgt 15 Pf. Der Reinertrag ist für die Prinzregent-Luitpold-Landes-Stiftung bestimmt. Eine eigene Besprechung hoffen wir später bringen zu können. (Die Red.)

Die gleiche Verlagshandlung teilt uns mit, dafs, wie bereits angekündigt, erschienen ist: Abrifs der deutschen Grammatik in Beispielen. 4. Teil (Lehrstoff der 4. Klasse) von Dr. Max Hergt, Prof. am Theresiengymn. in München. Anhang zum 4. Teil des deutschen Lesebuches von Zettel-Nicklas. 27 S. Preis 30 Pf. Den Herren Kollegen, welche sich dafür interessieren, stellt die Verlagshandlung gerne ein Exemplar zur Verfügung.

Vereinsnachricht.

Der gegenwärtige Vereinsausschufs setzt sich zusammen aus folgenden Herren: G.-Pr. Dr. Friedr. Gebhard (Wilhelmsg.) 1. Vorstand; G.-Pr. Eugen Brand (Ludwigsg.), Stellvertreter des Vorstandes; G.-Pr. Dr. Aug. Stapfer (Freising), Kassier; G.-Pr. Dr. Joh. Melber (Maxg.), Redakteur; ferner G.-Pr. Dr. Phil. Ott (Realg., N. Spr.); G.-L. Dr. Theod. Preger (Maxg.); G.-L. Dr. Karl Raab (Theresieng.); G.-Pr. Dr. Karl Rück (Ludwigsg.); G.-Pr. Korbinian Sachs (Ludwigsg., Math.); G.-L. Dr. Otto Schwab (Wilhelmsg.); G.-Pr. Jos. Wenzl (Ludwigsg., Math., zur Zeit beurlaubt).

An die Vereinsmitglieder.

In der Woche nach Ostern, wahrscheinlich in den letzten Tagen der Woche (wie in Nürnberg), findet in Regensburg die **21. Generalversammlung** statt. Die näheren Bestimmungen werden mit dem Programm zwischen dem 15. und 20. März hinausgegeben. Herr Kollege Dr. Herm. Schott am Neuen Gymnasium in Regensburg, der die Güte hatte, die Redaktion der Kneipzeitung zu übernehmen, ist bereit Beiträge hiezu entgegenzunehmen und bittet um eifrige Beteiligung.

Der neue **Personalstatus** kann verschiedener Verzögerungen halber erst mit dem nächsten Hefte 3/4 (Mitte März) hinausgegeben werden.

Der Vorstand.

In Angelegenheiten des Gymnasiallehrervereins wolle man sich an den ersten Vorstand Gymnasialprofessor Dr. Friedrich Gebhard (Kirchenstr. 3/I l.) oder an den Stellvertreter des Vorstandes, Gymnasialprofessor Eugen Brand, Preysingstr. 77/II r.) wenden; **alle die Redaktion dieser Blätter betreffenden Zuschriften sind an den Redakteur, Gymnasialprofessor Dr. Joh. Melber in München, Schellingstrasse 3, Gartengebäude II r., zu richten,** jedoch mögen Artikel über Standesverhältnisse direkt an den 1. Vereinsvorstand gesandt werden.

Alle die Zusendung unserer Zeitschrift betreffenden Reklamationen oder Mitteilungen sind an den Vereinskassier, Gymnasialprofessor Dr. Aug. Stapfer in Freising, zu richten.

Frühere Jahrgänge unserer Zeitschrift können, soweit der Vorrat reicht, von Vereinsmitgliedern zu ermäfsigtem Preise durch den Vereinskassier, Gymnasialprofessor Dr. Aug. Stapfer in Freising, bezogen werden.

Den sehr verehrlichen Mitarbeitern diene zur Kenntnis, dafs fortan die Rezensionsexemplare und, wenn möglich, die Abzüge der Beiträge (Abhandlungen und Rezensionen) zugleich mit den jeweilig ausgegebenen Heften an die betr. Herren Obmänner versandt werden sollen. Letztere werden gebeten, diese Sendungen den Herren Adressaten zu übergeben. (Die Red.)

An die Herren Obmänner.

Der Einfachheit wegen wird die Einlage einer 10 Pfg.-Marke in die Postpakete bei Versendung der Hefte künftig unterlassen und gebeten, die Auslagen bei Einsendung der Vereinsbeiträge in Abrechnung zu bringen.

Diesem Hefte liegen folgende Beilagen bei:

1 Conrad & Kamberg, Kottbus.
1 G. J. Göschen'sche Verlagshandlung, Leipzig.
1 Grand Henri Verlag, Hamburg.
1 Norbert Hoft's Verlag, München.
3 Weidmannsche Buchhandlung, Berlin

Dr. Franz Paul Datterer & Cie., G. m. b. H., München-Freising.

Blätter

für das

Gymnasial-Schulwesen

herausgegeben vom

Bayer. Gymnasiallehrerverein

redigiert von

Dr. Johann Melber.

Siebenunddreissigster Band

II. & III. Heft.

März—April.

3-4 -

München, 1901.

J. Lindauersche Buchhandlung.

(Schoepping.)

Die Blätter für das Gymnasialschulwesen, das Organ des Bayr. Gymnasiallehrervereines, erscheinen in 6 Doppelheften jährlich im Gesamtumfang von ca. 50 Bogen und kosten für Nichtmitglieder 10 Mk.

Inhalt des III. & IV. Heftes.

Abhandlungen. Seite

Rezensionen.

In Angelegenheiten des Gymnasiallehrervereins wolle man sich an den ersten Vorstand Gymnasialprofessor Dr. Friedrich Gebhard (Kirchenstr. 3/I L) oder an den Stellvertreter des Vorstandes, Gymnasialprofessor Eugen Brand, Preysingstr. 77/II r.) wenden; **alle die Redaktion dieser Blätter betreffenden Zuschriften sind an den Redakteur, Gymnasialprofessor Dr. Joh. Melber in München, Schellingstrasse 3, Gartengebäude II r., zu richten,** jedoch mögen Artikel über Standesverhältnisse direkt an den 1. Vereinsvorstand gesandt werden.

Alle die Zusendung unserer Zeitschrift betreffenden Reklamationen oder Mitteilungen sind an den Vereinskassier, Gymnasialprofessor Dr. Aug. Stapfer in Freising, zu richten.

I. Abteilung.

Abhandlungen.

Der französische Unterricht an den humanistischen Gymnasien Bayerns.

Nachstehende Abhandlung wurde an Ostern vorigen Jahres in der ersten Sektionssitzung der ersten Hauptversammlung des Bayerischen Neuphilologen-Verbandes vorgetragen, um im Namen des Verbandes als Eingabe oder Denkschrift der höchsten Stelle unterbreitet zu werden. Die Versammlung war der Ansicht, dafs die Schrift zur Vorlage ungeeignet sei. Um zur Diskussion der darin besprochenen prinzipiellen Fragen in diesen „Blättern" anzuregen, übergebe ich die Abhandlung in gekürzter und etwas veränderter Form der Öffentlichkeit.

I.

Der Teil des Lehrplans der bayerischen humanistischen Gymnasien, welcher vom französischen Unterrichte handelt, gibt „diesem Fache so wenig wie früher eine irgend ausreichende Stundenzahl, auch nicht den rechten Anfangstermin ..... und ebensowenig Ziele und Weisungen, die der Gegenwart genügen könnten und die — woferne nicht eine ganz besondere Schnelligkeit der Ingenien vorausgesetzt werden darf — in dem vergönnten Zeitraum sich verwirklichen liefsen".[1])

Besonders schnelle Ingenien, welche trotz der bestehenden Organisation nennenswerte Leistungen aufweisen, sind heute, wie früher, vereinzelt, und Erfahrungen an diesen fallen bei Beurteilung der Organisation des in Frage stehenden Unterrichtszweiges nicht ins Gewicht. Für die Allgemeinheit der Schüler der bayerischen Gymnasien sind die dem französischen Unterrichte gesteckten Ziele unerreichbar, denn sie liegen in zu weiter und zu unbestimmter Ferne, und die gegebenen Weisungen leiten nicht zu denselben hin.

Die Ziele, welche der Lehrplan dem französischen Sprachunterrichte am Gymnasium steckt, sind teils in § 12 Ziff. 1 der Schulordnung, teils in § 42 der Instruktion formuliert. Darnach soll der Schüler befähigt werden, 1. französische Schriften zu verstehen, 2. deutsche Texte mit einiger Gewandtheit in das Französische zu übersetzen, 3. gesprochenes Französisch rasch aufzufassen und 4. sich selbst im Bereiche der durch die französische Lektüre zugeführten Gedanken fliefsend in der fremden Sprache auszudrücken, so dafs zu-

[1]) Münch bei Baumeister, Handbuch V § 97.

letzt der Verkehr zwischen Lehrer und Schüler ausschliefslich in französischer Sprache stattfinden kann; 5. soll dabei die Aussprache „richtig“ sein.

Es wird im allgemeinen gerne zugegeben, dafs das Alter unserer Gymnasialschüler, welches beim Eintritt in die VI. Klasse durchschnittlich mindestens 15 Jahre beträgt, für Erzielung einer guten französischen Aussprache etwas vorgeschritten ist. Ebenfalls wird nicht in Abrede gestellt, dafs bei so vorgerücktem Alter die starke Frequenz der franz. Anfängerklassen der Gymnasien [1]) ein gesteigertes Hindernis der Intensität lautlicher Schulung und der ausreichenden Beschäftigung des Lehrers mit dem einzelnen bildet. Auch die absolute Schwierigkeit der Sache wird anerkannt, wenngleich aufserhalb der Fachkreise „die Anschauung, als ob zu den gewohnten heimischen Lauten nur etliche neue hinzugelernt werden müfsten“ eine Berichtigung erfahren dürfte; denn „mit vereinzelten Ausnahmen decken sich die Laute hüben und drüben nicht“,[2]) und wenn die Sprachorgane, welche seit den ersten Lebensjahren an die Hervorbringung von Lauten in bestimmten Stellungen und Bewegungen gewöhnt sind und unter der Herrschaft dieser stehen, erst spät befähigt und gewöhnt werden sollen, mit veränderten Stellungen und Bewegungen neue, von den längst habituell gewordenen abweichende Laute zu produzieren, so sträubt sich gegen solchen Bruch mit dem Eingewurzelten energisch die Natur. Weniger bemerkt als die angeführten Hemmnisse wird, wie es scheint, ein Hindernis guter französischer Aussprache, dafs nämlich die ganze Anlage des französischen Unterrichts die Aussprache nicht in die ihr natürliche Verbindung mit dem S p r e c h e n der fremden Sprache setzt; darin aber ist die letzte Ursache zu suchen, wenn auch die kleinste und jüngste Schülerklasse keinen dauernden Erfolg erzielt. Sprechfertigkeit schliefst freilich Lautrichtigkeit nicht notwendig ein: man kann eine Sprache geläufig reden, ohne sie hinsichtlich der Aussprache richtig zu reden; aber Aussprache überhaupt, sei sie volkstümlich oder künstlich, fremdländisch oder national, falsch oder richtig, hat ein Objekt, an welchem sie naturgemäfs haftet und ohne welches sie nicht besteht, das ist die g e s p r o c h e n e S p r a c h e, deren e l e m e n t a r e Erscheinungsform Rede und Gegenrede, also die U m g a n g s s p r a c h e ist. Ein Unterricht, der diese nicht sprechen lehrt, mag Lautrichtigkeit der Aussprache von Einzelwörtern erzielen, aber er lehrt keine zusammenhängende Aussprache und bedarf ihrer nicht. Nur wenn das Sprechen gedeiht, kann die Aussprache gedeihen: Hemmnisse jenes behindern auch diese. Wie aber gestaltet sich in der Praxis der Sprechunterricht nach der durch die Schulordnung von 1891 und die Instruktion von 1893 gegebenen Organisation? Was § 42 der Instruktion aus Absatz 1 des § 12 der Schulordnung folgert

[1]) Die Zahl 45, welche die Schulordnung als höchste zulässige Frequenz der VI. Klasse bezeichnet, war am 1. Dezember 1900 zweimal überschritten und viermal nahezu erreicht; die durchschnittliche Frequenz einer Abteilung der genannten Klasse betrug 30.

[2]) Münch, § 13.

und fordert, diese nämliche Schulordnung macht die Erfüllung der implizite in ihr enthaltenen Forderung der mündlichen Ausdrucksfähigkeit unmöglich — durch eine Einrichtung, welche den ganzen Unterricht von Anfang an in eine vom Ziele des Sprechenkönnens ablenkende Bahn leitet, die Ordnung der schriftlichen Abschlufsprüfung. Während in den einschlägigen Paragraphen der Versuch gemacht ist, durch Beschränkung des Inhalts der lateinischen Ausarbeitung und ihrer Ausdrucksformen auf den Ideenkreis der alten Welt bezw. der alten Schriftsteller die Wahl einer zu schwierigen Aufgabe auszuschliefsen, enthält der auf die französische Arbeit bezügliche Passus keine Andeutung darüber, welchen Begriffskreisen dieselbe zu entnehmen sei. Ebensowenig verrät § 12 der Schulordnung, welcher als Ziel fordert, dafs der Schüler durch den französischen Unterricht befähigt werde, „deutsche Texte“ mit einiger Gewandtheit zu übersetzen; welcher Art jedoch die Texte seien nach Inhalt und Form, darüber spricht sich dieser Paragraph mit keinem Worte aus. Um hierüber sich Aufschlufs zu verschaffen, mufs die Praxis des Unterrichts sich an das bisher bei der Prüfung Verlangte halten, das heifst an die Prüfungsarbeiten selbst, welche seit Durchführung der Schulordnung von 1854 bis heute nach stets gleichlautender Vorschrift als Schlufsleistung gefordert wurden. Entsprechend der allgemeinen Fassung, in der die Schulordnung die Forderung stellt und derzufolge jeder Inhalt und jede Form zulässig erscheint, sind diese Arbeiten den verschiedensten Begriffskreisen und Stilgattungen entlehnt und ist ihr Wortschatz in seiner Totalität so umfangreich, dafs derselbe wohl kaum ein Kapitel des Vokabulars unberührt läfst. Da jedem Absolventen bei einigermafsen entsprechenden Leistungen der mündliche Teil der Abgangsprüfung erlassen zu werden pflegt, so ist es auch für die Praxis des französischen Unterrichts angezeigt, dahin zu arbeiten, dafs vorzugsweise die Gewandtheit im Übersetzen, und zwar ähnlicher Arbeiten wie der bisher vorgelegten gefördert werde. Sie thut dies, indem sie ihre Anforderungen in der schriftlichen Komposition nach Art jener normiert, welche die oberste Schulbehörde bislang auf grund der von ihr erlassenen Bestimmungen stellte, und zwar in gleicher Vielseitigkeit und gleicher Schwierigkeit. Demnach sind es die Prüfungsarbeiten, welche formell und inhaltlich bestimmend sind für die Übungen im Übersetzen und welche diesen Übungen von Anfang an ihr Gepräge verleihen und die Richtung geben. Sie hinwiederum und alle jene, welche ihnen als Vorbereitung dienen, sind nun nach § 12 der Schulordnung die Basis, auf welcher Sprechübungen vorgenommen werden sollen; aber wo es geschieht, geschieht es erfolglos oder mit Scheinerfolgen; denn aus drei Ursachen sind diese Übungen ungeeignet, dem Sprechunterricht als Grundlage zu dienen.

Es ist a priori einleuchtend, dafs Fertigkeiten erworben werden durch Übung auf jenen Gebieten und an jenen Stoffen, auf und an welchen sie sich bethätigen sollen. Weil es nun ausgeschlossen erscheint, dafs das Gymnasium mehr biete, als eine Grundlage, einen Anfang im freien Gebrauche der Fremdsprache, auch eine teil-

weise Beherrschung dieser nicht von einem beliebigen Punkte ihres Gebietes aus gewonnen werden kann — „mit Beherrschung bestimmter Sachkreise, Gegenstände der nächsten Lebenssphäre fängt das Sprechenkönnen an" (Münch) —, so ergibt sich die Folgerung, dafs die Übungen im Sprechen an naheliegende Stoffe sich anlehnen und, weil solche vorzugsweise den Inhalt der alltäglichen Umgangssprache auch der gebildeten Kreise ausmachen, im Bereiche dieser sich bewegen müssen. Anders die Übungen, welche unter dem Einflusse der Abschlufsprüfung unsere Schulpraxis schon auf relativ niederer Stufe anzustellen pflegt und anstellen mufs. Ein Unterricht, dessen Aufgabe es ist, in kurzer Zeit Übersetzungen nach Art inhaltlich hochfliegender Absolutorialaufgaben vorzubereiten, kann sich nicht lange genug mit Übung und Geläufigmachung von einfachen Sprachstoffen aufhalten, welche uns geläufig sein müssen, um etwa die Erlebnisse einer Ferienreise, einer Landpartie zu erzählen. Wenn aber der Unterricht hiezu befähigen soll, dann mufs er mit einfachem Inhalt aus den nächsten Lebensphären vorlieb nehmen; an Übersetzungen der angedeuteten Art sich anlehnen, wie § 12 der Schulordnung ausdrücklich vorschreibt, führt ihn nicht zum nächsten Ziele und damit überhaupt nicht zum Ziele, verfügte er auch über die doppelte und dreifache Zeit.

Es wird der Einwand gemacht werden, dafs die genehmigten Lehrmittel auf allen Stufen, besonders auf der Unterstufe, reichlich Gelegenheit zu Sprechübungen böten in Übungen, welche Vorkommnisse des alltäglichen Lebens zum Gegenstande hätten, und so Gelegenheit gegeben sei, zur Beherrschung jener Gegenstände der nächsten Lebensphären hinzuführen, womit das Sprechenkönnen anfängt. Allein abgesehen davon, dafs die gelegentliche Einschaltung solcher Stücke zwischen ad hoc ungeeignete höheren Inhalts die für den Erfolg unerläfsliche Kontinuität der Sprechübungen nicht aufrecht erhält, ist mit dem einfachen Inhalte allein keineswegs Erfolg gewährleistet, wenn nicht Einfachheit und Leichtigkeit der Form hinzukommt. Gerade diese formelle Leichtigkeit, welche durch Einfachheit der Konstruktion und Kürze der Sätze sich charakterisieren sollte, läfst der kurze Gang des französischen Unterrichts mit seinem hohen Ziele frühzeitig, ehe irgendwo oder irgendwie Sprechgewandtheit erzielt ist, hinter sich zurück und ist gezwungen durch die Kürze der Ausbildungszeit, sowie bauend auf die durch langjähriges Übersetzen in antike Sprachen entwickelte Konstruktionsfähigkeit, bestrebt, den Schüler dem Prüfungsziele in raschem Tempo zu nähern. Nun könnte entgegengehalten werden, dafs nach dem Wortlaute der Schulordnung bezw. der Instruktion die vorgelegten praktischen Übungen nicht so, wie sie sind, sprechend imitiert werden, sondern dafs sie nur „insoweit der Übungsstoff geeignet erscheine", Grundlage der Sprechübungen bilden sollen. Auch spreche ja § 31 der Instruktionen, der nach § 42 zweckmäfsige Anwendung auf das Französische finde, von Improvisation neuer Sätze mit Benützung des erlernten Wortvor-

rats, welches Verfahren frühzeitig Sicherheit in der Handhabung der fremden Sprache gewähren solle; diese neuen Sätze könnten doch ungehindert so gebaut sein, daſs sie in Bezug auf Kürze und Einfachheit ganz den Charakter der Umgangssprache an sich trügen. Solche Improvisation mag für den Unterricht in der lateinischen Sprache, welcher Sprechübungen mit dem Ziele des Sprechenkönnens nicht mehr kennt, ausreichen, für das Französische nicht. Wirkliches Sprechen muſs flieſsend verlaufen, und das hat auſser den noch angedeuteten über Inhalt und Form noch andere Voraussetzungen, welche mit dem Satzimprovisieren nicht gegeben sind. Wenn auch die Instruktion ausdrücklich nur innerhalb des Gedankenkreises der Lektüre flieſsendes Sprechen als letztes Ziel der Sprechübungen setzt, so setzt dieselbe doch dem natürlichen Gange der Entwicklung vom Kleinen zum Groſsen folgend, flieſsendes Sprechen innerhalb einer bescheideneren Welt der Gedanken als der der Lektüre logischerweise stillschweigend voraus, und die Praxis kann dieser Logik sich nicht entziehen; sie setzt logischerweise voraus, daſs die Schüler „im ersten Unterrichte nicht bloſs zum französisch Sprechen anzuhalten" seien, sondern daſs schon auf der Unterstufe die Übung am Einfachen so lange fortgesetzt werde, bis auch das Einfache geläufig geworden, sie setzt logischerweise voraus, daſs auch im ersten Grade Sicherheit d. h. Beherrschung des Stoffes erzielt werde, soll ein zweiter und höherer Grad erreicht werden.

Beherrschung aber bis zum freien Gebrauche wird nur erreicht durch ununterbrochene wiederholende Übung des einzelnen in immer neuen Verbindungen und Verknüpfungen des Alten unter sich und des Alten mit dem Neuen, bis volle Herrschaft über Form und Stoff erlangt ist und der Ausdruck sich enge mit dem Gedanken verbindet und ohne Stocken zwanglos mit diesem sich einstellt und produziert. Wäre es möglich, das Übungsmaterial so zu wählen, daſs es nicht nur inhaltlich naheliegend und formell einfach gestaltet wäre, sondern daſs auch immer wiederum alter Stoff, stets mäſsig erweitert, herangezogen würde, so daſs die stete Wiederholung des Stoffes in wechselnden Verbindungen schon aus der Anlage der Übungen sich ergäbe, dann könnte man wenigstens sagen, der französische Unterricht führe den Schüler auf den Weg, der zum flieſsenden Sprechen hinleitet. Die herrschende Praxis der Lehrmittel aber leitet unter dem Einflusse der Reifeprüfung in raschem Wechsel möglichst vielerlei Übungsstoff zu und verhindert so schon auf der Unterstufe, mit ihrem noch dreistündigen konzentrierterem Unterrichte genügende übende Verarbeitung des Stoffes, ohne welche keine Gebrauchsfähigkeit zu gewinnen ist.

Zu diesem Hemmnis gesellt sich ein weiteres. Bekannt ist die Thatsache, daſs Kellner, Handlungsreisende, Arbeiter, welche längere Zeit im Auslande in Stellung und Arbeit stehen, trotz minderer, ja selbst ohne Vorbereitung die fremde Sprache sprechen lernen, wenn auch hinsichtlich des Umfanges dieses Sprachkönnens und der Korrektheit nicht berechtigt optimistische Anschauungen herrschen

mögen. Richtig ist, dafs die Befähigung, eine wenn auch geringe Menge Sprachstoffes rasch zu verwerten, bei diesen Leuten vorhanden ist, eine Erscheinung, welche nicht ausschliefslich aus der ununterbrochenen übenden Anwendung, sondern in gleichem Mafse aus der Qualität des Sprachstoffes sich erklärt: das dem Kellner oder Arbeiter geläufige Sprachmaterial ist Begriffskreisen entlehnt, deren Grenze Beruf und Lebensführung bestimmen, die Beherrschung desselben das Resultat einer Übung im Anschlusse an die Berufsausübung und die Befriedigung der Lebensbedürfnisse. Inmitten dieser Kreise stehend erlebt der Mann, worüber er spricht und spricht umgekehrt über das, was er erlebt. In die gleich vorteilhafte Lage kann die Unterrichtspraxis den Schüler freilich nicht versetzen; grofse Vorteile des Auslandsunterrichts, die Kontinuität der Übung, die fremdsprachliche Umgebung, der unmittelbare Anschlufs des Lernens an das Leben stehen dem Schulsprachunterricht nicht zu gebote. Was aber der Unterricht thun könnte und sollte, um auch für den Schüler ähnliche Verhältnisse zu schaffen, dadurch, dafs er sich wenigstens in die Mitte von Begriffskreisen stellte, welche dem Schüler durch die gesamte Lebenserfahrung geläufig und heimisch geworden sind, das versäumt er zu thun, und versäumt so die ihm mögliche Art des Anschlusses der Sprachübung an das Leben, die darin bestände, den Geist des Schülers in ein bestimmtes heimisches Begriffsgebiet zu bannen, dasselbe nach vielen Seiten sprechend mit ihm zu durchwandern, ihn so möglichst lange in einem Kreise zusammenhängender Vorstellungen festzuhalten, um ein lebhaftes Nachempfinden des Vorgestellten zu erwecken und ihn gleichsam miterleben zu lassen, was sein Mund spricht.

Es leuchtet wohl ein, dafs die Erfüllung der angedeuteten Forderungen an die Qualität des Sprachsstoffes eine wohl durchdachte planmäfsige Auswahl zur Voraussetzung hätte. Mag nun auch keine Seite der Schulordnung in dieser Hinsicht ein Vorwurf treffen, so darf doch ausgesprochen werden, dafs dieselbe in der angedeuteten Richtung alles vermissen läfst, ja dafs sie das Walten des Zufalles bei Auswahl des französischen Sprachstoffes nicht nur nicht ausschliefst, sondern fördert. Die Praxis ist Beweis dafür. Die nach der Norm der Prüfungsarbeiten gewählten und dieselben vorbereitenden Schulübungen des französischen Unterrichts lassen jede Logik in der Reihenfolge, jede innere Verwandtschaft, jedes Verhältnis von Unter- und Überordnung vermissen. Die Übungen sind ein buntes Gemisch von Aufgaben, deren Auftreten an der jeweiligen Stelle weder aus ihrem Inhalte noch aus ihrem Wortmaterial sich erklärt, welch letzteres denn auch entsprechend dem Inhalte als ein nicht weniger buntes Gemisch von zufällig zusammengeworfenen Vokabeln erscheint. «Faire apprendre aux élèves les mots d'une langue est chose d'importance et qui demande de l'ordre, de la méthode et de la progression dans les exercices. Et cependant c'est au ha-

sard, en général, et d'une façon tout empirique que se donne cet enseignement.» [1]) Aber Situationswechsel von Kapitel zu Kapitel, sogar von Satz zu Satz, wo etwa die Einzelphrase noch einen breiten Raum einnimmt, schliefsen jede Ordnung aus. Auch der trivialste Satz ist berechtigt, wenn er an seinem Platze in richtigem Zusammenhang erscheint. Wenn aber der Unterricht bald auf dieses, bald auf jenes Gebiet sich verliert, dann ist ausgeschlossen, dafs er in ausreichender Vollständigkeit Dinge behandle, über welche in fremder Sprache sich auszusprechen der Schüler lernen soll, und der Stoff erweist sich, wie er sich bunt gemischt zeigt, lückenhaft. Beschränkt sich hinsichtlich der Wahl und Anordnung der ganze Plan darauf, die Sprache an möglichst vielen Punkten zu fassen, so mag die Auswahl zwar reichlich werden, dafür aber charakterisiert sich der Unterricht mehr als Jagd nach neuen Wörtern, denn als Übung, und die Folge ist, dafs die Lücken des planlos zugeleiteten Stoffes an Weite noch übertroffen werden durch die gröfseren, welche das vom Gedächtnis Festgehaltene schliefslich aufweist. Sehr gering ist in der That trotz der äufserlichen Reichhaltigkeit des in den Übungen verwendeten Wortmaterials das Quantum Sprachstoff, welches die grofse Masse der Schüler beim Abgange von der Schule auch nur bis zu dem Grade angeeignet hat, dafs sie dasselbe bei der reflektierenden Thätigkeit des Übersetzens verwenden kann, gar nicht zu reden von dem Wortschatz, der, habituell geworden, jederzeit und unter allen Umständen so zur Verfügung stände, dafs er beim Sprechen rasch gebraucht werden könnte. Die Gebrauchsfähigkeit hat sich eben der Null in dem Mafse genähert, je mehr der Unterricht Vielseitigkeit des Stoffes bei Planlosigkeit der Auswahl erstrebt hat. Wohl verengert sich der Bereich, aus welchem die Praxis ihre sprachliche Ausbeute schöpft, erheblich dadurch, dafs sie nach dem Muster der Prüfungsarbeiten diejenigen Gebiete wenig berührt, welche der gesprochenen Sprache vorzugsweise eigen sind; allein eben diese Beschränkung entzieht auch dem Sprachunterrichte den natürlichen Boden, den Anschlufs an das Leben.

Zu all dem gesellt sich noch ein letzter und nicht der geringste Nachteil, nämlich der, dafs der planlos zugeleitete Sprachstoff nicht allein den Schülern, sondern auch dem Lehrer nicht übersehbar ist, dafs der Lehrer in keinem Momente des Unterrichtes, die allerersten Anfänge vielleicht ausgenommen, wissen kann, welches Wortmaterial dem Schüler bekannt sein dürfte und in welchem Grade. Tausende von Wortformen, die der Unterricht in bunter Mischung an einem von „Kapitel" zu „Kapitel" wechselndem Inhalte zugetragen hat, kann kein Menschenhirn sich gegenwärtig halten; wie aber sollte der Lehrer den Stoff ordnen, bewegen, verknüpfen, üben, wenn er selbst diesen Stoff nicht überschauen kann?

---

[1]) Carré, Le Vocabulaire Français p. V.

Die Planlosigkeit der Stoffauswahl, dieser wundeste Punkt des Fremdsprachunterrichts, ist die letzte Ursache, warum in der Praxis alle sogenannten Sprechversuche nur Versuche bleiben, selbst da, wo durch reichlicher und reichlich zubemessene Stundenzahl eine intensivere mündliche Hin- und Herbewegung des Sprachmaterials ermöglicht ist. Wenn aber ein Versuch nur Versuch bleiben kann, dann unterbleibt er besser. Hat man je von einem Turnunterricht gehört, der sich mit Turnversuchen begnügt, von einem Singunterricht, der sich auf Singversuche beschränkt hätte? Sprachübungen, welche zu einer festen Grundlage, d. h. zu einem, wenn auch noch so bescheidenen Resultate des Gebrauchsvermögens nicht führen können, sind zwecklos; ja man darf sagen, dafs innerhalb einer mit Unterrichtszeit wenig, mit grammatischem Lernstoff reich bedachten Organisation Sprechversuche als Anhängsel an Übungen, die in ihrer ganzen Anlage einem anderen Zwecke dienen als dem des Sprechenkönnens, als Ballast und Überladung erscheinen und am besten über Bord geworfen werden.

Es wurde bisher von der Erfolglosigkeit und dem Nachteile des erzwungenen Anschlusses der Sprechübungen an die grammatischen Übungen gehandelt, und sei nun weiterhin Möglichkeit und Erfolg ihres Anschlusses an den französischen Lesestoff, insbesondere an die Autorenlektüre der Oberstufe untersucht. Soweit unter Lesestoff jene Stücke zu verstehen sind, welche in den eingeführten Lehrbüchern mit den deutsch-französischen Übersetzungen abzuwechseln pflegen und dem Zwecke der Veranschaulichung grammatischer Regeln dienen sollen, ist deren Verwendbarkeit als Unterlage von Sprechübungen aus denselben Gründen wie deren Anschlufs an die zur Übersetzung eingerichteten grammatisch-stilistischen Übungen in Abrede zu stellen. Was aber die Verbindung der Sprechübungen mit einem eigentlichen Lesebuche anlangt, so scheint solcher Anschlufs insoferne richtig, als er den Sprechübungen fertiges, nicht vom Schüler zu konstruierendes Französisch bietet; erfolgreich aber ist er in praxi nicht, weil die zur Verfügung stehenden Lesebücher eben nicht als Sprachlehrbücher, sondern in der Absicht zusammengestellt sind, den Lernenden, der bereits auf anderem Wege mit den Formen der fremden Sprache hinreichend vertraut geworden ist, einzuführen in die Technik des sinngemäfsen Erfassens französischer Schriften verschiedener Gattungen. Da dem Zwecke dieser Lesebücher ihre Anlage entspricht, so entsprechen sie weder hinsichtlich der Art und des inneren Zusammenhangs des Inhalts und Wortmaterials, noch auch vielfach bezüglich der Schlichtheit, Einfachheit und Kürze des Ausdrucks Anforderungen, welche an eine für Sprechübungen sich eignende Unterlage zu stellen sind. Dazu kommt noch, dafs der Raum, welchen das selbständige Lesebuch bei der organisationsmäfsigen Vorherrschaft von Grammatik und Übersetzen einzunehmen vermag, ein äufserst schmaler ist und im 1. Jahre auf Null, im 2. auf höchstens 1 Stunde pro Unterrichtswoche an-

geschlagen werden darf, wenn besonders günstige Umstände den Beginn der Lektüre in der VII. Klasse möglich machen. Angenommen, die alsdann auf Lektüre etwa entfallenden 30 Jahresstunden des zweiten Unterrichtsjahres würden zu intensiver Übung im Sprechen verwendet mit der festen Absicht, den gebotenen Stoff nicht blofs dem herrschenden Brauche folgend durch Zerlegen in Frage und Antwort sprechend durchzunehmen, sondern so eingehend zu üben, dafs die Mehrzahl der Schüler der Klasse das Gebrauchsvermögen desselben erwürbe, was würde am Jahresschlusse verarbeitet sein? Nicht ein halbes Dutzend Seiten! Und die Lesefertigkeit d. h. das Vermögen, den Sinn des Gelesenen rasch aufzufassen, welches Vermögen der Schüler am Lesebuche sich aneignen sollte, ist unter die Bank gefallen. So lernt man weder lesen, noch sprechen. Die Frage, ob etwa der Anschlufs der Sprechübungen an die Lektüre, welche die Instruktionen zur Erzielung fliefsenden Ausdrucks der in ihrem Bereiche liegenden Gedanken vorschreiben, erfolgversprechend sei, kann eigentlich als beantwortet angesehen werden; wenn die Ausdrucksfähigkeit im Bereiche des Alltäglichen nicht erzielt werden kann, weil geeignete Mittel und Wege hiezu zum Teil nicht vorhanden, zum Teil versperrt sind, so kann, von der schweren Form ganz abgesehen, von Ausdruck oder gar von fliefsendem Ausdruck innerhalb des inhaltlich Höheren ernstlich nicht die Rede sein. Zwischen Lektüre und Sprechübungen gibt es keine Brücke und wird es keine geben, weil das Gymnasium ohne Preisgabe seines Wesens dem französischen Unterricht unmöglich eine Organisation geben kann, welche durch Bereitstellung von viel mehr Zeit innerhalb einer viel gröfseren Zahl von Jahreskursen der Lektüre gestatten würde, zu warten, bis die nur allmählich sich einstellende und sich steigernde Sprechfertigkeit der Schüler eine Höhe erreicht hätte, welche der Form und dem Inhalte der Lektüre nahe genug käme.

Eine Fertigkeit, welche bisher nicht erwähnt wurde, welche aber die Schulordnung ausdrücklich als Ziel des französischen Unterrichtes bezeichnet, ist die, gesprochenes Französisch rasch aufzufassen. Der erste Satz des § 42 der Instruktion bezeichnet als notwendige Voraussetzung dafür, diese Fertigkeit sich anzueignen, die Übung im Sprechen; es wird demnach, wenn diese Übung der angeführten Hindernisse wegen zu Erfolgen nicht gelangen kann, der Schlufs nicht abzuweisen sein, dafs auch die Fähigkeit, das Gesprochene rasch aufzufassen, durch den französischen Unterricht an unseren humanistischen Gymnasien nicht vermittelt wird.

Von den fünf eingangs aufgezählten Zielen, welche unsere Schulordnung dem französischen Sprachunterrichte steckt, fallen in der anwendenden Wirklichkeit die drei letztgenannten, Sprechen, Hören und Aussprache zusammen; die Erreichung des einen schliefst die Erreichung des andern ein und aus. Dafs alle drei Ziele nicht erreicht werden, war und ist Gegenstand der Klage; warum es nicht gelingen

will, sie zu erreichen, hat seinen Grund in den Mitteln, welche die Organisation unzureichend nach Art und Grad bereitstellt.

Es erübrigt noch ein Hinweis auf die Hemmnisse, welche der Erreichung der beiden ersten Ziele, der Fertigkeit im Übersetzen in die französische Sprache und der Lektüre im Wege stehen. Um ans erste Ziel zu gelangen, dafür gibt die Schulordnung als Mittel die Grammatik und die Aneignung eines „hinreichenden" Wortschatzes an die Hand. Es wurde schon darauf hingewiesen, dafs weder die Schulordnung noch die Instruktion auch nur eine Silbe enthalten, welche diesen Wortschatz irgend näher bestimmte. Es kann ja zugegeben werden, dafs der von der Praxis gebotene Wortschatz, wenn auch nicht zum Sprechenlernen, so doch geeignet und ausreichend wäre, um Übersetzungen nach dem Muster der Prüfungsarbeiten zu fertigen: ist er doch nach diesem Muster gewählt. Aber die Aneignung gelingt nicht, und dafs die französische Wortkenntnis unserer Schüler eine nicht hinreichende sei, zeigt der Ausfall jeder Absolutorialarbeit, die nur einigermafsen Anforderungen stellt. (Man hilft sich neuestens mit vielen Angaben, wovon die letzte Arbeit nicht weniger als 30 enthielt.) Die Schuld trägt die Schulordnung, welche mangels präziser Weisungen die Praxis dazu zwingt, ihren Stoff aus möglichst vielen Gebieten zusammenzutragen, in der Absicht, möglichst reichlich zu geben, damit schliefslich der Schüler mit um so gröfserer Wahrscheinlichkeit wenigstens „gehabt" habe, was er etwa bei der Prüfung brauche. Dafs eine so regellose Masse, die nur von besonders Begabten, nicht aber von dem Gros der Schüler verdaut wird, sich nicht sprechend üben und aneignen läfst, wurde schon ausführlich erörtert: aber auch nicht so weit gelingt die Aneignung, dafs der gewonnene Grad von Wortbeherrschung und die Menge des angeeigneten Wortschatzes ausreichend wäre für die Thätigkeit des reflektierenden Übersetzens, wenngleich diese Thätigkeit einen viel geringeren Grad von Disponibilität voraussetzt. Ohne Methode in der Auswahl, ohne Methode in der Übung, erweist sich der schliefsliche Erwerb als ein trauriger Rest von Einzelheiten; was beim raschen Lauf durch die weiten Gebiete des Wortschatzes der Sprache ungesucht und zufällig häufig zur Anwendung kam, das blieb hängen, alles andere belastete nur vorübergehend das Gedächtnis.

Zu diesem Nachteil gesellt sich ein anderer aus gleicher Quelle. Die Unsicherheit, mit welcher der Schüler beim Übersetzen in die fremde Sprache durch den ihm ungeläufigen oder unbekannten Sprachstoff sich durchtastet, entzieht eine Summe von Aufmerksamkeit, welche dem Zwecke dieses Übersetzens, der Geläufigkeit in der Anwendung der grammatischen Gesetze dienen sollte. Dazu kommt, dafs jene kleinen abgerundeten Ganzen (o. Kapitel), welche den Namen „zusammenhängende" Übungen führen und denen besonders auf der oberen Stufe die Rolle der Syntaxübung zufällt, die einzelnen grammatischen Regeln nicht in genügender Häufigkeit zur Anwendung bringen

können, wofern nicht der Sprache Gewalt angethan werden soll; andernfalls aber mögen sie die besten Muster sein, nur sind sie nicht grammatisches Übungsmaterial, was sie sein sollen und wofür sie sich ausgeben. Wenn, um nur ein Beispiel anzuführen, ein „Kapitel" die Aufschrift führt: Konjunktiv nach verbis dicendi und sentiendi, und wenn dasselbe als einziges Stück, dem das Übungsbuch die besondere Aufgabe der Übung dieses Teiles der Syntax zuweist, nur einmal Gelegenheit bietet, ein paar Fälle der Regelgruppe zu „üben", dann führt sich das „Kapitel" mit einem Zwecke ein, den es nicht erfüllt. Wohl werden die wichtigsten syntaktischen Erscheinungen, z. B. die Hauptsache vom Konjunktiv, schulordnungsgemäfs schon auf der Unterstufe geübt, soweit die endlosen Ausssprachekorrekturen und zeitvergeudenden „Sprechversuche" dies zulassen; aber unter jene Erscheinungen fällt nicht die stattliche Menge von Regeln, welche schulordnungsgemäfs erst mit dem vollständigen System der Syntax das Pensum der VIII. Klasse bilden und in dieser Klasse neu erlernt werden sollen. Nun umfafst die Behandlung der ganzen Syntax in der VIII. Klasse eine solche Regelmasse, dafs, trotzdem auf der Unterstufe ein beträchtlicher Teil derselben geübt wurde, die systematische Durchnahme des Ganzen allein mehr Unterrichtszeit beansprucht, als die genannte Klasse für Grammatik und deren Einübung zusammengenommen bereit hält; letztere, die Übung, wird dadurch in einem Mafse gekürzt, dafs am Jahresschlusse die Geläufigkeit im Anwenden grammatischer Regeln sich nicht viel über jene Teile der Grammatik erhebt, welche in den beiden ersten Jahren geübt und in dem folgenden Jahre durch Repetition innerhalb des Systems befestigt wurden; das Neue, weil nur flüchtig betrachtet, ist nicht erfolgreich angeeignet, es ging somit über dem Versuch der Aneignung der vollständigen Grammatik Zeit verloren. Wenn so die grofse Regelmasse innerhalb der hiefür angesetzten Zeit nur zur Durchnahme, nicht aber zu ausreichender Übung gelangen kann, so ist mit der Forderung ihrer vollständigen Aneignung innerhalb der hiefür zu kurz bemessenen Zeit ein Zustand geschaffen, der sich als Mifsverhältnis zwischen „Grammatikfülle und Übungsmangel" charakterisiert, und wenn der Lehrer in der Absicht, diesem Übelstande abzuhelfen, das Tempo der fortlaufenden grammatischen Theorie verlangsamt und die Übung steigert, dann kommt die erstere nicht entfernt zu bestimmter Zeit zum Abschlufs. In dieser Lage versucht es die Praxis mit einem Auskunftsmittel, das freilich den Notstand nach einer Seite mildert, um einen gröfseren nach einer anderen Seite zu schaffen: sie kürzt, um die Intensität der Übung zu steigern, das grammatische Pensum der VIII. Klasse, benützt zum Ausbau des Systems die zur Repetition notwendige Grammatikstunde der IX. Klasse und verwendet von der VII. Klasse an auf Grammatik Zeit, welche auf ein anderes Unterrichtsobjekt, die Lektüre, verwendet werden sollte. Die Folge ist, dafs die Lektüre nur in den beiden letzten Jahren bei redlicher Teilung der Unterrichtszeit mit einer Stunde pro Woche, bei un-

redlicher mit noch weniger bedacht wird, und so auf dem einen Gebiete, das auch bei kurzer Bauzeit nennenswerten Ertrag abwerfen könnte, wenn die Arbeitskraft auf dasselbe sich konzentrierte, der schliefsliche Ernteausfall ebenfalls unbefriedigend ist.

Es soll und kann nicht ziffermäfsig ausgerechnet werden, wie viele Unterrichtsstunden pro Woche und wie viele Unterrichtsjahre nötig wären, um die Ziele, welche die Schulordnung vom Jahre 1891 dem französischen Unterricht am humanistischen Gymnasium vorschreibt, zu erreichen, um so weniger als die Ziele zu unklar formuliert sind, um der Rechnung eine feste Grundlage zu geben. Dafs jedoch die dem Französischen zubemessene Unterrichtszeit unzureichend ist, hat die oberste Schulverwaltung selbst im Dezember 1890 bei den Verhandlungen des obersten Schulrates über Abänderung des Lehrplanes dadurch zugegeben, dafs sie die Absicht kundgab, in fast allen Klassen, insbesondere den beiden oberen, dem französischen Unterricht eine gröfsere Stundenzahl zuzuweisen, als thatsächlich nachher die neue Ordnung festsetzte. Laut offiziöser Mitteilung über die gepflogenen Verhandlungen, welche das 2. Morgenblatt Nr. 9 der Allgemeinen Zeitung des Jahrganges 1891 brachte, scheiterte diese Absicht in erster Linie an dem von Seiner Exzellenz dem Herrn Staatsminister mit Recht aufgestellten und mit Recht strenge festgehaltenen Grundsatze, dafs sich die Vertreter der verschiedenen Unterrichtsfächer innerhalb des Rahmens der bislang schulpflichtigen Wochenstunden zurechtfinden müfsten, in letzter Linie daran, dafs die Vertreter der Fächer, mit Ausnahme des in Frage stehenden, aber nicht vertretenen Faches der neuen Sprachen, zwar ihre Zustimmung zu erhöhten Anforderungen an den französischen Unterricht gaben und auch zu entsprechender Vermehrung der Unterrichtszeit gegeben hätten, nicht aber zu weiterer Herabsetzung der Anforderungen und des Stundenmafses auf anderer Seite sich bereit erklärten. Es wurden speziell hinsichtlich der Aussprache und der raschen Auffassung des Gesprochenen, zunächst ohne, im Jahre 1891 mit ausdrücklicher Betonung der Sprechfertigkeit, die Anforderungen nebst der Stundenzahl erhöht, doch letztere so mäfsig, dafs diese Erhöhung nur wenig die Erfüllung althergebrachter Anforderungen erleichtert. Der häusliche Fleifs mufs nach wie vor den Mangel an Schulübung ausgleichen. Um die häusliche Arbeitskraft des Schülers aber kämpfen der Ordinarius, der Mathematiker und der Lehrer der neueren Sprachen; Sieg und Preis erringt der Ordinarius, die Kriegskosten zahlt der Lehrer der neueren Sprachen. Der Glaube an die Wirkung einer Methodenverbesserung hat den geschaffenen Zustand in günstigerem Lichte erscheinen lassen; aber wenn es auch gewifs ist, dafs bessere Methode bei gleicher Zeit klares Verständnis und Aneignung mehr fördert als schlechte, so darf doch nicht vergessen werden, dafs den ersten und deshalb wichtigsten Schritt der Methode, das Bestimmen des Stoffes nach Art und Mafs im richtigen Verhältnis zur Unterrichtszeit und zur Gesamtbelastung, die Schul-

ordnung mit allem Zubehör selber thun mufs, dafs sie den Unterricht in die Bahn leitet, auf welcher er sich bewegen soll, und dafs der letzte Schritt der Methode, die Übung bis zum Können, beim Sprachenlernen ganz gewifs nicht durch verstandesmäfsiges Erfassen ersetzt werden kann. Wie es mit Erfüllung der ersten Aufgabe der Methode auf dem Gebiete des französischen Unterrichts unserer Anstalten bestellt ist, ist dargelegt worden, und was die Bedeutung der Übung anlangt, so sei nur erwähnt, dafs es nicht Zufall ist, wenn Herbart diese letzte seiner „formalen Stufen" schlechthin „Methode" nennt.

II.

Die Darlegung der Verhältnisse, welche die Bestimmungen der neuen Schulordnung und der Instruktion für den französischen Unterricht an den Gymnasien teils nicht geändert, teils geschaffen haben, ergab aufser der Unbestimmtheit der Ziele deren Unerreichbarkeit in ihrer Gesamtheit wie im einzelnen. Eine Hauptursache hievon liegt in der Fortdauer der Verkehrung von Zweck und Mittel, insoferne als auch die neuen Bestimmungen den beklagten Mangel an Sprachkönnen nur dadurch zu heben suchen, dafs sie, die schultraditionelle Grundlage der Grammatik, des Wissens von der Sprache, auch fortan als Grundlage beibehaltend, auf diese die Erwerbung der konkreten Sprache bauen und die Befähigung ihrer Anwendung suchen mit und in den Mitteln, welche die Grammatik und die ihr allein angepafsten Übungen bereit stellen. Diese Verkehrung hat einen geschichtlichen Grund. Der französische Sprachunterricht übernahm bei seiner Einführung den Unterrichtsbetrieb der lateinischen Sprache zu einer Zeit, da mit dem Wegfall des täglichen Gebrauches des Lateinischen, welchem die Lektüre als Mittel der Veredlung des Ausdrucks und die Grammatik als Korrektiv desselben diente, Grammatik und Lektüre längst dieser dienenden Stellung entwachsen waren, während die Lektüre des Schriftstellers ihrem ursprünglichen Zwecke zurückgegeben und für die lateinische Grammatik, welche frei und ledig ihres früheren Dienstes nun sich selber dienen konnte, ein neuer Daseinszweck in der „formalen Bildung" gefunden worden war. Die Methode der Spracherlernung zum Zwecke des freien Gebrauches war am Gymnasium damals schon in Vergessenheit geraten. Als dann am bayer. Gymnasium im Jahre 1854 Französisch in die Reihe der obligaten Fächer aufgenommen wurde, da lenkte die Schulordnung den französischen Sprachunterricht in die Bahnen des neuen lateinischen Unterrichtsbetriebes und wies ihm auf der Unterstufe „die Grammatik", auf der Oberstufe „die Literatur" als hauptsächliches Unterrichtsobjekt an. Die Schulordnung des Jahres 1874 folgte den Forderungen der Gesellschaft und forderte nachdrücklich Sprechübungen, welche sie, ohne den Grundcharakter des Unterrichts irgend zu ändern, zum Anhängsel der Lektüre machte. Andauernde Unfähigkeit der Schüler, die Sprache zu gebrauchen, führte zu heftigen Klagen, welche in den Kammerdebatten des Jahres 1888 ausklangen; es wurde entgegen

späteren Auslassungen die Schuld der verfehlten Organisation beigemessen und im Schlufsworte, das der damalige Herr Kultusreferent in der einschlägigen Debatte[1]) sprach, richtig bemerkt, dafs die Stellung und Betonung der Grammatik eine andere werden müsse, wenn Abhilfe getroffen werden solle. Trotzdem überliefs die Schulordnung des Jahres 1891 der Grammatik auch weiterhin die Herrschaft, und die Folgen dauern fort.

Wenn die mit immer gröfserem Nachdrucke erhobene Forderung, dafs der Unterricht zu freier Anwendung der Sprache befähige, aufrecht erhalten werden soll, dann mufs die Grammatik wiederum frei werden von einer ihr jetzt zugemuteten Aufgabe, die sie nicht leisten kann und niemals geleistet hat, nämlich der Aufgabe, die Sprache selbst zu lehren. Diese mufs, wie das Latein im Zeitalter der Humanisten, aus anderen Kanälen fertig zugeleitet und nicht nach Regeln konstruiert werden, die Grammatik aber bei der übenden Aneignung sich, wie damals, mit der Rolle des ordnenden Dieners begnügen; der Spracherwerb wird die Grammatik wiederum hinter sich als Korrektor in seine Dienste stellen. Wenn aber schon jetzt die Grammatik den gröfsten Teil der Unterrichtszeit beansprucht, um nur ihr Ziel der Vermittlung des Sprachwissens und Konstruktionsfähigkeit zu erreichen, so wird, wenn ihre jetzige Aufgabe eine sekundäre, hinter einer anderen und gröfseren sich vollziehende werden soll, die Erledigung beider Aufgaben einen viel gröfseren Zeitraum in Anspruch nehmen, als jetzt die Grammatik und ihre Übung für sich allein benötigt. Wohl wird das Mafs des grammatischen Wissens wiederum wie zur Zeit der Humanisten eine Einschränkung erfahren, wohl wird das Mafs der jetzt verlangten Sprechfertigkeit ebenfalls eine Einschränkung erfahren; eine erhebliche Erweiterung der Unterrichtszeit wird gleichwohl unabweisbar sein, wenn nicht die Schulverwaltung sich in der Lage sieht, die Forderung des Sprechenkönnens mit den es voraussetzenden Fertigkeiten fallen zu lassen.

Vor allem kann früherer Beginn nicht umgangen werden, wenn in den beiden oberen Klassen verhältnismäfsig starke Stundenvermehrung vermieden werden soll. Ein Sprachunterricht, welchem Sprechen als Ziel gesetzt ist, erfordert erhebliche Verlangsamung des grammatischen Unterrichtsganges. Wenn schon jetzt die Durchnahme der vollständigen Grammatik und der Versuch übender Aneignung vier Fünftel der verfügbaren Unterrichtszeit benötigen und sich bis zum Schlusse des vierten Jahreskurses hinausziehen, so würde man froh sein dürfen, wenn neben zeitraubender Gewinnung der Fähigkeit, den Sprachstoff frei zu gebrauchen, die geistige Verdauung einer auf das Hauptsächliche eingeschränkten Grammatik in 3 Jahreskursen zu je 3 Wochenstunden gelänge. Soll überdies die kläglich dürftige Autorenlektüre soweit gehoben werden, dafs wenigstens

[1]) 47. Sitzung vom 25. Januar 1888 — v. sten. Ber. II. B. S. 160.

in den beiden letzten Jahren je 2 ganze Schriften mäfsigen Umfangs nicht blofs, wie jetzt geschieht, angelesen, sondern zu Ende gelesen werden, dann sind 2 von Nebendiensten freie Lektürestunden in den beiden letzten Jahren das Minimum. Damit aber die mühsam erworbene Sprechfertigkeit über der Autorenlektüre nicht verloren gehe, wäre neben derselben wenigstens eine praktische Übungsstunde unentbehrlich, welche nicht so fast der Erweiterung, als vielmehr der Bewahrung und Vertiefung des Sprachkönnens dienen würde. So ergäbe sich die Notwendigkeit der Einrichtung eines mindestens dreijährigen der Sprachaneignung bestimmten Unterkurses und eines zweijährigen der Lektüre sowie der Erhaltung des gewonnenen Sprachkönnens gewidmeten Oberkurses mit der Kombination

$$3 - 3 - 3 - \left.\begin{matrix}2\\1\end{matrix}\right\} 3 - \left.\begin{matrix}2\\1\end{matrix}\right\} 3$$

Wochenstunden. Die Gesamtzahl der französischen Stunden würde nach Durchführung vorstehenden Planes 15 betragen, somit hinter jener anderer deutscher Gymnasiallehrpläne um 3 bis 8, hinter der des preufsischen Planes um 4 zurückbleiben. Ein Festhalten an der bisherigen Beschränkung auf 4 Jahre wäre nicht zulässig; durch dieselbe würde die dritte und vierte Stufe der praktischen Sprachaneignung und die freie Autorenlektüre nebeneinander gestellt und in den beiden oberen Klassen eine Stundenzahl erforderlich, welche auf absehbare Zeit ohne Erhöhung der Gesamtstundenzahl in diesen Klassen nicht möglich wäre.

Nur wenn die oberste Schulverwaltung die Erweiterung der französischen Unterrichtszeit mindestens in der ausgesprochenen Ausdehnung — 15 Stunden in 5 Klassen — verfügen würde, könnte dem französischen Unterricht das Doppelziel der Vermittlung des Verständnisses französischer Schriften und eines bescheidenen Grades mündlicher und schriftlicher freier Ausdrucksfähigkeit mit Aussicht auf Erfolg gesteckt werden.

Dafs der Boden, in welchem diese Ausdrucksfähigkeit wurzelt, die Umgangssprache sei, wurde angedeutet. Es sind in Fachkreisen Stimmen dagegen laut geworden, die Übungen im Sprechen der fremden Sprache durch Anschlufs an Gegenstände und Vorkommnisse des täglichen Lebens auf ihre natürliche Grundlage zu stellen, und zwar wurde diese Art von Übungen als „seicht" und „bonnenhaft", als eine Übung, die den alten „Sprachmeister" wieder in Sicht rücke, abgelehnt. Solche Anschauung ist unbegründet und unüberlegt. Denn es bilden gerade Gegenstände und Vorkommnisse des Alltagslebens vorzugsweise den Inhalt der gesprochenen Sprache, und es wäre, ganz abgesehen von der Aussichtslosigkeit des Versuches, wohl ungereimt, die gesprochene Sprache an einem Inhalt lernen zu wollen, dessen Ausdrucksform sie nicht ist, wie es auch ungereimt wäre, nur das von Periode zu Periode, von Schriftsteller zu Schriftsteller verschiedene Kunstprodukt der Literärsprache sich anzueignen, um sich desselben als Mittel der Verständigung im alltäglichen Verkehr zu bedienen. Wohl werden diejenigen, welche

eine fremde Sprache nicht blofs zu dem Zweck lernen sollen, die in ihr ausgedrückten Gedanken anderer kennen zu lernen, sondern auch eigene Gedanken in derselben darzustellen, mündlichen und schriftlichen Ausdruck sich aneignen, um so mehr als die Notwendigkeit, die fremde Sprache zu schreiben, im späteren Leben mindestens nicht seltener als die, sie zu sprechen, an viele von ihnen herantreten wird. Nur darf man behaupten, dafs ohne Eintreten besonderer Umstände der ehemalige Schüler des Gymnasiums nicht in die Lage kommen wird, der Öffentlichkeit gegenüber die fremde Sprache literarisch zu gebrauchen, dafs vielmehr die Notwendigkeit, sich derselben zu bedienen, nur im persönlichen, also im brieflichen Verkehr, bei ihm sich einstellen wird. Weil nun Unterschiede zwischen dem Objekte mündlichen und schriftlichen Gedankenaustausches von Person zu Person im allgemeinen nicht bestehen, der Brief ebenso wie das Zwiegespräch vorzugsweise Gegenstände und Vorkommnisse des täglichen Lebens zur Grundlage hat, so wäre es wohl unnatürlich, wenn im fremdsprachlichen Unterricht die Übung des schriftlichen Ausdruckes im allgemeinen nicht am gleichen Objekte erfolgte wie die, welche zur Fertigkeit im mündlichen Ausdruck führen soll. Nur in einem Sinne soll sich die schriftliche über die mündliche Übung erheben: da das Schreiben der Reflexion mehr Raum gewährt, so kann auf die Form des schriftlichen Ausdrucks gröfsere Sorgfalt verwendet und gröfsere Korrektheit in idiomatischer und grammatischer Hinsicht gefordert werden. Aber hinsichtlich der Kürze, Einfachheit und Schlichtheit wird sich der Ausdruck des fremdsprachlichen schriftlichen Verkehrs über die gebildete Gemeinsprache des Alltagslebens nicht erheben, und wird daher diese auch hinsichtlich der Form der Übung im schriftlichen Ausdruck als Grundlage und Vorbild dienen. Nun umfafst die Sprache des Alltagslebens, ganz abgesehen von Besonderheiten, welche die Verschiedenheit der Berufsarten und Lebensstellungen bedingen, ein allzuweites Gebiet, als dafs an ihre vollständige Aneignung in der Schule vernünftigerweise gedacht sein sollte. Speziell das Gymnasium kann auch innerhalb der angenommenen erweiterten Unterrichtszeit nur eine Grundlage und Vorbereitung zum freien Gebrauche der fremden Sprache geben. Soll aber das Einleben in späterem Bedarfsfalle ohne viele Schwierigkeiten sich vollziehen, dann darf diese Grundlegung nicht in gelegentlichen Versuchen an beliebigem Sprachstoffe bestehen, sondern in Erzielung wirklicher Befähigung zu freiem Ausdruck, in der Gewinnung sprachlicher Bewegungsfähigkeit innerhalb eines noch so engen Gedankenkreises. Eine Grundlegung weicht nicht hinsichtlich der Intensität der Einübung und des Grades des Gebrauchsvermögens, sondern hinsichtlich der Beschränkung des Stoffes von Sprachbeherrschung ab; diese Beschränkung aber darf nicht etwa eine nur quantitative sein, zu welcher auch ohne besonderen Schulordnungsparagraphen die karg bemessene Unterrichtszeit zwingt; sie mufs vielmehr auf die Qualität

abzielen, es mufs der schliefslich beherrschte Stoff als ein planmäfsig gewählter, einheitlicher und übersichtlicher sich erweisen. In dieser Hinsicht freilich, wiederholt sei es gesagt, wie überhaupt in der Beantwortung der Frage nach dem Übungsstoffe läfst die Schulordnung von 1891 alles zu wünschen übrig, indem sie diese Frage so wenig wie ihre Vorgängerinnen berührt. Der Zufall, welcher in der Auswahl des Übungsstoffes herrscht, ist schon einmal „der wundeste Punkt in der alten Methode" genannt worden. Von der Heilung dieser Wunde hängt aber um so mehr die Erreichung praktischer Ziele ab, je geringer die Unterrichtszeit und je weniger wahrscheinlich es infolgedessen ist, dafs der Sprachstoff, der ohne festen Plan bald da bald dort aus den weiten Gebieten der Sprache aufgelesen wird, schliefslich ein übersichtliches, abgerundetes Ganze darstellen werde. Keine Schulordnung kann die einzelne Vokabel oder Phrase bestimmen, welche zu üben und anzueignen wäre; allein Richtlinien für die Auswahl nach der Seite des Inhalts und damit auch des Vokabulars sind unentbehrlich, wenn auch hinsichtlich des Quantums, welches innerhalb einer gegebenen Zeit bis zu freier Verfügung angeeignet werden kann, erst zunehmende Erfahrung das richtige Mafs finden lassen wird. Hauptsache ist, dafs, wie für die Grammatik, so für den anzueignenden Sprachstoff ein planmäfsiger Aufbau ausdrücklich gefordert werde.

Den Grundstock des Sprachstoffes, der für produktives Sprachkönnen in Bewegung gesetzt werden soll, wird die Gegenwart liefern, eine Folge des praktischen Zweckes der Sprachaneignung und der Einschränkung ihres Gebrauches auf das Alltagsleben. Doch soll damit durchaus nicht ausgesprochen sein, dafs die Vergangenheit aus dem Kreise der Sprachübung zu bannen wäre; dieselbe ist vielmehr überall hereinzuziehen, wo die Wanderung durch die Gegenwart Gelegenheit und Anlafs zu einem Halt und zu einer Rückschau gibt; der Faden aber mufs an dem Punkte wieder aufgenommen werden, wo die Wanderung unterbrochen wurde. Der Zeitpunkt für Heranziehung rein historischer Stoffe ist gekommen, wenn ein gewisser Grad von Ausdrucksfähigkeit im Bereiche des räumlich und zeitlich Naheliegenden erworben ist. Für die praktische Seite des Sprachunterrichtes bleibt die Gegenwart im weiteren Sinne die Hauptsache; die geschichtliche Vergangenheit wird zu ihrem Rechte kommen auf dem Gebiete der Lektüre.

Bezüglich der Form des Stoffes, an welchen die Sprachübungen sich anschliefsen sollen, sei Grundsatz, dafs derselbe in fremder Sprache fertig geboten und nicht erst durch Übersetzung konstruktiv gewonnen werde. Idiomatische Ausdrucksweise wird nur durch unmittelbare Nachahmung fremdsprachlicher Muster angeeignet. Der Stoff ist in Darstellungen zu bieten, welche unter sich in logischem Zusammenhange stehen und zwischen Erzählung und Beschreibung wechseln. Bei diesen Darstellungen finde der alte Stoff vorhergehender Stücke in den folgenden möglichst wiederholende Verwendung; die „nicht genug zu mifsbilligende Weise,

in jedem Stücke eine Menge neuer Wörter erscheinen zu lassen".[1]) wird nur durch eine besondere Bestimmung der Schulordnung überwunden werden.

Wird vom französischen Sprachunterricht allen Ernstes verlangt, dafs er die Aufgabe, eine Grundlage zum freien Gebrauche der Fremdsprache zu legen, erfülle, dann darf die Übung im Sprechen nicht den Charakter eines Appendix andersartiger Sprachübungen tragen, sie darf nicht am Stoffe dieser letzteren oder, wenn derselbe ungeeignet, an eingestreutem Sprachmaterial in Viertel- und Halbviertelstunden — ein Abzug an der Hauptarbeit, die im Konstruieren und Üben grammatischer Regeln besteht — vorgenommen werden; es mufs vielmehr alsdann freie Sprachübung den Grundcharakter des produktiven Teils des Sprachunterrichts ausmachen. Hiemit komme ich auch wiederum auf das allgemeine Verhältnis, in welches Sprachübung und Grammatikübung treten, wenn Befähigung zu freier Sprachanwendung Ziel des Unterrichts sein soll. In diesem Falle tritt die Grammatik in eine abhängige Stellung und wird insbesondere der Gang des grammatischen Unterrichts eine Verlangsamung und damit der grammatische Lernstoff eine Einschränkung erfahren, um so mehr als die grammatische Gründlichkeit keine Einbufse erleiden darf, soll korrekte Ausdrucksweise erzielt werden. Die Abhängigkeit der Grammatik zeigt sich auch in jenen Übungen, welche der korrekten Anwendung der grammatischen Gesetze dienen, den Übersetzungen; das Sprachmaterial dieser wird praktisch nur den französischen Texten entnommen, welche Grundlage und Ausgang aller produktiven Sprachübung bilden, und ihr Bau wird entsprechend ihrem Zwecke nur mäfsige Anforderungen stellen. Den Gewinn, welchen die geistige Anstrengung des Konstruierens verwickelter Sätze abwirft, gibt der intensivere Unterricht in den alten Sprachen; das Gleiche kann ohne Schädigung seiner besonderen Aufgabe vom Unterricht der modernen Sprache nicht verlangt werden.

Die dienende Stellung der Schulgrammatik beeinflufst ebenso wie die Art ihrer Einübung auch deren Einteilung. Strenge Scheidung des Stoffes nach Formenlehre und Syntax fordert zwar die Schulordnung nach dem Vorbilde der lateinischen Grammatik, dieselbe wird aber, weil praktisch unmöglich, weder in den genehmigten Lehrmitteln noch in der Praxis des Unterrichts eingehalten. Bestimmungsgemäfs werden die Hauptregeln über Wortstellung vorweggenommen und schon im 1. Unterrichtsjahre geübt. Der Charakter der Sprache, welche Subjekt und Objekt nicht mehr durch Formverschiedenheit, sondern durch Stellung unterscheidet, nötigt zu dieser Antizipation, wie zu vielen anderen, wovon die Schulordnung nichts weifs, nur die Praxis und die genehmigten Lehrmittel. Wenn auch in verschiedener Weise und in verschiedenem Mafse, streuen diese letzteren schon im 1. Jahre des französischen Unterrichts nicht nur aus allen Gebieten der Syntax das Unentbehrlichste, sondern auch manches vorläufig Entbehrliche

[1]) Walter, Englisch etc. S. 36.

den Übungen ein und flechten wohl auch syntaktische Regeln unter der Firma Formenlehre in das grammatische Pensum. Kenntnis der Hauptunterschiede gewisser Präpositionen, einige Vertrautheit mit der Stellung des französischen Adjektivs, mit der Lehre von der Anwendung und Auslassung des bestimmten Artikels, Gewandtheit in der eigentümlichen Anwendung der Präposition *de* zum Ausdrucke partitiven Sinnes, gedächtnismäfsiges Erfassen einer stattlichen Anzahl vielgebrauchter und vom Deutschen abweichender Verbalrektionen, die Hauptlehren der Syntax des Pronomens, Unterscheidung des Imperfekts und des Präteritums oder passé défini, Kenntnis der Verwendung des sogenannten *conditionnel*, der einfachen Partizipialkonstruktionen, einzelner Fälle des Konjunktivs, die Wissenschaft von diesem und manchem anderen aus jenem Gebiete, welches herkömmlich als das der Syntax angesehen wird, beansprucht schon jetzt im 1. Unterrichtsjahre die Anlage eines jeden der im Gebrauch befindlichen Lehrmittel.

So wenig die praktische Spracherlernung eine Scheidung von Formenlehre und Syntax zuläfst, weil der analytische Charakter der französischen Sprache die Verwendung zahlreicher syntaktischer Hilfsmittel schon zum einfachen Gedankenausdruck benötigt, ebensowenig unterscheidet die Praxis innerhalb des Gebietes der Formenlehre strenge zwischen „regelmäfsigem" und „unregelmäfsigem" Verbum, obwohl die Schulordnung nach altem Herkommen eine solche Scheidung vorschreibt. Gerade „unregelmäfsige" Formen und Verben sind es, welche in der Sprache die häufigste Anwendung finden und ohne welche ein ungezwungenes, nicht ängstlich ausweichendes Gespräch zur Unmöglichkeit wird. Die im Gebrauche befindlichen Lehrmittel meiden „unregelmäfsige" Verbalformen im Pensum des 1. Unterrichtsjahres durchaus nicht; ja noch mehr, die zwar notwendigsten, aber gleichwohl „unregelmäfsigsten" Verba *avoir* und *être* werden nach der Schultradition überhaupt nicht den „unregelmäfsigen" Zeitwörtern beigezählt, sondern unter dem Titel Hilfsverba dem Systeme entrückt, und ihr Konjugationsschema wird im besten Falle teilweise, im schlimmsten ganz an die Spitze des Lehrgangs gestellt.

Ein an so vielen Stellen durchlöchertes Prinzip wie das der unterrichtlichen Trennung „regelmäfsiger" und „unregelmäfsiger" Konjugation, ebenso wie das des Ausschlusses der Syntax von der ersten Stufe des Unterrichts möge die Schulordnung preisgeben und durch neue Abgrenzung des grammatischen Lehrstoffes dem Bedürfnisse des Unterrichts entgegenkommen und dadurch dessen Bewegungsfreiheit steigern. Der Grundsatz, welcher jetzt schon in der Vorwegnahme der „einfachen" Regeln der Syntax sich ausdrückt, welcher das Gebräuchlichere, Notwendigere vor das einstweilen Entbehrliche stellt, möge für die unterrichtliche Behandlung der Syntax erweiterte Anwendung auf die ganze Dauer des grammatischen Unterrichts finden und analoge Geltung für die Formenlehre gewinnen. Nicht ausschliefslich die „unregelmäfsigen"

Verba *avoir* und *être* sondern jedes „unregelmäfsige“ Verbum möge schon im 1. Unterrichtsjahre gelernt werden nach Mafsgabe des Bedürfnisses, welches die Übungen zeigen. Danach sei die Erlernung des ganzen Konjugationsschemas im 1. Unterrichtsjahre ausgeschlossen und die Lehre vom Verbum eingeschränkt auf jene Tempora und Modi, welche im schriftlichen und mündlichen Verkehr fortwährend Verwendung finden und analog im Unterricht fortwährende Übung verlangen. Das nur der Literärsprache eigene Präteritum oder passé défini, mit welchem auch der Schüler französischer Nationalität wie mit einer fremden Sprachform erst nach seinem Eintritt in die Schule bekannt wird, und der ganze Konjunktiv seien der zweiten Stufe vorbehalten und werden auf dieser zugleich mit den Regeln über ihre Anwendung gelernt und geübt. Der Indikativ Präsens mit dem stets analog gebildeten Imperfekt und der Befehlsform, das Futur, welches nur bei wenigen — ca. 18 — Verben „unregelmäfsige“ Bildung aufweist, und das Partizip Perfekt, welches schon heute auf der untersten Stufe, ganz nach Bedürfnis, als Vokabel gelernt wird, diese drei reichen vollständig für den Unterricht des 1. Jahres. Viele Monate lang kann der Unterricht reichlichen Sprachstoff in Bewegung setzen, er kann das vor Augen Stehende und das Erlebte beschreiben und erzählen lassen, ohne von der Formenlehre des Verbums mehr als den Indikativ des Präsens (Imperfekt) und das Partizip Perfekt zu bieten. Wenn dazu die eigentliche Formenlehre des Nomens auf das wenige wirklich Notwendige eingeschränkt würde, dann wäre es auch unbedenklich, dafs das syntaktische Material, dessen Anwendung bei den ersten Schritten in der fremden Sprache sich aufdrängt, ausdrücklich in den grammatischen Lehrplan des 1. Unterrichtsjahres aufgenommen würde. Die Befürchtung, dafs die Erlernung „unregelmäfsiger“ Verbalformen und die Einübung syntaktischer Regeln auf der Unterstufe des Unterrichts dem Lernenden neue Schwierigkeiten bereiten möchte, ist unbegründet; der Schüler der 5. oder 6. Klasse, welcher die lateinische Grammatik ganz und die griechische teilweise sich angeeignet hat, mufs irgend welche Einzelheit der französischen Grammatik ohne erhebliche Schwierigkeit erfassen; steht er doch auf einer Stufe, auf welcher an allen übrigen Gymnasien Deutschlands die Unterweisung in der französischen Grammatik ganz oder der Hauptsache nach abgeschlossen wird. Was jetzt Schwierigkeit bereitet, ist die Masse des Stoffes und die daraus folgende Minderung der Übung, welche auf das einzelne entfällt. In diesem Sinne aber bedeutet die vorgeschlagene Einteilung eine Erleichterung. Der Grundsatz der Auswahl nach dem Bedürfnis beschränkt die zu erlernenden Formen auf jene, welche durch ihr häufiges Auftreten häufige Anwendung erfahren und so sich rascher aneignen, als das vielgegliederte Schema von *avoir, être* und der ganzen „regelmäfsigen“ Konjugation oder dessen, was das jeweils eingeführte Lehrbuch darunter versteht. Und was die absolute Schwierigkeit der

Vielgliederung anlangt, so frage ich, ist etwa das Präsens des „unregelmäfsigen" *vivre* und vieler ähnlicher, welche dermalen alle erst im 2. Jahre gelernt werden sollen, schwerer als das gleiche Tempus der Gruppe *acheter* mit ihren doppelten, lautlichen und orthographischen Schwierigkeiten, die aber, weil herkömmlich, als „regelmäfsig" im 1. Unterrichtsjahre überwunden werden müssen?

Wenn die vorgeschlagene Einteilung etwa als unwissenschaftlich befunden werden sollte, so möge nicht übersehen werden, dafs auch die herkömmlichen Einteilungen nicht gerade einwandfrei sind. Wollte und könnte das Gymnasium die Lehre der Konjugation des französischen Verbums auf eine wissenschaftlichen Ansprüchen genügende Einteilung bauen, so würde ihr Verständnis ein Innehaben der Formen voraussetzen; das Erlernen derselben würde sie nicht unterstützen. Die Einteilung in lebende und archaische scheint ja sehr einfach, aber sie ist unrichtig;[1]) denn es sind alle Konjugationen lebend, und ihre einzelnen Formen der Veränderung ausgesetzt, wie zahlreiche Neubildungen beweisen. Neubildungen zeigt neben archaischen Formen jede Konjugationsweise, wenn auch neugeschaffene Verba nur den beiden Hauptgruppen sich anschliefsen. Diese Thatsache kann vielleicht der Schulgrammatik ein — freilich nur äufserliches — Einteilungsprinzip bieten, das in produktive und unproduktive Konjugationsweise, dessen Annahme jedoch die vorgeschlagene methodische Verteilung keineswegs ausschliefst. Dafs der Unterricht auf abschliefsende systematische Gruppierungen Bedacht nehme, ist selbstverständliche Forderung.

Die grammatische Unterweisung soll den modernen Sprachgebrauch zum Ausgange nehmen. Insofern es sich um Anwendung der Sprache handelt, lernt der Schüler Französisch für die Zukunft und nicht für die Vergangenheit. Es soll daher die Fassung der Regeln überall da, wo der allgemeine Sprachgebrauch im Begriffe ist, einen Wandlungsprozefs durchzumachen, weniger apodiktisch sein. „Wie im politischen Leben zeigt sich auch in der Sprache ein Loslösen vom Traditionellen ..... Auch hier gibt sich das Streben nach Freiheit kund, welches akademischen Regelzwang durchbricht ..... Der konservative Standpunkt läfst sich auf die Dauer nicht halten, und es steht zu befürchten, dafs bei der wachsenden Entfernung zwischen Schulgrammatik und modernem Sprachgebrauch den Schülern ein veraltetes Französisch geboten wird ....."[2])

Bezüglich des Verhältnisses der praktischen Sprachübungen und der Lektüre geht aus den bisherigen Ausführungen hervor, dafs letztere die dienende Stellung, welche die geltende Schulordnung ihr anweist, weder einnehmen darf noch einnehmen kann, wenn ihre Wahl, Ausdehnung und Behandlung nicht nachteiligst beeinträchtigt werden

[1]) S. Körting, Formenlehre I § 21.
[2]) Diehl, Franz. Schulgr. und moderner Sprachgebrauch. Prgr. 1895 Nr. 431.

soll; [1]) insbesondere wurde angedeutet, dafs ein Grad von Sprechfertigkeit, welcher für Erklärung und Analyse des Autors ausreichend wäre, am Gymnasium niemals erreicht werde. Selbstverständlich soll das anderwärts erworbene Vermögen, die Sprache frei zu gebrauchen, auch in der Lektürestunde nicht nur zur Geltung kommen, sondern mag auch eine Steigerung erfahren je nach Art der Lektüre und dem Grade der schon gewonnenen Befähigung, die Sprache zu handhaben. Die Lektüre des Autors gibt eben „nur zeitweilige Gelegenheit" [2]) zur Verwertung erworbener Sprechfertigkeit; ein Feld für Erwerbung derselben ist der Autor nicht. „Man knüpft sie (die Sprechübungen) vielfach an die Lektüre an, während wir sie dem Lesen vorausgehen lassen ..... Eine freiere Konversation läfst sich über Lesetexte nicht anstellen, weil die Schüler, wenn sie überhaupt den Anforderungen genügen wollen, sich eng in den Pfaden des Schriftstellers halten müssen. Man möge sich daher nicht wundern, wenn trotz jahrelanger Sprechübungen die Schüler dennoch das Einfachste, wofür ihnen eine gedruckte Vorlage nicht in die Hände gegeben wird, nicht zu sagen wissen." [3])

Auch die auf die Lektüre zu verwendende Zeit mufs in Zukunft weniger karg bemessen sein. Der beiden Stunden, welche derzeit in der 8. und 9. Klasse dem Fache zugebilligt sind, „bedarf die Lektüre vollständig, wenn sie einen nennenswerten Erfolg haben soll" (Ott [4]).

Dafs ein solcher jetzt schon erzielt werde, mag ein weniger Eingeweihter zu glauben versucht sein, wenn er den in diesen Blättern abgedruckten Aufsatz „Die frz. Lektüre a. d. human. Gymn. Bayerns" [5]) gelesen hat. Was aber die angezogene Abhandlung beweisen wollte, kann nur sein, dafs der Absolvent eines bayerischen Gymnasiums durch die modernen Erzähler einen Einblick in das Kulturleben Frankreichs gewonnen, mindestens zwei Historiker studiert, auch einen klassischen Tragiker und Molière sich näher angesehen hat, wenn die jetzt zur Verfügung stehende kurze Unterrichtszeit auf das beste ausgenützt und nur den Zwecken der Lektüre dienstbar gemacht war. Weil aber das Französische doch nicht ausschliefslich um der Lektüre willen getrieben werden sollte, so wird am Schlusse der Abhandlung die Hinzufügung je einer 3. Stunde für die beiden oberen Klassen „zu einer wirklich erspriefslichen Gestaltung des Unterrichts" verlangt. Es ist ja wohl möglich, dafs der Absolvent eines bayerischen Gymnasiums ein paar moderne französische Erzählungen und ein paar historische Schriften, alsdann noch eine Tragödie und ein Lustspiel für den Unterricht kauft und anliest, nicht aber das ist möglich, dafs die unterrichtliche Behandlung von 5—6 Schriften neben den

[1]) Vgl. Selge, Das Elend der französischen Schullektüre etc. in Zeitschr. f. frz. Spr. u. Lit. XXII S. 224 ff.
[2]) Münch, § 61.
[3]) Sallwürk, Fünf Kapitel vom Erlernen fremder Sprachen S. 75.
[4]) „Blätter" B. XXXV S. 804.
[5]) Band XXXII S. 28 f.

übrigen Aufgaben des französischen Unterrichts auch nur annähernd zur Vollendung gelangt. Wie soll in der 8. und 9. Klasse aufser je einer historischen Schrift oder gröfseren Erzählung noch die unterrichtliche Behandlung einer Tragödie und eines klassischen Lustspiels möglich sein? Die auf eine Schrift oder ein Stück entfallenden 18 Stunden (Maximum) sind nicht einmal ausreichend zur deutschen Übersetzung, welche doch wohl gefordert werden dürfte; wo aber blieb die zweite Hauptarbeit, das vorbereitende Lesen, wo die Erklärung und das abschliefsende zusammenhängende Lesen, welches der Anschauung des sinngemäfs erfafsten Ganzen dienen sollte, wo der Nebendienst der Lektüre, die grammatische Verwertung, die Steigerung der armseligen Wortkenntnis des Schülers, kurzum die bis jetzt der Lektüre nicht zu ersparende Unterstützung der Vorbereitung zum schriftlichen Absolutorium?

Gerade dieser Nebendienst hemmt die Erfolge der Lektüre am meisten; von ihm mufs dieselbe frei werden, um nach Qualität und Quantität sich zu heben. Frei von der Aufgabe, möglichst viel zur Sprachaneignung und Reproduktion beizutragen, wird ihre Wahl sich erst nach dem sonst allein geltenden Grundsatze bestimmen lassen, dafs das in der Schule zu lesende Buch literarisch bedeutend sei, und wird dann nach dem Mafse zunehmender Lesefertigkeit das Hauptaugenmerk des Unterrichts auf den Inhalt gerichtet sein können. Und wenn auch der Verächter französischen Schrifttums die besondere Betonung des Inhalts der französischen Lektüre für entbehrlich erachtete, die Forderung von Lesefertigkeit wenigstens wird er nicht ablehnen können. Für jeden Deutschen, der das Gymnasium besucht hat und „sich mit Wissenschaft, mit Kunst, mit Technik, mit Politik berufsmäfsig befafst, ist das Lesen französischer Bücher, Zeitschriften und Zeitungen geradezu eine Notwendigkeit". Für die Mehrzahl „besitzt die Lesefertigkeit eine ungleich gröfsere Bedeutung als die Sprechfertigkeit",[1]) haben doch verhältnismäfsig nur wenige Gelegenheit, im späteren praktischen Leben von letzterer Gebrauch zu machen. Das Gymnasium hat daher die Aufgabe, in erster Linie zu verlangen und dafür zu sorgen, dafs auf dem Gebiete der Lektüre der Unterricht etwas Erspriefsliches leiste, und zwar wenigstens auf diesem Gebiete, wenn zu nennenswerten Leistungen auf anderen Gebieten des französischen Unterrichts genügende Zeit nicht zur Verfügung gestellt wird. Damit aber dieses Ziel nicht blofs der befähigtere Teil der Schüler erreiche, damit bei allen mehr als ein Grad von Lesefertigkeit erreicht werde, der zur Examensnote „noch genügend" ausreichen mag, aber nicht für das spätere Bedürfnis, dazu ist eine Wochenstunde, die Lektüre von nur zwei Schriften mäfsigen Umfangs nicht ausreichend, dazu sind beide Stunden, welche derzeit dem französischen Unterricht der 8. und 9. Klasse bewilligt sind, vielleicht auch gerade „noch genügend". Treten dazu Gesichtspunkte höherer Art, soll die französische Schriftstellerlektüre

---

[1]) Körting in Zeitschr. f. franz. Spr. u. Litt. B. XX 2. Hälfte S. 216.

in ihrer Art auch bildenden Einflufs ausüben, dann erfordert die methodische Behandlung, welche Verständnis und Wirkung des Ganzen erstreben soll, ebenfalls Zeit, und so dürfte neben dem ersten unter diesem zweiten Gesichtspunkte die Forderung der Zweistundenlektüre für zwei, die beiden oberen Klassen, als eine gerechtfertigte und sehr mafsvolle erscheinen.

III.

Sind die vorstehenden Ausführungen hinsichtlich des praktischen Könnens, sowohl in ihrem negativen als auch in ihrem positiven Teile, wenigstens in der Hauptsache zutreffend, dann dürfte auch nachstehende Formulierung einer Ordnung und Instruktion für den französischen Unterricht am Gymnasium sich rechtfertigen:

1. Der Unterricht in der französischen Sprache beginnt in der V. Klasse mit 3 Wochenstunden und wird bis zur IX. Klasse mit je 3 wöchentlichen Lehrstunden fortgesetzt.

Das Ziel des Unterrichts ist die Befähigung des Schülers

a) französische Schriften insoweit zu verstehen, als dieselben ihrem Inhalte nach dessen geistigem Standpunkte angemessen sind,

b) sich über Gegenstände und Vorkommnisse des täglichen Lebens in einfacher Form mündlich und schriftlich korrekt auszudrücken.

2. Grundlage und Ausgang des Unterrichts bildet die gesprochene Sprache.

Der Stoff der Übungen ist dem Erfahrungskreise der Schüler zu entnehmen. Die Stoffzuleitung erfolgt in zusammenhängenden französischen Darstellungen, in beschreibender und erzählender Form, welche, von den nächsten Lebenssphären ausgehend, in aufsteigenden Begriffskreisen sich bewegen und geordnete Reihen bilden. Die Anordnung des Sprachstoffes ist möglichst repetitiv. Der Hauptteil desselben gehört inhaltlich der Gegenwart im weiteren Sinne an; die geschichtliche Vergangenheit findet Berücksichtigung da, wo sich dieselbe passend einbeziehen läfst. Der Wortschatz ist nach der Seite des Konkreten in höherem Mafse als bisher auszuwählen. Die sprachliche Darstellung mufs einfach sein. Das Verständnis des Sinnes wird auf der ersten Stufe durch Übersetzung, auf den folgenden, wo immer möglich, durch fremdsprachliche Erklärung vermittelt. Die Aneignung geschieht mündlich und schriftlich in mannigfaltiger Verwertung, wie Beantwortung und Stellung von Fragen, Umbildungen, freie Nacherzählung, Anwendung des angeeigneten Sprachstoffes auf andere, doch einfache Verhältnisse, Sammlung des Wortschatzes nach Gruppen.

3. Die Aussprache mufs hinsichtlich der Einzellaute der Bindung und Betonung das Prädikat korrekt verdienen.

4. Die Sprachaneignung erfährt in den drei ersten Jahren des Unterrichts Unterstützung durch die Grammatik. Die Einübung der grammatischen Regeln erfolgt durch Übersetzen und freie Bildung von

Sätzen nach grammatischen Gesichtspunkten, wobei ausschliefslich bekanntes Sprachmaterial zur Verwendung kommen soll. Der grammatische Unterricht, welcher auf allen Stufen nur auf das wirklich Nötige sich erstreckt, umfafst in der 5. Klasse die Formenlehre unter Beschränkung der Konjugation auf den Indikativ und die Befehlsformen mit Ausnahme des passé défini, dazu nach Bedarf einfache Regeln der Syntax, in der 6. Klasse Ergänzung der Formenlehre durch Vervollständigung der Konjugation in Verbindung mit der Tempus- und Moduslehre, in der 7. Klasse den Rest der Syntax. Die grammatische Unterweisung gründet sich auf den modernen Sprachgebrauch.

5. Zur Lektüre sind in angemessenen Abständen ethisch, ästhetisch und stilistisch wertvolle Lesestücke den Sprachübungen einzuschalten, dieselben sollen hinsichtlich ihres Inhalts möglichst jenen Darstellungen sich angliedern, welche jeweils Grundlage der Spracherlernung sind. Auch die Fabel findet hier ihre Stelle.

In den beiden oberen Klassen werden zusammenhängende Stücke aus den Schriftstellern der modernen Zeit oder der klassischen Periode gelesen. Jede Schülergeneration soll je eine Schrift, welche der historischen und der Erzählungsliteratur angehört, ein Lustspiel und ein klassisches Drama kennen gelernt haben. Bei der sachlichen Behandlung der Lektüre findet die französische Sprache insoweit Anwendung, als die Schüler die Befähigung hiezu sich etwa angeeignet haben und hiedurch der Fortschritt der Lektüre nicht gehemmt wird. Betonung französischer Realien ist selbstverständlich.

6. In der V.—VII. Klasse findet eine Scheidung der Stunden nach Unterrichtszweigen nicht statt; in den beiden oberen Klassen sind unter allen Umständen zwei Stunden in der Woche unverkürzt der Lektüre frei zu halten, während die 3. Stunde der Wiederholung und Befestigung des in den ersten drei Jahren Gelernten dienen soll.

IV.

Die Möglichkeit, dem französischen Sprachunterrichte innerhalb des Rahmens der jetzt schulpflichtigen Wochenstunden die zur Durchführung des skizzierten Planes nötige Stundenzahl einzuräumen, besteht.

Die Frage, wie das Plus von fünf Stunden zu gewinnen wäre, kann nur dahin beantwortet werden, dafs zunächst von den klassischen Sprachen etwas abgesetzt werden könnte, ohne dafs der Grundcharakter des Gymnasiums geändert würde. Dies dürfte ein kurzer Rückblick auf das Zeitmafs lehren, welches nach älteren bayerischen Lehrplänen diesen Sprachen eingeräumt war. Die Schulordnung des Jahres 1874 brachte mit der äufseren Angleichung des bayerischen Gymnasiums an die preufsische Organisation, welche in Errichtung einer unten angesetzten neunten Klasse bestand, auch eine Annäherung an den Lehrplan der preufsischen Gymnasien, nicht durch Aufnahme neuer Lehrgegenstände, wohl aber und hauptsächlich durch Erhöhung der lateinischen und griechischen Unterrichtsstunden, und zwar in nahezu genauem Verhältnis zur Gesamtzahl der Wochenstunden. Dieselbe betrug

in Preufsen mit Ausnahme der Turnstunden nach der Schulordnung von 1856, welche bis 1882 in Kraft bestand, 268 und nach der bayerischen Ordnung des Jahres 1874 225; da in Preufsen die Zahl der Lateinstunden 86, der griechischen 42 betrug, so entfielen in Bayern von 225 Gesamtstunden nach dem preufsischen Verhältnisse auf Latein 72·2, auf Griechisch 35·3; die bayerische Ordnung rundete auf und setzte 73 und 36 fest, d. h. die Zahl der lateinischen und griechischen Stunden wurde um 11 bezw. 4 erhöht. Als im Dezember des Jahres 1890 die bayerische oberste Schulverwaltung, wohl unter dem Eindrucke der Berliner Konferenz stehend, eine neue Verteilung der Unterrichtszeit vornahm, da setzte sie die Zahl der Lateinstunden von 73 auf 66 herab und ging damit ungefähr auf das Mafs der Schulordnung des Jahres 1854 zurück, welche 62 Stunden auf 8 Klassen verteilte und zudem einen lateinischen Vorbereitungsunterricht voraussetzte. Unverändert blieb jedoch 1890 die Stundenzahl des griechischen Unterrichts, welcher, 1874 unter preufsischem Einflusse erweitert, einer Reduktion analog der des preufsischen Vorbildes im Jahre 1891 sich entzog, welche Reduktion zwar noch nicht vollzogen, aber mit Sicherheit vorauszusehen war.

Die Ordnung der lateinischen Stunden in den sechs oberen Klassen deckt sich seit 1891 wiederum genau mit dem bayerischen Lektionsplane des Jahres 1854, nur in den drei ersten Klassen — früher Vorbereitung, erste und zweite Klasse — erfreut sich der Lateinunterricht eines etwas festeren Unterbaues; so wäre wohl die Reihe am Griechischen, dem Lateinischen zu folgen und eine Herabsetzung seiner Stundenzahl auf das Mafs der Schulordnung des Jahres 1854 über sich ergehen zu lassen, wenn dem französischen Unterrichte mehr Zeit eingeräumt werden sollte. Jene Kreise, welche von einer Reduktion der griechischen Stunden betroffen würden, möchten zwar dieselbe zunächst damit hinausschieben, dafs sie einer „stetigen und ruhigen Entwicklung" das Wort reden, auf dafs man sehe, wie die Sache nach der neuen Ordnung gehe. Wenn aber eine Praxis von zehn Jahren, innerhalb welcher 6 Schülergenerationen den vierjährigen französischen Sprachkurs nach der neuen Ordnung absolvierten, gezeigt hat, dafs die Sache nicht geht, dann hat ein Abwarten nur die Wirkung, „dafs die wahre Radikalkur verschleppt werde, dafs die Dinge so fortzerren, wie sie zur Zeit sind", und wie sie waren, als 1888 diese nämlichen Worte in der Kammer der Abgeordneten[1]) zur gleichen Sache und in gleichem Sinne gesprochen wurden. Beeinträchtigte eine Reduktion des griechischen Unterrichts die Allgemeinbildung und die Vorbereitung zum akademischen Studium, so würde eine Beeinträchtigung auch früher gerade von und an solchen empfunden worden sein, bezw. noch empfunden werden, welche das bayerische Gymnasium in der Zeit von 1854—74 besuchten und welche heute die höheren Stellen im öffentlichen Dienste bekleiden. Dafs dem nicht so ist, wurde von mafsgebender Seite

[1]) 47. Sitzung v. 25. Januar — v. sten. Ber. II. B. S. 155.

öffentlich ausgesprochen und betont mit den Worten: „Wir sind ja auch aus der Schule der Vergangenheit hervorgegangen und die meisten von uns sind ausgebildet worden nach dem Lehrplane des Jahres 1854, und ich meine, der Hauptkulturfortschritt, den Deutschland und in Deutschland Bayern wiederum aufzuweisen hat auf allen Gebieten . ., dieser Kulturfortschritt ist gemacht worden, ich sage nicht trotz, sondern infolge der gesunden Verhältnisse der vergangenen Jahrzehnte . . ." [1]) Wurden diese Worte zwar gegen jene gesprochen, welche das Griechische beseitigen oder so einengen wollen, dafs es nicht mehr lebensfähig erscheint, so sprechen sie gewifs auch für jene, welche meinen, es sei das, was nach der alten Ordnung im Griechischen erzielt wurde, auch heute noch hinreichend. Waren damals die Verhältnisse am Gymnasium im allgemeinen gesund, dann waren es wohl auch die des griechischen Unterrichts, also dürfte hier ein Zurückgehen auf die ältere Organisation weit entfernt sein, das Ganze in der Erreichung seines Zieles zu hemmen oder zu stören.

Die Zahl der griechischen Lehrstunden, welche der Lehrplan von 1854 per Klasse und per Woche festsetzte, betrug 5—5—6—6—5—5; diese Kombination wurde im Jahre 1857 auf 5—5—5—5—6—6 abgeändert, infolge einer Änderung des Mathematiklehrplans.[2]) Da heute der grammatische Unterricht und die erweiterte griechische Lektüre in der 6. und 7. Klasse sich mehr als in den oberen Klassen beengen, so würde sich wohl für die heutigen Verhältnisse die Wiederannahme der ursprünglichen Verteilung von 6—6—5—5 in den 4 oberen Klassen empfehlen und wäre damit Zeit für die dritte französische Stunde in der 8. und 9. Klasse gewonnen.

Minder einfach, doch ohne Schädigung der Hauptaufgabe des Gymnasiums durchzuführen, wäre die Einrichtung des französischen Unterrichts in der 5. Klasse.[3]) Wenn ich es noch unterlasse, hierauf einzugehen, so geschieht es, weil gegenwärtig und auf absehbare Zeit es ausgeschlossen scheint, dafs das bayer. Gymnasium sich dazu verstehen werde, nach dem Vorbilde der Gymnasien der übrigen deutschen Staaten den modernen Fächern, insbesondere der modernen Sprache einen annähernd gleichen Prozentsatz der gesamten Unterrichtszeit einzuräumen. Nur Eins sei noch bemerkt. Die Gesamtzahl der wissenschaftlichen Lehrstunden beträgt am preufsischen Gymnasium inkl. Zeichnen, Kalligraphie und der fakultativen 7. Lateinstunde in den 3 oberen Klassen 255, am bayerischen 228 pro Woche, besteht somit eine Differenz von 27 Stunden zu gunsten der bayerischen Einteilung. Die Zahl der griech. St. ist gleich, die der lat. (66:65) fast gleich in Bayern und in Preufsen. Es wäre zu bedauern, wenn Um-

[1]) Vgl. sten. Ber. über d. 412. öffentl. Sitzung der Kammer der Abgeordneten vom 29. März 1898, abgedr. i. d. „Blättern" B. XXXIV S. 675.

[2]) Vgl. Seibel, Die revidierte Ordnung der lat. Sch. a. d. Gymn. in Bayern v. 24. Febr. 1854 mit d. seither erschienenen Vollzugsbest., Erl. u. Nov. Bamberg 1864.

[3]) bezw. die Gewinnung einer 3. Stunde, da Lat. und Gr. nur je eine Stunde abgeben könnten.

stände es der obersten Schulverwaltung unmöglich machen sollten, den Vorzug der geringeren Belastung mit Lehrstunden dem Gymnasium im grofsen und ganzen zu erhalten; nicht minder aber wäre es zu bedauern und sachlich kaum zu rechtfertigen, wenn die Bewahrung dieses Vorzugs fortdauernd hauptsächlich auf Kosten der obligaten modernen Sprache erfolgte.

Wenn aber eine Ausdehnung des Unterrichts nach unten bis mindestens zur V. Klasse nicht verfügt werden und eine eventuelle Erweiterung des französischen Unterrichts im günstigen Falle auf Zugabe einer dritten Stunde in den beiden oberen Klassen sich beschränken sollte, dann werden auch die Forderungen bescheidener sein müssen; es wird insbesondere der 2. Teil des in III formulierten allgemeinen Lehrzieles, grundlegende Befähigung zu freier Sprachanwendung, welche von einem auf fünf Jahre ausgedehnten Unterricht noch gefordert werden kann, ohne fortdauernde Schädigung der für die Allgemeinheit wichtigeren Seite des Unterrichts, der Lektüre, sich nicht erreichen lassen und daher wird am besten darauf verzichtet werden. Wie schon betont und auch in diesen „Blättern"[1]) ausgesprochen worden, ist es zur Erzielung nennenswerter Erfolge unumgänglich, dafs in den oberen Klassen 2 Stunden per Woche der Lektüre bereit gehalten werden. Diese Erfolge liegen nicht in der Richtung der Befähigung zu freier Sprachanwendung. Dafs die Lektüre ohne eigene Schädigung und mit Erfolg ersetze, was der vorausgehende und begleitende Sprachunterricht an Fertigkeit nicht erzielen konnte, darf von ihr nicht erwartet werden. Die Sprache, welche der Autor redet. und über die Dinge, welche er behandelt. hat der Schüler nicht sprechen gelernt; wird ihm aber die sprechende Verarbeitung des Lesestoffes aufgezwungen, dann wird dieser Zwang mit dem Mifserfolge enden, dafs die Lektüre weit vor ihrem Ziel erstickt und gleichwohl das Sprechen nicht gelernt ist. Selbst an solchen Realgymnasien und Oberrealschulen, welche dem Französischen bei 4 – 6 Wochenstunden 7 – 9 Jahre widmen und folglich gröfsere Gewandtheit im Sprechen erzielen können, mufs auf der Stufe des Autors bei den Sprechübungen „Zurückhaltung, Auswahl des Geeigneten . . . . . eintreten"[2]) denn der Autor „gibt zu diesen Übungen mehr nur zeitweilige Gelegenheit"[3]), und bezüglich der Sprechübungen an Gymnasien, welche die französische Sprache sieben Jahre lang mit insgesamt 18—23 Wochenstunden traktieren, vertritt Münch die Ansicht, dafs dieselben mehr akademischen Charakter haben mögen.[4]) Um wie viel gröfser wird bei 10—12 Wochenstunden, auf vier Jahre verteilt, jene Zurückhaltung sein müssen? wie viel seltener wird die Gelegenheit sich bieten, passenden Stoff in Sprechübungen zu verwerten? wie niedrig wird man den Wert von

[1]) B. XXXV S. 804.
[2]) Münch, § 26.
[3]) Münch, § 61.
[4]) Münch, § 90.

Übungen taxieren dürfen, welche sich schliefslich darauf beschränken, französische Fragen und Antworten einzustreuen, zu welchen die Lektüre und ihre unterrichtliche Behandlung keinen Anlafs gibt? Die Bedeutung solcher Übungen wird eine sehr akademische sein, und die Lektüre wird zu ihrem Vorteile davon freibleiben.

Auch der die Lektüre begleitende und ihr vorausgehende Teil des vierjährigen Unterrichts könnte die Aufgabe, nennenswerte Sprechfertigkeit zu erzielen, nicht lösen. Die Zeit, welche bei vierjährigem Betriebe mit wöchentlich drei Stunden auf praktische Übungen inkl. Lesen entfiele, würde zunächst die drei Stunden der VI. u. VII. Klasse umfassen; hiezu käme noch je eine Stunde der VIII. u. IX. Klasse, welche nach Abzug von 2 der Autorenlektüre einzuräumenden Stunden übrig bliebe. Jene Gesichtspunkte des skizzierten Planes, welche sich auf Auswahl, planmäfsige Anordnung des Sprachmaterials und Art der Lektüre beziehen, beanspruchen unbedingte Geltung auch dann, wenn der französische Unterricht auf vier dreistündige Kurse beschränkt bleiben sollte; nur derjenige grammatische Stoff, welchen die Skizze der VII. Klasse vorbehält, wäre noch weiter einzuschränken und der Rest auf die VIII. und IX. Klasse zu verteilen. Da nun für die Lösung der Aufgabe, neuen grammatischen Lehrstoff zu üben, alten zu befestigen und das in den unteren Klassen erworbene sprachliche Können zu erhalten, die eine hiefür freie Stunde der beiden oberen Klassen nicht ausreichen würde, da ferner die Menge des Sprachstoffes, welche etwa in den zwei unteren Klassen zu freiem Gebrauche angeeignet werden könnte, gegenüber dem Ergebnis einer dreijährigen Unterstufe nach dem skizzierten Plane eine starke progressive Abminderung erfahren würde, so ist es nicht zweifelhaft, dafs bei vierjährigem Unterricht schon die Grenze überschritten ist, innerhalb welcher die Sprachaneignung nach Ziffer 2 des Planes sich noch empfiehlt. Wenn einmal die Unterrichtszeit nicht ausreichend ist, damit das Gros der Schüler die Befähigung zu freier Sprachanwendung innerhalb eines nicht zu engen und die Bewegung zu sehr hemmenden Sprachgebiets gewinne, wäre wohl ein Verfahren, welches aufser dem grammatischen Können ein möglichst umfangreiches Sprachwissen gewinnen liefse, ökonomischer, wenn nur dieses Sprachwissen — das ist die Hauptsache — einen Stoff umfassen würde, welcher dem praktischen Ziele späterer Sprachanwendung entsprechend gewählt, und dieser Stoff in planmäfsiger Ordnung dargeboten und in einfachen Verbindungen angeeignet würde. Die Übersetzungsmethode würde alsdann mehr als die freie Übung die Möglichkeit gewähren, eine gröfsere Menge Sprachstoffes zu verarbeiten als das auf Imitation beruhende Verfahren, welches zur Erzeugung des Sprachgefühls und raschen Gebrauchsvermögens vielseitigere Verwendung des Sprachmaterials notwendig macht, dadurch wohl ein Sprachkönnen von idiomatischem Gepräge erzielen läfst, aber in einem engeren Kreise.

Soll die Übersetzung das auf freiem Sprechen beruhende Unterrichtsverfahren auch nach der lautlichen Seite einigermafsen ersetzen,

dann ist darauf Bedacht zu nehmen, dafs die Sprache, welche der Schüler auf konstruktivem Wege bilden soll, von der mündlichen wie schriftlichen feinen Umgangssprache sich nicht sehr entferne und dafs das Ergebnis der Konstruktion „jedesmal zusammenhängend ausgesprochene, richtig betonte Rede wäre".[1]) Wenn die Konstruktionen dementsprechend gehalten sind und die eben citierte Forderung Münchs strenge beobachtet wird, dann wird der Schaden, welchen die Art der herrschenden Übersetzungen schwererer Konstruktionen und deren stockender Vortrag der Aussprache unvermeidlich bringt, wenigstens verringert, ebenso die traurige Perspektive, dafs der Schüler trotz fortwährender zeitraubender Korrektur der Aussprachefehler die gewünschte charakteristische Lautierung, Bindung und Betonung des Französischen auch nicht entfernt sich aneignet.

Soll die Unterrichtszeit auch ferner auf das zur Zeit gewährte Mafs beschränkt bleiben, dann wird die Herabsetzung der Anforderungen eine weitergehende sein müssen, doch nur in einer Richtung, in der des praktischen Sprachkönnens, nicht auf dem Gebiete der Lektüre. Dafs dieser in den beiden oberen Klassen mindestens zwei Stunden per Woche unverkürzt eingeräumt werden, diese Forderung mufs aufrecht erhalten werden auch für den Fall, dafs die Unterrichtszeit in den genannten Klassen eine Erweiterung nicht erfährt. Das Können, welches nach der praktischen Seite der Sprachanwendung hin mit dem Eintritt in die VIII. Klasse erzielt ist, kann durch die Lektüre der VIII. und IX. Klasse, welche die beiden verfügbaren Stunden zu eigenem Gedeihen benötigt, keine wesentliche Steigerung erfahren, ohne dafs besondere Mafsnahmen, welche die Lektüre nur verkürzen würden, ergriffen werden. D i e L e k t ü r e a b e r, w e l c h e d e n e d e l s t e n u n d p r a k t i s c h w i c h t i g s t e n T e i l d e s f r a n z ö s i s c h e n U n t e r r i c h t s a u s m a c h t, d a r f a m w e n i g s t e n e s e n t g e l t e n m ü s s e n, w e n n d i e F o r d e r u n g e n d e r G e s e l l s c h a f t u n d d i e B e d ü r f n i s s e d e s L e b e n s ü b e r d i e M i t t e l g e h e n, w e l c h e d i e S c h u l e b e r e i t s t e l l t. S i n d d i e s e k a r g, d a n n e r ü b r i g t n u r, d a s z u n ä c h s t N ö t i g e u n d d a s, w o z u d i e M i t t e l r e i c h e n, g e n ü g e n d u n d i n g u t e r Q u a l i t ä t z u s c h a f f e n. Die Anforderung, dafs bei 10 Wochenstunden in vierjährigem Kurse die ganze französische Grammatik geübt, Verständnis französischer Schriften, Gewandtheit im Übersetzen und Sprechfertigkeit, wenn auch nur in geringem Mafse erworben werde, ruft eine Gestaltung des Unterrichts hervor, welche Ähnlichkeit hat mit der Lebensführung eines Mannes, der zwar zu bescheidener Wohnung, Kleidung und Nahrung ausreichendes Einkommen besitzt, der aber kostspieligen äufseren Aufwand macht und dafür zu Hause am Nötigsten darbt. Die Erwerbungen müssen in ihrer Gesamtheit nicht nur dem Werte nach, sondern auch der Art nach den Einnahmen entsprechen. Wenn also die Zahl der französischen Unterrichtsstunden

[1]) Münch, § 40.

die gleiche bleiben soll wie bisher, dann darf nicht in fruchtlosem Jagen nach „einiger Gewandtheit“ im Übersetzen deutscher Texte und „einiger Übung im Beantworten und Stellen französischer Fragen“ Zeit vergeudet und das Wichtigste darüber vernachlässigt werden, sondern durch möglichst weitgehende Einschränkung des Grammatischen und durch ausdrücklichen Verzicht auf Sprechen werde der Raum, welcher der Lektüre zufallen soll, eher noch etwas erweitert in der Weise, dafs von der gesamten, dem Französischen überwiesenen Zeit die Hälfte, je 2 Stunden in VIII und IX, dann 1 Wochenstunde in VII, für Lektüre frei gehalten wird. Alsdann durch einfache Übersetzungen mit kleinem, aber sorgfältig gewähltem Wortschatze festes Wissen dieses und sichere Kenntnis des wirklich Nötigen der Grammatik zu vermitteln, damit nicht nur das Verständnis französischer Schriften vorbereitet werde, sondern auch der ehemalige Schüler des Gymnasiums befähigt wäre, bei etwaigem späteren Verkehr mit Franzosen sich durchzuhelfen, das wäre die zweite, zeitlich an erster Stelle zu lösende Aufgabe. Nun „ist der Strom der lebenden Sprache so breit, des Gewöhnlichen, Regelmäfsigen, Wichtigen, ja Unentbehrlichen in der Nähe besehen so viel, dafs doch immer ein ansehnlicher Bestand von Grammatikstoff zu lernen übrig bleibt“;[1]) soll gleichwohl innerhalb der Zeit, welche in den beiden unteren Klassen dieser Aufgabe verbleibt, das Allernotwendigste aus der Grammatik zu festem und dauerhaftem Besitze werden, so müssen nicht blofs Aufgaben wie die Erzielung von „Gewandtheit“ im Übersetzen und die vorbereitende Grundlegung zum freien Gebrauch der französischen Sprache aus dem Plane schwinden, sondern es dürfen auch an die Aussprache nur sehr bescheidene Anforderungen gestellt werden. Lautreine, scharf artikulierte, gebundene Aussprache in langsamem Tempo mufs allerdings der Unterricht betonen, auch müssen die Übungen durch Kürze des Ausdrucks das Streben des Lehrers, eine möglichst gute Aussprache zu erzielen, begünstigen; aber die Erfolge werden hohen Erwartungen nicht entsprechen; denn da, wo dem Unterricht nicht Raum genug geboten ist, die gesprochene Sprache zum Ausgang zu nehmen und Sprechgewandtheit als Ziel sich zu setzen, da fehlt der Aussprache der natürliche Boden, ohne welchen sie nicht gedeiht.

Je weniger dem französischen Unterricht die Erzielung von Sprachgewandtheit zur Aufgabe gemacht ist, desto mehr kann er einer systematischen wissenschaftlichen Sprachbetrachtung sein Augenmerk zuwenden und so einen eigenartigen Bildungswert des Studiums der modernen Sprache zur Geltung bringen, wozu die ungesucht gegebene Voraussetzung, die Kenntnis des Lateinischen, ich möchte sagen, drängt: „Öffnung des Auges für die Thatsache steten Sprachwandels, der zugleich Verfall ist und Neuschöpfung, für das ewige Naturleben der Sprachen, von welchem eine vergangene Schul-

---

[1]) Münch. § 30.

weisheit nichts wufste und die subalterne Sprachauffassung der Mehrzahl unserer Gebildeten bis jetzt nichts wissen will.[1])

V.

Die Anforderungen einer Prüfung beeinflussen um so mehr den vorausgehenden Unterricht, je knapper die Unterrichtszeit bemessen ist und je mehr der Unterricht dieselbe ungeschmälert allein schon zur Bewältigung jener Teildisziplinen benötigt, welche der Prüfung unterworfen sind. Damit also vermieden werde, dafs eine kontrollierte Teildisziplin eine andere der Kontrolle nicht oder nur teilweise unterworfene in den Hintergrund dränge oder überwuchere und ersticke, möge schon die schriftliche Prüfung so eingerichtet werden, dafs dieselbe nach Möglichkeit feststelle, ob und wie weit sämtliche Ziele des Unterrichts erreicht worden sind. Da jede der angenommenen Organisationen aufser einer nach Art und Mafs verschiedenen produktiven Sprachbeherrschung Verständnis französischer Schriften fordert, so wird, gleichviel ob die Unterrichtszeit eine Vermehrung erfahren sollte oder nicht, zu prüfen sein, ob dieses Verständnis von der Gesamtheit der Examinanden gewonnen worden ist. Es wird demgemäfs eine schriftliche französisch-deutsche Übersetzung (ohne Wörterbuch) zu fordern sein. Der Text werde gedruckt vorgelegt und nicht, wie von andererer Seite vorgeschlagen wurde, ganz oder teilweise diktiert. Der Grund ist folgender. Zweck eines Prüfungsdiktats ist der Nachweis der Befähigung zu rascher Auffassung des Gesprochenen. Nun werden die vorzulegenden Texte, durch deren Übertragung ins Deutsche die Examinanden Nachweis des Verständnisses französischer Schriften liefern sollen, diesem Zwecke entsprechend dem Inhalte und der Form nach von der gesprochenen Sprache, der Rede und Gegenrede so erheblich abweichen, dafs die Aufgabe, solche Texte dem Sinne und der Form nach ebenso rasch wie die Gegenrede des Partners im Zwiegespräche zu erfassen, als zu schwierig und abseits vom Ziele liegend erscheint. Soll gleichwohl das Buchfranzösisch der Übersetzungstexte diktirt werden, dann wird die Praxis trotz entgegenstehender Vorschriften einen Weg einschlagen, welcher alle Schwierigkeiten, die raschem Erfassen von Sinn und Form der vorgesprochenen Rede sich entgegenstellen, hinwegräumt, und sie ist gezwungen, diesen Weg einzuschlagen.

Besteht nämlich der Zweck der Prüfungsarbeit darin, dafs der Examinand den Beweis liefere, dafs er gesprochenes Französisch sinngemäfs zu erfassen und geschriebenes zu verstehen vermöge, dann mufs ihm doch wohl die Möglichkeit gewährt werden, seine Befähigung zur Lösung letzterer Aufgabe nachzuweisen, auch wenn er die erstere nicht zu lösen vermöchte; andernfalls würde der Examinand für mangelnde Hörfähigkeit dadurch doppelt gestraft werden, dafs er abgesehen vom Diktat auch die Übersetzung nicht liefern

[1]) Münch, § 81.

könnte, nur deshalb, weil er das Diktat nicht verstand. Es wird also ein so langsames Tempo mit Wiederholungen und Aufhebung aller Bindung, ein so wortweises Vorsprechen Praxis werden, dafs die nachzuweisende Hörfähigkeit nicht erwiesen wäre, wohl aber die vorgelegten Aufgaben die irrige Meinung erwecken würden, der Unterrichtszweck werde auch nach dieser Seite vollkommen erreicht. Um wenigstens den Examinanden vor ungerechter Schädigung zu bewahren, müfste derselbe das Diktat als gesonderte Arbeit auf besonderem Blatte schreiben und einreichen und erst dann auf einem zweiten Blatte die Übersetzung des nachträglich ihm auszuhändigenden Textes. Wenn schon beide Arbeiten räumlich zu trennen wären, dann ist nicht einzusehen, warum sie nicht auch sachlich und sprachlich verschieden sein sollten, entsprechend ihrem verschiedenen Zwecke, warum nicht das Diktat, dessen Zweck der Nachweis der Befähigung zu rascher Auffassung des Gesprochenen ist, seinem Zwecke entsprechend „gesprochene" Sprache wiedergeben sollte. Nur in dieser Form kann es bezüglich der Aussprache der Wortgruppen und des Tempos der Wirklichkeit möglichst nahe gerückt werden, nur so beweist es, was es beweisen soll.

Wenn aber nur derjenige den Lauten einer fremden Sprache zu folgen weifs, der die fremde Sprache sprechen kann,[1]) dann ist ein Prüfungsdiktat ausgeschlossen überall da, wo wegen beschränkter Zeit es unökonomisch wäre, dem Unterricht Sprechfertigkeit auch nur in der engen Umgrenzung der vorstehenden Ausführungen als Ziel zu setzen. Will das bayerische humanistische Gymnasium auch in Zukunft dem französischen Unterricht nicht oder nur wenig mehr Raum gewähren als zur Zeit, zieht die oberste Schulverwaltung hieraus die Konsequenz und leitet den Unterricht auf die Bahn haushälterischer Anwendung der ihm zugestandenen Zeit, dann wird nach einem Lehrgange, welcher der Lektüre halber schon mit dem 2. Jahre zum Abschlufs gelangen mufste und vorzugsweise nur grammatische Unterweisung zur Aufgabe hatte, eine Prüfung im Verstehen so wenig wie im Sprechen am Platze sein, nachdem in beiderlei Hinsicht der Unterricht aussichtsloses Bemühen unterlassen mufste. Dagegen wird ein grammatisches Extemporale in der Dauer von $^1/_2$—$^3/_4$ Stunde als zweite Prüfungsarbeit nicht zu entbehren sein.

Schwieriger wäre die Beantwortung der Frage, wie die Fähigkeit freier Sprachanwendung zu prüfen wäre. Diese Frage wäre jedoch nur zu beantworten für den Fall der Ausdehnung des französischen Sprachunterrichts auf mindestens 5 Jahreskurse mit wenigstens je 3 Wochenstunden. Das Ziel, welches dann in Sprechen und analogen schriftlichen Ausdruck zu setzen wäre, würde dem Sprachunterricht ein derart verändertes Gepräge verleihen, dafs auch die zweite Prüfungsarbeit eine andere als ein rein grammatisches Extemporale sein würde, wenn nicht fortdauernd die Abschlufsprüfung den Unterricht von der zum Ziel des Sprechenkönnens führenden Bahn ablenken sollte.

[1]) Sallwürk. Fünf Kapitel vom Erlernen fremder Sprachen S. 31 f.

Alsdann würde auch die Prüfungsarbeit den Charakter einer selbständigen Arbeit an sich tragen müssen, der Art jedoch, daſs dieselbe an alle Examinanden gleich hohe Anforderungen stellte.

Handelte es sich nur darum, daſs durch die schriftliche Prüfung der Nachweis der Befähigung zum freien schriftlichen Gebrauch der französischen Sprache erbracht werde, dann würde die freie Niederschrift eines in französischer Sprache vorgelesenen zusammenhängenden Textes am zweckmäſsigsten erscheinen. Diejenige Fertigkeit aber, welche beim Sprechen vorzugsweise zur Geltung kommt, die Fertigkeit, im Tempo der raschen Rede und Gegenrede einen Gedanken zu formulieren und zum Ausdruck zu bringen, würde durch die Arbeit vorbezeichneter Art nicht nachgewiesen; denn solche gewährt auch bei knapp bemessener Arbeitszeit dem Suchen nach der Form mehr Raum als das Gespräch, welches rasches Disponieren verlangt. Soll aber die Fähigkeit hiezu unter Festhalten am System der Befreiung von der mündlichen Prüfung nachgewiesen werden, so entsteht ein Widerspruch, der im Nachweis einer Fertigkeit der Zunge auf schriftlichem Wege, mit der Hand und der Feder, liegt. Es kann sich also bei dem, was nachstehend vorgeschlagen werden soll, nur um ein Auskunftsmittel handeln, aber um ein Auskunftsmittel, welches zweckentsprechend die Befähigung erwiese, rasch über den geübten Sprachstoff zu verfügen und mit demselben einen Gedanken in korrekter Form zum Ausdruck zu bringen. Dieses Mittel wäre ein deutsch-französisches Extemporale, bestehend aus einer Reihe inhaltlich zusammenhängender, aber kurzer Sätze, welche in den Formen der gebildeten Umgangssprache zu halten und inhaltlich jenen Gebieten zu entnehmen wären, welche die Schulordnung den praktischen Sprachübungen anweist. Jeder Gedanke oder Satz wäre einmal in mäſsigem Tempo deutsch vorzusprechen, um sofort und rasch in französischer Form frei, dem Sinne nach, doch korrekt, zu Papier gebracht zu werden. Die Gedankenrichtung der Darstellung wäre vor Beginn der Arbeit in kurzer Fassung und in deutscher Sprache, vielleicht in Form eines ausführlichen Titels anzudeuten. Sprechfertigkeit kann durch Extemporaleschreiben so wenig wie Hörfähigkeit durch Diktatschreiben gewonnen werden; wer aber das Diktat für einen Prüfstein des raschen Erfassens mit dem Ohre hält, der wird auch das Extemporale obenbezeichneter Form für ein Beweismittel erzielter Sprechfertigkeit ansehen.

Für eine Seite des Unterrichts, die Aussprache, ist keine Art von Prüfung möglich, auſser die mündliche, und ihr allein dürften sämtliche Examinanden unterworfen werden, wenn die Schulordnung die Aussprache besonders betont und eine Vernachlässigung derselben verhindert werden soll. Es wäre genügend, wenn jeder Absolvent gehalten wäre, etwa ein Dutzend Zeilen leichten Dialogs vorzulesen.

Jene mündliche Prüfung der schlechteren Schüler, welche nach bisheriger Übung im Übersetzen nicht gelesener Stellen eines franz. Schriftstellers besteht, findet am besten nicht statt. Es soll der Prüfungskommission die Möglichkeit benommen sein, durch milde

Zensur einer so bescheidenen Leistung wie die Übersetzung einer leichten Stelle von wenigen Zeilen die Wirkung ungenügender Leistungen während des Schuljahres und in der schriftlichen Prüfung aufzuheben. Wenn der „Dreier" im Französischen so leicht erworben wird, dann werden faule oder zu schwache Schüler geradezu verleitet, den genannten Gegenstand in den letzten Jahren aus ihren Studien auszuschalten, um so mehr als eine andere ebenfalls reformbedürftige Einrichtung die Möglichkeit hiezu bietet. Ein Schüler, welcher in der VI. Klasse im Französischen mit IV abschlofs und in der VII. Klasse im gleichen Gegenstande, vielleicht auf Kosten eines anderen, sich auf „noch genügend" erhob, kann in den beiden letzten Jahren die schlechtesten Zensuren in diesem Fache über sich ergehen lassen, hat doch ein „Vermerk" der VIII. Klasse keine anloge Wirkung am Jahresschlusse der IX. Klasse, und ist die Aussicht, für die mäfsige Übersetzung einer leichten französischen Stelle „noch II" zu erwerben, gewifs nicht gering, wenn diese Note das Nichtbestehen der Prüfung „wegen dieses einen Faches" verhindert. Deshalb ist es sehr zu wünschen und im besonderen Interesse des rasch verlaufenden franz. Unterrichts gelegen, dafs die Ausdehnung der Wirkung eines Vermerks auf alle Klassen ausdrücklich verfügt werde, und dafs die Schulordnung die Bestimmung enthalte: „einem Schüler, welcher in der VIII. Klasse in einem Gegenstande nicht genügte und welcher am Schlusse der IX. Klasse sowohl im Jahresfortgange als auch in der schriftlichen Prüfung im nämlichen Gegenstande ebenfalls ungenügende Leistungen aufzuweisen hat, ist das Reifezeugnis zu verweigern". —

Möchten meine Ausführungen wenigstens dazu beitragen,

1. dafs der franz. Lektüre, frei von Aufgaben, welche sie schädigen, in den beiden oberen Klassen ein breiterer Raum eingeräumt,
2. dafs das grammatische Pensum verringert und praktischer eingeteilt,
3. **dafs der Übungsstoff scharf abgegrenzt und planmäfsig aufgebaut werde,**
4. dafs endlich Ziele gesteckt werden, welche innerhalb des vergönnten Zeitraums erreichbar sind.

Freising. Freyberg.

Erinnerungen aus einem Studienaufenthalte in England, unternommen zum Zweck des Studiums der dort üblichen naturwissenschaftlichen Unterrichtsmethoden.[1])

„Willst du dich selber erkennen, sieh', wie die andern es treiben,
„Willst du die andern versteh'n, blick' in dein eigenes Herz."

Wenn wir aus unseren dichtbewohnten, wohlbebauten und streng organisierten Gegenden uns in Gebiete begeben, wo Menschen nur vereinzelt oder noch gar nicht Hütten bauen und wo der Pfiff der Lokomotive noch nie gehört wurde, dann fühlen wir uns wohl mit Recht berufen, unsere Einrichtungen dort einzuführen und unsere in langer Geschichte herangereiften Gebräuche und Sitten für nachahmenswerte Muster zu halten.

Kommen wir dagegen in jenes Land, wo die erste Dampfmaschine als kraftvolle Dienerin zur Förderung des Bergbaues[2]) in Betrieb genommen wurde und wo die ersten Eisenbahnen[3]) ein sich stetig kräftigendes Band zwischen verschiedenen Gemeinden und Interessen zu knüpfen begannen, so mufs unsere Aufgabe in erster Linie die sein, die Entwickelungsgeschichte dieses Landes mit der ebenso alten unseres eigenen Landes zu vergleichen und an den Folgen der eigenartigen Entwickelung beider zu lernen, inwieweit der besondere Entwickelungsgang auch besondere Vorteile und Nachteile zeitigte. Wir werden dann gar bald gewahr werden, dafs wir trotz aller Vorzüge unseres Ganges so wenig, wie irgend ein anderes Volk, den allein zum Ziele führenden Weg schon gefunden, sondern dafs gegenseitige Beobachtung und gegenseitiges Lernen uns sicherere Gewähr bietet, den Weg zum Ziele zu finden, als einseitiges Festkleben an überkommenen Anschauungen und Gewohnheiten.

Amerika, das am willigsten von anderen Nationen gelernt hat, hat sicher hiedurch nicht gelitten, und wie hoch es die Anregung von aufsen her noch jetzt zu schätzen weifs, dafür mag als ein Beispiel dienen, dafs an vielen amerikanischen Hochschulen Professoren jedes 7. Jahr ein Sabbatjahr haben, d. h. jedes 7. Jahr mit Bezug ihres Gehaltes zu Reisen ins Ausland beurlaubt werden.

In Amerika besteht auch im selben Sinne der Brauch, Professoren bedeutenden Namens zur Abhaltung einer Reihe von Vorträgen aus Spezialgebieten zu gewinnen. J. J. Thomson's „Discharge of Electricity through gases"[4]) ist ein Beispiel solcher Vorträge; sie sind in Princeton in Amerika gehalten worden.

---

[1]) Vortrag, gehalten im S.-S. 1899 in der Kartellverbandssitzung der wissenschaftlichen Vereine der Universität München.

[2]) Newcomen 1705 in Devonshire, James Watt 1768 in Birmingham († 1819).

[3]) Stephenson 1814 Darlington-Newcastle (Fulton's Hudsonflufsdampfer in Amerika 1807).

[4]) Ins Deutsche übersetzt von P. Ewers; erschienen bei Barth, Leipzig 1900.

Ähnlich ist es, wenn seitens der Royal Institution in London ausländische Gelehrte zu Vorträgen eingeladen werden, und mehr denn einmal haben deutsche Gelehrte vom Namen eines Helmholtz und Virchow dort gesprochen und aus eigenem Wissen mitgeteilt und sicherlich auch gewonnen durch anders gerichtete Anschauungen, die sie jenseits des Kanals kennen lernten. Ein solcher wissenschaftlicher Verkehr zwischen deutschen und englischen führenden Geistern hat gewifs in beiden Ländern seine Früchte getragen und hat, dank der Unabhängigkeit wissenschaftlicher Fragen von politischen Verkettungen, weltweiten Nutzen gestiftet.

Hätte sich England in politischen und sozialen Fragen nicht so lange in seiner „splendid isolation" gefallen und bereitwilliger von anderen Nationen gelernt, vielleicht würden wir innerlich den Engländern näher stehen, als es gegenwärtig in der Regel der Fall ist; so aber haben sich diesseits und jenseits des Kanals Anschauungen herausgebildet, die sich in vieler Beziehung schroff gegenüberstehen.

Wir Deutsche dürfen stolz sein auf unsere umfassenden, einheitlichen organisatorischen Fortschritte; wir freuen uns unseres einheitlichen, aufs allgemeine Wohl mehr als auf persönliche Vorteile gerichteten Unterrichtswesens, wir müssen, wenn wir's ehrlich meinen, uns glückwünschen zu der Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht, die das Wort „Einer für alle, alle für einen" zur That macht und uns gleichzeitig in den Stand setzt, in der Verwaltung und Leitung gewaltiger Menschenmassen Erfahrungen zu sammeln, wir stellen gerne dem Staate unsere besten Kräfte zur Verfügung, der seinerseits wieder gerne dem Schwachen zu Hilfe kommt und bei uns in Deutschland eigentlich ganz selbstverständlich die Sorge für Einrichtungen zu tragen hat, die der Allgemeinheit gewidmet sind, wie Schulen, Krankenhäuser und ähnliche Institute.

In England kennt man derartige Zentralisierung wenig: zum grofsen Teil steht man ihr feindlich gegenüber; ein englisches Sprüchwort sagt: „Mein Haus ist meine Burg" und thatsächlich ist auch fast jeder Arbeiter Hausbesitzer: er bewohnt ein wenn gleich recht bescheidenes, so doch ihm ganz allein zugehöriges Häuschen, in dem er nach des Tages Arbeit mit seiner Familie und einigen engeren Freunden sich Erholung schafft. Von Jugend auf gewöhnt, selbständig zu arbeiten, um entsprechend seinen jeweiligen Leistungen eine mehr oder weniger einträgliche Stellung zu erringen, wünscht der Engländer sich sein Leben nach eigenem Geschmacke einzurichten und will mit allgemeineren Einrichtungen nur ungerne zu thun haben. Es gibt für ihn kein Gymnasium, das ihn auf den sicheren Weg zu einer ihm bereits auf Lebenslänge vorher angebbaren Stellung führt, wenn er seine Pflicht thut, und so gewöhnt er sich bald daran, für sich selbst zu sorgen — und als Folge in erster Linie auch für sich selbst zu denken, während bei uns der Staat dem einzelnen grofsenteils die Sorge abnimmt, und dafür dann aber auch der einzelne mehr Interesse an allgemeineren staatlichen Einrichtungen nimmt.

Während daher bei uns sehr bald nach Staatshilfe gerufen wird, glaubt der Engländer eher an die Aufforderung „hilf dir selbst“.

Ich könnte im einzelnen weiter ausführen, wie sich dieser grundlegende Unterschied in englischem und deutschem Auffassen äufsert und welche Folgen daraus entspringen; indes will ich nur auf die Wirkung beider Auffassungen hinweisen, die man hüben und drüben bereits sieht:

Der Engländer wird nur zu leicht verführt, an die Macht des persönlichen Wollens eher zu glauben als an die Wirksamkeit allgemeiner Grundsätze und organisierter Einrichtungen, welche den einzelnen nötigen, eigene Wünsche zu Gunsten des ganzen Apparates zu unterdrücken, wir werden zu leicht geneigt, an dem Erfolg eigenen Wollens zu verzweifeln, da wir oft dem ganzen Apparat gegenüber ohnmächtig sind.

Die meisten Engländer würden allgemeine Wehrpflicht für einen Eingriff in die persönliche Unabhängigkeit halten, während doch im Ernstfalle und auch so schon viele freiwillig Militärdienst als „volunteers“ thun, besonders Studenten. Sie sind gegen ein Gesetz wie das unserer Altersversicherung mit der Begründung, man ziehe dadurch arme Leute grofs und mache sie gleichgültig im Kampf ums Dasein, und trotzdem spendet ein einzelner Mann aus eigenem Antrieb Millionen zur Verbesserung der Lage der Armen. Man ist wenig zu einer staatlichen Organisation des höheren Unterrichtswesens geneigt, und trotzdem werden von Privaten mächtige Summen zur Stiftung von Schulen bewilligt, denen gegenüber das, was bei uns aus Privatmitteln geschieht, nichts ist.

Kurz: Der Engländer ist gegen Zentralisation, weil er seinen eigenen Willen behalten will und weil er im Konkurrenzkampfe des einzelnen gegen den einzelnen den Hauptsporn zum Fortschritt sieht. So richtig dies ist, so ist nicht zu vergessen, ob nicht die Gesamtzahl der im Konkurrenzkampf Unterliegenden bei diesem System unverhältnismäfsig grofs wird und ob nicht in unseren Zeiten, wo man das Prinzip der Ökonomie selbst in die Wissenschaft klar eingeführt sieht, dieses Konkurrenzsystem zu teuer kommt, weil es den einzelnen zu sehr aufreibt.

Ich mufs eine weitere Erörterung derartiger Gedanken unterdrücken und bin, fürchte ich, in dem bisher Gesagten bereits zu weit gegangen; wir Physiker dürfen uns eigentlich nicht auf diese Gebiete begeben; sie stehen den Juristen und Nationalökonomen zu, während wir die bescheidene Aufgabe haben, mit der sogenannten leblosen Materie uns zu beschäftigen und nur insoferne mit obigen Fragen in Berührung treten müssen, als wir der Natur dies und jenes Gesetz ablauschen können, an das anschliefsend der Ingenieur jene hilfreichen Maschinen ersinnt, die, trotzdem sie leblos sind, nimmermüde die schwache Menschenkraft ersetzen.

Und weiter dürfen wir unseren Gedankenkreis von der Materie weg zu beseelten Wesen lenken, wenn uns die Aufgabe wird, das was die Natur uns gelehrt, unsere Schüler zu lehren, wenn wir zeigen

dürfen, auf welchen Wegen wir in die Geheimnisse der Natur eindringen können.

In dieser zweiten Aufgabe, der erzieherischen Aufgabe, die dem Naturwissenschaftler zufällt, habe ich in England nicht wenig Anregung und Neues gefunden, und ich darf vielleicht im folgenden einiges aus meinen Erfahrungen hierüber mitteilen.

Viel mehr als bei uns erfreut sich in England die erste Stufe schulmäfsiger, erzieherischer Einwirkung grofser Pflege: der Kindergarten. Er ist zwar ein deutsches Produkt und hat auch im Auslande seinen deutschen Namen behalten, aber der Kindergarten ist doch, glaube ich, in England viel weiter verbreitet als bei uns. Ich hatte das Glück, längere Zeit bei einer englischen Professorenfamilie zu Gaste zu sein, welche drei Kinder hatte. Von diesen war das jüngste gerade seit einem halben Jahre in einem Kindergarten, und da die Kleine sehr gesprächig war, so erzählte sie stets genau, was sie alles gelernt, und überredete mich auch einmal, mit in die Schule zu kommen; ich habe aufser diesem Kindergarten noch einen genauer kennen gelernt und war besonders darüber erstaunt, dafs die Kinder schon sehr frühe solche Schulen besuchen, schon mit 3 oder 4 Jahren, und dafs z. B. das genannte Mädchen, welches 4 Jahre alt war, schon gelehrt worden war, ihren Namen zu schreiben, oder anzugeben, was vertikal, horizontal und schräg bedeutet. Da es in England keinen so strengen Schulzwang gibt, wie bei uns, und da die öffentlichen Schulen nicht entfernt so regelmäfsig gegliedert sind, wie unsere, so übernimmt der Kindergarten die Vorerziehung: in ihm lernen die Kinder bereits mit 5 und 6 Jahren rechnen und schreiben und erlangen eine Reihe naturwissenschaftlicher Kenntnisse; nur die Hälfte der dort zugebrachten Zeit ist dem Spiele gewidmet, die andere Hälfte bringt schulmäfsigen Unterricht; der naturkundliche Unterricht schliefst sich direkt an Gebrauchsgegenstände an und besteht in „object lessons“, wie sie im Fröbelschen System weit ausgebildet sind. Ihr Hauptziel ist, das Kind beobachten und seine Sinne gebrauchen zu lehren, und um seine Aufmerksamkeit zu gewinnen, sind die Objekte dem täglichen Leben entnommene Gegenstände: man legt dem Kinde die Fabrikationsstufen der Kakaobohne, die Gewinnung und Verarbeitung der Seide, des Zuckers, die Herstellung des Bleistiftes und ähnliches an gut zusammengestellten Präparaten dar und gewöhnt es daran, das, was es sieht, genau zu beachten und über das Beobachtete nachzudenken; daneben erfährt es einen Zuwachs an Kenntnissen, die man nicht gerne entbehren wird, und lernt im ganzen im Kindergarten mehr und richtiger Naturkunde als es uns bis vor 10 Jahren auf den Gymnasien zu lernen möglich war.

Während bei uns der Knabe in die Lateinschule kommt, wenn er befähigt ist — oft auch, wenn er es nicht ist — tritt er in England mit etwa zehn Jahren in eine „secondary school“ ein. Diese ist aber nicht eine staatliche Einrichtung, sondern entweder eine Stiftung aus früherer Zeit, wie die grofsen Schulen zu Harrow, Eton und Rugby, oder sie ist eine Art Pensionat, in dem der Besitzer, unterstützt durch zwei, drei oder

mehrere Lehrer den Unterricht erteilt. Der Knabe lernt dort von dem, was wir in Lateinschulen zu lernen haben, so viel als er gerade fassen kann; ein Fach, welches ihm schwerer fällt, kann er ohne besonderen Schaden etwas vernachlässigen. Zu besonderem Ansporn dienen ihm Preise, die er in Geld oder Geldeswert erhält und die die Höhe unserer grofsen Stipendien erreichen, wenn er das Eintrittsexamen für die Universität gut besteht; in vielen Fällen bekommen auch die Lehrer für die Erfolge ihrer Schüler Preise; natürlich hat dies die Wirkung, dafs ein Pensionatsbesitzer vor allem trachtet, nur tüchtige Schüler aufzunehmen, und dafs schwächer begabte Schüler leicht benachteiligt werden.

Zum Übertritt an die Universität und namentlich an die besten der englischen Hochschulen Cambridge und Oxford ist die Kenntnis von Griechisch und Latein Vorbedingung. Bis vor wenigen Jahren war sogar noch verlangt, griechische und lateinische Verse zu machen. Naturwissenschaftliche Kenntnisse werden nicht gefordert, aber die meisten Mittelschulen, auch jene, welche an der klassischen Erziehung festhalten, geben Unterricht in Physik, Chemie und Botanik. Der Unterricht in Physik oder Chemie, wie ich ihn an der Universität Cambridge kennen lernte, ist gründlich und stellt auch an Mediziner die Forderung, praktisch zu arbeiten.

Der Unterricht in Physik und Chemie an guten Mittelschulen — die einzelnen Mittelschulen sind sehr verschieden — ist meiner Ansicht nach besser als bei uns. Ich habe eine grofse Reihe von Schulen besucht und in Harrow (bei London), Tonbridge, Dunstan-College bei Catfordbridge und in Leeds dem Physikunterricht beigewohnt.

Was mir aufserordentlich gefiel und nach meiner mehrjährigen Erfahrung an der technischen Hochschule als unbedingt anstrebenswertes Ziel erscheint, ist, dafs dort nicht in erster Linie eine Definition aus einem Buche gelernt wird, wenn der Physikunterricht beginnt, sondern dafs der Schüler zunächst einmal das sehen darf, was später besprochen wird, und dafs von dem wirklichen Gegenstand und dem wirklichen Vorgang zu dem begrifflichen übergegangen wird und zweitens, dafs die Schüler von allem Anfange an selbst praktisch arbeiten dürfen. Es ist in England bereits 1883, d. i. zu jener Zeit, wo man dort anfing, naturwissenschaftlichen Unterricht in Mittelschulen allgemeiner einzuführen, damit begonnen worden, Physik und Chemie im Laboratorium zu lehren, A. M. Worthington, damals im Clifton College zu Bristol, hat zu jener Zeit das erste Schülerpraktikum abgehalten. In Deutschland haben wir sehr frühe eingesehen, dafs gediegene physikalische Kenntnisse nur dann erworben werden können, wenn unsere Studenten nicht blofs Experimentalvorlesungen mit anhören und ansehen, sondern auch selbst in den Übungen den Erscheinungen unmittelbar gegenübergestellt werden. In England ist dieses bei uns an Hochschulen eingebürgerte System auch an den Mittelschulen eingeführt und hat überall Anerkennung und Hausrecht gefunden, wo der Hauptzweck naturwissenschaftlichen

Unterrichts darin gesehen wird, die Schüler den Geist der Naturwissenschaften kennen lernen zu lassen und den erzieherischen Wert auszunützen, der „in der Gewöhnung zur Aufmerksamkeit, zur äufsersten Sorgfalt, zur ruhigen Beharrlichkeit und Objektivität des Urteils liegt“ — Momente, die am besten bei praktischer Thätigkeit im chemischen oder physikalischen Laboratorium hervortreten. Ich habe nirgendwo in England eine Schule angetroffen, wo Physik oder Chemie oder Physiologie gelehrt wurde, ohne dafs auch ein Schülerlaboratorium vorhanden gewesen wäre. In Deutschland gibt es solche erst seit 7 Jahren am Dorotheenstädtischen Gymnasium zu Berlin, im Schwarzwalde und namentlich mehrere in Sachsen. Im Jahre 1899 ist hierüber ein Bericht von Dr. Rühlmann in Döbeln in der Zeitschrift für physikalischen und chemischen Unterricht erschienen.

Ich war bei mehreren Debatten über physikalischen und chemischen Unterricht zugegen, von denen eine gelegentlich der englischen Naturforscherversammlung 1898 in Bristol abgehaltene und eine sehr ausgedehnte gelegentlich der Conferenz der Headmasters — Institutsvorsteher oder Rektoren — 1899 in London veranstaltete aufserordentlich lehrreich und eingehend waren. Es wurde dort für ganz selbstverständlich gehalten, dafs man sofort mit Aufnahme der Physik oder Chemie als Lehrgegenstand auch ein Laboratorium einführen müsse. Es ist zwar stets betont worden, dafs dies Kosten verursache, dafs in Französisch oder auch Mathematik nur mit Hilfe von Tafel, Kreide und Schwamm unterrichtet werden könne, während der Physikunterricht Apparatkosten verursache; ich habe aber andererseits Institute und Schülerlaboratorien gesehen, die mit so einfachen Unterrichtsmitteln ausgestattet waren, dafs die Anschaffungskosten nur etwa 2000 Mark betrugen. Ich glaube, es ist diese Art des Physikunterrichts, die thatsächlich an die Natur anknüpft und nicht an ein Lehrbuch, erheblich besser als die bei uns an Mittelschulen übliche. Ich glaube auch, dafs sich ohne zu grofsen Geldaufwand Gymnasien mit Schülerapparaten ausstatten liefsen, wenn die Apparate teilweise von Physikstudierenden in Hochschulkursen verfertigt würden und zwar stütze ich mich hier im speziellen auf die Erfahrung, welche ich in einem solchen Kurse während des Sommersemesters 1899 an der technischen Hochschule München sammeln konnte. Diese Herstellung einfacher Apparate würde auch, solange unsere Physikstudierenden nicht schon auf der Mittelschule eine praktischere Heranbildung geniefsen, ihnen reichliche Gelegenheit geben, mit der Materie in ihrer wahren Gestalt und Eigenschaft direkt und nicht blofs in ihrer idealisierten Form, wie sie in Lehrbüchern vorkommt, vertraut zu werden. Für den chemischen Unterricht ist das praktische Verfahren natürlich noch wichtiger. Hier liegt aber glücklicherweise ein grofser Vorteil in den geringeren Kosten, welche chemische Übungen verursachen; um ihretwillen ist in England Chemieunterricht vor dem physikalischen eingeführt worden.

Man ist in England in der Betonung der Wichtigkeit des Schüler-

versuches so weit gegangen, dafs man Lehrbücher überhaupt eliminieren wollte und den Schülern zumutete, physikalische Erscheinungen und Gesetze sozusagen noch einmal selbst zu entdecken aus möglichst eigener Kraft; es wird in diesem Falle der Schüler ohne weiteres vor den Versuchsapparat gestellt und angeleitet, selbst irgendwelche Eigenschaften, z. B. Auftrieb eines Körpers im Wasser, Gewicht der Luft etc. zu finden und Gesetze zu konstruieren. Der Urheber und Hauptverfechter dieser Methode, der „heuristischen Methode", ist der Chemieprofessor Armstrong vom City- und Guilds-Polytechnikum in London. Ich war mehrmals, 1897 und 1898 in Schulen, in welchen nach der heuristischen Methode gearbeitet wurde, und habe Mädchen im Alter von 14 Jahren die Dichte der Luft mit mindestens ebenso grofsem Interesse und Verständnis bestimmen sehen, als es in unseren Studentenübungen geschieht; die Versuchsresultate wurden in eigene Hefte eingetragen, und ich war wirklich überrascht zu sehen, mit welcher Klarheit und Sauberkeit die Beobachtungen angestellt waren und verwertet wurden. Ohne Zweifel ist diese Art der Schülerübungen etwas zu extrem; man kann nicht erwarten, dafs es ebenso viele Galilei's und Archimedes gibt wie Schulkinder, und Armstrong's Anhänger geraten in die Gefahr zu vergessen, dafs wir dann, wenn wir eine physikalische Erscheinung verstanden haben, ohne Gnade auch unser Gedächtnis zur Hilfe beiziehen müssen, um weitere zu studieren; aber die heuristische Methode zeigt uns den Weg, auf dem ein gründliches Verständnis erzielt wird. Die Gründlichkeit ist aber nach unseren Erfahrungen die oberste Bedingung eines nutzbringenden Mittelschulunterrichtes. Was helfen uns eine Menge auswendig gelernter Thatsachen, wenn der Schüler in der Natur das nicht erkennt, was er in seinem Buche genau auseinanderzusetzen gelernt hat?

In dem unter der Leitung von M. Stuart stehenden Dunstan-College (Catford-Bridge) wird der praktische Weg zur Aneignung von Verständnis für wirkliche Dinge sogar im Geometrieunterricht eingeschlagen. Mittels Mafsstabes und Papierstreifens, welcher um ein Arzneiglas gelegt wird, wird die Zahl π durch direktes Ausmessen vom Schüler gefunden, ähnlich wie es bei den Ägyptern geschehen sein dürfte. Flächeninhalte werden durch direktes Belegen mit kleinen Flächenstückchen, Volumina mit kleinen Kuben gemessen. Dafs so unterrichtete Schüler jemals Strecken und Flächen addieren, ist natürlich unmöglich.

Es ist zu allgemein bekannt, wie wichtig das Spiel in der englischen Erziehung ist, als dafs ich besonders hervorheben müfste, dafs ich überall lebhaften Eifer für das Spiel fand. Es wird mit Recht gepflegt; denn es hat anerkanntermafsen hohen erzieherischen Wert: es mufs der Knabe sich seiner Partei unterordnen, darf nicht empfindlich sein und mufs im stande sein, trotz günstiger Chancen das Spiel sofort abzubrechen, wenn der Aufsichtführende einen Fehler bemerkt und mit der Pfeife das Zeichen zur Unterbrechung gibt. Ferner gewährt das Spiel den grofsen Vorteil, die

Knaben in der freien Zeit zu beschäftigen und zwar so zu beschäftigen, dafs sie herzlich müde nach Hause kommen; aufserdem geben die Spiele reichlichen Unterhaltungsstoff, was um so wichtiger ist, als die meisten Schulen Internate sind, und schliefslich tragen sie wesentlich bei, das Band zwischen Lehrer und Schüler enger zu knüpfen, da erstere am Spiele stets teilnehmen. Leider ist die höhere Schulbildung in England kostspielig; hervorragende Schulen, wie Harrow und Eton, erfordern einen jährlichen Geldaufwand von 3000—4000 Mark; nur sehr begabte Schüler können erhebliche Geldsummen als Stipendien erhalten und zwar ohne Rücksicht auf Dürftigkeit.

Neben dem Spiele sorgen turnerische Übungen für mens sana in corpore sano. Manche schwächlichere Schüler können aus Gesundheitsrücksichten an den gefährlichen Spielen wie Fufsball nicht teilnehmen; sie haben sich während der Spielzeit in den geräumigen und sehr vollständigen, nach deutschem Muster ausgestatteten Turnsälen in Freiübungen und im Geräteturnen auszubilden.

Ferner fehlen an keiner der besseren englischen Mittelschulen die „workshops“ d. i. Schülerwerkstätten, in welchen die Knaben unter der Leitung von Werkmeistern verschiedene kleinere oder gröfsere Handarbeiten ausführen können; Holzarbeiten erfreuen sich der gröfsten Beliebtheit: kleine Kästchen, Köfferchen, Regale oder fahrbare Boote sind die zumeist hergestellten Produkte und zwar müssen alle diese Arbeiten nach Mafs und Zeichnung sauber durchgeführt werden; gewandtere Knaben dürfen sich mit Metallarbeiten beschäftigen, an der Drehbank üben und selbst kompliziertere Apparate wie z. B. eine kleine Dampfmaschine in Angriff nehmen. In Harrow, einer der bedeutendsten und ältesten Schulen, sind alle die genannten Hilfsmittel körperlicher Ausbildung in reichem Mafse vorhanden und bringen vielen Nutzen. Die Schülerwerkstätten sind namentlich von körperlich schwächeren Schülern gerne besucht und von anderen nur, wenn die Witterung die Spiele im Freien unmöglich macht.

Der englische Knabe wird nicht so einseitig geistig ausgebildet, als es bei uns leicht geschieht, und bleibt in den Internaten durch seine vielseitige Ausbildung vor Müfsiggang leichter bewahrt, der aller Laster Anfang ist. In der Higher Grade School in Leeds (Yorkshire), welche Schülerwerkstätten nach Charlottenburger Muster eingerichtet hat, ist man so sehr über den Erfolg mit ihnen befriedigt, dafs bereits eine erhebliche Erweiterung derselben vorgenommen wurde.

Das Universitätsleben, in welches der Eintritt auf Grund eines besonderen Examens erfolgt, ist in London oder in Schottland von dem deutschen nicht sehr verschieden, nur fehlen unsere Verbindungen vollständig. Ein spezifisch englisches Universitätsleben, so wie es früher war und welches sicher viele gute Seiten hat, hat sich nur in Oxford und Cambridge erhalten.

Schon äufserlich ist dort der Student durch einen sehr kleidsamen schwarzen Talar „gown“ und eigengeformte schwarze Mütze „cape“ erkennbar. Die äufserliche Auszeichnung soll ihm einerseits zum Bewufst-

sein bringen, dafs er auch in Äufserlichkeiten, seinem Stande entsprechend, vorsichtig und vornehm sein soll, und zweitens ist sie das Hilfsmittel, ihn leichter zu erkennen, wenn er sich auf verbotenen Wegen befindet. Es ist der Student von Cambridge oder Oxford nicht sein eigener Herr wie bei uns, und kann es auch nicht im selben Mafse sein, da er schon mit 16 Jahren die Universität bezieht, sondern er mufs entweder in eines der Colleges, d. i. grofsartige, künstlerische, klosterähnliche Paläste, in welchen die Studenten wohnen und gemeinsam ihre Mahlzeiten einnehmen, eintreten oder er mufs eine ihm von seinem „Tutor“, d. i. ein besonderer Beamter seines College, empfohlene Wohnung beziehen, die natürlich unter dauernder Kontrolle steht. Es gibt in Cambridge zur Zeit etwa 12 Colleges; sie sind aber gegenwärtig zu klein, um die 3000 Studenten aufzunehmen, und daher müssen viele Studenten in Privatwohnungen eingemietet werden; die Mahlzeiten müssen aber mindestens dreimal in der Woche im College eingenommen werden; auf Verlangen werden sie zu den übrigen Zeiten den Studenten auf die Wohnung gebracht. Jedes College bildet eine Art Korporation, welche dem Studenten besondere Vorteile gewährt, ihm aus Stiftungsgeldern Unterstützung bewilligt und falls er sehr tüchtig ist, sogar ein fellowship zuerkennt, d. i. ein für mehrere Jahre nach Beendigung seiner Studien gewährter Gehalt und Rang, der durch ein eigenes fellowship-Examen erworben werden mufs und nur die Verpflichtung zur Abhaltung einiger Vorlesungen auferlegt; manche fellowships gelten auf Lebenszeit und verlangen nicht einmal die Anwesenheit in Cambridge; in der Regel wohnen die fellows aber nicht nur in ihrer Universitätsstadt, sondern sogar in der ihnen zugewiesenen, angenehmen Wohnung im College. Die einzelnen Vorlesungen sind dem jüngeren Studenten vorgeschrieben und werden von ihm nach Rücksprache mit seinem persönlichen Beirat, dem „Tutor“, belegt.

Bis 10 Uhr abends haben die ersten und zweiten Semester zu Hause zu sein und nach 10 Uhr dürfen auch ältere Semester weder mehr ausgehen noch Besuche einlassen. Verfehlt man sich gegen diese Vorschriften, so tritt Bestrafung mit Hausarrest ein; wer innerhalb des College wohnt, kann aber auch nach 10 Uhr noch dort einlogierte Freunde aufsuchen. Vermieter von Studentenwohnungen, die aus Wohn- und Schlafzimmer bestehen, sind streng gehalten, Anzeige zu erstatten, wenn ihre Mieter nicht pünktlich eintreffen und dürfen diesen nie den Hausschlüssel übergeben, damit die Kontrolle streng geübt werden kann.

Um Studenten zu ermitteln, welche ohne Erlaubnis oder ohne ihr besonderes Gewand nach 10 Uhr noch auf der Strafse sind oder sich ordnungswidrig verhalten, sind die sog. „Proctors“ aufgestellt, d. i. zwei Beamte der Universität, welche dem Lehrkörper angehören und alle Jahre neu gewählt werden. Ihnen stehen besondere Bedienstete, eine Art von Pedellen zur Seite, welche einen Studenten gegebenen Falls ersuchen, zum Proctor zu kommen, „der ihn zu sprechen wünsche“. Die Ursache einer solchen Citation ist häufig nur die, dafs der Attentäter in seiner besonderen Kleidung „cape“ und „gown“

raucht, oder seinen Talar, statt ihn anzuhaben, nur nachlässig über den Arm geworfen trägt; die Folgen sind verschieden hoch bemessene Geldstrafen, welche dem College zu gute kommen.

Obwohl uns derlei Einschränkungen des Studenten rigoros erscheinen, werden sie von dem Engländer ohne besondere Widerspenstigkeit hingenommen, und sie üben ohne Zweifel auf gutes, taktvolles Benehmen des Akademikers einen sehr günstigen Einflufs aus. Sie unterstützen die Absicht der altenglischen Universitäten, dem Studenten nicht blofs Kenntnisse beizubringen, sondern ihn zu einem gentleman auszubilden, ganz wesentlich.

Dem gleichen erzieherischen Zweck dient die starke Pflege, welcher sich die Spiele erfreuen und der zu Liebe an den Nachmittagen fast nie Vorlesungen stattfinden. Es sind nur Übungen und Vorlesungen über spezielle Fächer, an welchen nur ältere Herren teilnehmen, auf Nachmittagsstunden verlegt. Aufserdem besteht für gesellschaftliche Ausbildung eine besondere, allgemeine Vereinigung von Studierenden, die „Union Society", um die ich die altenglischen Universitäten oft beneidet habe. Diese Vereinigung hat den Zweck, eine jedem Angehörigen unmittelbar zugängliche Bibliothek zu halten, in der viele in- und ausländische Zeitungen und Zeitschriften, zum Teil in mehreren Exemplaren, aufliegen und welche nicht blofs unter Tags, sondern bis abends 10 Uhr geöffnet ist. Die Gesellschaft besitzt ein eigenes Haus mit grofsem Saale, in welchem wöchentlich einmal gröfsere Debatten abgehalten werden, die den Studenten Gelegenheit bieten, sich in freier Rede zu üben. Viele der tüchtigsten englischen Parlamentarier sind in den „debating societies" zu Oxford und Cambridge gut vorgebildet worden, und durch die Mannigfaltigkeit der besprochenen Sachen erhält der Student durch sie vielfache Anregung und Belehrung. Der Unterhalt eines solchen Hauses ist kostspielig, aber da die meisten Studenten und fast alle Angehörigen der Universittät dem Verbande angehören, so ist die Union Society bei einem Semesterbeitrage von 20 Mark zu einem sehr wertvollen Bestandteil der Universität geworden. Unsere allgemeinen Studentenverbände würden sicher gröfserer Beständigkeit sich erfreuen, wenn sie einmal eine ähnliche Einrichtung wie die Union Society schaffen könnten!

Trotz der beengenden Bestimmungen, welchen jeder sich unterwerfen mufs, der in Cambridge regulär studieren will, war ich als Ausländer während des dort zugebrachten Wintersemesters von ihnen nicht beeinträchtigt und habe dort vieles Entgegenkommen gefunden. Durch die persönliche Erlaubnis des Herrn Prof. J. J. Thomson, dessen Autorität auf dem Gebiete der elektrischen Gasentladungen viele Schüler, auch vom Auslande, nach Cambridge führt, und von Sir G. Stokes, dem berühmten Altmeister physikalischer Forschung, erhielt ich ohne weiteres die Möglichkeit, die mich interessierenden Vorlesungen zu besuchen und im Cavendish-Laboratorium experimentell zu arbeiten. Auch sonst fand ich in England überall liebenswürdiges Entgegenkommen und erhielt jederzeit freundlichen

Aufschlufs, wenn es sich um wissenschaftliche und erzieherische Fragen handelte.

Wenn ich auch in England während der traurigen Winterszeit mit ihren unaufhörlichen Nebeln und dem zweideutigen Wetter, das weder Regen noch Eis noch Sonnenschein bringt, mich oft zurückversetzt wünschte in unsere herrliche bayerische Gegend und in die Nähe unserer kalten aber auch im Winter freundlichen, klaren Gebirgsgegend, so denke ich doch jetzt gerne an meinen Aufenthalt in England, an die vielen in London, Glasgow, Edinburgh, Manchester, Leeds, York, Dublin u. s. w. besuchten Anstalten zurück, dankerfüllten Herzens denke ich an die vielen Freunde, welche ich in England kennen und schätzen lernte, und die gar vieles dort für mich thaten, ohne dafs ich es hier anführen könnte; dankerfüllten Herzens aber habe ich mich auch stets daran zu erinnern, dafs ich meinen Aufenthalt nicht so lange hätte ausdehnen können, wäre mir nicht auf Befürwortung der allgemeinen Abteilung der technischen Hochschule von Seite der Kgl. Bayer. Staatsregierung ein Reisestipendium aus den Mitteln des allgemeinen Stipendienfonds verliehen worden, welcher durch Landtagsabschied vom Jahre 1831 begründet wurde und schon einer grofsen Anzahl von Docenten Gelegenheit zu wissenschaftlichen Reisen ins Ausland bot.

München, Januar 1901. Dr. Karl Fischer.

Elemente der Geologie beim geographischen Unterricht.

Wohl jeder Kollege, der nur einige Jahre Unterricht in der Geographie gegeben hat, wird mit mir darin übereinstimmen, dafs bei diesem Wissenszweige auch die Elemente der Geologie hereingezogen werden müssen. Jeder Lehrer kommt gewifs gelegentlich dazu, die Schüler darauf aufmerksam zu machen, dafs die Oberfläche der Erde fortwährenden Änderungen unterworfen ist und dafs solche Veränderungen seit den urältesten Zeiten stattgefunden haben. Die wichtigsten Faktoren, welche diese Umgestaltungen hervorgerufen haben und auch noch fernerhin bewirken werden, sind folgende: Abkühlung und infolgedessen Zusammenziehung der Erdrinde (Gebirgsbildung, Hebung und Senkung), Thätigkeit des Wassers (natürlich auch des Eises) und der Luft (Verwitterung, Abtragung und Neubildung, Sedimente), u. s. w. Mit diesem Teile der Geologie, den man den dynamischen nennt, wird jeder Lehrer sehr bald vertraut und es ist auch nicht schwer, die Schüler dafür zu interessieren, weil sie für die Vorführung einer geschichtlichen Entwicklung leicht zugänglich sind. Schwieriger aber gestaltet sich der Unterricht, wenn man die Schüler auch mit der Zusammensetzung und dem Aufbau der Erdrinde einigermafsen bekannt machen will. Es läfst sich dabei nicht umgehen, dafs man auch die wichtigsten Gesteine vorführen und eine Anschauung beibringen mufs von der Architektonik der Erde und den geologischen Formationen. Ich will nun den Versuch machen, für

diejenigen Kollegen, die noch keine mineralogischen und geologischen Studien gemacht haben, die Elemente der Petrographie vorzuführen und dann diejenigen Lehrmittel anzugeben, welche etwa für die Schule notwendig sind, um alle Zweige der Geologie, wenn auch nur in elementarer Weise, im geographischen Unterrichte verwerten zu können.

Alle Bestandteile der Erdrinde heifsen Mineralien. Diese können aus einem einzigen Grundstoff (Element) oder aus mehreren bestehen, nur mufs im letzteren Fall die Zusammensetzung eine gleichartige (homogene) oder, vielleicht noch schärfer bezeichnet, eine chemische Verbindung sein. Sobald ein Mineral oder ein Mineralgemenge in gröfserer und geschlossener Masse auftritt, so dafs es Felsen, Berge oder sogar Gebirge bildet, nennt man es Gestein. Auch die in gröfseren Mengen in der Erdrinde eingebetteten Tier- und Pflanzenkörper (z. B. Kreide, Kohle) werden zu den Gesteinsarten gerechnet.

Nur wenige Elemente (Grundstoffe) beteiligen sich in hervorragender Weise am Aufbau der uns bekannten Erdrinde, so der Sauerstoff mit 50%, das Silicium mit 25%, das Aluminium mit 7% und das Eisen mit 5%; alle übrigen, ungefähr 66 Elemente müssen sich mit dem kleinen Rest von 13% begnügen.

Ebenso beteiligen sich nur wenige Mineralien in hervorragender Weise an der Bildung der wichtigsten zusammengesetzten krystallinischen Gesteine. Diese gesteinbildenden Mineralien sind folgende:

1. Quarz oder Kiesel (in krystallisierter Form Bergkrystall genannt, besteht aus Silicium und Sauerstoff = Kieselsäure; als Quarzfels und Kieselschiefer kommt er auch als Gestein vor und wird in seinen Verbindungen Silikat genannt).
2. Feldspat (a. Aluminium-Kali-Silikat,
b. Aluminium-Natron-Kalk-Silikat).
3. Glimmer (= 2a + etwas Wasser, Eisenoxyd und Magnesia).
4. Hornblende (Magnesia-Kalk-Silikat).
5. Augit (= 4, nur in anderer Krystallform).
6. Olivin (Magnesiasilikat + Eisen und wenig Sauerstoff = Eisenoxydul).
7. Magneteisen (Eisen und wenig Sauerstoff + Eisen und mehr Sauerstoff = Eisenoxyduloxyd).

Diese 7 Mineralien finden sich gewifs in der Sammlung eines jeden Gymnasiums. Sie bilden die Hauptbestandteile der meisten zusammengesetzten krystallinischen Gesteine und zwar entweder in einer Gröfse, dafs man sie schon mit freiem Auge wahrnehmen kann, oder so winzig, dafs sie erst im Dünnschliff unter dem Mikroskop sichtbar hervortreten.

Benützen wir nun blofs die Zahlen als Symbole der oben angeführten Mineralien, so läfst sich die Zusammensetzung der betreffenden Gesteine sehr kurz darstellen.

I. Eruptivgesteine oder krystallinische Massengesteine (ohne Schichtung): a) Vortertiäre: Granit (1, 2a, 3), Syenit (2a, 4), Serpentin (Magnesiasilikat mit Wasser), Porphyr (feine Grundmasse von 1 und 2a mit gröfseren Krystallen von 1 und 2a), Melaphyr

(2 b, 5, 6, 7). b) Tertiäre und nachtertiäre: Basalt (2 b, 5, 6, 7), Trachyt (2 a, 4, 7) und Bimsstein (glasiger, schaumig aufgeblähter, faseriger Trachyt).

II. Krystallinische Schiefer (also mit Schichtung, die vielleicht in dem einen Fall durch Druck, in dem andern durch Ausscheidung aus Wasser hervorgerufen wurde):

Gneis (1, 2 a, 3), Glimmerschiefer (1, 3), Chloritschiefer (Aluminium-Magnesia-Silikat und Eisenoxydul), Hornblendeschiefer (4), Urthonschiefer (1, 2 a, 3, 4 und Chlorit) und Talkschiefer (Magnesiasilikat und Wasser).

III. Sedimentgesteine (mit Schichtung, die entschieden durch Absatz im Wasser gebildet wurde). Nur diese enthalten Versteinerungen oder Fossilien. Man unterscheidet am einfachsten drei Gruppen:

a) Einfache, feste Sedimentgesteine:

1. Kalk (kohlensaurer Kalk, in krystallinischer Form Marmor genannt, löcheriger Kalktuff, Kreide).
2. Dolomit (kohlensaurer Kalk und kohlensaure Magnesia).
3. Thon (kieselsaures Aluminium und Wasser).
4. Mergel (Mischung von Kalk und Thon).
5. Gips (schwefelsaurer Kalk und Wasser, in feinkörniger Form und durchscheinend = Alabaster).
6. Anhydrit (schwefelsaurer Kalk ohne Wasser).
7. Steinsalz = Kochsalz (Chlornatrium).

b) Zusammengesetzte, feste Trümmergesteine:

1. Konglomerate, z. B. Nagelfluh, aus runden gröfseren,
2. Breccie, aus kantigen gröfseren Felstrümmern, und
3. Sandstein, aus Quarzsand bestehend und durch ein Bindemittel (Quarz, Thon, Kalk oder Eisenoxyd) zusammengekittet.
4. Löfs (Thonerde mit Quarzmehl und Kalk).

c) Lose Trümmergesteine in Form von Schutt, Geröll und Sand. Davon ist besonders zu erwähnen der Lehm, welcher aus Thon, fühlbarem Quarzsand und etwas Eisenoxyd besteht. Unter Humus oder Dammerde endlich versteht man alle verwitterten Erdarten, welche mit faulenden Pflanzen und Tieren gemengt sind.

Diese Übersicht über die wichtigsten Gesteine dürfte vollständig genügen. Über die geologischen Formationen und deren Fossilien will ich mich nicht weiter verbreiten, sondern im folgenden die wichtigsten Lehrmittel aufzählen, wobei es selbstverständlich nicht ausgeschlossen ist, dafs manches aufgeführte Werk auch durch ein anderes, vielleicht ebenso gutes ersetzt werden kann.

Bücher: Kleinere, sehr empfehlenswerte naturwissenschaftliche Elementarbücher sind die Geologie und physikalische Geographie von Geikie, Strafsburg, Verlag von Trübner (à 80 Pf.). Ausführlicher ist das Lehrbuch der physikalischen Geographie von demselben Verfasser und Verlag (3 ℳ). Als Grundrifs der Mineralogie und Geologie empfiehlt sich die Naturgeschichte des Mineralreiches von Pokorny, Leipzig, Verlag von Freytag (2 ℳ). Ein geologisches Prachtwerk für die Lehrerbibliothek ist die Erdgeschichte von Neumayr, Leipzig, Verlag des Bibliographischen Instituts (32 ℳ). Eine eingehende geo-

logische Beschreibung von Bayern findet sich in der Geologie von Bayern (II. Band) von Gümbel, Cassel, Verlag von Fischer. Dieses vortreffliche Werk samt der geologischen Übersichtskarte von Bayern (1 : 1 000 000) liefert die Riedelsche Landkartenhandlung (München, Prannerstrafse 13) um 40 ℳ (statt 60 ℳ).

Karten: Für die Schule empfiehlt sich die geologische Schulwandkarte von Deutschland (1 : 700 000) von Mohr und Bamberg, Berlin und Weimar, Verlag von Chun (aufgezogen mit Stäben 25 ℳ). Sie enthält die ganze Alpenkette und begnügt sich mit den Hauptformationen. Als geologische Karte von Bayern kann man auch die oben erwähnte von Gümbel beziehen (6 ℳ). Von Kartenwerken in gröfserem Mafsstabe, aus denen man einzelne Blätter je nach lokalen Bedürfnissen auswählen kann, sind zwei zu erwähnen, nämlich die geologische Karte des Deutschen Reiches (1 : 500 000 von Lepsius in 27 Blättern (à 2 ℳ), Gotha, Verlag von Perthes, ferner die geognostische Karte Bayerns (1 : 100 000) von Gümbel, von welcher 17 Blätter (à 8 — 10 ℳ) erschienen sind. Einen Atlas der Geologie besitzen wir von Berghaus, Gotha, Verlag von Perthes (18 ℳ 40 ₰).

Anschauungsbilder: Geologie und Paläontologie von Rolle, Efslingen, Verlag von Schreiber, 18 kleinere Bilder auf 3 gröfseren Tafeln (aufgezogen mit Stäben 10 ℳ 50 ₰) mit kurz gefafstem Text dazu (1 ℳ).

Sammlung: Aus eigener Erfahrung kann ich ganz besonders das Mineralien-Kontor von Friedrich Kohl (München, Hildegardstr. 20/I) empfehlen. Diese Handlung liefert die wichtigsten Gesteine Bayerns (100 Stücke) in ganz preiswürdiger Weise und zwar in zwei Gröfsen, entweder c. 6 : 8 um 40 ℳ oder c. 8 : 11 um 50 ℳ. Ferner verdient Empfehlung das Rheinische Mineralien-Kontor von Dr. Krantz in Bonn. Dieses liefert 100 Petrefakten (natürlich kleinere) aus allen Formationen um 20 ℳ.

In der nachstehenden Zeichnung findet sich der von mir nun in verbesserter Form entworfene Schrank für eine derartige Sammlung. Die unterste, schlecht beleuchtete Abteilung kann für beliebige Zwecke verwendet werden. Im I. und II. Fach lassen sich die Eruptivgesteine unterbringen. In den folgenden Fächern kommen die Gesteine auf das Pult im Hintergrund und die dazu gehörigen Fossilien werden in Pappschachteln auf das horizontale Brett vorgestellt. Kambrium mit Dyas füllt dann die III., Buntsandstein mit braunem Jura die IV., weifser Jura mit Kreide die V. und Tertiär mit Quartär die VI. Abteilung. Diese letztere mufs höher sein, weil sie teilweise durch den Rahmen der Thüre verdeckt wird.

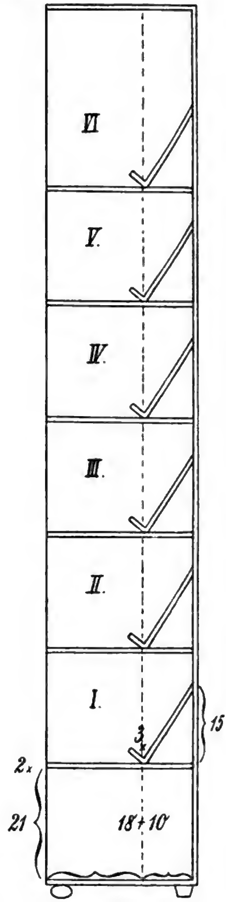
Dafs bei der für Geographie nicht reich bemessenen Stundenzahl nur gelegentlich das eine odere andere Kapitel aus der Geologie hereingezogen werden kann, versteht sich wohl von selbst. Ein systematischer, wenn auch kurz gefafster Unterricht in der Geologie könnte nur dann erteilt werden, wenn auch noch in der VI. Klasse naturkundlicher Unterricht eingeführt würde, ein Punkt, auf den ich in diesen Blättern schon einmal hingewiesen habe.

Schrank (mit Glasthüren) für eine petrographisch-paläontologische Sammlung.

Seitenansicht.
Maſsstab:
1 : 10

Höhe im Licht 1,70 m
Breite „ „ 1,46 „
Tiefe „ „ 0,28 „ .

Preis: 35—40 M.



Ingolstadt. Bleicher.

II. Abteilung.

Rezensionen.

Johannes Unold, Aufgaben und Ziele des Menschenlebens. Nach Vorträgen, gehalten im Volkshochschulverein zu München. Lpz., B. G. Teubner. 1899. Aus Natur und Geisteswelt. Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens. 12. Bändchen. VIII. u. 150 S. Preis ungebunden 90 Pf., gebunden Mk. 1.15.

Als das Ziel unseres Gymnasiums wird bekanntlich bezeichnet die religiös-sittliche Erziehung der Jugend. Für die religiöse Bildung ist in weitgehendstem Mafs Sorge getragen, besonders seitdem die Religion als Prüfungsfach in das Abgangsexamen gleichwertig den anderen Fächern aufgenommen worden ist. Nicht in gleicher Weise läfst sich das behaupten von der sittlichen Erziehung. Das wird jeder zugestehen müssen, der mit Ed. v. Hartmann der Überzeugung ist, dafs alle Moral des Einzelnen wie eines Volkes wesentlich abhängig ist von den Ansichten über die objektiven Zwecke, welche der Thätigkeit des Menschen gesteckt sind (Ed. v. Hartmann: Das sittliche Bewufstsein. S. 465), und der weiterhin daran festhält, dafs diese objektiven Zwecke wissenschaftlich erkannt und wissenschaftlich erwiesen werden können. Dafs aber für diese wissenschaftliche Erweiterung und Ergänzung der religiösen Sittenlehre von seiten der Mittelschule wenig oder gar nichts geschieht, das steht — die moralisierenden Deklamationen mancher Aufsatzübungen wird man schwerlich dazu rechnen wollen — jedem fest, der von der Ethik etwas mehr kennt als den blofsen Namen. Überraschend ist das ja nicht für den, der beobachtet, auf wie enge Kreise das ethische Interesse beschränkt ist, wie viel Mifsverstehen, wie viel Mifstrauen, wie viel Übelwollen den ethischen Bestrebungen von allen Seiten entgegengebracht wird. Das hat Johannes Unold mit seinem gröfseren Werke „Grundlegung für eine moderne praktisch-ethische Weltanschauung“ (Nationale und ideale Sittenlehre), Lpz., Hirzel, 1896, dessen Hauptfrage war: „Ist eine sittliche Lebensführung, ist insbesondere eine sittliche Erziehung der mündig werdenden Bürger eines grofsen Gemeinwesens auf Grund rein wissenschaftlicher Welt- und Lebensauffassung möglich?“, das hat, sage ich, Johannnes Unold nur allzusehr selbst erfahren müssen. Aber mit der ihm eigenen Begeisterung und zähen Ausdauer trat er, durch keine Enttäuschung entmutigt, in seinen Vorträgen für den Hochschulverein ein

zweites Mal ein für diese ideale Kulturaufgabe, seine Lebensaufgabe. In sechs fesselnden Vorlesungen entwickelt er den Gang seiner Gedanken. Ausgehend von dem Gegensatz zwischen Einst und Jetzt, dem Einst, wo der Stammesbrauch, die Standessitte, die unbeschränkte geistliche und weltliche Autorität die Sittlichkeit des Individuums bestimmten und bewirkten, und dem Jetzt, wo diese sozialen Bindemittel an Kraft so aufserordentlich verloren haben und trotz aller Bemühungen ihre frühere Kraft auch nie mehr zurückgewinnen werden, nie mehr zurückgewinnen können, folgert er die Notwendigkeit neuer Stützen für die Sittlichkeit und findet für sie bereits das Material in der ständig fortschreitenden Vernunft des Einzelnen wie der Gesamtheit (der Wissenschaft), in dem modernen, nationalen Rechts- und Kulturstaat und in unserem hoffnungsvoll sich entwickelnden Schulwesen.

Auf dieser Grundlage fordert er, dafs der bisherige einseitig religiöse Moralunterricht nicht etwa verdrängt und ersetzt, sondern gestützt und ergänzt werde durch eine wissenschaftlich begründete deutsche Lebens- und Bürgerkunde mit dem für beide Formen der Ethik gemeinsamen Ziele: „Erhaltung und Veredelung unseres Volks- und Staatswesens durch gröfste Tüchtigkeit, Einsicht und Tugend aller seiner Bürger“. Eine solche Lebens- und Bürgerkunde in grofsen Zügen darzulegen, ist die Aufgabe der nächsten drei Vorträge, auf deren Inhalt einzugehen, so verlockend es wäre, der Raum verbietet. Die nächsten Vorträge gelten der Widerlegung der verschiedenen Formen des Eudämonismus und des Utilitarismus. Den Schlufs endlich bildet ein Anhang, auf den an dieser Stelle besonders aufmerksam gemacht werden soll. Er bringt die „Grundzüge einer künftigen nationalen Erziehung“. Der bekannte Staatsrechtslehrer Lorenz von Stein verurteilte schon vor Jahrzehnten aufs entschiedenste die althergebrachte Scheidung des Erziehungs- und Unterrichtswesens und stellt als leitendes Prinzip des germanischen Bildungswesens den Satz auf: „Das Unterrichtswesen mufs zugleich die organisierte Erziehung des Volkes bilden“; sein Ziel aber mufs dabei sein „die Erhebung des individuellen Geistes zur bewufsten Selbstverantwortlichkeit“. Dem modernen Frankreich scheint ein ähnliches Ziel vorgeschwebt zu haben. Aber die 1882 in den staatlichen Lehranstalten eingeführte Instruction morale et civique leistete bis jetzt nicht entfernt das, was man sich von ihr versprochen hatte, ein Mifserfolg, auf den ich schon vor ein paar Jahren (1896) bei Besprechung des feinsinnigen Buches von Paul Natorp, „Religion innerhalb der Grenzen der Humanität“ an dieser Stelle hingewiesen habe. Dieser Moralunterricht beschränkt sich darauf, die bestehenden Einrichtungen anzupreisen und die landläufigen Sittenregeln in Frage- und Antwortmanier einzuprägen. Die Beschränktheit des Standpunktes wird prächtig gekennzeichnet durch folgende Stelle aus einem Moralbuch für Mädchen von Mme H. Massy: „Soll man die Feinde lieben?“ — „Ja.“ — „Sollen wir auch die Preufsen lieben?“ — „Mögen sie uns erst Elsafs-Lothringen herausgeben, dann wollen wir sehen, ob wir ihnen verzeihen können!“ Dafs solche Morallehrer auftauchten, war freilich kein Wunder. Über Nacht

sollte die Lehrerschaft über die Ziele und Aufgaben des menschlichen Lebens, über die tiefstgreifenden Fragen der Ethik sich selbst klar sein und andere klar machen können, eine Lehrerschaft, die sich bis dahin wohl jede andere Frage eher vorgelegt hatte als diese. Der bisherige Mifserfolg des Moralunterrichtes bedeutet darum nur einen Mifserfolg der Methode, nicht der Sache. Er wird deshalb auch die bei uns schon mehr als einmal lautgewordene, im Wesen gleiche Forderung, dafs die Schule auch in die Grundlagen einer deutschen Lebens- und Bürgerkunde einführe, nicht zum Schweigen bringen. Über kurz oder lang wird sie durchdringen und feste Gestalt gewinnen. Dafür vorzubereiten, das ist der Zweck, den Unold sich gestellt hat. Wie er sich einen derartigen erziehenden Unterricht denkt, das deutet er in diesem Anhange an, der gewissermafsen den Weg beschreibt zu dem Ziele, welches die vorausgehenden Vorträge in einiger Ferne gezeigt haben.

Möge er viele Leser finden, Leser, die seinen Gedankengängen wohlwollend folgen und sich nicht abschrecken lassen, wenn ungewohnte Ansichten ihnen entgegentreten oder wenn der aus protestantischen Ideenkreisen herausgewachsene Verfasser über katholische Dinge gelegentlich anders urteilt als sie. Ehrlich ist sein Denken auf jeder Seite, ehrlich sein Streben, durch bessere Menschen bessere Zeiten herbeizuführen. Ehrlich seien deshalb auch seine Leser! Dann wird eine Verständigung sich auch da ergeben, wo sie auf den ersten Blick unmöglich schien, und das Buch wird seinen Zweck erreicht haben.

München. Dr. Max Offner.

Geibels Gedichte. Auswahl für die Schule mit Einleitung und Anmerkungen von Dr. Max Nietzki. Zweite, verbesserte Auflage. Stuttgart 1899, Cotta. XXI und 234 S. kl. 8°. In Lwd. geb. 1 M.

Emanuel Geibel ist noch immer ein Liebling des deutschen Volkes, trotz der herabsetzenden Kritik, die ihm seitens der bald nach seinem Tode zur Herrschaft gelangten modernen Richtung zu teil wurde und noch wird. Dieser ist er, wie man jüngst wieder lesen konnte, „der gewandte Formalist, dessen äufserliche Klassicität die steinerne Schönheit Platenscher Dichtung mit Süfslichkeit und abgestandener Sentimentalität verquickte". Dafs der Dichter bei Lebzeiten überschätzt worden ist und dagegen eine Reaktion unvermeidlich war, wird heutzutage auch der Freund seiner Poesie nicht bestreiten. Aber manches von ihm wird hoffentlich dauern, auch abgesehen von seinen politischen Gedichten, die in einzigartiger Weise das Ringen des deutschen Volkes um seine Einheit begleiten und so schon durch ihren Inhalt uns immer teuer bleiben müssen. Eine Auswahl aus Geibels Gedichten könnte jedenfalls seinem Nachleben nur förderlich sein, eine Auswahl, in der das Nachempfundene, Spielende, Sentimentale ausgeschieden und nur das Beste, Persönlichste gegeben wäre.

Nietzkis Auswahl ist für die Schule bestimmt, mufste also deren

Bedürfnisse im Auge haben und durfte vor allem auch nicht zu umfangreich werden. Manches fehlt darin, was in einer von rein literarischem Gesichtspunkte getroffenen Auswahl nicht fehlen dürfte;[1] dagegen ist allerdings einiges aufgenommen, was von geringerem poetischen Werte ist, z. B. das Gedicht „Weihnachten" (S. 56). Im ganzen erfüllt die Ausgabe ihren Zweck recht gut. Auswahl, Anordnung, Einleitung und Anmerkungen zeugen von Sorgfalt und gediegener Kenntnis des Dichters, für den der Herausgeber die wärmste Verehrung hegt.

Da eine dritte Auflage trotz der sehr starken zweiten wohl mit Sicherheit zu erwarten ist, erlaube ich mir einige Vorschläge dafür zu machen. Die Anmerkungen weisen manchmal auf Verwertung antiker Elemente in Geibels Poesie hin. Doch sollte bei dem „Schicksalslied" (S. 163) gleich anfangs der Gesang der Erinyen bei Aeschylus (Eum. 307 ff.) erwähnt sein; wenn ferner Geibel singt „Das Höchste ist das Mafs", so ist noch mehr als auf Aesch. Eum. 528 zu verweisen auf den Spruch *μέτρον ἄριστον* oder auf Hes. Op. 694 *καιρὸς δ' ἐπὶ πᾶσιν ἄριστος* und Theogn. 335 *πάντων μέσ' ἄριστα.* „Gliederlösender Schlaf" (S. 213) erinnert an den *ὕπνος λυσιμελής* des Homer, „silberfüfsige Dirnen" (S. 221) an das homerische Epitheton *ἀργυρόπεζα.* Noch manches liefse sich nachtragen; indes ist ja Vollständigkeit in diesem Punkte nicht nötig.

Zu Geibels Epigramm (S. 34)

„Menschen, willst du sie lieben, so mufst du zuvor sie erkennen,
Gott erkennest du nur, Suchender, wenn du ihn liebst"

wird der bekannte Satz des Bernhard von Clairvaux angeführt: Deus nequaquam plene cognoscitur, nisi cum perfecte diligitur. Noch besser wäre zu erinnern an die Antithese Blaise Pascals in den Pensées: „Die menschlichen Dinge mufs man kennen, um sie zu lieben, die göttlichen mufs man lieben, um sie zu kennen." Geibel hat diesen häufig zitierten Satz wohl gekannt und daraus sein Distichon geformt.[2] Auch Geibels Spruch: „Leb', als müfstest du morgen sterben, Streb', als ob du unsterblich wärst!" (S. 174) ist nur die Variation eines alten Motivs (vgl. die Zusammenstellungen von M. Rubensohn in der Berl. phil. Wochenschr. 1898. Sp. 1499. 1631).

S. 70 könnte bestimmter erwähnt sein, dafs Friedrich im Kyff-

---

[1]) Ich erwähne nur die Gedichte „Sehnsucht des Weltweisen" (Ges. W. III 96), „Der Bildhauer des Hadrian" (III 193), „Geschichte und Gegenwart" (III 222), „Der Tod des Perikles" (IV 9), die tiefe geschichtliche Gedanken mit bewundernswerter Klarheit und Formenschönheit behandeln, das Sonett „Auf der Akropolis" (I 95), „Das Geheimnis der Sehnsucht" (II 75), den „Mythus vom Dampf" (III 4), der die von den Kritikern so oft an Geibel vermifste Gestaltungskraft bekundet, von den Oden „Der Romantiker" (V 68), eines der wertvollsten Selbstzeugnisse des Dichters, und „Reinigung" (V 69), der schönste Ausdruck eines echt Geibelschen Gedankens, der herrliche Nachruf auf König Max II. von Bayern „Am Ostersamstag" (III 238), statt dessen Nietzki wohl nur aus Rücksicht auf den Raum das Sonett auf den Tod des Königs (VIII 19) aufgenommen hat (S. 201). Vielleicht liefse sich in einer neuen Auflage das eine oder andere von diesen Gedichten nachtragen.

[2]) Wegen der mangelnden Originalität des Gedankens und der nicht ganz glücklichen Einkleidung verdient das Distichon in einer Auswahl kaum einen Platz.

häuser nur an Wodans Stelle gerückt ist, was die Raben der Sage erklärt. — Die dem Gedichte „Deutsche Siege" (S. 86) zu grunde liegenden Fakta sollten gleichmäfsiger erklärt sein. — S. 113. Bei dem Ritornell „Lesbos" mufs Geibel nicht gerade an die „Mythe" von Sapphos Liebe zu Phaon gedacht haben. Warum nicht an die querentem Sappho puellis de popularibus (Hor. C. II 13, 24)? — S. 114. Der parische Marmor zeichnet sich vor allem durch seine Transparenz aus. — Zu dem Ritornell „Naxos" sei es gestattet anzuführen, was im Anhang der von Geibel und E. Curtius 1840 herausgegebenen, jetzt ganz verschollenen „Klassischen Studien" S. 99 von der Insel zu lesen ist: „Nie sahen wir zuvor Trauben in solcher Fülle und Vortrefflichkeit. In allen Tiefen, an allen Bergwänden und Felsabhängen ziehen sich Weingärten und Rebengelände in fast ununterbrochener Reihe fort; überall um Platanen und Cypressen, um die Vordächer und Giebel der Häuser schlingt sich das grüne Gewinde, und wenn man auf diesem Hintergrunde die einfachen Feste des Landvolkes erblickt, das zum Schalle von Trommeln und Flöten in ausgelassener Fröhlichkeit um stattliche Bäume den Reigentanz führt, so fühlt man sich unwillkürlich in die Zeit der ersten Dionysien zurückversetzt." Vgl. auch die Distichen „Aperanthos auf Naxos" Ges. W. I 109.

S. 141. Die Anmerkung über Horaz ist am Schlufs nicht genau gefafst. — S. 177. Zum besseren Verständnis des Ghasels „In das Mozartalbum" ist auf Geibels Widerwillen gegen Richard Wagner hinzuweisen, der offenbar auch in den Epigrammen Ges. W. V 45 zum Ausdruck kommt. — S. 209 wäre „Sulioten" notwendiger zu erklären als „Bozzaris". — S. 217. Trotz „Poseidons Fichtenhain" kommt unsere Fichte oder Rottanne in Griechenland nicht vor. Der dem Poseidon heilige Baum war eine Kiefernart, wohl die Strandkiefer.

Störend empfindet man die häufige Anwendung des Sperrdrucks im Texte des Abschnitts „Ethisches und Ästhetisches" — störend, weil dadurch dem Leser beständig vorgegriffen wird. Ein so hervorragend klarer Dichter wie Geibel hat das am wenigsten nötig. Und Nietzkis Anordnung würde auch ohne dieses Mittel beim Durchlesen sofort ersichtlich werden. — Warum ist einigemale (S. 34. 92. 172) der Pentameter nicht wie sonst, wie auch in Geibels Ges. W., eingerückt? — In der Originalausgabe von Nachlafsgedichten Geibels (3. Aufl. Stuttgart 1896) sind bei elegischem Versmafs öfters (nicht konsequent) zusammengehörige Distichen strophisch abgesetzt. Das sollte nicht nachgeahmt werden (S. 159. 182).

Noch einige Kleinigkeiten: S. XI ist das Komma bei „hoher, sittlicher Gröfse" zu streichen; am besten fehlte „hoher" ganz. — S. 63 steht „Quellen" statt „Quallen". — S. 140: Ist Geibels falsche Schreibung „bezüchtigen" beizubehalten? Da es nicht als Reim steht wie „bezüchten" (Ges. W. I 102), kann es ruhig geändert werden.

Verlagsbuchhandlung und Herausgeber haben sich mit dieser Auswahl aus Geibels Gedichten ein Verdienst erworben. Ausstattung und Preis können der weiteren Verbreitung nur förderlich sein.

Augsburg. R. Thomas.

Landgraf, Dr. Gustav, Lateinische Schulgrammatik. 6. (Doppel-)Auflage, Bamberg. C. C. Buchners Verlag (Rudolf Koch) 1900. Pr. geb. 3 M.

Die Neuauflage von Landgrafs Schulgrammatik fand schon im letzten Hefte unserer Blätter eine ziemlich umfangreiche Besprechung von unserm hochgeschätzten Kollegen Dr. Fr. Vogel. Dieselbe äufserte ihre Besserungsvorschläge und Wünsche hauptsächlich nach der Seite der Syntax und Stilistik. Da nun Vogel am Schlusse seiner Anzeige versichert, dafs es „ihm eine grofse Freude sein werde, wenn auch andere Kollegen sich herbeiliefsen, ihre Erfahrungen mitzuteilen", glaubte ich meine etwas später, aber doch vor dem Erscheinen des Vogelschen Aufsatzes entstandene Besprechung dennoch der geehrten Redaktion anbieten zu dürfen und war erfreut über die Bereitwilligkeit der Aufnahme, die durch die Wichtigkeit der öffentlichen Diskussion über ein so fundamentales Lehrmittel unserer Anstalten, wie es die lateinische Grammatik ist, sicherlich begründet erscheint; dazu kommt, dafs nachfolgende Rezension sich an ganz wenigen Punkten mit der Vogels berührt und aufser einer orientierenden Übersicht über die Verbreitung und Wertschätzung des Landgrafschen Lehrbuches zunächst eine Kritik des Gesamtaufbaues desselben und daran sich anschliefsende Bemerkungen allgemeiner pädagogischer Art im Auge hat.

Landgrafs Grammatik hat in dem kurzen Zeitraum von 9 Jahren seit ihrem ersten Erscheinen (1891) nunmehr die 6. (Doppel-)Auflage erlebt, eine Thatsache, die schon an sich für die Gediegenheit und Brauchbarkeit des Buches eine beredte Sprache führt. Sie ist jetzt, wie mir der Herr V. versicherte, über zwei Drittel von Bayern, über Württemberg und vereinzelt über Österreich und die Schweiz verbreitet. Ja sogar aufserdeutsche Staaten haben sie in Übersetzung bei sich eingeführt. So wurde für Belgien eine französische Ausgabe von Dr. Pirson und Prof. Dr. Waltzing (Lüttich 1900) besorgt; für italienische Anstalten wurde sie von Prof. Dr. Martino Martini in Florenz (Neuauflage bei G. C. Sansoni 1898) bearbeitet. Endlich ist sie auch noch für den Gebrauch an norddeutschen Gymnasien von Prof. Dr. H. Fritzsche (Bamberg, Buchner 1893) adaptiert worden. Sie hat also die Konkurrenz mit der altehrwürdigen und wegen ihrer Ausführlichkeit, Zuverlässigkeit und didaktischen Brauchbarkeit grundlegend gewordenen Englmann-Welzhoferschen Schulgrammatik, die schon mehr als zwei Generationen durchlebt und herangebildet hat, mit Erfolg bestanden. Dafs also das Buch Landgrafs Vorzüge hat — ich sage nicht vor dem Englmannschen, sondern neben demselben —, bedarf keiner ausführlichen Darlegung.

Diese Vorzüge sind von der Kritik allseitig anerkannt worden. So hat in diesen Blättern schon nach dem Erscheinen der 1. Auflage Prof. A. Zucker (Nürnberg) die organisatorischen Neuerungen des Buches so eingehend gewürdigt, dafs es nicht überflüssig erscheint, die Leser auf diese von gründlicher Fachkenntnis zeugende Rezension

im Bd. 28 (1892) S. 114—127 zu verweisen. Ferner hat H. Ziemer in der Zeitschrift „Gymnasium“, Jahrg. 9, Nr. 12, die Wissenschaftlichkeit und klare Übersichtlichkeit, die sich besonders in den tabellarisch gefafsten Regeln zeige, mit Recht hervorgehoben. J. Golling in der Zeitschrift f. österr. Gymn. (1891, S. 1078) räumt gleichfalls in Bezug auf übersichtliche Gruppierung Landgrafs Buch den ersten Platz ein; die Vereinigung des Gelehrten und praktischen Schulmannes sei für das Buch von gröfstem Vorteil gewesen; besonders zu rühmen sei die Hervorhebung der schwierigen Formen durch den Druck als eine ausgezeichnete Prophylaxis gegen diesbezügliche Fehler. Von K. Stegmann (Wochenschr. f. klass. Philol. 1891, Nr. 28) wird vor allem die Knappheit der Regeln, besonders in der Tempuslehre lobend hervorgehoben. P. Dettweiler (Berl. Philol. Wochenschr. 1891, Nr. 33) betont als Vorzug die Benützung der neueren grammatischen Literatur: dadurch sei manche Vereinfachung, z. B. in der Consecutio temporum eingetreten. K. Schirmer (Neue philol. Rundschau 1892, Nr. 3) ist der Ansicht, dafs schon der Name des Vs. eine lebhafte Teilnahme an seinem Buche verbürge; er billigt besonders den ‚mafsvollen Fortschritt, d. h. einen solchen, der durch die Wissenschaft gerechtfertigt wird und für die Praxis nicht bedenklich ist‘; die Geschicklichkeit und Sorgfalt in der Darstellung von grammatisch-stilistischen Eigentümlichkeiten sei anerkennenswert, dagegen könne er sich mit der Kürzung der Grammatik weniger befreunden: „Die Grammatik soll doch immer eine wohl und vielseitig instruierte Auskunftsstelle sein auch für die seltenen Erscheinungen der Schulschriftsteller.“ Endlich findet Grotz im Korrespondenzblatt f. d. gelehrten Schulen Württembergs (1892, S. 172—176) die Hauptstärke des Buches in der methodischen Seite: überall die glücklichste Vermählung von Wissenschaft und Praxis, keine unbesonnene Sucht nach Neuerungen, aber auch kein verhärtetes Festhalten am Ererbten.‘ Diese kurzen Hinweise auf die Urteile namhafter Fachmänner erklären zur Genüge die rasche Einbürgerung des trefflichen Lehrbuches.

Es kann nun nicht meine Aufgabe sein, diese Urteile des weiteren zu begründen; noch ferner aber mufs es mir liegen, einen Vergleich zwischen Landgraf und Englmann-Welzhofer zu Gunsten des ersteren anzustellen und etwa den Schlachtruf ‚Hie Landgraf — hie Englmann-Welzhofer!‘ wachzurufen; davon halten mich schon die persönlichen Beziehungen ab, in denen ich zu beiden hochgeschätzten Verfassern stehe. Ich glaube vielmehr im Sinne manches Kollegen zu sprechen, wenn ich meiner Freude über das Bestehen zweier so tüchtiger Lehrbücher neben einander rückhaltlos Ausdruck verleihe. Darum sollen folgende Zeilen nicht durch einen Vergleich beider das utopische Urbild einer Idealgrammatik erstehen lassen, sondern sich nur mit Landgrafs Werk als solchem beschäftigen; und auch hier soll es nicht die unbestritten anerkannte wissenschaftliche Seite des Buches sein, auf die wir des näheren eingehen wollen, sondern vielmehr die pädagogisch praktische; in diesem Sinne bitte ich meine Wahrnehmungen und Wünsche über das Buch als das (immerhin subjektive) Ergebnis

meiner praktischen Thätigkeit aufzufassen und mit Rücksicht hinzunehmen.

Landgrafs Grammatik zeigt bekanntlich Dreiteilung: Formen-, Satzlehre, grammatisch-stilistische Eigentümlichkeiten. Das Verhältnis der Seitenzahl ist 91 : 103 : 55. Wenn bei Englmann-Welzhofer das Verhältnis von Formen- zu Satzlehre 87 : 185 Seiten aufweist, wenn also bei letzterem die Satzlehre mehr als doppelt so stark ist wie die Wortlehre, während sie bei Landgraf sich fast die Wage halten, so sieht man schon aus diesen Zahlen, wie stark bei L. die Syntax verkürzt und vereinfacht sein mufs. Es entspricht dies freilich dem modernen Bestreben, die Grammatik von allem — ich hüte mich ja zu sagen ‚unnützen‘, sondern — einigermafsen entbehrlichen Ballast zu befreien und diesen dem Übungsbuch oder dem Lexikon oder der Lektüre zuzuweisen. Dieses Bestreben, zur Zeit der dickleibigen ‚Zumpte‘ gewifs berechtigt — ist doch Englmanns Lehrbuch selbst aus diesem Vereinfachungsprinzip seinerzeit hervorgegangen — ist aber wie alles in der Pädagogik von einem Extrem ins andere getrieben worden und so haben wir jetzt eine Ära möglichst schlanker Grammatiken und möglichst vieler und wohlgenährter Übungsbücher, beziehungsweise umfangreicher gedruckter Klassikerkommentare. Ich will nach dieser Seite meinen Standpunkt unverhohlen bekennen, schicke aber voraus, dafs sich nachfolgendes nicht gegen Landgrafs vortreffliches Lehrbuch, sondern nur gegen die jetzige erwähnte Strömung wendet, der L. wohl oder übel Rechnung tragen mufste. Es ist wieder eine gründliche Umkehr zu wünschen; die Grammatik soll wieder das umfassende, nie im Stich lassende Grund- und Gesetzbuch der Schule werden; ausgeschieden sei nur das spezifisch Singuläre oder das den Schulautoren absolut Fernliegende. Dagegen schadet es dem jugendlichen Gedächtnis gar nichts, wenn es in den Jahren der gröfsten Aufnahmsfähigkeit einen reichen Schatz von Vokabeln und syntaktischen Verbindungen aufnimmt. Im Gegenteil erblicke ich in der gründlichen Aneignung eines möglichst ausgedehnten Wort- und Phrasenschatzes das wirksamste Gegengift zu dem ärgsten Krebsschaden des sprachlichen Unterrichtes an den oberen Klassen, zu dem geisttötenden Gebrauch von Übersetzungen. Wir wollen uns nicht verhehlen, dafs auch der begabtere Schüler, nur um Zeit zu gewinnen, zu Übersetzungen greift, weil er in seinen Autoren jeden Augenblick auf ein unbekanntes Wort, auf eine fremde Redensart stöfst. Um dem abzuhelfen, sind zwei Mittel möglich, wenn nicht erforderlich: einmal lasse man die Schüler der Klassen 1—5 ein nach Wortfamilien, also etymologisch geordnetes Vokabular allmählich und in vernünftiger Einteilung nach den Altersstufen dem Gedächtnis einprägen; hiezu liefse sich das Döderleinsche, von Landgraf neu herausgegebene Vokabular (15. A. 1891) sehr leicht gebrauchen oder adaptieren. Das letztere würde sich empfehlen für diejenige Unterrichtsmethode, die das Lernen von Vokabeln an sich, d. i. aufserhalb des Satzzusammenhanges grundsätzlich verpönt; ob mit Recht oder Unrecht, will ich

ein andermal erörtern. Der andere Weg, der sich mehr auf das Gebiet der lateinischen Phraseologie bezieht, ist die Wiederbereicherung unserer Grammatiken. Man wird mir entgegnen, dafs alle Vokabeln und Phrasen, die nicht unmittelbar und sofort verwertet werden können, ein unnützer Ballast des Gedächtnisses seien. Das ist doch nichts anderes als ein Utilitätsstandpunkt; man soll doch nicht für die Schule, d. h. für die nächste Skription lernen lassen, sondern einen später wohl zu verwertenden positiven Wissensschatz in den Jahren des empfänglichen Gedächtnisses anhäufen. Ein Beispiel für tausende: ein älterer Kollege äufserte mir gegenüber einmal, er lasse bei den Ausnahmen auf -o Wörter wie cardo, carbo, scipio, ligo, harpago weg. Ganz abgesehen von den zahlreichen Fremdwörtern, die auf die beiden erstgenannten zurückzuführen sind: sollen die Namen der Scipionen, dieser „Stützen" Roms, nur mehr leerer Schall sein? Soll bei ligo und harpago der Schüler der oberen Klassen sein Lexikon „wälzen", wenn er im Horaz oder Livius auf sie stöfst? Eine Sprache lernen heifst doch: erstens den Wortschatz derselben sich aneignen, zweitens den von der Muttersprache abweichenden Gebrauch derselben kennen lernen. Mich dünkt, wir wollen heutzutage immer mehr das zweite ohne das erste, also die Form ohne den Inhalt erzielen. Dafs L. seinerseits zu einer allmählichen Wiederbereicherung der Grammatik bereit ist, liefse sich aus manchen Stellen der Neuauflage beweisen und hat mich sehr sympathisch berührt.

Doch nun zurück zu Landgrafs Formenlehre! Man erkennt unschwer das erfolgreiche Bemühen, einerseits möglichst grofse Einfachheit der Regeln und Anschaulichkeit durch tabellarische Gliederung des Stoffes, andrerseits eine wissenschaftlichere Formulierung der Bildungsgesetze, als die landläufige war, durchzuführen; letzeres ist ein im Prinzip sicherlich verdienstliches Bestreben. Es kann auch heutzutage nicht genug betont werden, dafs allem rein mechanischen und daher gedankenlosen Betrieb der Grammatikregeln schon von unten auf kräftigst entgegengearbeitet werden mufs. Um ein Beispiel zu bringen, soll der Schüler bei Behandlung der 3. Deklination allmählich eine Ahnung von dem -s als Nominativzeichen erhalten, damit er in vis die Gewalt nicht v als den Stamm und is als die Endung ansieht, oder dafs er meint, sum verwandle sich im pf. in fui, fero in tuli u. dgl. m. Aber das Bestreben, an Stelle der hergebrachten mechanischen Bildungsgesetze sprachlich-wissenschaftliche zu setzen, kann wiederum zu didaktisch bedenklichen Schritten führen. Man vergegenwärtige sich immer, dafs die Schulgrammatik gewifs nicht für die Lehrer abgefafst sein soll, sondern für die Schüler, deren Fassungs- und Unterscheidungsvermögen noch ein sehr minimales ist und erst allmählich und bekanntlich sehr mühsam geweckt werden mufs. Von diesem Standpunkte aus, wie auch Vogel betont hat, ist bei der Behandlung der 3. Deklination die Scheidung in Konsonanten- und Vokal- oder i-Stämme sicher zu verwerfen und kann in den jugendlichen Köpfen nur Verwirrung anstiften. Was hat auch der Junge davon, dafs er weifs, dafs die Neutra auf e, al, ar ursprünglich auf i aus-

gehende Stämme hatten? Der Begabte wird, da nur mehr die Ausgänge i, ia, ium daran erinnern, nur mit der Querfrage kommen: wohin ist denn das i in den andern Kasus gekommen? Nun belehre man einen 11jährigen Jungen, dafs bei den Vokalstämmen z. B. mari-bus, nicht mar-ibus zu trennen sei: das führt doch nur zu noch ärgeren Verwirrungen. Überlassen wir doch den Philologiestudierenden der Hochschule solche Einsicht und verweisen wir die ganze vokalische Deklination in eine übrigens nur für die Begabteren bestimmte Anmerkung mit etwa folgender Fassung: ‚Diese 3 Endungen i, ia, ium finden ihre Erklärung darin, dafs der Stamm solcher Wörter ursprünglich auf i ausging, also ist nicht mar-ia, mar-ium zu trennen, sondern mari-a, mari-um, ebenso navi-um, nubi-um.' Ich denke, das dürfte den Ansprüchen auf Wissenschaftlichkeit genügen. Auch die Fassung von § 26, 3 ‚Ursprünglich vokalisch waren diejenigen Stämme, welche auf 2 oder mehrere Konsonanten endigten' ist zu verurteilen. Wie viele von uns wissen denn oder wollen wissen, dafs mens noch bei Ennius zweimal den Nom. mentis aufweist? Ebenso geht die § 22 gegebene Einteilung der Konsonantenstämme in Muta-, Liquida-, Nasal- und Spirans-Stämme viel zu weit über diese Altersstufe hinaus und ist noch dazu unfruchtbar: sie ist schwer genug zwei Jahre später bei Erlernung des Griechischen, wo sie notwendig wird! Übrigens hat L. diese wissenschaftliche Behandlung nicht konsequent durchgeführt: bei der 4. und 5. Deklination wäre z. B. der für gutveranlagte Schüler gar nicht so unfafsliche Hinweis anzubringen gewesen, dafs wir es hier nur mit einer verkappten 3. Deklination (mit kontrahierten Endungen), bez. mit einer 1. (dearum deabus — dierum diebus) zu thun haben. Warum bei den Ausnahmen der 3. Deklination die so gebräuchlichen lepus, vultur, mus, grus, sus bescheiden in kleingedruckte Anmerkungen weichen mufsten, konnte ich nicht absehen. Die Komparation der Adjektiva weist wieder den herkömmlichen Mechanismus der Regeln auf: da wird z. B. ‚rimus' an den nom. auf -er, ‚limus' an den Stamm von facilis etc. gehängt; konsequenterweise hätte L. von Assimilation aus ursprünglichem timus (vgl. optimus) wenigstens in einer Anmerkung sprechen sollen. Das vielleicht seltnere gracillimus (Sueton) sollte doch aus mnemotechnischen Gründen (3 Gegensatzpaare: similis-diss., facilis-diff., humilis-gracilis!) nicht weggeblieben sein. Recht empfindlich wurde diese Streichmethode in der Lehre von den Adverbien, die von L. auf 4 Paragraphen (40, 46, 57, 95) verteilt wurden; da ist die bei E.-W. gegebene Fülle doch vorzuziehen. Wenn man mir entgegenhält, solche Kleinigkeiten lerne der Schüler nebenbei, wenn sie einmal in dem oder jenem Kapitel sich fänden, so erwidere ich: der gedächtnisstarke und fleifsige, ja; doch für die Mehrzahl gilt: was nicht einmal methodisch gelernt werden mufste, und was nicht für den Fall, dafs es dem Gedächtnis der Schüler wieder entschwindet, vom Schüler an einem wohlbekannten Ort der Grammatik wiedergefunden werden kann, ist ein durchaus unsicherer Besitz. Quod non est in grammatica, non est in memoria.

Die möglichst ausgiebige Anwendung der Quantitätszeichen ist

sorgfältig und gewissenhaft, so dafs in diesem nicht unwichtigen Punkte nur an weniges zu erinnern ist. Unrichtig fand ich bezeichnet § 32 trĭbus, 44 quattuŏr, 73 lūceo, lūgeo, 77 săpio; die Quantitätsbezeichnung erwartet man z. B. bei consŭlo, crēdo, fūro, mēdeor, sŏleo u. a. § 75, bei ēlatum § 83, bei vocātivus (10), nōmen (27), amăt, audĭt, legĭt (65); überflüssig ist die Bezeichnung quĭsquis, da die Silbe doch prosodisch immer lang ist, ebenso nĕŭter, da Verse doch den Diphthong eu verlangen. Fettdruck hätte ich noch bei der Form sensi gewünscht, das Verb occŭlo fehlt noch immer, tingo heifst auch ‚färbe'. —

Vom 2. Teile, der Satzlehre, ist das Pensum der 3. Klasse, die Kasuslehre, entschieden als das beste zu bezeichnen. Die geschickte Anordnung, die Einfachheit der Regeln, die Eingliederung unter Hauptgruppen, die tabellarisch gegebenen Phrasen, die fast immer ein konkretes Beispiel im Sinne haben (kein aliquem, aliquid oder rem rei), das und noch vieles andere sind entschiedene Vorzüge. Dem Bestreben nach möglichster Kürze ist freilich, wie schon bemerkt, manche Konstruktion zum Opfer gefallen oder sie hat im 3. Teile — den grammatisch-stilistischen Eigentümlichkeiten — ein bescheidenes Plätzchen gefunden. In dieser Beziehung ist besonders § 124 (Verba mit verschiedener Bedeutung und Konstruktion) = 162 E.-W. oder die Lehre von den Präpositionen schlecht weggekommen. In meiner ‚Kasuslehre in Beispielen' (München, Lindauer 1897) war ich daher bemüht, das Plus der Englmann-Welzhoferschen Grammatik gebührend zu berücksichtigen. Dies empfiehlt sich schon für den gar nicht so seltenen Fall, dafs ein Schüler mit der Anstalt auch die Grammatik wechselt. Übrigens machte ich die erfreuliche Beobachtung, dafs L. in der Neuauflage wieder manchem ‚Verbannten' die Rückkehr gestattet hat; möge die nächste Auflage uns noch viel mehr alte Bekannte wieder begrüfsen lassen! Im einzelnen bemerke ich hier folgendes:

Die Übersetzung des deutschen Subjektwortes man § 98 gehört nicht an die Spitze der Kasuslehre, sondern zu den Pronomina; übrigens fehlt dort die Ausdrucksweise mit vulgo, mit res (est in angusto), mit dem Infinitiv (praestat tacere, wenn man schweigt). § 128 ist das Beispiel ‚omnia, quae mulieris fuerunt, viri fiunt' ohne ‚dotis nomine' ein Unding; überhaupt ist die Zustutzung der (ohnehin gekürzten) klassischen Zitate auf das denkbarste Minimalmafs oftmals unbehaglich und die vollere Fassung der Mustersätze bei E.-W., der auch den Ort der Zitate immer angibt, ein entschiedener Vorzug des letzteren. Dadurch, dafs L. den gen. generis und partitivus zu einem Paragraphen (129) verschmolzen hat, wird der Zusatz 5 ‚statt des part. Genetivs wird ex und de gesetzt, wenn das Ganze ein Substantiv im Singular ist' unrichtig, da man nur quis ex populo (eig. partitiv!) sagt, dagegen nicht vis ex auro statt auri (eig. generis!), § 112 soll es heifsen ‚der Gegenstand oder die Person'. § 114, 1, sind im Passiv a und b umzustellen: 2 ist exigo hinzuzufügen. § 122 interest inter carere et egere ist ein schlechtes Beispiel, wenn auch aus Cicero. § 131 vermisse ich fertilis und metuens deorum, § 133 die Namen der verschiedenen Vergehen (ambitus, peculatus etc.), § 142 assuesco, assuefacio und -fio,

§ 143 das Adverb accurate, § 153 noctu und interdiu, § 155 diem ex die exspectare — lauter Dinge, an denen die Schüler nicht schwer tragen würden.

Das Pensum der 4. und 5. Klasse (Pronomina, Tempora, Modi. Nebensätze) ist bei E.-W. auf 104, bei L. auf nur 45 Seiten behandelt. Das war wieder nur möglich durch äufserste Beschränkung einerseits und Überweisung an die grammatisch-stilistischen Eigentümlichkeiten andrerseits. So ist z. B. die ganze Lehre vom Gebrauche der Pronomina an das Ende des Buches verwiesen worden. Ich kann mich mit diesem Verfahren nicht befreunden; denn wenn auch der V. diese ‚grammatisch-stilistischen Eigentümlichkeiten' sicherlich nicht als Anhang seiner Grammatik, sondern als einen selbständigen Teil derselben aufgefafst wissen will, so erweckt doch schon leicht das äufsere Ansehen dieses 3. Teiles, insbesondere der kleinere Druck beim Schüler den Eindruck eines ‚minder Wichtigen', ‚beiläufig zu Nehmenden'. Doch davon nachher! Im Gebrauch der Modi wäre vielleicht eine Vereinfachung der allzu vielen Termini möglich, wenn man z. B. zum Hortativ auch den Jussiv-Konjunktiv stellt; denn eamus! eas! eat! ist doch logisch das gleiche Verhältnis. In diesem Punkte könnte der treffliche Aufsatz Ohlenschlagers in unsern Blättern, Bd. 32 (1896) S. 221—226, fruchtbringend wirken. Beim Imperativ Futur vermisse ich die Verwendung ‚bei Gesetzen, Verträgen, Lebensregeln', fernerhin das ‚desine queri', die Zusätze age, agedum, quaeso, modo, beim Optativ ita, vivam, ut u. a. Zu § 213 spreche ich hier den Wunsch aus, dafs doch endlich einmal die althergebrachte ‚zopfige' Erklärung von an nach haud scio u. dgl. mit ‚ob nicht' aus unsern Grammatiken verschwinden sollte. Kann denn dasselbe Wort ob und ob nicht bedeuten? Die Sache ist ganz einfach: haud scio an bedeutet ‚ich weifs nicht, ob wirklich, ob am Ende doch' = vielleicht, möglicherweise.

Vergleicht man die Anordnung der Lehre von den Nebensätzen bei L. und E.-W., so findet man, dafs bei L. die Lehre vom acc. c. infin., dem Deklarativsatze κατ' ἐξοχήν, vorteilhaft voransteht; doch wäre sie m. E. besser völlig getrennt von der Lehre des blofsen Infinitivs, wenn auch im Anschlufs an denselben gegeben. Dafs L. bei den Final- und Konsekutivsätzen die transitiven und adverbialen beisammen gelassen hat, während sie bei E.-W., offenbar nur dem Ausdruck ‚Deklarativsätze' zu liebe, getrennt wurden, dürfte auch vom didaktischen Standpunkt aus als Vorzug des ersteren erscheinen. Wenn aber L. in einem eigenen Paragraphen (197) alle Arten von ‚cum' zusammenfafste und dann die ‚Kausalsätze' ganz fallen liefs, indem er die Sätze mit quod quia im Paragraphen mit quod unterbringt, die mit cum in jenem § 197, so dürfte m. E. eine derartige überhastete Kürzung sich nicht empfehlen, da sie den ruhigen, logischen Entwicklungsgang über die Arten der Nebensätze, der im deutschen Unterricht vorbereitet wurde, empfindlich beeinträchtigt. Der ganze Paragraph mit cum, gewifs eine dankenswerte Zusammenstellung, gehört hinter die Behandlung der letzten cum-Sätze zur nochmaligen Beleuchtung. Bezüglich der Oratio obliqua möchte ich beiden Grammatikern zur Erwägung an-

heimstellen, ob sie ihre Stelle nicht gleich hinter der Lehre vom acc. c. infin. finden könnte.

Der 3., in den meisten Rezensionen als sehr anerkennenswert bezeichnete Hauptteil ‚die grammatisch-stilistischen Eigentümlichkeiten der lateinischen Sprache' weist bekanntlich die Einteilung in 4 Kolumnen, für die 1.—3., 4. und 5., 6., 7.—9. Klasse auf. Schon ein flüchtiger Blick auf diese Seiten zeigt uns, dafs in der 1. Kolumne, vielfach auch in der 2. eine gähnende Lehre uns entgegenstarrt. Das war durchaus nicht anders zu erwarten: das eigentlich Stilistische ist auf dieser Stufe noch minimal, ja es gehörte eigentlich zum grammatischen Unterricht und ist oft nur um diese Kolumnen nicht ganz öde erscheinen zu lassen, mit sanfter Gewalt hiehergezogen worden; ja sogar die Spalten der 4.—6. Klasse mufsten sich vielfach mit grammatischem Stoffe, z. B. der Lehre der Pronomina, füllen. Der V. hat dies offenbar selbst gefühlt, sonst hätte er nicht den Titel grammatisch-stilistische Eigentümlichkeiten gewählt. Meines Erachtens wäre es besser, man nähme wieder eine reinliche Scheidung zwischen Grammatik und Stilistik vor und bringe die beiden ersten Kolumnen in den Paragraphen der Grammatik unter, wohin sie gehören. Der eigentliche Stil beginnt rationeller Weise doch erst mit der 6. Klasse, wobei ja nicht in Abrede gestellt werden soll, dafs der Unterricht in den früheren Klassen vorbereitend zu wirken hat. Das in Norddeutschland so beliebte System, den Schüler möglichst früh in alles hineinschmecken zu lassen und bei sehr schwachen positiven Kenntnissen ihn recht bald sehr gescheit reden zu lassen, möge uns noch recht lange erspart bleiben! Ein gesunder, gemächlich und gediegen erarbeiteter Unterbau und Aufbau des Wissens, eine allmähliche, konzentrische Erweiterung und Entwicklung des Wissensstoffes soll die Grundlage alles grammatischen Unterrichtes sein. Denn dieser ist nicht nur ein sprachlicher, er ist bekanntlich in erster Linie ein logischer und durch die Erkenntnis strenger Gesetzmäfsigkeit auch ein ethischer. Dafs diese Bemerkung wieder nicht gegen Landgraf gerichtet ist, sondern gegen einen herrschenden Zug der Zeit, brauche ich nicht zu betonen.

Im einzelnen bemerke ich zu diesem Teil folgendes: Die Beispiele sind sehr geschickt und in hinreichender Fülle gewählt, die aus ihnen resultierende Regel ist klar und präcis gefafst, besonders §§ 226 und 253. — § 227 bei dem schönen Ausspruch Senekas ‚Otium sine litteris mors est et hominis vivi sepultura' vermifst man das Zitat. § 229 erg. hinter Caesaris [Octaviani]. § 238 erg. non imitandus ‚unnachahmbar'. Ebenda ist ‚nihil sancti' (von Hannibal) mit Unsittlichkeit bedenklich wiedergegeben. § 240 summa pax, tiefer Friede, aber ‚altum silentium'. § 243 vermisse ich das Beispiel ‚deum agnoscis ex operibus eius'. § 244 die Übersetzung des Reciprocums einander gehört schon in die 4./5. Klasse. Ebenda ist das Zitat Liv. 1, 47, 6 unrichtig. § 258 ist der Satz ‚nur ein ganz geringer Grad genügt, um dieses Rätsel zu lösen' mit „. . . hanc rem facile intelleget' gegeben, ein Beispiel, wie leicht wir uns im Deutschen zu

einer Phrase hinreifsen lassen: wer sieht es dem Satze an sich an, ob nicht von einem wirklichen Rätsel die Rede ist? § 265 vermisse ich oblivione obrui. § 273 ‚Ovid singt: Tu mihi, quod rarum est, vivo sublime dedisti Nomen..' Wo? Trist. 4, 10, 121/2. § 277 dafs exempli gratia nur in Verbindung mit afferre ponere nominare gebraucht werden kann, könnte schon beim Genetiv § 130 erwähnt sein. § 278 veniet tempus, erg. mortis.

Doch das sind lauter minutiae. Indem ich zum Schlusse eile, drücke ich offen meine Freude darüber aus, dafs Landgrafs Lehrbuch mit der neuen Auflage wieder gar manche dankenswerte Fortschritte aufzuweisen hat; dafs der V. bei Änderungen äufserst konservativ und haushälterisch verfährt, ist schon mit Rücksicht auf die Verwendbarkeit älterer Auflagen neben der neuen, wie sie bei ärmeren Schülern notwendig ist, zu billigen.

Auf die getrennt erschienenen ‚Literaturnachweise und Bemerkungen' (3. A. 1894) will ich nur mit einem Worte hinweisen: der Lehrer erhält durch sie einen annähernden Begriff, welche Fülle von Material der V. zu verarbeiten hatte.

Druck, Papier und Ausstattung des Buches sind geradezu musterhaft zu nennen.

Möge sich Landgrafs Lehrbuch seine alten Freunde erhalten und viele neue erwerben!

München. Dr. J. Menrad.

---

a) Grammatik der lateinischen Sprache mit Vokabular für die Lehrerseminarien und zum Selbstunterricht für Lehrer von Georg Römer, K. Gymnasiallehrer in Straubing. Verlag bei C. C. Buchner (Rudolf Koch) in Bamberg 1901.

b) Übungs- und Lesebuch für den lateinischen Unterricht an Lehrerseminarien und zum Selbstunterrichte für Lehrer von Georg Römer, K. Gymnasiallehrer in Straubing. Verlag bei C. C. Buchner (Rudolf Koch) in Bamberg 1901.

Seit dem Beginne des Monats Dezember 1898 ist durch Anordnung des Kgl. Staatsministeriums des Innern für Kirchen- und Schulangelegenheiten der fakultative Unterricht in der lateinischen und französischen Sprache an den Kgl. Lehrerbildungsanstalten Bayerns eingeführt.

Für den lateinischen Unterricht, der in beiden Kursen und zwar in je zwei Wochenstunden erteilt wird, wurde von der höchsten Stelle folgendes Programm festgesetzt:

I. Kurs: Die Grundzüge der Formenlehre, doch mit Beschränkung der Lehre vom Verbum auf die 1. und 2. Konjugation.

II. Kurs: Abschlufs der Formenlehre, insbesondere die 3. und 4. Konjugation, einschliefslich der unregelmäfsigen Verba. Zugleich sind die Schüler mit den einfachen syntaktischen Regeln (ut, ne, Acc. c. Inf., Particip. rel. und abs.) bekannt zu machen.

Der Kgl. Gymnasiallehrer Römer unterzog sich, wie er im Vorworte der Grammatik versichert, mit Freude dem ehrenden Auftrage, den lateinischen Unterricht am Kgl. Schullehrerseminar in Straubing zu erteilen, und betrachtete dies anfangs als eine leichte Aufgabe. Nachdem er aber ans Werk geschritten war, kamen ihm die Schwierigkeiten zum Bewufstsein. Vor allem hatte er mit der Kürze der Zeit zu rechnen, da in zwei Wochenstunden derselbe Stoff zu bewältigen ist, für den an den Gymnasien acht Stunden zur Verfügung stehen; dann erwog er, dafs die Seminaristen mit obligaten Unterrichtsfächern fast überbürdet sind, so dafs ihnen nur äufserst wenig Zeit zum Erlernen lateinischer Vokabeln, deren es doch anfangs so viele gibt, übrig bleibt. Mifslich war für ihn auch der Umstand, dafs von den an den Gymnasien eingeführten Lehr- und Übungsbüchern trotz der Vorzüge, mit denen sie ihrem Zwecke entsprechen, keines in seiner Ausführlichkeit und Einrichtung zum Unterrichte am Schullehrerseminare pafste; auch hatte er darauf Rücksicht zu nehmen, dafs in beiden Kursen die gleichen Bücher verwendet werden können. Um nun seiner Aufgabe gerecht zu werden, kam er auf den Gedanken, mit Benützung der von ihm bei den Seminaristen gemachten Erfahrungen selbst eine Grammatik und ein Übungsbuch zu verfassen, wodurch er den ministeriellen Bestimmungen und den Bedürfnissen der heranzubildenden Lehrer entsprechen könnte. Hiebei hatte er folgende Punkte im Auge: 1. strenge Einhaltung des vom Kgl. Staatsministerium vorgeschriebenen Lehrplanes, 2. Darbietung einer möglichst grofsen copia verborum, 3. Besondere Betonung der aus dem Lateinischen stammenden Fremd- und Lehnwörter, 4. Anführung der wichtigsten termini technici in der Naturkunde, 5. Aufnahme häufig gebrauchter lat. Sentenzen, 6. Verwendung liturgischer Texte, soweit sie für katholische Lehrer, die im Kirchendienste Beihilfe leisten, notwendig sind, 7. Einübung der Formenlehre, namentlich durch Übersetzen vom Lateinischen ins Deutsche, 8. Wahl eines der Altersstufe der Seminaristen entsprechenden Lehrstoffes.

Mit der Grammatik hat der Verfasser das Vokabularium verbunden, damit der ganze Memorialstoff in einem Buche enthalten sei und in demselben jederzeit durch Nachschlagen gefunden werden könne. Das ganze grammatische Pensum ist in 169 Paragraphen entwickelt und mit diesen in der Grammatik behandelten Paragraphen gehen die Stücke im Übungsbuche gleichen Schritt. In beiden Büchern sind § 1 — § 105 incl. für den ersten, § 106 — § 169 incl. für den zweiten Kurs bestimmt. Da wegen Mangels an Zeit der Schwerpunkt auf die mündlichen Übungen gelegt werden mufs und der Ministerialanordnung nur durch Beschränkung auf das Wesentliche genügt werden kann, so ist die Möglichkeit gegeben, das ganze Lehrpensum in zwei Jahren zum Abschlufs zu bringen. Das ist nach der Ansicht des Rezensenten um so leichter durchführbar, wenn einige Übungsstücke, die nicht unumgänglich notwendig sind, übergangen werden. Auch der Verfasser hat mit dieser Möglichkeit gerechnet und deshalb liturgische Stellen, die für Protestanten weniger inter-

essant, wenn auch nicht wertlos sind, eingeklammert. Derselbe behandelte in den letzten sechs Paragraphen die Prosodie und Metrik und wollte dabei die betreffenden Schüler auch mit dem elegischen und jambischen Versmafse sowie mit der asklepiadeischen und sapphischen Strophe bekannt machen. Sollte die Durchführung der im Anhange in sechs Paragraphen behandelten Punkte nicht thunlich sein, so ist der Unterzeichnete der unmafsgeblichsten Meinung, dafs der Anhang weggelassen werden solle, namentlich wenn beim Unterrichte immer die Quantität in der Weise berücksichtigt wurde, dafs die Aussprache des Lateinischen korrekt war. Eine derartige Beschränkung entspräche auch der Maxime: „multum, ne multa!" Selbst bei Weglassung der angedeuteten Punkte, wenn es die Umstände erfordern sollten, enthalten die beiden wertvollen Bücher so viel des Interessanten, dafs jeder Kenner der geistigen Bedürfnisse unserer Volksschullehrer, insoferne ihm an deren Befriedigung etwas gelegen ist, das Erscheinen dieser Lehrmittel freudigst begrüfsen wird.

Was die Wahl des Stoffes zum Übersetzen betrifft, so hat sich der Verfasser nicht auf die alten Klassiker beschränkt, sondern auch interessante Kapitel aus der „Vita Karoli Magni" von Einhard, aus dem Werke „De rebus gestis Frid. I" von Otto von Freising, eine Urkunde aus der Zeit Ottos I, die „Passio secundum Matthaeum", einen Apostelbrief des hl. Paulus und dgl. aufgenommen und schliefslich noch schöne Hymnen zur Einübung des Versmafses angefügt. Aufserdem hat er lehrreiche Abschnitte aus der Geschichte, Mythologie und Naturlehre so zurechtgelegt, dafs sie einen geeigneten Stoff zum Übersetzen bieten.

Neben dem Vorteile der Schärfung des Verstandes durch Erlernung einer fremden Sprache und dem Nutzen von Kenntnissen in der lateinischen Sprache für solche, die im späteren Leben an katholischen Pfarreien nebenbei die Stelle von Mefsnern und Chordirigenten bekleiden, ist für Schulseminaristen auch der Umstand nicht zu unterschätzen, dafs sie als Lehrer in ihrer Schulpraxis häufig in die Lage kommen, Schüler für das Gymnasium vorzubereiten. Wenn hiezu auch nicht tieferes Eindringen in die lateinische Sprache unumgänglich notwendig ist, so ist doch nicht in Abrede zu stellen, dafs ein Lehrer bei dieser Grundlegung um so richtiger zu Werke gehen wird, je vertrauter er sich mit dem Aufbaue der lateinischen Sprache ex fundamento gemacht hat. Wenn die nötigen Lehrmittel zum Selbstunterrichte geboten sind, wird es gewifs auch nicht an Autodidakten fehlen, die die Bücher Römers mit Eifer und gutem Erfolge benützen. Mögen die Grammatik und das Lesebuch beste Aufnahme finden! Herr Kollega Römer hat jedenfalls keinen Grund die Befürchtung zu hegen, die er am Schlusse des Vorwortes ausgesprochen hat:

„ne
Deferar in vicum vendentem tus et odores
Et piper et quidquid chartis amicitur ineptis".

Straubing. Al. Kohl.

Realerklärung und Anschauungsunterricht bei der Lektüre der griechischen Klassiker. Von A. Malfertheiner, k. k. Professor. I. Teil. Xenophon, Homer, Herodot. — Wien 1899. A. Pichlers Witwe und Sohn. 8°. VII. u. 97 S. — Preis 2 *M*.

Der Verf. dieser hübsch ausgestatteten Schrift will zeigen, welche Stellen in der griechischen Schullektüre, wie sie an den österreichischen Gymnasien betrieben wird, eine Erläuterung durch bildliche Darstellungen erheischen. Zugleich unternimmt er es, jene Anschauungsmittel zu bezeichnen, die diesem Zweck am besten entsprechen. Die Darlegungen des Verf. verfolgen aber auch das negative Ziel, vor der Übertreibung des Anschauungsunterrichts nachdrücklichst zu warnen. In der That besteht die Gefahr, dafs durch gehäufte Vorführung von Bildwerken beim Unterrichte nicht nur die Lektüre und formale Erklärung der Autoren zu kurz komme, sondern auch das Interesse und die Aufmerksamkeit der Schüler abgestumpft werden. Eine Einschränkung des Anschauungsunterrichts wird schon dadurch bewirkt, dafs man nur gute und in möglichst grofsem Mafsstabe gehaltene Abbildungen vorzeigt; die allzukleinen Bilder geben keine sachgemäfse Vorstellung des zu erläuternden Gegenstandes. Daher erklärt sich W. als einen Gegner der Bilderatlanten und fordert grofse, sorgfältige Abbildungen. Im vorliegenden I. Teile seiner Abhandlung behandelt Verf. Xenophons Anabasis (S. 1—17), Homers Ilias (S. 18—77), Xenophons Memorabilien (S. 78—80) und Herodot (S. 81—97) mit Rücksicht auf die durch Anschauungsmittel zu erläuternden Stellen; allerdings liegt den Erörterungen nur eine Auswahl aus den betreffenden Autoren zu Grunde, was für die Ilias wenigstens zu bedauern ist. Hier seien lediglich über die das eben genannte Werk berührenden Bemerkungen des Verf. einige Worte gesagt.

Was W. vor allem fordert, dafs bei der Wahl des Vorzuzeigenden neben dem künstlerischen auch der methodische Standpunkt gewahrt, das Typische an die erste Stelle gerückt werde, dafs der Lehrer mit möglichst wenigen Bildern auszukommen suche, kann gar nicht nachdrücklich genug eingeschärft werden. Mit Recht trägt ferner der Verf. kein Bedenken, auch die Ergebnisse der neuesten archäologischen Forschungen zur Homererklärung in der Schule heranzuziehen. Nur gilt es hier, mit Vorsicht zu unterscheiden. Handelt es sich um Bauten, Waffen, Geräte, Schmuckgegenstände, so wird man zu Abbildungen der Funde aus der sogenannten mykenischen Periode greifen; Scenen aus Homer dagegen und vollends Götterideale lerne der Schüler nicht aus archaischen Vasenbildern, sondern aus den Schöpfungen der Blütezeit kennen. Vorsicht ist auf diesem Gebiete aber auch aus dem Grunde geboten, weil es hier so manches gibt, worüber noch keine Klarheit herrscht; unsichere, strittige Resultate aber dürfen nicht in den Unterricht hineingetragen werden. Gute Bemerkungen gibt W. über die Troade und die Stadt Ilion mit ihrer Befestigung. Die einzelnen Bücher der Ilias werden in einer Auswahl behandelt, die auf den Vorschlägen von A. Primozic (Zur Homerlektüre, Programm v. Iglau 1892) beruht. Dieselbe

umfafst Il. I; II ohne den *κατάλογος νεῶν*; IV 422—456, 539—544; V 1—94; VI 73 bis Schlufs; VII 1—7; VIII 335—349, 485—565; IX 1—8, 89 bis Schlufs; XV 592 bis Schlufs; XVI 1—305, 372—418, 689 bis Schlufs; XVIII (von W. wird Σ unrichtig als XVII. Gesang bezeichnet); XIX 1—339; XXII—XXIV. In der Sacherklärung schliefst sich der Verf. meistens an W. Helbig, Das homerische Epos aus den Denkmälern erläutert (2. Aufl. 1887) an, so insbesondere, was die Schildbeschreibung in Σ anlangt. Vollkommen gerechtfertigt ist der häufige Tadel von Engelmanns Bilderatlas zu Homer, dessen Abbildungen erstens zu klein, sodann zum grofsen Teile dürftig und ärmlich sind. Ein guter Gedanke war es, die Fundstätten der zur Vorführung geeigneten Abbildungen jedesmal zu verzeichnen. Dabei sowie in allen Ausführungen des Verf. offenbart sich eine genaue Kenntnis der einschlägigen Hilfsmittel und ein ästhetisch wie didaktisch sicherer Blick. Den leisen Zweifel allerdings kann man nicht unterdrücken, ob nicht das, was nach des Verf. Ansicht den Schülern gelegentlich der Homerlektüre im Bilde gezeigt werden soll, noch zu viel des Guten sein mag. Jedenfalls bezeichnen seine Vorschläge die Grenze, über welche hinauszugehen nicht geraten erscheint.

Das Büchlein verdient die wärmste Empfehlung schon wegen der Rücksichtnahme auf die Ergebnisse der neuesten Forschung auf dem Gebiete der homerischen Realien, nicht minder jedoch wegen der gesunden didaktischen Grundsätze, die darin ausgesprochen werden. So sei nur noch im Vorübergehen bemerkt, dafs W. die in neuester Zeit in Schwung gekommenen Schülerkommentare und Schülerpräparationen auf eine Stufe mit den gedruckten Übersetzungen stellt und mit Recht behauptet, dafs derartige Hilfsmittel jeden Unterrichtserfolg in Frage stellen.

Der Druck der Schrift ist sehr korrekt; nur S. 57 Anmerkung [1]) unter dem Text Z. 2 von unten liest man bekämpt st. bekämpft.

München. M. Seibel.

Dr. Siegmund Preufs, Vorlagen zu Griechischen Stilübungen für Prima. Bamberg, Buchners Verlag, R. Koch. 1900.

Jeden Freund des klassischen Altertums müssen die jüngsten Erlasse des preufsischen Kultusministers, die die Gleichberechtigung der realistischen und humanistischen Vorbildung für das Studium der Medizin aussprechen und die Erweiterung auf das juristische Studium in Aussicht stellen, mit banger Sorge um den Fortbestand der humanistischen Bildung erfüllen; wenn nur erst Juristen und Mediziner der klassischen Studien entraten können, wenn das humanistische Gymnasium nicht mehr das Vertrauen geniefst, die beste und höchste, weil allgemein menschliche Bildung zu vermitteln, so ist es nur eine Frage der Zeit, dafs diese Stätten einer auf die Bildung der Persönlichkeit, nicht auf das praktisch Nützliche gerichteten Erziehung als rückständig betrachtet werden und in dem Konkurrenzkampf unterliegen müssen. Ein schlechter Trost ist der Gedanke, dafs im Wechsel

der Zeiten wieder eine neue Renaissance die unvergleichlichen Schöpfungen der Griechen zur Geltung bringen wird. Zunächst leben wir eben in einer Zeit des Rückganges dieser Studien. Um so mehr sind die Bestrebungen aller derer zu begrüfsen, die den gegenwärtigen Betrieb der klassischen Sprachen, sei es nach der ästhetischen oder der sprachlichen Seite zu fördern suchen. Dafs gute Übungsbücher wesentlich den Unterricht in der betreffenden Sprache erleichtern und den Schülern die mühevolle, aber unersetzliche Arbeit des Übersetzens aus der Muttersprache in die fremde anregend machen können, weifs jeder Lehrer aus Erfahrung; freilich ist es auch eine schwierige Aufgabe ein g u t e s Übungsbuch, das zugleich in die Anschauungsweise und die Kultur des betr. Volkes einführt, zu schreiben; reiche Erfahrung, praktisches Geschick, grofse Belesenheit in den Autoren gehören dazu.

Zunächst möchte es auffallend erscheinen, dafs Preufs, der bekannte Herausgeber der lateinischen Stilübungen, zu den vorhandenen Übungsbüchern von Praufs und Bauer-Zorn ein neues für Prima fügt. Aber die Vorzüge dieser Vorlagen berechtigen durchaus die Veröffentlichung und werden dem Buch bald Freunde erwerben. Das neue Übungsbuch unterscheidet sich von den beiden anderen dadurch, dafs das Pensum der 8. und 9. Klasse getrennt ist, ferner dadurch, dafs für die 8. Klasse eine p l a n m ä f s i g e Repetition der gesamten Syntax erleichtert wird, indem die einzelnen Abschnitte der Syntax in besonderen Stücken behandelt werden; aufserdem sind auch griechische Sätze beigegeben, die ja bei der jetzt meist eingeführten, kurzen Syntax von Englmann-Haas immer nötiger werden. Man kann freilich darüber streiten, ob es bei der Kürze der bemessenen Zeit noch möglich ist, Einzelsätze durchzunehmen. Die induktive Methode läfst sich auf dieser Stufe schon deshalb nicht anwenden, weil dem Schüler ja die Regel schon bekannt ist; aber trotz dieser Bedenken mufs man die Neuerung nur gut heifsen, weil der Schüler sich durch einen Blick auf die Beispiele leicht über eine gelernte Regel wieder zu orientieren vermag und die Sätze den Schülern zur selbständigen Repetition dienen können. Den Schlufs des 2. Teiles bilden die Absolutorialaufgaben, die deutsch-griechischen, wie auch die griechischen der letzten Jahre.

Was die Wahl der Sätze betrifft, so sind dieselben meist ohne weitere Erklärung fafslich und nur wenige finden sich, die aufserhalb des Zusammenhanges eigentlich keinen Inhalt haben, so 5, 11 *ὁπόσοι τῶν ἀμφὶ βασιλέα ἀπέθνησκον, Κτησίας λέγει*; 25, 14 *γελῶντας ἐχθροὺς παύσομεν τῇ νῦν ὁδῷ*; 31, 7; 63, 13; 64, 1; für diese Altersstufe sind Sätze philosophisch-ethischen Inhaltes wohl am besten geeignet. Es ist ferner zu rühmen, dafs die zusammenhängenden Stücke mit wenigen Ausnahmen aus der griechischen Geschichte genommen sind; man möge doch die Stoffe aus der römischen Geschichte den lateinischen Übungsbüchern überlassen, dagegen dürfte die Kulturgeschichte noch mehr berücksichtigt sein. Sachliche Unrichtigkeiten habe ich nicht bemerkt; dafs der Verlust der Perser in der Schlacht bei Marathon auf 200000 angegeben wird I 39 — eine ganz unmögliche Zahl —, mag in der Vorlage seinen Grund haben, auch die Beurteilung, welche

die Sophisten I 39 erfahren, dürfte etwas modifiziert werden. — Der Stil der deutschen Stücke ist meist gewandt und natürlich, nur an einigen Stellen hat der Rezensent eine griechische Ausdrucksweise bemerkt, die den Schülern das Übersetzen erleichtern soll, aber zumal bei lautem Vorlesen störend wirkt, so I, 35 die Periode: sein Heer, das befürchtete, dafs dieser Feldzug ..... verbunden, dafs er noch dazu ..... gerichtet sei ..... und dafs der König dem Tode nicht aus dem Wege gehen werde, hütete sich zwar, ihm untreu zu werden, und blieb ruhig; I, 38 immerhin lieferten die ersten Sophisten noch einiges Brauchbare; I, 49 ist der Schlufssatz nach dem Zusammenhang nicht verständlich, auch I, 56 schliefsen sich die letzten Worte nicht gut an das Vorhergehende an. Der Druck ist sorgfältig überwacht worden, so dafs der Rezensent die üblichen Druckfehler nicht anbringen kann. — Mag auch für eine neue Auflage noch manches zu bessern übrig bleiben, so wird sich das Buch doch sicherlich in der Praxis sehr gut bewähren und zur Förderung des griechischen Sprachunterrichtes dienen.

Erlangen. Carl Wunderer.

Oberstufe zum Lehrbuch der Französischen Sprache. Mit besonderer Berücksichtigung der Übungen im mündlichen und schriftlichen freien Gebrauch der Sprache von Dr. Otto Boerner, Oberlehrer am Gymnasium zum heiligen Kreuz zu Dresden. Ausgabe C. Mit einem Hölzelschen Vollbild: „Die Stadt“ und acht Abbildungen von Paris. Hierzu in Tasche: Französisch-deutsches und deutsch-französisches Wörterbuch. Leipzig, B. G. Teubner, 1898. VIII u. 232 u. 125 S.

Boerners hochbedeutendes, nach den neuesten Lehrplänen bearbeitetes Unterrichtswerk hat leider zu wenig Aussicht, je an unseren Gymnasien zur Einführung gebracht werden zu können, als dafs Ref. ihm die verdiente ausführliche Besprechung an dieser Stelle widmen dürfte. Ein kurzer Überblick möge genügen. Derselbe wird trotz aller Kürze sowohl die ganz ungewöhnliche Reichhaltigkeit als auch die sonstigen Eigentümlichkeiten des Buches hinreichend erkennen lassen.

Der Hauptteil der „Oberstufe“ zerfällt in vierzehn, als Lektionen bezeichnete Abschnitte (S. 1—120), welche zur Einübung je eines Teiles der Grammatik (1. Construction régulière; 2. Inversion; 3. Syntaxe du Verbe. Temps; 4. Syntaxe du Verbe. Modes: avoir, être; 5. Article; 6. Adjectif; 7. Nom de nombre; 8. Adverbe; 9. Complément des Verbes; 10. Infinitif; 11. Pronoms; 12. Pronoms; 13. Participes; 14. Prépositions et Conjonctions) dienen sollen, selbst aber die Grammatik nicht enthalten, sondern auf des Verfassers „Hauptregeln der französischen Grammatik, Ausgabe B, syntaktischer Anhang“ verweisen. Diese Lektionen, von denen fünf durch Sternchen als weniger wichtig bezeichnet sind, zerfallen ihrerseits wieder in je fünf Unterabteilungen: Grammaire (nur aus dem eben erwähnten Hinweis bestehend), Exer-

cice, Thème, Conversation und Composition. Es sei hier bemerkt, dafs des Verfassers Streben, diese Teile möglichst in inneren Zusammenhang zu bringen, vom glücklichsten Erfolg gekrönt worden ist. Hierin liegt die Hauptstärke des prächtigen Buches. Zur Veranschaulichung möge hier die Inhaltsangabe der betr. Teile der I. Lektion folgen. Diese behandeln: a) Exercice: 1. Paris: La Seine; 2. Lettre de Paris; b) Thème: 1. Brief nach Paris (Antwort auf Exercice 2); 2. Brief aus Berlin (Beschreibung der Strafse „Unter den Linden"); c) Conversation: La ville; d) Sujet de composition: Description de ma ville natale.

Es ist unmöglich, die Unterabteilungen jeder Lektion hier einzeln zu besprechen. Bemerkt sei nur, dafs sowohl die Exercices als auch die Thèmes wahre Fundgruben des Interessanten und Belehrenden, nicht nur für den Schüler sondern oft auch für den Lehrer, sind, ohne doch dabei einen allzu lehrhaften und gelehrten Charakter anzunehmen. Die Schwierigkeit erscheint mir der Oberstufe vollkommen angemessen. — Hervorragend gelungen sind die Teile „Conversation" und „Composition". Dort hat es der Verfasser verstanden, dem Lernenden eine ungemein grofse Anzahl von Fragen vorzulegen, welche sich inhaltlich, man möchte sagen, begrifflich, an die vorausgehenden Exercices und Thèmes anschliefsen, ohne aber in den gewöhnlichen Fehler zu verfallen, dafs eine rein gedächtnismäfsige Reproduktion des Gelesenen verlangt wird. Da kann sich der Schüler wirklich auf die Konversationsübungen vorbereiten, sich selbst in der Bildung von Sätzen üben und dabei seinen Wortschatz in ungeahnter Weise erweitern und befestigen. Das eigens zu diesem Zweck in das Buch eingefügte Vocabulaire des Conversations (S. 217—232) ist bestimmt, ihm diese Arbeit zu erleichtern. — Hier, d. h. in den Compositions, begnügt sich der Verfasser meist nicht mit der Aufstellung eines Themas. Gewöhnlich gibt er dem Schüler in franz. Sprache alle nötigen Fingerzeige zur Bearbeitung desselben, und läfst dann oft noch ein zweites, ähnliches, ohne Besprechung folgen. In einem Falle ist die Umwandlung zweier Gedichte in Prosa mit zur Auswahl gestellt.

Auf diesen Hauptteil des Buches folgt ein Anhang, zerfallend in fünf Unterabteilungen: A. Poésies (16 besonders beliebte Gedichte, S. 121 bis 140); B. Lecture: I. Cent ans d'histoire de France (1774—1870), II. Organisation politique et administrative de la France (S. 141—159); C. Thèmes (S. 160—192). Diese, neun an der Zahl, angeordnet ungefähr nach denselben grammatischen Gesichtspunkten wie die Lektionen, zerfallen in je ein zusammenhängendes Übungsstück und eine Gruppe von gröfseren Einzelsätzen. Sie sollen nach den Worten des Verfassers mit dem vorausgehenden Lesestoff nur dazu dienen, einen Wechsel des Übungsstoffes in verschiedenen Jahrgängen zu ermöglichen. — Dafs hier, gewissermafsen durch ein Hinterthürchen, die Einzelsätze sich Eingang in das Buch verschafft haben, ist eine kleine Inkonsequenz, die allerdings demselben in den Augen des Referenten nicht schadet. — Es folgen: D. Lettres d'affaires, Quittances, etc. (S. 193 bis 207), sogar eine Postanweisung, eine Zolldeklaration und einen

Wechsel enthaltend; dann auf S. 208 das Hölzelsche Bild „La Ville“ und danach F. unter der Überschrift „Ein Bild für den Anschauungsunterricht“ eine mustergiltige Besprechung desselben in der Form von Fragen, deren Beantwortung dem Schüler wieder erleichtert wird durch die S. 214—216 einnehmenden Préparations. — Den Beschlufs des Buches bilden acht geradezu prachtvolle Bilder (während die Wiedergabe des Hölzelschen Bildes an Deutlichkeit zu wünschen läfst), nämlich: 1. Vue sur la Cité de Paris prise du Louvre, 2. Boulevard des Capucines, le Grand Hôtel, 3. Place de la Concorde, 4. Le Nouveau Louvre, 5. Arc de Triomphe de l'Étoile, 6. Eglise Notre-Dame, 7. Dôme des Invalides, 8. La Tour Eiffel, vue prise du Champ de Mars.

In einer besonderen Tasche befindet sich, wie auf dem Titelblatt angegeben, das franz.-deutsche und d.-fr. Wörterbuch, auf dessen Besprechung ich hier nicht einzugehen vermag. Nur die eine Frage kann ich nicht unterdrücken, ob es nicht vorteilhafter gewesen wäre, das Wörterbuch dem Buche fest einzuverleiben, wie die Präparationen, oder aber ein ganz gesondertes Bändchen daraus zu machen. In Tasche, wie hier, mufs sein Ende in Schülerhänden ein trauriges sein.

Zusammenfassend kann das Buch als eine vortreffliche und ganz hervorragende Leistung bezeichnet werden.

Ob es aber für den Unterricht nicht doch an einer gewissen Überfülle leidet?

Bamberg. Herlet.

La Divina Commedia di Dante Alighieri. Riveduta nel testo e commentata da G. A. Scartazzini. Vol. I. L'Inferno. Seconda edizione intieramente rifatta etc. Leipzig, Brockhaus. 1900. Geh. 12 M. Geb. 13 M.

Als Scartazzini vor nunmehr 26 Jahren die erste Auflage dieses I. Teiles seiner grofsen Danteausgabe veröffentlichte, sprach er die Hoffnung aus, ihr in wenig Jahren eine weitere folgen lassen zu können. In dieser gar zu optimistischen Erwartung mufste er sich notwendigerweise getäuscht sehen, da sie auf einer Verkennung der Verhältnisse beruhte; war doch das Absatzgebiet für einen so umfangreichen, sozusagen encyklopädischen Kommentar trotz seiner vielen Vorzüge naturgemäfs ein ziemlich beschränktes. Im Gefühle dieser Enttäuschung und in der Befürchtung, es möchte ihm nicht mehr vergönnt sein, noch eine Neuauflage zu besorgen, stellte der verdienstvolle Kommentator in der Vorrede zum III. Teile, gleichsam als letzten Willen, die Gesichtspunkte fest, die seinem etwaigen Nachfolger als Richtschnur dienen sollten. Nach diesen hat er nun selbst das Inferno einer gründlichen Neubearbeitung unterzogen, deren wichtigste Neuerung die Hinzufügung einer nach dem Vorbilde von Fay verfafsten Concordanza ist, d. h. einer Art Stichwörterverzeichnis, welches uns in den Stand setzt, leicht jeden Vers in Dantes gewaltigem Gedichte zu finden, in dem ein gegebenes Wort vorkommt, ähnlich

wie das Rimario die schnelle Auffindung einer Stelle ermöglicht, sobald man sich nur des betreffenden Reimwortes erinnert.

Möge es dem berühmten Danteforscher beschieden sein, in nicht zu langen Zwischenräumen auch die übrigen Bände seines grofsen Werkes in neuer Gestalt erscheinen zu lassen.[1])

München. Wolpert.

Jäger, Dr. G., Theoretische Physik. Sammlung Göschen. 3 Bändchen. Leipzig 1898. Preis je 80 Pf.

Es ist ein etwas kühnes Unternehmen, das Lehrgebäude der gesamten theoretischen Physik auf solch beschränktem Raume in einigermafsen erschöpfender Weise darstellen zu wollen; Professor Jäger ist dasselbe aber in völlig befriedigender Weise gelungen. Das erste Bändchen behandelt die Mechanik und Akustik, das zweite die Theorie von Licht und Wärme, das dritte die Elektrizität und den Magnetismus. Freilich hat sich der Verfasser in weiser Mäfsigung darauf beschränkt, nur die Grundzüge der einzelnen Kapitel darzulegen, weitergehende Untersuchungen aber und Theorien, über welche die Gelehrten noch geteilter Anschauung sind, aufser Betracht zu lassen. Aber was das Werkchen, welches selbstverständlich Kenntnisse im Gebiete der Experimentalphysik und der höheren Analysis voraussetzt, bietet, ist gründlich und bei aller Kürze doch klar dargelegt. Ein eingehenderes Lehrbuch der Physik können diese drei Büchlein allerdings nicht ersetzen; wer aber mit den Theorien bereits vertraut, rasch etwas wissen möchte über irgend eine Entwicklung, die etwa seinem Gedächtnisse entschwunden war, wird hier völlig befriedigenden Aufschlufs finden. Es wird auch namentlich solchen willkommen sein, denen, wie etwa Chemikern, Physiologen oder Technikern, die theoretische Physik nur Mittel zum Zwecke ist. Die leider ziemlich zahlreichen und oft recht störenden Druckfehler, welche sich namentlich in den mathematischen Entwicklungen der beiden ersten Bändchen finden, werden sich wohl in einer künftigen Auflage vermeiden lassen.

Die Verlagshandlung hat mit der Veröffentlichung dieses Werkchens neuerdings bewiesen, dafs es ihr darum zu thun ist, weiteren Kreisen gute literarische Arbeiten zu billigem Preise zugänglich zu machen.

Koppe, Anfangsgründe der Physik mit Einschlufs der Chemie und mathematischen Geographie. 20. Auflage bearbeitet von Dr. A. Husmann. Mis 429 Holzschnitten und einer Sternkarte. Essen. Bädeker. 1898. 582 S.

Die Änderungen, welche der nunmehrige Herausgeber dieses gediegenen, reichhaltigen, in unserer Zeitschrift schon wiederholt em-

[1]) Leider sollte sich dieser Wunsch nicht erfüllen, da Dr. Scartazzini am 10. Februar in Fahrwangen verschieden ist.

pfohlenen Buches vorgenommen hat, kann man durchweg als Verbesserungen bezeichnen. So ist die stärkere Betonung der induktiven Methode bei der Ableitung physikalischer Gesetze durchaus zu billigen, weil sie die naturgemäſsere ist, während andererseits der reichlichere Gebrauch mathematischer Hilfsmittel bei deduktiven Entwicklungen die Einfachheit und Klarheit der Darstellung erhöht. Auch damit kann man sich einverstanden erklären, daſs die sogenannten allgemeinen Eigenschaften der Körper nicht mehr wie bisher in der Einleitung, sondern eben da besprochen werden, wo sich ihre Darlegung zwanglos aus der Entwicklung des ganzen Lehrgebäudes ergibt. Die Entwicklung des Potentialbegriffes und der damit zusammenhängenden Niveauflächen- und Kraftlinientheorie und die Ableitung der Induktionserscheinungen aus der letzteren ist durchaus gelungen und leicht faſslich dargestellt. Auch die Einfügung eines eigenen Abschnittes über die Wellenbewegung als gemeinsamen Unterbaues für die Lehre vom Schalle und vom Lichte bedeutet einen Fortschritt in didaktischer Beziehung. Daſs der Herausgeber auch die neuesten Erfindungen und Theorien in den Kreis seiner Betrachtungen zog, ist wohl selbstverständlich. Die Wiederaufnahme einer, wenn auch kurzen, geschichtlichen Übersicht und die Beigabe eines Fremdwörterregisters ist sehr zu loben.

Im übrigen ist aber das Buch seinem Wesen nach der alte Koppe geblieben und kann, wie in seinen früheren Auflagen, unseren Schülern als ein etwas eingehenderer Kommentar zu den an unseren Gymnasien offiziell eingeführten Lehrbüchern bestens empfohlen werden.

Fuſs, K., und Hensold, G., Lehrbuch der Physik. Mit vielen Übungsaufgaben, einer Spektraltafel und 357 Abbildungen. Dritte, verbesserte und vermehrte Auflage. Freiburg, Herder. 1898. 480 S. Preis 4 M. 20 Pf.

Dieses Buch gehört entschieden zu den hervorragenderen Erscheinungen der einschlägigen Literatur; sein wesentlicher Vorzug ist die klare, übersichtliche Gruppierung des Lehrstoffes, die auch durch entsprechenden Druck deutlich hervortritt und so dem Schüler dazu behilflich ist, sich rasch und leicht in seinem Lehrbuche zu orientieren. Aber auch inhaltlich besitzt das Buch einige rühmliche Eigentümlichkeiten. Dazu rechne ich vor allem die Einrichtung, ein Gesetz zuerst durch Beispiele, dann erst allgemein zu begründen; ferner die ziemlich zahlreichen Aufgaben, zu denen im Anhange auch die Lösungen gegeben sind, namentlich aber die „Vergleiche“ und „Rückblicke“; es ist mir kein Buch bekannt, in welchem so klar und deutlich wie hier etwa der Unterschied und die Übereinstimmung in den Eigenschaften fester, flüssiger und gasförmiger Körper oder in dem Wesen des Lichtes und des Schalles aufgezählt wären. Auch die praktischen Anwendungen der physikalischen Gesetze sind eingehend dargelegt; ich erwähne hier nur beispielsweise die Erklärung der Konstruktion der

Uhren, der hydraulischen Kraft-, der Dampf- und der elektrischen Maschinen. Sehr wertvoll erscheint mir auch der Anhang mit seiner Schlufsbetrachtung über die Einheit in der Mannigfaltigkeit der Naturkräfte, der Zusammenstellung der Mafseinheiten und den wichtigsten Angaben aus der Geschichte der Physik.

In methodischer Beziehung huldigen die Verfasser mehr der deduktiven als der induktiven Form; die Gesetze werden zuerst ausgesprochen, dann erläutert und nun erst durch den Versuch bestätigt; auffallend ist dabei, dafs für das Kräfteparallelogramm ein experimenteller Beweis gar nicht erwähnt ist. Ob der Ausdruck sichtbare und unsichtbare Energie besonders glücklich gewählt ist, möchte ich bezweifeln. Nicht zu billigen ist die Feststellung von zweierlei Mafseinheiten für Bewegungen und für die Ruhelage, noch auch der Umstand, dafs die jetzt in der Physik gebräuchlichen Einheiten der Kraft und der Arbeit nur im Anhange erwähnt sind; warum sich die Herren Verfasser zur Bezeichnung der Zeitsekunde nicht des sonst allgemein üblichen s bedienen, sondern des Zeichens ", das überall für die Bogensekunde benützt wird, ist nicht ersichtlich.

Druck und Ausstattung entsprechen allen Anforderungen; ganz prächtig sind namentlich die gröfstenteils nicht blofs schematisch, sondern vollgezeichneten Figuren.

Pscheidl, Dr. W., Grundrifs der Naturlehre. Für die Oberklassen der Mittelschulen. Mit 283 Abbildungen. Wien und Leipzig. Braumüller. 1899. 371 S.

Dieses durchaus gediegene, inhaltsreiche Buch bildet gewissermafsen den zweiten Teil zu den im 31. Jahrgange dieser Zeitschrift Seite 45 besprochenen „Anfangsgründen der Naturlehre“ von Krist, welche ja in neuester Auflage auch von Pscheidl bearbeitet wurden. Zwar werden auch hier in der Einleitung kurz die allgemeinen und besonderen Eigenschaften der Körper noch einmal erwähnt, auch sind in allen Kapiteln die Methoden zur Auffindung physikalischer Gesetze in ihren Grundzügen angegeben und die Einrichtungen der wichtigsten Apparate beschrieben; aber als Lehrmittel für die Oberklassen legt dieser Grundrifs naturgemäfs das Hauptgewicht auf die theoretische Seite des Gegenstandes; die Gesetze sollen hier, soweit dies mit den Hilfsmitteln der elementaren Mathematik möglich ist, in streng wissenschaftlicher Form abgeleitet und begründet werden; Messung und Rechnung bilden auf dieser Stufe die Grundpfeiler des Lehrgebäudes. Das Buch ist in dieser Richtung so reichhaltig, dafs es sogar dem Anfänger auf der Hochschule treffliche Dienste leisten dürfte, aber doch wieder so klar und fafslich geschrieben, dafs auch der Durchschnittsschüler des Gymnasiums seinen Inhalt ohne allzugrofse Mühe verstehen kann.

Das Buch steht vollständig auf modernem Boden; wie in allen bedeutenderen Werken der Gegenwart werden auch in diesem der Er-

klärung physikalischer Erscheinungen das Energieprinzip, der Potentialbegriff und die Kraftlinientheorie zu Grunde gelegt; auch in formeller Beziehung entspricht es allen Anforderungen; der Druck ist grofs und schön, die Figuren sind sauber und richtig; eine angenehme Beigabe sind die Randnoten; dagegen sollte es der Verfasser nicht unterlassen, der nächsten Auflage ein alphabetisch geordnetes Inhaltsverzeichnis beizufügen.

Wüllner, A., Lehrbuch der Experimentalphysik. Fünfte, vielfach umgearbeitete und verbesserte Auflage. Vierter Band. Die Lehre von der Strahlung. Erster Halbband. Mit 147 Abbildungen und einer Tafel. Zweiter Halbband. Mit 152 Abbildungen und drei Tafeln. 1042 S. Leipzig. Teubner. 1899. Preis 14 M.

Diesem vierten Bande hat der Verfasser mit Rücksicht darauf, dafs für Wärmestrahlen genau dieselben Gesetze gelten wie für Lichtstrahlen und mit Bezug auf die elektromagnetische Lichttheorie in der neuesten Auflage mit Recht nicht mehr den Titel „Licht“ gegeben, sondern ihn als Lehre von der Strahlung bezeichnet. Auch dieser Band hat im Vergleiche mit früheren Auflagen an Umfang und Inhalt wesentlich zugenommen; das beweist einerseits, wie viel auch in der Optik in neuerer Zeit theoretisch und experimentell gearbeitet worden ist, andererseits aber auch, dafs der Verfasser auch in diesem Zweige die neuesten Fortschritte gewissenhaftest in den Kreis seiner Darstellungen gezogen hat.

Neu aufgenommen ist einmal die obengenannte Lichttheorie mit ihren Konsequenzen, wie beispielsweise der auf ihr beruhenden Erklärung der Reflexion und Brechung oder der Untersuchung der Lage der Schwingungsebene in polarisiertem Lichte; dann sind aber auch andere, teils ältere, teils neuere optische Forschungen dargelegt; so zum Beispiel Fizeaus Studien über den Einflufs der Bewegung des Mediums auf die Fortpflanzungsgeschwindigkeit des Lichtes, Abbes Arbeiten über die Grenze der Leistungsfähigkeit von Mikroskopen und namentlich die eingehenden Untersuchungen verschiedener Gelehrten über die Polarisation gebeugten Lichtes. Von neueren Arbeiten seien hier nur erwähnt O. Wieners Arbeit über krumme Strahlen, dann der Abschnitt über das Photometer von Lummer und Brodhum, sowie die Kapitel über achromatische Interferenzen, über die Drehung der Polarisationsebene bei der Reflexion an Magneten und das über den Einflufs des Magnetismus auf die Emission des Lichtes.

Mit diesem Bande ist ein Werk zum Abschlusse gekommen, das dem Studierenden sowohl als auch dem reiferen Manne in allen Fragen der Physik, soweit sie bis in die Gegenwart herein bearbeitet worden sind, gründlichen und eingehenden Aufschlufs erteilt; die bekannte, lichtvolle Darstellungsweise des Verfassers erleichtert wesentlich das Studium der zum Teile sehr schwierigen, neueren Theorien.

Für gediegene Ausstattung des Werkes bürgt der Name des Verlegers.

Kohlrausch, F., Kleiner Leitfaden der Physik. Mit Figuren. Leipzig. Teubner. 1900. 260 S.

Der Verfasser kommt mit der Herausgabe dieses kleinen Leitfadens wirklich einem Bedürfnisse entgegen; denn die grofse Ausgabe war, wie der Verfasser selbst fühlte und wie auch ich mir bei der letzten Besprechung derselben im Jahrgange 1898 dieser Zeitschrift zu bemerken erlaubte, weit über den ursprünglichen Zweck hinausgewachsen, ein Hilfsmittel für den Anfänger zu bieten; denn sie enthält Abschnittte, die nur von Fortgeschritteneren bewältigt werden können.

Diese kleinere Ausgabe kehrt nun wieder zu der Aufgabe zurück, welche sich die gröfsere in ihren ersten Auflagen gestellt hatte. Bei dieser Sachlage ist es ganz selbstverständlich, dafs das Buch sowohl in Bezug auf Gruppierung des Stoffes als auch hinsichtlich der Form des Druckes, der Figuren und der Bezeichnungsweise vollständig mit der gröfseren Ausgabe übereinstimmt; der Inhalt ist fast genau so wie dort nach folgenden Gruppen geordnet: Wägungen und Dichtigkeitsbestimmungen, Raum- und Zeitmessung, Druck, Wärme, Kapillarität und Reibung, Licht, Magnetismus, Elektrizität; nur sind eben diejenigen Abschnitte, welche gründlichere Studien und gröfsere Übung im praktischen Arbeiten voraussetzen, teils ganz weggelassen, teils wesentlich gekürzt, und das Gleiche gilt natürlich auch von den Tabellen physikalischer Konstanten. Das absolute Mafssystem ist nicht mehr in einem eigenen Abschnitte, sondern kurz in der Einleitung dargelegt, die aufserdem noch das Wesentlichste über Beobachtungsfehler, Korrektionen und änliches enthält.

Der Physiker vom Fache oder der Elektrotechniker wird sich freilich früher oder später die grofse Ausgabe beilegen müssen; solchen Studierenden der Physik aber, wie etwa Chemikern, Mineralogen oder Pharmazeuten, denen die Physik nur Mittel zum Zwecke ist, hat der Verfasser mit diesem handlichen Auszuge aus dem umfangreicheren Buche einen guten Dienst erwiesen.

Würzburg. Dr. Zwerger.

Littrows Wunder des Himmels oder gemeinfafsliche Darstellung des Weltsystems. 8. Auflage. Nach den neuesten Fortschritten der Wissenschaft bearbeitet von Prof. Dr. Edm. Weifs, Direktor der k. k. Sternwarte in Wien. Mit 14 lithographierten Tafeln und vielen Holzschnitt-Illustrationen. Berlin, 1895, bei Ferd. Dümmler. In 36 Lieferungen zu 40 Pfg.

Schon im 31. Bande unserer Zeitschrift (1895) konnte ich die Ausgabe der 4 ersten Lieferungen des oben genannten Werkes mitteilen und mich des längeren über den Inhalt dieser 4 Hefte verbreiten

(Seite 162). Dafs ich erst jetzt daran gehe, über das längst vollendete Werk weiter zu referieren, hat seinen Grund in der Thatsache, dafs mir die Verlagsbuchhandlung die übrigen Hefte sehr spät zugestellt hat. — Das 4. Heft behandelte, wie ich schon im ersten Referate melden konnte, die Präcession und Nutation. Im 8. Kapitel werden dann die Planetensysteme besprochen (das Ptolemäische, das ägyptische, das Kopernikanische, das Planetensystem Tychos), und die Keplerschen Gesetze eingehend behandelt. Kapitel 9 bringt die Bestimmung der Bahnelemente der Planeten und der Zeit (Sternzeit, wahre und mittlere Sonnenzeit, Zeitgleichung, Weltzeit). Im 10. Kapitel werden wir über Sonnen- und Mondsfinsternis belehrt, während das nächste die Atmosphäre der Erde behandelt (Refraktion, Reflexion, Absorption des Lichtes, Dämmerung, Zodiakallicht). Das 12. Kapitel gibt dem Leser eine sehr ausführlich und klar geschriebene Anweisung, wie er den Himmels- und Erdglobus und die Sternkarten zu gebrauchen habe. Damit endet die erste Abteilung des Werkes, die den allgemeinen Erscheinungen des Himmels gewidmet war.

Die 2. Abteilung bringt die beschreibende Astronomie oder die Topographie des Himmels. Das 1. Kapitel gehört der Physik der Sonne (Masse, Gröfse, Dichte, Fallbeschleunigung, Polarisation, Spektrum, Flecken, Rotation, Protuberanzen, Leuchtkraft, Wärme etc.); Kapitel 2 den hypothetischen intramerkuriellen Planeten; die folgenden Kapitel der Reihe nach dem Merkur, der Venus, dem Mars, den Asteroiden, dem Jupiter, Saturn, Uranus, Neptun, unserem Monde, den Monden der äufseren Planeten, den Kometen, den Sternschnuppen, den Fixsternen (Anzahl, Entfernung und Gröfse), den Doppelsternen, den veränderlichen Sternen, endlich den Sterngruppen und Nebelmassen des Himmels.

Die 3. Abteilung trägt den Titel: „Physische Astronomie oder Gesetze der himmlischen Bewegungen". Im 1. Kapitel wird der Leser sehr eingehend über das Wesen der allgemeinen Schwere belehrt und die Geschichte ihrer Entdeckung mitgeteilt. Kapitel 2 handelt von der Masse, Dichte und Gestalt der Himmelskörper, das nächste von Ebbe und Flut und der Erdamosphäre; Kapitel 4 von den Störungen der Planeten überhaupt, das 5. von den periodischen, das 6. von den säkularen Störungen. Kapitel 7, das letzte der 3. Abteilung, behandelt Ursprung und Dauer des Weltsystems.

Die 4. Abteilung nennt unser Buch „beobachtende Astronomie". In ihr wird das Handwerkszeug des Astronomen, die astronomischen Instrumente beschrieben und deren Gebrauch erläutert. Wir werden zunächst mit den ältesten und einfachsten Instrumenten und deren Geschichte bekannt gemacht und lernen nach und nach die feinsten und gewaltigsten Fernrohre der Neuzeit kennen. Daran schliefst sich die Beschreibung der Einrichtung von Sternwarten; von der Petersburger und der Wiener sind Abbildungen und Profile beigegeben. Mit einer Abhandlung über die Wichtigkeit des astronomischen Liebhabertums schliefst die 4. Abteilung. Im Anhang finden wir eine Zusammenstellung der Elemente der Planeten, Satelliten und Kometen

unseres Sonnensystems. — Als wertvolle Beigabe begrüfst der Leser 14 lithographierte, zum Teil farbige Tafeln, worunter 2 Sternkarten: eine andere stellt in prächtiger Ausführung die Protuberanzen der Sonne dar. Weiter sehen wir das Sonnenspektrum mit den Frauenhofer Linien und 7 andere Spektra, eine sehr schöne Mondphotographie, Abbildung des Kometen von 1858, Darstellung von Fixsternnebeln u. s. w.

Schon der Umfang des Buches läfst die überaus grofsen und raschen Fortschritte in der Astronomie seit der Zeit erkennen, in der die mir zum Vergleiche vorliegende 5. Auflage erschienen ist (1866). Dafs ein Abweichen des Textes in der neuen Auflage von dem in der 5. nicht durchweg zu finden ist, liegt in der Natur der Sache. So sind selbstverständlich die Kapitel über ein- für allemal feststehende Dinge, wie z. B. über den Himmels- und Erdglobus, in beiden Auflagen zum Teil fast wörtlich die gleichen, wenn sich auch ab und zu vielleicht eine Figur mehr findet, wie die Abbildung des Himmelsglobus in der 8. Auflage, die in der 5. fehlt, und wenn auch ein oder das andere Mal eine Zahlenangabe in beiden Auflagen um ein Geringes abweicht. Andere Kapitel aber sind in der neuen Ausgabe, wenn nicht ganz neu dazugekommen, so doch ausgiebig erweitert worden, wie es eben die rasch fortschreitende Forschung seit 1866 verlangte. Am besten lassen wir über diese Veränderungen den Verfasser selbst sprechen. Er sagt schon im Vorwort zu der 7., der ersten von ihm ca. 1886 besorgten Ausgabe: „Bereits in der Vorrede zur 5. Auflage beklagt sich der damalige Herausgeber K. v. Littrow darüber, dafs die mosaikartige Einfügung der neuen Errungenschaften der Wissenschaft in das Werk ihm recht viel zu schaffen machte. Es ist nun wohl begreiflich, dafs diese Schwierigkeiten sich mit jeder neuen Auflage in hohem Mafse steigern, und man endlich auf einen Punkt gelangt, wo ein solches Einfügen nicht mehr ausführbar wird, ohne die logische Anordnung des Stoffes zu zerstören und Zusammengehöriges auseinander zu reifsen. An diesem Punkte nun, schien es mir, sei man bereits an vielen Stellen und ganzen Kapiteln desselben angelangt. Diesem Übelstande habe ich durch eine vollständige Umarbeitung der betreffenden Abschnitte abzuhelfen gesucht, die am auffälligsten bereits äufserlich bei der 3. Abteilung hervortritt, deren ehemalige 13 Kapitel durch geeignete Umstellungen in 11 zusammengezogen werden konnten, ohne irgend etwas Wesentliches von deren Inhalte wegzulassen. — Die eben verflossene Epoche war überdies abermals überreich an wichtigen astronomischen Entdeckungen. Die Frage nach der Existenz intramerkurieller Planeten ist durch neuere Untersuchungen in ein ganz anderes Stadium getreten; die Zahl der Asteroiden hat sich von 169 auf 247 vermehrt; die Entdeckung der Marsmonde und die Forschungen an Mars selbst bilden eine der interessantesten Epochen der neueren Astronomie; das Erscheinen mehrerer mächtiger Kometen mit ganz abnormen Bahnverhältnissen, welche mit den grofsen Mitteln der heutigen Optik allseitig aufs gründlichste untersucht wurden, gestattete uns ungeahnte Einblicke in das Wesen dieser noch immer so rätselhaften Körper; unsere Kenntnis der Fixsternentfernungen und des Baues des Fixstern-

himmels überhaupt hat sich wesentlich erweitert, u. s. w. Aufserdem greift die Spektralanalyse immer tiefer in alle Gebiete der Sternkunde ein: es wurde ihr daher in der neuen Auflage weit mehr Rechnung getragen, als in den früheren, was wohl schon die Beigabe einer eigenen Spektraltafel hinreichend andeutet. Endlich war bisher die 4. Abteilung „Beobachtende Astronomie" von jeher sozusagen als Stiefkind behandelt worden, forderte daher am dringendsten eine durchgreifende Umarbeitung, die vielleicht schon daraus ersichtlich wird, dafs dieser Abteilung mehr als ein Dutzend Holzschnitte, Abbildungen von Instrumenten enthaltend, hinzugefügt wurde." —

Und die 8. Auflage leitet Weifs mit den Worten ein:

„Die überaus raschen Fortschritte in der Astronomie, welche wir in dem Decennium zu verzeichnen haben, das seit dem Erscheinen der letzten Auflage der „Wunder des Himmels" verstrichen, erforderten einschneidende Umarbeitungen nicht nur einzelner Kapitel, sondern auch ganzer Abteilungen des Werkes, um es wieder auf das Niveau des jetzigen Zustandes der Wissenschaft zu heben. Denn aufser den vielen, oft nicht unbedeutenden Änderungen, welche in jedem Abschnitte der 2. Abteilung vorzunehmen waren, machten die epochemachenden Entdeckungen der grofsen auf der Oberfläche des Mars vor sich gehenden Umwälzungen, die bereits auf mehr als 400 angewachsene Zahl der Asteroiden (Weifs schreibt das am 16. November 1896), die Auffindung einer Reihe merkwürdiger, hochinteressanter Kometen, und die wichtigen Errungenschaften, welche wir der Photographie und der Spektroskopie in der Erkenntnis des Fixsternhimmels verdanken, eine durchgreifende Umarbeitung der betreffenden Partien des Werkes nötig. Aufserdem mufste die 1. und 3. Abteilung vollständig umgearbeitet und in ihren minder wesentlichen, nachgerade teilweise auch schon veralteten Partien erheblich gekürzt werden, um für die reiche Fülle unserer neu gewonnenen Kenntnisse Raum zu gewinnen, ohne den ohnehin sehr bedeutenden Umfang des Buches noch weiter zu vergröfsern. Da ich nun in der früheren Auflage bereits die 4. Abteilung einer Neubearbeitung unterzogen hatte, darf ich mir wohl schmeicheln, dafs kaum mehr eine Seite zu finden sein dürfte, welche unter meiner Redaktion nicht mehr oder weniger wichtige Veränderungen aufzuweisen hätte . . . ."

Einen besonders tiefen Blick in die Fortschritte der Forschung der letzten 3 Dezennien gibt ein Vergleich des Kapitels über die Asteroiden in der 5. und in der 8. Auflage. Littrow spricht in der 5. Auflage von 79 dieser kleinen Planeten, während Weifs pag. 393 als die Nummer des zuletzt entdeckten die Zahl 402 angibt. Wir wissen, dafs ohne die Vervollkommnung der Photographie ein solch grofser Fortschritt im Auffinden der Asteroiden nicht möglich gewesen wäre. So erklärt es sich auch, dafs Weifs gerade nochmal so viel Seiten braucht, um das Kapitel über jene kleinen Planeten abzuschliefsen, als seinerzeit Littrow in der 5. Auflage nötig gehabt hatte. Dafs trotzdem die 8. Auflage nur um 53 Seiten mehr aufweist, als die 5., erklärt sich, wie schon angeführt, dadurch, dafs Weifs manches minder

Wichtige, ja Veraltete wegliefs, so z. B. in der 3. Abteilung die 13 Kapitel der 5. Auflage in 11 zufammenzuziehen wufste. —

Wir begrüfsen im vorliegenden Werke eine höchst wertvolle Bereicherung der astronomischen populären Literatur. Insbesondere ist es für uns Lehrer der mathematischen Geographie ein nie versagendes Nachschlagebuch, das uns bezüglich der neuesten Forschungen auf dem Laufenden erhält. Wir besitzen nunmehr drei so schöne Werke, von denen doch wenigstens eines im Besitze der Lehrerbibliothek sein sollte. 1. das hier besprochene; 2. das Weltgebäude von Dr. M. Wilhelm Meyer; 3. die Sternkunde von Rich. Herm. Blochmann.

München. B. Rothlauf.

Dr. Friedrich Vogel, Kgl. Gymnasialprofessor, Lehrbuch für den ersten Unterricht in der Geschichte. I. Bändchen: Griechische und römische Geschichte. 3. Auflage. Bamberg. C. C. Buchners Verlag, Rudolf Koch, 1900. V u. 116 Seiten.

Dafs es das 1892 in erster Auflage erschienene Büchlein bereits zur dritten gebracht hat, zeugt zur Genüge von seinem Werte sowohl als von dem seinerzeit vorhandenen Bedürfnisse.

Während auf S 26—29 der zweiten Auflage gegenüber der ersten ein gedrängter Abrifs der orientalischen Geschichte eingefügt wurde, hat der Verfasser nunmehr von der etwaigen Neueinreihung selbständiger Abschnitte aus guten Gründen abgesehen, dagegen enthält auch die dritte Auflage in Einzelheiten mancherlei Berichtigungen. Zahlreich finden sich ferner in ihr kürzere Einschiebsel; auch ein paar erläuternde Anmerkungen wurden beigegeben. Anderseits fehlt es nicht an kleinen Ausscheidungen; desgleichen nicht an verschiedenen Glättungen formeller Natur. Wenige Seiten blieben ohne alle und jede Änderungen; indes sind diese fast ausnahmslos von der Art, dafs sie den Gebrauch der beiden letzten Auflagen nebeneinander nicht erheblicher erschweren. Die weitestgehende Änderung bietet Ziff. 46 „Cimon und Perikles". Ferner ist zuzugestehen, dafs diese Änderungen, mochten sie auch nicht gerade immer unerläfslich sein, doch stets erst nach reiflicher Überlegung erfolgten. Allenthalben ist zu ersehen, wie ernstlich es dem Verfasser darum zu thun war, die Erfolge des geschichtlichen Unterrichts auf dieser Anfangsstufe zu fördern und überhaupt den Interessen der Schule zu dienen. Hat sich das recht erfreulich ausgestattete Büchlein in den beiden ersten Auflagen in unseren Schulen gut eingebürgert, so ist die dritte ganz dazu angethan, sich in dem von jenen erworbenen Besitze zu behaupten und neue Gebiete zu erringen.

Dr. H. Stich, Kgl. Gymnasialprofessor, Lehrbuch der Geschichte für die oberen Klassen der Mittelschulen. III. Teil. Die neuere Zeit. 2. Auflage. Bamberg. C. C. Buchners Verlag, Rudolf Koch, 1900. X u. 268 S.

Die erste Auflage vom dritten Teil des Stichschen Lehrbuches der Geschichte wurde im XXVIII. Bande dieser Blätter auf S. 665—72 angezeigt. Dafs in so verhältnismäfsig kurzer Zeit eine neue Auflage notwendig geworden, ist freudig zu begrüfsen. Die freundliche Aufnahme, welche das Buch rasch fand, läfst sich rückhaltlos als eine wohlverdiente bezeichnen.

Ich wenigstens möchte es dem Verfasser als ein nicht zu unterschätzendes Verdienst anrechnen, dafs er der mehrfach an ihn herangetretenen Versuchung widerstand, in der zweiten Auflage einschneidenden Veränderungen Aufnahme zu gewähren. Nichts ist leichter als hier Einsätze, dort Streichungen, anderswo Umstellungen zu verlangen. Wir alle wissen, wie sehr durch derlei Umgestaltungen der Gebrauch verschiedener Auflagen nebeneinander im Unterricht erschwert wird, und welche Unzuträglichkeiten aus ihnen hinsichtlich der Armenbibliotheken entstehen, nicht zu sprechen von den lauten und nicht unberechtigten Klagen aus Elternkreisen. Zudem ist das Buch in Bezug auf die Stoffauswahl und Gruppierung auf den ersten Wurf so glücklich geraten, dafs in dieser Beziehung etwa gewünschte Änderungen manchem unzweifelhaft als verfehlt gelten würden. Stich hat ganz recht, wenn er sich nach dieser Richtung auf das alte Wort (*πᾶσιν ἀδεῖν χαλεπόν*) beruft. Nicht einmal das möchte ich ernstlich beanstanden, dafs er sich nicht entschliefsen konnte, die mitunter eingefügten Quellenstellen lieber zu entfernen. Bekanntlich sind es nicht wenige Lehrer, die sie im Schulbuche als Beigabe willkommen heifsen. Auch darauf ist kein Gewicht zu legen, dafs mancherlei Bemerkungen von so gar untergeordnetem Werte ihre Stelle behaupteten, obwohl ich z. B. die Mädchen von Verdun auf S. 147, deren ältestes, nebenbei gesagt, mit seinen 69 Jahren über die Mädchenhaftigkeit beträchtlich hinaus war, in einem geschichtlichen Lehrbuche heute noch für gleich entbehrlich halte wie ehedem. Dafs sich der Verfasser nicht darauf einliefs, die von mir gewünschten paar historischen Kärtchen, ganz dem Texte und dem durch das Buch veranlafsten Bedürfnisse angepafst, seinem Leitfaden ein- oder anzufügen, ist wohl nur in dem beachtenswerten Wunsche begründet, den Preis nicht erhöhen zu müssen. Im übrigen glaube ich, trotz vorhandener brauchbarer Schulatlanten und der inzwischen neu erschienenen vortrefflichen Wandkarten zur deutschen Geschichte des 17. und des 18. Jahrhunderts von Baldamus, mit meinem Verlangen ganz und gar nicht allein zu stehen und, was mehr ist, kaum dem einen oder dem anderen Gegner zu begegnen. Behufs Orientierung in Sachen der Genealogie wurden der neuen Auflage auf S. 268 zwei Tabellen angereiht: „Das Haus Habsburg (und Habsburg-Lothringen)“ und „Die Hohenzollern seit dem Grofsen Kurfürsten“. Obgleich seit der eingangs erwähnten Anzeige der sehr empfehlenswerte und zu einem anerkennenswert billigen Preise angesetzte Genealogische Schulatlas von Scheftlein erschienen ist, vermag ich doch mit dem Ersuchen nicht zurückzuhalten, Stich möchte nach dieser Seite seinem Freigebigkeitssinn künftig einen noch erheblich ausgedehnteren Spielraum

lassen. Nicht minder scheint mir das Buch in der Angabe der Aussprache und der Betonung von Frémdnamen noch immer zu haushälterisch zu verfahren, da der Bedarf der Schule erfahrungsgemäfs und nicht unerwartet ein viel gröfserer ist.

Die neue Auflage weist nicht ganz drei Textseiten mehr auf als die erste. Dieses geringe Mehr kommt gröfstenteils den neuesten Zeitereignissen zu gut.

Volles Lob gebührt der ungewöhnlichen Sorgfalt, welche Stich der Ausmerzung verschiedener in der ersten Auflage sich findender Versehen zugewendet hat. Es wäre nicht zu viel gesagt, wenn behauptet würde, dafs das Buch in der neuen Auflage an Korrektheit der Data und des Druckes von keinem der vorzugsweise im Gebrauche stehenden historischen Lehrbücher übertroffen wird. Wer genau zusieht, wird sich hievon alsbald überzeugen. Wenn es dessenungeachtet nicht gelungen ist, allen und jeden derartigen Mängeln auf die Spur zu kommen, so liegt das in der Natur der Sache. Aus dem Lehrstoffe der Oberklasse mögen hier etliche namhaft gemacht und zu künftiger Berücksichtigung empfohlen werden.

Die Rheinische Alliance lief nicht 1668 ab, sondern mit dem 15. August 1667 (S. 75); der Kurfürst von Trier war erst seit 1661 Mitglied derselben (S. 85). Hilfsgelder zur Vertreibung seines Enkels aus Spanien zu zahlen, hatte sich Ludwig XIV. schon nach der Niederlage bei Audenarde bereit erklärt, nicht erst nach der bei Malplaquet (S. 96). S. 98 wird gesagt, Schweden habe unter den drei Königen aus dem pfälzisch-wittelsbachischen Hause den Höhepunkt seiner Macht erreicht. Da es unter Karl XII. von diesem Höhepunkt herabsank, hiefse es richtiger „unter den zwei ersten Königen". S. 102 war, da Karl VII. nur zwei Töchter hatte, statt „deren älteste" zu schreiben „deren ältere". Die Rückeroberung Moreas durch die Türken erfolgte 1715, nicht 1714 (S. 102). S. 104 werden als Grenzen für die Herzogtümer Lothringen und Bar „von Epinal und Dom Remy bis nach Bitsch und Saarlouis" angegeben. Dem Schüler wäre besser gedient, wenn es hiefse „von den Moselquellen bis Saarlouis und Longwy". S. 121 ist nach „Westpreufsen (aufser Danzig und Thorn)" einzufügen „und Ermeland". Auf der gleichen Seite war statt „den griechisch-katholischen" zu schreiben „den nichtunierten Bewohnern". Der Erfinder des natürlichen Pflanzensystems war nicht Buffon, sondern Jussieu (S. 127). S. 130 werden die Festungen Kertsch und Jenikale die Schlüssel zum asowischen statt zum schwarzen Meere genannt. Als Todesjahr Drydens wird S. 136 das Jahr 1701 angegeben, S. 91 richtig 1700; auch war hier letztere Seite zu citieren, nicht S. 92. S. 148 wäre etwa in einer Anmerkung beizufügen gewesen, dafs die Bezeichnung la jeunesse dorée statt jeunesse de Paris, durch den Romanschreiber Panès 1797 aufgebracht, erst seit 1824 bei den französischen und dann auch bei deutschen Geschichtschreibern in Gebrauch gekommen ist. S. 152 war dem Schüler zu sagen, dafs er unter den „Weifsenburger Linien" Feldschanzen zu verstehen hat, von Villars 1705 zur Deckung des Elsafs vom Norden her angelegt und von Weifsen-

burg bis Lauterburg sich hinziehend. S. 153 waren die Schlachtenorte Dego, Montenotte und Montovi zu nennen, da dem Schüler die Bezeichnung „u. a. O.“ ein leeres Phantom bleiben wird. Dafs der Rastatter Gesandtenmord den österreichischen Szekler Husaren nicht zur Last fällt, scheint nach der Veröffentlichung des Villinger Protokolles aufser allem Zweifel zu stehen (S. 157). S. 170 waren die sieben illyrischen Provinzen namhaft zu machen; auch war hier statt „aufser Salzburg und Bayreuth noch Regensburg“ zu schreiben „aufser Salzburg und Berchtesgaden noch Bayreuth und Regensburg“. S. 171 hätte es sich empfohlen, unter lit. d darauf hinzuweisen, dafs es Napoleon mit der Einverleibung der dort genannten deutschen Gebiete in das französische Kaiserreich hauptsächlich um die Gewinnung der Ems-, Weser- und Elbemündung zu thun war. Die Schlacht von Talavera ist derart wichtig, dafs sie schon wegen Wellingtons S. 172 nicht ungenannt bleiben durfte. S. 178 war zu erwähnen, dafs nach Braunschweig, Hessen-Kassel und Oldenburg die von Napoleon vertriebenen Fürsten zurückkehrten. S. 180 weifs der Schüler mit den deutschen Enklaven in Elsafs-Lothringen nichts anzufangen; es waren somit Saarbrücken, Saarlouis, Landau und Mömpelgard zu nennen. S. 182 fehlen unter Ziff. 3 das Inn- und das Hausruckviertel. Der heiligen Alliance traten aufser England und dem Kirchenstaate alle christlichen Staaten Europas bei, was auf S. 185 zum Ausdruck zu bringen war. S. 205 wäre beizufügen gewesen, dafs an Herzog Friedrich von Augustenburg auch die auf Überlassung des Post- und Telegraphenwesens abzielende Forderung gestellt wurde.

Leichtersichtlicherweise sind dies fast ausnahmslos recht wenig belangreiche Ausstellungen, ein erfreulicher Beweis dafür, wie genau es Stich mit der Arbeit genommen hat. Dafs so dem Buche die erhaltenen Freunde erhalten bleiben, steht aufser Zweifel; es verdient vollauf, dafs noch zahlreiche neue dazu kommen. Die äufsere Ausstattung ist im übrigen durchaus empfehlend; nur hätten für den Kleindruck lieber etwas gröfsere Lettern gewählt werden sollen.

München. Markhauser.

E. Debes' Schulwandkarte von Europa. Ausgabe mit politischem Kolorit. Im Anschlufs an des Herausgebers Schulatlanten bearbeitet. 1,57 m hoch, 1,73 m breit. Preis 8 M. Aufgezogen an Stäben, Preis 15 M. Verlag von H. Wagner u. E. Debes in Leipzig.

Die Ausführung dieser Schulwandkarte verdient alle Anerkennung. Sie beschränkt sich auf den für die Schule wesentlichen und notwendigen Stoff und bietet in kräftig wirkender Zeichnung ein anschauliches Bild der politischen Gestaltung Europas. Durch eine wohlerwogene Auswahl der Farben ist es gelungen, Deutschland, von dem ja der Unterricht ausgehen und zu dem er immer wieder zurückkehren soll, vor den andern Staaten besonders hervorzuheben.

Die Karte ist nicht stumm; da jedoch die Schrift bei den Städtenamen etc. sehr zart gehalten ist, vermag man sie nur zu lesen, wenn

man ganz nahesteht. Die Punkte und Kreise etc., welche die Lage der Städte anzeigen, sind hingegen sehr fett gezeichnet. Es dürfte dadurch den beiden Forderungen nach einer stummen und nach einer redenden Karte Genüge geleistet sein.

Von den Eisenbahnverbindungen sind nur die wichtigsten angegeben; auch die Dampferlinien und die unterseeischen Telegraphenkabel — die deutschen Kabel z B. Emden-Vigo sind durch Farbe gekennzeichnet — findet man eingetragen. Bei den Dampferlinien wäre die Angabe der normalen Fahrzeit erwünscht.

Die Karte kann zur Anschaffung empfohlen werden.

Freising. Stapfer.

Realistische Chrestomathie aus der Literatur des Klassischen Altertums von Max C. P. Schmidt Gymnasial-Professor in Berlin. In drei Büchern. I. Buch. Mit 56 Figuren 1900. 2 Mk. 40 Pfg. II. Buch mit 5 Figuren 1901. 3 Mk. Leipzig. Verlag der Dürr'schen Buchhandlung.

Was der Verfasser, der durch seine Referate in Bursians Jahresbericht und die Mitarbeiterschaft am Pauly-Wissowa etc. bereits weiteren Kreisen bekannt ist, mit seiner Chrestomathie will, sagt er in seiner lesenswerten Begleitbroschüre: Realistische Stoffe im humanistischen Unterricht (Leipzig 1900, Dürr'sche Buchhandl.) S. 50 ff. mit den Worten: „Sie soll die bisherige Lektüre nicht verdrängen, sondern ergänzen. Der Verfasser wünscht auch nicht, daſs sie zwangsweise gleich anderen Schulbüchern eingeführt, nur daſs ihre gelegentliche Benutzung wenigstens gestattet wird. Wenn also wiederholt im Horaz die Sterne als Wetterpropheten dagewesen sind oder die spöttische Art, mit der der Dichter in der Ode an den abergläubischen Mäcenas von seinem eigenen Horoskope spricht, den Schülern vorgelegen hat, dann läſst man wohl einmal das klare und feine Kapitel des Stoikers Geminos über die Wettervorzeichen der Sterne lesen. Oder wem wiederholt, sei es in der Odyssee, sei es im Thucydides, Bau, Bewegung und Bemannung griechischer Schiffe begegnet ist, der wird vielleicht einmal das Bedürfnis fühlen, im dritten (später erscheinenden) Buch der Chr. jene vielbesprochene Beschreibung vom Riesenschiff des Hiero, einem Wunderbau des Archimedes, zu lesen. Warum sollte nicht endlich ein Mathematiker, ein Freund des Altertums, ein Student, ja selbst ein mit anderen Stoffen beschäftigter Philologe einen Blick in eine solche Sammlung werfen, welche alte Wahrheiten, bekannte Erfindungen, bedeutende Vorgänge oder Gegenstände in der frischen Ursprache des ersten Entdeckers, Erfinders oder Darstellers ausspricht. Etwaige Schwierigkeiten werden beseitigt, etwaige Rätsel werden gelöst durch die genauen Anmerkungen, die auf jeder Seite unter dem Texte stehen und kaum einen möglichen Hinweis auf moderne Anschauungen ungenutzt übergehen. Tafeln mit Figuren für das Mathematische und mit Bildern für das Technische erleichtern die

Anschauung des Bewiesenen oder Beschriebenen. Die Buchhandlung hat für deutlichen Satz, gutes Papier und bequemes Format gesorgt." Ich habe dieser Selbstanzeige wenig hinzuzufügen. Speziell hinweisen möchte ich nur noch auf die vortrefflichen Einleitungen über die benützten Schriftsteller und Schriftstellen. Wie gut läfst sich z. B. das über die Stoiker Gesagte für die Erklärung des Horaz verwenden? Somit möchte ich das Buch jedem Lehrer der oberen Klassen und nicht nur den Philologen, sondern auch den Mathematikern bestens empfehlen; zum mindesten sollte es doch in keiner Lehrerbibliothek mangeln. Ganz besonders aber wird es in kleineren Orten sich erwünscht machen, wo die einschlägigen Autoren entweder gar nicht oder doch nur in vorsintflutlichen Ausgaben zu haben sind.

Lehrbuch der Geologie. Ein Leitfaden für Studierende von Dr. F. Toula, k. k. Hofrat etc. Mit 367 Illustrationen, einem Atlas von 30 Tafeln (mit ca. 600 Figuren) und zwei geologischen Karten. Wien 1900. Alfred Hölder, k. k. Hof- und Universitätsbuchhandlung.

Im Anschlusse an den Leitfaden für Mineralogie und Geologie von Bisching und v. Hochstetter suchte der Verfasser zunächst einen Leitfaden für seine Zuhörer zu schaffen. Daher wurde auch auf Literaturangaben möglichst verzichtet, dagegen besonders auf Profile, Tabellen und charakteristische Illustrationen gehalten welche ihrerseits wieder eine knappe Fassung des Textes zuliefsen. Dafs er dabei hauptsächlich auf österreichische Dinge Bezug genommen hat, ist selbstverständlich, doch wird dadurch der Gebrauch des Buches besonders in Bayern wenig beeinträchtigt. Unter den Textbildern, welche sich durch Schönheit und Sauberkeit auszeichnen, finden sich verhältnismäfsig viele Originale: ein besonderer Vorzug aber sind der handliche Atlas mit seinen schönen Petrefaktenbildern und die zwei prächtigen geologischen Karten (Erdkarte und Mittel- und Westeuropa). Das Buch ist daher nicht nur den Lehrern der Naturkunde sondern auch denen der Geographie bestens zu empfehlen; dagegen liegt es für unsere Schüler viel zu hoch.

Geisteshelden. Biographien. 39. Band. A. v. Humboldt, Leopold v. Buch. Von Prof. Siegmund Günther. Mit zwei Bildnissen. Berlin. Ernst Hofmann & Co. 1900. Geheftet 2,40 M., Leinenband 3,20 M.

Lay stellt in seiner bemerkenswerten Methodik des naturgeschichtlichen Unterrichts S. 88 die Forderung auf: „Die Schüler der Oberklassen müssen mit dem Leben und Streben hervorragender Forscher gelegentlich bekannt gemacht werden." Diese Forderung, die ich für vollberechtigt erachte, zu erfüllen gibt es wohl kein besseres Hilfsmittel als vorliegendes Büchlein, das uns das Leben und Wirken

einerseits des letzten Polyhistors andrerseits des Begründers der modernen Geologie schildert. Dafs diese Schilderung eine gelungene ist, versteht sich bei der Sprachgewandtheit und Sachkenntnis des Verfassers von selbst und somit trage ich kein Bedenken das Bändchen für die Schülerbibliotheken der oberen Klassen bestens zu empfehlen. Ein hübscher Schmuck sind demselben die Bildnisse beider Forscher; die „Anmerkungen“ enthalten reichliche Literaturangaben und leiten dadurch zu selbständigem Weiterstudium an.

München. H. Stadler.

III. Abteilung.

Literarische Notizen.

Schüler-Kalender für das Schuljahr 1901/1902. Der bekannte Kalenderverlag von Moriz Schauenburg in Lahr hat soeben seinen empfehlenswerten Kalender für Schüler und Schülerinnen höherer Lehranstalten im 19. bez. 17. Jahrgang erscheinen lassen. Herausgegeben von Dr. Adolf Sütterlin und praktisch ausgestattet mit vielen Tabellen, Stundenplänen, Notizblättern, dabei geschmackvoll in hübsche, abwaschbare Leinwanddecke gebunden, sind diese Kalender bei einem Preise von 60 Pfg. als preiswürdig zu bezeichnen. Die vorliegende Ausgabe ist zwar für den Klassenwechsel zu Ostern berechnet, wie er in Norddeutschland stattfindet, doch ist dieselbe auch für unsere Schüler zu brauchen, zumal im Herbst eine weitere Ausgabe erscheint. Jedenfalls kann das Büchlein, welches dem strebsamen Schüler mancherlei Interessantes und Wissenswertes bietet, empfohlen werden.

Albert Winters Wörterverzeichnis (München, Piloty & Loehle, Preis 40 Pfg.), das im Band XXXV, S. 314 angezeigt wurde, ist soeben in zweiter Auflage erschienen. Es hat eine Erweiterung um fünf Seiten erfahren, abgesehen von der um drei Zeilen vermehrten Kolumnenlänge. Die Brauchbarkeit des kaum mehr einer Empfehlung bedürfenden Büchleins beruht bekanntlich auf seinem Charakter als Hilfs- und Nachschlagbuch in allen Formschwierigkeiten: nicht blofs die Orthographie, sondern auch die ganze Flexion ist in ausgedehntestem Mafse berücksichtigt. Dazu enthält es die Ansätze zu einem Wörterbuche der gebräuchlichsten Fremdwörter. Möge das Verzeichnis, das geeignet ist, uns wenigstens in Bayern die orthographische Einheit nach Mafsgabe des amtlichen Wörterverzeichnisses zu sichern, immer weitere Verbreitung finden, nicht blofs in unsern Schulen, sondern insbesondere auch in allen kaufmännischen Bureaux und Zeitungsredaktionsstuben, nicht zum mindesten aber auch bei unsern papier- und tintekonsumierenden Amtsstellen selbst!

In Bezug auf die Schreibung mit grofsen und kleinen Anfangsbuchstaben in verbalen und präpositionalen Ausdrücken bleibt freilich noch manche crux bestehen; wenn man hier den (vielleicht gar nicht unberechtigten) Standpunkt des schrankenlosen Individualismus einzunehmen nicht wagen darf, wird oft das Schema über die Logik den Sieg davon tragen müssen. Vergl.: beim Folgenden — im folgenden; um ein beträchtliches; das einzelne — ein Einzelner; bis zum äufsersten — zum Aufsersten kommen lassen; — wir hoffen das Beste — das ist das beste u. s. w. — Zu Ergänzungsvorschlägen besteht bei dem reichen Inhalte nur wenig Veranlassung, so z. B. bezüglich der Pluralformen, bezw. der Genusbezeichnung bei

Dispens, Pylon (neu!) Schilf, Trottoir, Versäumnis; der mit der lateinischen Form übereinstimmenden Schreibweise Juppiter würde wohl nichts im Wege stehen. Dem Wörterbuch sollte ein Verzeichnis der Sammelartikel (s. Beamter, Kaiser, König, acht u. s. w.) vorausgehen, um im Voraus über die Anordnung des Stoffes zu orientieren und auf Analogieformen zu verweisen; mancher sucht so vielleicht vergebens Aufschlufs über die Deklination von „einige“ mit Substantiv, „Heer“ mit Eigenname u. dgl.

Goethes Werke. Unter Mitwirkung mehrerer Fachgelehrter herausgegeben von Prof. Dr. Karl Heinemann. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe. 1. Band. Bearbeitet von Dr. Karl Heinemann. Leipzig und Wien. Bibliographisches Institut. 94 S. Einleitung, 412 S. Text und Inhaltsverzeichnis. Preis des Bandes, geschmackvoll in Leinwand geb., 2 M. — Das Bibliographische Institut läfst in seiner Sammlung von Meyers Klassiker-Ausgaben eine neue Ausgabe von Goethes Werken neben der älteren von H. Kurz erscheinen; dieselbe ist auf 15 Bände berechnet, von welchen die grösste Zahl Prof. Dr. K. Heinemann, der bekannte Goethebiograph übernommen hat. Die Ausgabe soll den Bedürfnissen verschiedener Leserkreise genügen. Daher enthält dieser 1. Band zunächst eine kurze, sehr übersichtlich gehaltene Biographie auf 63 Seiten, sodann eine eigene Einleitung in Goethes lyrische Gedichte, deren Text den Inhalt dieses 1. Bandes bildet. Dieser Text ruht auf den vortrefflichen textkritischen Leistungen der Weimarischen Ausgabe, daher konnten die Herausgeber ihre Aufmerksamkeit hauptsächlich der Aufgabe zuwenden, die neueren Ergebnisse der Goetheforschung weiteren Kreisen zugänglich zu machen. Dies geschieht hauptsächlich in den Einleitungen zu den einzelnen Werken und in den den Text begleitenden Fufsnoten. Dazu kommen in unserem Bande S. 359—409 Anmerkungen des Herausgebers, welche besonders auf die Entstehungszeit der einzelnen Gedichte und die näheren Umstände ihrer Entstehung hinweisen; auch die Geschichte der Überlieferung ist berücksichtigt. Einleitung und Fufsnoten sind in ziemlich kleinem Druck gegeben, dagegen ist der Text selbst deutlich, grofs und scharf gedruckt. Aufser dem Inhaltsverzeichnis, welches die Überschriften der Gedichte gibt, wäre noch ein alphabetisches Verzeichnis der Versanfänge sämtlicher in diesem Bande enthaltener Gedichte erwünscht, da dieses ein rasches Auffinden sehr erleichtern würde.

Erstaunlich billig ist bei der trefflichen Ausstattung und dem geschmackvollen Einband der Preis zu 2 M. für den Band angesetzt. Alles in allem genommen kann man diese neue Ausgabe unseres gröfsten Dichters nur empfehlen.

Meyers Volksbücher, herausgegeben von Dr. Hans Zimmer. Leipzig u. Wien, Bibliographisches Institut. — Allmählich beginnt neben der so verdienstlichen Reclamschen Universalbibliothek, dem ersten Unternehmen dieser Art, auch die Sammlung von Mayers Volksbüchern mehr und mehr an Bedeutung zu gewinnen. Schon äufserlich unterscheiden sich die etwas kleineren Heftchen durch ihren kräftigeren Umschlag, ihr besseres Papier und den schärferen Druck zu ihrem Vorteil von den Reclamschen, dazu kommt noch der billigere Preis; denn die einzelne Nummer kostet nur 10 Pfg. (gegenüber 20 Pfg dort). Aber auch inhaltlich verdienen die „Volksbücher“ Beachtung; denn sie wollen nicht blofs zur Unterhaltung, sondern auch zur Erziehung des Volkes beitragen; freilich würde durch die unterhaltenden Bändchen der Geschmack des Volkes gehoben, aber höher ist doch das Ziel, durch Befriedigung des Wissenstriebes nützliche Kenntnisse zu vermitteln und andrerseits zur Pflege des ethischen, religiösen und patriotischen Momentes beizutragen. Nach diesen Gesichtspunkten sei hier auf einzelne der zuletzt erschienenen Nummern hingewiesen: Nr. 1251 Adalbert Stifter, Bergkristall u. Nr. 1252 Adalbert Stifter, Brigitta N. 1256.1257 Gogols berühmtes Lustspiel der Revisor; besonders dankenswert ist es, dafs das Bibliographische Institut in einzelnen Bändchen Kapitel aus seinen grofsen populär wissenschaftlichen Werken allgemeiner zugänglich macht, so Nr. 1255: Brehm, Die Elefanten (Aus Brehms Tierleben); Nr. 1263 H. Meyer, Das deutsche Volkstum (das einleitende Kapitel des grofsen Werkes von Hans Meyer, Das deutsche Volkstum); Nr 1269.1270: M. W. Meyer Die Kometen u. Meteore (aus dem grofsen Werke desselben Verfassers „Weltgebäude“). Wie man also vom pädagogischen

Standpunkte aus die Tendenz der ganzen Sammlung nur gutheifsen kann, so kann man auch besonders einzelne Bändchen derselben den Schülern mit gutem Gewissen empfehlen.

Monographien zur Weltgeschichte, in Verbindung mit anderen herausgegeben von Ed. Heyck. XIII. Band: Mirabeau von Prof. Dr. B. Erdmannsdörffer. Mit 4 Kunstbeilagen, 1 Faksimile und 93 Abbildungen. 128 S. Preis 4 M. Bielefeld und Leipzig, 1900 Velhagen u. Klasing. — Unter den bis jetzt erschienenen Bänden der Monographien zur Weltgeschichte nehmen Biographien hervorragender Persönlichkeiten eine hervorragende Stelle ein; ich erinnere z. B. nur an den vortrefflichen Band „Elisabeth von England" von Prof. Erich Marcks. Diesen reiht sich das vorliegende Heft würdig an: Die gewaltige Persönlichkeit Mirabeaus, der auf den Beginn der grofsen Revolution und die erste Zeit ihres Verlaufes so bestimmend eingewirkt hat, hat hier an dem bekannten Heidelberger Historiker, Geheimrat Prof. Erdmannsdörffer, einen vortrefflichen Biographen gefunden. Bekannt ist Mirabeaus Äufserung „Wie sehr hat die Unmoralität meiner Jugend Frankreich geschadet!" Das Lebensbild des grofsen Politikers mufs also vor allem seine Jugendzeit berücksichtigen. Dies geschieht nun hier nach einer in mehreren Kapiteln durchgeführten Rückschau auf Eltern und Voreltern Mirabeaus in besonders interessanter Weise. Schon die Charakteristik der ungeheueren schriftstellerischen Thätigkeit des Vaters Mirabeaus zeugt von der souveränen Beherrschung des einschlägigen Materials und der tiefen Kenntnis der Zeitverhältnisse. Dazu gesellt sich für die Schilderung der eigenen abenteuerreichen Jugend Mirabeaus die feine psychologische Analyse dieses gewaltigen Talentes, gestützt auf die eindringende Lektüre seiner zahlreichen Schriften, seiner Briefe, seines umfangreichen Werkes über die preufsische Monarchie; denn das VIII. Kapitel: Mirabeau in Berlin, seine Begegnungen mit Friedrich d. Gr., sein Urteil über diesen bei dessen Tode etc. interessiert den deutschen Leser besonders.

Mit dem IX. Kapitel: Berufung der Notabelnversammlung 1787, kehren wir nach Frankreich zurück, aber erst mit der Einberufung der états généraux war Mirabeaus Stunde gekommen; nicht ganz 2 Jahre verstrichen von da bis zu seinem Tode (2. April 1791) und doch, zu welcher Bedeutung hat er sich in dieser kurzen Zeit emporgeschwungen! Erdmannsdörffer verzichtet natürlich darauf, die allbekannten Ereignisse dieser beiden ersten Revolutionsjahre im einzelnen vorzuführen, er behält sein Ziel fest im Auge, den Anteil Mirabeaus an diesen Ereignissen zu schildern; dabei werden interessante Fragen berührt, besonders die, ob die berühmten Worte des grofsen Tribunen nach Schlufs der königlichen Sitzung am 23. Juni 1789 auch wirklich seiner inneren Überzeugung entsprachen, ob der Umstand, dafs er sich mit einem Stabe bedeutender Mitarbeiter umgab, seine politische Bedeutung beeinträchtigt, wie seine Stellung zum Hofe aufzufassen ist usw. Wer das Buch zu lesen begonnen hat, der wird sich davon so gefesselt fühlen, dafs er es kaum aus der Hand legen wird, ehe er damit zu Ende ist. Zu diesem Interesse trägt die klare und gewandte Form der Darstellung viel bei. Auch auf die illustrative Ausstattung des Bandes sei rühmend hingewiesen, besonders die feinen Wiedergaben von Veduten der berühmten Schlösser und Punkte in und aufserhalb der Hauptstadt samt den Ereignissen, die sich dabei abspielten, nach Stichen von Rigaut, Prieur, Monnet, Berthauld u. a. sind ein schöner Schmuck, wozu dann noch die zahlreichen authentischen Portraits kommen. Möchten wir bald wieder einem so wertvollen Bande der Monographien begegnen! — Leider dürfen wir aus Erdmannsdörffers Feder keinen mehr erwarten: am 1. März ist der hervorragende Historiker zu Heidelberg im Alter von 68 Jahren gesorben.

Xenophon. Sein Leben, seine Geistesart und seine Werke. Von Dr. Edmund Lange. 9. Heft der Hoffmannschen Gymnasialbibliothek (Gütersloh bei Bertelsmann 1900). — Das 88 Seiten starke Heftchen stellt sich als Aufgabe, bei dem Gymnasialschüler Verständnis für Persönlichkeit und Werke Xenophons zu erwecken und zu fördern. Zu diesem Zwecke wird das äufsere Lebensbild des Schriftstellers entworfen, dessen Lebens- und religiöse Anschauungen im Verhältnis zu seiner Zeit entwickelt, Xenophon als Mensch und Feldherr gewürdigt und schliefslich das Gesamturteil dahin zusammengefafst, er

sei in den meisten Richtungen als der erste Vertreter der griechischen καλοκἀγαθία anzusehen. Sein Verhalten gegen seine Vaterstadt wird genauer geprüft und dem Angeklagten mildernde Umstände zugesprochen. Von den in der Schule meistens nicht gelesenen Werken des Schriftstellers, der als zwar nicht epochemachend, aber als immerhin beachtenswert charakterisiert wird, werden kurze Inhaltsangaben geboten, dagegen die Anabasis, die griechische Geschichte und die Denkwürdigkeiten ausführlich nach Inhalt und Form behandelt, das letztere Werk in Form einer Disposition. Auf Entstehung dieser Schriften, ihren geschichtlichen Untergrund, auf die darin berührten besonderen Verhältnisse z. B. (Heereswesen der Zehntausend, Persönlichkeit und Grundanschauungen des Sokrates) wird gründlich eingegangen und so Verständnis beim jugendlichen Leser zu erzielen gesucht. Wir wünchen dem gut und anziehend geschriebenen Werkchen beste Aufnahme und Verbreitung, vor allem in unseren Schülerbibliotheken.

Alpine Majestäten und ihr Gefolge. Die Gebirgswelt der Erde in Bildern. Monatlich 1 Heft im Format 45 : 30 cm. mit ca. 24 feinsten Ansichten auf Kunstdruckpapier. — Preis des Heftes 1 M. München 1901, Verlag der Vereinigten Kunstanstalten A.-G. München, Kaulbachstr. 51a. — Der Anschauung kommen seit einem Jahrzehnt etwa die manigfaltigsten Sammelwerke entgegen, besonders auf dem Gebiete der Kunst, für Malerei, Plastik, Architektur, für Kupferstich und Holzschnitt, für Weltgeschichte und Kulturgeschichte giebt es hervorragend schön ausgestattete Monographien, so dafs auf diesem Gebiete ein Übertreffen kaum möglich schien. Und doch stehen wir nicht an, das uns vorliegende 1. Heft einer ganz neuen, eigenartigen Sammlung: Alpine Majestäten und ihr Gefolge, die Gebirgswelt der Erde in Bildern, nach verschiedenen Gesichtspunkten als eine Leistung ersten Ranges zu bezeichnen. Dafs die neue Publikation überhaupt einem Bedürfnisse entgegenkommt, dürfte unbestreitbar sein, wenn man bedenkt, zu welch aufserordentlichem Aufschwung die Alpinistik in neuerer Zeit gelangt ist. Bietet auch die Zeitschrift des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins vortreffliche Bilder, sind die Alpen auch sonst in gröfseren Werken bildlich dargestellt (hingewiesen sei z. B. auf die beiden im Verlage der Illustrierten Zeitung in Leipzig erschienenen Illustrationsbände: Alpenlandschaften), so werden doch diese Vorgänger bedeutend übertroffen. Die Vereinigten Kunstanstalten haben eine fast unübersehbar grofse Anzahl herrlicher photographischer Originalaufnahmen (die 24 des vorliegenden Heftes stammen von der Photoglob Co., Zürich) aus allen Gebirgen aller Weltteile zur Verfügung, werden also ihre Publikation nicht blofs auf das gesamte Alpenland beschränken, sondern gewissermafsen eine Ikonographie der Gebirge der Welt liefern. Da die Abnehmer in erster Linie in den Kreisen der Alpen- und Gebirgsfreunde gesucht werden, so sollen auch Erstbesteigungen und besondere touristische Erfolge im Bilde vorgeführt werden. Da ferner nicht immer die Photographie die charakteristischen Eigenschaften einer Landschaft wiedergiebt, so sollen auch Nachbildungen künstlerisch wertvoller Zeichnungen gegeben werden, wofür bereits namhafte Mitarbeiter gewonnen sind.

Neben dem Umfang ist es die Form der Reproduktion, welche alles Ähnliche hinter sich läfst. Die Vereinigten Kunstanstalten wollen nur tadellose, auf der Höhe moderner Technik stehende Abbildungen geben; der Kunstdruck hat hier eine staunenswerte Leistung zu verzeichnen. Verblüffend plastisch wirken die vorliegenden Abbildungen, welche jeden ganz besonders überraschen und entzücken, der die betreffenden Gebirgsgegenden aus eigener Anschauung kennt.

Dazu kommt als dritter und Hauptvorzug die beispiellose Billigkeit des neuen Unternehmens: Das Heft enthält 24 Bilder im Mafsstabe von 21 cm : 16 cm Bildfläche in tadelloser Ausführung und kostet nur 1 M., so dafs also jedes Bild auf 4 Pf. zu stehen kommt. Ähnliches wird bisher nirgends geboten worden sein.

Unter diesen Umständen wäre es geradezu ein Versäumnis, wenn die Schule sich nicht ein so vorzügliches und dabei so billiges Unterrichtsmaterial zu Nutze machen würde. Der geographische wie der naturkundliche Unterricht werden dasselbe gleich gut verwerten können. Es können daher diese Hefte den Bibliotheken unserer Gymnasien gar nicht dringend genug zur Anschaffung empfohlen werden und zwar wo möglich in mehreren Exemplaren; aber auch die Schüler sollte man darauf aufmerksam machen, die sich damit ein wertvolles Geschenk wünschen können.

Schliefslich seien die Abbildungen des 1. Heftes nachstehend aufgeführt mit dem Bemerken, dafs auch die der folgenden Hefte regelmäfsig hier verzeichnet werden sollen: 1. und 2. Peninische Alpen: Zwillinge und Breithorn vom Gorner Grat aus und Monte Rosa (von ebenda); Berner Alpen: 3. Fiescher Gletscher; 5. Rosenlaui-Gletscher mit Well- und Wetterhorn; 6. Wengen mit Jungfrau und Breithorn; 9. Berneroberländerberge vom Pilatus aus; 10. Grimselhospiz mit Mägelisgrätli; Rätische Alpen: 4. Inner-Arosa mit der Kirche; Vierwaldstätter Alpen. 7. Pilatus, Aussicht gegen die Titlis-Gruppe; Schwyzer Alpen: 8. Schwyz mit den Mythen; Ortler-Alpen: 11. Schaubachhütte mit dem Ortler; 12 Ortler mit Berglihütte vom weifsen Knott aus; 14. Ausblick von der Stilfser-Jochstrasse auf den Madatscher Ferner; Hohe Tauern: 13. Pasterzenabsturz mit dem Grofsglockner; 16. Prager Hütte am Grofsvenediger; Stubaier-Alpen; 15. Dresdener Hütte mit Schaufelspitze; Dolomiten: 17 Schlernhaus mit der Rosengartengruppe; 18. Dorf Seis mit dem Schlern; 19. St. Martino di Castrozza; 20. Tschaminthal; 21. Monte Cristallo-Gletscher und Piz-Popena; 22. Ampezzostrasse mit Col Rosa; 23. Grödener Joch-Hospiz mit Sellagruppe; 24. Die Fünffingerspitze von Norden.

Lehrbuch der englischen Sprache von Boerner und Thiergen und Grammatik der englischen Sprache von O. Thiergen. Ausgabe C bearbeitet von O. Schoepke. Leipzig, Teubner. 1900. Wie schon früher von dem englischen Unterrichtswerke von Boerner-Thiergen eine von Thiergen allein bearbeitete gekürzte Ausgabe in 1 Bande für Militärbildungsanstalten erschien, so ist nun diese für Realschulen bestimmte Bearbeitung in kürzerer Fassung veröffentlicht worden, in welcher der grammatische und der Übungsstoff eine nennenswerte Einschränkung erfuhr und zur Angabe der Aussprache statt der Lautschrift Zeichen über den Wörtern gewählt wurden.

Lehrbuch der englischen Sprache für den Schul- und Privatunterricht, von E. Collins. Vierte umgearbeitete Auflage. Stuttgart. P. Neff. 1896. Von diesem s. Z. hier besprochenen Buche liegt nun eine 4. vielfach verbesserte Auflage vor.

Afrika. Eine allgemeine Landeskunde. 2. Aufl. nach der von Prof. Dr. Wilh. Sievers verfafsten ersten Aufl. völlig umgearbeitet von Prof. Dr. Friedrich Hahn. Erscheint in 15 Lieferungen zu je 1 M. mit 170 Abbildungen im Text, 11 Karten und 21 Tafeln in Holzschnitt, Ätzung und Farbendruck. Leipzig und Wien. Verlag des Bibliographischen Instituts 1901. — Von der grofsen 5 Bände umfassenden Allgemeinen Länderkunde, welche Prof. W. Sievers im Verlage des Bibliographischen Instituts herausgegeben hat, erscheint soeben der 1 Teil, Afrika, in zweiter von dem rühmlichst bekannten Geographen Dr. Friedr. Hahn in Königsberg völlig umgearbeiteter Auflage, da Prof. Sievers in Giefsen infolge anderweitiger dringender Arbeiten eine neue Bearbeitung nicht übernehmen konnte. Von dieser Neuauflage liegt die erste Lieferung vor. Diese führt in fesselnd geschriebener Darstellung die bis 1901 fortgesetzte Erforschungsgeschichte des dunklen Erdteiles vor und zwar in nachstehenden Abschnitten: Altertum, Mittelalter bis zu Beginn des 14. Jahrh., völlige Entschleierung der Küsten Afrikas im 14. und 15. Jahrh. (d. h. die Grofsthaten der Portugiesen); das 17. und 18. Jahrhundert; von der Gründung der Afrikanischen Gesellschaft in London bis zum Auftreten Heinrich Barths; die Afrikaforschung von 1848—1884; von der Erwerbung deutscher Kolonien bis auf die Gegenwart. Die Porträts aller hervorragenden Afrikaforscher von Heinrich Barth an schmücken diesen Abschnitt. Probeweise ist als farbige Tafel eine Ansicht von Funchal auf Madeira, als schwarze das Kamerungebirge von der Kamerunbai aus gesehen, ferner eine Verkehrskarte von Afrika beigegeben. Diese Beigaben lassen ebenso wie die Textillustrationen erkennen, dafs das Buch in seiner Ausstattung des Rufes eines Verlages, wie des Bibliographischen Institutes, würdig sein wird. Wir hoffen nach dem vollständigen Erscheinen des Werkes auf dasselbe zurückzukommen.

Lehrbuch für den Unterricht in der Botanik. Für Gymnasien, Realgymnasien und andere höhere Lehranstalten bearbeitet von Dr. M. Krass und Dr. H. Landois. Mit 313 eingedruckten Abbildungen. Fünfte, nach den neuen Lehr-

plänen verbesserte Aufl. Freiburg i. Br. Herdersche Verlagshandlung 1900. Preis: 3,20 M., geb. 3,60 M. — Vorliegende fünfte Auflage unterscheidet sich von der bereits in diesen Blättern angezeigten vierten durch Verbesserung und Vermehrung der Abbildungen, Zufügung von Bezeichnungen der Lebensdauer der Pflanzen und Erweiterung der biologischen Bemerkungen nach Kerners Pflanzenleben.

An unsere bayerischen Gymnasien ist das Buch als Lehrbuch für die Hand des Schülers zu umfangreich, kann aber für die Schülerbibliotheken empfohlen werden.

Pädagogik der Schulreise. Festgabe zur Enthüllung des Stoydenkmals, dargebracht von der Stoy'schen Erziehungsanstalt und überreicht von ihrem Direktor Dr. Heinrich Stoy. Mit 1 Karte, 65 Abbildungen im Text und einem vollständigen Register. — Leipzig, Verlag von Wilhelm Engelmann. 1898. — Ausgehend von der Überzeugung, dafs „für die Lösung aller Erziehungsaufgaben der Leib als Träger des geistigen Lebens von so grofser Bedeutung ist, dafs die Sorge für eine zweckmäfsige Beschaffenheit des leiblichen Lebens als eine mit der eigentlichen Erziehungsaufgabe innigst zusammenhängende sich darstellt“, dafs die Gesamterziehung des Menschen sich nicht nur auf ein Anfüllen mit Wissenschaften beschränken darf, sondern auch den Charakter bilden und den Körper „als Begleiter und Diener des geistigen Lebens“ tüchtig, geschickt, abgehärtet und ausdauernd machen müsse, schenkte Dr. Karl Volkmar Stoy, Privatdozent und später Professor der Pädagogik zu Heidelberg und Jena, den Leibesübungen in Theorie und Praxis, in seinen Vorlesungen und der von ihm geleiteten Erziehungsanstalt volle Aufmerksamkeit. Unter tüchtiger Leitung mufsten seine Zöglinge in entsprechenden Räumlichkeiten turnen; mitunter aber, namentlich an historisch denkwürdigen Tagen, wurde einem Grundsatze Jahns getreu, unter frohem Sang herausgezogen und im Walde und auf luftigen Höhen geturnt und gespielt. Diese eintägigen Turnfahrten haben sich dann im Laufe der Jahre aus wissenschaftlichen und pädagogischen Gründen auf mehrere Tage ausgedehnt und in dem von dem Sohne Professors Stoy, Dr. Heinrich Stoy, geleiteten Erziehungsinstitut zu förmlichen Schulreisen entwickelt. In seinem Buche „Pädagogik die Schulreise“ hat dieser nun auch die allgemeinen Gesichtspunkte, von denen Vater und Sohn geleitet worden, dargethan und dann berichtet über die Reisen der drei verschiedenen Abteilungen des Jahres 1890. Wenn auch vielleicht momentan wenig Aussicht besteht, derartige Schülerreisen an unseren Mittelschulen praktisch durchzuführen, so hält doch der Rezensent die unter den allgemeinen Gesichtspunkten ausgesprochenen erzieherischen Gedanken, auch wenn sie nicht alle geradezu neu sein sollten, für so wichtig, dafs sie verdienen, in Kürze wenigstens wiedergegeben zu werden.

Der Verfasser bespricht zuerst allgemein den bildenden und erzieherischen Wert von gemeinschaftlichen Reisen, der natürlich um so höher ist, wenn diese vom pädagogischen Standpunkte aus unternommen und nach einem gewissen Erziehungsprinzip durchgeführt werden und hebt die rein gesundheitliche Bedeutung derselben hervor, die natürlich ebenfalls wieder um so gröfser ist, je mehr schon durch Turnen und Spielen vorgearbeitet wurde. Sodann kommt er auf die Gymnastik der Sinneswerkzeuge zu sprechen, deren Pflege um so notwendiger ist, als viele Menschen weder sehen noch hören lernen, kein Verständnis für die Natur, für Entfernungen abschätzen, Gefahren wägen etc. haben. Dadurch ferner, dafs auf diesen gemeinschaftlichen Reisen sich alles der Führung unterordnen mufs, wird der freie Gehorsam herangezogen, dadurch dafs Schüler und Lehrer stets beisammen sind, wird der Charakter in die richtigen Bahnen gelenkt, schliefst sich ein enges Band um beide. Die unbedingte Unterordnung unter die Bestimmungen des Reiseführers stellt an die physischen und moralischen Kräfte der Schüler grofse Anforderungen. Auf sittlichem Gebiete setzt das längere Beieinandersein eine gewisse Verträglichkeit, Aufopferung und Hilfsbereitschaft voraus wie auch Rechtlichkeitsgefühl, Selbstbeherrschung, Pünktlichkeit, Mäfsigkeit und Selbstüberwindung dadurch wesentlich gefördert werden. Nach der wissenschaftlichen Seite hin sind sie für die Schüler eine reiche Quelle der Belehrung, für den Lehrer aber ein Fingerzeig, ob der Unterricht richtig erteilt wurde, entsprechender Sinn und Verständnis herangezogen wurde. Natürlich darf nicht durch eine allzustarke Betonung des Unterrichts und der Belehrung das frohe Wanderleben Schaden leiden, während durch vernünftigen, mafsvollen Betrieb derselben Erkenntnis und Verständnis gefördert werden. Dafs durch solche Reisen die

künstlerisch ästhetische und sittlich ästhetische Bildung ebenso wie der vaterländische Sinn geweckt und gehoben werden, bedarf keines weiteren Beweises.

Und in der That, wenn man die Beschreibungen der gemachten Reisen liest, kann man nicht umhin die Schüler zu beneiden, denen es möglich ist, unter solchen Voraussetzungen die Schönheiten der Natur, die Winke der Kunst zu betrachten und verstehen zu lernen, und man begreift, dafs die Stoyaner sich stets mit lebendiger Erinnerung dieser gemeinsamen Fahrten erinnern.

Im Abschnitt B ist die Ausführung der Reisen im Detail angegeben, während auf 250 Seiten die Reisen der drei, dem Alter der Teilnehmer nach verschiedenen Abteilungen wiedergegeben sind. Die ganze Arbeit verdient nach unserem Dafürhalten die Beachtung aller Pädagogen — und die Einrichtung von Schülerreisen Nachahmung.

Freitags Sammlung, französischer und englischer Schriftsteller.

Im Jahre 1900 erschienen:

Margueritte, Le Désastre; herausg von H. Berni.

Pierre Loti, Le Pêcheur d'Islande; herausg. von Dr. K. Reuschel (geeignet f. obere Klassen.)

P. Lanfrey, La Campagne de 1806—1807; herausg. von Dr. O. Kähler (sehr geeignet f. die IX. Klasse.)

J. Naurouze, L'Otage, herausg. von Dr. M. Pfeffer (geeignet f. mittl. Klassen.)

Contes modernes, herausg. von Professor Dr. Krollick (I. Band geeignet f. mittl. Klassen.)

René Bazin, Souvenirs d'Enfant, herausg. von Ina Bach (f. Mädchenschulen.)

Brassey, A Voyage in the Sunbeam, herausg. von A. Strecker (geeignet f. mittl. Klassen.)

Besant and Rice, 'T was in Trafalgar's Bay, herausg. von Professor Opitz (geeignet f. mittl. Klassen.)

Braddon, The Christmas Hischings, herausg. von Dr. Erhardt, (sehr geeignet f. mittl. Klassen.)

J. H. Ewing, The Story of a Short Life, herausg. von Professor Müller, (sehr geeignet f. mittl. Klassen.)

Charles Dickens, Three Christmas Stories, herausg. von Professor Dr. Konrad (f. mittl. Klassen.)

R. L. Stevenson, Across the Plains and An Inland Voyage, herausg. von Professor Dr. Ellinger (f. mittl. Klassen).

Mark Twain, The Adventures of Tom Sawyer, herausg. von Dr. Krüger (enthält viel Slomy.)

IV. Abteilung.

Miszellen.

Karl Zettel.

Von denen, die dem unvergefslichen Wolfgang Bauer, als er die „Blätter für das bayerische Gymnasialschulwesen" gründete, sofort hilfreich die Hand reichten und sich in den Dienst der neuen, bedeutungsvollen Schöpfung stellten, wandeln nur mehr wenige unter den Lebenden, nämlich Hofrat Johann Fesenmaier, Gymnasialrektor a. D., Gymnasialprofessor a. D. Paul La Roche, Oberstudienrat Dr. Wolfgang Markhauser, Rektor des Luitpoldgymnasiums in München, Oberstudienrat Dr. Jakob Simon, Gymnasialrektor in Kaiserslautern, und Dr. Karl Zettel, Gymnasialprofessor a. D.

Sie alle lieferten schon zum ersten Bande der Zeitschrift Beiträge, und auch spätere Bände verzeichnen sie als Mitarbeiter. Die meisten von ihnen liefsen sich freilich von der jüngeren Mannschaft allmählich ganz oder zeitweise ablösen. Oberstudienrat Markhauser wurde vor einem Jahrzehnt wieder einer der rührigsten Berichterstatter für die Gymnasialblätter und ist es bis heute geblieben, Professor Zettel aber ist von 1864 bis jetz ununterbrochen Mitarbeiter gewesen. Deshalb mag es sich wohl ziemen, in diesen Tagen auch in unseren Blättern des in stiller Zurückgezogenheit noch immer unermüdlich schaffenden Veteranen zu gedenken. Bald werden ja die Tageszeitungen an ihn erinnern, da er am 22. April 1901 seinen siebzigsten Geburtstag feiert.

Karl Zettel wurde als Sohn schlichter Bürgersleute in München geboren. Wie so viele Mittelschullehrer zählte auch ihn das ehrwürdige Wilhelmsgymnasium (damals das „alte“ Gymnasium genannt) zu seinen Schülern. Auf der Universität München waren u. a. Thiersch, Spengel, Prantl, Lasaulx seine Lehrer. Nachdem er im Jahre 1853 das Staatsexamen bestanden hatte, wurde er zunächst Hofmeister; seit 1856 war er Assistent, seit 1859 Studienlehrer in Eichstätt. Im Jahre 1870 wurde er an das Ludwigsgymnasium in München versetzt, aber schon im nächsten Jahr zum Professor am Realgymnasium in Regensburg ernannt. Als diese Anstalt (1880) aufgehoben worden war, wirkte er am Neuen Gymnasium in derselben Stadt, bis er, durch körperliches Leiden gezwungen, 1884 in den Ruhestand trat. Nach seiner Pensionierung siedelte er wieder nach München über.

Von seinen Schriften sind philologischen Inhaltes: Animadversiones in Hippocratis Coi libellum de aëre, aqua et locis, Quaestiones Theocriteae, die auch in zweiter Auflage erschienen, der Humor in Theokrits bukolischen Dichtungen.

Mit dem Unterrichtsbetrieb befafst sich der im 1. Band unserer Zeitschrift erschienene Aufsatz: Einige Worte über den geographischen Unterricht an den bayerischen Studienanstalten. Der 19. Band brachte eine ausführliche Abhandlung, welche die Überschrift trägt: Auf welche Weise kann der Unterricht in der deutschen Sprache und Literatur an unseren Studienanstalten methodisch und systematisch betrieben werden? In Schulkreisen ist Zettel am bekanntesten geworden durch sein (später von Johannes Nicklas umgearbeitetes) Deutsches Lesebuch, das — zuletzt in 7. Auflage — wohl an den meisten, jedenfalls an sehr vielen bayerischen Gymnasien eingeführt war.

Von der Vorliebe Zettels, aus deutschen Gedichten Anthologien verschiedenen Inhaltes zusammenzustellen, zeugt eine Reihe von gröfseren und kleineren Sammelwerken. Drei von ihnen haben ungewöhnlich viele Auflagen erlebt. „Edelweifs“ ist in 47., „Ich denke dein“ in 44., „Heideröschen“ in 30. Auflage erschienen; die Gedichtsammlung „In zarter Frauenhand“ ist bis jetzt dreizehnmal aufgelegt worden. Patriotischen Inhalt haben das „Wittelsbacher Album“ und „Bayern unser Panier“. Endlich sei noch das zweibändige, bereits in zweiter Auflage erschienene „Deklamatorium“ erwähnt. Diesen Schriften wird in naher Zeit „Das klassische Altertum im Spiegel deutscher Dichtung“ folgen; im Manuskript ist das neue Werk bereits vollendet.

Auch ästhetische Abhandlungen schrieb Zettel. Ihre Überschriften lauten: Walthers von der Vogelweide Frauensang, Chamisso, Lenau als Lyriker, Scheffel als Lyriker, Lingg als Lyriker.

Fast alle bisher genannten schriftstellerischen Leistungen Zettels lassen erraten, dafs der Verfasser eine poetische Anlage besitzt. Und sie ist in nicht wenigen selbständigen Schöpfungen hervorgetreten. Dafs diese auch Anerkennung gefunden haben, beweist der Umstand, dafs sie wiederholt gedruckt wurden. Kein Geringerer als unser Hermann Lingg war es, der Zettel in die Literatur einführte, indem er den „Ersten Klängen“ des jungen Dichters ein empfehlendes Geleitwort auf den Weg mitgab. Schon von diesem Erstlingswerk erschien noch eine zweite Ausgabe, die „Dichtungen“ aber erschienen bis jetzt in fünfter, das romantische Epos „Gela“ in vierter Auflage. Endlich schenkte das Münchener Kind seinen Landsleuten noch die „Monacensia, Stimmungsbilder aus Alt- und Jungmünchen“ in zwei Bänden. Als Allerhöchste Anerkennung für seine schriftstellerische Thätigkeit namentlich auf dem Gebiete der Dichtkunst erhielt Zettel (schon 1877) die goldene Ludwigsmedaille für Kunst und Wissenschaft.

Wir wünschen dem Siebzigjährigen, dafs er noch lange sein durch der Musen holde Gabe verschöntes otium cum dignitate geniefsen möge. A. B.

Privat-Gymnasialunterricht für Damen in München.

Herr Adolf Sickenberger, k. Gymn.-Professor und Rektor a. D. in München, veröffentlicht soeben einen Prospekt für das zweite Unterrichtsjahr seines unter obigem Titel im vorigen Jahre gegründeten Instituts.

Wir entnehmen dem Prospekt folgende für weitere Kreise wissenswerte Angaben.

Der im Jahre 1894 gegründete „Verein zur Gründung eines Mädchen-Gymnasiums in München" setzte sich die Aufgabe, eine seinen Zwecken entsprechende Anstalt ins Leben zu rufen. Im vorigen Jahre glaubte nun Rektor Sickenberger, im Einvernehmen mit mehreren Mitgliedern des genannten Vereins, den Versuch im Kleinen machen und zunächst einmal eine Veranstaltung treffen zu sollen, um junge Damen auf dem Wege des Privatunterrichts für das Gymnasialabsolutorium vorzubereiten.

Der Unterricht, der alle für das Absolutorium eines humanistischen Gymnasiums erforderlichen Lehrgegenstände umfafst, wird in drei Jahrgängen erteilt: Unterklasse, Mittelklasse, Oberklasse. (Im laufenden Jahre wurde die Unterklasse eingerichtet, die von 7 Damen besucht wird; im kommenden Jahre reiht sich die Mittelklasse an). Die Gesamtzahl der Wochenstunden beträgt in jeder Klasse, abgesehen vom Religionsunterricht, auf den jährlich im ganzen 10 Stunden entfallen, zwölf. Der Unterrichtsbetrieb legt sonach auf den Privatfleifs und das Selbststudium der Schülerinnen, die beim Eintritt mindestens im 16. Lebensjahre stehen und die Kenntnisse besitzen müssen, die dem Lehrplan der oberen Klassen einer höheren weiblichen Bildungsanstalt (Töchterschule, Institut) entsprechen, sehr grofsen Nachdruck.

Die Verteilung der Unterrichtsstunden auf die einzelnen Fächer ist folgende:

Unterrichts-Fächer	Unterklasse Wochenstunden	Mittelklasse Wochenstunden	Oberklasse Wochenstunden	Summa Wochenstunden
Deutsch mit Geschichte	2	2	2	6
Latein	6*	4	4	14
Griechisch	—*	3	3	6
Französisch	1	1	1	3
Mathematik und Physik	3	2	2	7
	12	12	12	36

* Im Sommersemester 4 Stunden Latein und 2 Stunden Griechisch.

Der Lehrplan sieht vor: 1. fürs Deutsche: Deutsche Aufsätze und Literaturgeschichte nach dem Gymnasiallehrplan. (Kluge, Literaturgeschichte und Hense, Lesebuch. Geschichte nach Stich und Döberl.)

2. fürs Lateinische: a) Unterklasse: im Anschlufs an den Lehrplan des Frankfurter Goethe-Gymnasiums Formenlehre nach Perthes-Gillhausen und dem Übungsbuch von Wulff-Perthes; Satzlehre nach Reinhardt; Stilistik nach Landgraf. Lektüre: Caesar bell. Gall. und Ovid Metam.; b) Mittelklasse: Weiterer Ausbau der Satzlehre nach Reinhardt; Stilistik nach Reich. Lektüre: Livius, Sallust, Cicero, Vergil Aen., Hor. Carm.; c) Oberklasse: Stilistik nach Gerstenecker. Lektüre: Cicero, Tacitus, Horaz, Sat. und Epist.

3. fürs Griechische: a) Unterklasse: Formenlehre nach Kägi; b) Mittelklasse: Abschlufs der Formenlehre und Syntax nach Kägi. Xenophon, Hom. Od.; c) Oberklasse: Wiederholung, besonders Versionen. Plato, Demosthenes, Homer Ilias, Sophocles.

4. fürs Französische: Syntax, nach der Grammatik von Wohlfahrt. Lektüre;

5. für Mathematik und Physik: a) Unterklasse: Die vier Grundrechnungsarten mit allgemeinen Zahlen, die linearen Gleichungen mit einer oder mehreren Unbekannten, Planimetrie; b) Mittelklasse: Potenzen, Wurzeln und Logarithmen, quadratische Gleichungen, Reihenlehre, Stereometrie und Trigonometrie; c) Oberklasse: Wiederholungen und Ergänzungen, Physik und mathematische Geographie. Sickenberger, Leitfaden und Übungsbuch.

Die Lehrer sind im laufenden Jahre (18. September 1900 bis 14. Juli 1901) für Latein und Griechisch Prof. Toussaint (München, Wilh.-Gymn.); für Deutsch und Geschichte Prof. Hoferer (München, Wilh.-Gymn.); fürs Französische Reallehrer Dr. Herberich, für die Mathematik Rektor a. D. Sickenberger; für kathol. Religion Dr. Jos. Sickenberger, für prot. Religion G.-Prof. Böhmländer (Luitp.-Gymnasium).

In disziplinärer Hinsicht gelten in erster Linie die Satzungen der Gymnasien für Privatstudierende.

Das Schulgeld beträgt für jede Schülerin für jede Unterrichtsstunde eine Mark; die Zahl der jährlichen Unterrichtsstunden ist auf 450 festgesetzt.

Prospekte sind zu beziehen durch Herrn Rektor Sickenberger, Kochstrafse 12/III in München.

München, im Februar 1901. Dr. G.

Personalnachrichten.

Ernannt: a) an humanistischen Anstalten: — —

b) an Realanstalten: zum Reallehrer an der Maria-Theresia-Kreisrealschule in München Theodor Leibbrand, Reall. a. D., vormals an der Realschule Kempten (Real.);

Auszeichnungen: Aus Anlafs des 80. Geburtstages Sr. Kgl. Hoheit des Prinzregenten wurde verliehen: das Ritterkreuz des Verdienstordens der bayerischen Krone dem Präsidenten der Kammer der Abgeordneten Dr. Gg. Orterer, Gymnasialrektor in Eichstätt, Mitglied des Obersten Schulrates; der Verdienstorden vom hl. Michael 3. Klasse dem Oberstudienrat Dr. N. Wecklein, Rektor des Maximiliansgymn. in München, Mitglied des Obersten Schulrates; der Verdienstorden vom hl. Michael 4. Klasse dem Rektor am Alten Gymn. in Regensburg, Mitglied des Obersten Schulrates Joh. Gerstenecker.

Assistenten: a) an humanistischen Anstalten: — —

b) an Realanstalten: Albert Krehbiel als Assistent für Realien der Realschule in Landau i. Pf.

Enthoben (auf Ansuchen) von seiner Funktion: Dr. Aug. Müller, Assistent für Realien an der Realschule Landau i. Pf.

In Ruhestand versetzt: Der im zeitlichen Ruhestand befindliche Prof. für Realien an der Realschule in Erlangen Adolf Wagner für ein weiteres Jahr.

Gestorben: Hans Staudacher, Gymnprof. a. D. (Math.), zuletzt am Realgymnasium in München.

Frühere Jahrgänge unserer Zeitschrift können, soweit der Vorrat reicht, von Vereinsmitgliedern zu ermäfsigtem Preise durch den Vereinskassier, Gymnasialprofessor Dr. Aug. Stapfer in Freising, bezogen werden.

Den sehr verehrlichen Mitarbeitern diene zur Kenntnis, dafs fortan die Rezensionsexemplare und, wenn möglich, die Abzüge der Beiträge (Abhandlungen und Rezensionen) zugleich mit den jeweilig ausgegebenen Heften an die betr. Herren Obmänner versandt werden sollen. Letztere werden gebeten, diese Sendungen den Herren Adressaten zu übergeben. (Die Red.)

An die Herren Obmänner.

Der Einfachheit wegen wird die Einlage einer 10 Pfg.-Marke in die Postpakete bei Versendung der Hefte künftig unterlassen und gebeten, die Auslagen bei Einsendung der Vereinsbeiträge in Abrechnung zu bringen.

Diesem Hefte liegen folgende Beilagen bei:

1 Robert Exner, Berlin.
1 G. Kühtmann, Dresden.

Dr. Franz Paul Datterer & Cie., G. m. b. H., München-Freising.

BLÄTTER

FÜR DAS

GYMNASIAL-SCHULWESEN

HERAUSGEGEBEN VOM

BAYER. GYMNASIALLEHRERVEREIN

REDIGIERT VON

DR. JOHANN MELBER.

SIEBENUNDDREISSIGSTER BAND

V. & VI. HEFT.

MAI—JUNI.

MÜNCHEN, 1901.
J. LINDAUERSCHE BUCHHANDLUNG.
(SCHÖPPING.)

Die Blätter für das Gymnasialschulwesen, das Organ des Bayr. Gymnasiallehrervereines, erscheinen in 6 Doppelheften jährlich im Gesamtumfang von 45 Bogen und kosten für Nichtmitglieder 10 Mk.

Inhalt des V. & VI. Heftes.

Abhandlungen.

Rezensionen.

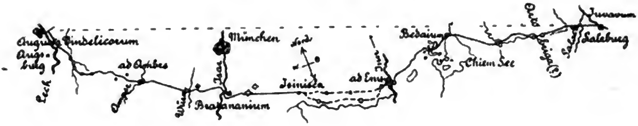
Skizzen

zu Franziss, Über Römerstrassen in Bayern

(nach Popp).

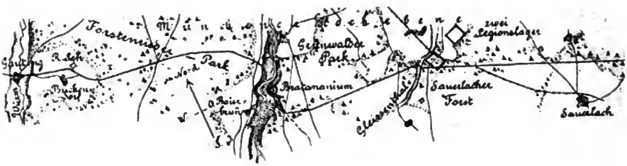
1. Die Strafse Augusta Vindelicorum-Juvavum.

1 : 1,750000.



2. Ein Segment dieser Strafse zwischen der Würm und dem Inn.

1 : 200000.



3. Querprofil der Hohlgasse nordwestlich Klein-Helfendorf an der Strafse ad. 1.



I. Abteilung.

Abhandlungen.

Über Römerstrafsen in Bayern.

Von dem einheimisch-römischen Heere wurden alle Militärbauten, zuerst natürlich die Heeresstrafsen ausgeführt. Unter den römischen Schöpfungen ist das Strafsennetz die dauerhafteste und bewunderungswürdigste. Es ist für alle folgenden Jahrhunderte und auch für unsere Zeit Muster und Vorbild und recht eigentlich der Wegweiser geworden, da unsere Strafsenbahnzüge mehr oder minder den Spuren der Römerstrafsen gefolgt sind.[1]) Diese Strafsen waren in ihrer Bauart so verschieden, wie das Material, aus dem sie entstanden, wie das Gelände, durch das sie geführt wurden. In Gebirgsgegenden lieferte das Gestein reiches Material aus Kalkstein, Granit, Syenit, Kieselstein. Damit ward leicht und fest gebaut. So bestand die via Appia aus viereckigen Quadersteinen, die ohne alle Lücken zusammengefügt waren. Sie gewährte bequemen Raum für zwei Lastwagen — die gewöhnliche Strafsenweite unserer Zeit — und erhielt sich gut fahrbar bis in das 6. Jahrhundert nach Christus, also ca. 1000 Jahre.[2]) Im Gebirge wurden die Strafsen an der Südseite des Gehänges, in den ebenen Gegenden an den Wasserscheiden, oft auch auf Dämmen bis zu 2 m angelegt.

Ebene, sandige Strecken, Steppen und wasserreiche Thäler boten gröfsere Schwierigkeiten. Grobkörniger Sand, vermischt mit zerschlagenen Findlingen, Kiesel- und anderen Steinen, die aus den Bächen und Flüssen oder aus Erdgruben gehoben wurden, konnten selbstverständlich nicht so feste Strafsenzüge herstellen. So waren diese Arbeiten der Römer in ihrer Dauerhaftigkeit auch verschieden. Trockene und hochgelegene Züge erhielten sich, wie aus den Resten allenthalben sichtbar ist, am längsten. Das schwächere, losere Material ward freilich durch Mischung von Sand und Wasser, durch Walzen und Stampfen zu einer Masse zusammengearbeitet, die mitunter dem Steinbau nicht viel nachstand. Daher der Name via strata = Strafse.

[1]) Paulus v., Die Römerstrafsen im Allgemeinen. Schriften des Württemberg. Altertumsvereins. 1856. Heft 4. — Harster W., Die Bauten der römischen Soldaten zum allgemeinen Nutzen. Jahresbericht der Studienanstalt Speyer. 1873. Über Strafsenanlagen der Römer, S. 9—13. — Ohlenschlager, Zur Kenntnis alter Strafsen. Allgem. Zeitung. 1885. Beil. 158. — Schlett J., Über Römerstrafsen im Allgemeinen. München 1833. — Marquardt, Römische Staatsverwaltung, Bd. 2, S. 549 f. — Cohausen v., Der römische Grenzwall in Deutschland, S. 335 f. — Ranke v. Joh., Anleitung zu anthropologischen vorgeschichtl. Beobachtungen im Gebiet des deutschen und österreichischen Alpenvereins. 1881.

[2]) Lübker, Reallexikon für klass. Altertümer. 1882, S. 1243.

Alle Römerstrafsen zeichnen sich durch geschickte Anlage und Zweckmäfsigkeit aus.

Der Unterbau der Strafsen mufste so fest als möglich gemacht werden. Eine bestimmte Vorschrift der Anzahl der Schichten des Strafsenkörpers oder auch der Beschaffenheit derselben läfst sich aber kaum nachweisen. Auch dies hing von der Umgebung zu sehr ab. Denn dafs die Römer, wenn es nicht unbedingt erforderlich war, das Strafsenmaterial sich aus weiter Ferne nachschicken liefsen, ist schon des hohen Kostenpunktes und des Zeitverlustes halber nicht glaublich.[1]

Wo es anging, wurde der Strafse die festeste Grundlage aus teilweise sehr grofsen, unbehauenen, eng zusammengestellten Steinen gegeben. Darauf liegt eine festgeschlagene Schicht von kleinen Steinen, Sandkörnern und Geröllsteinen. Mörtelverband findet sich sehr selten und wurde durch die mit Sand bestreute, mit Wasser reichlich begossene und mit schweren Walzen eingestampfte Oberschicht reichlich ersetzt.

Den Rand schliefsen nicht selten höhere Steine in fortlaufender Linie ab (margines).

Die Römerstrafse hielt immer, wo möglich, die gerade Linie ein.

Das wurde aber nur durchgeführt, wenn das Terrain und die militärischen Rücksichten es erlaubten. Im entgegengesetzten Falle sind die Heeresstrafsen meist auf beherrschenden Höhen, Bergrücken, Wasserscheiden mit möglichster Umgehung von Schluchten und Thälern geführt. Sind diese und ähnliche Hindernisse der geraden Linie überwunden, so nimmt die Strafse namentlich in weiten Thalebenen, flachwelligen Niederungen oder auf Hochebenen wieder die kürzeste, gerade Richtung an.[2] Die römischen Strafsen zogen oft mit 15—20 % von einer Anhöhe zur Thalsohle hinab und suchten mit derselben Steigung die jenseitige Thalwand zu erklimmen, so dafs ein Verbleiben im Thal soviel als möglich vermieden wurde.[3]

Ein Anschmiegen der römischen Strafsen an die Bergwände behufs Ausgleichung von Auf- und Abtrag und die Durchführung eines gleichmäfsigen Gefälls wie bei unsern modernen Strafsen soll sich in den Zehentländern (Württemberg, Baden) fast nie finden. Die Strafsen folgten den Unebenheiten der Höhenrücken und Thalgründe, mit Beibehaltung des Dammprofiles, das ihnen nach beiden Seiten freie Umsicht und grofse Sicherheit gewährte.[4]

Dieser Erfahrung eines Fachmannes treten aber für die bayerischen Römerstrafsen der Ebene und des Gebirges die Untersuchungen gleich erprobter Kenner wie Popp, Würdinger, Sing zum Teil direkt entgegen. Gleiches, mäfsiges Gefäll auf die längsten Strecken, Einschnitte

[1] Paulus v., a. a. O., S. 17. — Schlett, Über Römerstrafsen im Allgemeinen, S. 28 f., betont die Einheitlichkeit der Bauart zu sehr.

[2] Paulus v., a. a. O., S. 6 f.

[3] Näher, Römisches Strafsennetz in den Zehentlanden. Bonner Jahrbücher. 1881. Heft 71, S. 6.

[4] Näher, a. a. O., S. 6, 8.

in die Berglehnen mit Auf- und Abtrag ist von ihnen festgestellt worden.[1])

Ganz zweifellos liefsen sich die Römer bei ihren Strafsenbauten in erster Linie von militärischen Rücksichten leiten. Sie versicherten sich dabei stets jener Flufspunkte, bei welchen bedeutendere Nebenflüsse einfielen sowie jener Uferstellen, denen gegenüber von der feindlichen Seite her Zuflüsse mündeten.[2])

Dies trifft bei weitaus den meisten Punkten im römischen Bayern zu. Stehende Brücken aus Stein mit Befestigungen an den Zugängen verbanden öfters beide Ufer. Auch Schiffsbrücken schlugen die Römer.[3])

Die Römerstrafse bildete wie die modernen Strafsen einen konvexen Damm, ca. 0,80 m – 1,80 m hoch,[4]) um sie bei jedem Witterungswechsel trocken zu erhalten und um freie Aussicht zu haben. Ihre Seitenflächen senkten sich vom mittleren Strafsenkerne ganz gleichmäfsig auf die Bodensohle herab. Hier haben bestimmte technische Vorschriften gewaltet.

Auch die Breite der Strafsen mufste schon des militärischen Zweckes halber bis zu einem bestimmten Grade in geringster und gröfster Ausdehnung festgestellt sein.

Sicher hing sie von der Zweckmäfsigkeit, Notwendigkeit und Möglichkeit zumeist ab. Eine Normalbreite von 15 m anzunehmen zwingt uns kein Beleg.[5])

Unter allen Umständen wird dem leichten Ausweichen zweier Lastwagen Rechnung getragen worden sein. Die Römerstrafsen in Bayern ergeben meistens eine Breite von 4—5 m,[6]) auch bis zu 6 m und mehr.

Immer aber traf auf den Strafsenkern (oberen, mittleren Teil) und die abfallenden Seitenflächen ein Drittel der jeweiligen verschiedenen Strafsenbreite.

Die Anlage von Römerstrafsen zeichnet Buchner also: Die Masse, woraus diese grofsen Heerstrafsen gebaut waren, waren gröfstenteils Kieselsteine, gröfsere und kleinere, gehauene und ungehauene.

Die Römer wählten dieselben zu den Strafsen wegen ihrer ausgezeichneten Härte und weil sie der Hitze und der Nässe im gleichen Grade widerstehen.

Man legte zuerst mit grofsen gebrochenen, gar oft aber auch ins Viereck gehauenen, unten keilförmig zugespitzten Granitblöcken und, wo sie nicht vorhanden, aus Erde gebrannten Steinen (?) eine Grundlage. Gips und Kalk, selbst Eisen (?) wurde nicht geschont, um dieselbe fest zusammenzuketten und das Eindringen der Nässe zu verhindern; war sie nicht hoch genug, so wurde aus gleichem Material

[1]) Siehe gleich unten ihre Untersuchungen.

[2]) Kallee E. v., Das rätisch-obergermanische Kriegstheater der Römer. Württemberg. Vierteljahrshefte für Landesgeschichte. 1888. Jahrg. XI, S. 97.

[3]) Cassius Dio, l. 68, c. 13 und c. 26.

[4]) Paulus v., a. a. O., S. 17.

[5]) Schlett, a. a. O., S. 30.

[6]) Paulus v., a. a. O., S. 18 nimmt als Normalbreite für die Römerstrafsen in Württemberg 12—14 Fufs, also ca. 4 m an. — Ähnlich Näher, a. a. O., S. 8 ff.

eine zweite, oft auch eine dritte aufgeführt und die Oberfläche dann mit Kies überschüttet. War der Boden sumpfig und der Grund von Natur aus nicht fest, so mufste die Kunst helfen durch Einschlagung grofser Pfähle oder auch durch Brücken ....

Höhe und Breite der Strafsen war nicht immer gleich, erstere belief sich in der Regel auf 3 Fufs über die Oberfläche der Erde, letztere hielt das Mittel zwischen 18—24 Fufs, die Seitenwege mit eingerechnet, welche auf jeder Seite 2 Fufs breit neben der in der Mitte etwas erhabenen Fahrstrafse fortliefen. Die Seitenwege waren für die Fufsgänger, die Mitte für Wagen und Pferde bestimmt.

Allemal nach 1000 Schritten stand an der Seite ein Meilenzeiger, eine aus Stein gehauene runde (oft auch viereckige) Säule, samt dem Fufsgestelle ungefähr 8 Fufs in der Höhe und 2—3 im Durchmesser haltend und mit einer Inschrift versehen; sie enthielt Namen und Titel des Kaisers, der sie hatte setzen lassen, und am Ende die Anzahl der Meilen oder 1000 Schritte (M.P.), welche sie von der Hauptstadt einer Provinz, z. B. in Rätien von Augsburg (Augusta Vindelicum) entfernt standen.[1])

Reste von Römerstrafsen finden sich in Bayern überall. Auf der linken Seite des Lechs führten die Römer von Landsberg (Ad Novas der Notitia) eine prächtige, schnurgerade und mit Quaderstücken unterlegte Heer- oder Hochstrafse bis Augsburg auf.[2])

An der Römerstrafse bei Wittislingen ist auf eine Strecke von 210 Schritten keine Spur eines Verbindungsmittels (Mörtels oder Cements) wahrgenommen worden, vielmehr sind die aus den nahen Kalkbrüchen geholten Steine in ungleicher Gröfse 1—3 Fufs hoch übereinander geschichtet gewesen.

Die Breite der Strafse hat durchweg 18 Schuhe betragen.[3])

Bei Finningen läuft eine gepflasterte Strafse, die noch jetzt den Namen „Römerstrafse" führt. Das Pflaster besteht aus hartem Kalkstein, wie er auf der schwäbischen Alp gebrochen wird.[4])

Der Grund der auf dem linken Donauufer entdeckten Landstrafsen besteht aus grofsen Felsenmassen mit Mörtel verbunden. In der Mitte (mittleren Schichte) liegen Steine von $^1/_2$—1 Schuh (ca. 0,30 m) Gröfse ohne weitere Mörtel- oder Sandverbindung fest ineinander gefügt; nach oben aber sind die kleineren Steine mit dazwischen gestreutem gröberen Kies in Verbindung gebracht; über diese obere Lage, die eigentliche Stratur oder Bedeckung, ist eine Art von Gufs aus Flufskies .... Die Stratur hat sich an einigen Stellen wie zu Biswang und im Wittmös ... noch so vortrefflich erhalten, dafs

[1]) Buchner, Gesch. von Bayern. Dokumente, Bd. 1, Nr. 88, S. 21—23. — Stälin, Gesch. von Wirttemberg, Bd. 1, S. 99 f. äufsert sich fast in den nämlichen Worten über die Beschaffenheit der Römerstrafsen.

[2]) Pallhausen v., Boioariae Topographia. 1. T., S. 267.

[3]) Prugger K., Versuch, die Heerstrafse der Römer von Passau bis Windisch zu erklären, Histor. Abhandlungen d. k. b. Akad. d. Wissenschaften. 1823. Bd. 5, S. 64, 65. — Raiser v., Urkundl. Geschichte d. Stadt Lauingen, S. 14.

[4]) Raiser v., Antiquar. Reise von Augusta nach Viaca, S. 87. — Kollektaneen-Blatt f. d. Gesch. d. Stadt Neuburg a. D. 1838. Jahrg. 4. No. 6, S. 48.

die via daselbst einer glatt geschlagenen Dreschtenne gleicht, wobei auch die Wölbung so vortrefflich erhalten ist, dafs kein Tropfen Wasser darauf stehen bleibt. Auf jeder Strafsenseite wird eine Reihe von gröfseren Steinen, zuweilen als erhöhte margines (Fufswege) bemerkt, und hie und da sind höhere Steine zum Ausruhen, oder zur Erleichterung des Aufsteigens auf die Pferde angebracht worden.[1])

Die Römerstrafse von Pappenheim über Dietfurt an das linke Donauufer ist möglichst gerade, läuft über hohe, im Angesichte der Befestigungen liegende Bergflächen, steigt nur ganz allmählich die Berghänge hinauf und hinab und vermeidet sichtlich die nassen Thalsohlen.

Ihr Grund besteht aus gröfseren, mit Mörtel verbundenen Felsentrümmern, auf diesen lagern kleinere Steine mit gröberem Kies vermischt und verbunden, darüber liegt die eigentliche Stratur aus Kies, der mehrere Stunden weit geführt worden ist. Sie erhebt sich 2—3 Fufs über die Umgegend, ist aber nur ca. 12 Fufs breit, ihre Wölbung in der Mitte an vielen Stellen sichtbar. Hermen (?) stehen an ihrer Seite.[2])

Die römische Heerstrafse, welche zur Verbindung der Mainkastelle von Grofskotzenburg nach Miltenberg lief und heute streckenweise den Namen „Alte Strafse" führt, ist aus Schrotten und Findlingsbrocken und feinerem Geröll durch Zusammenstampfung von Sand und kleinen Steinen zu einer festen Masse vereinigt. Die (untere) Steinschichte hatte eine Mächtigkeit von ca. 40—45 cm, aber nicht gleiche Festigkeit, indem an einzelnen Stellen kaum die Spitzhacke die Decke zu durchbrechen vermochte, an anderen dagegen die Steine lockerer beisammen lagen. Die Strafse war an mehreren Stellen über 7 m, an anderen nicht ganz 4 m breit, ohne Gräben, ohne Randsteine. Die Steinmassen sind bei leichter Wölbung gleichmäfsig horizontal im Boden gelagert.[3]) Im Altstadtgebiet bei Miltenberg kam die Römerstrafse als 9 m breiter und 60 cm dicker Damm zum Vorschein, der aus einer regellosen Schicht von grofsen und kleinen Steinen bestand, die mit Rollkies zusammengestampft und etwas gewölbt war.[4])

Eine Schicht von über 1 m grofsen Steinen scheint die unterste Lage gebildet zu haben. Gräben waren nicht vorhanden, wohl aber Spuren von Strafsenbändern aus Stein.

Die Römerstrafse, welche vom Kastell Faimingen nach Lauingen

[1]) Redenbacher M., Kollektaneen, vol. VIII, p. 16. Im Jahre 1899 auf 3 Jahre in d. k. Hof- u. Staatsbibliothek hinterlegt. Vgl. Redenbacher (Justizrat), 2. Jahresber. d. Histor. Vereins im Rezatkreis 1831, S. 14. — Raiser v., Denkwürdigkeiten des Ober-Donau-Kreises, S. 62.

[2]) Redenbacher, via Romana im Herrschaftsgericht Pappenheim im dritten Jahresbericht des Histor. Vereins im Rezatkreis 1832, S. 17 f.

[3]) Conrady, Miltenberg, Kastell Wörth, Limesblatt, 1893. Nr. 5, S. 139 f.

[4]) Conrady, Strafse bei Miltenberg, Limesblatt, 1894. Nr 11, S. 334 f. — Seeger, Die römischen Befestigungen und Niederlassungen zwischen Obernburg a. M. und Seckmauern i. O., Rheinische Jahrbücher, 1879, Bd. 67, S. 78—87 spricht nur von dem Strafsenzuge, ohne seine Beschaffenheit anzugeben.

aus dem Nordthore führte, besteht aus einer „längs der Turmmauer im Thordurchgang sichtbar gewordenen 30 cm starken Kiesschichte“.[1])

Aus Günzburg a. d. Donau wird von der Struktur einer Römerstrafse folgende Schilderung gegeben:

Beim Römerturm und in den Gärten sind 6 Fufs (ca. 1,80 m) tief unter der jetzigen Erdoberfläche zwei Strecken der nur ca. 1.50 m breiten Ortsstrafse oder der ungepflasterten Gassen in dem untern Kastrum daselbst ausgegraben.

Auf der einen Strecke hat die Strafse eine vierfache Unterlage von gleichgrofsen Kieseln und dann mit zwei Mittellagen von Tuffsteinen. Auf der andern Strecke steht die Strafse auf festem Kiesgrunde und ist nur mit dem Strafsenrande von gleichbehauenen Kalksteinen eingefafst. Die Strafsenoberfläche besteht beide Male aus gewölbter, festgestofsener Beschotterung mit reinem Kies zwischen einer aus zugehauenen Quadern ausgeführten Strafseneinfassung.[2])

Zwischen Itzing und Wemding sind Spuren einer gepflasterten Römerstrafse auf eine Strecke von 90 Schritten sichtbar.[3])

Die Limesstrafse in der Waldabteilung Horlach beim „Schlöfsle“ (Burgsalach) stellt sich als ein 12—15 Schuh (über 3—4 m) breiter, mit flachen Steinen gepflasterter Weg, meist prächtig erhalten, dar . .[4])

Eine besonders merkwürdige Holzstrafse im Agathazeller Moos bei Sonthofen wird folgendermafsen beschrieben:

Die römische Strafsenkonstruktion im Agathazeller Moos aus blofsen Holzstämmen in doppelter Lage dieser Baumstämme in gerader Richtung und quer, wobei die izt noch $3^1/_2$—$4^1/_2$ Schuh tief aus dem Moorboden ausgehobenen End- oder Unterlagbäume 1 und $1^1/_2$ Schuh im Durchmesser halten, ist bereits in den Kreis-Intelligenzblättern v. J. 1829, p. 1565 f. angeführt worden. Eine Abbildung dieser durch das Moos geführten, und in mehr als tausend Jahren so tief versunkenen Holzstrasse und der Konstruktion der zugehauenen grofsen Bäume in ihrer oberen und unteren Lage dieser Holzstrafse enthält auf Tab. I die Darstellung Fig. 13, und zwar sub. lit. a die Konstruktion der länglicht und quer, fest aufeinander gelegten Bäume, und sub. lit. b den geraden Strafsenlauf dieser Holzstrafse durch das Moos, izt in die Tiefe des Moorbodens eingesunken.[5])

Diese aggeres, Holz- oder Prügelbrücken erwähnt Tacitus in den Feldzügen des Germanicus wiederholt, und sie sind auch heute noch vielfach, namentlich in Wald- und Sumpfgegenden, gelegt.

Eine andere, deutlich sichtbare Römerstrafse zog von Nassenfels

[1]) Scheller Magnus, Bericht über die Ausgrabungen bei und in Faimingen. Jahresber. des Histor. Vereins Dillingen. 1893. Jahrg. 6, S. 13.

[2]) Raiser v., O. D. K., Abteil. 2, S. 24, 25.

[3]) Stichaner v., 7. Jahresber. d. Histor. Vereins im Rezatkreis, 1836, S. 62.

[4]) Hundt Graf v. H. F., Bericht über eine Begehung der Teufelsmauer. Oberbayer. Archiv., 1857. Bd. 17, S. 10.

[5]) Raiser v., D. Ober-Donau-Kreis des Königreichs Bayern unter den Römern. 1830. Abt. 1, S. 50. Dagegen ist der Holzweg nach Baumann, Gesch. des Allgäus, Bd. 1, S. 52 sicherlich kein Überrest einer römischen Strafse.

schnurgerade nach Attenfeld und von da nach Stättberg und Donauaufwärts.[1])

Bei Stöpperg (Stepperg a. d. Donau) heissen die Leute die „dasige via noch die Römerstrafse“.[2])

Der Römerstrafsenzug zwischen Neuburg a. d. Donau und dem westlich gelegenen Stätteberg oder Stättberg ist an vielen Stellen blofsgelegt worden. Unter dem Waldhumus und Steinkies fand sich „ein herrliches, konvexes Steinpflaster, gegen 15 Schuh (über 4 m) breit, aus fest aneinandergefügten, harten und weifsen Kalksteinen des Stätteberges“.[3])

Die Stätteberger Römerstrafse ist zwar nicht im Grunde hoch, doch durchgängig fest und schön gewölbt von weifsen und ausgesucht harten Kalksteinen und oben mit fast gleichförmigem, nicht zu grobkörnigem Donaukiese, dessen Höhe aber abnahm, je mehr die Entfernung von der Donau zunahm, beschüttet und in der Regel nirgends breiter, als 12 bayerische Fufs (ca. 3,50 m).[4])

An einer anderen Stelle (südlich von der Kaiserburg) war der Strafsendamm stellenweise 2 Fufs (ca. 0,65 m) hoch und 20—24 Fufs (ca. 6—7 m) breit und bestand aus bunt zusammengeworfenen, scheinbar nur von dem links und rechts zunächst am Terrain aufgehäuften Erdreich und Gestein, und war auf der Oberfläche, besonders an der Südseite, mit unbehauenen, sehr verschiedenen Steinen gepflastert, und dieses Pflaster teils mit klein zerschlagenen, teils auch mit kugeligen kleinen Kalksteinen eingefafst.“[5]) Die Grundbreite (statumen) ist immer gröfser als ihr Rücken (dorsum) oder ihre Geh- und Fahrbreite (agger itinerarius), und bei dieser kegelförmigen Bauart konnte das Wasser wie von einem Dache von der Strafse ab- und wegrinnen . . . Die Römerstrafsen hatten demnach keine Seitengräben nötig, und auch keine gehabt . . .[6])

Auf der Strecke (Segment) Unterkirchberg, Finningen, Günzburg läuft die aus Kiesaufschüttung gebaute Strafse fast schnurgerade mit mäfsiger, höchstens 5% betragender Steigung bei Anhöhen in nicht immer gleichmäfsiger Breite von 6—7 m und ganz geringer Erhebung über der Bodensohle bis zu 0,50 m dahin. Steinpflaster oder Mörtelverbindung ist nirgends nachzuweisen gewesen, auch nicht im Ried bei Finningen,

[1]) Redenbacher, Nassenfels-Adelschlag und die Römerstrafse von Neuburg nach Stettberg, in dem Jahresbericht des Histor. Vereins in Mittelfranken, 1845, S. 15ff.

[2]) Redenbacher, Antiquarische Recherchen, vol. VI. p. 93.

[3]) Neuburger Kollektaneen-Blatt. Jahrg. 14. 1848. Bd. 5, Heft 2, S. 65 und Jahrg. 9. 1843. Dazu die früheren Forschungen von Grafsegger in dem Neuburger Wochen-Blatt. 1822, Nr. 13, 44, 46, 48. — Sing Wilh., Bericht über die Erforschung der Römerstrafse auf dem rechten Donauufer. 1897, S. 104, 105. Der etwa 30 cm hohe, 5 m breite Strafsenkörper war eingefafst von grofsen, aufrecht gestellten Randsteinen, dazwischen lagen festgefügt ebenfalls grofse, aufrecht gestellte Steine . . .

[4]) Neuburger Kollektaneen-Blatt, a. a. O., S. 70.

[5]) a. a. O., S. 80.

[6]) a. a. O., S. 112. 113. Nach Sing, a. a. O., war je nach Terrain und verfügbarem Material die Strafse bald Kiesaufschüttung allein (S. 95), bald Kiesschotter gemischt mit Bruchsteinen (S. 94), bald Steinbau (S. 95, 98, 104) oder doch mit einem aus Steinen gebauten Unterbau versehen (S. 116).

wo Raiser solches gefunden. Als besondere Bezeichnungen der Strecke führen die Katasterblätter die Namen: Eilesweg, Gassenweg, Heerstrafse, Ochsenstrafse und Bettelweg.[1]) Ähnlich war die Strecke von Günzburg, Offingen und Aislingen am Fufse der die Donau begleitenden Höhen fast völlig eben aus mächtiger Kiesaufschüttung hergestellt.[2]) Das Gleiche gilt von der dritten Strecke über die Zusam, Schmutter bis an den Lech (Pfaffenhofen—Lauterbach—Druisheim—Mertingen—Lech).[3])

Die Strafse zwischen Augusta und Guntia (Augsburg-Günzburg) ist durchweg aus Schotter hergestellt (Quarzkiesel). Deshalb fehlen auch auf der ganzen Strecke höhere Dämme und verlieren sich die Spuren der Strafse wiederholt auf gröfsere Entfernungen im kultivierten Lande. Das Material zum Wegbau ist von den Römern an Ort und Stelle genommen worden. Die Richtung der Strafse bezeichnen von Augsburg an folgende Punkte: Stadtbergen, Schmutterthal, Biburg, Rommelsried, Unternefzried, Agawang, Häder, Lindach, Uhlenberg, Steinekirch, Zusam, Grünenbaindt, Freyhalden, Jettingen, Mindel, Hartberg, Goldbach, Kamelthal, Ettenbeuren-Kleinbeuren, Heidengehäu, Ebersbach, Kleinkötz, wo die Römerstrafse von Viaca (Krumbach) einmündet, Mindelheim.[4])

Die Strafse von Augusta nach rostrum Nemaviae (Türkheim) in der Richtung auf Campodunum (Kempten) ist durch nachstehende Orte gegangen: Göggingen, Inningen, Bobingen, Wehringen, Grofsaitingen, Mittelstetten, Schwabmünchen, Hiltenfingen (Wertachübergang), Höfen, Siebnach, Ettringen, Türkheim. Der Strafsendamm ist durch Steinschotterung hergestellt. Bei Inningen liegt z. B. „unter einer oft nicht 1 cm hohen Humusschichte der Steinschotter wunderschön gelagert und so fest, dafs die darüber hinweggehenden Pflüge der Landleute im Laufe der Jahrhunderte diese Schotterung nicht ganz zu beseitigen vermochten und unserer Generation wenigstens noch die Spuren der Römer zu verfolgen ermöglichen". Zwischen den Dörfern Siebnach und Ettringen läuft die Römerstrafse als 5 m breiter und 0,50 bis 1,0 m hoher Damm. Die Länge der ganzen Strecke beträgt nach der Peutingertafel XXIX M. P. oder XIX, 7 Leugen = 43 km.

Von Türkheim bis Wörishofen dient die Römerstrafse als Fundament der jetzigen Staats- und Distriktsstrafse und ist bis zur Bahnüberfahrt in einer Breite bis zu 16 m mit 2 m tiefen Längsgräben angelegt.[5])

---

[1]) Popp K., Die Römerstrafse längs des rechten Ufers der Donau im Jahresbericht des Histor. Vereins zu Dillingen 1891. Bd. 4, Beil. 2, 73 ff. 85—89 mit vortrefflichen Karten.

[2]) Popp K., a. a. O., 1892. Bd. 5, S. 77 f., 92—93.

[3]) Derselbe, a. a. O., 1893. Bd. 6, S. 58 ff. „Keine erheblichen Aufdämmungen, keine langandauernden, die Unebenheiten des Terrains nicht scheuenden gradlinigen Strecken, kein fester Unterbau, überhaupt nichts, was an eine einstmals bestandene Kunststrafse lebhaft erinnern würde (S. 65).

[4]) Schuster, Beschreibung der Römerstrafse von Salzburg nach Günzburg; hier der Teilstrecke von Augsburg nach Günzburg. Zeitschrift des Histor. Vereins für Schwaben und Neuburg. 1893. Jahrg. 20, S. 93—115.

[5]) Schuster, Beschreibung der Römerstrafse von Augsburg nach Türkheim und Wörishofen. Zeitschrift des Histor. Vereins von Schwaben, 1894. Jahrg. 21, S. 169—180.

Zwischen Theising und Etting am Beginn des Limes bei Pföring fand Redenbacher die Römerstrafse 8 Schritte, mit den Trottoirs auf beiden Seiten 11 Schritte breit.[1])

Die Strafse längs der Biburg bei Pföring beträgt heutzutage 8 m.[2])

Bei Hepperg unweit Pfünz hinter dem Limes ist die Römerstrafse 11 Schritte und die Fufswege $5\frac{1}{2}$ Schritte breit befunden worden. Die Breite der Militärstrafsen, sagt Raiser, beträgt 18 Fufs = ca. 5 m, sodafs zwei Wägen bequem einander ausweichen konnten.[3])

Im Gebirge waren die Strafsen schmäler, 3—4 m, in der Ebene breiter, 4—5 m.[4])

Die Strafse Faimingen-Bopfingen bestand aus Kies, im Juragebiet aus grösseren und kleineren Kalksteinen. Die Süd-Nordstrafse durch das Ries von Öttingen bis Haarburg nördlich über Lochenbach hinaus, südlich bis Donauwörth war aus Steinen verschiedenster Art aus der Umgegend hergestellt. Die Strafse von Günzburg bis Stotzingen war aus Kies gebaut, die linksufrige Donaustrafse von Medlingen bis Donauwörth bestand im Diluvialgebiet aus Kies, im Juragebiet aus Plattenkalken. Die West-Oststrafse durch das Ries von Markt-Offingen bis Muningen ist eine Steinstrafse aus Plattenkalk und derben Kalken. Bei keiner dieser Strafsen fand Popp die vielen Schichten übereinander, die man bei Römerstrafsen voraussetzt. Nur in grofsen uralten Waldungen oder in Feldern und Wiesen blieben bald gröfsere, bald kleinere Strafsenstrecken unversehrt. Dammbau mit steilen Seitenböschungen, selten mit Abzugsgräben ausgestattet, ist teilweise bis zu 1 m Höhe erhalten, wenn die Felder parallel zur Strafsenrichtung ziehen, dagegen ist der Damm verflacht, wenn die Felder zur Strafse senkrecht stehen.[5])

Die grosse Heerstrafse von Augsburg bis Salzburg ist auf ziemlich vielen Strecken noch heute erkennbar.

Aventin gedenkt derselben also:

. . . allda (bei Wolfratshausen) zwey schnelle Wasser / die Lusa (Loisach) und Isar / aus dem Gebirg zusammenlaufen bei der Brucken, die Antoninus Pontes Scaphonios nennet / von denen Scheffen / (Schiff, Kahn = scapha) und noch das Kloster Schafflarn den Namen behelt / da die alte Römische Landstrafs / jetzt Hochstrafs genannt / etwan von den Römern gemacht / durchgehet / so vom In bifs an den Lech wäret.[6])

[1]) Raiser v., Der Ober-Donau-Kreis, Abt. 2, Forts. u. Abt. 3, S. 27.

[2]) Fink, Pföring, Limesblatt, 1893, Nr. 6, S. 187.

[3]) Raiser v., Denkwürdigkeiten des Ober-Donau-Kreises, S. 62.

[4]) Planta, Das alte Rätien, S. 92. — Neuburger Kollektaneen-Blätter. Jahrg. 9. 1843. 10. Jahresbericht, S. 67 ff.

[5]) Hettner, Bericht der Reichslimeskommission, Jahrb. des kaiserl. archäol. Instituts. 1894. Bd. 9, S. 157.

[6]) Joh. Aventins Chronica. 1566, p. CLXII.
" " " 1580, p. 163.

Joh. Aventini, Annalium Boiorum ll. septem, 1554, p. 115: . . Contigit viam, quae strata a Romanis ab Oeno ad Lycum adhuc monstratur, Boius Hochstrafsam adpellat. Vgl. Joh. Aventini, Annalium Boior., 1615, p. 58, mit denselben Worten.

Limbrun beobachtete die Strafse nicht nur um Laufzorn herum bis an die Isar, sondern auch noch gerade gegenüber, zu Bairbrunn, Wangen, Puchendorf bis Gauting jenseits der Wurm und also in einer geraden Linie an vielen Orten. Diesseits der Isar hingegen ist sie von Laufzorn an zu Puelach, Saurlach bis über Peifs hinaus in der nämlichen geraden Linie sichtbar. Bei Helfendorf verliert sie sich dagegen in die von München her laufende Rosenheimerstrafse.

Eine genaue Angabe der Bauart dieser Strafse ist nicht gemacht.[1])

Von Helfendorf aus nahm er sie noch in der gleichen Linie bis Aufheim und Ellezkirchen, von Ganting bis Ergesried und . . oberhalb Grafrath bis an die Amper wenigstens zum Teil wahr.[2])

Bei Grünwald sind Spuren einer uralten Brücke über die Isar bemerkt worden. Mitten aus dem Flufs ragt ein Fels, „dergleichen keiner weder ober- noch unterhalb anzutreffen ist, der sehr wahrscheinlich zu einem Joche gedient hatte“.

In den Felsen sind etliche fast vierkantige Löcher eingehauen, in denen die Endbäume ihr Lager gehabt zu haben scheinen. Gegenüber am Ufer sind Felsentrümmer aufeinander geschichtet, die das Widerlager der Brückenhölzer gebildet haben mochten.[3]) Die kreissegmentförmige Schanze mit vier Gräben und drei Wällen auf der Uferhöhe schützte als Brückenkopf die heraufziehende Strafse und den Flufsübergang.[4]) Die Anlage sieht sich freilich eher vorrömisch an.

Bei der St. Willibaldskapelle in der Nähe von Jesenwang zeigt sich die Römerstrafse deutlich als Hochstrafse in der Breite von 15 bis 16 Schuh (ca. 4 m) und 1—1½ Schuh hoch.[5])

Im Walde vor Schöngeising an der Amper beträgt die Breite der Römerstrafse 6—7 Schritte (ca. 4 m) und die Höhe bisweilen 2 Schuh.[6])

Zwischen dem Grünwalderpark und dem Gleifsenthal zieht die Römerstrafse in „ihrer vollen Reinheit“ bei einer Breite von 7—8 Schritten (ca. 4—5 m) und einer Höhe von 2—2½ Schuh durch den Forst.[7])

---

[1]) Limbrun v. Dominikus, Entdeckung einer römischen Heerstrafse bei Laufzorn und Grünewald . . in den Abhandlungen der kurfürstl.-bayerisch. Akademie d. Wissenschaften. 1764. Bd. 2, S. 99. Die Angaben von Limbrun über den Zug der Römerstrafse bei Laufzorn und Grünewald . . . . . . sind teilweise unrichtig. Campodunum liegt nach ihm bei München, a. a. O., S. 109. Isuniska bei dem Dorfe Isn an der Isen, Artobriga und Bedaium an der Salzach (S. 115), Pons Aeni ist Ötting (S. 115), Urusa und Bratananium liegen gleichfalls am Inn (S. 118, 119). Die Strafse von Salzburg nach Augsburg zieht über Burghausen, Ötting, Ampfing, . . . Kloster Rott am Inn, Rosenham und dann erst in gerader Linie westwärts (S. 120 f.).

[2]) a. a. O., S. 133.

[3]) Limbrun v., a. a. O., S. 134.

[4]) Limbrun v., a. a. O., S. 138 und tabula III.

[5]) Oberuberg v., Bemerkungen über einen Teil der Hochstrafse zwischen Augusta und Juvavia im Oberbayer. Archiv. 1843. Bd. 1, S. 283 — Weishaupt E., Beiträge zur Kenntnis des Römer-Strafsenzuges von Augusta bis Juvavum im Oberbayer. Archiv f. vaterländ. Gesch. Bd. 3, S. 17.

[6]) Weishaupt, a. a. O., S. 18. — Pütter K., Römische Heerstrafse von Juvavia nach Augusta Vindel. in Zeitschr. Eos, 1823. Nr. 127, S. 507.

[7]) Weishaupt, a. a. O., S. 30. — Schlett, a. a. O., S. 31. — Pütter K., a. a. O., Nr. 126, S. 502, 503.

Dann durchschneidet sie zweimal die grofse Schanze im sogenannten Gleifsengrund und tritt in einer Entfernung von ca. 20 Minuten wieder deutlich zu Tage. Sie ist 10 Schritte breit (ca. 5 m) und ca. 2 Fufs hoch und zu beiden Seiten sanft abgedacht.[1])

2 Stunden von Lanzenhaar, da wo die Strafse von München nach Miesbach einmündet, ist die Römerstrafse „ganz vorzüglich schön" erhalten. Als Waldstrafse läuft sie gerade fort und tritt aus dem Hofoldinger Forste in die Ebene gegen Peifs hinaus.[2]) Nach kurzer Zeit trifft sie den Punkt, welcher von Schöngeising XXXII M.P. entfernt ist.[3])

Noch viele Spuren dieser Römerstrafse sind aufgedeckt worden. Eine der letzten Strecken vor Salzburg findet sich bei Adelstetten in dem „Nägriholz" genau „in derselben Struktur, wie im Grünwalder Forste". Sie ist 7—8 Schritte breit (ca. 4 m) und 2—3 Schuh hoch, hat sanfte Abdachung und keinen Graben. Ein paar „angegrabene Stellen zeigen deutlich ihren harten, steinigen Boden, gleich unseren dermaligen Chausseen".[4])

Die Römerstrafse von Scharnitz (Scarbia) nach Partenkirchen (Parthanum) ist streckenweise deutlich als 8 Fufs (ca. 2,30 m) breiter, 2—3 Fufs (ca. 0,80 m) hoher Strafsendamm mit Wassergräben erkennbar. Der Charakter dieser Gebirgsstrafse wird dahin zusammengefafst:

Möglichste Vermeidung der Führung in der Überschwemmungen ausgesetzten Tiefe, sie läuft möglichst wenig auf dem Kamme der Höhe, sondern ist in die Wände derselben eingeschnitten, nur in den Mulden und bei Überschreitung der Wiesen erscheint ein von Gräben begleiteter Strafsendamm; wo es nötig ist, von der Höhe in das Thal herabzusteigen, wird dieses auf dem kürzesten Wege überschritten und möglichst rasch wieder eine dominierende Lage für die Fortführung gesucht; durch Weichland führt der Weg auf mit Kies überdeckten Knüppeldämmen.[5])

Zum Schutze gegen Wildwasser der Bergbäche und zur Bewässerung der Wallgräben an Sperrlagern wurden künstliche Wasserbetten angelegt. Die Notwendigkeit von Hochwachten (speculae) in den Krümmungen der Gebirgsthäler leuchtet ein.

Von der Amper (ad Ambras, Schöngeising) an den Lech bei Landsberg (ad Novas) zog eine Römerstrafse, davon ein Segment, ca. 600 m lang, etwa 1 km östlich von Unterwindbach gegen Greifenberg auf der sogenannten Schlechtwiese deutlich sichtbar war, jetzt aber gröfstenteils eingeebnet worden ist. 1 km nördlich von Unter-

---

[1]) Weishaupt, a. a. O., S. 36.

[2]) a. a. O., S. 37.

[3]) ebenda. Vgl. Buchner, Gesch. von Bayern, Dokumente, Bd. 1, S. 56, und Buchner, a. a. O., Bd. 1, S. 54, 55.

[4]) Weishaupt, a. a. O., S. 89. Vgl. Schmidt Wilh., Römische Strafsenzüge bei Traunstein. 1875, S. 6 f., ohne Grabungen zu wenig erwiesen. (Abdruck aus d. Oberbayer. Archiv, Bd. 34) u. dessen: Römische Strafsenzüge bei Tölz. Oberbayer. Archiv, 1876, Bd. 35, S. 7, 12, 17.

[5]) Würdinger, Die Römerstrafse von Scharnitz bis Parthenkirchen und die mit ihr zusammenhängenden Befestigungen, Sitzungsber. d. k. b. Akad. der Wissenschaft. 1882, Bd. 2, Heft 2, S. 242 ff.

Windach ward vor ca. 40 Jahren ein zweites Straſsensegment, vollständig mit Kieselsteinen gepflastert, bloſsgelegt. „Mit vieler Mühe wurde das Pflaster herausgepickelt, und viele Fuder Steine weggeführt.“ Die Straſse lief in der Richtung von Ramsach-Epfenhausen-Kaufering. Starke Erdverschanzungen (4), darunter 2 Kastelle, das eine in Hufeisenform, 70 : 60 m, das andere im unregelmäſsigen Viereck mit je 200 m langen Seiten (sogenanntes Doppellager) mit hohen Wällen (Doppelwällen) und Gräben auf der Burgleiten und die sogenannte Burg, 3 km südwestlich von Ober-Windach, scheinen zum Schutze der Straſsen bestimmt gewesen zu sein. Der Fund von Römermünzen aus der Zeit des Augustus bis Konstantinus den Groſsen bestätigen die Anwesenheit der Römer, wenn auch die Befestigungen groſsenteils schon vorher bestanden haben mögen.[1])

Die Peutingertafel und das Itinerarium führen 14 Römerstraſsen in Rätien auf.

1. Straſse von Passau bis Regensburg
mit dem Ausgangspunkte Boiodurum = Innstadt-Passau.
Zwischenstationen:

T. P. = Tabula Peutingeriana. 2mal.	P.(ons) Rensibus (bei Vilshofen)	— XVIII. M.P. (= 18000 Doppelschritt.)
	Servioduro (Straubing)	— XXXII. (XXVII.)
	Regino (Regensburg)	— XXVIII. M.P.
I. = Itinerarium.	Quintanis (Kinzing)	— XXIV. „
	Augustis (Oberast bei Straubing)	— XX. „
	Regino	— XXIV. „ [2])

Differenz der Strecken = 10, resp. 5 römische Meilen.

2. Straſse von Regensburg nach dem Limes.
Zwischenstationen:

T. P.	Abusina (Eining)	— XXII. M.P.
	Celeuso (Pföring—Biburg)	— III. „
	Germanico (Kösching)	— VIIII. „
	Vetonianis (Pfünz)	— XVIII. „
	Biricianis (Weiſsenburg a. S.)	— VII. „
	Iciniaco (Itzing)	— VIII. „
	Medianis (Gnotzheim)	— XI. „
	Losodica (Ruffenhofen—Dambach?)	— VII. „ [3])

[1]) Baader Narziſs, Geschichte der Hofmark Windach, Oberbayer. Archiv, 1889. Bd. 46, S. 242 ff.

[2]) Mommsen C. J. L., III, 2, p. 734. Die Namen stehen im Abl. d. Ortes. — Westenrieder, Erdbeschreibung der baier.-pfälz. Staaten. 1784. § 7, S. 178—193 enthält eine Menge von unhaltbaren und falschen Vermutungen und Anschauungen. — Mayer Fr. X., Schlüssel zur . . Bestimmung der Römerorte und . . Römerstraſsen. Verhandlungen des Histor. Vereins der Oberpfalz. 1833. Bd. 2, Heft 2, S. 135—198. Die Zuverlässigkeit und Richtigkeit seiner Angaben ist nicht viel gröſser als die Westenrieders. — Vgl. Buchner, Gesch. von Bayern, Dokum. Bd. 1, Nr. 88, S. 25—30. — Mannert, Die älteste Geschichte Bajoariens, Bd. 1, S. 40—74. — Urban, Das alte Rätien und die römischen Inschriften, a. a. O., S. 33—36.

[3]) Mommsen, III, 2, p. 739.

3. Straſse von Regensburg nach Augsburg.

Ausgang: Regensburg.

Zwischenstationen:

	Station		
I.	Abusena	— XX.	M.P.
	Vallato (Manching)	— XVIII.	„
	Summontorio (Neuburg? Hohenwart?)	— XVI.	„
	Augusta Vindelicum	— XX.	„ [1]

4. Straſse von Salzburg nach Pfunzen. (Pons Oeni) bei Rosenheim.[2]

Ausgangspunkt: Juvavum.

Zwischenstationen:

	Station		
I. (3 Routen)	Bedaium (Seeon)	— XXXIII.	M.P.
	Pons Oeni	— XVIII.	„
T. P.	Bedaium	— XVI.	M.P.
	Artobriga (Teisendorf?)	— XVI.	„
	Pons Oeni	— XVIII.	„

Differenz der Strecken = 1 M.P.

5. Straſse von Pfunzen nach Innsbruck—Wilten.

Zwischenstationen:

	Station		
I.	Albiano (Nuſsdorf?)	— XXXV.	M.P.
	Masciaco (Schloſs Matzen)	— XXVI.	„
	Veldidena (Wilten)	— XXVI.	„ [3]

6. Straſse von Pfunzen an die Isar, Amper, den Lech bis Augsburg.

Ausgangsort: Pons Oeni.

Zwischenstationen:

	Station		
I. (3 mal)	Isinisca (Helfendorf)	— XX.	M.P.
	Ambre (Schöngeising)	— XXXII.	„
	Aug. Vindel. (Augsburg)	— XXVII.	„ [4]

7. Straſse von Schöngeising nach Wilten. (Innsbruck.)

Ausgangsort: Ambre.

Zwischenstationen:

	Station		
I.	ad pontes Tessenios (Diessen?)	— XL.	M.P.
	Parthano (Partenkirchen)	— XX.	„
	Veldidena	— XXIII.	„ [5]

---

[1] Mommsen, III, 2, p. 721.
[2] Stichaner v., Römische Denkmäler in Bayern, Heft 1, S. 28 ff.
[3] Mommsen, a. a. O., p. 735.
[4] Mommsen, III, 2, p. 738.
[5] Mommsen, III, 2, p. 735.

8. Straſse von Pfunzen nach Kempten.
Ausgangsort: Pons Aeni.
Zwischenstationen:

T. P.	Isunisca	— XX. M.P.
	Bratanario (Bayerbrunn?)	— XII. „
	Urusa (Eurasburg)	— XII. „
	Abodiaco (Epfach)	— XIII. „
	Escone (Schongau?) (Echt am Auerberg?)	— XVIII. „
	Campoduno (Kempten)	— XX. „ [1]

9. Straſse von Kempten nach Augsburg.
Ausgangsort: Campodunum.
Zwischenstationen:

T. P.	Navoe (Obergünzburg?)	— XVIII. M.P.
	Rapis (Schwabeck bei Schwabmünchen?)	— XXIV. „
	Aug. Vindel.	— XVIII. „ [2]
I.	Camboduno	
	Rostro Nemaviae?	— XXXV. M.P.
	Aug. Vind.	— XXV. „

In einer zweiten Version beziffert das Itinerarium die Entfernung von Rostro Nemaviae auf 32 M.P.[3]

10. Straſse von Kempten nach Günzburg und Augsburg.
Zwischenstationen:

I.	Celio Monte (Kellmünz)	— XIV. M.P.
	Guntia (Günzburg)	— XVI. „
	Aug. Vind.	— XXII. „ [4]

11. Straſse von Kempten nach Bregenz.
Zwischenstationen:

I.	Vemania (Wangen)	— XV. M.P.
	Brigantia (Bregenz)	— XXIIII. M.P.[5]

Die zweite Angabe des Itinerariums setzt die Entfernung von Brigantia auf nur XIV, die dritte auf XXI M.P.

12. Straſse von Augsburg nach Bregenz.
Zwischenstationen:

T. P.	Viaca (Krumbach)	— XX. M.P.
	Vemania (Wangen)	
	ad Rhenum?	— XII. „
	Brigantia	— VIII „ [6]

[1] Mommsen, III, 2, p. 737.
[2] Mommsen, III., 2., p. 739.
[3] Mommsen, III, 2, 739.
[4] Mommsen, a. a. O., 739.
[5] Mommsen, a. a. O., 737.
[6] Mommsen, a. a. O., 737.

Da der Rhein südwestlich von Bregenz fliefst, so ist die Angabe der Peutingertafel unrichtig.

13. Strafse von Augsburg nach Innsbruck.
Zwischenstationen:

T. P.	ad Novas (Landsberg)		
	Abodiaco (Epfach)		
	Coveliacas (?)		
	Tarteno		
	(Parthana?) (Partenkirchen)	— XX.	M.P.
	Scarbia (Scharnitz)	— XI.	„
	Vetoniana (?) (Welten)	— XVIII.	„
I.	Abuzaco	— XXXVI,	M.P.
	Parthano	— XXX.	„
	(Veldidena)	— XXX.	„ [1]

14. Strafse von Pons Oeni ad Castra (Regensburg).
Millia passuum CL.
Zwischenstationen:

I.	Turo (Ötting)	— XXXXIII.	M.P.
	Jovisura (Landshut)	— LXIV.	„
	ad Castra (Regensburg)	— LXII.	„ [2]

Von diesen Strafsenzügen sind nach den prähistorischen Karten Bayerns von Ohlenschlager und sonstigen Quellen alle bis auf einen bestimmt festgelegt, nämlich die Nr. 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 13, 14. Erst jüngst erforscht sind die Strecken von Augsburg am linken Lechufer über Haunstein, Schwabmünchen, Epfach, Schongau (Nr. 8). Von Augsburg läuft eine zweite Strafse zuerst am rechten Wertachufer bis Wehringen und nach kurzer Unterbrechung auf dem linken Ufer bis Baisweil, Obergünzburg nach Kempten (Nr. 13). Von diesem Knotenpunkt ging eine Verbindungsstrafse über Wildpolzried, Unterthingau über die Wertach bis Bertholshofen und fand nach einiger Unterbrechung bei Burken Anschlufs an die Lechstrafse. Von Kempten zieht die Strafse über Oberwangen, Isny nach Wangen und von da südlich nach Lindau. Von Wangen geht ein Strang über Weltershofen, Leutkirch an die Iller nach Memmingen. Am rechten Donauufer läuft von Finningen (bei Ulm) die Strafse nach Günzburg, Aislingen (Mertingen) an den Lech, dann Strafs, Neuburg, Manching, Eining, Regensburg bis Passau (sub 1). Von Wertingen eilt die Strafse am linken Lechufer nach Augsburg.

Den Limes begleitete unmittelbar an der Verteidigungslinie die erste Heerstrafse, eine zweite verband die Limeskastelle (sub 2), eine dritte zog von Feldkirchen über Nassenfels an die Altmühl bei Hollenstein bis Treuchtlingen. Von Pfünz südwestlich nach Nassenfels

[1]) Mommsen, III, 2, 735.

[2]) Mommsen, III, 2, p. 730. — Vgl. Lang, Die Vereinigung des bayer. Staats, in d. Denkschriften d. Akademie d. Wissensch. in München 1811, 1812, S. 40 bringt eine ganz kurze Übersicht über die Römerstrafsen in Bayern.

und von da bis Steppberg an und über die Donau zieht die Verbindungsstrafse der drei grofsen Limesstrafsen. Die linke Donaustrafse ist bisher nur streckenweise, so bei Faimingen-Laùingen, Donauwörth festgestellt.

In Oberbayern läuft nördlich der grofsen, allseitig ausgemachten Heerstrafse von Salzburg, Rosenheim zur Isar und zum Lech (Nr. 6 und 4) ein Strafsenzug jedenfalls vom Inn bei Gars her, durch den Ebersberger Forst über Anzing nach Föhring an der Isar. Eine Strafsenstrecke verband den Lech bei Epfach mit dem Südufer des Ammersees, eine zweite läuft von Murnau über Partenkirchen nach Tirol (Nr. 13 und Nr. 7?). Von Altötting am Inn (Turo?) ist die schnurgerade Heerstrafse an die mittlere Isar bei Landshut (Jovisura) und von da nach Regensburg wenigstens streckenweise ausgemacht.[1] Am Limes rekognoszierte General Popp 1895—1896 nicht weniger als 28 Strafsenstrecken von Pföring bis zum Kastell Gnotzheim und Altentrüdingen, von denen 17 als römisch anerkannt, 11 zweifelhaft sind.[2] Das Jahr vorher untersuchte der gleiche, unermüdliche Forscher die Strecken Pfünz-Adelsschlag, die südlichsten 6 km der Strafse Harburg—Huisheim, die Strafse von Donauwörth über Lochenbach bis Wassertrüdingen und zum Kastell Dambach, die Strafse Nördlingen, Maihingen bis zum Kastell Ruffenhofen mit 3 Zweigstrecken, endlich 19 km der Strafse Treuchtlingen-Nassenfels über Göhren bis Dollenstein mit zwei kleineren Strecken.[3]

Die noch gebräuchlichen Namen der Römerstrafsen sind: Hochstrafse, alte Strafse, Landstrafse, Strafse, Römerstrafse,[4] Heerstrafse, Ochsenstrafse, Saustrafse (aus via Augusta), Härtsstrafse,[5] Steinstrafse,[6] Rofsrücken, Hundsrücken,[7] hohe Strafse,[8] Ranngasse, Renngasse.[9]

In Bezug auf die römischen Nebenstrafsen, deren hunderte angeblich festgestellt sind, erachte ich äufserste Zurückhaltung des Urteils für nötig, bis durch Grabungen Richtung und Beschaffenheit derselben

---

[1]) Forschungen aus den Geschichten Österreichs und Bayerns in den Jahrbüchern der Literatur, 1830, Bd. 52, S. 215—236. — Raiser v., Der Ober-Donau Kreis. 1830, Abt. 1, S. 14—18. — Ohlenschlager, Die prähistor. Karte von Bayern. 1875; dessen Verzeichnis der Fundorte zur prähistor. Karte v. Bayern. 1. Teil. Südlich der Donau 1875. — Dahn, F., Urgeschichte der germanisch. und romanisch. Völker, Bd. 2, S. 485 ff.

[2]) Hettner, Bericht über die Thätigkeit der Reichslimeskommission, Jahrb. des deutsch. archäolog. Instituts. 1896. Bd. 11, S. 183 f.

[3]) Hettner, a. a. O., 1895. Bd. 10, S. 203.

[4]) Zöpf B., Über eine römische Verbindungsstrafse von Pons Aeni nach Turum. Oberbayer. Archiv, 1866—1867, S. 293: Bei Ramering (Mühldorf) wird noch das Segment dieser alten Strafse von den Einwohnern Römerstrafse genannt. Ebenso liegt bei Finningen eine „Römerstrafse".

[5]) Redenbacher, Kollektaneen, VIII. 21.

[6]) Raiser v., O.-D.-K., T. 2, S. 84.

[7]) ebenda, ad. 3, c.

[8]) ebenda, S. 85, c.

[9]) ebenda, S. 85, d. — Vgl. Maier F. X., Genaue Beschreibung der Teufelsmauer, Abt. 2, S. 29. — Steiner, Gesch. und Topographie der .... Grafschaft Ostheim und der Stadt Obernburg a. M., 1821, S. 29.

genau erforscht ist.[1]) Sie sind kaum oder selten von den Soldaten, sondern von den Landesbewohnern und selbstverständlich nicht so fest wie die Heerstrafsen gebaut.

Der Strafsenbau der Römer wurde zwar meistens durch Truppenteile ausgeführt, kostete aber trotzdem gewaltige Summen. Auf eine römische Meile wird die Ausgabe von 100 000 HS = Sesterzen angerechnet.[2]) Für den kleinen Strafsenzug von Beneventum nach Anklanum, welcher 15 750 Schritte = ca. 10 km betrug, wurden 1 716 100 Sesterzen ausgegeben.[3]) Was mufsten dann Strafsen wie die via Claudia Augusta von Verona nach Augsburg über das Alpengebirge, durch die wald- und wasserreichen Gegenden Rätiens, die Strafsen am Donaulimes, die Doppelstrafse am rätischen Limes, die Mainstrafse u. s. w. gekostet haben? Das Ärarium hatte zunächst die Pflicht der Ausgaben für Strafsenbauten, konnte aber dieselben unmöglich allein decken. Deshalb bewogen die Kaiser reiche Private zur freiwilligen Beisteuer, oder sie übernahmen selbst die Ausführung von Strafsen, wie dies von der via Claudia angenommen werden darf. Dann wurde den Gemeinden die Erhaltung der Strafsen zur Pflicht gemacht oder die Erhebung eines Strafsenzolles eingeführt.[4]) Auch die anwohnenden Grundbesitzer wurden oft zur Zahlung eines Teiles der Strafsenkosten angehalten.

Im Verhältnis zur Morgenzahl hatten die Grundbesitzer Strafsen, Wege und Brücken zu erhalten. Die einzelnen Strecken wurden durch Los zur Ausbesserung bestimmt. Wer keinen Grundbesitz hatte, zahlte Geldbeiträge oder leistete Hand- oder Spanndienst. Niemand konnte sich dieser Verpflichtung entschlagen.[5]) Bei der oben genannten Strafse von Beneventum nach Anklanum zahlten die Angrenzer 569 400, der Kaiser Hadrianus 1 147 000 HS.[6])

An den Strafsen waren in verschiedenen Entfernungen Haltestellen (mansiones) geschaffen. Meistens schon in bestehenden Ortschaften angelegt umfafsten sie Gebäulichkeiten zur Unterkunft für Menschen und Tiere, Magazine mit Lebensmitteln, vor allem Brunnen und Tränkstellen. Sie bildeten zugleich die kaiserlichen Poststationen. Nach der Peutingertafel und dem Itinerarium wechselten die mansiones öfter an Zahl und Ort. Sie sind durchschnittlich 25—30 km, also etwa auf einen Tagesmarsch entfernt gewesen.[7])

Lagen sie einsam, so machten sie sicher einen fest abgeschlossenen Gebäudekomplex aus, der im Notfall auch verteidigt werden konnte. Wall und Graben, sicher verriegelte Thore erheischten nicht zu grofse

---

[1]) Über die römisch. Neben- und Verbindungsstrafsen in Oberbayern s. Obernberg v., Oberbayer. Archiv, 1845, Bd. 6, Heft 3, S. 401—407. 1846, Bd. 7, H. 3, S. 305—314. Vgl. Bd 15, 1855, Heft 1, S. 5—28. Heft 3, S. 281—283. — Köstler, a. a. O., S. 66 ff. gibt eine Zusammenstellung von Römerstrafsen.

[2]) Mommsen, 6287.

[3]) Marquardt, Röm. Staatsverwaltung, Bd. 2, S. 89.

[4]) Marquardt, a. a. O., S. 87, 88.

[5]) Schiller, Gesch. d. römisch. Kaiserzeit, Bd. 2, S. 80.

[6]) Marquardt, a. a. O., S. 89.

[7]) Planta, a. a. O., S. 126. — Schlett, Über Römerstrafsen, S. 44 f.

Kosten, zu viele Mühe. Veteranen behüteten Gebäude und Vorräte. Diese muſsten die Landesbewohner, wie schon oben bemerkt, wenigstens teilweise liefern und zwar bestanden sie in Getreide (Weizen, Gerste, Haber), Heu und Stroh, verschiedenen Lebensmitteln (Wein, Essig, Öl, Fleisch u. s. w.) und Stoffen zur Bekleidung: Tuch, Leder u. a. [1])

Eine Mansio (Wirtshaus, Haltestelle) (oder Offizierswohnung?) an der Limesstraſse wird also geschildert:

Ein halbes Viertelstündchen vom Pfahl liegen bei Oberhochstadt in der Waldabteilung „Harlach" „die Ruinen eines römischen Gebäudes" (Altes Schlöſschen jetzt genannt). Einige (Steine?) sind von runder, andere von länglich viereckiger Form. Ihre Ansicht ist düster. Man erblickt nur gemeine Bruchsteine, aber nirgends ein ordentliches Quaderstück. Wälle und Umfangsgräben fehlen gänzlich.

Redenbacher fand im J. 1805 die Wände und Fuſsböden marmorartig mit bunten, meistens aber mit roten und blendend weiſsen Farben überzogen. In einem halb ovalen Zimmer, das er bis auf den Boden enthüllen lieſs, kam ihm ein durchaus weiſser, spiegelglatter, mit dem feinsten Gipsüberzuge verzierter Boden, der matten Marmorglanz hatte, entgegen. [2])

Die römischen Heeresstraſsen trugen an den Grenzen, besonders am Limes (Teufelsmauer), der Donau und (seit dem 4. Jahrh.) an der Iller. Warten, Wart- oder Signaltürme (speculae), bald einzeln, bald reihenweise, aber immer in freien Gegenden, auf Anhöhen oder Bergen.

Ihre Bestimmmung war, durch Balken-, Feuer- und Rauchsignale bei Tag und Nacht den nahen Garnisonen den Anmarsch des Feindes kund zu thun [3]).

Diese Warten waren stets feste, meistens viereckige Türme, durch Wall und Graben oder Pallisaden geschützt und für einen Posten von 6—10 Mann eingerichtet.

Die Warttürme auf der Trajanssäule in Rom erscheinen im Unterbau aus Stein gebaut, von Pallisaden umzäunt, das obere Stockwerk war nicht selten aus Holz hergestellt, oder Fachbau mit einer herumlaufenden Holzgallerie für die Wächter.

Neben den Türmen steht ein Heustock oder Scheiterhaufen zum Lärmschlagen bei Tag und Nacht.

Die sonstigen Signale wurden durch Balken, Pech- oder Kienfackeln, die zum oberen Stockwerk des Turmes herausgesteckt wurden, gegeben. Hart an den Wachttürmen bargen gröſsere Räume, Magazine, gleichfalls durch Pallisadenwerk abgeschlossen, Lebensmittel für Soldaten und Pferde.

Im Innern des Landes bedurften aber die Straſsen selten der

---

[1]) Planta, a. a. O., S. 156, 171.

[2]) Mayer, Genaue Beschreibung der Teufelsmauer, a. a. O., Abt. 2, S. 34. — Hundt Graf v. H. F., Bericht über eine Begehung der Teufelsmauer. Oberbayer. Archiv, 1857, Bd. 17, S. 10, 11.

[3]) Vegetius de re militari, III, 5. — Mutzel Seb., Die römischen Warttürme besonders in Bayern in d. Abhandlungen der k. Akademie der Wissenschaften. Bd. 6, S. 383—398.

Türme oder anderer festen Werke. Flufsübergänge, Thalmündungen, auch Mansionen waren durch Befestigungen bewacht. Dafs alle die Strafsen beherrschenden oder bedrohenden Punkte namentlich in den engen Thälern der Gebirge durch Türme oder Schanzen gedeckt waren, lehrt nicht selten der Augenschein. Tageslager haben die Legionen bei ihren unzähligen Märschen und Kämpfen an und neben den Strafsen in grofser Menge angelegt. Aber ebenso sicher ist es, dafs die Römer nichts Überflüssiges oder Unnötiges bauten. So hätte eine dichte Reihe von Ausschautürmen an den Strafsen im ebenen Binnenlande die ohnehin teuren Baukosten ins Ungemessene erhöht.[1] Auch die Strafsen in den eroberten Landschaften Italiens, via Appia, Aemilia u. s. w. trugen keine Türme. Entschieden ist darum die Annahme römischer Türme oder Burgen allerorts an und neben den Römerstrafsen im Innern des Landes zu verwerfen. Insbesondere reichen die sogenannten Kropfsteinbauten und -Türme, die von älteren Schriftstellern, wie Döderlein, Hanfselmann, Leichtlen, Buchner, Redenbacher, Pallhausen und Raiser u. a. schlechtweg für römisch ausgegeben wurden, bis weit unter die karolingisch-fränkische Zeit tief ins Mittelalter hinein. Ein Kenner der Römerbauten Italiens, Rziha, hält nur wenige Buckelquaderbauten diesseits der Alpen für römisch, so den Turm von Eger, die untersten Schichten des Turmes zu Regensburg, den sogenannten Heidenturm zu Nürnberg und den Buckelquaderturm zu Lindau. Das sind aber Türme in Kastellen oder Römerorten, nicht an den Strafsen.[2] Wann und durch wen freilich die Türme in Nürnberg und Eger aus der Römerzeit erbaut worden sind, ist unerfindlich, da an beiden Orten ein dauernder Aufenthalt der Römer unbekannt ist. Nach Baumann stammt der „Römerturm" in Lindau erst aus dem 11. oder 12. Jahrhundert. Auch den Regensburger Turm hält Walderdorff für mittelalterlich.[3]

Im Binnenlande dürfen also Steintürme aus römischer Zeit nicht mehr angenommen werden. Ich finde mich dabei in erfreulicher Übereinstimmung mit bewährten Autoritäten: Nur die äufserste Vorsicht bei der Untersuchung, das Zusammentreffen einer Reihe von Wahrscheinlichkeitsgründen an einer gröfseren Anzahl gleichartiger Bauten berechtigt uns giltige Schlüsse zu ziehen .... Derartige umfassende Untersuchungen sind aber bis jetzt für unsere sogenannten Römertürme nicht gemacht ....[4] Noch schärfer wird die Sucht, mittelalterliche Burgen, Türme und Befestigungen um jeden Preis in

[1]) Mutzel, Die römisch. Warttürme, a. a. O., S. 384 läfst über dem Markte Riedenburg (nahe am Limes, nordwestl. von Kelheim) gleich drei Römerwarten gestanden sein. Sie sind mittelalterliche Burgen.

[2]) Rziha F., Technisches Gutachten über die Heidenmauer in Lindau, Schriften des Vereins für Gesch. des Bodensees. 1883. Heft 12, S. 10—14.

[3]) Baumann, Geschichte des Allgäus, Bd. 1, S. 44. Walderdorff Graf von Hugo, Regensburg, S. 77: „Aufser diesen beiden Thoren (p. praetoria in R. und der viel jüngeren p. nigra in Trier) hat sich überhaupt kein Hochbau aus jenen entfernten Zeiten in Deutschland erhalten."

[4]) Ohlenschlager, Korresp.-Blatt des Gesamtvereins der Deutsch. Gesch. 1879. Jahrg. 27, S. 12. — Ähnlich Cohausen v., a. a. O. 1878. Jahrg. 26, S. 29, 30.

die Römerzeit zurückzuschieben, mit den Worten verurteilt: . . . Ich wage zu sagen, dafs ich eher eine chinesische Pagode als einen dieser Türme für römisch erklären könnte. Ich kenne nichts echt römisches, womit dieselben verglichen werden könnten.[1]) Neue Untersuchungen mancher z. B. von Raiser angesprochenen Römerwerke haben auch den vorrömischen oder mittelalterlichen Ursprung derselben festgestellt.[2])

Die Strafsenausdehnung ward von den Römern nach dem Einheitsmals von 1000 Doppelschritten bemessen. Sie bildeten 1 Millium. Die römische Meile mifst 1484,70 m = ca. 18 Minuten Weges. 5 Millien machten fast eine bayerische Meile oder zwei bayerische Poststunden aus.[3])

Jedes Millium ward durch einen Meilenstein, Meilenzeiger (columnae miliariae) am Strafsenrande festgesetzt.

Die Form desselben gleicht genau der unserer Kilometersteine. Der Cylinder ist ca. 1,50 m hoch und hat 0,30 m Durchmesser. Der Stein ist aus der Umgebung gebrochen und gewöhnlich Kalkstein.

Selten haben die Meilensteine viereckige Form.

Die Aufschrift enthält den Namen der Kaiser, von denen die Strafse gebaut oder wieder hergestellt worden ist. Oft sind auf einem Meilensteine zwei und drei Regenten genannt. Den Ausgangspunkt der Entfernungsberechnung bildete in Rätien die Hauptstadt Augusta Vindelicum.

Den Schlufs der Meilensteininschriften machte darum immer die Angabe der Entfernung von Augsburg.

So heifst es auf einem Steine aus Valley:

AB. AVG. M.P.
LX.[4])
Von Augsburg 60000 Schritte.

Oder aus Günzlhofen bei Dachau:

AB. AVG. M.P.
XXXI.[5])
Von Augsburg 31000 Schritte.

Im südwestlichen Rätien galt auch Kempten als Ausgangspunkt der Entfernungsrechnung.[6])

---

[1]) Yates James, Der Pfahlgraben, a. a. O., S. 26.

[2]) Weber Franz, Zur Vor- und Frühgeschichte des Lechrains in Zeitschr. des Histor. Vereins für Schwaben und Neuburg. 22. Jahrg. 1895, S. 1, dann S. 30—56.

[3]) Planta, Das alte Rätien, S. 76, Anm. 2. — Schlett, Über Römerstrafsen im Allgemeinen, S. 40. — Marquardt, Römische Staatsverwaltung, Bd. 2, S. 73

[4]) Mommsen, III. 2, p. 738. — Steiner, 2699. — Monumenta Boica VI, praefatio. T. IV, Fig. 6. — Hefner v., Röm. Bayern, Aufl. 3, Nr. 141. — Bayer. Annalen. 1833. Nr. 47. — Buchner, Dokumente I, S. 57.

[5]) Steiner, 2668. — Hefner v., R.B., 143. — Mannert, Gesch. v. Bayern, S. 87. — Wegelin, a. a. O., I, 432. — Westenrieder IV, 383. — Buchner, Dokumente. I, 55.

[6]) Welser, Opera histor. 1594, p. 250. — Mommsen, III, 2, p. 799. — Steiner, Cod. inscript. Rom. IV. 1, p. 9. — Gruter, Inscript. antiqu. totius ab. Rom. 1603. p. 157, 8. — Raiser v., Der Ober-Donau-Kreis unter den Römern. I, S. 34—45. — Raiser v., Beschreibung des römisch. Antiquariums in Augsburg. 1823, S. 64, Taf. IV (B). — Mezger, Die römischen Steindenkmäler, Inschriften u. Gefäfsstempel im Maximil.-Museum zu Augsburg, S. 2. — Hefner v., a. a. O., S. 127.

Neben dem Einheitsmaſse des millium führten die Römer noch das gallische Maſs der leuga, welches 1500 Schritte einbegriff.

In der Rheingegend ist dieses Maſs angewandt worden.

Auf einem Meilenstein aus dem Bienwalde (Rheinzabern) heiſst es: „Dem Kaiser und Cäsar Valerius Licinianus und Licinius, dem edelsten Cäsar, die Stadt der Nemeter = Speyer L. XIII. = 13 leugae.[1])

Der Ausgangsort für die Schrittberechnung war hier Speyer. Millium und Leuga verhielten sich wie 2 : 3.

Aber auch im Bodenseegebiet und bis zur Hauptstadt Rätiens, Augsburg, sollen die Entfernungen nach Leugen berechnet worden sein.[2]) Dem widerspricht aber Zangemeister, da bei uns bisher keine Meilensteine gefunden worden sind, die statt der Bezeichnung M.P. — „L" haben.

Die Meilensteine dienten zugleich zur Verherrlichung der kaiserlichen Majestät.

Wie auf Säulen, Denkmälern, kleineren und gröſseren Tempeln der Ruhm der Cäsaren und Imperatoren von den Statthaltern oder Legionspräfekten oder von ganzen Munizipien gepriesen ward, so geschah es auch auf jenen Meilenzeigern. Sie waren wie die Grenzsteine nicht bloſs gesetzlich geschützt, sondern auch der göttlichen Majestät der Kaiser geweiht oder heilig. Darum führen sie alle Titel derselben, die Regierungsjahre, die Jahre der tribunizischen Gewalt, des Konsulats u. s. w. an.

Ein Beispiel:

IMP. CAES.
SEPTIMIVS SEVERVS
PERTINAX AVG. ARAB.
ADIAB. PARTHICVS MAXIM.
PONTIF. MAX. TRIB. POT. VIIII.
IMP. XII. COS. II. PROCOS.
IMP. CAES.
ANTONINVS
TR. POT. IIII. PROC. ET
PVBL. SEPTIMIVS. . . . S.
VIAS ET PONT. REST.
AB. AVG. M.P.
LX.

Imperator Caesar (Lucius) Septimius Severus, Pertinax Augustus, Arabicus, Adiabenicus, Parthicus maximus, pontifex maximus, tribunitiae potestatis IX. imperator XII. consul II., proconsul et Imperator Caesar Antoninus, tribunitiae potestatis IV., proconsul et Publius Sep-

[1]) Hefner v., a. a. O., S. 135, ebenso auf einer columna milliaria von Altrip, Hefner, a. a. O., S. 134. — Raiser v., Guntia, S. 6, Anm. 14. — Schiller, Gesch. d. römisch. Kaiserzeit, Bd. 1, S. 212, 738, Anm. 3.

[2]) Paulus, Erklärung der Peutingertafel. Württemberg. Altertumsverein. 1866. Heft 8, S. 14. — Schuster, Beschreibung der Römerstraſse von Salzburg nach Günzburg; hier der Teilstrecke von Augsburg nach Günzburg. Zeitschrift des Histor. Vereins für Schwaben und Neuburg. 1893. Jahrg. 20, S. 114. — Schuster, Beschreibung der Römerstraſse von Augsburg nach Krumbach, a. a. O. 1895. Jahrg. 22, S. 228.

timius (. . . Geta Caesar) vias et pontes restituerunt ab Augusta millia passuum LX.

Der Kaiser und Cäsar Septimius Severus, Pertinax Augustus (er hatte diesen Titel von seinem Vorgänger, als dessen Rächer er aufgetreten, angenommen), der Sieger über die Araber und Adiabener, der gröfste Partherbezwinger, der oberste Priester, im 9. Jahre seiner tribunizischen Gewalt (Regierung, da die Kaiser sich alle Jahre dieses höchste Amt verleihen liefsen), 12 Jahre Imperator (von den Soldaten ausgerufen), im zweiten Jahre Konsul, Prokonsul. —

Kaiser und Cäsar Antoninus, im vierten Jahre der tribunizischen Gewalt (sein ältester Sohn Karakalla), Prokonsul und Publius Septimius (. . . . Geta, sein zweiter Sohn) haben die Strafsen und Brücken wiederhergestellt, von Augsburg 60 000 Schritte.[1])

Der Kalkstein-Cylinder ist 1,50 m hoch und 0,35 m stark.

Die Strafse von Pons Aeni (Langenpfunzen bei Rosenheim) über Isinisca (Helfendorf), Ambre (Schöngeising an der Amper) nach Augsburg ist, wie oben schon erwähnt, bald nach der Eroberung des Landes von Claudius neu gebaut worden. Septimius Severus (193—211) und seine Söhne liefsen dieselbe verbessern und wiederherstellen. Das neunte Regierungsjahr des Severus und damit die Regulierung der Strafse fällt in das Jahr 201. Als später Karakalla die Alleinregierung durch Tötung seines Bruders Geta erlangt hatte, wurde des letzteren Name auch auf den rätischen Meilensteinen ausgetilgt.[2])

Das wiederholt citierte Itinerarium Antonini, ein Verzeichnis von 372 Römerstrafsen mit Angabe der Mittelstationen und ihrer Entfernungen im ganzen römischen Reiche, dessen Abfassung von Alexander Severus und seinem Sohne Karakalla Antoninus veranlafst war, gibt die Entfernung Augsburgs von Salzburg auf 130 000 Schritte mit 5 Stationen an, wovon die zwei ersten Ambre (Schöngeising)

27 000 Schritte und Isiniska (Helfendorf)
32 000 „ zusammen:
59 000 Schritte entfernt sind.

Der Meilenstein mufs also auf dem Höhenzuge zwischen Göggenhofen und Grofshelfendorf gestanden sein.

Von 22 Meilensteinen aus Rätien tragen 14 die Namen des Septimius und seiner Söhne Karakalla und Geta.[3]) Die anderen 8 verteilen sich je 2 auf Julianus (a. 192)[4]) und Decius (249—51),[5]) 1 auf

---

[1]) Gruter, p. 156, 6. — Wegelin, a. a. O., vol. I. dissert. X, p. 432. — Mommsen, 5991. — Mannert K., Die älteste Gesch. Bajoariens, S. 36—38. — Hefner v., a. a. O., 141. Dessen Römisch-bayerische Denkmäler, S. 210 f. — Raiser v., Guntia: darin das römische Antiquarium zu Augsburg, S. 64.

[2]) Weishaupt, Beiträge zur Kenntnis des Römerstrafsenzuges von Augusta Vindelicum bis Juvavum, Oberbayer. Archiv, Bd. 3, S. 38. — Mommsen III, 2, p. 738. — Steiner, 2669. — Monumenta Boica, VI, praef. T. IV, Fig. 6 — Bayer. Annalen, 1833, Nr. 47. — Buchner, a. a. O., Dokumente, 57. — Mannert, a. a. O., S. 50, 58. — Hefner v., R. B., 141.

[3]) Mommsen, 5978—5999.

[4]) ebenda, 5983, 5984.

[5]) a. a. O., 5988, 5989.

Maximinus (235—238),[1] eine Säule trägt nur die Inschrift M. Antonin. Imp. Aug. und bezieht sich wohl auch auf Karakalla.[2])

Die Folgerung, dafs die drei ersten Kaiser den Strafsenbau Rätiens in ganz besonderem Mafse gefördert haben, sei es durch Neubau, besonders aber durch Wiederherstellung und Verbesserung der alten Strafsen, ergibt sich von selbst. Das letztere betonen die Meilensteine stets mit den Schlufsworten: Vias et pontes restituerunt.

Brücken aus den römischen Tagen sind nachgewiesen in Günzburg[3]), Faimingen-Aislingen,[4]) Neuburg,[5]) Wyschelburg,[6]) Baiersbrunn.[7]) In Kempten, Eining-Irsing, Regensburg, Passau-Innstadt, Rosenheim (Pons Aeni), dann an verschiedenen Kastellen des rätischen Limes, wie Pfünz, Weifsenburg a. S. u. a. gehörten Brücken zum Befestigungssystem des Platzes. Aus Stein waren sicher die Brücken an den vier ersten Orten gebaut.

Die eingehendste Kenntnis eines römischen Brückenbaues in Bayern gewähren die Reste der Donaubrücke zwischen Stätteberg und Stepperg bei Neuburg. Von derselben sind bisher 5 Brückenpfeiler festgestellt worden, nämlich der am nördlichen Donauufer liegende Landpfeiler und 4 Pfeiler im Strombette, 24 m von einander entfernt, mit weifsen Steinbeschlächten bei 3 Pfeilern, die zu beiden Seiten von eingerammten Pfählen eingefafst waren. Da die beiden Brückenenden ca. 550 m auseinanderstehen, so trafen auf die Brücke, die nicht blofs über den Strom, sondern über das ganze Flufsthal führte, ca. 22—23 Pfeiler.[8]) Die Steinbrüche in der Umgegend von Neuburg lieferten den bei den Römern so beliebten Tuffstein dazu, der auf dem Wasserwege bis nach castra Regina, ja selbst bis nach Pannonien ging.[9])

Die gleichen Steinbeschlächten der alten Brücke von Regensburg sind sicher nach römischem Muster gebaut, wenn sie nicht sogar aus der Römerzeit stammen. Pfeiler und Bögen sind mittelalterlich, wie die Steinmetzzeichen beweisen. Dafs castra Regina mit dem Nordufer bei Stadtamhof durch eine Brücke verbunden gewesen ist, ist ohne weiteres vorauszusetzen, obgleich bisher von einem Brückenkopf oder von gröfseren Römerfunden daselbst nichts bekannt geworden ist.[10])

---

[1]) a. a. O., 5985.
[2]) a. a. O., 5986.
[3]) Gewold, 115. — Raiser v., Guntia, S. 6—14. — Raiser v., O.-D.-K., Abt. 2, S. 21, 22.
[4]) Raisach Graf v., Provinzialblätter, Bd. 2, S. 414. Nach ihm Prugger, S. 68. Ebenso Raiser, O.-D.-K., Abt. 2, S. 23 und dessen: Urkundl. Gesch. der Stadt Lauingen, S. 15. — Steiner, 2563. — Hefner v., Röm. Bayern, 319.
[5]) Sing Wilh., Bericht über die Erforschung der Römerstrafse . . . 1897, a. a. O., S. 104, 105, 107.
[6]) Johann Aventins Chronik 1554, 114. 1566, p. CLVI. 1580, 163. 1615, 58.
[7]) Limbrun v., Entdeckung einer römischen Heerstrafse, a. a. O., S. 134, 138 u. tab. III.
[8]) Sing, a. a. O., S. 107.
[9]) Hasselmann F., Neuburg a. D. und seine Umgebung mit seinen Mineralien. München. 1895, S. 21 f.
[10]) Verhandlungen des Histor. Vereins von Oberpfalz und Regensburg. 1899. Bd. 51. — Korresp.-Blatt der Westdeutsch. Zeitschr. 1899. Nr. 11. — Fink, Röm. In-

Von der Brücke bei Wischelburg hätten nach Aventin die Dorfbewohner erzählt, die Donauufer seien durch eine Marmorbrücke verbunden gewesen, und man sehe bei niedrigem Wasserstande noch die Pfeiler der Bögen.[1])

Reste von Holzbrücken aus römischer Zeit sind in Bayern bisher nicht ausgemacht worden.

Die Endergebnisse der bisherigen Erörterungen lassen sich demnach also zusammenfassen:

1. Die Römerstrafsen in Bayern sind in erster Linie, wie überall, zur militärischen Sicherung des Landes, zur Verbindung der Grenzkastelle und schnellen Vereinigung der Heeresteile an den bedrohten Punkten erbaut.

2. Die Strafsen sind nach bestimmten technischen Grundsätzen gebaut, indem je ein Drittel der Strafsenbreite auf den Kern und je ein Drittel auf die abfallenden Flächen trifft.

3. Ihre Breite beträgt gewöhnlich 4—6 m, die Dammhöhe 40 bis 60 cm, manchmal über 1—2 m.

4. Gräben, Durchlässe sind nur an solchen Stellen vorhanden, wo es die Festigkeit, Sicherheit und Trockenheit der Strafse erfordert. Randsteine kommen vor, bilden aber nicht die Regel.

5. Das Baumaterial ward in der Regel aus der nächsten Umgebung bezogen. Das beste, das zur Verwendung dalag, wurde genommen, in Gebirgsgegenden natürlich Steine aus Brüchen.

6. Bei solch reichem Baumaterial wird der Strafsendamm in drei Schichten aufgeführt. Die erste Schichte (Unterlage) besteht aus fest aneinander gesetzten Bruchsteinen mit der Breitseite auf dem Boden, der Schmalseite aufwärts. Die zweite Schicht bilden kleinere Bruchsteine als Zwischenfüllung, die dritte aus Kies und Sand wird mit den zwei Unterlagen durch Walzen und Stampfen zu einer felsenfesten Masse verwandelt.

7. In steinarmen Gegenden bildet der Kiesel der Bäche oder Flüsse, auch zerschlagene Findlinge, meistens aber der Kies, der gleich aus Gruben neben der Strafsenlinie gehoben wurde, das schwächere Baumaterial in einem Damme bald mit, bald ohne festen Unterbau. So sehen bei weitem die meisten Strafsen in der Ebene aus.

8. Mit Steinplatten, Quadern, grofsen Kieselsteinen gepflasterte

---

schriften in Bayern. Blätter für das bayer. Gymn.-Schulwesen in Bayern. Bd. 36, Heft 5 u. 6, S. 419. Dagegen Christ v., Verhandlungen des Histor. Vereins von Oberpfalz u. Regensb. 1899. Bd. 52 und Abhandlungen der k. bayer. Akad. der Wissensch. 1900, Heft 1, S. 105—106. Dann Fink, a. a. O., Bd. 36, Heft 9 u. 10, S. 648. Walderdorff, Graf, Hugo, von: Hatten die Römer bei Regensburg eine Niederlassung auf dem linken Donauufer?, Verhandlungen des Histor. Vereins von Oberpfalz und Regensburg, Bd. 52.

[1]) Aventins Chronik, s. o. — Buchner, Gesch. v. Bayern. Dokumente. Bd. 1, S. 99, dessen Reise auf der Teufelsmauer, III. 7, S. 7. — Braunmüller P., Abt, Verhandlungen des Histor. Vereins f. Niederbayern, B. 17, S. 43. — Mussinau J. v., Die römischen Altertümer in und um Straubing. cgm 5380, f. 27 s. — Ohlenschlager, Die römischen Grenzlager zu Passau, S. 21—37. Vgl. Abhandlungen der k. b. Akademie d. Wissensch. Bd. XVII, Abt. 1.

Kunststraſsen sind fast nur in Kastellen oder unmittelbar bei denselben nachweisbar.

9. Sogenannte „Prügelstraſsen" mit Baumstämmen quergelegt als Unterlage, darauf geworfenem Strauchwerk (Faschinen) und Kiesoberschicht erscheinen in nassen, sumpfigen Thalgründen (Wäldern u. s. w.).

10. Steinklammern aus Eisen, überhaupt die Verwendung von Eisen und anderem Metall zu Straſsen ist nirgends bemerkbar.

11. Die Richtung der Straſse hält die gerade Linie ein, doch so, daſs stets das beste Gelände dafür auch mit Ausbuchtungen gesucht wird.

12. Darum trachten die Straſsen, wenn möglich, stets die beherrschenden Anhöhen zu gewinnen, damit die marschierenden Heeresteile freie Umsicht hatten.

13. Thalstraſsen werden in Engen möglichst vermieden und meist nur in weiten Ebenen angelegt, über die der Straſsendamm genügend groſsen Überblick bietet.

14. Stets streben aber auch diese unmittelbar wieder nach den nächsten Höhen.

15. Die Steigung der Straſsen beträgt in ebenen Zügen 5%. In bergigem Gelände wird eine bedeutende Steigung nicht gescheut.

16. Einschnitte mit starken Böschungen verhindern zu steile Steigung.

17. Mehr oder minder hohe Dämme überbrücken Sumpfthäler.

18. Ausschautürme (Wachttürme, speculae) sind an den Straſsen des Binnenlandes sehr selten, etwa an Pässen, Fluſsübergängen, vielleicht auch verlassen liegenden Mansionen vorhanden gewesen.

Römertürme auſserhalb der Kastelle sind in Bayern nicht nachweisbar.

19. Die römischen Soldaten erbauten die von Genieoffizieren (metatores) ausgesteckten Straſsen in Friedenszeiten.

20. Der Kaiser oder der römische Staat zahlte die hohen Kosten der Herstellung, die anwohnenden Grundbesitzer und Leute leisteten Hand- und Spanndienste, die Grundbesitzer hatten die Pflicht der Unterhaltung.

21. Die Reste römischer Brücken in Bayern ergeben bis jetzt nur Trümmer von Steinbrücken.

22. Die Mansionen, Stationen (Verpflegungspunkte) lagen etwa einen Tagmarsch von einander entfernt und muſsten von den Umwohnern mit dem nötigen Vorrat für alle Bedürfnisse des Heeres versorgt werden.

23. Die meisten Straſsen verdanken ihre Entstehung oder Wiederherstellung dem Kaiser Septimius und Antoninus Karakalla (193—211 und 211—217).

Der Straſsenbau der Römer hat stets Bewunderung und Staunen erregt.

„Es ist unzählige Male bemerkt worden, welchen Wert die römischen Heerstraſsen für Zentralisation und Sicherung des Reiches gehabt haben. Weder Mittelalter noch neuere Zeit haben Chausseen

von gleicher Festigkeit und Kühnheit des Baues geschaffen, nur unsere Eisenbahndämme lassen sich ihnen vergleichen."[1])

„Zuverlässig", urteilt ein anderer,[2]) „waren die öffentlichen Landstraſsen das gröſste unter allen Werken der Römer. Sie wurden mit erstaunungswürdiger Arbeit und unglaublichen Kosten angelegt und erstreckten sich bis an alle Grenzen des Reiches.

Sie zeichneten sich durch ansehnliche Breite, meist schnurgerade Richtung, innere unglaubliche Festigkeit aus auf einem zwei-, auch dreifachen Schichtengrunde von Quaderstücken oder anderen, in Gips oder Kalk eingemergelten Steinen . . . . Zu diesen ungeheueren Werken verwendete man das Militär, die Bewohner der sämtlichen Provinzen, alle Handwerker, Künstler (?) (wohl Ingenieure), Sklaven und alle zu solchen öffentlichen Arbeiten verurteilten Verbrecher.

Hätte dieses berühmte Volk mit seinem Senate nichts anderes als dieses (Straſsenbau) vollführt, es würde ewig unsterblich geblieben sein . . . . Durch seine Straſsen ist es der Wohlthäter, aber auch der Herrscher der Erde geworden . . . ."[3])

„Die römischen Heeresstraſsen zeichnen sich nicht nur durch ihre schnurgerade Richtung, sondern auch durch ihre innere Anlage und Dauerhaftigkeit aus . . . . . Die Römer handelten bei Anlegung ihrer Straſsen als unumschränkte Herren, d. h. sie nahmen keine Rücksicht auf Privatbesitzungen, sondern fuhren gerade durch, wo ihnen nicht unübersteigliche Felsenberge oder Seen und bodenlose Sümpfe entgegen waren. Die unzerstörbare Festigkeit ihrer Straſsen beruht auf der Grundlage; denn sie erhoben sie nicht mit Faschinen oder welken Gesträuchbündeln, welche in etlichen Monaten verfaulen, sondern mit Quadern oder groſsen in Gips oder Kalk eingemertelten Kieselsteinen, zwei oder drei Schichten auf einander, und dann überschütteten sie selbe nur mit wenigem Sande. Sie wurden dadurch erhabene, oder noch jetzt sogenannte Hochstraſsen, ohne der Gräben und Erhöhungen oder Aufkiesungen zu bedürfen. (?)

Dieses bezeugt nicht nur Livius l. 41 mit den Worten: „Censores vias sternendas silice in urbe, glarea extra urbem substruendas marginandasque censuerunt" (die Censoren stellten den Antrag, die Straſsen der Stadt Rom sollen mit Kieselstein gebaut, die auſserhalb Rom mit Sand unterbaut und mit Randsteinen versehen werden), sondern auch Galenus de Viarum stratura und Ulpianus de publicis viis: „Sive stratis lapidibus, sive iniecta glarea, sive congestis aggeribus." (Die Straſsen werden durch Legung von Steinen oder aufgeworfenen Sand oder durch Aufschüttung von Dämmen gebaut.[4])

. . . Zum Staunen müssen uns völlig hinreiſsen die Straſsenzüge, welche zugleich mit den Wasserleitungen und Abzugs-Kanälen Dionysius

[1]) Büdinger, Österreichische Geschichte. Bd. 1, S. 19.

[2]) Muchar, Das römische Norikum. T. 1, S. 224

[3]) Schlett, a. a. O., S. 32 f.

[4]) Pallhausen v., Baioariae topogr., 1 T., S. 19-21. Die mangelhaft citierten Stellen sind Liv. lib. 41. c. 27 vom Jahre 174 vor Chr. Die Citate von Galenus und Ulpianus habe ich nirgends gefunden

von Halikarnassus für die drei gröfsten Werke Roms hält. (Dionys. Halic., Antiquitates Rom. lib. III, p. 200, edit. Lips. MDCXCI.) Ich meinerseits möchte sie von allen Werken, die je Menschenfleifs geschaffen, für das mühevollste und herrlichste halten."[1])

München. Dr. Franz Franzifs.

Zu Dem. Chers. § 7.

Sämtliche Ausgaben, die ich einsehen konnte, bieten an dieser Stelle folgenden Text: *πλὴν εἰ τοῦτο λέγουσι νὴ Δί', ὡς, ἂν ἀπέχηται τῆς Ἀττικῆς καὶ τοῦ Πειραιῶς ὁ Φίλιππος, οὔτ' ἀδικεῖ τὴν πόλιν οὔτε ποιεῖ πόλεμον.* Cod. Σ hat die interessante, aber unhaltbare Variante *λέγουσιν ἰδίως*, Vulg. *λέγουσι νὴ Δί' ἕως.* Zu *νὴ Δία* bemerkt Blafs (Demosth. neun phil. R.[8]): Hier beim Selbsteinwurf, womit er andeutet, dafs sonst diese bei Demosthenes so häufige, der Umgangssprache entlehnte Beteuerungsformel in der Figur der *ὑποφορά*, d. i. dem anderen aus dem Mund genommenen Einwurf ihre Stelle hat. Meist sind die mit *νὴ Δία* eingeführten Einwendungen derart, dafs sie ironisch abgefertigt werden können, so dafs ein Scholiast geradezu sagt: *τῷ γὰρ νὴ Δία πανταχοῦ ὁ ῥήτωρ ἐπὶ διασυρμῷ χρῆται.* (Vgl. Rehdantz-Blafs: Indices I s. v. *ὑποφορά*). So in unserer Rede § 9 und § 16. Die meisten Erklärer gehen über den für die Übersetzung an dieser Stelle höchst unbequemen Ausruf hinweg. Baron in seiner mit Recht gerühmten Ausgabe (Sept Philippiques de Démosthène, Paris 1894) bemerkt: l'exclamation exprime l'étonnement de l'orateur en présence d'un pareil argument: nous dirions: à moins que, Dieu me pardonne, ils n'aillent jusqu'à pretendre. Hier ist der Sinn der Stelle vollkommen richtig gefühlt, aber schon der Aufwand so vieler Worte beweist, dafs es Mühe kostet, mit dem Zusatz der Formel in diesem Zusammenhang sich zurechtzufinden. Wie nun? Wenn weiter nichts vorliegt als eine durch mifsverstandenes Hören veranlafste Textverderbnis? Zu lesen ist: *πλὴν εἰ τοῦτο λέγουσιν ἤδη, ὡς...* das heifst: sie (die makedonisch gesinnten Athener) müfsten denn gerade schon soweit gehen, zu behaupten. Nichts häufiger als dieses *ἤδη* bei Demosthenes. Eine schlagende Parallelstelle bietet unsere eigene Rede § 23: *οἱ γὰρ ἤδη τοσαύτην ἐξουσίαν τοῖς αἰτιᾶσθαι καὶ διαβάλλειν βουλομένοις διδόντες*: denn Leute, die schon soweit gekommen sind, dafs sie . . . geben.

München. H. W. Reich.

[1]) Steger, De viis militaribus Romanorum in: Wegelini thesaur. rer. Suevicar. 1756, vol. I, dissert. X, p. 403: . . . . in stuporem plane rapiant necesse est, viarum munitiones, quas una cum aquae ductibus et cloacarum fabricis, tria magnificentissima Romae opera existimat Dionysius Halicarnassens. ego certe omnium, quidquid humana unquam industria efformaverit, opus maxime laboriosum haberi velim et splendissimum . . . Und p. 426: Non unius scilicet seculi opus erat, sive incredibilem fere impensarum exactionem, sive invictam laboris pertinaciam ad temporis rationes contuleris, per longinquum provinciarum tractum, quae Imperii Romani maiestatem coluerunt, viarum munitiones producere.

Die Vulgatüberlieferung der Isokratesbriefe.

Die Echtheit der dem Isokrates zugeschriebenen Briefe ist in der letzten Zeit Gegenstand einer lebhaften Kontroverse gewesen, die zu einem endgültigen Ergebnis noch nicht geführt hat, da die einzige hierhin zielende umfassendere Arbeit [1]) philologische Methode in empfindlicher Weise vermissen läfst. Die Entscheidung, die zu einem wesentlichen Teile aus sprachlichen Kriterien geholt werden mufs, ist zudem solange in Frage gestellt, als man sich in Ansehung der Überlieferung auf unsicherem Boden bewegt. Man hat sich allerdings daran gewöhnt, den cod. Urbinas 111 = Γ als den einzig mafsgebenden Textzeugen zu betrachten. Allein so einfach liegen die Dinge doch nicht, und man wird sich in Zukunft damit abfinden müssen, auch der Vulgatüberlieferung die gebührende Beachtung zu schenken. In den Vorarbeiten für meine Isokratesausgabe wurde ich zu einer genaueren Untersuchung hierüber geführt, weil mir der sogenannte „codex Matthaei" der Briefe je länger je mehr Schwierigkeiten bereitete. Die Verschiedenheiten nämlich, die dieser codex Helmstadiensis 806 (= Guelferbit. 902) des 15. Jahrhunderts der Überlieferung des cod. Urbinas gegenüber aufweist, sind so bedeutend, dafs eine Zurückführung der Handschrift auf den mindestens um fünf Jahrhunderte älteren cod. Urb. kaum angängig erschien; andererseits mufste die Autorität einer schlechten Handschrift aus der Humanistenzeit der guten, alten Überlieferung des 9./10. Jahrhunderts gegenüber nahezu verschwinden. Dies Dilemma löste sich mir, als das Studium der Aischinesüberlieferung mir den cod. Vaticanus 64 vom Jahre 1270 nahe brachte, der sich bei eingehender Prüfung zu Ostern vergangenen Jahres (1899) als die unmittelbare Vorlage des cod. Helmstad. auswies. Von einer Untersuchung der letzteren Handschrift habe ich freilich Abstand nehmen müssen, da der Leiter der Wolfenbütteler Bibliothek ihre Übersendung an die Münchener Universitätsbibliothek nicht erlaubte und der geringfügige Gegenstand die Reise nach Wolfenbüttel nicht verlohnte: für meine Zwecke genügte vollauf die Kollation von Reiske (bei Matthaei). Hier mag indessen zunächst eine kurze Charakteristik der bisher erschienenen Ausgaben der Isokratesbriefe voraufgeschickt sein, weil mancher Irrtum der Herausgeber des Isokrates darin schon seine Erklärung findet (vgl. auch Matthaei praef. pag. VIII sqq.).

In der editio princeps der Werke des Isokrates, die von Demetrios Chalkondylas im Jahre 1493 in Mailand veranstaltet wurde, fehlen die Briefe: naturgemäfs, da die Ausgabe sich auf einen mit cod. Π kontaminierten Abkömmling des cod. Vatic. 65 = Δ stützt, der die Briefe nicht bewahrt hat.[2]) Dementsprechend ermangelt ihrer auch die sonderbare Ausgabe „Venetiis MDXXXV" (ohne Drucker), die trotz der Bemerkung auf dem Titelblatte „nunc autem iterum accurate re-

[1]) Demetrius de Gratia: De Isocratis quae feruntur epistolis. Catinae 1898. Editore Nicolao Giannotta.

[2]) Vgl. H. Buermann: Die handschriftliche Überlieferung des Isokrates. I. Die Handschriften der Vulgata. Berlin 1885. S. 14/15.

cognitae et impressae emittuntur" nichts anderes als die edit. I des Chalkondylas ist: Schriftform und Inhalt beweist das deutlich genug. Man hat also offenbar von jener Ausgabe eine beträchtliche Zahl von Exemplaren übrig behalten und um diese wieder marktfähig zu machen, das Titelblatt mit dem anhängenden letzten Blatte des ersten Quaternio (fol. 8) und ebenso das Schlufsblatt (Subscriptio) mit dem entsprechenden ersten Blatte des letzten Ternio (fol. 195) neu gedruckt.[1]) Die Subscriptio lautet hier „*Τέλος τῶν λόγων τοῦ Ἰσοκράτους ἐντυπουμένων ἐν ἐνετίαις, ἔτει τῷ ἀπὸ τῆς γεννήσεως τοῦ Χριστοῦ χιλιοστῷ πεντακοσιοστῷ τριακοστῷ πέμπτῳ μηνὸς ἰουλίου εἰκοστῇ*" mit der entsprechenden lateinischen Übersetzung. — Ihre Auferstehung erlebten die Briefe in der von Markos Musuros (vgl. fol. 400 b) besorgten Briefsammlung des Aldus Manutius in 2 Bänden 4° (Epistolae diversorum philosophorum oratorum rhetorum), deren Vorrede datiert ist „Venetiis quintodecimo calendas maias MID". Die Isokratesbriefe füllen foll. 40—51 des ersten Buches, und zwar sind hier die folgenden 8 Briefe zum ersten Male gedruckt: *Φιλίππῳ· εἰ μὲν νεώτερος* (I), *τοῖς Ἰάσονος παισίν* (VI), *Φιλίππῳ· οἶδα μὲν* (II), *Φιλίππῳ· ἐγὼ διελέχθην* (III), *Ἀλεξάνδρῳ* (V), *Φιλίππῳ· ἐγὼ καίπερ* (IV), *Τιμοθέῳ* (VII), *τοῖς Μιτυληναίων ἄρχουσι* (VIII).

Weiter ist zu nennen die Baseler Ausgabe des Isokrates von 1546, einmal weil ihr Veranstalter die Reihenfolge der acht Briefe geändert hat in der Weise, wie sie dann Hieronymus Wolf schon in seiner ersten Baseler Ausgabe (1553, ex officina Joannis Oporini) übernahm und wie wir sie jetzt noch, ohne handschriftliche Gewähr, in unseren Ausgaben lesen. Zum anderen hat ihr Herausgeber die Gedankenlosigkeit begangen, den Brief des Theophylakt von Simokatta (no. 79) *πρόπομποι καὶ ῥαβδοῦχοι*, der in der Aldina unter den Sophistenbriefen des zweiten Teiles verborgen war (tom. II ψ fol. IV = fol. 362 a), den Briefen des Isokrates und zwar an 9. Stelle anzuhängen. Dieser Brief hat danach gegen drei Jahrhunderte in den Isokratesausgaben fortgelebt und spukt heute noch in Literaturgeschichten. Neue handschriftliche Überlieferung ist von den Baselern ebensowenig zu Rate gezogen wie von den nächstfolgenden bemerkenswerten Herausgebern Hieronymus Wolf (1553—1570) und Henricus Stephanus (1593). Doch hat Wolf wenigstens zur Interpretation und Emendation manches beigetragen, während Stephanus im wesentlichen nur den Wolfschen Text wiederholt.

Der Brief an Archidamus (IX) wurde zuerst von Andreas Schott soc. Jesu in Italien aus einer Handschrift des Fulvius Ursinus hervorgezogen und dem Herausgeber des Photius David Hoeschel zur Publikation mitgeteilt. Dieser liefs ihn in den Notae zu seiner Ausgabe der *βιβλιοθήκη τοῦ Φωτίου* (Augustae Vindelicorum 1601) auf pag. 942 f. abdrucken; Schott selbst nahm den Brief in Übersetzung in seine lateinische Ausgabe des Photius (Photii bibliotheca — e Graeco Latine reddita Scholiisque illustrata. Augustae Vindel. 1606) herüber;[2]) und

[1]) Der Inhalt dieser Blätter stimmt, wie mir E. Martini aus Rom freundlichst mitteilt, mit der editio I völlig überein.

[2]) „Nam ad Archidamum, quae hactenus latuit, e Cod. Ful. Ursini Rom. hominis doctissimi descriptam, et iam Latine utcunque loquentem, volentes damus" p. 125.

danach findet sich derselbe dann auch sowohl griechisch als in lateinischer Übersetzung in dem französischen Nachdrucke des Photius durch Paulus Stephanus (Aureliae Allobrogum Kalendis Maij Anno a Christo nato MDCXI), der die Arbeiten von Hoeschel und Schott miteinander vereinigte. Eine Sonderbearbeitung des Briefes erschien Vitembergae 1706 mit neuer lateinischer Übersetzung und schülerhaften Noten von M. Jo. David Koeler (Coldiciensis Misn.), der damit seinem Lehrer Schurzfleisch wenig Ehre machte: die neue Übersetzung ist unternommen, „ut vel hac ratione modoque in eo genere non nihil exercerem stylum"; die kritischen Beiträge sind im wesentlichen nur Druckfehlerverbesserungen.

Eine neue handschriftliche Grundlage für die Recensio schuf im Jahre 1776 der Moskauer Professor C. F. Matthaei, dessen verdienstvolle philologische Arbeiten mit seinen jüngst aufgedeckten Handschriftendiebstählen [1]) seltsam kontrastieren. In seiner Ausgabe (Isocratis, Demetrii Cydone et Michaelis Glycae aliquot epistolae nec non Dionis Chrysostomi oratio περὶ λόγου ἀσκήσεως partim ex codice Helmstadiensi partim ex codicibus Mosquensibus edidit et animadversiones adiecit C. F. Matthaei, Universitatis Caesareae Mosquensis professor. Typis Universitatis Caesareae Mosquensis Anno 1776) hat er die seit der Aldina ohne handschriftliches Material operierende Textkritik der Isokratesbriefe auf eine festere Basis gestellt, indem er neben der Aldina den mit ihr verwandten, von Reiske kollationierten cod. Helmstadiensis zur Richtschnur für seine Textgestaltung nahm. Seine Selbständigkeit in der Textbehandlung ist allerdings nicht grofs, und gerade der cod. Helmstad. hat trotz seiner Überlegenheit über die Recensio der Aldina nur verhältnismäfsig wenig Besserungen geliefert. Der schöne Grundsatz „ut textum ad Cod. Helm. et Aldinam quam emendatissimum repraesentarem" geriet eben in Konkurrenz mit dem leitenden Prinzip der Ausgabe „consultius recensionem Vuolfii sequi", über das sich der Herausgeber praef. (p. 10) näher ausläfst: „Ex hac editione (scil. Vuolfii) hausi et ego textum, in quo omnino nihil mutavi, nisi quod ex coniectura Vuolfii contra Cod. Helm. et Ald. non satis probabiliter accesserat." Auch die Hypotheseis der Briefe sind von Wolf entlehnt. Die Abhängigkeit von den Vorgängern tritt am deutlichsten heraus bei dem an 10. Stelle angefügten Brief an Archidamus, dessen erste Veröffentlichung durch Hoeschel auf eine Handschrift aus der Nachkommenschaft des cod. Urbinas zurückführt, wie schon eine oberflächliche Vergleichung lehrt. Dieser Textgestalt hat sich auch Matthaei in der Hauptsache angeschlossen, ohne eine klare Vorstellung von dem Vorzug der italienischen Handschrift des Fulvius Ursinus gewonnen zu haben; und dadurch ist dann ein merkwürdiger Zwiespalt in seine Ausgabe hineingekommen, indem die ersten acht Briefe der Vulgata, der Brief an Archidamus dem cod. Urbinas folgen. Nach alter Gewohnheit ist auch der Brief des Theophylakt an 9. Stelle

[1]) Vgl. O. v. Gebhardt „Christian Friedrich Matthaei und seine Sammlung griechischer Handschriften". Zentralblatt für Bibliothekswesen. XV 1898 S. 345 f.

wieder abgedruckt, obwohl bei dem Herausgeber schon Zweifel an seiner Echtheit aufgestiegen waren, weil die Aldina und der cod. Helmstad. ihn nicht enthielten und sein Inhalt durchaus sophistischer Natur sei (S. 118 f.). Im weiteren Verlaufe der Arbeit lernte Matthaei auch den Verfasser des Briefes kennen ‚aus einem cod. Mosquensis (Typographiae Synodalis n. XIII sec. XV) aus dem er acht Briefe des Demetrios Kydones an Manuel Paläologos herausgab (vgl. S. 161 und K. Krumbacher: Geschichte der byzantinischen Literatur 2. Aufl. 1897 S. 488).

Die nächsten Nachfolger Matthaeis haben für die Isokratesbriefe wenig geleistet, und auch Korais (Paris 1807) konnte fast garnichts für sie thun, weil die alte Handschrift, aus der er so manche Verbesserung des Redentextes entnahm (cod. Vat. 65 = *Δ*), die Briefe nicht überliefert. Die neue Ära brach erst an mit der Rednerausgabe Immanuel Bekkers (Oxford 1823; im selben Jahre nachgedruckt bei Reimer in Berlin: vgl. die Vorrede zu vol. III), die für Isokrates auf den kostbaren cod. Urbinas 111 (*Γ*) zurückgeht, die bis dahin gebräuchliche Ordnung der Reden und Briefe aber beibehält. Bei der überragenden Bedeutung des cod. Urbinas konnte es nicht ausbleiben, dafs daneben die Textgestalt der älteren Ausgaben fast in Vergessenheit geriet, obwohl man darin die Besserung zweifelloser Versehen des cod. Urbinas fand, unter anderem die Ausfüllung evidenter Lücken: II 5 om. *ἀντηρῆσθαι* | IV 8 om. *εἰσβαίνουσιν* | VI 5 om. *ἅ* | 10 om. *καὶ φιλοσοφοῦντας* | 12 om. *καὶ τοὺς φόβους* | IX 17 om. *εἰ τούτων ἀμελήσαιμεν.* Aber die einzige Handschrift, von der man neben dem cod. Urb. Kunde hatte, war eben der junge cod. Helmstad., den man schon wegen seiner Jugend nicht recht zu schätzen wufste; das Verhältnis dieser Handschrift zur editio princeps und die Vorlage der Aldina selbst blieben unbekannt.

Am konsequentesten durchgeführt ist der Standpunkt, der in praxi neben dem cod. Urb. eine andere Überlieferung nicht anerkennt, von den Züricher Herausgebern des Isokrates, J. G. Baiter und H. Sauppe (den editores Turicenses 1850), denen R. Hercher in seinen Epistolographi Graeci (Paris, Didot 1873) Gefolgschaft leistet. Herchers Verdienst ist es jedoch, in einer Neukollation des cod. Urb. gezeigt zu haben, dafs die Vergleichung der Handschrift durch Bekker neueren Anforderungen in keiner Weise entspricht. Demgegenüber will es weniger bedeuten, wenn auch die Arbeit Herchers mancherlei zu wünschen übrig läfst: von zahlreichen, unwichtigeren Varianten, namentlich Korrekturen abgesehen, die sonst mit bemerkenswerter Ausführlichkeit (selbst Accentvarianten), aber leider ganz prinzipienlos notiert sind, hat Hercher die folgenden Lesarten des cod. Urb. entweder garnicht oder falsch angegeben: I 3 *τοιοῦτον* | 8 *πράττοις* | II 2 *ὑπὲρ τῆς σωτηρίας*, om. *σῆς* | 5 *ἑαυτὰς* | 8 *ἂν τῶν*] *ἂν* om. | *ἑαυτὸν* | 9 *προαιρουμένους* | 11 *τήν τε*] *τε* om. | 12 *στρατειας* pr., *στρατείᾶς* corr. 2 | *μὴ ἐγὼ συμβουλεύειν* | 17 *δοκοῦσαν* | 18 *καταστρέψοιο* | *καθέξῃς* | 20 *περὶ ἡμῶν* pr., corr. 2 | 22 *πιστεύσοις* | III 3 *στρατείαν* pr. | 5 *προσελθεῖν* | IV 1 *γεγενημένοις* | 4 *φ. νερός* (littera evanida) | 6 *ἔλαττον*

10 προτρέψασθαι τοὔμπροσθε 13 ἀνδρῶν καὶ φίλων καὶ V 2 συμβαλλων pr., συμβουλων corr. 2 | 5 ὡς ἐὰν VI 1 πρεσβευσάντων ὡς] ὡς om. pr., s. v. add. 2 4 οἴομαι ουκ αν pr., acc. add. 2 υστερων pr., ὕστερον corr. 2 9 γιγνομένας ἢ τὰς παρ' ἀκόντων τῶν om pr., in ras. 2 litt. (τῶν?) et in mg. add. 2 | 11 ἢ ὁ τῶν VII 4 διάξωσιν | 5 ἄλλοις] ἕλλησιν | 6 βίας καὶ τυραννικῶς 10 γράψαι τὴν, om. σοι τῇ τέχνῃ VIII 1 τουτων 2 καταφανης αειδως pr., corr. 2 | 4 ταύτησι προσήκουσιν 8 ζῶντες ἐτύγχανον coll. 10 μηδὲ στρατηγῶσιν om. pr., in mg. add. 2 | ἀγήνορι δηλώσατε, om. τε IX 6 συμβουλεύουσιν 7 τυχάνω | 9 ἦν om. pr., s. v. add. 2 | 15 φήσαιεν | 16 ἀπειρηκὼς pr., corr. 2 | 17 ἀξιώσαιεν | 18 τὸν μὲν | ἔλαττον. Bei den Zürichern und dementsprechend bei Hercher ist endlich auch der Brief des Theophylakt aus den Ausgaben wieder verschwunden, nachdem ihn die früheren Herausgeber von Matthaei an, trotz besserer Kenntnis seines Urhebers, in falschem Konservatismus nicht zu tilgen gewagt hatten. — Die letzte Gesamtausgabe des Isokrates von Fr. Blafs (Leipzig, Teubner 1878/9) hat, in berechtigter Opposition gegen die Einseitigkeit der früheren Herausgeber, auch den cod. Matth. wieder berücksichtigt; von selbständiger Handschriftenforschung ist hier indessen noch nichts zu spüren.

Meine Isokratesausgabe nun soll sich in der Recensio der Briefe auf zwei Handschriften stützen, den cod. Urb. = *Γ* einerseits mit seinem Nachkommen cod. Vatic. 936 = *Δ* für den in *Γ* verlorenen Schlufs des achten Briefes, und andererseits auf den cod. Vatic. 64, dem ich das Siglum *Φ* gebe, um eine charakteristische Bezeichnung der Handschrift in Übereinstimmung mit den griechischen Siglen der anderen Codices zu erzielen (für die Wahl des Buchstabens vgl. übrigens das unten über die Photiushandschrift Gesagte). Dieser letzteren Handschrift und ihrer Stellung in der Isokratesüberlieferung, die sich nicht wohl mit wenigen Worten im Rahmen einer Praefatio bestimmen läfst, sollen die folgenden Zeilen gewidmet sein.

Cod. Vaticanus 64 = *Φ* ist eine Miscellanhandschrift, deren mannigfaltiger Inhalt nach der summarischen Aufzählung von F. Schultz in seiner Aischinesausgabe (1865) praef. XXIII genauer angegeben ist von H. Usener: N. Jahrbücher f. Philol. und Pädag. 107 (1873) S. 146. Sie besteht aus 289 Pergamentblättern in Folio (Blattgröfse $31^3/_4 \times 20^1/_2$ cm), die in Vollzeilen beschrieben sind. Vor den 7 Papiervorsatzblättern, von denen die letzteren 6 das junge Inhaltsverzeichnis bieten, steht noch ein Pergamentblatt mit älteren Bibliotheksvermerken; ebenso findet sich am Ende noch ein Pergamentblatt mit lateinischer Schrift, das einst zum Einband gehörte. Die Handschrift ist vollständig erhalten: die Subscriptio auf dem letzten Blatte 289b gibt uns die genaue Datierung auf das Jahr 1270: ἐτελειώθη ἡ βίβλος αὕτη χειρὶ γραφεῖσα ἑκατόγχειρος ἐν ἔτει ϛψοη' (6778 = 1270). Die Schriftformen sind darum besonders interessant, weil eine ganze Anzahl von Schreibern an der Handschrift gearbeitet hat, die also die verschiedensten Schrifttypen aus derselben Zeit aufweist (vgl. darüber Kaibel bei Usener a. a. O. S. 147 Anm.). Der höchst merkwürdige Bibliothekskatalog unter der

Subscriptio, der auf Thessalonich Bezug nimmt, ist in vortrefflicher Weise, wie ich nach eigener Abschrift bestätigen kann, neu herausgegeben von Elter bei Usener und Radermacher: Dionysii Halicarnasei opuscula I praef. pag. XI n. 2 (nur lese ich gegen Ende *περὶ τροφῆς* anstatt *περὶ τροφῶν*).

Die Handschrift bietet zu Anfang zwei Reden des Isokrates, die Helena (f. 1a) und den Euagoras (f. 4b), deren Text mit cod. *Λ* übereinstimmt und deshalb für die Recensio ohne Bedeutung ist. Buermann, der die Handschrift für die Helena erwähnt (I S. 13), hat sonderbarerweise die Briefe nicht beachtet, die foll. 208b—215a füllen. Die neun Briefe haben hier die folgende Ordnung: *ἀρχιδάμῳ* (IX), *τοῖς ἰάσονος παισίν* (VI), *λυκόφρονι* (i. e. *διονυσίῳ* = I), *φιλίππῳ· οἶδα μὲν* (II), *φιλίππῳ· ἐγὼ διελέχθην* (III), *ἀλεξάνδρῳ* (V), *ἀντιπάτρῳ* (IV), *τιμοθέῳ* (VII), *τοῖς μυτιληναίων ἄρχουσιν* (VIII). Jedem Titel ist zudem der Zusatz *Ἰσοκράτης — χαίρειν* beigefügt, während in *Γ* diese umständliche Formel nur bei dem Briefe an Dionysios vorkommt, der dort an erster Stelle steht. Im übrigen ist zu bemerken, dafs in unserer Handschrift das Jota subscriptum, der Sitte der Zeit entsprechend, eine seltene Ausnahme ist (so z. B. II 5 *ἀνῃρῆσθαι*); Korrekturen sind nicht vorhanden, von wenigen unbedeutenden Änderungen der ersten Hand abgesehen.

Die formelle Korrektheit des Textes läfst manches zu wünschen übrig. Wortauslassungen, die grofsenteils wohl der Vorlage Schuld gegeben werden müssen, sind aufserordentlich häufig; zuweilen aber sind auch blofs einzelne Wortteile übersehen, was man doch kaum anders als durch Nachlässigkeit eines Schreibers erklären kann, so z. B. IV 2 *συγγεγενημένων*] *συγγενημένων* | 5 *διὰ*] *δὶ* | VI 1 *οἶμαι*] *οἶ*. Dementsprechend finden wir öfters Verwechselungen der i-Laute und die daraus entstammenden Fehler, wie II 10 *κοινωνήσειεν*] *κινωνίσειεν* | 22 *εἰθισμένος*] *ἠθισμένος* | VI 2 *ὑπογυίου*] *ὑπὸ γήου* | 3 *δι' ἃς*] *διὰς* | 9 *ἤδη*] *ἰδία* | VII 3 *ἥδιον*] *ἴδιον* | 4 *τοῖς σωτηρίας*] *τῆς σωτηρίας* | 7 und 9 *κτήσεις*] *κτίσεις* | VIII 7 *κατατετριφότες*] *κατατετρυφότες*. Neben dem Jotazismus ist eine Fehlerquelle falsche Trennung und Verbindung der Worte z. B. I 2 *ἀλλ' αὐτοὺς*] *ἀλλὰ τοὺς* | II, 2 *ταὔτ' εἰδὼς*] *ταυτὶ πῶς* | 7 *ἐκεῖνά σε λέληθεν*] *ἐκείνας ἐλέληθεν* | 17 *νῦν ὄντας*] *συνόντας* | III 3 *ἢ σοῦ*] *ἧς οὐ* | IV 4 *συμβιώτην πάντων*] *σύμβιον ἁπάντων* | *ὡς ὢν*] *ὅσων* | 8 *παραπλήσιον ὡς*] *παραπλησίως*. Andere Versehen sind veranlafst durch undeutliche Schrift der Vorlage, durch Verwischen einzelner Buchstaben und dadurch bedingte falsche Worttrennung, so I 5 *νόμιζέ με*] *μόνον δ' ἐμὰ* und IV 11 *ἅττα σίνη*] *πρόφασιν ἢ* (letztere Verderbnis übrigens schon alt, wie Priscians *ἀνάστασιν ἢ* beweist). Aus der Variante VI 11 *ὀκνητέον*] *ὁμνητέον* möchte man schliefsen, dafs die Vorlage von *Φ* bereits in Minuskeln geschrieben war; und dazu würde stimmen, dafs ein Teil unseres Miscellancodex aus der Minuskelhandschrift cod. Laur. 59.[15] saec. XII abgeschrieben ist (vgl. Usener: Dionys. Hal. praef. XI).

Beachtung verdienen noch die nicht zahlreichen Doppellesarten der Handschrift, die durch Überschreiben einzelner Buchstaben von

οις
erster Hand entstanden sind. Ich zähle die folgenden: I 8 *πραιτης*
οι αις η οις ὸν
II 9 *βουλομένους* | 11 *αὐτοῖς* | 11 *ποιήσεις* | 17 *εὕρης* | IV 2 *περὶ των*
ὸν οι
αὐτων λόγον (i. e. *περὶ τῶν αὐτῶν* et *περὶ τὸν αὐτὸν λόγον*) | 12 *τυγχάνη*
ος η υ ην
VI 3 *ὄντως* | VIII 2 *ἀειδως* | 3 *ημᾶς* | 6 *καλειν*. Nach Kontamination mit anderer Überlieferung sehen diese wenigen und unbedeutenden Varianten nicht aus. Wenn wir aber bedenken, dafs diese Doppellesarten fast nur durch verschiedene Bezeichnung des i- und o-Lautes entstanden sind und damit die eben besprochenen Fehlergruppen zusammenhalten, so dürfen wir uns zu dem Schlusse für berechtigt halten, dafs *Φ* oder einer seiner nächsten Vorfahren die Fährlichkeiten einer Niederschrift nach Diktat überstanden hat. Beim Diktatschreiben mufste es ja für den Schreiber, der den Zusammenhang des Satzes nicht verstanden hatte, durchaus ungewifs sein, ob der — natürlich byzantinische — Vorleser *ὄντως* oder *ὄντος*, *ἡμᾶς* oder *ὑμᾶς* gemeint hatte.

Die Stellung unserer Handschrift in der Isokratesüberlieferung wird bedingt durch ihr Verhältnis zum cod. Urbinas, der als Vertreter einer vorzüglichen alten Recensio gewissermafsen als Normalhandschrift gelten darf. Der Vergleich mit *Γ* ist auch schon deshalb notwendig, weil nur in *Γ* die Briefe mit den Reden zu einem Gesamttexte sich vereinigen, während *Φ* zunächst ganz isoliert steht. Zur Charakterisierung dieses Verhältnisses mögen die Varianten im Briefe an Dionysios (I) dienen, wobei natürlich die geringfügigen Abweichungen in Elision, *ν* ephelkystikon, unwichtigen Korrekturen u. s. w. nicht in Rechnung gezogen sind. Ich notiere hier, wenn angängig, nur die Verschiedenheiten von *Φ*: *Ἰσοκράτης διονυσίῳ χαίρειν* *Γ*] *Ἰσοκράτης λυκόφρονι χαίρειν* *Φ* | **§ 1** 4 om. *σῶν* | **§ 2** 3 *ἀλλ' αὐτοὺς*] *ἀλλὰ τοὺς* 5 *παρόντας* | 6 *οὐδ'*] *οὐχ* | **§ 3** 1 *ἔτι δὲ*] *ἀλλὰ* | 5 om. *καὶ γεγραμμένοις* 5 *ἦν*] *ἂν* | 10 *ἀφέντα σε* Bk.| *ἀφέντες* *Γ* | *ἀφελόντας σε* *Φ* | 11 *προσέχειν* | **§ 4** 4 *τούτους*] *τοὺς* | 6 *ωσοντ'* *Γ* pr., *ὅσον τ'* corr. rad. | *ὡς οἷόν τ'* *Φ* edd. | 6 coll. *καὶ ταῖς πράξεσι καὶ τῇ γνώμῃ* | 7 *ἂν*] *ἐὰν* 8 *εὑρέτης*] *εὐεργέτης* | **§ 5** 2 *μέλλων περὶ πραγμάτων καὶ μεγάλων καὶ* 3 *ζώντων*] *ὄντων* | 4 *νόμιζέ με*] *μόνον δ' ἐμὰ* | 5 *γενης* | 6 om. *πρὸς τὰς ἐπιδείξεις* | 7 om. *ἤδη* | **§ 6** 3 *ἐκεῖ*] *ἐκεῖσε* | 3 *ἑαυτοῦ* | **§ 7** 1 *εμεν* *Γ* pr., *ἐὰν* corr. 2 | *εἰ μὲν* *Φ* edd. | 4 *παρεσκευάσαι* | **§ 8** 5 om. *πολε-*
οις
μεῖν· ἐπειδὴ δὲ λακεδαιμόνιοι | 7 *ἔχουσιν* | 8 *ἦν τι πράττης* | **§ 9** 1 *θαυμάζῃς* | 3 *αἵρομαι*] *αἱροῦμαι* | 6 *εἴη ἔργον*. om. *μοι* | 9 *ἄμοιρος*] *ἄπορος* | **§ 10** 2 *δυνηθείη* *Γ* | *δυνηθείην* *Φ* edd. | 3 *εἰκῇ*] *ἐκεῖ* | 5 *εἰληφότων*] *ἐσχηκότων*.

Die Zusammenstellung dieser Lesarten sagt genug. *Φ* kann von *Γ* nicht abhängig sein, da der Differenzen zu viele und zu grofse sind. Wenn aber auch *Φ* neben *Γ* eine selbständige Überlieferung repräsentiert, so offenbart sich die Überlegenheit des cod. *Γ* doch fast in jeder Variante, und nur ganz vereinzelt hat sich in *Φ* die Spur einer besseren

Überlieferung erhalten: in *Γ* wenige Schreibfehler, die sich zudem nicht weit von der ursprünglichen Lesart entfernen: in *Φ* hingegen zahllose Nachlässigkeiten und Versehen, die den Text zum Teil sehr erheblich umgestaltet haben. Besonders auffällig ist die verhältnismäfsig grofse Zahl von Auslassungen in *Φ*, von denen auch nicht eine einzige als berechtigt anzuerkennen ist: durch die Lücke in § 8 war sogar der Zusammenhang völlig unverständlich geworden, und es bedurfte, trotz aller Bemühungen der früheren Herausgeber, des cod. Urb., um hier wieder Ordnung zu schaffen. Die Verderbnisse des cod. *Φ* sind auch nicht alle durch blofse Schreibversehen entstanden, da an mehreren Stellen die glossierende und interpolierende Thätigkeit eines Grammatikers sich zeigt: vgl. § 3 *ἀφέντες*] *ἀφελόντας σε* | § 5 *ζώντων*] *ὄντων* | § 10 *εἰληφότων*] *ἐσχηκότων*; dazu ein paar Stellen aus den folgenden Briefen, in denen ich die interpolierten Worte eingeklammert habe: II 24 (*ὥστ'*) *οὐκ οἶδ'* | III 3 (*πρὸς δὲ τούτοις κἀκεῖνο*) *πολλοὶ* (*παρ' ἐμοῦ*) *πυνθάνονται* | V 2 *ἀφρόνως* (*ποιεῖν*) *ἀλλὰ* | VI 6 *ἡλικίας* (*ἔργον*) *ἐστὶν* | VII 9 *πλείω χρόνον* (*τῶν ἄλλων*) *τῇ* | VIII 10 *μὴ θαυμάζητε δὲ εἰ ῥαδίως οὕτω γράφω καὶ περὶ μὲν τῶν ἄλλων ἁπάντων καὶ τῶν φιλτάτων τὴν ἐπιστολὴν πέπομφα· βούλομαι κτλ.* Ein signifikantes Beispiel endlich bietet hierfür der Titel des ersten Briefes *λυκόφρονι*, der eine in der Lebensgeschichte des Isokrates völlig unbekannte Persönlichkeit als Adressaten einführt an Stelle des Tyrannen Dionys von Syrakus, mit dem Isokrates nach seinem eigenen Zeugnis V 81 in Briefwechsel stand. Der Titel hat darum auch schon bei jüngeren Abschreibern unserer Handschrift Anstofs erregt: die Aldina wenigstens, die auf einer aus *Φ* abgeleiteten Handschrift beruht (s. u.), läfst den Brief an Philipp, den König der Makedonen, gerichtet sein. Durch das erwähnte Selbstzeugnis veranlafst, dem kein Stück der erhaltenen Briefsammlung zu entsprechen schien, ferner um des Photius willen, wie bereits Matthaei erkannte (S. 119), ist dann die Beifügung des Theophylaktbriefes erfolgt, der in der Aldina den Titel führt *Ἰσοκράτης Διονυσίῳ*.

Nach dem Gesagten brauche ich wohl nicht mehr ausdrücklich hervorzuheben, dafs der Text des cod. *Φ* mit der sogenannten Vulgatüberlieferung der Reden in den codd. *ΘΛ* sich auf dieselbe Stufe stellt. Wenn ein gewisser Unterschied im Grade der Verderbnis sich bemerkbar macht, so mufs man sich vergegenwärtigen, dafs die Briefe wie die Gerichtsreden im Verhältnis zu den grofsen politischen Reden wenig gelesen und darum von bewufsten Änderungen mehr als diese verschont geblieben sind. Der Vulgatcharakter des cod. *Φ* bleibt jedenfalls bestehen, und zwar möchte ich seinen Text enger mit der Überlieferung des cod. Laurent. *Θ* verbinden, indem ich einen Beweisgrund hierfür entnehme aus der verschiedenen Ordnung der Reden und Briefe in *Γ* und *Φ* und der Handschrift des Photius. Ich habe darüber, allerdings ohne Kenntnis des cod. *Φ*, bereits ausführlicher gehandelt in einem Aufsatze „Qui orationum Isocratearum in archetypo codicum ordo fuerit“ (Rhein. Mus. f. Phil. LI 1896 S. 21 f.), auf den ich hier

zurückgreife. Die Ordnung der Briefe in der Überlieferung ist nämlich die folgende:

Edit.		Γ	Φ	Phot.
I	*Διονυσίῳ*	*Διονυσίῳ*	*Ἀρχιδάμῳ*	*Διονυσίῳ*
II	*Φιλίππῳ Α*	*Ἀρχιδάμῳ*	*Ἰάσονος παισίν*	*Ἀρχιδάμῳ*
III	*Φιλίππῳ Β*	*Ἰάσονος παισίν*	*Ανχάφορι (= I)*	—
IV	*Ἀντιπάτρῳ*	*Τιμοθέῳ*	*Φιλίππῳ Α*	*Φιλίππῳ*
V	*Ἀλεξάνδρῳ*	*Φιλίππῳ Β*	*Φιλίππῳ Β*	*Φιλίππῳ*
VI	*Ἰάσονος παισίν*	*Φιλίππῳ Α*	*Ἀλεξάνδρῳ*	*Ἀλεξάνδρῳ*
VII	*Τιμοθέῳ*	*Ἀλεξάνδρῳ*	*Ἀντιπάτρῳ*	*Ἀντιπάτρῳ*
VIII	*Μυτιλ. ἄρχουσιν*	*Ἀντιπάτρῳ*	*Τιμοθέῳ*	*Τιμοθέῳ*
IX	*Ἀρχιδάμῳ*	*Μυτιλ. ἄρχουσιν*	*Μυτιλ. ἄρχουσιν*	*Μυτιλ. ἄρχουσιν.*

Man braucht nur diese Titelfolgen neben einander zu halten, um sich zu überzeugen, dafs die Ordnung der Briefe in **Φ** und bei Photius in der Hauptsache dieselbe ist: denn hier sind die aus je 3 Briefen bestehenden drei Gruppen der Proömien (IX VI I), der makedonischen Briefe (II III V) und der Empfehlungsbriefe (IV VII VIII) genau so bewahrt, wie wir sie im Archetypus unserer Handschriften voraussetzen müssen. In **Γ** ist diese Ordnung dadurch wesentlich gestört, dafs der Empfehlungsbrief an Timotheos vor die Gruppe der makedonischen Briefe geraten ist. Das Fehlen des einen Titels bei Photios (*Ἰάσονος παισίν*) ist irrelevant, da in seiner Handschrift nach seinem eigenen Zeugnis 9 Briefe gelesen wurden (*ἀνεγνώσθησαν Ἰσοκράτους . . . ἐπιστολαί θ'* und *τῶν δ' ἐννέα ἐπιστολῶν αὐτοῦ*), so dafs hier also blofs eine Nachlässigkeit des Photius anzuerkennen ist. Durch diese Nachlässigkeit aber erscheint auch die Übereinstimmung zwischen **Γ** und Photius in der Folge der noch übrig bleibenden Briefe der ersten Gruppe nicht als erheblich, da wir nicht wissen, an welcher Stelle der Titel bei Photius ausgefallen ist, so dafs also leicht eine Diskrepanz von **Γ** und **Φ** und Photius in der Ordnung der ersten Gruppe sich ergeben könnte.

Nun habe ich bereits in meiner Dissertation „De codicum Isocrateorum auctoritate" (Leipziger Studien XVII 1894 S. 62) darauf hingewiesen, dafs das Exemplar des Photius mit unserem cod. **Θ** sehr nahe verwandt gewesen sein mufs, weil die Zusammenstellung der in **Θ** erhaltenen 11 Reden mit nur einer bedeutenderen Abweichung — or. X IX XI vor IV fg. gestellt — mit der bei Photius überlieferten Redenfolge übereinkommt, während **Γ** und **Δ** sehr stark differieren. Ich konnte auch auf das merkwürdige Zusammentreffen aufmerksam machen, dafs bei Photius der Gespannrede keine Erwähnung geschieht und dafs gleicherweise der 5. Korrektor von **Γ**, der nach dem überzeugenden Nachweis von Buermann (Die handschriftliche Überlieferung des Isokrates II S. 18) eine Handschrift aus der Verwandtschaft von **Θ** benutzt hat, diese Rede nicht zu kennen scheint: so erklärt sich wenigstens am leichtesten die sonderbare Thatsache, dafs die Bemerkungen des sonst so fleifsigen Korrektors gerade zu dieser Rede fehlen. K. Münscher freilich, dessen Dissertation (Quaestiones Isocrateae Gottingae 1895) bereits gegen meine Herleitung der gesamten Isokrates-

überlieferung aus einem gemeinsamen Archetypus gerichtet war, hat neuerdings („Die Isokratesüberlieferung“. Philologus LVIII 1899 S. 93 n. 8) diesen Zusammenhang von Θ Phot. wider allen Augenschein bestritten. Hier tritt ergänzend cod. Φ ein, der uns lehrt, dafs nicht das Photiusexemplar eine völlig gesonderte Überlieferung repräsentierte — „da es mit Γ die Briefe enthielt, wie die Vulgata aber die Paränesen als erste Gruppe hatte“ —, dafs vielmehr in der That eine Rezension der Isokratesbriefe vorhanden ist, deren Anordnung mit der bei Photius bezeugten Folge übereinstimmt, deren Textgestalt aber ihrem ganzen Charakter nach zur Vulgatüberlieferung sich stellt. Damit ist die verbindende Brücke geschlagen, deren Existenz sowohl für Photius den Vulgattext von Θ, als auch für Φ die Zusammengehörigkeit mit diesem Überlieferungszweige bezeugt.

Im übrigen lasse ich die Einwürfe Münschers auf sich beruhen. Hier möchte ich nur noch auf meine Untersuchungen über die Textgeschichte des Demosthenes im Altertum [1]) verweisen, deren Ergebnis man insofern auf die Isokratesüberlieferung anwenden mag, als die abweichende Textgestalt der Vulgata in der Kontamination guter Überlieferung mit einer schlechten ihren Grund haben kann. Nehmen wir also auch für Isokrates eine ἀρχαία ἔκδοσις an, die unter dem Einflusse der kritischen Arbeiten eines Dionys und Kaikilios veranstaltet wurde, die demgemäfs auch aus der grofsen Menge der angeblich isokratischen Schriften nur eine beschränkte, nach einem Zahlenschematismus ausgewählte [2]) Anzahl enthielt, so erklärt sich aus dem dieser Ausgabe zu Grunde gelegten guten, alten Exemplare die Güte der verhältnismäfsig rein bewahrten Textgestalt des Urbinas, der an einer Stelle wenigstens (zum Busiris) die Totalsumme der στίχοι, zu anderen Reden auch Reste der alten Partialstichometrie überliefert hat (vgl. Buermann II S. 21). Kontamination hingegen — vielleicht wiederholte Korrektur — nach einem beliebigen Exemplare des schon in alexandrinischer Zeit verwilderten, antiken Vulgattextes hat den aus dem gemeinsamen Archetypus abgeleiteten Stammkodex unserer sogenannten Vulgata wieder verdorben. Damit ist die Erklärung dafür gegeben, dafs diese letztere nicht mit einem einzigen Zweige der aus dem Altertum bekannten Texte der Papyri und der indirekten Überlieferung zusammengeht, und dafs auch die Textgestalt unserer Vulgata in sich wieder geteilt ist. Ein Indicium für diesen Verlauf der Dinge haben wir in den Citaten der Antidosisrede, die als solche der Kontamination weniger ausgesetzt waren und darum den Text des Archetypus in Γ sowohl als auch in ς reiner bewahrt haben. —

Wenn wir somit den cod. Φ als den ältesten Vertreter der Vulgatüberlieferung der Isokratesbriefe erkannt haben, so erübrigt jetzt noch, sein Verhältnis zu dem jüngeren cod. Helmstad. und zur

[1]) Antike Demosthenesausgaben. Philologus, Supplem. VII 1899 S. 531 f.

[2]) 3 · 7 Reden: a) 6 Gerichtsreden + Antidosisrede = 7 Gerichtsreden. b) Sophistenrede + 3 Enkomien + 3 Paränesen = 7 sophistische Epideixen. c) 7 politische Reden; dazu 3 · 3 Briefe: je drei Proömien, Empfehlungsschreiben und makedonische Briefe; zusammen 30 Stücke.

unbekannten, handschriftlichen Vorlage der Aldina zu untersuchen, die, soweit ich das Material überschaue, allein noch neben *Φ* und der Familie von *Γ* als Textzeugen der Briefe in Betracht gezogen werden könnten. Ich wende mich zunächst zum cod. Helmstadiensis (= H), den bereits Reiske orat. Graeci III p. 773, danach Matthaei (praef. p. I) und F. Schultz: Aeschinis orationes (1865) p. XXVI beschrieben haben (vgl. auch Usener: Dion. Hal. opusc. I p. XXV). Es ist eine Pergamenthandschrift des 15. (nach Usener des 16.) Jahrhunderts, die aufser den Briefen des Isokrates noch die Reden und Briefe des Aischines, die Briefe der Sokratiker und den Lysias des Dionys von Halik. enthält. Ihrem Inhalte nach stimmt also die Handschrift genau mit einem Teile des cod. Vatic. *Φ* überein, dessen Typus sie auch in der Anordnung der Isokratesbriefe repräsentiert. Dieser enge Zusammenhang, der in Ansehung des zeitlichen Verhältnisses der beiden Handschriften die Annahme einer Abhängigkeit des cod. H von *Φ* nahe legt, wird bestätigt durch den in cod. H überlieferten Text, den wir an dem (IX.) Brief an Archidamus prüfen wollen. Die Überlieferung dieses Briefes in H dürfte ja durch die Kollation Reiskes (bei Matthaei) deshalb am zuverlässigsten bekannt sein, weil die sehr abweichende, aus *Γ* abgeleitete Textgestalt der Vorlage Reiskes diesen zu gröfserer Sorgfalt in der Angabe der Varianten zwang. An folgenden Stellen nun stimmen nach dem ausdrücklichen Zeugnis von Reiske die codd. *Φ*H, deren Lesarten ich, wenn angängig, allein notiert habe, gegen *Γ* überein:

IX § **1** 3 om. *λίαν* | § **2** 2 *τῶν λόγων* *Γ* pr. *Φ*H, *τὸν λόγον* *Γ* corr. 1 | *μεταχειρισιόιατον* | 7 *οὐ γὰρ ἂν δεῖ παρ' ἐμαυτοῦ κομίζεσθαι* | 10 *ἐναμίλλους ἂν γενέσθαι* | § **3** 4 *πελοποννήσω* | 5 om. *καὶ τὴν χώραν ταύτην κατασχόντων* | 6 *τῶν διὰ*] om. *τῶν* | § **4** 2 *ἀνδρίαν* *Φ*H] *ἀνδρείαν* *Γ* | om. *ὅλης* | 4 *πόσοις* *Φ*H] *πρὸς οἷς* *Γ* | § **5** 2 *ἐκ τῶν*] om. *τῶν* | 3 *πατρίδα καὶ μὴ* | 4 *ἀλλὰ τὴν*] om. *τὴν* | 7 *εὐδοκίμησεν* | § **6** 3 *ῥάδιόν* | *εὐπόρως ἐπιδραμεῖν*] *καλῶς διελθεῖν* | 7 *ἀποδέχονται*] *ὑπολαμβάνουσι* | § **7** 2 om. *ἂν* | *ῥηθέντων* *Φ*H] *ῥηθησομένων* *Γ* | 6 *ῥᾳθύμους*] *ἀχρήστους* | 9 om. *ἄλλους* | § **8** 4 *αἰσχρῶς*] *ἀδίκως* | 5 *ἧς*] *καὶ* | 12 *τῷ τῶν*] om. *τῷ* | § **9** 9 *εἰς ἃς ἂν ἔλθωσιν* | § **10** 3 *τὰς δ' ἄλλως περὶ τοῖς σώμασιν ἐχούσας* | 5 coll. *ἰδεῖν ἦν* | 6 *ἐν ῥακίοις* | § **11** 1 *πολλῶν ἤδη χρόνων* | 3 *ἀξιωθεισῶν* | 5 *πάντα* | § **13** 7 *ἐβούλετο* | § **14** 5 om. *δύνασθαι* | 8 *βασιλέα τὸν πόλεμον* | 9 om. *τις* | 10 *ὧν* *Φ*H] *ἧς* *Γ* | om. *καὶ* | § **15** 1 *παιδεύσεως* | 2 coll. *τοὺς ἄλλους παιδεύειν* | § **16** 5 *προσήκει* | 7 *ποιούμενος* | § **17** 1 om. *ἄλλους* | 2 *αὐτοῖς ἐξ αὐτῶν* (*αὐτῶν* *Φ*) *ἐκλέγεσθαι* | 3 *κάλλιστ' ἂν* *Φ*H] *κάλλιστα* *Γ* | 6 *ἀνθ'*] *ἐξ* | 7 *εἰ τούτων ἀμελήσαιμεν* om. *Γ* | § **18** 1 *τὸ μὲν* *Φ*H] *τὸν μὲν* *Γ* | 7 *βασιλεῖ δὲ*] om. *δὲ* | § **19** 3 *ὅπως τε τοὺς* | 8 *πᾶσιν* | 9 om. *ἐστιν*.

Dazu kommen ein paar Stellen, an denen die Kongruenz von *Φ*H nur aus dem Schweigen von Matthaei sich ergibt: wenn nämlich Matthaei Lesarten der älteren Ausgaben beibehält, die von *Γ* abweichen, mit *Φ* aber zusammenstimmen, so ist anzunehmen, dafs Reiske auch im cod. Helmst. nichts anderes gefunden hat. Ich bemerke dazu, dafs es mir leider nicht gelungen ist, die Ausgabe von

Battie (Cantabr. 1729) in die Hand zu bekommen, nach welcher Reiske kollationierte, dafs Battie aber, soviel ich weifs, keine wesentlichen Abweichungen von den älteren Editionen sich erlaubte, der Text von Matthaei also auch im wesentlichen wohl mit dem von Battie übereinstimmt. *Φ M*(atthaei) nun gehen noch an folgenden Stellen zusammen:

§ **1** 7 *γενήσῃ* | § **6** 2 *γιγνώσκων Γ* pr., ult. *ν* eras] *γινώσκω* | § **8** 9 *ἅπαντες* | § **18** 2 *γινώσκει* | § **19** 3 *ἀπαλλάξῃς* | 5 *παύσῃς* | 8 om. *ἤδη*.

Demgegenüber stehen verhältnismäfsig sehr wenige Stellen, an denen für H ausdrücklich eine andere Lesart bezeugt ist, als für *Φ*:

§ **1** 4 *σε* om. H ; § **3** 3 *μόνοις Γ*] *μόνος Φ*, *μόνως* H | 7 *ἡγο-*
ει
μεμονίαν (= *ἡγομονίαν*) *Φ*, *ἡγεμονείαν* H | § **7** 4 *ἂν* om. H | § **9** 6 *λυμαίνονται μέρος* coll. H | § **15** 2 *δὲ* om. *Φ* | § **16** 7 *ἀπ' αὐτῶν Γ* pr. H] *ἐπ' αὐτῶν Φ*.

An anderen Stellen haben wir über die Lesart von H keine bestimmte Nachricht und müssen demnach auch hier, mit einer gewissen Reserve natürlich, den Text von *M*(atthaei) als identisch mit dem von cod. H betrachten. Dadurch würden aufser den genannten noch folgende Abweichungen zwischen *Φ* und H sich ergeben:

§ **2** 10 *ἡμᾶς ΓΜ*] *ὑμᾶς Φ* | § **5** 5 *μηδὲ ΓΜ*] *μήτε Φ* | § **6** 7 *ὄντας* om. *M* (errore?) | § **7** 3 *μέλλω ΓΜ*] *μέλω Φ* | 7 *ἡδίστους ΓΜ*] *ἡδίστως Φ* | § **8** 7 *ἀναριθμήτων ΓΜ*] *ἀριθμήτων Φ* | 8 *μετειλήφασιν ΓΜ*] *μετηλείφασιν Φ* | § **9** 4 *γιγνομένας ἐκ τῶν πλανωμένων ΓΜ*] *γενομένας ἐκ τῶν πλανομένων Φ* | § **10** 2 *εὐπρεπεστάτας ΓΜ*] *εὐπρεστάτας Φ* | § **11** 3 *πρωτευόντων ΓΜ*] *προτευόντων Φ* | § **14** 7 *βουλευομένους ΓΜ*] *βουλομένους Φ* | 8 *ἐκφέρειν ΓΜ*] *ἐφέρειν Φ* | 10 *καὶ τῆς ΓΜ*] *τῆς* om. *Φ* | *φιλονεικίας* $Γ_2$ *Φ*] *φιλονεικείας M* | § **15** 3 *τἀμὰ ΓΦ*] *τὰ ἐμὰ M* | 4 *φήσαιεν ΓΦ*] *φήσειεν M* | *ἀνανδρίαν M* = *ἀνανδρείαν* $Γ_2$] *ἀνδρίαν Φ* | 9 *μικροῖς ΓΜ*] *μικρῶς Φ* | § **16** 3 *τοιαῦτ' ΓΦ* | *ταῦτ' M* | *μέγα φρονῶ ΓΜ*] *μέγα* om. *Φ* | 7 *τυχὸν ΓΜ*] *τυχὼν Φ* | § **19** 2 *τούτοιν ΓΜ*] *τούτων Φ*.

Das ist eine stattliche Reihe von Differenzen, die, rein zahlenmäfsig genommen, verbieten würde, cod. H als abhängig von *Φ* anzusprechen. Aber wir müssen die Abweichungen wägen und nicht zählen, und damit tritt ihre völlige Bedeutungslosigkeit heraus. Zum gröfsten Teil handelt es sich um blofse Schreibfehler des cod. *Φ*, deren Verbesserung auf der Hand lag. Somit ist die Vermutung nicht abzuweisen, dafs entweder der Schreiber von H, den Matthaei als einen vir doctus bezeichnet, diese kleinen Unebenheiten nach eigenem Gutdünken behoben hat, oder aber, dafs Reiske derlei Quisquilien der Erwähnung nicht für wert erachtete, wenn diese Schreibfehler auch in cod. H stehen sollten. Endlich ist auch der Druck der Ausgabe von Matthaei nichts weniger als korrekt, sodafs wir einzelne der Diskrepanzen getrost auf Rechnung des Herausgebers setzen dürfen (vgl. u. a. die Druckfehler § **5** 7 *εὐδοκίμησεν* | § **9** 2 *περιεορῶμεν* | 9 *διαπράζοντες* | § **12** 2 *μνηθήσομαι* | § **16** 8 *δεόντων*). Wenn dennoch die

eine oder andere Lesart übrig bleibt, die auf eine interpolierende Bearbeitung des Textes von H hinweist (vgl. IV § 6 3 *διαμένειν αἳ Φ*] *διαμεῖναι Γ, ποιεῖν διαμένειν αἳ* H und besonders VIII fin. *τυγχάνουσιν ὧν ἐπεθύμουν ΓΦ*] *τυγχάνουσιν ὧν αὐτοὶ λίαν ἐπιθυμοῦντες ἐτύγχανον* H), so steht an sich nichts im Wege, hier die Hand eines humanistischen Gelehrten oder Abschreibers zu erkennen, nachdem im übrigen die aufserordentlich nahe Verwandtschaft der Textgestalt von *Φ* und H erwiesen ist.

Wir dürfen diese Behauptung um so zuversichtlicher aufstellen, als die unmittelbare Abhängigkeit des cod. H von *Φ* — dieselbe wird für die Aischinesüberlieferung demnächst von anderer Seite dargethan werden — zur Evidenz gebracht werden kann durch Stellen, an denen Schreibversehen von *Φ* in H eine willkürliche Besserung gefunden haben: so I § 8 5 *ἅμα καὶ χαρχηδονίοις μὲν*, om. *πολεμεῖν ἐπειδὴ δὲ λακεδαιμόνιοι Φ*. Durch den Ausfall (Homoioteleuton) war hier *χαρχηδονίοις* unverständlich geworden; das hat man in H zu *λακεδαιμονίοις* geändert, um dann noch durch ein eingeschobenes *νῦν* einen notdürftigen Fortgang des Gedankens hergestellt (*ἅμα καὶ νῦν λακεδαιμονίοις μὲν*); in der Aldina war man radikaler, indem man auch noch die Worte *ἅμα καὶ χαρχηδονίοις . . . μὲν οὕτω* tilgte, damit man *πράττουσιν* sogleich auf *τούτοις* beziehen könne. In VI § 1 5 sind in *Φ* durch ein Versehen von *οἶμαι* nur die Buchstaben *οἳ* übrig geblieben: daraus machte cod. H *ἥ*, die Aldina etwas verständiger *οἶδα*. In VI § 7 3 ist die Lesart von *Γ εἰ πρέπον εἰς τὸν λόγον εἴη* in *Φ* zu *εἰ πρέπον ἐστὶ* (= *εἰς τὸν*) *λόγον* geworden: in H und Ald. ist das zu *εἰ πρέπον ἐστὶ λέγειν* umgestaltet. Diese Stellen liefsen sich noch bedeutend vermehren, wenn es gestattet wäre, aus dem Schweigen Matthaeis überall auf die Lesart von H zu schliefsen.

Die dritte Textquelle der Isokratesbriefe, die wir hier untersuchen, ist die unbekannte handschriftliche Vorlage der **Aldina** (1499), deren Überlieferung wir in ihrem Verhältnis zu codd. *Γ* und *Φ* prüfen müssen. Ich wähle dafür den ersten Brief an Dionysios, an dem wir früher die Stellung von *Φ* in der Isokratesüberlieferung charakterisiert haben. Da ist nun vornweg zu bemerken, dafs die Aldina mit *Φ* bis ins einzelne übereinstimmt, sodafs eine nahe Verwandtschaft der beiden Textzeugen ohne weiteres zugegeben werden mufs. Die Varianten des cod. *Φ*, die ich oben (S. 10) notierte, sind sämtlich auch der Aldina eigentümlich mit Ausnahme der folgenden Stellen, an denen offenbare Schreibversehen von *Φ* korrigiert worden sind: § 2 9 *ἀλλὰ τοὺς*] *ἀλλ' αὐτοὺς* | § 3 10 *ἀφελόντας*] *ἀφελόντα* | § 5 4 *καὶ μὴ μόνον δ' ἐμὰ*] *νομίζω δεῖν με* | 7 *γένης*] *γένῃ* | § 7 4 *παρεσκευάσαι*] *παρεσκευάσμαι* § 8 5 *πράττειν ἅμα καὶ χαρχηδονίοις μὲν οὕτω πράττουσιν*] *πράττειν πράττουσιν* | 7 *ἔχουσιν*] *ἔχωσιν*. Darunter stellen sich die Lesarten von § 5 4 und § 8 5 als willkürliche Korrekturen heraus, während die Besserung der übrigen Korruptelen sich von selber ergab. Ein paar Differenzen in Accent, Elision und *ν* ephelkystikon sind gänzlich unwichtig; und nur die folgenden wenig zahlreichen Abweichungen zwischen *Φ* und Ald. könnten vielleicht irgend welche Bedeutung

beanspruchen: § **3** 10 *τὰς προειρημένας δυσχερείας* coll. Ald. | § **4** 2 *ὡς σὺ*] *ὡς δὴ* Ald. | 9 *προσαγάγηται*] *προσάγηται* Ald. | § **6** 3 *ἑαυτοῦ*] *αὐτοῦ* Ald. | § **8** 9 *πῶς*] *πῶς οὖν* Ald. Dazu kommt die Diskrepanz im Titel *λυκόφρονι*] *φιλίππῳ* Ald., die ich jedoch oben genügend erklärt zu haben glaube. Das Fehlen des Briefes an Archidamus in der Aldina dürfte seinen Grund darin haben, daſs der Brief in *Φ* an erster Stelle steht und darum leicht verloren werden konnte. Die Verschiedenheiten also von *Φ* und Ald., von denen keine einzige für Ald. den Eindruck guter, alter Überlieferung erweckt, verschwinden gegenüber der weitgehenden Übereinstimmung der beiden Texte, und darum kann in Ansehung des zeitlichen Verhältnisses kaum ein Zweifel darüber bestehen, daſs wir in *Φ* das Original, in der Handschrift des Aldus einen aus *Φ* abgeleiteten Text zu erkennen haben.

Diese Annahme findet ihre volle Bestätigung, wenn wir an einzelnen Stellen darthun, wie die Aldusrezension der Briefe von den Schreibversehen des cod. *Φ* beeinfluſst ist: ein paar Stellen kamen schon oben bei cod. H zur Sprache. In II § **15** 9 *ὅτι ἂν βουληθῶσιν* ferner ist für das in *Φ* übersehene *ὅτι* in Ald. mit schwerem Hiat *ἅ* eingefügt. Aus *συγγενημένων* für *συγγεγενημένων* in IV § **2** 6 ergab sich *συγγενομένων*. Charakteristisch ist in IV § **6** 5 die Besserung von *δι δὲ* (für *διὰ δὲ*) zu *δεῖ δέ*. Im selben Briefe § **8** 1 zieht der Schreibfehler *διὰ* an Stelle von *διὸ* die Variante *δι' ἅ* nach sich. Das Versehen *ἐνύχοιμι* für *ἐντύχοιμι* in VI § **7** 2 hat das Verschwinden der Präposition *ἐν* (= *τύχοιμι*) veranlaſst. Aus dem unsinnigen *τῶν δ' ὑπ'* in VI § **7** 6 ist *τῶν γ' ὑπ'* und in VII § **13** 3 aus *ποιησαίμην τ' ἂν* (so noch H) ganz entsprechend *ποιησαίμην γ' ἂν* geworden. Mit der Auslassung von *αὐτοὺς οὕτως ὥστε τῶν μὲν* in VI § **13** 6 war in *Φ* der Zusammenhang verloren: man stellte ihn in Ald. wieder her durch die Änderung von *κινδύνων εἶναι* zu *κινδύνων ὄντας*. In VII § **8** 4 wird für *τοῦ τῶν πολιτῶν τινας* in *Φ*H gelesen *τοῦτον τινας*, danach dann in der Aldina *τοῦ τινας*.

Demnach ist als der älteste und einzig selbständige Vertreter der Vulgatüberlieferung der Isokratesbriefe cod. Vatic. 64 = *Φ* zu betrachten, auf den wir sowohl den cod. Helmstad. als auch die unbekannte handschriftliche Vorlage der editio princeps des Aldus Manutius zurückgeführt haben. Cod. *Φ* aber stellt sich nahe mit der Überlieferung des unvollständigen cod. *Θ* zusammen, die gemeinsam für uns den Text des Photius repräsentieren.

München. Engelbert Drerup.

Zur Frage nach den Quellen der uns erhaltenen Berichte über Lucults Kriegführung in Asien.

Über die Quellen der uns erhaltenen Hauptautoren für die Geschichte der Kriegführung Lucults in Asien — Plutarch, Appian und Dio — existieren bereits verschiedene Abhandlungen: A. H. L. Heeren, De fontibus et auctoritate vitarum parallel. Plutarchi etc. Göttingen 1820:

H. Peter, Die Quellen Plutarchs in den Biographien der Römer. Halle 1865, und Sallust und Plutarch in Symbola phil. Bonnens. in honorem Fr. Ritschelii collecta. Fasc. II (1867); Max Grafshof, De fontibus et auctoritate Dionis Cassii Cocceiani. Diss. Bonn 1867; Reinhardus Jordan, De fontibus Appiani in bellis Mithridaticis enarrandis. Diss. Götting. 1872; J. G. Lely, Plutarchus et Appianus de bellis Mithridaticis. Amsterdam 1879; C. Franclin Arnold, Untersuchungen über Theophanes v. Mytilene und Posidonius v. Apamea im XIII Supplbd. d. Jahrb. f. class. Philol. 1882 (auch als Dissertation: Quaestionum de fontibus Appiani specimen. Regimonti 1882); Schacht, Die Hauptquelle Plutarchs in der Vita Luculli. Progr. Lemgo 1883; Antonius Gleitsmann, De Plutarchi in Luculli Vita fontibus ac fide. Diss. München 1883; N. J. Beversen, De L. Licinii Luculli vita ac moribus commentatio. Diss. Groningen 1888; P. Otto, Quaestiones Strabonianae in Leipz. Studien XI. Supplbd. (1889); Théodore Reinach, Mithridates Eupator, König von Pontos, von —. Mit Berichtigungen und Nachträgen des Verfassers ins Deutsche übersetzt von A. Goetz. Leipzig (Teubner) 1895; Schwarz, Artikel Appian und Dio Cassius bei Pauly-Wissowa, Realencyklopädie.

Trotzdem ist diese Frage nicht entfernt gelöst. Es ist sogar nicht sehr wahrscheinlich, dafs sie überhaupt zu lösen ist. Dasselbe gilt, und vielleicht in noch höherem Mafse, für die anderen uns erhaltenen Quellen dieses Abschnittes der römischen Geschichte: Sallust, Livius (mit Florus, Eutropius, Orosius), Strabo und Memnon, über welche ebenso in der angegebenen Literatur gehandelt wird. Aber eine unerläfsliche Bedingung ist, dafs man so gut als möglich das Verhältnis dieser Autoren zu einander und ihre Qualität kennt. Folgende Bemerkungen sollen Beiträge zu einem wie zum anderen liefern.

Appian 72 erzählt folgendermafsen: Als Lucull vor Kyzikus lagerte, erfuhr er von Überläufern, dafs das ungeheuere Heer des Mithridates auf die Lebensmittel angewiesen sei, die es sich selbst verschaffen konnte oder die ihm übers Meer zugeführt würden, und sagte darauf zu seiner Umgebung, er werde die Feinde bald ohne Kampf gefangen nehmen. Nachher bekam Lucull durch eine List (die nicht sehr glaubwürdig ist) eine Anhöhe in seine Hände, die den Mithridates fast ganz vom Innern des Landes abschlofs. Da sich auch die Winterszeit näherte, erinnerte er die Freunde an seine Worte. Von dieser Version weicht Plutarch 8—9 in mehreren Punkten ab. Nach ihm läfst Lucull einige Gefangene nacheinander vorführen, die ihm über die Zahl ihrer Zeltkameraden und die Menge der in ihren Zelten zurückgelassenen Lebensmittel berichten müssen, und schliefst aus den Antworten, dafs den Feinden der vorhandene Vorrat in 3—4 Tagen ausgehen werde (hatte das Heer nur die Lebensmittel, die sich in den Zelten vorfanden?). Er wird aber des Sieges sicher und sagt es den Seinigen erst, nachdem er den vorteilhaft gelegenen Platz besetzt hat (Plutarch hat, scheint es, über die List, die Appian erwähnt, nichts gewufst). Wie man sieht, ist diese Version im letzten Punkte natürlicher als die des Appian, und vielleicht steckt bei Appian ein Fehler. Eine zufällige Umordnung der Dinge,

nach der die Rede Lucullš vor die Einnahme der Anhöhe gekommen wäre, ist es nicht, da Appian auch nach derselben den Lucull darüber sprechen läfst. Wahrscheinlich haben wir es hier mit einer Verdoppelung der bei Plutarch vorhandenen Rede zu thun, die dadurch veranlafst sein konnte, dafs der Mangel des feindlichen Heeres, der den Sieg der Römer sicher macht, zweimal erwähnt wird.

Diese Episode, wie Lucull den Mithridates vor Kyzikus umschlofs, leidet noch an mancher Unebenheit. Bei Appian rühmt sich Lucull, dafs er gleich (*αὐτίκα*), und bei Plutarch, dafs er in einigen Tagen (*ὀλίγων ἡμερῶν* c. 9; vgl. c. 8 *τριῶν ἢ τεσσάρων ἡμερῶν*) den Sieg davontragen werde; nach beiden aber hat er dazu beträchtlich länger gebraucht (wie lange, können wir nicht sagen, und so ist irrtümlich, was Maurenbrecher, C. Sallustii Crispi Histor. Reliquiae, fascic. II, S. 111 sagt: „Ac Mithridates classe Parii naufragio magnopere afflicta Nicomediam rediit, ut reliquam hiemis partem ibi degeret, Lucullus vero rebus praeclarissime gestis Cyzici hiemavit", wie auch das, was Hans Bernhardt in seiner Dissertation Chronologie der Mithridatischen Kriege, Marburg 1896, S. 21 meint: „Im Frühjahre 73 zog der König ab, darauf erfolgte die Schlacht am Aisepos".[1]) Schliefslich wundert uns auch die Thatsache, dafs nach diesen beiden Autoren zweimal grofse Teile des feindlichen Heeres von Kyzikus zu Lande entfliehen, obwohl beide kurz vorher versichern, dafs Lucull durch die Einnahme der erwähnten Anhöhe alle Wege in seine Hände bekommen hatte (Appian 72: *Μιθριδάτην . . . οὔτε ἐξόδους εὐπορίας ἔτι ἔχοντα;* Plut. 9: . . . . *Λούκουλλος . . . . καθίζει δὲ τὸν στρατὸν . . . . ἐν τόπῳ κατὰ τῶν ὁδῶν ἄριστα πεφυκότι καὶ τῶν χωρίων . . .*).

Eine Differenz liegt bei Plutarch c. 14 einer- und Appian 78 und Memnon XL 2 andererseits vor. Nach den letzteren sendet Mithridates gleich nach seiner Rückkehr nach Pontos, nach der Niederlage bei Kyzikus, zu Tigranes um Hilfe (Appian: *καὶ ἐς Σινώπην αὐτὸν* — scil. Mithridates — *οἱ λῃσταὶ διέσωσαν. ὅθεν ὁ μὲν ἐς Ἀμισὸν ἀπὸ κάλω διαπλέων. πρός τε τὸν κηδεστὴν Τιγράνην . . . . περιέπεμπεν, ἐπικουρεῖν . . . .*). Aus der Rede aber, die Lucull an seine Soldaten bei Plutarch c. 14 hält, mufs man schliefsen, dafs Plutarch nichts davon gewufst hat. Denn darin lesen wir auch folgendes: ***Οὗτος οἰκεῖός ἐστι Μιθριδάτου καὶ γαμβρός. Οὐ περιόψεται δὲ αὐτὸν ἱκέτην ὑποδεξάμενος, ἀλλὰ πολεμήσει πρὸς ἡμᾶς· καὶ σπεύδοντες ἐκβάλλειν Μιθριδάτην κινδυνεύσομεν ἐπισπάσασθαι Τιγράνην . . . Τί οὖν δεῖ τοῦθ' ἡμᾶς ἐξεργάσασθαι καὶ διδάξαι Μιθριδάτην ἀγνοοῦντα, μεθ' ὧν ἐστιν αὐτῷ πρὸς ἡμᾶς πολεμητέον, καὶ μὴ βουλόμενον, ἀλλ' ἀδοξοῦντα συνελαύνειν εἰς τὰς Τιγράνου χεῖρας.***

Bei Reinach a. a. O. S. 334 Anm. 1 lesen wir: „Die Angaben des Appian über zahlreiche Einzelkämpfe vor Amisos sind mit dem Fragmente des Sallust IV, 1: Amisum assideri sine proeliis audiebat (Mithridates) schwer in Einklang zu bringen". Dagegen ist zu erwidern, dafs diese zwei Stellen wahrscheinlich nicht zu vergleichen

[1]) So auch Reinach a. a. O. (er meint aber im J. 72).

waren. Maurenbrecher a. a. O. S. 163 hat nachgewiesen, dafs sich Sallusts Fragment auf die Zeit nach Lucullls Abreise von Amisus bezieht; die Angabe Appians dagegen: *οἱ δ' ἀμφὶ τὴν Ἀμισὸν ἕτερον τρόπον ἐμόχθουν, ἀπομαχομένων αὐτοὺς τῶν Ἀμισέων καὶ πολλάκις ἐκθεόντων καὶ ἐς μονομαχίας προκαλουμένων* (78 Ende) betrifft die Zeit vor derselben (79 Anf. *ἱσταμένου δ' ἦρος ὁ μὲν Λεύκολλος . . . ἐπὶ τὸν Μιθριδάτην ἐχώρει*). Appians Stelle ist mit Plutarch 15. Anf. *ὁ Λούκουλλος περί τε τὴν Ἀμισὸν διέτριψε, μαλακῶς τῇ πολιορκίᾳ χρώμενος*, und Sallust mit Plut. 19 Anf. . . . *Ἀμισὸν ἔτι πολιορκουμένην. Αἴτιος δ' ἦν Καλλίμαχος ὁ στρατηγὸς ἐμπειρίᾳ μηχανικῆς παρασκευῆς καὶ δεινότητι πανουργίας, ὅσην πολιορκία δέχεται, πλεῖστα λυπήσας Ῥωμαίους* parallel, da Plut. 15 von der Zeit vor Lucullls Abreise und 19 von der Zeit nach derselben spricht. Nun hat zur ersten dieser Parallelen Arnold a. a. O. S. 88 eine Anmerkung ähnlich der oben angeführten von Reinach gemacht; er meint nämlich, dafs die Angaben Appian 78 und Plut. 15 ganz verschieden von einander sind. Dasselbe könnte man auf den ersten Blick auch von der zweiten Parallele sagen. Aber wenn man den Stellen Plutarchs entnimmt nur was sie sagen, scheint es, dafs hier keine Widersprüche vorhanden sind. Plutarch sagt c. 15 nur, dafs Lucull nicht mit Nachdruck die Belagerung betrieb, dafs er keine heftigen Kämpfe in Scene setzte, nicht aber, dafs er gar keine Angriffe auf die Stadt machte, oder dafs die Belagerten nichts gegen ihn unternahmen; und an zweiter Stelle erwähnt auch er keine proelia.

Es ist mehrmals gesagt worden, dafs Appian seit der Schlappe der Römer, wobei Pomponius gefangen wurde, die Ereignisse in anderer Reihenfolge als Plutarch darstellt. Vielleicht aber sind es nicht zwei verschiedene Versionen. Vielleicht sind die Worte Appians *Λεύκολλος δὲ καὶ Ἀμισὸν ἐπὶ τῇ Σινώπῃ συνῴκιζεν* nicht als „nach Sinope" sondern „aufser Sinope noch" zu erklären. Es ist aber auch nicht unmöglich, dafs bei Appian durch Verwechslung von Amisus mit Amaseia die Eroberung ersterer Stadt nach der von Sinope gesetzt worden ist. Jedenfalls ist aus der Reihenfolge „Sinopen atque Amisum . . . captas esse" Cic. p. l. Man. VIII, 21 nicht im entferntesten sicher, dafs Appian hier recht hat (Lely 28), und noch minder aus Eutrop VI, 8 (7) „Sinopen et Amison . . . cepit", bei dem auch Tigranocerta früher erobert worden ist, als die Schlacht dabei geschlagen wird (s. VI, 9). Auch daraus, dafs bei Appian nach der Erzählung von der Eroberung von Sinope und Amisus darüber gesprochen wird, dafs Lucull den Machares in Freundschaft aufnimmt, die Auslieferung des Mithridates von Tigranes verlangt und die Angelegenheiten von Asien ordnet, ist nicht notwendig zu schliefsen, dafs alles das nach der Eroberung von Sinope geschehen ist. Vielleicht ist es so zu erklären, dafs, da die Eroberung von Amisus nach der von Sinope gekommen ist, auch die Ereignisse, die nach der Eroberung von Amisus geschehen sind, hinter ihr und folglich auch hinter der Eroberung von Sinope kommen.

In der Erzählung von der Katastrophe bei Cabira könnten auch die folgenden zwei Bemerkungen nicht überflüssig erscheinen. Arnold (a. a. O. S. 96) hat schon bemerkt, dafs in der Schlacht bei Cabira nach

Appian (81) die Feinde nur Reiterei haben, während sie nach Plutarch (17) auch ein starkes Fufsvolk hatten. Dem ist beizufügen, dafs diese Abweichung nicht etwa Plutarch selbst gemacht hat, sondern dafs er sie in seiner Quelle gefunden hat, da auch Memnon sagt: *Ταξίλλης καὶ Διόφαντος πεζοὺς ἐκπέμπουσι τετρακισχιλίους καὶ ἱππεῖς δισχιλίους* (XLIII, 4). Gleich darauf haben wir bei denselben Autoren eine Differenz Nach Appian nämlich kommen die, die sich aus der Schlacht gerettet hatten, bei Nacht in Mithridates' Lager, und die Flucht der Feinde beginnt in derselben Nacht (81: . . . *εὐθὺς ἐξέφερεν* . . ., und *νυκτὸς ἔτι*). Nach Plutarch aber kann die Flucht des Mithridates nicht nachts begonnen haben, denn bei ihm gab den Anlafs dazu die Annäherung des Adrianus an das Lager des Mithridates, da die feindlichen Soldaten dadurch sahen, dafs die vorhergehende Niederlage sehr bedeutend war (17: *Ἀδριανὸς δὲ λαμπρὸς παρημείβετο τὸ στρατόπεδον πολλὰς κατάγων ἁμάξας σίτου καὶ λαφύρων γεμούσας, ὥστε δυσθυμίαν μὲν αὐτῷ, ταραχὴν δὲ καὶ φόβον ἀμήχανον ἐμπεσεῖν τοῖς στρατιώταις*).

Lely (S. 33) hat bemerkt, dafs Plutarch zwei verschiedene Angaben über die Gröfse des Heeres hat, mit dem Lucull gegen Tigranes zieht: zuerst, c. 24, 12 000 Mann Fufsvolk und nicht ganz 3000 Reiter, und nachher, c. 27, etwa 17 000 Mann Fufsvolk und die erwähnte Zahl Reiter. Reinach sucht das dadurch zu erklären, dafs „Plutarch im Kap. 24 vorgreifend die Zahlen zu Kap. 27 angegeben und die 6000 Mann des Murena vergessen“ hat (S. 355, Anm. 2). Man kann aber beweisen, dafs dem nicht so ist und dafs die erste Zahl nicht durch einen Flüchtigkeitsfehler Plutarchs entstanden ist. Schacht (a. a. O. S. V) hat eine sehr glaubwürdige Konjektur gemacht, nach der bei Appian 84 die Zahl der römischen Reiterei *πεντακοσίοις* in *δισχιλίοις καὶ πεντακοσίοις* verändert sein sollte. Dann hätten wir bei diesem Schriftsteller dieselbe Angabe wie bei Plutarch an erster Stelle: 12 000 Mann Fufsvolk und nicht ganz 3000 Reiter. Diese Übereinstimmung aber ist nicht anders zu erklären, als dafs die Zahlen Plutarchs einer seiner Quellen entstammen. Aber damit sind die Bemerkungen über diese Stelle noch nicht erschöpft; auch die zweite Angabe Plutarchs überrascht. Lucull hatte am Anfang seines Krieges 30 000 Mann Fufsvolk (Plut. 8, Appian 72); bis dahin hat er keine bedeutenden Verluste erlitten, und, aufser 6000 Mann in Pontos, hat er nach unseren Quellen nirgends etwas von seinem Heere zurückgelassen: wo sind also die übrigen 13 000 Mann Fufsvolk? Die Angabe mufs noch mehr überraschen, wenn man Memnon LII, 3 Glauben schenkt, dafs nämlich nach der Eroberung von Sinope Cotta sein Fufsvolk und seine Reiterei dem Lucull übergeben hat.

Appian 87 erwähnt ein Scharmützel zwischen Tigranes und Lucullus. Man kann es wahrscheinlich machen, dafs dasselbe eines von denen ist, die Plutarch c. 31 Anf. in den Worten *καὶ δὶς ἢ τρὶς ἀνατολμήσαντας ἐπ' αὐτὸν τοὺς Ἀρμενίους τρεψάμενος* berührt. Gleich auf die citierte Stelle Appians folgt die Erzählung, wie Lucull nach dem Scharmützel *μᾶλλον ἀδεῶς* in der Nähe der Feinde sich Lebensmittel

verschaffte und bald nachher die Feinde umschlofs, wobei auch die Worte *αὐτὸς δὲ τὸν Μιθριδάτην προκαλούμενος ἐς μάχην . . . . καὶ περιταφρεύων* etc. vorkommen. Ziehen wir jetzt Plut. 31 Anf. zum Vergleiche heran, so werden wir finden, dafs gleich nach den erwähnten Worten erzählt wird, wie Lucull *ἀδεῶς* die Dörfer ausplünderte und die Lebensmittel, die für Tigranes vorbereitet waren, für sich gewann, worauf folgt: *ἐπεὶ δὲ προκαλούμενος εἰς μάχην αὐτοὺς περιταφρεύων* etc. Wie man sieht, kommen diese Worte, wie auch das Wort *ἀδεῶς*, bei Appian und bei Plutarch vor. Ist also daraus nicht als wahrscheinlich zu schliefsen, dafs hier auch von derselben Sache die Rede ist? Jedenfalls hat Arnold gar nicht recht gehabt, als er dieses Scharmützel, das Tigranes mit einer kleinen Abteilung der feindlichen Reiterei in Abwesenheit der Hauptstärke des Heeres unter Mithridates gegen Lucull führt, mit Plutarchs Arsaniasschlacht, an der die ganze Macht der Feinde, Fufsvolk und Reiterei, teilnimmt, und der auch Mithridates beiwohnte, identifiziert (a. a. O. S. 87).

Schliefslich sei noch einiges über die bisher vorgebrachten Gründe, warum Appian Lucults Sieg am Arsanias und seine Eroberung von Nisibis nicht erwähnt, gesagt. Jordan meinte, er habe sie selbst übersprungen, da er sich am Ende dieser Partie beeilte, aber das kann für die Arsaniasschlacht schwerlich richtig sein, da sie auch Dio ausgelassen hat. Auch durch eine Quelle dies zu erklären, auf die diese Partie bei beiden zurückzuführen wäre, hiefse schwerlich die Wahrheit treffen, da Dio die Eroberung von Nisibis kennt. Ebenso unrichtig scheint die Annahme Arnolds zu sein, nach der diese zwei Ereignisse von der ausschliefslichen Quelle Appians ausgelassen wären, mit der Absicht, dadurch den Ruhm Lucults zu vermindern. Wenn diese Quelle für Lucull so ungünstig gewesen wäre, hätte sie nicht auch ausdrücklich über Lucults rühmliche Thaten gesprochen? Gelegenheiten dazu boten sich mehrmals: die Schlappe Lucults, in der Pomponius gefangen wurde, Lucults Belagerung von Amisus, die Episode, wie Lucull nicht von den Bergen bei Cabira herabkommen durfte u. s. w. Noch kräftiger dagegen spricht aber der Umstand, dafs Appian mehrere Erfolge der Römer, die andere von unseren Quellen Lucults Heerführern zuweisen, dem Lucull selbst zuschreibt. So sagt Plut. 25, dafs den Metrobarzanes Sextilius geschlagen hat, nach Appian hat es Lucull selbst gethan; Heraclea hat sicher Cotta erobert — da es Memnon sagt [1], bei Appian ist auch diese Eroberung ein Werk des Lucull; auch Amastris hat nach Appian Lucull erobert, während es nach Memnon Triarius erobert hat.

Belgrad. N. Vulić.

Zu Tacitus dialogus de oratoribus.

1.) 23, 25 plenitas. Die Verwechselung von plenus und planus mit den dazu gehörigen Formen und Ableitungen ist in der Überlieferung der Autoren ziemlich häufig und, obwohl die beiden Begriffe ganz auseinander liegen, wirkt sie auch in Ausgaben noch nach. Tac. dial. 23, 25 lesen die Herausgeber (Halm, Gudeman, John, Schoene) ea quotiens causa poscit ubertas, ea quotiens permittit brevitas, is compositionis decor, ea sententiarum planitas, von den Hss. bietet nur der Vaticanus 1518 (D) plenitas, in dem Leidensis ist e über a geschrieben, trotzdem wird plenitas die richtige Lesart sein. Die planitas, im Sinne von luculentia oder *σαφήνεια*, ist eine von den *ἀναγκαῖαι ἀρεταί*, die nicht fehlen dürfen, aber die noch keinen Redner ausmachen. Von dem latine und plane diere urteilt Cicero de or. III 38 alterum traditur litteris doctrinaque puerili; alterum adhibetur ob eam causam, ut intellegatur quid quisque dicat, quod videmus ita esse necessarium, ut tamen eo minus nihil esse possit. Also mit planitas spendete Aper den Mitunterrednern kein Lob; nebenbei bemerkt ist planitas eine Eigenschaft der *λέξις*, nicht der sententiae. Dagegen ist die Fülle und das Gewicht der Gedanken, zu dem die ubertas orationis in richtiger Proportion stehen soll, die copia oder ubertas sententiarum, pondus oder gravitas sententiarum ein Vorzug des Redners, besonders in den Augen derer, denen der ‚plenior Cicero‘ (dial. 25, 20) noch als Ideal vorschwebt; darum vermutete Schulting an unserer Stelle sinngemäfs sententiarum gravitas (cf. 26, 9 den Gegensatz levitas sententiarum); der Gedanke ist aber ganz einfach gewonnen, wenn wir mit einem Teil der Überlieferung sententiarum plenitas lesen.

2.) 25, 19 curiosior. Von Messalla werden c. 25 die alten Redner generell als leuchtende Muster für die Gegenwart hingestellt. Dabei werden in kurzen Epitheta ihre Eigentümlichkeiten angegeben: Adstrictior Calvus, numerosior Asinius, splendidior Caesar, amarior Caelius, gravior Brutus, vehementior et plenior et valentior Cicero; dafs dem Asinius Pollio nicht der Vorzug der Eurhythmie, auf den Cicero so stolz war, zuzusprechen ist, erhellt abgesehen von anderen Zeugnissen aus Quint. IX 4, 76. Meiser vermutete nervosior, das nach Andresen Woch. f. klass. Philol. 1900 Sp. 1213 vielleicht aus dem handschriftlichen nūosior verderbt ist. In dem Haupturteil über Asinius bei Quintilian, mit dem sich der Dialog in Gedanken und Ausdruck am meisten berührt, heifst es (X 1, 113); Multa in Asinio Pollione inventio, summa diligentia, adeo ut quibusdam etiam nimia videatur, et consilii et animi satis; a nitore et incunditate Ciceronis ita longe abest, ut videri possit saeculo prior (seine Muster waren Accius und Pacuvius). Nun unterscheidet Quint. VIII 3, 55 den diligens und curiosus: est etiam, quae *περιέργεια* vocatur, supervacua ut sic dixerim operositas, ut a diligenti curiosus et a religione superstitio distat. Der nimis diligens wird curiosus genannt. Als solcher erschien aber Asinius in den Augen vieler, seine Nachahmer

werden geradezu als tristes ac ieiuni bezeichnet (Quint. X 2, 17). Daher dürfte wohl dial. 25, 19 curiosior, das auch der Überlieferung nuosior sehr nahe kommt, für numerosior die sinngemäfseste Änderung sein.

Regensburg. G. Ammon.

Nugae.

1. Zu Hor. sat. I, 9, 29.

Confice — sagt der Dichter in stiller Resignation. Von diesem confice bei Horaz gilt nicht, was in Goethes Torquato Tasso, 5. Aufzug, 5. Auftritt a. A. Antonio zu Tasso sagt: „Wir haben nichts, womit wir das vergleichen," — vielmehr läfst sich damit gleich die nächste Zeile des Schauspiels passend vergleichen.

Tasso erblickt in Antonio das „Werkzeug des Tyrannen", den „Kerkermeister", den „Marterknecht", der „ihn gespart habe zu ausgedachten Qualen". Er bricht in die hafserfüllten Worte aus:

„Vollende nur dein Amt! (Confice!) — —
— — — — — — — — — —
Vollende nur dein Amt, und martre mich,
Da mir der Stab gebrochen ist, noch langsam
Zu Tode! Ziehe! Zieh' am Pfeile nur,
Dafs ich den Widerhaken grimmig fühle,
Der mich zerfleischt!"

„Wir haben — noch eine zweite Parallelstelle, womit wir das — confice bei Horaz vergleichen." In Maria Magdalene, einem bürgerlichen Trauerspiel von Friedrich Hebbel, findet sie sich, und zwar 1. Aufzug, 7. Auftritt g. E. Dort mufs die Heldin des Stückes aus ihres Vaters Munde die bitteren Worte vernehmen: „— — — — gib du mir den Rest (confice!), der alte Stamm sieht noch so knorrig aus, nicht wahr, aber er wackelt schon, es wird dir nicht zu viel Mühe kosten, ihn zu fällen!"

Auch auf eine Zeile in Chamissos Gedicht „Die Sonne bringt es an den Tag" dürfte hinzuweisen sein:

„Ich macht' ihn schnell noch vollends stumm" (confeci).

2. Zu Hor. sat. I, 9, 71: sum paulo infirmior — findet sich in Maria Magdalene ebenfalls eine Parallelstelle, nämlich 1. Aufzug, 5. Auftritt, wo der biedere Meister Anton dem Verehrer seiner Tochter, Leonhard, gegenüber die moderne Auffassung des zweiten Kirchengebots von seiten der jungen Welt bespricht: „— — — auch das hat die junge Welt vor uns Alten voraus, dafs sie allenthalben ihre Erbauung findet, dafs sie beim Vogelfangen, beim Spazierengehen, ja im Wirtshaus ihre Andacht halten kann. — — — Ich alter Sünder freilich, ich bin nicht stark genug (sum paulo infirmior), um die Mode mitzumachen, ich kann die Andacht nicht, wie einen Maikäfer, auf der Strafse einfangen, bei mir kann das Gezwitscher der Spatzen und Schwalben die Stelle der Orgel nicht vertreten — — —."

3. Zu der bekannten Cicerostelle, der klassischen Zeugin für die

Erspriefslichkeit der Ferien, de offic. 3, 1, 1: Scipionem dicere solitum scripsit Cato, numquam se minus otiosum esse quam cum otiosus, nec minus solum, quam cum solus esset: magnifica vero vox et magno viro ac sapiente digna —, einer Stelle, die in etwas geänderter Fassung auch de rep. I, 17, 27 sich findet: Africanum scribit Cato solitum esse dicere numquam se plus agere, quam nihil cum ageret, numquam minus solum esse, quam cum solus esset —, zu diesem Paradoxon also jenes edlen Römers, „qui sale facetiisque facile omnes superabat Cic. Brut. 128“, bietet Goethes Tasso gleichfalls eine Parallele, 5. Aufzug, 2. Auftritt:

Tasso: „— — — mir ist nicht wohl
In freier Üppigkeit. Mir läfst die Ruh'
Am mind'sten Ruhe.“

Vielleicht läfst sich in diesem Zusammenhang auch erinnern an Schillers „geistreiche Einsamkeit der Natur“. Die Stelle findet sich in dessen kleinen Schriften vermischten Inhalts, elegische Dichtung, und zwar in einer Würdigung der Eigenart Kleists. „Er flieht gerne“, urteilt Schiller über Kleist, „das leere Geräusch der Gesellschaft und findet im Schofs der leblosen Natur die Harmonie und den Frieden, den er in der moralischen Welt vermifst. Wie rührend ist seine Sehnsucht nach Ruhe! Wie wahr und gefühlt, wenn er singt:

„O Welt, du bist des wahren Lebens Grab!
— — — — — — — — —
Ein wahrer Mensch mufs fern von Menschen sein.“

Aber, hat ihn sein Dichtungstrieb aus dem einengenden Kreis der Verhältnisse heraus in die geistreiche Einsamkeit der Natur geführt, so verfolgt ihn auch noch bis hieher das ängstliche Bild des Zeitalters und leider auch seine Fesseln“ (nec minus solum, quam cum solus esset).

„Die Menschen sind nicht blofs zusammen, wenn sie beisammen sind,“ sagt Egmont zu dem jungen Alba (Goethes Egmont, 5. Aufzug, in der nach Schiller [Über Egmont, Trauerspiel von Goethe] „musterhaft erfundenen und ausgeführten“ Scene Egmonts mit dem jungen Alba im Gefängnis).

4. „Mit energischer, fast bitterer Satire zeichnet er“, sagt Schiller (Kl. Schr. v. J., el. Dichtg.) von Haller, „die Verirrungen des Verstandes und Herzens und mit Liebe die schöne Einfalt der Natur.“ Pafst diese Charakteristik eines Dichters von einem Dichter nicht auch auf den venusinischen Sänger? Zu des letzteren sat. I, 1, 1 ff. dürfte zu verweisen sein auf Cic. fam. 6, 1, 1, wo es — allerdings von der allgemeinen Unzufriedenheit mit der damaligen politischen Lage — heifst: „— ea perturbatio est omnium rerum, ut suae quemque fortunae maxime paeniteat nemoque sit, quin ubivis quam ibi, ubi sit, esse malit — —.“

5. Zum Schlufs ein syntaktisches Analogon aus Goethes Tasso zur Sprache Homers und zur Volkssprache! Unmittelbar vor der unter 3 citierten Stelle liest man:

Tasso: „Wenn ich mich meinem Fleifs ergeben kann,
Und so macht wieder mich mein Fleifs gesund.“

Es ist dies offenbar eine Vermengung von Hypotaxis und Parataxis wie z. B. bei Hom. Od. II, 107—109:

ἀλλ' ὅτε τέτρατον ἦλθεν ἔτος καὶ ἐπήλυθον ὧραι,
καὶ τότε δή τις ἔειπε γυναικῶν, ἣ σάφα ᾔδη,
καὶ τήν γ' ἀλλύουσαν ἐφεύρομεν ἀγλαὸν ἱστόν.

Damit stimmt überein der Sprachgebrauch des Volkes: „Wie wir zum Walde hinkamen, und da sahen wir eine verdächtige Gestalt im Dickicht verschwinden. — Wenn du mich in acht Tagen nicht bezahlt hast, und so schicke ich dir den Gerichtsvollzieher.“

Zu guter Letzt noch ein Beteuerungsanalogon bei Schiller zum lateinischen Sprachgebrauch! Schiller, Demetrius, 1. Aufzug g. E.

Demetrius: „So helf' mir Gott und seine Heiligen,
Als ich dies treulich schwur und halten werde.“

Möchten die Leser vorstehender nugae nicht in die Worte Marinas (Schiller, Demetrius, 1. Aufzug g. E.) ausbrechen:

„O, unschmackhafte Wiederkehr des Alten!
Langweilige Dasselbigkeit des — philologischen (V.) — Daseins!“

Passau. G. H. Lochner.

Jakob Locher und Jakob Ziegler.

Vor kurzem habe ich in diesen Blättern (S. 4—7 dieses Jahrgangs) ein unbekanntes Gedicht des Ingolstädter Humanisten Jakob Locher veröffentlicht. Da ich zufällig auf eine weitere Notiz gestofsen bin, die ihn angeht, so will ich sie hier als Nachtrag zu jener Mitteilung folgen lassen.

Eines der beiden in der k. Hof- und Staatsbibliothek befindlichen Exemplare von Platinas Dialogus de vera nobilitate, Erphordiae 1510, trägt auf dem Titelblatt handschriftlich die Widmung:

Ziegler fido clienti suo

und auf der ersten Seite unter dem Datum des Druckes folgende Mitteilung:

Jaco(bo) Loch(er) phi(lomuso) bene agere.

Novarum rerum ingens farrago est. at adeo mendax ut ex Italia vix quippiam affirmare possim. Unum est quatenus rumificant negociatores quod spargunt ubique locorum tabellarij Papam grandia facta moliri, Gallum itidem, Caesarem et Arragonum regem pariter niti magna. Vale cum hisce versiculis.

Piscatur Venetus, metatur Castra sacerdos
Maximus, Insubres Gallus ad arma vocat,
Germanos Caesar, fundas extendit Iberus:
Hec sunt terroris prescia [1]) signa novi.

Wie man sieht, macht ein Gelehrter des Namens Ziegler dieses Buch seinem Freunde — er heifst ihn seinen Klienten — Jakob Locher

[1]) = praescia

zum Geschenk; er benützt die Gelegenheit, ihm ein paar Neuigkeiten mitzuteilen und fügt, als eine Art Kompliment für den grofsen Humanisten, ein Epigramm hinzu, das die politische Lage schildert. Unser Interesse an dieser Korrespondenz gilt nicht so fast dem Adressaten, als dem Schreiber dieser Zeilen. Durch Vergleichung der Schrift mit einem Eintrag in Clm. 24103, über den ich nachher einiges bemerken werde, ergibt sich nämlich mit Sicherheit, dafs jener Ziegler niemand anders ist als der berühmte Mathematiker und Geograph Jakob Ziegler aus Landau an der Isar in Niederbayern; und da wir von dessen Leben recht wenig wissen, so mufs jeder kleine Beitrag willkommen sein, der uns einige Daten neu vermittelt oder genauer feststellen läfst.

Die Verse und die Widmung sind nun leider nicht datiert; doch ist es wohl das Natürliche anzunehmen, dafs Ziegler das kleine Büchlein im Erscheinungsjahr, jedenfalls nicht gar lange darnach seinem Freunde geschenkt hat. Dazu pafst die politische Situation, von der hier die Rede ist: ‚Piscatur Venetus' malt deutlich die geschickte und glückliche Diplomatie der Venetianer, der es gelang, die von Papst Julius mit Ludwig XII. von Frankreich, dem Kaiser und Ferdinand dem Katholischen gegen Venedig 1508 geschlossene Liga von Cambrai zu trennen; und ‚metatur castra sacerdos' geht offenbar auf die Belagerung der Stadt Mirandola durch den kriegerischen Papst selbst im Winter 1510 auf 1511.

Wenn nun das Datum 1510/11 mit ziemlicher Sicherheit für jene Widmung angenommen werden kann, so lassen sich daraus einige Schlüsse für Zieglers Lebensgeschichte ziehen. Erstlich, dafs er in dieser Zeit sich zwar vielleicht nicht in Italien selbst, aber jedenfalls in seiner nächsten Nähe befand, näher als Locher, der damals in Ingolstadt weilte: sonst hätte der Freund nicht Neuigkeiten aus Italien von ihm erwarten dürfen. Ziegler scheint demnach zwischen seinem Aufenthalt in Wien und Mähren 1508 und dem in Leipzig 1511 [1]) eine kürzere oder längere Reise in südlicher Richtung gemacht zu haben.

Zweitens erlaubt die Widmung auch einen Schlufs auf Zieglers Lebensalter. Locher ist 1471 geboren: wenn ihn Ziegler cliens nennt, so kann und wird das wohl scherzhaft gemeint sein, setzt aber doch voraus, dafs Ziegler jedenfalls gleichaltrig, eher sogar älter war als Locher. Damit erfährt Günthers Annahme,[2]) dafs Ziegler nicht erst 1493

[1]) Vgl. die Übersicht über die aus Zieglers Leben bekannten Daten bei S. Günther, Studien zu Jakob Zieglers Biographie, im 5. Band der Forschungen zur Kultur- und Literaturgeschichte Bayerns, hrsg. von Reinhardstöttner, S. 121.

[2]) Als Beweis citiert Günther in dem Aufsatz „Jakob Ziegler, ein bayerischer Geograph und Mathematiker" (a. a. O. Bd. 4, S. 2 und 34, Anm. 6), eine Einzeichnung in dem der k. Hof- und Staatsbibliothek (nicht der Münchener Universitätsbibliothek, wie er irrig sagt) gehörigen Exemplar von Zieglers geographischem Werk Terrae sanctae etc. descriptio, Argentor. 1536. Der betr. Eintrag, auf dem Titelblatt, rührt von Wolfgang Seidel (Sedelius), dem ältesten Besitzer des Buches her, der als unmittelbarer Zeit- und Landesgenosse Zieglers (er lebte 1492—1562 und war seit 1532 Prediger in München) und als mathematisch interessierter Kopf allerdings „ein Wissender war", wie Günther, ohne über den Schreiber jenes Eintrags ins Klare zu kommen, vermutet. Die Einzeichnung steht neben dem Namen Jakob Ziegler und

geboren sein könne, wie man früher meist glaubte, eine weitere Bestätigung. Die Notiz liefert obendrein ein ziemlich bestimmtes Anzeichen dafür, dafs Ziegler in Ingolstadt geweilt hat, wofür eine urkundliche Gewähr bisher fehlte:[1]) denn in das nahe Verhältnis zu dem Ingolstädter Professor wird Ziegler ja wohl in Ingolstadt selbst gekommen sein.

Das ist es etwa, was wir aus den paar Worten von Ziegler lernen können. Bei dieser Gelegenheit darf ich noch auf eine weitere Thatsache hinweisen, die Ziegler angeht und, soviel ich sehe, ebenfalls noch nicht verwertet ist, obwohl sie im gedruckten Katalog der Münchener lateinischen Hss. mitgeteilt ist.[2]) In Clm. 24103 steht auf den ersten 21 Blättern (der Anfang fehlt) das Werk des Andreas Stiborius de umbris mit folgender Schlufsnote von der nämlichen Hand, die auch den Text geschrieben hat: Usque huc peruenerunt labores Andreae Stiborij ad me de umbris, quintus liber certe deest, is autem quartus utrum completus sit nec ne, Ambigo Jacobus Ziegler ex Landau Bavariae. scripsi Anno salutis MD. decimo quarto kal. Maias (also am 18. April 1500). Aufser Werken des damals in Wien lebenden Astronomen Andreas Stiborius, eines Zeitgenossen (ca. 1470—1515) liefs Ziegler in dem Band allerlei andere kleine Traktate astronomischen Inhaltes zusammenheften und schrieb gelegentlich Randnotizen hinzu (besonders fol. 126). Die Hand ist vollständig ausgeschrieben und sieht durchaus nicht nach der eines Zwanzigjährigen aus; der frühe Ansatz von Zieglers Geburt bestätigt sich also auch hier. — Interessant ist übrigens, dafs in dieser Hs. das zweite Stück betitelt ist Canones Saphee Magistri Andreae Stiborij boj.[3]) Ziegler selbst hat 1504 einen Kommentar über die ‚Saphea'[4]) des Zarkali geliefert, der handschriftlich in Wien vorhanden ist; es ist wohl anzunehmen, dafs der Kommentar des Stiborius nicht ohne Einflufs auf Zieglers eigene Arbeit gewesen sein wird.

Soviel über Jakob Ziegler. Zum Schlufs noch eine Ergänzung zu meiner Ausgabe des Locherschen Gedichtes über den Brand von Passau. Wie ich bemerkt habe, ist das Gedicht Lochers seinen beiden

heifst: Obijt autem (nicht author!) anno dominj 1548 in Patauia quae ciuitas est contermina Bauariae inferiorj, obijt fere octogenarius Theologiae doctor. — Übrigens mag bemerkt werden, dafs die Biographie générale, der Ahlenius folgt, die Geburt Zieglers nicht auf 1493, sondern „um 1480" ansetzt: es sind die Bedenken gegen den Ansatz 1493 also schon älteren Datums.

[1]) Vgl. Günther a. a. O. IV, 3 und 34, Anm. 8.

[2]) Im Index auctorum oder rerum fehlt allerdings dieser Codex unter dem Namen Ziegler. Ich bin auf die Handschrift durch eine Notiz gestofsen, die unser verstorbener trefflicher Kustos Karl Hörhammer in die Schmellerschen Sachverzeichnisse zu unseren Handschriften gemacht hat. Hörhammer stammte ebenfalls aus Landau a. I. und hat sich jedenfalls besonders gefreut, den Spuren seines berühmten Landsmannes zu begegnen.

[3]) Dieser Zusatz Boi bestätigt die auch von Celtes bezeugte bayerische Abkunft des Stiborius gegenüber abweichenden Angaben, die ihn aus Öttingen am Ries stammen lassen (vgl. Günther, Allg. D. Biogr. 36, 162).

[4]) Saphea ist ein von Zarkali erfundenes astronomisches Instrument. Vgl. über Zieglers Schrift über die Saphea G. Eneström, Biblioth. Math. 2. Folge. 10, 53 f.

Biographen, Zapf und Hehle, unbekannt geblieben. Zapf hat jedoch, was ich neulich übersehen habe, wenigstens von seiner Existenz eine mittelbare Kunde gefunden. Er schreibt nämlich S. 57 f. seiner Monographie: „Locher war auch 1512 gegenwärtig, als zu Passau, in der Charwoche, 294 Häuser abbrannten, und besang dieses traurige Schicksal in einem Gedicht. Ob solches öffentlich erschien, das ist mir unbewufst.“ Darüber sind wir nun im Klaren; die Stelle aber, an der Zapf von dem Locherschen Gedicht gehört hatte, ist die Historia Episcoporum Ratisponensium von Christoph Hofmann,[1] die in Oefeles Scriptores rerum Boicarum I abgedruckt ist. S. 569 steht dort: Anno deinde sequenti (d. h. 1512) incendium grave apud Bathaviam ipso die sacratissimo Parasceves, dum in Ecclesia cathedrali ibidem Passio Dominica legebatur, increverat atque in brevi tempore CCLXXXXIIII domos absumpserat. Testis est Jacobus Locherus Philomusus, qui hanc miseriam Bathavinam carmine descripsit. Es ist übrigens klar, dafs aus dem testis est nicht mit Zapf und Hehle geschlossen werden darf, dafs Locher damals in Passau war: wenn er als Augenzeuge aufgerufen werden sollte, hätte es hier vielmehr testis erat heifsen müssen.

Dr. F. Boll.

Nachdichtung von Byrons Hymne an den Ozean

(Childe Harold IV, 178—183).

Gar gerne ich im wilden Walde geh',
Entzückend ist es am einsamen Meer,
Gesellschaft bietet mir die tiefe See,[2])
Schallt die Musik der Wogen zu mir her.
Ich lieb' den Menschen, doch Natur noch mehr,
Bin oft im Zwiegespräch mit ihr zu finden,
Und gern verlafs ich alles, um Verkehr
Zu pflegen mit dem Weltall, zu empfinden,
Was, fehlt es auch an Worten mir, ich doch mufs künden.

[1]) Vgl. über diesen Zeitgenossen Aventins die Dissertation von Otto Kronseder, München 1899.

[2]) Der Versuch, einen fremden Dichter in deutschen Versen wiederzugeben, zumal wenn es sich um ein so schwieriges Versmafs handelt wie hier, ist aufserordentlich lehrreich. Nichts zeigt so genau die Eigenart der einzelnen Sprache und ihre Verschiedenheit von der andern. Mit Recht hat Bernays gesagt, dafs man bei solchen Übertragungen „dem Original des Dichters hart an der Seite bleiben und doch sich über das Wort des Originals hinausschwingen mufs“. Von einer wörtlichen Übersetzung kann hier zumal aus dem Englischen mit seinen vielen kurzen, besonders nur einsilbigen Wörtern keine Rede sein. Vor allem gilt es, das Wesentliche, den Grundgedanken des Dichters richtig zu erfassen und genau wiederzugeben, mit den einzelnen Wörtern und Ausdrücken aber mufs man mehr oder weniger frei schalten, sie müssen oft durch andere ersetzt oder weggelassen werden, häufig mufs man ganz andere Wendungen oder Bilder gebrauchen. Anregend ist es auch, nicht nur eine solche Übertragung mit dem Original, sondern mehrere derselben unter sich zu vergleichen. Ich habe erst nach Beendigung meines Versuches Gelegenheit gehabt, die Bearbeitung Böttgers kennen zu lernen (Byrons Sämtliche Werke von Ad. Böttger, 4. Aufl., Leipzig, Otto Wigand, 1854), sowie die Gildemeisters (Lord B.s Werke. Übersetzt von O. Gildemeister, 4. Aufl., Berlin, Georg Reimer, 1888).

Roll' weiter, tiefer blauer Ozean![1])
Wie manche Flotte spurlos dich durchzieht!
Die Erde zeigt des Menschen Macht, doch kann
Er über dich nichts, deiner Flut Gebiet
Zeigt dich allein als Herren, und man sieht
Auf dir nichts vom Verderben, das er bringt;
Er selbst nur ins Verderben oft geriet,[2])
Wenn er, ein Tropfen in der Flut, ertrinkt
Und sarglos, unbekannt, ohn' Grabgeläut' versinkt.[3])

Die Spur von ihm vergeht auf deinen Strecken;[4])
Frei bleibst du; du erhebest dich mit Macht
Und schüttelst ihn von dir, und was ihm Schrecken
Gibt für die Erde, hast du stets verlacht.
Du schleuderst ihn empor, eh' er's gedacht,
Im Spiel der Flut erbeben ihm die Glieder,
Und während er sich eitle Hoffnung macht,
Im nahen Hafen Heil zu finden wieder,
Wirfst tosend du von neuem ihn zur Erde nieder.[5])

In einigen Fällen werde ich in den Anmerkungen diese Übertragungen zum Vergleiche beiziehen. Die englischen Worte der obigen Stelle: There is society, where none intrudes, By the deep Sea .... gibt Böttger wieder: Gesellschaft gibt's, die sich nicht aufgedrungen Am Meer .... Daſs er das Wort intrude zwar beibehalten, aber den Satzteil nicht wörtlich übersetzt hat, kommt, wie vorhin erwähnt, weiter nicht in Betracht. Er hat dagegen den Sinn des Originals nicht richtig wiedergegeben. Davon ist hier keine Rede, daſs sich uns das Meer nicht zur Gesellschaft aufdrängt, sondern der Dichter will mit den Worten where none intrudes das Entzücken der Einsamkeit am Strande hervorheben, wo der Naturfreund allein und von anderen unbelästigt sein kann. (Vgl. die schönen Worte über Einsamkeit, Alleinsein mit der Natur canto II, 25 u. 26.)

[1]) Böttger: Roll' an, tiefblauer Ozean, roll' an! Eine sonderbare falsche Auffassung des englischen Roll on! Hier handelt es sich nicht um das Heranrollen der Wogen ans Ufer, sondern um das auch weiterhin noch vom Dichter betonte Unwandelbare, Ewige des Ozeans.

[2]) .... Nor doth remain A shadow of man's ravage, save his own, ... Böttger und Gildemeister beziehen die Worte save his own auf shadow. Gildemeister: ... von all dem Menschengraus bleibt keine Spur als seine eigne bloſs, ... Ich halte diese Beziehung für unrichtig und ergänze: save his own ravage. Letzteres Wort bedeutet hier nicht nur aktivisch die Verwüstung, Zerstörung, die der Mensch auf der Erde anrichtet, sondern auch in passivem Sinn die Vernichtung, die er auf dem Meere selbst erdulden muſs; deshalb habe ich es mit „Verderben" gegeben. Der Dichter will hervorheben, daſs der Mensch trotz seiner groſsen Macht unterliegt, sobald ein Stärkerer, der Ozean, über ihn kommt.

[3]) Gildemeister setzt in dieser Zeile statt without a grave „ohn' Ehr'" ein, wahrscheinlich um die Wiederholung: ohn' Grab' und Grabgeläut' zu vermeiden. Ehre versteht er dabei wohl im Sinne von äuſserer Ehrung. Sein Wortlaut ist aber schon deshalb zu verwerfen, weil ohn' Ehr' auch ehrlos bedeuten kann.

[4]) Böttger: Sein Fuſs tritt deine Pfade nicht. Das ist nicht wahr, und Byron sagt es auch nicht. Er schreibt: His steps are not upon thy paths. Step heiſst aber nicht Fuſs, sondern Fuſstapfe, Fuſsspur. Der Mensch „betritt also wohl des Meeres Pfade", aber er hinterläſst keinen bleibenden Eindruck darauf.

[5]) Die letzten 5 Zeilen heiſsen im englischen Text: Spurning him from thy bosom to the skies, And send'st him, shivering in thy playful spray And howling, to his Gods, where haply lies His petty hope in some near port or bay, And dashest

Kriegsflotten, die dem Donner gleich erschüttern
Der Städte Mauern, die auf Felsen stehen,
So dafs die Völker[1]) und die Herrscher zittern,
Die Riesenschiffe,[2]) welche, wie wir sehen,
Die Staubgebornen lassen stolz sich blähen
Als Herren über dich[3]) voll eitler Macht —
Sie sind dein Spielzeug, und wie Schnee zergehen
Sie in der Wogen Gischt, und es zerkracht
Trafalgars Beute[4]) wie auch der Armada Pracht.

Die Reiche, die an deinen Ufern blühten,
Assyrien, Rom, Carthago, Griechenland,[5])

---

him again to earth: — there let him lay (des Reimes wegen für lie). Man hat gezweifelt, ob die Worte to his Gods abhängig sind von howling oder von send'ts him. Ich bin entschieden für die letztere Auffassung. Die Gewalt des den Menschen emporschleudernden Meeres wird in dieser Strophe dreimal durch ähnliche Wendungen ausgedrückt: 1. thou dost arise And shake him from thee, 2. spurning him to the skies und 3. ganz gleichbedeutend send'st him to his Gods. Wer howling to his Gods zusammennimmt, müfste die Ergänzung zu 'send'st him' in 'where' sehen, was aufserordentlich gezwungen erscheint. Where ist entweder im Sinne von whereas aufzufassen, den es manchmal hat, oder man kommt auch mit der gewöhnlichen örtlichen Bedeutung zurecht: du sendest ihn zu seinen Göttern (d. h. du schleuderst ihn zum Himmel empor, mit der bekannten Übertreibung, vgl. Schillers Taucher: Bis zum Himmel spritzet der dampfende Gischt), auch da noch, an der Stelle, wo vielleicht seine armselige Hoffnung auf einen nahen Hafen oder eine Bucht sich verläfst, d. h. also wo irgend ein (some) schützender Hafen ganz nahe ist. August Mommsen in seinem Kommentar zu Childe Harold (Berlin, Weidmann, 1885) legt zuviel in die Worte, wenn er erklärt: „in der Nähe eines Platzes, wo er Handelsgewinn hoffte oder wo seine Heimat ist. Der Seefahrer wollte da seine Geschäftsfreunde besuchen oder die Seinen wiederseh'n . . ." Da die Übersetzer auf die Worte there let him lay nicht verzichten zu können glaubten, so kamen sie des Reimes wegen zu einer gezwungenen oder ganz unverständlichen Wendung. Böttger sagt: „Wenn er sich mag an nahe Buchten schmiegen," was man wenigstens noch versteht, und Gildemeister: „Wo Bucht und Damm sein enges Glück umschmiegen," was mir ganz unverständlich erscheint.

[1]) Gildemeister läfst nations weg und schwächt damit die Stelle ab.

[2]) Böttger zeigt hier ein schlecht klingendes Beispiel eines nur wegen des Reimes gebrauchten Füllwortes, wenn er schreibt: Die eichenripp'gen (so mufs es natürlich heifsen statt des infolge eines Druckfehlers gesetzten eigenripp'gen) Leviathans eben, die ihren Erdenschöpfer erst erheben . . . .

[3]) Böttger: Dafs er sich Herr und Kriegsgebieter wähnt. Auf eine der beiden Bezeichnungen des englischen Textes: lord of thee and arbiter of war haben auch Gildemeister und ich verzichten müssen; aber wir haben das hier weniger wichtige arbiter of war weggelassen, während Böttger die gerade hier bedeutungsvollen und notwendigen Worte: lord of thee nicht ausdrückt. Byron spielt hier deutlich auf die eitle Überhebung seiner Landsleute an, die sich so gern die Herren des Meeres nennen. Vgl. das bekannte Lied Thomsons: Rule Britannia, rule the waves und die Worte in Sailor's Song: And 'tis our endeavour, In battle and breeze That England shall ever Be lord of the seas.

[4]) Mommsen: „Die Beute bei Trafalgar konnten die Engländer zum Teil nicht nach Gibraltar retten, sondern waren infolge der Ungunst der Elemente genötigt sie zu zerstören."

[5]) Bei Gildemeister fehlt Assyrien, bei Böttger Carthago. Im übrigen haben sie gleich mir die gewöhnliche Lesart in dieser Strophe zu Grund gelegt: Thy waters wasted them while they were free. Da diese Lesart angezweifelt wird, so mufs ich am Schlufs noch einmal ausführlicher darauf zurückkommen. Sowohl

Sie sind dahin; doch deine Wasser wüten
Noch heut' wie je; der Reiche Macht verschwand,
Der fremde Zwingherr sie in Fesseln band,
Verschwunden, öde sind sie, dich jedoch
Unwandelbar trotz Wogenspiel man fand,
Die Zeit zwingt dir allein nicht auf ihr Joch,
So wie der Schöpfungstag dich sah, so rollst Du noch.

Du prächt'ger Spiegel, der zurück uns strahlt
Das Antlitz des Allmächt'gen; jederzeit,
Still oder brausend in des Sturms Gewalt,
Allüberall erhaben, endlos weit,
Das majestät'sche Bild der Ewigkeit,
Der Thron des Unsichtbar'n wirst stets du sein;
Manch Ungeheuer Schrecken dir verleiht;
Die Herrschaft aller Zonen, sie ist dein;
Du rollst gefürchtet, unergründlich und allein.[1])

Wie vorhin erwähnt, erfordert der Text zu Strophe 182 eine genauere Besprechung. Der gewöhnliche Text lautet im Englischen:

Thy shores are empires, changed in all save thee —
Assyria, Greece, Rome, Carthage, what are they?
Thy waters wasted them while they were free,
And many a tyrant since; their shores obey
The stranger, slave, or savage; their decay
Has dried up realms to deserts: — not so thou.
Unchangeable save to thy wild waves' play etc.

Gildemeister als ich haben die ganze schwierige Strophe sehr frei übertragen und nur den Hauptgedanken auszudrücken gesucht. Böttger schliefst sich zwar enger an den Grundtext an, kommt aber infolge hiervon und unter dem Einflufs des Reimes zu andern Mängeln und Sonderbarkeiten. So schreibt er für waste „begraben", was entschieden zu stark ist. Der Plural: diese Borden für Ufer ist sehr kühn. Kaum zu billigen ist: Durch ihren Fall sind Reiche wüste Schollen, noch weniger: Doch dich vermochte tilgend nichts zu morden. Zu beanstanden ist auch die folgende Zeile: Zeit konnte deiner Stirn nicht Furchen zollen. Man sagt zwar: Ich zahle der Zeit in den Spuren des Alters meinen Zoll, aber doch nicht umgekehrt: Die Zeit zollt mir Furchen oder dgl.

[1]) Böttger und ich sahen uns genötigt, einiges im englischen Text hier wegzulassen oder zu kürzen. So habe ich the pole und the torrid clime nur zusammengefafst in dem Wort allüberall, womit ich wenigstens den allgemeinen Sinn wiedergegeben habe. Wenn aber bei Böttger die Worte: each zone Obeys thee vollständig fehlen, so ist das ein entschiedener Mangel. Diese Worte sind gerade hier am Schlufs von Bedeutung, weil sie das vorher vom Dichter im einzelnen Ausgeführte kurz und kräftig noch einmal zusammenfassen: die Allgewalt des Ozeans. Der vorhergehende Ausdruck bei Böttger: Nachtdunkles, heil'ges Bild der Ewigkeiten! ist gleichfalls zu mifsbilligen. Das erste Wort soll wohl das englische dark-heaving ersetzen; aber abgesehen davon, dafs dieses Wort im Grundtext eine ganz andere Beziehung hat, wird bei Böttger auch der Gedanke unrichtig; denn das Meer ist doch ein Bild der Ewigkeit nicht blofs dann, wenn es „nachtdunkel" ist. Gildemeister ist die Übertragung dieser Strophe im engen Anschlufs an den englischen Text sehr gut geglückt. Es ist daran nur auszusetzen, dass die Übersetzung von eternity mit „Weltall" (Thron des Verborgnen, Weltalls Widerschein) unrichtig und in der letzten Zeile „ernst" für dread zu schwach ist.

In A. Mommsens Kommentar lesen wir nun, dafs statt der Worte wasted them die 1873 bei John Murray erschienene englische Ausgabe die Lesart hat: wash'd them power, die auch Mommsen in seinen Text aufnimmt, obwohl er sie einen „befremdlichen Ausdruck" nennt und in seiner Einleitung S. XXXIII mit Recht hervorhebt, falls diese Worte wirklich in dem von der Buchhandlung John Murray aufbewahrten Manuskript Byrons stünden, bleibe die gewöhnliche Lesart rätselhaft. Er meint, jene Worte seien vielleicht doch nur eine „moderne Emendation, die nicht auf den Zügen der Byronschen Feder beruhe". Den Sinn der Worte, falls sie richtig seien, sucht er so zu erklären: „Deine Wasser spülten jenen Reichen Macht zu." Das scheint mir formell und inhaltlich hier nicht zu passen. Mit to wash verbindet sich der Begriff des Bespülens und des Wegspülens, nicht aber des Zuspülens. Vgl. unter wash bei Webster: 3. to waste or abrade by the force of water in motion und 4. to remove by washing, to take away by the action of water. Ferner ist zwar der Gedanke, dafs die See den Staaten Reichtum und Macht verleiht, an sich ganz richtig; aber er soll an dieser Stelle schwerlich zum Ausdruck kommen. Dem ganzen Zusammenhang nach soll doch hier vor allem die Unwandelbarkeit des Meeres gegenüber dem beständigen Wechsel in allem menschlichen Thun und Werk hervorgehoben werden und dann, wie vorher die überlegene Herrschaft des Ozeans über einzelne Menschen, so hier seine Gewalt über ganze Völker und Staaten, einerlei ob sie frei und mächtig sind (while they were free) oder ob ein fremder Eroberer (tyrant) sich ihrer bemächtigt hat, über den ja gleichfalls wieder das Meer seine Herrschaft ausübt. Vgl. in Str. 183: each zone obeys thee.[1]) Deshalb halte ich es auch nicht für richtig, wenn Mommsen in Zeile 4 mit Darmesteter die Interpunktion ändert und das Semikolon nach since wegläfst, wofür er nach obey ein Komma einsetzt. Er erklärt die Stelle so: „und seither haben die Reiche ihre Selbständigkeit eingebüfst und sind unter Gewaltherrschaft geraten (their shores, d. i. they obey many a tyrant)". Damit wäre eben wieder nur der Wechsel in den menschlichen Dingen, nicht aber die jederzeit gültige Herrschaft des Meeres über sie ausgedrückt. Wenn die Lesart wash'd them power wirklich richtig wäre, was ich nicht glauben kann, so könnte sie, meine ich, nach dem Zusammenhang nur in dem der Auslegung Mommsens entgegengesetzten Sinn verstanden werden: deine Wasser nahmen jenen Reichen und später ihren Eroberern Macht weg. Das wäre nun allerdings gleichfalls ein „befremdlicher Ausdruck" und würde doch nur dasselbe bedeuten, was nach der gewöhnlichen Lesart wasted them viel einfacher gesagt ist. Nun kommt freilich noch eine Schwierigkeit dazu. Mommsen erwähnt, Byron selbst habe brieflich die Worte wasted them while

[1]) Aus diesem Grunde ist auch Mommsens Vorschlag, wasted durch foster'd zu ersetzen, abzuweisen. — Ich habe in meiner Übertragung den Gedanken von der unwandelbaren Gewalt des Meeres mit den Worten auszudrücken gesucht: Doch deine Wasser wüten noch heut' wie je. Gildemeisters Wendung: Weltreiche hat dereinst dein Schaum benetzt — ist viel zu schwach.

für sinnlos erklärt. Aber wohlgemerkt, ohne eine andere Lesart dafür anzugeben! Er empfahl vielmehr, in seinem Manuskript nachzusehen. Sollte er, da ihm entschieden die Stelle nicht mehr genau in Erinnerung war, jenen Ausspruch in dem Briefe nicht vielleicht nach nur oberflächlicher Betrachtung der Worte und ohne Berücksichtigung des ganzen Zusammenhangs gethan haben? Wie gesagt, für sinnlos kann ich die gewöhnliche Lesart nicht halten, sie erscheint mir sogar so lange als die bessere, bis man das Manuskript des Dichters noch einmal gründlich verglichen und das Ergebnis dieser Vergleichung genau veröffentlicht hat.

Nürnberg. Christian Eidam.

Ein rätselhafter elektrischer Versuch.

Zur Ausführung dieses Versuches hat man zunächst vier einfache Apparate anzufertigen, deren Beschreibung erfolgen soll.

Von einem Lampencylinder mit 5 cm Durchmesser schneidet man mittels eines Bindfadens in bekannter Weise ein 9 cm langes Stück ab. Diesen Cylinder stellt man dann auf ein Brett, in welches eine Nut eingedreht ist, so dafs der Cylinder hineinpafst und einen festen Stand hat. Hierauf nimmt man einen runden Kork von 1 cm Dicke, der den Cylinder oben verschliefst, bohrt in die Mitte des Korkes ein Loch und steckt durch das Loch ein 4 mm dickes und 80 mm langes Messingröhrchen, das oben eine kleine Kugel trägt. An der Stelle, wo das Röhrchen in dem Korke steckt, umwickelt man das Röhrchen mit Guttaperchapapier, oder man setzt in den Kork einen durchbohrten Kautschukzapfen ein, in welchen das Röhrchen, das man mit einem Gewinde versieht, eingeschraubt ist. Ungefähr 4 cm des Röhrchens befinden sich oberhalb und ungefähr ebensoviel unter dem Kork. Das untere Ende des Röhrchens feilt man keilförmig an beiden Seiten zu und klebt an jede Seite einen Aluminiumblattstreifen von 4 mm Breite und 3 cm Länge. Hierauf setzt man den Kork oben auf den Cylinder; dieses Elektroskop einfachster Art soll als Elektroskop 1 bezeichnet werden.

Zur Anfertigung des zweiten Apparates nimmt man einen Erlenmeyerkolben und einen Kautschukpropf, der genau in den Hals des Kolbens pafst. In den Kautschukpropf bohrt man ein Loch und steckt in dasselbe ein Messingrohr von 20 cm Länge und 6 mm Durchmesser, in welches unten eine Kugel eingeschraubt ist. 4 cm oberhalb der Kugel bohrt man in das Rohr rechts und diametral links ein Loch, schneidet ein Gewinde hinein und schraubt zwei Häkchen darin fest; in jedes derselben hängt man einen Aluminiumblattstreifen von 5 cm Länge und 5 mm Breite. Hierauf steckt man das Rohr durch den Kautschukpropf und schraubt oben eine kreisrunde Metallplatte von 8 cm Durchmesser und 3–4 mm Dicke auf. Die untere Seite der Metallplatte befindet sich 4 cm über dem Erlenmeyerkolben. Auf die Metallplatte legt man ein genau passendes, kreisrund ausgeschnittenes Stück Guttaperchapapier und stellt darauf eine gleichgrofse Metallplatte,

in welche man in der Mitte einen Kautschukfederhalter eingeschraubt hat. Hiemit ist der zweite Apparat fertig, welcher ein Elektroskop mit Kondensator vorstellt und als Elektroskop 2 bezeichnet werden soll.

Befinden sich die beiden Apparate in der physikalischen Sammlung, so kann man sich die Mühe der Selbstanfertigung ersparen.

Als dritten Apparat braucht man eine Zambonische Säule von 19 cm Länge und 18 mm Durchmesser, deren Füllung aus Gold- und Silberpapierplättchen besteht. Oben und unten befindet sich an der Kappe der Säule je eine Schraube, um die Papierplättchen aneinander pressen zu können. Diese Säule werden wir als Säule 1 bezeichnen.

Der vierte und letzte Apparat ist eine Trockensäule von 8 cm Länge und 5 mm Durchmesser, deren Füllung aus kreisrunden Silberpapierscheibchen besteht, die auf der einen Seite mit chemisch reinem Bleisuperoxyd ($Pb O_2$) bestrichen sind. Diese kleine Säule soll als Säule 2 oder als Nernstsäule bezeichnet werden.

Dies sind sämtliche zu dem Versuch notwendigen einfachen Apparate.

Hält man nun die Säule 2 an den Knopf des Elektroskops 1, so gehen die Aluminiumblättchen auseinander und bilden einen Winkel von über 30°, was einer Spannung von über 500 Volt entspricht. (Ein Winkel der Aluminiumblättchen von 26° entspricht nach Ayrton einer Spannung von 500 Volt.)

Bringt man jetzt Säule 1 in gleicher Weise an den Knopf des Elektroskops 1, so bemerkt man entweder gar keine oder nur eine ganz geringe Divergenz der Aluminiumblättchen, woraus man den Schlufs zu ziehen berechtigt ist, dafs die Spannung der Säule 1 bedeutend geringer ist als die Spannung der Säule 2. Nun hält man Säule 2 an die eine Metallplatte des Elektroskops 2, berührt die andere Platte mit dem Finger, um die Influenzelektrizität entgegengesetzter Art abzuleiten, entfernt dann den Finger, hierauf die Säule 2 und hebt jetzt die obere Platte mittels des eingeschraubten Kautschukfederhalters ab. Man beobachtet keine oder nur eine geringe Divergenz der Aluminiumstreifen des Elektroskops 2.

Stellt man jetzt den soeben beschriebenen Versuch in genau derselben Weise mit der Säule 1 an, so erhält man eine so starke Divergenz der Aluminiumstreifen, dafs dieselben an die Wand des Glaskolbens schlagen und einen Winkel von mehr als 180° miteinander bilden.

Daraus wird man den Schlufs ziehen, dafs Säule 1 eine weit gröfsere Spannung besitzt als Säule 2, während man bei dem Versuch mit dem Elektroskop 1 geschlossen hatte, dafs Säule 2 eine viel höhere Spannung besitzt als Säule 1.

Um zu erfahren, was wohl der Grund dieser auffallenden Erscheinung ist, wurde die gesamte Akkumulatorenanlage der hiesigen vogtländischen Baumwollspinnerei in bereitwilligster Weise zur Verfügung gestellt. Mefsapparate, um die Kapaziät des Plattenkondensators

zu bestimmen, standen nicht zur Verfügung, und so mufste versucht werden, ob sich nicht mit Hilfe der Akkumulatorenbatterie eine Erklärung erzwingen liefs. Die Akkumulatorenbatterie war auf 160 Volt geladen. Eine in die Leitung geschaltete Bleisicherung liefs einen Strom von 25 Ampère durch; die Sicherung wurde bei den Versuchen nicht durchgeschmolzen. Hielt man den einen Poldraht der Akkumulatorenbatterie an die untere Platte des Konsendators, den anderen Draht an die obere Platte und entfernte die beiden Drähte gleichzeitig, so erhielt man nach Abheben der oberen Platte einen Ausschlag der Aluminiumstreifen bis an die Wand des Glaskolbens, so dafs die Aluminiumstreifen einen Winkel von mehr als 180^{0} bildeten.

Hielt man nur den +Poldraht an eine Platte des Kondensators, während der —Poldraht zum Boden abgeleitet war oder frei auf dem Tische lag, so erhielt man nach Abheben der oberen Platte denselben Ausschlag. Selbsverständlich war die Influenzelektrizität der entgegengesetzten Art zuvor durch Berühren der anderen Kondensatorplatte abgeleitet worden. Der —Poldraht der Batterie gab kein so gutes Resultat, wahrscheinlich, weil irgend ein Isolationsfehler in der —Leitung vorhanden war.

Hielt man einen Poldraht der Batterie an das Elektroskop 1, so divergierten die Aluminiumstreifen nur wenig.

Nun wurde der eine Poldraht einer einzigen Zelle der Batterie mit der oberen und der andere Poldraht dieser einzigen Zelle mit der unteren Platte des Kondensators verbunden. Man erhielt nach dem Abheben der oberen Platte keinen Ausschlag, ebensowenig, wenn der Versuch mit 2; 3 und 4 Zellen angestellt wurde. Erst als man 5 hintereinandergeschaltete Zellen zu dem Versuch benutzte, erhielt man einen kleinen Ausschlag, der sich steigerte, als man 6; 7 und 8 Zellen benutzte, so dafs man am Schlufs mit 16 Volt arbeitete.

Der Winkel, den die beiden Aluminiumstreifen im letzten Falle miteinander bildeten, betrug ungefähr 60^{0}.

Eine gröfsere Anzahl von Zellen einzuschalten, um zu sehen, bei welcher Verbindung der Ausschlag der Aluminiumstreifen anfängt 180^{0} zu betragen, liefs sich nicht ermöglichen, da die einzelnen Zellen mit Ausnahme der letzten 8 alle mit einander verlötet sind.

Da sich nun bei 16 Volt Spannung und der grofsen Elektrizitätsmenge, die sich in den 8 Akkumulatorenzellen befindet, keine so starke Wirkung erzielen liefs, wie mit der Säule 1, so mufs geschlossen werden, dafs nicht die Menge der Elektrizität allein, sondern auch die höhere Spannung der Säule 1 den grofsen Ausschlag am Elektroskop 2 hervorbringt.

In welcher Weise jedoch die Ladung des Kondensators von der auf eine oder auf beide Platten gebrachten Elektrizitätsmenge und von der freien Spannung der Säule 1 und 2 oder der Akkumulatorenbatterie abhängig ist, liefs sich wegen Mangel von geeigneten Mefsapparaten nicht feststellen.

Mit Hilfe einer gröfseren Anzahl verschiedener geaichter Trocken-

säulen würde es jedoch nicht schwer fallen, das Rätsel dieser auffallenden Erscheinung zu lösen.

Inzwischen ist von Herrn Geheimrat Dr. A. Staby in Charlottenburg ein Brief eingetroffen, worin es heifst:

„Eine Erklärung Ihres Versuches, den ich wiederholt und bestätigt gefunden habe, scheint mir darin gesucht werden zu müssen, dafs die Nernst-Säule eine gröfsere Spannung und zugleich eine wesentlich geringere Kapazität als die Zamboni-Säule besitzt.

Hof. Adami.

Die Gleichheit in der Planimetrie.

In ihrem Aufsatz „Aus dem Geometrie-Unterrricht", S. 537 des vorigen Jahrganges dieser Blätter, geben die Kollegen Dietsch und Sievert die Definition „Zwei ebene Figuren sind flächengleich, wenn sie sich auf irgend eine Weise in eine algebraische Summe von Teilen zerlegen lassen, die paarweise kongruent sind". Damit verfallen sie in den Fehler zu definieren, wo nicht mehr zu definieren ist. Der Begriff „gleich" entstammt der allgemeinen Gröfsenlehre, pafst damit ohne weiteres für jede Gröfsenart und mufs geheiligt sein gegen jegliche Umrenkung und Adaptierung, gleichviel in welchem Anwendungsgebiet man auf ihn stöfst. „Gleiche sind, was die Gröfse bez. Ausdehnung anlangt, gegenseitig Ersetzbare." Dafs nun die Ausdehnung eines Dreiecks und dgl. seine Fläche ist, steht für jedermann wohl von Haus aus fest und braucht als selbstverständlich nicht ausdrücklich definiert zu werden. (Vgl. auch meine Parallele des Winkels mit den drei Ringen.) Die Gleichheit von Figuren kann aber auf dreifache Weise konstatiert werden. Erstens zugleich mit der Thatsache der übereinstimmenden Gestaltung (Kongruenz). Zweitens mit derjenigen Thatsache, dafs die Figuren aus paarweise kongruenten Teilen gefügt sind — das algebraisch obiger Definition ist eine übermäfsige Subtilität —, drittens — durch Nichtberücksichtigen dieses Falles sind die Herren Kollegen noch in den Fehler unvollständiger Definition verfallen — mit infinitesimalem Kalkul.

Die Konstatierungen der Gleichheit im zweiten Fall zählen zu den besten Übungen. Aber man mufs Mafs halten, weil das Jahrespensum der 6. Klasse infolge der Zusammensetzung aus den abstrakteren mathematischen Kapiteln ohnehin zu den schwierigsten gehört. Der zweite Teil der Kongruenzlehre, unter welchen unser Gegenstand fällt, macht eine erfreuliche Ausnahme. Hier erledige ich u. z. zusatzweise zum Viereckskongruenzsatz („Auf gleiche Töpfe passen gleiche Deckel", ist zutreffendes Bild für den Kernteil des Satzes) diesen zweiten Fall, vermeide absichtlich den Formalismus, welcher im Hineindefinieren der Gleichheit liegt, und erschliefse ihn ketzerhafter Weise am Parallelogramm. Die Voraussetzung gleicher Höhen wird durch Einpassen der Parallelogramme in ein um die übereinstimmende Höhe abstehendes Parallelenpaar ausgenützt. Rückt man die Parallelogramme da vollständig auseinander, so beobachtet der Schüler ein paar chinesische

Damenhufe, deren einer um das vorsteht, um welches in der gleichen Gestaltung der andere zurücksteht, und in der Empfänglichkeit der Schüler für das Komische und Groteske hat man dabei den besten Bundesgenossen, die Beweisführung unvergefslich zu machen.

Bamberg. Moroff.

Über Primaner- und andere Schülervereine.[1])

Es ist noch nicht lange, nämlich kaum 5 Jahre her, dafs ich zum erstenmale von Vereinen hörte, wie sie mein Thema im Auge hat.

In einer Gesellschaft war die Rede von dem leidigen Schülerverbindungswesen, welches sich in verbotenen Kneipereien erschöpfe und andere schlimme Dinge im Gefolge habe, so dafs es viele Schüler körperlich und geistig tief schädige, und ich äufserte hiezu den Gedanken, es gebe doch gegen alles Mittel, es komme m. E. darauf an, den vorhandenen Trieb zur Bündelei und äufseren Bethätigung, der sich nun einmal nicht einfach durch Repressivmafsregeln beseitigen lasse, in die richtigen Bahnen zu lenken. Ich erwähnte dabei den Satz des Aristoteles, dafs es in aller Erziehung gelte, Triebe zu veredeln, und dafs es thöricht wäre, sie einfach negieren und unterdrücken zu wollen, wie auch Horaz sagt: naturam expellas furca, tamen usque redibit.

In unserer Gesellschaft befand sich ein Student, der das Gymnasium in Eisleben besucht hatte. Er hatte ziemlich verwundert zugehört und teilte nun mit, was ich hier im Sinne habe, sei am Gymnasium in Eisleben bereits in die Wege geleitet und praktisch erprobt. Verbotene Schülervereinigungen kenne man dort nur vom Hörensagen; dafür gebe es in Eisleben seit vielen Jahren nicht blofs gebilligte, sondern von der Anstaltsleitung sogar in jeder Weise protegierte Schülervereine, die organisiert seien i. e. ihre vom Direktor genehmigten Statuten hätten, nach denen sie sich alljährlich ihren Vorsitzenden, Schriftführer etc. wählten und sich ihrem Zwecke gemäfs wöchentlich meist einmal auf 1—2 Stunden versammelten. Es gebe daselbst drei solcher Vereine: einen Turn-, einen Gesang- und einen literarischen Verein; die meisten Schüler der Prima und Sekunda gehörten einem der drei Vereine an; der Turnverein turne auf dem Turnplatz oder im Turnsaal, der Gesangverein musiziere und halte seine Proben in der Aula oder einem zur Verfügung gestellten Lehrzimmer, der Leseverein komme abwechselnd in einem Zimmer eines Mitgliedes zusammen. Jährlich trete jeder Verein einmal an die Öffentlichkeit und zwar zur Feier des Stiftungsfestes, welches in höchst gelungener Weise in Anwesenheit der meisten Lehrer, der Eltern, der Honoratioren und früherer Mitglieder zu verlaufen pflege. Diese Vereine hätten sich sehr bewährt: die Schüler seien mit Leib und Seele dabei und die Schule begünstige sie, wie gesagt, sehr.

---

[1]) Vortrag, gehalten von G.-Prof. Dr. Gebhard (München) auf der 21. Generalversammlung zu Regensburg am 13. April 1901.

Der genannte Herr schien mir durchaus vertrauenswürdig; dennoch oder gerade deshalb vergewisserte ich mich über die Sache bei dem Direktor des Gymnasiums in Eisleben, und dieser bestätigte mir in ausführlicher Darlegung vollinhaltlich das Gesagte und soeben Mitgeteilte. Auch legte er mir die Programme des letzten Stiftungsfestes jedes der drei Vereine bei, die im Herbste des vorausgegangenen Jahres stattgefunden hatten; es war beim literarischen und beim Gesangverein je das 17te, beim Turnverein das 14te.

Ich hatte das Glück, hier gleich bei der ersten Nachfrage das zu finden, was ich mir in meinen Ideen schon längere Zeit zurechtgelegt hatte. Besonders erfreut war ich, dem Briefe des Herrn Direktors des Eislebener Gymnasiums, Weicker, dem ich auch an dieser Stelle besten Dank aussprechen möchte, entnehmen zu können, dafs sich diese Vereine bewährt hätten.

Zur allgemeinen Information mögen folgende Notizen und Winke dienen, die ich dem genannten Briefe verdanke: „Die Zahl der Mitglieder der drei Vereine ist ungefähr gleich grofs und dauernd 16—20. Teilnehmer dürfen nur Schüler der Primen und Sekunden sein (Zuziehung von Obertertianern zum Turnverein hat nur kurze Zeit gedauert). Die Beteiligung der Schüler ist sehr rege und fast allgemein, von 65 Schülern der I. und II. gehören 55 den Vereinen an und sie verteilen sich, wie gesagt, ziemlich gleichmäfsig auf die drei Vereine; zwei Vereinen zugleich anzugehören wird selten nachgesucht und gewährt. Die Schüler melden ihren Beitritt beim Direktor an, der kaum einmal nötig gehabt hat, es einem zu versagen. Im übrigen regieren die Schüler sich selbst und leiten auch die technischen Übungen. Im Anfang haben die Leitung des literarischen Vereins Lehrer gehabt; das hat aber schon lange aufgehört; zu den Übungen des Turnvereins kommt gelegentlich der Turnlehrer; aber im ganzen sind die Vereine selbständig und werden nur von weitem beobachtet. Sie wählen sich selbst ihren Vorstand, meist aus drei Mitgliedern bestehend, einen Vorsitzenden zur allgemeinen Geschäftsleitung, einen Vorsänger oder Vorturner, einen Kassenwart, der literarische Verein noch einen Bibliotheksverwalter. Der Beitrag beträgt 50 Pfg. monatlich, im lit. Verein noch 25 Pfg. jedes Vierteljahr für die Bibliothek. Diese, durch Ankauf und gelegentliche Geschenke verstärkt, umfafst ca. 350 Werke; begreiflicherweise läfst sie bei der Art ihrer Entstehung systematische Vollständigkeit vermissen. Der lit. Verein versammelt sich an einem bestimmten Tage der Woche von 8—10 Uhr abends in der Wohnung eines Mitglieds, wobei es natürlich oft schwierig ist, ein für eine so grofse Zahl genügendes Zimmer zu finden. Meistens lesen sie Dramen mit verteilten Rollen, wobei auch der Aufbau des Stücks u. s. w. besprochen wird; daneben werden nach freier Wahl gelernte Gedichte deklamiert und das dann mündlich und schriftlich rezensiert. Dabei wird geraucht und viel Wasser getrunken; doch kommt es auch vor, dafs einer Bier spendiert. — Der Turnverein turnt wöchentlich eine Stunde nachmittags auf dem dicht am Gymnasium gelegenen Turnplatze oder in der Turnhalle. — Der Gesangverein übt auch

nur eine Stunde in der Woche nach dem Vormittagsunterrichte im Singsaale oder einem Lehrzimmer. Eine Zeit lang hat auch ein Instrumentalmusikverein bestanden; doch ist er schon lange eingegangen.

Der gewöhnliche Betrieb kostet also die Schüler nicht viel Zeit; mehr Zeit aber, dann und wann auch viel, verwenden sie auf ihre Übungen, wenn sie an die Öffentlichkeit treten wollen. Dies geschieht von seiten des Turnvereins bei dem jährlich stattfindenden Schauturnen der Schule, in diesem Jahre auch bei der Feier unseres Jubiläums. Seit einigen Jahren singt auch der Gesangverein neben dem Schülerchor bei einem jährlich wiederkehrenden Schulaktus. Die Hauptvorbereitung erfordert aber das Stiftungsfest, wozu die Vereine auch den Hauptteil ihrer Beiträge verwenden. Nach einem Spaziergange kommen sie in einem nahe der Stadt gelegenen Wirtshause zusammen, wo nach einem aus der Kasse bezahlten Abendbrote jeder Verein seine Künste zeigt: der Gesangverein singt und spielt; der Turnverein führt Reigen oder sonstige turnerische Leistungen vor, der literarische Verein führt ein kleines Stück auf (diesmal den „zerbrochenen Krug" von Kleist); dabei wird natürlich gesungen und getrunken, Reden gehalten u. s. w. Dazu laden sie ihre früheren Mitglieder ein, die auch möglichst zahlreich erscheinen oder wenigstens Glückwünsche für das fernere Blühen des Vereins schicken. Aufser einigen Lehrern, die sämtlich dazu eingeladen werden, kommen auch Väter der Mitglieder hin und die Vorstände der beiden anderen Vereine, denn auf ein freundschaftliches Verhalten der Vereine unter einander wird Wert gelegt.

Natürlich spielt dabei mithinein die Neigung der jungen Leute, sich aufzuspielen und etwas besonderes zu sein; aber sowenig zu verkennen ist, dafs in diesem Hervortreten an die Öffentlichkeit und dem Wichtigthun eine Gefahr liegen kann, ist doch zu sagen, dafs bis jetzt noch keine üblen Wirkungen von dem Vereinsleben zu verspüren waren. Das Gute hat es jedenfalls, dafs Schülerverbindungen gewöhnlicher Art seit langem hier nicht existiert haben. Es kommt dabei natürlich auf den Geist an, der die jeweilige Generation beseelt, und auf die Energie, mit der der Präses Zucht und Ordnung aufrecht erhält und etwa sich einschleichende Mifsbräuche unterdrückt. Soferne also keine Änderung zum Schlechten eintritt, werde ich, schreibt mir der Herr Direktor, diese Vereine, die ich hier schon vorgefunden habe, gerne weiter bestehen lassen; denn aufser der Pflege der Künste wird in ihnen auf eine geordnete und meist unschädliche Weise der Trieb der erwachsenen Jugend zu geselliger Vereinigung in besonderen Formen befriedigt.

Inwieweit nun in einer Grofsstadt und bei den Gewohnheiten Ihrer Schüler sich ähnliches durchführen läfst, weifs ich nicht zu sagen, doch glaube ich immerhin zu einem Versuche raten zu dürfen etc." Soweit die Mitteilungen meines Herrn Gewährsmanns.

Meine Absicht, von der Sache Gebrauch zu machen, wurde aus äufseren Gründen verzögert. Man sagte mir, solches könne wohl aus-

nahmsweise sich bewähren, aber es frage sich, ob es in Bayern viel Gymnasien gebe, an denen sich ein Gleiches oder etwas Ähnliches probieren lasse. Ich liefs die Sache liegen, zumal es an anderer Beschäftigung nicht fehlte.

Von neuem angeregt wurde ich jedoch durch die Verhandlungen des letzten Landtags. Der Abgeordnete Herr Dr. Andreä, wie auch Se. Exzellenz der Herr Kultusminister äufserten nämlich daselbst bei Besprechung der Schuldisziplin und des Unwesens der verbotenen Schülerverbindungen Gedanken, die mit den meinigen zusammenzutreffen schienen.

Herr Abg. Dr. Andreä sagte nämlich (in der Sitzung vom 28. April 1900; IV. 212 f.)[1]: Gegen die geheimen Verbindungen helfe nicht die Dimission, eher ein geeigneter Verkehr mit der Jugend selbst, so z. B. durch Errichtung von Primanervereinen, und er verlas sodann mit Einwilligung des Herrn Präsidenten den Brief eines Mannes, der hierüber Erfahrungen gemacht hatte; der Brief lautete: „Wir Lehrer haben hier durch Einrichtung der „Primanervereine" besonders gute Gelegenheit, davon Kenntnis zu erhalten, was die Schüler wirklich bewegt, und auf deren Streben einzuwirken. Diese Primanervereine, von denen der eine bereits vor Jahren unter lebhafter Beteiligung der alten Herren aller Fakultäten sein 25jähriges Stiftungsfest gefeiert hat, geben bei uns dem geselligen und wissenschaftlichen Leben der Primaner einen ganz bestimmten Halt. Dafs gelegentlich „auch einmal etwas vorkommt", ist selbstverständlich, dafür haben uns diese Vereine aber bisher die Pest der Schülerverbindungen abgewehrt. Sie haben den Primanern einen angemessenen Übergang von der Gebundenheit der Schule zur Freiheit des Lebens ermöglicht; sie haben endlich dem ungezwungenen Verkehr von Lehrern und Schülern auf das beste gedient. Neben dem lebhaften Betrieb des Turnens und der Turnspiele verdanken wir hier unter anderem auch den Primanervereinen die durchaus gesunden Verhältnisse unserer heranwachsenden Jugend."

Se. Exzellenz Minister Dr. von Landmann erwiderte hiezu in der nächsten Sitzung (am 30. April; cf. IV. 221): „Einverstanden bin ich damit, wenn empfohlen wird, dafs das Verbindungswesen nicht blofs durch Strafen zu bekämpfen sei, sondern dafs auch durch die Schaffung von Einrichtungen, welche die Schüler auf bessere Bahnen lenken, geholfen werde, insbesondere dadurch, dafs eine Art angemessener Geselligkeit bei den Schülern möglichst begünstigt werde. („Sehr richtig!" verzeichnet hier der Landtagsbericht.) Das ist auch mein Bestreben und darauf läuft es hinaus, wenn z. B. in der letzten Klasse das einmalige Ausgehen in der Woche gestattet wird, wobei den jungen Leuten empfohlen wird, namentlich Musik zu pflegen, und noch besser ist die Anleitung der Jugend zu den Jugendspielen. („Sehr richtig!") In dieser

[1]) Vgl. auch den Landtagsbericht (von Brand) in den „Blättern" 1900, S. 715 f.

Beziehung kann, glaube ich, noch viel geschehen, und es freut mich, wenn das ganze Haus, wie mir scheint, mit dieser Art der Förderung des Unterrichts und der Disziplin an den Gymnasien einverstanden ist."

Diese beiden Äufserungen veranlafsten mich, der Sache von neuem nachzugehen. Ich benützte das schon öfter bewährte Mittel einer Umfrage in allen Teilen Deutschlands. Ich versandte ca. 25 Formulare. Die Fragen lauteten:

1. Bestehen bei Ihnen Primanervereine? wenn ja,

2. Was für Vereine bestehen? (Gesang-, Turn-, lit. Vereine und ähnliche?)

3. Wie sind sie organisiert? wie oft, wo vereinigen sie sich?

4. Wie werden die Beziehungen zum Anstaltsleiter aufrecht erhalten? wie verhalten sich die Lehrer dazu?

5. Wie lange bestehen sie schon? welche Erfahrungen hat man damit gemacht?

Ich erhielt so genügend viel Material, um ein Bild zu gewinnen.

Wertvollen Stoff lieferten mir auch unter anderem einige Protokolle der preufs. Direktorenkonferenzen, einige Jahresberichte und ein Bericht des Direktors Dr. Duden (Hersfeld) in der 5. Generalversammlung des hessen-nassauischen Provinzialvereins vom Jahre 1878 über „Schülerverbindungen". Bei meinen Anfragen wandte ich mich nach Preufsen (Tilsit, Brandenburg, Berlin, Guben, Stettin, Breslau, Magdeburg, Kiel, Rendsburg, Husum, Wiesbaden, Kassel, Hannover), nach Sachsen, Württemberg (Stuttgart, Ulm), Baden (Heidelberg und Freiburg), Hessen (Darmstadt), Mecklenburg (Wismar), Sachsen-Weimar (Jena), Oldenburg, Braunschweig (Holzminden), Bremen und zwei bis drei anderen Städten mit Gymnasien. Von all den vorgenannten Orten kamen Antworten.

„Fehlanzeigen" liefen nur von zwei Seiten ein, nämlich von Brandenburg-Stadt und aus Württemberg (Stuttgart und Ulm).

Sonst wurde mir von allen Seiten in mehr oder weniger ausführlicher Weise über das Vorhandensein organisierter Schülervereine berichtet. Auch bestätigte mir Herr Direktor Weicker (Eisleben) auf nochmalige Anfrage in freundlichster Weise, dafs seine Erfahrungen auch seither günstig geblieben seien.

Am häufigsten sind Turnvereine (öfters „Fufsballklub" genannt), dann Rudervereine, literarische, Gesang- und Musikvereine; da und dort kommt auch ein Fechtverein, ein Stenographenverein, einmal ein „Verein für Vogelkunde und Vogelschutz" vor; selten scheinen eigentliche wissenschaftliche Vereine zu sein; jüngsten Datums sind die aus Baden gemeldeten Flottenvereine, die aber zumeist bereits wieder aufgehoben sind, da man eine politische Tendenz befürchtete. Endlich werden auch „Primanervereine" schlechthin gemeldet, die mehr oder weniger studentisch organisiert sind und mir zum Teil bereits sehr an der Grenze des Erlaubbaren zu stehen scheinen.

Die Vereine bestehen oft schon mehrere Dezennien, manche über 50 Jahre; neue kommen fortwährend in Aufnahme.

Die Organisation ist im wesentlichen die nämliche wie in Eisleben. Die Statuten müssen vom Direktor genehmigt sein; ebenso mufs der Eintritt in einen Verein stets die Genehmigung des Direktors haben, der auch bei Vernachlässigung der Schülerpflichten etc. Ausschliefsungen vornimmt; bisweilen werden letztere vorher im Schulzeugnis angedroht.

In mehr als einem Verein darf ein Schüler nicht gleichzeitig sein; doch bildet häufig der Turnklub eine Ausnahme: in diesen können in der Regel auch Mitglieder anderer Vereine eintreten. Die Vereine sind in sehr vielen Fällen die ausschliefsliche Domäne des Direktors; häufig hat aber jeder Verein noch einen Protektor oder Tutor oder Patronus, den er sich aus den Lehrern der Schule für längere Zeit wählt und der auch den Vermittler zwischen Schule und Klub bildet: dies ist hauptsächlich der Fall bei den Sportvereinen, also den Turn- und Ruderklubs. Wo ein solcher Kontakt mit der Lehrerschaft fehlt, tritt häufig die Klage auf, dafs Ungebundenheit und Vernachlässigung der Pflichten gegen die Schule sich leicht bei den Vereinsmitgliedern einstelle. Im andern Falle sind die Berichte des Lobes voll.

In der Regel sind es die Angehörigen der Prima und Sekunda, welche zu Sportvereinen, Gesangvereinen, literarischen Vereinen zugelassen werden. Bei einigen Turnvereinen (z. B. in Breslau) geht es bis Tertia herunter, und man berichtet von guten Erfahrungen.

Eigentliche Primanervereine, die es nicht allzuselten gibt, sind oft sehr exklusiv und nehmen Mitglieder nur aus OI und UI auf; oft gehen sogar OI und UI ihre eigenen Wege; ja, noch mehr, ich lese sogar von dem Vorkommen zweier und dreier Primanerverbindungen an derselben Anstalt: aber auch die schlimme Wahrnehmung wird in einem dieser Fälle berichtet, dafs sich unerträgliches Cliquenwesen bildete, welches zur Auflösung der sämtlichen drei Vereine führte. Diese Primanervereine *κατ' ἐξοχήν* entsprechen am meisten unserer „Absolvia“, nur dafs sie erlaubt und sogar mehr oder weniger studentisch organisiert sind.

Die Beiträge sind, soweit ich darüber Mitteilung erhielt, nirgends hoch und bewegen sich zwischen 25 Pfg. und 1 M. pro Monat (letzterer Betrag bei Rudervereinen).

Öffentliches Auftreten, einmal im Jahre, haben so ziemlich alle Vereine, und zwar ist es gewöhnlich das Stiftungsfest, welches, auch unter Teilnahme „alter Herren“, gefeiert wird und Ziel und Richtpunkt für einen grofsen Teil der Thätigkeit eines Jahres bildet. Die öfters gemeldete ausdrückliche Vorschrift, beim Begehen einer solchen Festlichkeit den Charakter eines Kommerses fernzuhalten, insbesondere das Vor- und Nachtrinken bestimmter Quanta zu unterlassen, fällt angenehm auf.

Ich skizziere nun kurz die den einzelnen Gattungen charakteristischen Einrichtungen.

Die Turnvereine bezw. Fufsballklubs kommen wöchentlich einmal, seltener zweimal in den Turnsaal (am Nachmittag oder Abend) oder auf den Turnplatz der Anstalt, um sich zu üben; sie umfassen in der Regel Schüler der gleichen Anstalt, von UII bis OI. Sie bestehen oft seit Dezennien. Meist kümmert sich der Turnlehrer um dieselben, und dann sind die Erfahrungen durchaus gut; vielfach werden solche Vereine sogar aufserordentlich gerühmt; auch kommen sie so ziemlich am häufigsten vor und werden von den Lehrern neben den Musikvereinen am liebsten gesehen. Einmal wird auch hier von schlechten Erfahrungen berichtet: doch scheint es da eben an der nötigen Berührung mit dem Direktorium der Anstalt bezw. der Lehrerschaft zu fehlen.

Die Ruderklubs, die besonders an der Ostsee zuhause sind, aber auch in Städten an gröfseren oder kleineren Flüssen vorkommen, bestehen zum Teil schon lange Zeit und sind nicht alle auf des Kaisers Anregung entstanden, auch sind jene Ruderklubs, die nicht erst auf die äufsere Anregung des Kaisers hin gegründet wurden, anscheinend die besseren, wenigstens werden mir solche sehr gerühmt, so von Kiel: „Die jungen Leute,“ heifst es da, „betreiben den Rudersport mit grofsem Eifer, und körperliche Kräftigung und Auffrischung ist mit Freuden zu konstatieren. Dafs in einzelnen Fällen wohl einmal die Schule hat darunter leiden müssen, ist zuzugeben, im ganzen aber haben die Mitglieder es durchaus verstanden, ihren Sport mit ihren Pflichten gegen die Schule in Einklang zu bringen, wie jeder wohlmeinende Kollege auch anerkennt.“

In Kiel besteht ein Gymnasial-Ruderklub „Teifun“ seit 1883 und ein Oberrealschul-Ruderklub „Neptun“ seit 1895. Beide Klubs sind Miteigentümer eines neu angelegten Bootshauses des aus fünf Kieler Rudervereinen gebildeten „Verbandes Kieler Rudervereine“, an dessen Unkosten sie mit je $^1/_{12}$ beteiligt sind. (Der Beitrag der Mitglieder beträgt monatlich 1 M.; um die Unkosten aufzubringen, wird künftig eine bestimmte Summe jährlich in den Etat beider Schulen eingestellt werden.) Im Bootshause hat jeder Verein einen gröfseren Bootsraum und einen Ankleideraum. Zwei aus Lehrern der betr. Schule gebildete Vereine, die denselben Namen tragen, wie die Schülervereine, haben sich beim Amtsgericht als Genossenschaft eintragen lassen und sind namens der Schülervereine jenem „Verband Kieler Rudervereine“ beigetreten, um das Eigentumsrecht an dem Bootshause auszuüben. Der „Teifun“ umfafst zur Zeit 9 Mitglieder, der „Neptun“ etwa 16; ersterer besitzt 5 Boote (1 Dollenvierer, 1 Dollenzweier, 1 Dollensechser, 1 Ausleger-Rennachter und 1 Halbausleger-Vierer-Gig), letzterer 4 Boote. Im Sommersemester wird wöchentlich 2 mal von 4—7 Uhr gerudert. Der „Teifun“ hält im September jeden Jahres eine kleine interne Regatta ab, zu welcher aufser den Lehrern Eltern und Angehörige eingeladen werden.

Über den Rendsburger Primaner-Ruderklub, den ältesten seiner Art in Preufsen (er besteht seit 1880), berichtet der Jahresbericht des Gymn. und Realgymn. in Rendsburg vom Jahre 1900

(S. 1—16) ausführlich. Die Erfahrungen sind durchaus günstig. Ich empfehle die Lektüre dieses Programms ganz besonders.

Als eine besondere Art erwähne ich noch den Heidelberger Ruderklub, der seit 1875 besteht. Ihm gehören ungefähr 30 Schüler der oberen Klassen an; er besteht aufserdem aus Studenten und Kaufleuten. Im Winter treibt er Fufsball. Er wird von einem Lehrer des Gymnasiums oder der Oberrealschule geleitet. Kollisionen mit der Schuldisziplin hat es auch hier nicht gegeben.

Über Fechtklubs (mit Rapier) sind mir nähere Mitteilungen nicht zugegangen; es werden mir solche aus Sachsen und aus Wismar gemeldet; in Wismar sind sie ein Aggregat der Primanervereine (s. u.).

Dies sind also die gymnastischen oder Sportvereine.

Eine zweite Klasse bilden die Vereine, welche schöne Künste und Wissenschaften treiben. Literarische Vereine, auch kurzweg Lesevereine genannt, und Gesang-, bezw. musikalische Vereine sind am häufigsten.

Die literarischen Vereine haben reihumgehend bei einem Mitglied wöchentliche, meist zweistündige Abendsitzungen; ist der Verein grofs, so macht die Platzfrage oft Schwierigkeiten, da man nur bei Mitgliedern zusammenkommen kann, die den nötigen Platz bieten können. Es wird Wasser dazu getrunken, da und dort darf auch geraucht werden, auch kommt es vor, dafs einer Bier spendiert (Eisleben). Die Schüler lesen gute Literaturwerke, meist Dramen mit verteilten Rollen, wobei auch der Aufbau des Stückes u. s. w. besprochen wird; daneben werden nach freier Wahl gelernte Gedichte deklamiert und dies dann rezensiert (Eisleben). Eine Bibliothek wird angelegt. Einmal jährlich, gewöhnlich beim Stiftungsfest, tritt der Verein in die Öffentlichkeit und führt ein kleines Stück auf („Der zerbrochene Krug" von Kleist, „Wallensteins Lager" von Schiller etc.); dann wird gesungen, getrunken, es werden Reden gehalten u. s. w., wie bei den anderen Vereinen. Eigentliche Debattierklubs, wie in England, kommen, wie es scheint, in Deutschland nicht vor. Doch ist die Gelegenheit, sich in freierer Rede zu bethätigen, in diesen literarischen Vereinen mehr als in anderen gegeben. Im allgemeinen werden auch diese Vereine begünstigt.

Da mir daran liegt, ein durchaus getreues Bild von den Vereinen auf grund der mir zugegangenen Mitteilungen zu geben, darf ich nicht weitergehen, ohne die in mancher Beziehung etwas eigenartige Konstitution eines Vereins etwas eingehender geschildert zu haben, die nicht als typisch gelten kann und darf und ihre Erklärung in den gesellschaftlich freieren Formen des Lebens einer freien Reichs- und Handelsstadt hat.

In Bremen besteht ein literarischer Primanerverein seit ca. 80 Jahren, ebenso gibt es einen literar. Sekundanerverein; die Mitglieder des letzteren treten beim Übergang nach Prima in jenen ein. Die Mitglieder kommen alle 14 Tage in den Häusern der Vereinsangehörigen zusammen, lesen mit einander, halten Vorträge, (die sie zum Teil nachher in der Schule benutzen) und kritisieren die-

selben. Die Lehrer beeinflussen den Verein in keiner Weise, einige sind selbst Mitglieder gewesen, und werden gelegentlich mit anderen früheren Mitgliedern eingeladen. Die früheren Mitglieder bewahren dem Verein vielfach auch später ihr Interesse, bei den eigenartigen bremischen Verhältnissen, wo die Mehrzahl der Studierenden später nach Bremen zurückkehrt, dauern die im Verein geknüpften Beziehungen oft auch im späteren Leben fort; die „alten Herren“ des Vereins haben gelegentlich des 50jährigen Stiftungsfestes ein Stipendium von 150 M. p. a. für Mitglieder des Vereins gestiftet. Eine literarische Gröfse hat gelegentlich einen gewissen Einflufs auf die literarischen Bestrebungen geübt (so in neuerer Zeit der Bremer Stadtbibliothekar Bulthaupt). Mein Gewährsmann fährt fort: Die Wirkung und der Nutzen dieser Vereine werden im Lehrerkollegium verschieden beurteilt. Einige Kollegen — manche waren selbst Mitglieder — schätzen die Vereine sehr, andere haben allerhand Bedenken, doch würde keiner irgendwelche Behinderung oder auch nur Beeinflussung durch die Schule empfehlen. Wir haben hier so gut wie gar keine auswärtigen Schüler, wir mischen uns deshalb auch gar nicht durch Wirtshausverbote und dgl. in das Leben der Schüler aufserhalb der Schule ein, wir überlassen das dem Elternhause. Es ist nicht zu verkennen, dafs die Schüler durch diese Vereine manche geistige Anregung empfangen; ebensowenig aber ist zu bestreiten, dafs manche durch die Arbeit in diesen Vereinen veranlafst werden, es mit den Arbeiten für die Schule etwas leichter zu nehmen, wenigstens bis zu einem gewissen Grade. Dafs die Schüler in ihren Vorträgen oft Themata behandeln, für die sie noch unreif sind, liegt nun einmal im Jünlingsalter begründet (z. B. Republik oder Monarchie? Frauenfrage?). Schlimmer ist es, wenn sie zu vorzeitiger Beschäftigung mit Nietzsche verleitet werden oder zum Studium der „modernen“ Literatur; dafs ihnen dadurch der Geschmack an der einfacheren, gesunden Kost, wie sie die Schule bietet, verloren geht, ist nicht selten beobachtet. Die Blüte, besonders des Primavereins, ist nicht immer gleich gewesen, (da die eingeschlagene Geschmacksrichtung nicht immer zusagte).

Dieser Bericht meines Bremenser Gewährsmanns ist zu lehrreich, als dafs ich ihn hätte übergehen dürfen. Es liegt nahe, zu erwägen: 1. dafs Bremen eigenartige Verhältnisse hat, und dafs infolgedessen 2. die Schule sich des Einflusses auf den Verein begeben hat. Das letztere dürfte nur selten ohne Gefahren sein.

Des weiteren gibt es in vielen Städten Gesang- und Musikvereine, die von den Lehrern neben den Turnvereinen am meisten geschätzt werden. Sie haben ihre Übungen in der Regel unter der Leitung des Musik- und Gesanglehrers der Anstalt im Musik- oder einem anderen Zimmer des Gymnasiums, wöchentlich oder alle 14 Tage oder auch unregelmäfsig, je nach Bedarf. Das Wesentliche an solchen Vereinen ist das Hervortreten an die Öffentlichkeit bei einer besonderen Gelegenheit, in der Regel beim Stiftungsfest. Während sonst nur Schüler des einen Gymnasiums Mitglieder eines Vereines sind, sind diese musikalischen Vereine öfters aus Schülern zweier Gymnasien

gebildet; sie sind also am wenigsten exklusiv, wie es übrigens in der Natur der Sache liegt.

Rein wissenschaftliche Vereine sind seltener. Es wird mir von naturwissenschaftlich-mathematischen Vereinen und Geschichtsvereinen berichtet; auch der in Jena seit 1883 bestehende „Verein für Vogelkunde“ gehört wohl hierher. Sehr gut scheinen diese wissenschaftlichen Vereine in Jena zu gedeihen.

Ich notiere hier, was über den naturwissenschaftlichen Verein der Jahresbericht des Gymnasiums in Jena vom Jahre 1889 berichtet. Dieser Verein besteht seit 1880 und hat bisher im ganzen 65 Mitglieder aus den oberen Klassen gehabt. Er erstrebt Erweiterung und Vertiefung der naturwissenschaftlichen Kenntnisse durch Vorträge und Berichterstattungen, Beantwortung gestellter (vorher angemeldeter) Fragen und eigene Arbeiten der Mitglieder, welche Arbeiten in „Jahrbüchern“ gesammelt werden. Der Verein besitzt eine wertvolle Bibliothek von 183 Bänden, eine Sammlung physikalischer und chemischer Apparate; eine mineralogische, paläontologische und geognostische Sammlung, endlich eine von Vereinsmitgliedern erbaute kleinere Schnellpresse und eine Druckerei, mit deren Hilfe dieselbe ihre Tagesordnungen, Jahresberichte und Wiederholungshefte herstellen. Aufser den wissenschaftlichen Arbeiten hat der Verein auch geodätische Vermessungen, Kulturversuche, botanische Ausflüge u. dgl. unternommen. Zwei Professoren standen dem Verein als Berater und Förderer zur Seite.

Über einen „Geschichtsverein“ berichtet derselbe Jahresbericht: Er besteht seit Ostern 1883 und verfolgt den Zweck, das geschichtliche Interesse zu beleben und die geschichtlichen Kenntnisse durch Wiederholungen, Vorträge und Lesung geschichtlicher Werke zu befestigen und zu erweitern. Die Zahl der Mitglieder war im letzten Semester 16. Ein Professor erteilte Ratschläge und wohnte den Vereinsabenden wiederholt bei. Auch der Direktor hat zuweilen Gelegenheit genommen, sich von dem Eifer und Ernst der Mitglieder zu überzeugen.

Der Jenenser Schülerverein für Vogelkunde und Vogelschutz, bestehend seit 1883, hatte im Winterhalbjahre 9 Mitglieder und verfolgt den Zweck, das Interesse für die einheimische Vogelwelt zu wecken, ihre Kenntnis zu fördern und nach Kräften für den Schutz derselben zu sorgen. In den wöchentlichen Versammlungen wechseln Vorträge und Vorlesungen, werden Fragen beantwortet und eigene Beobachtungen der Mitglieder besprochen. Der Verein besitzt eine Büchersammlung und eine Sammlung ausgestopfter Vögel. Durch Aufhängen von Nistkästen im Frühjahr und Anlage von Futterplätzen zur rauhen Jahreszeit lassen sich die Mitglieder den Schutz der Vögel angelegen sein. Der beratende Professor hat die Versammlungen des Vereins wiederholt besucht und bezeugt, dafs seine Mitglieder vielfach Anregung zu eigenem Beobachten in der Natur empfangen und sich eine gründliche Kenntnis der heimischen Vogelwelt erworben haben. Alle diese Vereine — es besteht in Jena auch noch ein Turnverein — erfreuen sich in Jena augenscheinlich einer ganz besonders rationellen

Einrichtung und Pflege. Der Direktor des Gymnasiums lobt sie denn auch seit 1889 in jedem Jahresbericht in ganz vorzüglichem Mafse (s. u.).

Über die Stenographenvereine kann ich wohl hinweggehen, da sie lediglich einen Ersatz für den an den betr. Gymnasien nicht ermöglichten Unterricht in der Stenographie zu bieten scheinen.

Auch über die „Flottenvereine" kann ich mich kurz fassen; sie kamen fast blofs in Baden in Aufnahme; die Anregung ging von Heidelberg im Jahre 1899 aus; im Jahre 1900 wurden sie fast alle wieder aufgehoben, nur derjenige an der ORSch. in Freiburg besteht noch. Das Ministerium legte den Direktoren die Auflösung nahe, da im Landtag bekanntlich sehr heftige Angriffe auf diese Art von Schülervereinigungen erfolgt waren, die wenn auch jetzt nicht, doch in der Folge kaum eines politischen Beigeschmacks entbehren würden. Der Zweck war Weckung des Interesses für unsere deutsche Flotte und deren Ausbau in dem vom Kaiser beabsichtigten Mafsstab; eine entsprechende Bibliothek wurde angelegt (die des Freiburger Gymnasial-Flottenvereins, an dem sich alle Klassen unter Führung einer Anzahl von Primanern beteiligten, zählte innerhalb eines Jahres (1899/1900) bereits 51 Werke); ferner wurden Geldbeträge an den deutschen Flottenverein abgeliefert. Der Mitgliedsbeitrag betrug monatlich mindestens 5 Pfennig. In Freiburg bilanzierten die Einnahmen und Ausgaben in 1899/1900 mit 624 M.; davon erhielt der Deutsche Flottenverein 400 M. Diese Art von Schülervereinen konnte ihrem Wesen nach nur ephemerer Natur sein.

Endlich habe ich noch die eigentlichen Primanervereine zu besprechen, das heifst diejenigen Vereine, die einzig und allein mit dem Zweck geselligen und kameradschaftlichen Zusammenlebens organisiert sind und sich teils gröfserer teils geringerer Selbständigkeit und Freiheit erfreuen. Diese Vereine können sich, wenn die Anstaltsleiter die Zügel nicht in den Händen behalten, zweifellos recht unerfreulich auswachsen; anderenfalls sind auch sie von segensreichem Einflufs, indem sie zum mindesten die Bildung geheimer Verbindungen verhindern.

Die schlimmste Form nahm diese Art von Schülervereinen im folgenden Falle an: In einer norddeutschen Stadt gab es bis vor Jahresfrist nicht weniger als drei erlaubte Primanerverbindungen, die nach studentischem Vorbild organisiert waren, jedoch ohne irgend eine besondere Tendenz. Unzuträglichkeiten verschiedener Art, die auch im Landtage zur Sprache kamen, z. B. das sich auf die mehr oder minder vornehme Herkunft der Schüler gründende Cliquenwesen, veranlafsten den Direktor und das Lehrerkollegium, die Aufhebung dieser Verbindungen mit aller Energie zu betreiben. Dem doppelten Drucke des Landtags und des Lehrerkollegiums (insbesondere des Direktors) ist dies gelungen, trotzdem mehrere „alte Herren", die der „vornehmsten" dieser Verbindungen angehört hatten, eine protegierende Stellung einnahmen.

Doch — so schlimme Erfahrungen dürften selten gemacht werden;

das Unheilvolle war offenbar, dafs nicht eine, sondern gleich drei Primanerverbindungen gestattet waren.

Wieviel es auf die gehörige Einflufsnahme des Direktors ankommt, zeigt ein anderer Fall, in dem mir von Primanervereinen schlechthin berichtet wird. Da dürfen die Primaner sich studentisch organisieren, dürfen sogar Farben an den Mützen und Bierzipfel tragen, wenn auch ohne Band, dürfen sich im Rapierfechten üben, haben also wohl auch Schläger; sie kommen jeden Samstag bis 10 Uhr abends zusammen. Aber das Institut der „alten Herren" ist verboten und der Direktor nimmt starken Einflufs. Diese Vereine (je einer am Gymnasium und an der ORSch.) bestehen seit 70 und etwa 40 Jahren und haben sich bewährt, indem sie das Entstehen heimlicher Verbindungen aufs beste verhüteten. Freilich handelt es sich hier um eine kleinere Stadt von 20000 Einwohnern, wo alle Schüler und ihre Verhältnisse dem Direktor genau bekannt sind.

Ich bin mit der Darlegung der Ergebnisse meiner Umfrage und meiner sonstigen Nachforschungen zu Ende, und es erübrigt mir nur noch, die sich notwendig ergebenden Folgerungen daran zu knüpfen.

Meines Dafürhaltens sind Schülervereine auch bei uns überall durchführbar, auch in den grofsen Städten, wenn sie sich auch, wie ich zugebe, im allgemeinen besser für kleinere Orte eignen. Die Erfahrung hat sie in grofsen Städten, wie Breslau, Magdeburg, Hannover als lebensfähig erwiesen.[1]) Immerhin kommt in grofsen und gröfseren Städten wohl viel darauf an, dafs die richtigen Formen gewählt werden; zu weit kann man hier kaum gehen, doch ist die Sache überall eines Versuches wert, der mit Kleinem beginnen kann. Das Bedürfnis der Schüler für äufsere und selbständige Bethätigung, das Streben sich zu assoziieren ist sicher in kleineren Städten ein gröfseres; damit trifft günstig die leichtere Ausführbarkeit zusammen: die Zahl der Schüler ist kleiner (denn die Vereine dürfen doch nicht zu grofs sein), man ist sich gegenseitig örtlich näher.

Welche A r t e n v o n V e r e i n e n erscheinen e m p f e h l e n s w e r t? Ich schliefse mich auf grund meiner Umfrage im allgemeinen dem Beschlufs der schleswig-holsteinischen Direktorenkonferenz (v. J. 1892) an, welche empfahl a) literarische Vereine — theatralische Aufführungen können daraus hervorgehen —, b) musikalische, c) Turn-, Jugendspiel- und Rudervereine. Eigentliche „Debattierklubs" verwarf diese Konferenz. Ich möchte diesen Vorschlägen noch hinzufügen: wissenschaftliche Vereine, die sich in Jena seit über einem Dezennium so vorzüglich bewährt haben. Dagegen „Primanervereine", die l e d i g l i c h dem gesellschaftlichen und kameradschaftlichen Zwecke dienen, werden weder in dem obigen Gutachten empfohlen, noch möchte ich sie für die gelungenste Art von Vereinigungen halten; sie arten gerne in studentische Bündeleien aus; sie scheinen mir daher den niedersten

[1]) In Berlin steht die Schule solchen Vereinigungen im ganzen ferne; doch bestehen private Literaturzirkel, auch nehmen Schüler der obersten Klassen bisweilen an allgemeinen Turnvereinen etc. mit Erlaubnis der Schule teil; es ging mir übrigens von Berlin nur eine Mitteilung zu.

Grad von Schülerverbindungen darzustellen; ganz verwerfen möchte ich auch sie nicht: sie sind immer noch besser als die bei uns so verbreiteten geheimen Absolvien.

Über die Organisation sodann gibt uns der Beschlufs der Direktorenkonferenz der Rheinprovinz v. J. 1899 sehr gute Winke. Es war der genannten Konferenz die Frage vorgelegt: „Ist die Förderung von Schülervereinigungen zum Zwecke leiblicher Übungen, wissenschaftlicher Studien oder musikalischer Aufführungen zu empfehlen?“ Die Antwort lautete: Ja. Dazu wurden folgende Leitsätze gebilligt: 1. Für alle Arten von Schülervereinen ist die Leitung oder Beaufsichtigung durch die Schule erforderlich. Sehr zu empfehlen ist die Bestellung eines Lehrers als „Protektor“ oder „Patronus“ oder Vertrauensmann. 2. Die Aufsicht der Schule hat insbesondere zu verhüten,

a) dafs die Vereinsthätigkeit das Mafs überschreite und die Schulthätigkeit beeinträchtige;

b) verbotenen Dingen Vorschub leiste;

c) die Schüler zu gröfseren Geldausgaben verleite;

d) soziale Gegensätze und Scheidungen unter sie trage.

Ich möchte noch hinzufügen:

e) Der Eintritt wird vom Direktor gestattet auf grund eines schriftlich ausgesprochenen Wunsches der Eltern;

f) in mehr als einen Verein einzutreten soll nicht gestattet werden, den Turnverein etwa ausgenommen;

g) Schüler mehrerer Gymnasien dürfen in der Regel keinen Verein gemeinsam bilden;

h) mehr als ein „Primanerverein“ zu rein geselligem Zusammenleben ist nicht zu gestatten; hiebei sind studentische Allüren fernzuhalten;

i) die Schüler sollen sich im allgemeinen selbst regieren dürfen und auch die technischen Übungen leiten; der Patronus mufs mit Takt seiner Aufgabe walten, bei einigem Vertrauen werden die Leiter der Vereine sich ihrer Verantwortung hinreichend bewufst bleiben.

Ich möchte noch auf eine dritte Direktorenkonferenz Bezug nehmen und daran meine Schlufsbemerkung knüpfen. Die Direktorenkonferenz der Rheinprovinz vom Jahre 1896 entschied sich zur Annahme folgender zwei Sätze: „In das Bildungs- und Erziehungsgeschäft teilen sich drei Mächte: die durch den Einflufs des Staates und der Kirche in ihren Zielen bestimmte Schule, die Familie und die **Gesellschaft.** Das Gedeihen der Schule beruht wesentlich auf der richtig bemessenen Stellung der beiden mit ihr zusammenwirkenden Mächte: der Familie und der Gesellschaft.“ Ich erlaube mir hiezu folgende Anmerkung: Von Beziehungen zur Gesellschaft kann wohl nur bei älteren Schülern die Rede sein. Die Beteiligung an Schülervereinen ist daher nur den Schülern der zwei obersten, oder — gegebenenfalls — der vier oberen Klassen zu gestatten. Bei diesen will sich der in ihnen steckende Gesellschaftstrieb in anderer Weise äufsern als bei den Kleinen, die in der Spielstube oder auf dem Spielplatz ohne weitere Organisation ihrem natürlichen Bestreben, sich sozial geltend zu machen, Befriedigung verschaffen. Der Mitteilungstrieb, der Trieb zu Bündeleien sucht

auf den höheren Stufen nach anderer Bethätigung. Gibt man ihm gar nicht nach, oder leitet man ihn nicht in vernünftige Bahnen, so kommt es leicht zu geheimen Verbindungen, die meistens in roher Weise in Kneipvereinen sich bethätigen.

Es handelt sich also darum, einen Trieb, der weder einfach negiert noch in seiner perversen Richtung durch drakonische Bestimmungen unterdrückt werden kann, in einer Weise zu lenken und auszunützen, die der Würde der Schule entspricht und uns den Schülern und die Schüler uns näher bringt, nicht sie uns entfremdet und zu allerlei ungesetzlichen und unmoralischen Dingen verleitet. Auch das Divide et impera kommt dann zur Geltung: Kneipverbindungen ganzer Klassen sind unmöglich. Ferner wird das Mündigkeitsbewufstsein gehoben und der Sinn für Verantwortung, von den vielen idealen und ethischen Wirkungen, die von edler Beschäftigung ausgehen, ganz zu schweigen.

Ich möchte nicht schliefsen, ohne die diesbezüglichen praktischen und vorzüglichen Erfahrungen, die der rühmlichst bekannte Pädagoge, der dem Gymnasium in Jena vorsteht, Direktor Dr. Gustav Richter, mit seinen Schülervereinen gemacht hat, hier mitzuteilen. Er sagt im letzten Jahresbericht:

„Wir erblicken in ihnen (nämlich in den Schülervereinen) nach wie vor ein wichtiges Hilfsmittel der Schulerziehung und haben auf grund langjähriger Erfahrungen ein volles Recht zu der Behauptung, dafs sie den wissenschaftlichen und sittlichen Geist des Schullebens zu stärken geeignet sind. Das ist die einmütige Überzeugung des gesamten Lehrkörpers. Das freie wissenschaftliche Interesse erhält hier eine im Unterricht in dieser Weise nicht gebotene Gelegenheit zur Bethätigung, und die willige Unterwerfung unter ein selbst gewähltes und von der Schule gebilligtes Gesetz enthält wirksame Antriebe zur Selbsterziehung und Charakterbildung. Endlich gibt es keine bessere Form, den berechtigten Gesellschaftstrieb der reiferen Jugend, der sonst leicht auf Abwege gerät, in gesunde Bahnen zu lenken. Voraussetzung ist dabei immer eine ebenso aufmerksame wie wohlwollende Überwachung und Beeinflussung von seiten der Schule und das Bestehen ungetrübten Vertrauens der Schüler zu ihren Lehrern."

Ich glaube also, dafs sich die Mühe, welche die Einführung solcher Schülervereine und ihre Lenkung kostet, reichlich lohnen wird und uns die Pest der verbotenen Verbindungen auf die gründlichste Weise vom Halse zu schaffen vermag, und möchte Versuche mit ihnen, die sich vor allem nach der Örtlichkeit und nach den eigenartigen Verhältnissen und Bedürfnissen zu richten hätten, empfehlen.

(Der Vortrag wurde mit lebhaftem Beifall aufgenommen.)

Der Vorsitzende Prof. Brand dankte dem ersten Vorstand für seinen interessanten Vortrag, worauf er zur Besprechung desselben einlud.

Prof. Hornemann (Hannover): Ich habe früher einen Primanerleseverein gebildet, den ich selbst leitete und der eine Reihe

von Jahren in guter Wirksamkeit bestand. Ich habe mir dabei ein Urteil gebildet, welches mit dem soeben vorgetragenen im wesentlichen übereinstimmt. Zu den guten Erfahrungen, die ich dabei machte, gehörte, dafs die Schüler vielfach die Verbindung nachher aufrecht erhielten und die Eltern lebhaftes Interesse an unseren Bestrebungen zeigten. Doch, wenn der Lehrer selbst die Leitung des Vereins in Händen hat, ist er nicht so sehr wie die Schüler imstande, ungeeignete Elemente auszuschliefsen; er ist ja verpflichtet, alle gleich zu behandeln. Der Verein wurde sehr grofs, und daraus entwickelte sich der Übelstand, dafs einige unter irgend einem Vorwande fehlten und thaten, was sie wollten. Dies nötigte mich, den Verein aufzuheben. Das Wesentlichste ist, dafs sich solche Vereine frei bewegen; Festsetzung der Statuten, Wahl der Lektüre etc. soll ihnen überlassen bleiben. Nur ein Protektor ist zu wünschen, der den Schülern mit Rat an die Hand geht und die eine oder andere Sitzung mitmacht. In Hannover haben wir zur Zeit zwei Vereine, einen kameradschaftlichen und einen Leseverein. Es herrscht darin grofse Begeisterung für die Antike. Die „Antigone“, der „Kyklops“, die meisten Tragödien des Sophokles und die Orestie wurden bereits zur Aufführung gebracht. Grundbedingung ist also nur loser Zusammenhang mit dem beratenden Protektor; ferner mufs man verhüten, dafs sich der Verein aus Schülern mehrerer Schulen zusammensetzt; denn sonst verliert man die Leitung.

G.-Prof. Dr. Köhler stellt das Vorhandensein eines langjährigen literarischen Vereins in Nürnberg fest. Er steht unter Respizienz des Rektors.

G.-L. Dr. Benecker, der Mitglied dieses Vereins war, sagte, nach seinen früheren Erfahrungen habe die Institution einen wohlthätigen Einflufs gehabt, mit literarischen Dingen sei es ernst genommen worden. Von den früheren drei Vereinen bestehe nur noch einer.

G.-L. Dr. Schott erwähnt einen ähnlichen Verein am St. Anna-Gymnasium in Augsburg und fragt dann an, ob in Norddeutschland sich die Bildung solcher Vereine ohne jede Beeinflussung vollziehe. Er sei der Ausübung eines Druckes abgeneigt.

Prof. Hornemann: Der von mir geleitete Verein ging aus einer Aufführung der „Antigone“ im Winter 1883 hervor. Es entstand nämlich die Lust, öfter zusammenzukommen. Später wurden frei andere Vereine gebildet.

G.-Prof. Dr. Martin möchte empfehlen, dafs man diese literarischen Kränzchen dulde, und führt an, dafs in Erlangen von einer ähnlichen Schulvereinigung „Der zerbrochene Krug“ aufgeführt wurde, wobei auch Lehrer mit Familienmitgliedern zugegen waren.

Der Vorsitzende schliefst mit Dank die Erörterung über diesen Punkt. Er zieht den Schlufs, dafs an passenden Orten und mit passenden Personen auf diese Weise der Versuch gemacht werden solle, um dem leidigen Verbindungswesen einen Damm entgegenzusetzen.

Modlmayr, Begründung der These: „In der 8. und 9. Gymnasialklasse ist die Stundenzahl im Französischen um je eine zu erhöhen.“[1])

Das humanistische Gymnasium ist eine Vorschule zur Universität und seine Aufgabe besteht darin, seinen Schülern eine derartige wissenschaftliche Bildung zu übermitteln, dafs sie sich nach abgelegter Absolutorialprüfung dem Universitätsstudium widmen können. Auch das Französische soll zur Erreichung dieses Zieles im Verein mit den übrigen Unterrichtsgegenständen mitwirken. Man kann nun beim Betrieb dieses Unterrichtsgegenstandes folgende Zwecke ins Auge fassen:

1. Sprechfertigkeit, beziehungsw. Sprechfähigkeit,
2. Schreibfertigkeit, beziehungsw. Schreibfähigkeit,
3. Lesefertigkeit, beziehungsw. Lesefähigkeit.

Die angeführten Fertigkeiten, bezw. Fähigkeiten am Gymnasium in ihrer Gesamtheit zu erreichen, ist unmöglich und unnötig.

ad 1: Sprechfertigkeit kann nicht Aufgabe des Gymnasiums sein, trotzdem die uneingeweihte grofse Menge das Hauptgewicht darauf zu legen pflegt, weil das Gymnasium hiefür ein zu schwerfälliger Apparat ist, indem erstens die Schülerzahl zu hoch erscheint, um die entsprechende individuelle Berücksichtigung zu gestatten, zweitens die Schüler zum allergröfsten Teil tagtäglich aus einem Milieu kommen und in dasselbe zurückkehren, welches derartige Bestrebungen der Schule hemmt und vereitelt, drittens weil den Schülern an einem deutschen Gymnasium zu wenig Gelegenheit geboten werden kann, neben der Zunge auch das Ohr zu üben, da jene fast ausschliefslich nur ihren Lehrer hören, während die Ausbildung des Ohres verlangt, Dutzende, ja Hunderte von Franzosen zu vernehmen, um die jeder fremden Sprache eigentümlichen Klangunterschiede sicher aufzufassen. Auch bei doppelt vermehrter Stundenzahl würden an einer Mittelschule hinsichtlich der Sprechfertigkeit die praktischen Erfolge niemals in einem harmonischen Verhältnis zum Aufwand von Zeit und Mühe stehen, wobei noch zu bemerken ist, dafs nur ein ganz geringer Prozentsatz der Abiturienten später ernsthaft in die Lage kommt, die Sprechfertigkeit zu vermissen, dieser aber gegebenenfalls mit verhältnismäfsig unbedeutenden Kosten in Genf, Neufchâtel oder einem anderen Orte des französischen Sprachgebietes seine am Gymnasium erworbenen Kenntnisse vervollkommnen kann. Logischer Weise müfste die Sprechfertigkeit auf eine Reihe von andern modernen Sprachen ausgedehnt werden, was sicherlich unthunlich ist.

Selbst die Sprechfähigkeit kann nur in bescheidenem Mafse angebahnt werden, wenn es sich auch nicht leugnen

[1]) Vgl. Bericht über die 21. Generalversammlung (4. Sitzung).

läfst, dafs durch geeignete Unterrichtsmittel, wie illustrierte Wandtafeln, Dillmann's „Anschauung im Bilde" etc. sich hierin bessere Resultate erzielen liefsen. Ob für solche Experimente aber das humanistische Gymnasium der richtige Platz ist, gilt dem Referenten als offene Frage, die er nicht a priori zu entscheiden wagt.

ad 2: Auch die Schreibfertigkeit kann nicht erstrebt werden, da sie zu viel Lektüre und zu viel Studium voraussetzt; sie ist auch nicht ernstlich notwendig, nachdem die Ausländer sich im schriftlichen Verkehr mit uns Deutschen ihrer Sprache zu bedienen pflegen, wir also berechtigt und vom nationalen Standpunkt aus fast verpflichtet sind, das Gleiche ihnen gegenüber zu thun. Die Schreibfähigkeit soll aber in der bisherigen Weise gepflegt werden, wegen des formalen Bildungswertes des französischen Idioms und weil gerade durch das Schreiben Gründlichkeit und Genauigkeit gewährleistet werden.

ad 3: Erstrebt soll und kann die Lesefähigkeit werden, welche bei bewilligter Stundenvermehrung sich nahezu zur Lesefertigkeit steigern läfst. Die Zeiten sind vorüber, in welchen das Lateinische als internationales Schrift- und Verkehrsmittel galt, heute schreiben die mafsgebenden Kulturländer ihre wissenschaftlichen Werke in ihrer eigenen Sprache, die Lesefertigkeit ist daher für jeden Deutschen, welcher Fakultät er sich widmet, notwendig, sobald er gedenkt, wissenschaftlich zu arbeiten. Nicht minder gilt dies für den, welcher sich den vollen Genufs der so hervorragenden belletristischen Literatur der französischen Nation gestatten will.

Um nun die Lesefertigkeit zu erringen, ist eine Vermehrung der Stundenzahl in den Klassen 8 und 9 unvermeidlich. Das bisherige Zweistundenmafs ist gerade hier besonders mifslich, zumal auch in den beiden obersten Klassen Grammatik und Stilübungen nicht umgangen werden können, für die Lektüre aber infolge von Schulaufgaben, Feiertagen, sogen. Freiviertelstunden auch aufserdem noch manche Störung einzutreten pflegt. Nun sollten aber am Gymnasium neben einem Drama des 17. Jahrhunderts auch die sogenannte klassische Prosa eines Lesage, Montesquieu etc. berücksichtigt werden, sowie auch die prosaischen und poetischen Werke der modernen Schriftsteller (V. Hugo, Daudet, Coppée etc.). Bei der jetzigen Stundenzahl können die Schüler ihres Fleifses nicht recht froh werden, sie können die Früchte, welche ihnen die Lektüre nach den vielen Grammatikstunden gewähren sollte, nur spärlich geniefsen. Dem französischen Sprachunterricht soll so wenig als der Mathematik am humanistischen Gymnasium eine präponderierende und hierdurch den allgemeinen Stundenplan schädigende Stellung zugewiesen werden, wie manche übelberatene Reformer verlangen, allein das bescheidene Mafs von 4 × 3

= 12 Stunden darf billigerweise auch dem humanistischen Gymnasium nicht länger verweigert werden.

Bemerkung: Obige Begründung lehnt sich zum grofsen Teil an die bereits 1889 erschienene Broschüre von Universitätsprofessor Gustav Körting „Neuphilologische Essays" (Heilbronn, Henninger) an und zieht gewissermafsen die Nutzanwendung für die bayerischen Verhältnisse. Nachstehende Schemas mögen veranschaulichen, wie sich am hum. Gymnasium der Unterrichtsbetrieb nach eingetretener Stundenvermehrung gestalten dürfte.

I. Verhältnis zwischen Grammatik und Lektüre.

Klasse 6. 3 Stunden Grammatik; die Lektüre beschränkt sich auf die Lesestücke des Lehrbuches.

Klasse 7. Bis mit Monat Februar wie Klasse 6, von März an 2 St. Grammatik, 1 St. Lektüre.

Klasse 8 u. 9. 1 St. Grammatik, resp. Stilübungen; 2 St. Lektüre.

II. Beispiel für die Lektüre an einem Gymnasium mit Parallelkursen.

Klasse 6 A u. B. Lesestücke des Lehrbuchs.

Klasse 7 A u. B. Bis ungefähr März Lesestücke des Lehrbuchs; von da an in einer Stunde wöchentlich:

Abteilung A: Die geraden Nummern der Fabeln von Lafontaine, der Lieder Bérangers, sowie noch andere Gedichte aus einer Anthologie, z. B. von Velhagen und Klasing,
„ B: die ungeraden Nummern der Fabeln etc.;
oder A: Choix de Nouvelles modernes (Velhagen und Klasing), Bändchen I,
B: Dasselbe, Bändchen II;
oder A: Xavier de Maistre: Le Lépreux de la Cité d'Aoste et les Prisonniers du Caucase,
B: Derselbe: La jeune Sibérienne;
oder A: Souvestre: Au Coin du feu,
B: Derselbe: Sous la tonnelle.

Klasse 8 (2 St. pro Woche):

W. S. bis gegen Februar {
In A: Racine: Britannicus,
in B: Derselbe: Andromaque;
oder in A: Corneille: Cinna,
in B: Derselbe: Horace;
oder in A: Scribe: Le Verre d'eau,
in B: Derselbe: Bertran et Raton;

W. S. von ungefähr Februar an

in A: Lesage: Gil Blas,
in B: Florian: Don Quichotte;
oder in A: Jules Verne: Voyage autour du monde en 80 jours,
in B: Derselbe: Voyage au Centre de la Terre;
oder in A u. B: Daudet: Lettres de mon moulin:
oder in A u. B: Gedichte von Victor Hugo, Coppée etc. aus einer Anthologie.

Klasse 9 (2 St. wöchentlich):

Im Winter: Wenn in Klasse 8 kein Drama gelesen wurde, ein solches z. B.
in A: Victor Hugo: Hernani,
in B: Molière: Les Femmes savantes;
oder in A: Delavigne: Louis XI,
in B: Racine: Athalie;
andernfalls in A: Daudet: Le petit Chose,
in B: Derselbe: Tartarin de Tarascon;

Von März an

in A: Sarcey: Siège de Paris,
in B: d'Hérisson: Journal d'un officier d'ordonnance;
oder in A: Michaud: Moeurs et coutumes des croisades,
in B: Derselbe: Influences et résultats des croisades;
oder in A: Lanfrey: Campagne de 1806 à 1807,
in B: Derselbe: Campagne de 1809.

Selbverständlich liefse sich dieses Schema noch vermehren und gewifs auch verbessern, Referent glaubt aber bereits hiemit gezeigt zu haben, welche Fülle von Lesestoff die französische Literatur bietet.

Würzburg. Dr. Hans Modlmayr.

Das stereometrische Zeichnen in der 8. Gymnasialklasse.

Demonstrations-Vortrag, gehalten in der allgemeinen Sitzung der 21. Generalversammlung des bayerischen Gymnasial-Lehrervereins in Regensburg am 13. April 1901 von J. Ducrue, Kgl. Gymnasial-Professor in München.

Bei der schulmäfsigen Behandlung stereometrischer Probleme ist die Herstellung einer entsprechenden Figur, welche das Vorstellungsvermögen bei der Behandlung des vorwürfigen Gebildes möglichst unterstützt, von wesentlichem Belange. Hiebei stellt die konstruktive Seite des stereometrischen Unterrichtes an den Schüler zum Teil neue Forderungen, so dafs die Frage Berechtigung haben dürfte, auf welchem Wege der Schüler am zweckmäfsigsten in das stereometrische Zeichnen eingeführt und in demselben selbständig gemacht werden könne.

Da auf der Ebene eines Blattes nur ein Gebilde in wahrer Gestalt wiedergegeben werden kann, von dem alle Punkte in einer Ebene liegen, so müssen besondere Methoden ersonnen und ausgebildet werden, wenn körperliche (drei-dimensionale) Gebilde auf dem Zeichenblatte dargestellt werden sollen. Diese Notwendigkeit solcher besonderen Methoden wird dem Schüler bereits in den unteren Klassen bekannt, wenn im Geographie-Unterrichte die Frage Erläuterung findet, durch welche Darstellungsarten versucht wird, vertikale Erhebungen der Bodengestaltung durch Schraffen, Schummerung oder Isohypsen anschaulich, unter Umständen mefsbar, im Kartenbilde zur Aufzeichnung zu bringen. Bei der Darstellung körperlicher Gebilde in der Stereometrie nun wendet man, insoferne bei Lösung von Konstruktionsaufgaben nicht das Gebiet der darstellenden Geometrie betreten wird, die Methoden der Zentralperspektive oder der schrägen Parallelperspektive an.

Nach der Methode der Zentralperspektive denkt man jeden Eckpunkt des abzubildenden Körpers mit dem Augenmittelpunkt verbunden, stellt zwischen diesen Augenmittelpunkt und den Körper eine vertikale Glastafel und markiert auf dieser die Durchschnittspunkte der nach den Körperecken gehenden Sehstrahlen. Die Verbindungslinien der erhaltenen Spurpunkte auf der Glastafel ergeben das sogenannte perspektivische Bild des Körpers. Eine objektive Darstellung dieses perspektivischen Bildes wird erhalten, wenn man durch ein elektrisches Bogenlicht, dessen intensive Strahlen nahezu von einem Punkte ausgehen, das Schattenbild eines würfelförmigen Drahtgestelles, welches bei 10 cm Kantenlänge als offenes Modell eines Kubikdecimeters auch bei einer Reihe anderer Fälle Verwendung findet, auf einem weifsen Schirme auffängt. Die Gestaltung des Schattenbildes wechselt je nach der Stellung der Lichtquelle und des Drahtwürfels gegen den Schirm.

Die konsequente Verwendung dieser Zentralperspektive, ebenso auch der sogenannten Malerperspektive sowie der rechtwinkligen Axonometrie stöfst in unseren Schulen auf Bedenken, da die Konstruktionsmethoden dieser Abbildungstechniken aufserhalb des Bereiches des Lehrprogramms liegen, so dafs der Schüler auf rein mechanisches und teilweise unverstandenes Nachzeichnen von Vorbildern, die ihm

an der Schultafel oder im Lehrbuche als Muster vorgeführt werden, angewiesen bleibt und wenn er sich selbst überlassen für eine spezielle Aufgabe eine Zeichnung entwerfen soll, in vielen Fällen in Verlegenheit gerät oder aufs Geratewohl hin nicht Zutreffendes zu Papier bringt.

Eine zweite Methode perspektivischer Abbildung ist die schiefe oder schräge Parallelperspektive, welche von der eben genannten Zentralperspektive sich dadurch unterscheidet, dafs der Augenmittelpunkt in unendliche Entfernung gerückt gedacht wird, wodurch die nach den Körperecken gehenden Sehstrahlen zu einander parallel werden. Das der schiefen Parallelperspektive entsprechende Schattenbild wird erhalten, wenn man als Lichtquelle statt des elektrischen Bogenlichtes die Sonnenstrahlen benützt.

Da wir das Auge thatsächlich nicht in unendliche Entfernung versetzen können, so stimmt die Abbildung eines Körpers nach der schiefen Parallelperspektive nicht ganz mit dem Eindruck überein, den der Anblick des Körpers selbst hervorbringt. Dagegen hat die schiefe Parallelperspektive für den Schulbetrieb den grofsen Vorzug, dafs sie bei leichter Fafsbarkeit und einfachen Konstruktionsverhältnissen den Schüler in allen Fällen so selbständig zu machen vermag, dafs er nach einem einfachen Prinzip in jedem speziellen Falle die Abbildung des in Frage stehenden Objektes nach sicheren Konstruktionsregeln herstellen kann und Figuren von genügender Anschaulichkeit erhält. Bringt dann der Betrieb des stereometrischen Zeichnens den Schüler dahin, dafs er den einer ihm gestellten Aufgabe zu Grunde gelegten Körper nach den ihm geläufigen Regeln, wenn auch nicht in einer durch die Malerperspektive ermöglichten eleganteren, aber doch in richtiger Zeichnung darstellen kann, so, glaube ich, dürfen wir damit ebenso zufrieden sein, wie es unsere philologischen Kollegen sind, wenn jener den ihm vorgelegten deutschen Satz sinngemäfs, grammatisch und stilistisch richtig wiedergibt, mag auch Cicero manche Wendung in klassischerem Kolorit überliefert haben.

Diese Methode der schiefen Parallelprojektion oder der „Schrägbilder", welche sich ohne alle Voraussetzung aus der Anschauung entwickeln läfst, ist in meinem in der allgemeinen Sitzung der 21. Generalversammlung des bayerischen Gymnasiallehrervereins in Regensburg gehaltenen Vortrag in ihren Prinzipien besprochen worden, ohne dafs allen Detailfolgerungen, die für den Fachkollegen selbstverständlich sind, eine spezielle Behandlung gewidmet wurde.

Bei der ersten Besprechung der schiefen Parallelprojektion kann und mufs von der A n s c h a u u n g ausgegangen werden. Hiedurch gewinnt der Schüler das Bewufstsein, dafs ihm nichts zugemutet werde, was ihm nicht direkt selbstverständlich erscheint, und damit dürfte, wenn auch Vorurteile überhaupt fast unbekämpfbar sind, das weit über Schülerkreise hinaus bestehende und oft mit einem gewissen Behagen genährte Vorurteil, als ob zum stereometrischen Zeichnen besondere Anlagen erforderlich seien, in sich zerfallen.

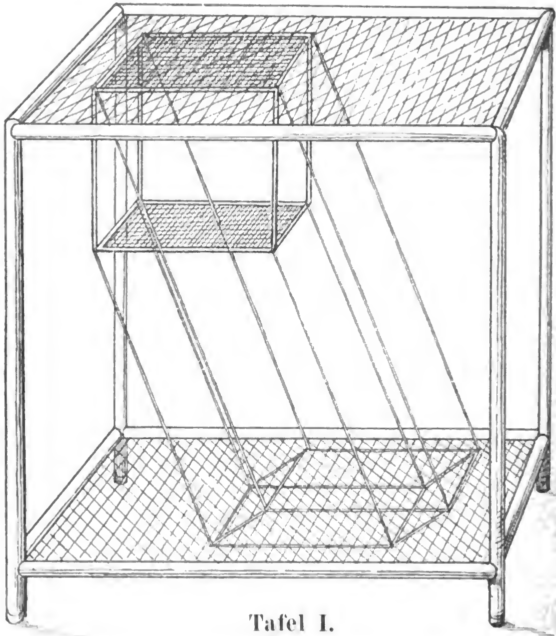
Da in den ersten beiden Physikstunden des Schuljahres die Ent-

stehung des Schattens erläutert werden mufs, kann als Versuchsobjekt ein auf weifsen Karton senkrecht gestelltes Stäbchen von 10 cm Länge benützt und Richtung und Länge des bei verschiedener Lage der auffallenden Sonnenstrahlen entstehenden Schattens bestimmt werden; insbesondere läfst sich mittelst einer Schablone erkennen, dafs bei einem Neigungswinkel von ca. 64° bezw. 76° der Schatten die halbe bezw. Viertelslänge des Stäbchens erhält. Zwei gleichlange Stäbchen in 10 cm Abstand geben den Schatten eines Quadrates, der im allgemeinen ein schiefwinkliges Parallelogramm wird, jedoch die Gestalt eines Rechtecks annimmt, wenn die Schattenebene mit der Quadratebene einen rechten Winkel bildet. Ein dritter Versuch liefert den Schatten des Drahtgestellwürfels, wobei beachtet wird, dafs zwei Seitenflächen, welche der Kartonebene parallel sind, quadratische Schattenbilder geben, während die Schattenbilder der anderen vier Würfelflächen im allgemeinen schiefwinklige Parallelogramme werden (Taf. II; Fig. 1). Hat der Würfel die Stellung, dafs zwei Seitenflächen der Kartonfläche parallel sind und zwei andere Seitenflächen mit ihren Schattenebenen zusammenfallen, so erhält der Schatten die Form von Fig. 2 in Taf. II, woselbst $A_1A_2A_5A_6$ und $A_4A_3A_7A_8$ die Schattenbilder der zur Kartonfläche parallelen Würfelflächen, hiegegen $A_2A_3A_7A_6$ und $A_1A_4A_8A_5$ die Schattenbilder der mit den Schattenebenen zusammenfallenden Würfelflächen und $A_1A_2A_3A_4$ und $A_5A_6A_7A_8$ die Schattenbilder der beiden anderen Würfelflächen sind. Auch die Vorhänge des Schulzimmers, desgleichen matt geschliffene Glasscheiben der Fenster bilden passende Schirme zum Auffangen der Schattenbilder des würfelförmigen Drahtgestelles. Man wird hiebei auf den Schatten eines gegen Süden gerichteten Hauses mit flachem Dache hinweisen und die Schattenform um 12 Uhr mittags sowie die eine Stunde vor oder nach dem Mittage beachten.

Bei Beginn des Stereometrieunterrichtes werden diese Schattenbilder wiederholt betrachtet. Zugleich führe ich deren Entstehung an einem Modell vor, das auf Tafel I abgebildet ist. Zwischen parallelen Drahtgittern ist das Kubikdezimetergestell befestigt; parallel geführte Gummischnüre sind von den Ecken dieses Kubikdecimeters nach dem zweiten Drahtgitter gespannt (diese Gummischnüre sind durch Häkchen bequem in beliebiger Lage einzustellen) und geben auf diesem die Nachbildung der Schattenfigur. Besonders instruktiv ist es, wenn man das so hergestellte Modell den Sonnenstrahlen so aussetzt, dafs diese mit den Gummischnüren zusammenfallen; die thatsächlich entstehende Schattenfigur deckt dann thatsächlich die auf dem Drahtgitter eingezogene Figur.

Dieses Drahtgittersystem[1]), auf einem Würfelgestell von 40 cm Kantenlänge montiert, verwende ich überhaupt zur Veranschaulichung räumlicher Gebilde; durch Gummischnüre, farbige Wolle oder ausziehbare Messingstäbchen kann man beliebige Gebilde rasch (vor den

[1]) Der auf Tafel I abgebildete Würfel mit den parallelen Drahtgittern wird in der Werkstätte für Präzisionsmechanik von Böhm und Wiedemann, Hoflieferant in München (Karlsplatz 14) 4 hergestellt.



Tafel I.

Schülern) herstellen und dadurch, dafs der ganze Würfel in verschiedene Stellung gebracht wird, abwechselnd in verschiedener Lage betrachten lassen. Dieses Prinzip, stereometrische Modelle herzustellen, habe ich bereits auf der 17. Generalversammlung unseres Vereins in Augsburg im Jahr 1892 dargelegt; eine Besprechung hat dasselbe im 29. Bande (Seite 115/116) unserer Vereinszeitschrift durch Herrn Gymnasialprofessor Rinnecker gefunden. Bei der hier vorliegenden Ausführung bewährte sich somit vollauf die Mahnung des Horaz: „nonumque prematur in annum".

Auf Grund dieser Anschauungsresultate wird dann die Konstruktion des Schattenbildes oder des „Schrägbildes" des Würfels eingeübt, und zwar hauptsächlich nach Fig. 1 auf Tafel II, wobei der Neigungswinkel der parallelen Projektionsstrahlen 64°, also $A_1A_4 = \frac{1}{2} \cdot A_1A_5$,

und der Winkel $A_4 A_1 A_2$ an der Ecke A_1 des Parallelogramms $A_1 A_2 A_3 A_4$ 60° ist. Hiebei kann man die vordern Kanten $A_1 A_2$, $A_2 A_6$, $A_6 A_5$ und $A_1 A_5$ durch stärkeres Überzeichnen mehr hervortreten lassen. Zugleich wird auch das Schrägbild nach Fig. 2 auf Tafel II beachtet, wobei der Neigungswinkel der parallelen Projektionsstrahlen 76°, also $A_1 A_4 = \frac{1}{4} \cdot A_1 A_5$, und der Winkel $A_4 A_1 A_2$ an der Ecke A_1 ein rechter Winkel ist.

Auch ein beliebiges anderes körperliches Gebilde, das im Stereometrieunterrichte behandelt wird, stelle ich so in den Würfel hinein, dafs dessen Grundfläche in die Würfelgrundfläche fällt; hiebei dient das Drahtgitter-Modell in den ersten Wochen immer zur Unterstützung des Vorstellungsvermögens. Für die Abbildung eines beliebigen in einer Würfelfläche gelegenen Punktes verwende ich das folgende Prinzip. Von der Drahtgittergrundfläche des Würfels der Tafel I habe ich ein zweites Stück (Gitter auf Rahmen gespannt) zur Verfügung, an dem die Schüler beobachten können, dafs jedes der Gitterquadrate im Schattenbilde als entsprechendes Gegenstück ein schiefwinkliges Parallelogramm oder Rechteck erhält, dafs also auch jeder Eckpunkt oder Diagonalschnittpunkt eines Gitterquadrates einen entsprechenden Punkt in den Schattenbildern der Gitterquadrate hat. Auf Tafel II stellt in Fig. 3 und Fig. 4 $B_1 B_2 B_3 B_4$ oder $C_1 C_2 C_3 C_4$ das Schattennetz des Gitters $B_4 B_3 B_7 B_8$ oder $C_4 C_3 C_7 C_8$ dar. Hiebei sind die Dimensionen in der Richtung $B_4 B_3$ unverändert geblieben, während die Dimensionen in der Richtung $B_4 B_8$ in halber bezw. Viertelslänge erscheinen. Das Schattennetz erscheint als eine affine Abbildung des Gitternetzes. Durch Einzeichnung von Diagonalen, Transversalen oder homologen Parallellinien zu den Seiten können die Gitterquadrate und Schattenparallelogramme in kleinere paarweise entsprechende Teile zerlegt werden.

Die Figuren 3 und 4 der Tafel II habe ich in Rolliniatur auf einer Nebentafel herstellen lassen, wobei die Quadrate $B_3 B_7 B_8 B_4$ und $C_3 C_7 C_8 C_4$ 40 cm Seitenlänge, wie die Drahtgittergrundflächen des Würfelgestelles in Tafel I, und die Seiten $B_1 B_4$ und $C_1 C_4$ bezw. die Länge von 20 cm und 10 cm aufweisen. Der Schüler hat das Netz der Fig. 3 und der Fig. 4 in mehreren in Autographiedruck[1]) hergestellten Exemplaren, deren Gesamtanschaffungskosten 15 bis 20 Pfennige nicht übersteigen, für seine Konstruktionsarbeit zur Hand.

Soll nun z. B. ein gerades Prisma mit lauter gleichen Kanten, dessen Grundfläche ein gleichseitiges Dreieck ist, abgebildet werden, so wird an der Nebentafel die Grundfläche in ihrer wahren Gestalt als gleichseitiges $\triangle ABC$ (Fig. 5 auf Tafel II) in das Quadrat ($B_4 B_3 B_7 B_8$) eingezeichnet. Im Schrägbild sind die den Punkten A und C entsprechenden Punkte A^1 und C^1; der der Spitze B entsprechende Punkt B^1 liegt auf $B^1 E^1$, und zwar ist $B^1 E^1$ halb so lang als der Abstand des Punktes B von der obern Quadratseite. Auch durch

[1]) Vorrätig hält solche Netze die Schreibwarenhandlung von Michael Steiner in München, Reichenbachstrafse 1a.

blofse Schätzung wird B^1 auf der entsprechenden Parallelogrammseite annähernd zutreffend eingetragen werden können. Gleichzeitig hat der Schüler auf seinem Autogrammnetz dieselbe Zeichnung ausgeführt. Die Übertragung der Figur $A^1B^1C^1$ durch Konstruktion mittelst der Seiten auf das Zeichenblatt gibt dann die Prismengrundfläche; die Endlote in A^1, B^1, C^1 vollenden das Schrägbild des genannten Körpers. Eine von meinen Schülern ausgebildete Manipulation besteht darin, dafs die Figur $A^1B^1C^1$ mittelst Durchzeichnung unmittelbar in das Heft übertragen werden kann. Spannt man auf das oben erwähnte freie quadratische Gitternetz durch Schnüre ein gleichseitiges Dreieck, so gibt das durch die Sonnenstrahlen bei geeigneter Stellung erzeugte Schattenbild gleichfalls die Figur $A^1B^1C^1$. Hiebei schwinden dem Schüler alle Zweifel, warum denn ein gleichseitiges Dreieck in der Grundfläche nicht wieder als ein gleichseitiges Dreieck abgebildet werden kann. Soll in der Grundfläche die Höhe auf die Seite BC gefällt werden, so kann auf demselben einfachen Wege zu AD die entsprechende Gerade A^1D^1 erhalten werden; da D nahezu der Schnittpunkt von FF^1 mit BC ist, so mufs der entsprechende Punkt D^1 nahezu der Schnittpunkt von F^1D^1 mit B^1C^1 sein. Mit absoluter Genauigkeit erhält man D^1, wenn man thatsächlich durch D eine Parallele in vertikaler Richtung zieht und durch ihren wirklichen Fufspunkt F^1 eine zweite Parallele zu AA^1 konstruiert, deren Schnittpunkt mit B^1C^1 der gesuchte Punkt D^1 ist. Durch diese Entstehungsweise der Zeichnung wird dem Schüler jeder Zweifel benommen, dafs etwa willkürlich die Gerade A^1D^1 als ein Lot zu B^1C^1 zu gelten habe.

Auf dieselbe Art kann das $\triangle ABC$ bei A etwa einen Winkel von 65^0 und bei C einen Winkel von 44^0 erhalten; man erhält auf rein mechanischem Weg durch das Netz das Schrägbild $A^1B^1C^1$ und kann in demselben die Lote BE und AD erhalten, was z. B. nötig ist, wenn $\triangle ABC$ die Grundfläche einer Pyramide ist, in welcher der Neigungswinkel einer Seitenfläche gegen die Grundfläche konstruiert werden soll.

In Fig. 5 auf Tafel II ist ferner noch ein reguläres Sechseck als Grundfläche eingetragen, zu welchem auf dieselbe Art die entsprechenden Punkte des Schrägbildes aufgefunden werden; auch hier gibt G^1H^1 das Lot GH zur Seite HJ wieder, wobei jeder Gedanke an Willkürlichkeit bei dem Entwurfe des Schrägbildes ausgeschlossen ist. Auf diese Art erhält man zutreffende Abbildungen von Prismen, Pyramiden, abgekürzten Pyramiden, sowie von den Raumgebilden, welche bei Lehrsätzen über gegenseitige Lage von Geraden und Ebenen gebraucht werden.

Auch bei der Darstellung des Kegels und des Cylinders stellt man dieselben so in den Würfel, dafs die Grundfläche der Würfelgrundfläche eingeschrieben ist. In Fig. 6 und Fig. 7 auf Tafel III ist der Kreis in seiner wahren Gestalt dem Quadrate eingeschrieben; sucht man zu jedem Schnittpunkte dieses Kreises mit einer Seite eines der Netzquadrate den entsprechenden Punkt in der entsprechenden Seite des zugehörigen affinen Parallelogramms oder Rechtecks, so erhält man

hinreichende Punkte zum Auszeichnen der Ellipse. Der Schüler kommt wohl kaum auf einem anderen Wege rascher zur Einsicht, welche Gestalt die Projektion des Kreises erhalten mufs, sowie darauf, dafs dieselbe nicht durch zwei Kreisbogen wiedergegeben werden kann, welche an den Endpunkten der grofsen Achse zusammenstofsend Spitzenbildung erkennen lassen. Heftet man auf das freie quadratische Gitternetz eine aus Karton ausgeschnittene Kreisscheibe, so erhält man den elliptischen Schatten, und man kann bei entsprechendem Stellungswechsel die Drehung der Hauptachsen (Fig. 6 und Fig. 7) deutlich erkennen. Im allgemeinen verdient für diese Fälle Fig. 7 auf Tafel III, welche der Lage der Projektionsstrahlen in Fig. 2 auf Tafel II entspricht, den Vorzug, da bei rechtwinkligem Affinitätsnetz die beiden Mittelparallelen des Rechtecks die grofsen Achsen der Ellipse werden, während diese Mittelparallelen in Fig. 6 konjugierte Durchmesser sind und die Achsen in Fig. 6 mit diesen Mittelparallelen Winkel bilden. Man kann bekanntlich die Achsen konstruieren, wenn ein Paar konjugierter Durchmesser der Ellipse vorhanden sind; allein diese Konstruktion ist für unsere Schüler nicht vorhanden. Hingegen kann die punktweise Konstruktion der Ellipse mittelst eines Papierstreifens, auf dem vom einen Endpunkte aus die beiden Halbachsen aufgetragen sind, den Schülern gelegentlich gezeigt werden.

Durch analoge Konstruktion erhält man die zugehörige Ellipse aus einem kleineren Kreise, welcher als Parallelschnitt eines Kegels auftritt.

Auch die Kugel betrachte ich als die dem Würfel eingeschriebene Kugel und zeichne davon in vielen Fällen nur den vertikalen Hauptschnitt, welcher der vordern Würfelfläche parallel liegt und deshalb kreisförmig bleibt. Fügt man den horizontalen Hauptkreis hinzu, so erhält man die erforderliche Ellipse in Fig. 8 und Fig. 10, welche dann in Fig. 9 und Fig. 11 in das Schrägbild eingetragen ist. Da in Fig. 8 die Achsen nicht mit den Mittelparallelen zusammenfallen, sondern eine Drehung entgegen dem Uhrzeigerlauf erhalten haben, so greift im Schrägbild Fig. 9 die entsprechende Ellipse links unterhalb und rechts oberhalb über den horizontalen Durchmesser hinaus. Das ist in Fig. 11 natürlich nicht der Fall, da hier die der Quadratseite gleiche Mittelparallele grofse Achse geworden ist. Die analoge Konstruktion gibt die Darstellung von Parallelkreisen. Will man einen weiteren Vertikalschnitt, der mit der vordern Würfelfläche etwa einen Winkel von 80° bildet, im Schrägbild wiedergeben, so konstruiert man hiezu seitlich das zugehörige Affinitätsnetz, zu dem man in dem Netze $B_1B_2B_3B_4$ oder $C_1C_2C_3C_4$ der Fig. 3 oder 4 auf Tafel II leicht die Spur findet, und zeichnet in diesem seitlichen Netz die dem Hauptkreise zugeordnete Ellipse, wie dies in Fig. 8 und 9 auf Tafel III geschehen ist. Überträgt man diese Ellipse in das Schrägbild, so erhält man das Schrägbild der Kugel (Fig. 9 und Fig. 11 auf Tafel III), wobei die vertikale Ellipse oben und unten übergreift, da die grofse Achse derselben nicht mit der der Quadratseite gleichen Mittelparallele übereinstimmt. Die Fig. 11, welche aus Fig. 10 erhalten wird, verdient in der Anwendung den Vorzug.

Endlich sei noch bemerkt, dafs die Schüler für die bei der Abbildung des Cylinders, des Kegels und der Kugel erforderlichen Ellipsen nach dem autographierten Affinitätsnetz, von dem man einige Abzüge auf stärkerem Papier herstellen lassen kann, Schablonen schneiden, mit denen die im Schulgebrauche vorkommenden Figuren rasch und bequem gezeichnet werden können.

Als Schrägbilder, wenn auch insbesondere bei der Kugel nicht immer in konsequenter Durchführung, sind die meisten stereometrischen Figuren in den Lehrbüchern hergestellt. Den Schülern Einblick in die Entstehungsweise dieser Zeichnungen zu gewähren, ohne sie mit theoretischen Sätzen über Perspektive zu belasten, ist Zweck der in diesem Vortrage erörterten Methode. Hier ist nur die Konstruktion der Grundflächen ausführlicher behandelt, da die Behandlung der vertikalen Kanten und Höhen sich von selbst ergibt. Gebilde komplizierterer Art setzen unter allen Umständen auch bei Verwendung der angedeuteten Prinzipien Bekanntschaft mit der Technik der darstellenden Geometrie voraus.

Die in obigen Ausführungen enthaltenen Prinzipien lassen sich schliefslich in folgenden Leitsätzen zusammenfassen:

I. Die Anwendung der schiefen Parallelproktion setzt den Schüler in den Stand, für jeden im Rahmen des Schulpensums darzustellenden Körper das Schrägbild anzufertigen, wenn ihm die Abbildung des Würfels geläufig ist, da er sich jeden ihm vorkommenden Körper in den Würfel gestellt denken kann.

II. Die Entstehung des Würfelschrägbildes mufs an einem Modell anschaulich gemacht werden. Hiezu (sowie zur Herstellung anderer Körpermodelle) dient ein würfelförmiges Gestell mit parallelen Drahtgittern, zwischen denen mit gespannten Schnüren oder mit Messingstäben die erforderlichen Gebilde dargestellt werden können. (Taf. I.)

III. Zu einer in der Grundfläche (oder in einer anderen durch den Würfel gelegten Ebene) liegenden Figur wird das Schrägbild gewonnen, wenn man den Träger dieser Figur mit einem Quadratnetz überzieht und zu diesem das affine Schrägnetz konstruiert. Die den Ecken der ursprünglichen Figur entsprechenden Punkte sind unmittelbar zu erkennen.

IV. Für die Würfelgrundfläche, die in den meisten Fällen allein in Betracht kommt, empfiehlt es sich, das zugehörige Affinitätsnetz (Fig. 3 und 4 auf Tafel II) durch Autographiedruck herstellen zu lassen. Zum Vorzeichnen in den Schulstunden wird dieses Netz auf einer Nebentafel in Rotliniatur hergestellt.

V. Mit diesem Affinitätsnetz zeichnet der Schüler am bequemsten auch die bei dem Cylinder, dem Kegel und bei der Kugel erforderlichen Ellipsen; für diese Fälle ist das rechtwinklige Affinitätsnetz (Fig. 4 auf Tafel II) vorzuziehen, da es die beiden Achsen der Ellipsen gibt.

Fig. 1.

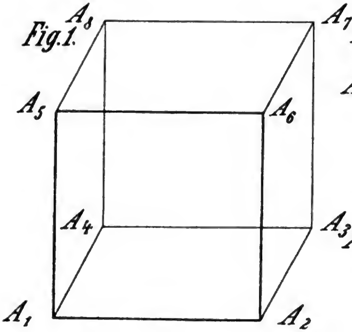


Fig. 2.

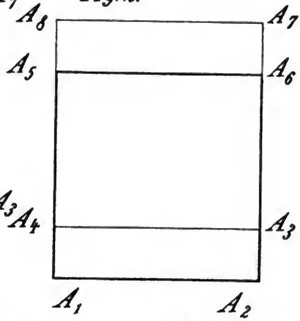


Fig. 3.

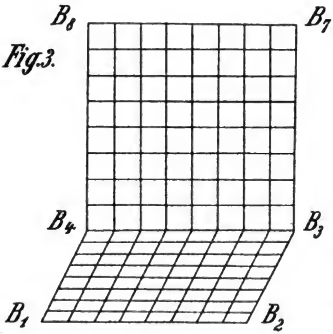


Fig. 4.

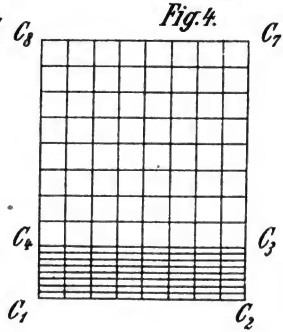
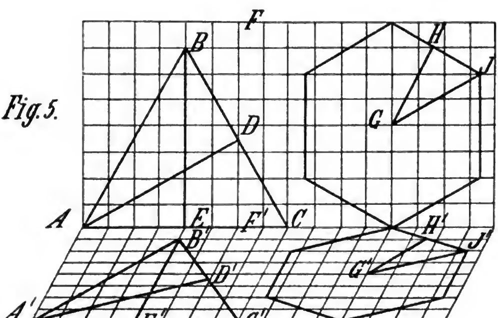


Fig. 5.



Tafel III.

Fig. 6.

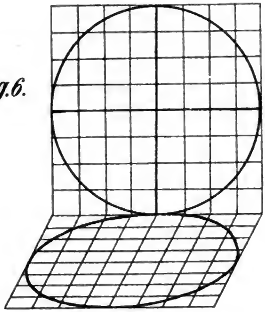


Fig. 7.

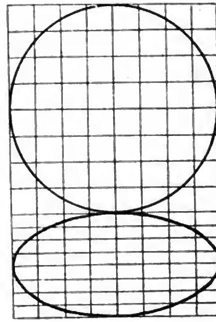


Fig. 8.

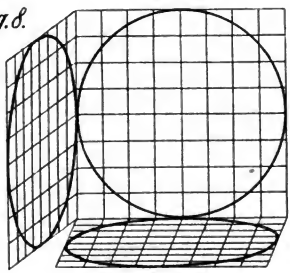


Fig. 9.

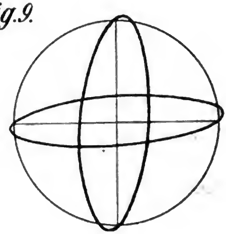


Fig. 10.

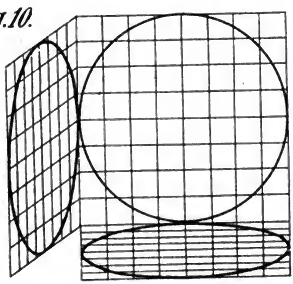
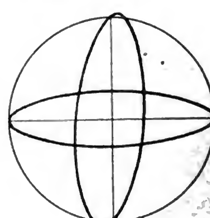


Fig. 11.



II. Abteilung.

Rezensionen.

Handbuch zur Biblischen Geschichte von Chr. vom Schmid-Werfer. Für den Gebrauch von Lehrern und Katecheten von Karl Laemmermeyer, Kgl. Gymnasialprofessor und Religionslehrer. 1. und 2. Teil. München, Druck und Verlag von R. Oldenbourg.

Dieses Handbuch zur Biblischen Geschichte ist hervorgegangen aus einem eifrigen Studium und aus einer aufmerksamen Beobachtung dessen, was für einen erspriefslichen Jugendunterricht notwendig ist. Es ist deshalb eine vortreffliche Anleitung für den Katecheten, die Religionsstunden möglichst auszunützen und den Religionsunterricht fruchtbringend zu gestalten. Überdies zeigt sich das Bestreben, die wirklichen Fortschritte der modernen Pädagogik und die neueren Resultate der Naturwissenschaft auch für den Religionsunterricht zu verwerten. Wir können ganz und voll der Kritik beipflichten, welche der G.-Recensent in der Augsburger Postzeitung über diese Arbeit entworfen hat.

Die Methode, welcher der Verfasser sich beim „A. T." bedient hat, ist die gleiche, wie beim „N". Jeder Biblischen Geschichte ist eine „Vorbemerkung" vorausgeschickt, welche den Zweck hat und geeignet ist, die nachfolgende Erzählung anschaulich und interessant zu machen. Hierauf findet die Erzählung abschnittsweise, in bestimmten Gliederungen statt, wodurch Klarheit und Durchsichtigkeit für die ganze Biblische Geschichte gewonnen wird. Die Erklärung, welche sich jedesmal an das Lesen eines Abschnittes anreiht, geschieht hauptsächlich durch Fragen. Dabei werden die Beweggründe, Absichten und Gemütsstimmungen der handelnden Personen und die logische Entwickelung der Gedanken hervorgehoben. Die Schüler werden so zum Nachdenken angeregt, und es wird ein besseres Verständnis der hl. Geschichte gefördert. Der Erklärung folgt die Auslegung, wobei durch mehrere „Lehrpunkte" jedesmal die Biblische Geschichte in Beziehung zum eigentlichen Religionsunterrichte gebracht wird. Zuletzt wird durch die „Nutzanwendung" die erkannte Wahrheit oder Vorschrift auf die Lebensverhältnisse der Schüler angewendet. Diese Nutzanwendungen sind kurz, bestimmt und praktisch. Besonders zu erwähnen ist, dafs nach jeder Periode ein „Rückblick" und am Schlufs ein „Anhang" von zehn Nummern beigefügt ist. Der „Rückblick" dient jedesmal zur kurzen Wiederholung der Erzählung selbst, der etwaigen Vorbilder und der geographischen Angaben. Der „Anhang"

enthält u. a. eine Stammtafel von Abraham, Moses, David und von den Makkabäern, sowie eine Übersicht der Könige von Juda und Israel und der Herrschaften, unter welchen Israel nach seiner Selbständigkeit sich befunden. Sehr zweckdienlich ist überdies die beigegebene Zeichnung der Stiftshütte und die Karte der „Länder der hl. Schrift". Die ganze Anlage des Kommentars zeigt, dafs derselbe nicht geschrieben ist für jene, die auf mechanisches Einprägen der B. G. drängen, sondern für jene, welche das Verständnis der Erzählungen erstreben, Lehren herausziehen und anwenden. Selbst der Katechet wird manche Lichtblicke und sehr brauchbare Betrachtungspunkte für sich finden. Das Buch ist überaus billig und von R. Oldenbourg sehr schön ausgestattet.

Das im Vorstehenden gefällte Urteil gilt durchaus auch von dem eben in 2. Aufl. erschienen 2. Teile: Neues Testament, von demselben Verfasser.

München. Dr. Koegel.

Dr. Th. Ziehen: Die Ideenassoziation des Kindes. Erste Abhandlung. Sammlung von Abhandlungen aus dem Gebiete der pädagogischen Psychologie und Physiologie. Herausgegeben von H. Schiller und Dr. Th. Ziehen. I. Bd. 6. H. Berlin. Reuther & Reichard. 1898. 66 S. Einzelpreis M. 1,50.

In diesem Heft ergreift Ziehen selbst, der zweite der verdienstvollen Herausgeber dieses Unternehmens, das Wort. Er wird unsern Lesern sicherlich dem Namen nach wenigstens bekannt sein als der Verfasser eines vielgelesenen, nunmehr schon in 4. Auflage vorliegenden Leitfadens der physiologischen Psychologie, eines Buches, durch das er sich einen Platz unter den ersten Psychologen Deutschlands gesichert hat und zwar als der Hauptvertreter derjenigen Richtung in der Psychologie, welche den Parallelismus zwischen Psychischem und Physischem am konsequentesten durchführt. So ist seine Psychologie noch physiologischer als diejenige W. Wundts, des Vaters der physiologischen Psychologie.

Was Ziehen in vorliegenden Abhandlungen bietet, ist das Ergebnis einer über ein paar Jahre sich erstreckenden, experimentellen Untersuchung der Ideenassoziation bei Knaben von 8—14 Jahren. Die erste Abhandlung berichtet über die Feststellung des Vorstellungsschatzes der einzelnen Kinder, freilich sich nur auf vorläufige Mitteilung von Beobachtungen über die kindlichen Farben-, Raum-, Zahl- und Zeitvorstellungen beschränkend. Die pièce de résistance unseres Heftes bildet die Feststellung des Vorstellungsablaufes bei gegebener Anfangsvorstellung. Die dabei befolgte Methode war sehr einfach. Es wurde dem Kind ein kurzes, meist einsilbiges Wort zugerufen. Dazu mufste das Kind möglichst rasch durch das Wort diejenige Objekt-Vorstellung bezeichnen, welche sich an die durch jenes zugerufene Wort geweckte zunächst anschlofs. Aus der geringen Schwierigkeit, mit der den Kindern diese Forderung begreiflich gemacht werden konnte,

schliefst Verfasser, dafs die Kinder meist auch der Forderung richtig entsprochen haben. Nichtsdestoweniger mufs ich gestehen, dafs mir dennoch diese Forderung nicht jedesmal erfüllt scheint. Angegeben soll doch werden nicht diejenige Vorstellung — gleichviel ob ein Wort (Hör-, Sprechvorstellung und Schriftbild) oder eine Objektvorstellung —, welche sich sofort nach Hören des Stichwortes einstellt, sondern erst diejenige, welche nach dieser ins Bewufstsein eintritt. Bei einer Reihe von Antworten der Kinder, nicht blofs in den Seite 17 angeführten, hat man aber die Vermutung, als ob sie nur die erste Vorstellung geben, nicht die zweite, so z. B. wenn auf das Stichwort „Vater" die Antwort lautet „mein Vater" (S. 13), „Gold — wird grofs geschrieben" u. ä. (S. 26 f.), „Ball-schuh" (S. 33), „Geld" — „Zwanzigmarkstück" (S. 34). Und wiederum erscheint es fraglich, ob jene Forderung erfüllt ist in Antworten wie „Schrank — braun" S. 27, „Blatt — grün", „Schmetterling — bunt" S. 34, „Tinte — schwarz" S. 26, „Himmel — blau" S. 23. Eine neue Vorstellung tritt hier nicht zu der Objektvorstellung hinzu. Es wird lediglich ein Bestandteil derselben herausgehoben, der aber schon gegeben war mit der Subjektsvorstellung. Ziehen selbst vertritt diese Auffassung, wenn er in seinem bekannten „Leitfaden der physiologischen Psychologie" 4. Aufl. S. 186 schreibt: „Endlich kommt in Betracht, dafs bei den meisten Urteilen nur die Worte resp. Sprachbewegungen eine successive Reihe darstellen, dafs hingegen die beiden Vorstellungen (z. B. Rose und schön) selbst gleichzeitig als Teilvorstellungen einer Gesamtvorstellung auftreten; erst im sprachlichen Ausdruck, welcher gerade für das Urteil wesentlich ist, findet eine Auseinanderlegung der Vorstellungen in eine successive Reihe statt. Das Wesentliche des Urteils ist keineswegs immer, wie Sigwart lehrt, eine Synthese, sondern ebenso oft eine Analyse." Und solche Analyse dürfte in den beigebrachten und noch manch anderen Beispielen vorliegen.

Immerhin scheint das Material genügend, um die Hauptfrage beantworten zu können: Zeigt die Ideenassoziation des Kindes im Vergleich mit derjenigen des Erwachsenen ein Überwiegen oder Zurücktreten einzelner bestimmter Assoziationsformen? In der Ideenassoziation unterscheidet Z. zwei Hauptformen, die springende Ideenassoziation: Rose — rot, und die Urteilsassoziation: Die Rose ist rot. Wenn freilich später Verfasser auf Grund der Versuche seine Vermutung bestätigt findet, dafs beide Assoziationsformen gar nicht prinzipiell verschieden, sondern im wesentlichen eins sind, so darf man wohl fragen, ob es dann nicht überhaupt besser wäre, diese Unterscheidung ganz fallen zu lassen.

Eine andere Einteilung gibt Verfasser nach der psychologischen Natur der assoziierten Vorstellung. So unterscheidet er Verbalassoziationen, wo Vorstellungen, die auf Schreibung und Aussprache des Wortes sich beziehen oder darin den Grund ihrer Reproduktion haben, assoziiert werden, von Objektsassoziationen, bei denen an das Stichwort sich Objektsvorstellungen anschliefsen. Dabei lassen sich dann wieder vier Unterabteilungen aufstellen:

1. eine Individualvorstellung weckt eine Individualvorstellung,
2. eine Individualvorstellung weckt eine Allgemeinvorstellung,
3. eine Allgemeinvorstellung weckt eine Individualvorstellung,
4. eine Allgemeinvorstellung weckt eine Allgemeinvorstellung.

Auf die weiteren Unterscheidungsvorschläge können wir an dieser Stelle nicht mehr näher eingehen.

Aus den Ergebnissen müssen manche hervorgehoben werden. So fand der Verfasser, dafs Verbalassoziationen in der Form assoziativer Wortergänzung geläufigen Wortverbindungen, Gleichklangsverbindungen bei Kindern seltener sind als bei Erwachsenen, dagegen Individualassoziationen weit seltener bei Erwachsenen als bei Kindern, bei denen schon in den drei beobachteten Schuljahren eine Abnahme der Individualassoziationen sich konstatieren liefs.

Ferner ist für das psychologische Verständnis der Wichtigkeit des Anschauungsunterrichtes sehr interessant zu erfahren, dafs die Kinder von 8—14 Jahren in noch höherem Prozentsatze dem type visuel angehören als die Erwachsenen d. h. in optischen Vorstellungen denken. Die psychologische Wissenschaft erweist hier wieder einmal die Berechtigung einer von der didaktischen Praxis stets vertretenen Forderung. Interessant ist auch, dafs sämtliche vorkommenden Assoziationen ihre Ursache haben in der Kontiguität d. h. sich gebildet haben, weil die Vorstellungen oder Empfindungen erstmals gleichzeitig oder unmittelbar nacheinander im Bewufstsein waren. Die so vielfach behauptete Assoziation auf Grund der Ähnlichkeit, die zwischen Vorstellungen besteht, konnte Verfasser nie konstatieren, d. h. wo sie vorzuliegen schien, liefs sie sich erklären aus der Gemeinsamkeit gewisser Teilvorstellungen, also schliefslich wieder aus der Kontiguität. Darnach scheint Ziehen seinen früheren Standpunkt in der Assoziationsfrage verlassen und sich der Auffassung nähern zu wollen, welche ich in meinen Untersuchungen „Über die Grundformen der Vorstellungsverbindung" (1892) im Einklang mit J. Mill, W. James, H. Lotze und neuerdings O. Külpe und A. Allin gegen die Überzahl der älteren Psychologen verteidigt habe. Übrigens findet diese die Ähnlichkeit als Assoziationsmotiv ausschliefsende Theorie eine weitere Stütze darin, dafs eine wirkliche Ähnlichkeitsassoziation mit den Thatsachen der Hirnphysiologie nicht in Einklang zu bringen ist. Damit sei die Besprechung dieser verdienstvollen Arbeit Ziehens beschlossen. Diese erste Untersuchung läfst uns ihren Nachfolgerinnen erwartungsvoll entgegensehen. Mögen sie nicht zu lange auf sich warten lassen!

Ferdinand Kemsies: Arbeitshygiene der Schule auf Grund von Ermüdungsmessungen. Sammlung von Abhandlungen aus dem Gebiete der pädagogischen Psychologie und Physiologie. Herausgegeben von H. Schiller und Th. Ziehen. II. Band. 1. Heft. Berlin. Reuther & Reichard. 1898. 64 S. Preis M. 1,60.

Kemsies, der verdienstvolle Herausgeber der „Zeitschrift für Pädagogische Psychologie", teilt hier eine Reihe von Versuchen mit, die er angestellt hatte zur Feststellung der Qualitätsänderung, welche ein kurzes Arbeitsstück bei einer bestimmten Arbeitsgeschwindigkeit in verschiedenen Zeitlagen des Schulvormittags erfährt. Das Mafs für diese Qualitätsänderung ist die Anzahl der Fehler, welche im Normalzustande in der gleichen Zeitstrecke und bei gleicher Arbeitsgeschwindigkeit gemacht werden. Die Ergebnisse dieser Untersuchungen waren folgende: 1. Die erste Schulstunde stellt die günstigste Arbeitszeit des Tages vor, die letzte liefert durchschnittlich die schwächsten Leistungen. 2. Der erste und zweite Wochentag zeichnen sich vor den anderen durch ein anderes Arbeitsgesetz aus: der am Sonntag erworbene Vorrat an geistiger Frische und Widerstandskraft hat eine Arbeitsanregung und Aufbesserung des Arbeitswertes am Montag und Dienstag zur Folge. Der ungeeignetste Arbeitstag ist der Samstag. 3. Aufserordentliche Anstrengung in einer Lehrstunde macht sich in den folgenden ungünstig bemerkbar. 4. Langsames Arbeiten bedingt bessere Arbeitsqualität. Man sieht, das sind Ergebnisse, die mit der unwissenschaftlichen Erfahrung übereinstimmen. Diese Versuche wurden ergänzt durch Ergographenmessungen. Mossos Ergograph ermöglicht die jeweilige physiologische Leistungsfähigkeit eines Individuums festzustellen, indem er die mechanische Arbeit einer bestimmten Muskelgruppe bis zu ihrer totalen Erschöpfung direkt in den sogen. Ermüdungskurven aufzeichnet. Was diesen Messungen einen gewissen Vorzug vor der Fehlermefsmethode verleiht, ist, dafs die durch den Ergographen zu messende Muskeldepression sich auch durch die stärkste Willensanstrengung nicht verdecken läfst. Aus diesen ergaben sich meist Bestätigungen der durch die Fehlermethode gewonnenen Resultate, in einem Punkte auch eine Abweichung; der Ergograph indiziert nämlich für den Montag in der dritten und vierten Stunde den besten physiologischen Zustand. Weiterhin zeigten diese Versuche wieder den physiologischen Wert der Pausen und auch der Ferien, deren wohlthätige Wirkung sich freilich kaum über vier Wochen hinaus nachweisen liefs. Für den Stundenplan fordert Verfasser eine Gruppierung der Lektionen nach ihrem Ermüdungswert und für Kinder von 10—12 Jahren als Maximum 4 Stunden, für 12—14 jährige ein Maximum von 5 Stunden. Weitere sehr ansprechende Beobachtungen und Anregungen möge der Leser der beachtenswerten Broschüre selbst entnehmen!

Dr. Oskar Altenburg: Die Kunst des psychologischen Beobachtens. Praktische Fragen der pädagogischen Psychologie. Sammlung von Abhandlungen aus dem Gebiete der pädagogischen Psychologie und Physiologie. Herausgegeben von H. Schiller und Th. Ziehen. II. Bd. 3. Heft. Berlin. Reuther & Reichard. 1898. 76 Seiten. Einzelpreis M. 1,60.

Die Abhandlung zerfällt in vier Abschnitte: I. Fleifs und Aufmerksamkeit nach der Wertung der Praktiker, II. Psychologische Bestimmtheiten als Mitgift von Landschaft, Grofs- und Kleinstadt, Haus und Gesellschaft, III. Psychologische Bestimmtheiten als Folge vorübergehender oder dauernder körperlicher Gebrechen, IV. Psychologische Bestimmtheiten unter der Einwirkung des Unterrichts und der Lehrordnung, V. Schlufswort. In diesen Betrachtungen teilt der Verfasser, welcher offenbar ein sehr wohlwollender Vater seiner Schüler ist, eine Reihe von zwar nicht neuen, aber darum keineswegs allzusehr bekannten Beobachtungen und entsprechenden Ratschlägen mit, die wohl selten auf Widerspruch stofsen werden. Der herbe wissenschaftliche Ton geht diesen Abhandlungen trotz mancher, sehr oft wiederkehrender psychologischer Fachausdrücke allerdings ab, und der wissenschaftliche Psychologe wird hier seine Rechnung nicht finden.

München. Dr. M. Offner.

Lerne gesundheitsgemäfs sprechen. Übungen zur Pflege der Sprechorgane nebst kurzer Einführung in das Wesen der Sprechkunst. Gemeinfafslich dargestellt für Berufsredner und Sänger von Professor C. R. Hennig, Königl. Musikdirektor, Lehrer der Stimmbildung für Sprache und Gesang in Posen. Wiesbaden, Bergmann 1899. 69. S.

In vorstehendem Schriftchen macht sich's der Verf. zur Aufgabe, die bis jetzt zu wenig beachtete gesundheitsfördernde Seite der Sprachkunst hervorzuheben und eine verständige Pflege der Atemorgane zu empfehlen. Seine Mahnung: „Lerne gesundheitsgemäfs sprechen" ergeht zunächst an Berufsredner und Sänger, im Grunde aber gilt sie der ganzen Menschheit. Denn nach Dr. Schwidorp, durch dessen Broschüre über Sprache, Stimme und Stimmbildung der Verf. zu seiner Arbeit angeregt wurde, „ist kaum ein Kind, wenn es die Schule verläfst, im Besitze einer gesunden Stimme" oder wie der Verf., dem diese Ansicht nur „ein wenig zu scharf" ist, lieber sagen will, „eines physiologisch makellosen Stimmorgans". Dieser bedauerliche Zustand kommt von der argen Mifshandlung der Halsorgane durch physiologisch bedenkliches Singen und physiologisch fehlerhaftes Sprechen. Wer Abhilfe schaffen könnte, das sind die Gesang- und Sprechlehrer. Aber diese sind meistens, wie der Verf. behauptet, lautphysiologisch zu wenig gebildet, als dafs sie die Fehler ihrer Schüler in jedem Augenblick auf ihre eigentlichen Ursachen zurückzuführen und den Schaden zu heilen imstande wären. Deshalb verlangt er eine intensivere Pflege der praktischen Phonetik auf den Universitäten und in den Seminaren für Volksschulen.

Fehlerhaft und gesundheitswidrig soll aber das Sprechen sein, wenn der Atemstrom im Munde an falscher Stelle anschlägt; wenn der Atemstrom so haltlos wird, dafs er nicht mehr gehörig gelenkt werden kann, oder wenn er gegen das Ende der Ausatmung hin matter wird und so in den Rachen zurücktritt; wenn der Hals die Resonanzstelle

abgibt; wenn die Stimme knarrt, kratzig klingt, sich bricht d. h. versagt, oder zur Fistelstimme wird.

Man spricht dagegen gesundheitsmäfsig und gesundheitfördernd, wenn jedem Vokale die richtige Tonhöhe gegeben wird; wenn die Sprechwerkzeuge diejenigen Stellungen einnehmen, welche eine möglichst grofse Stimmkraft erzeugen und auf mühelosem Gebrauche der Organe beruhen; wenn die Vokale vorn in der Mundhöhle gebildet werden, und alle Vokalklänge zum Munde hinausströmen.

Wer nun die Folgen gesundheitswidrigen Sprechens an sich erfährt, nämlich Druck im Halse, schnelle Ermüdung der Halsorgane und Neigung derselben zu entzündlichen Zuständen und — „sich gesund sprechen“ will, der befolge die vom Verf. gegebenen Vorschriften: man reguliere zuförderst das Atmen durch die Atemtechnik (Einsaugen, Anhalten und langsames Abblasen des Atems; Flankenatmung und Zwerchfellatmung); man spreche die Konsonanten zuerst einzeln deutlich aus, desgleichen die Vokale, und lasse ihre Klänge voll zum Munde hinausströmen; dann spreche man nach einer Vorlage einsilbige und mehrsilbige Wörter und ganze Sätze aus einem schönen Gedichte, schliefslich dasselbe Gedicht mit schönem Vortrage — im ganzen eine Übung von täglich einer halben Stunde.

Das Werkchen gliedert sich in zwei Teile, von denen der erste in das Wesen der Sprechkunst einführt, der zweite die Übungen zur Pflege der Sprechorgane darstellt. Die Anweisung zur Bildung der Sprachlaute ist leicht fafslich und recht ansprechend. Aber das Zungen-r von der achtmal wiederholten Übung didā aus hervorzubringen ist mir nicht gelungen. Wenn ich dieses r spreche, flattert die Zungenspitze ein wenig hinter der Anschlagstelle des d.

Würzburg. J. Jent.

Rupert Kreller, Die „Völkerwanderung“ von Hermann Lingg und das Gesetz der epischen Einheit. München 1900. Karl Haushalter, Verlagsbuchhandlung.

Teilweise nicht ganz unbegründete, teilweise nach alter Schablone fabrizierte Tadelsvota gegen Linggs hohe Muse konnten schon bald nach dem Erscheinen seiner grofsen Epopöe da und dort vernommen und in einschlägigen kritisierenden Zeitschriften gelesen werden. Es handelt sich zunächst um ein ästhetisches Schlagwort „epische Einheit“, deren Gesetze der grofse Dichter mit souveräner Willkür verletzt haben sollte. Nun ist ja allerdings nicht zu leugnen, dafs der einheitliche Gedanke etwas sichtlicher und augenfälliger festgehalten sein könnte, als dies wirklich der Fall ist, aber die Anschauung, dafs gerade die landläufige einzelne Idee als einheitbildendes Prinzip jedem Werke, also auch dem Epos zu grunde liegen müsse, läfst sich wohl nicht länger mehr aufrecht halten. Wie der griechische Kunstphilosoph den Begriff des Epos definierte, ward zu engherzig aufgefafst, und das Gesetz der sogenannten drei Einheiten (der Handlung, der Personen, des Raumes

und der Zeit), das gegenüber dem höheren Gesetz der letzten Wirkung der Poesie doch nur von eingeschränkt geltender Bedeutung sein kann, mufste allmählich an Wert verlieren. Zwar haben sogar hervorragende Kunstkenner mit einer Art Wehmut u. a. namentlich die ersichtliche den Gesang beherrschende Gröfsengestalt eines Helden vermifst und infolgedessen das ganze Linggsche Kunstepos verurteilt.

Nun aber ist — und das sucht die obengenannte Jubelfestgabe in überzeugender Weise darzuthun — eine Einheit im Grundgedanken allerdings vorhanden. Das Erwachen des angebornen Sinnes für Freiheit in der germanischen Welt und der Riesenkampf um diese Freiheit, siegreiches Walten des individuellen Lebens, wie des der Staaten und Völker, das Jahrhunderte lang von der römischen Gewaltherrschaft niedergedrückt ward: das ist die einheitliche Idee von Linggs „Völkerwanderung“. Dafs der grofsen und einzigartigen Bewegung die christliche Weltanschauung als historisches Ferment dient, begreift sich unschwer. Der scharfsinnige und sorgfältigst unterrichtete Verfasser unserer Festschrift begnügt sich aber keineswegs damit, in specie dem greisen Dichter gerecht zu werden; seine weiteren Deduktionen sind von so zwingender Kraft, dafs es schwer halten dürfte, sie zu entkräften. Dem eigentlichen und letzten Zwecke, der erst im Schlufskapitel zur Behandlung kommt, gehen gleichsam vorbereitend die übrigen Abschnitte voraus, indem der Verfasser darzuthun sucht, dafs wir, im Banne des homerischen Musters, nachgerade zu einer „ästhetisch widerwärtigen Monotonie der Einheitsform gelangen müssen“. Die epische Einheitsform aber könne nicht schlechthin absolut sein, sondern müsse in einer organischen Mannigfaltigkeit bestehen; ferner dürfe die wirkliche Einheit des Ganzen nicht in Raum- und Zeiteinheit aufgehen. Das wichtigste Kapitel der interessanten Festschrift scheint mir das „Die Phantasie als Quelle allgemeiner Kunstgesetze“ überschriebene zu sein, wobei der Verfasser zu dem Schlusse kommt, dafs „Einheit innerhalb der Poesie nicht überall eine finale, begrifflich kausale zu sein, dafs sie vielmehr nur im allgemeinen die Idee höherer Einheit im Weltgange ahnen zu lassen brauche und deren Möglichkeit in einer einzelnen Anschauung darzustellen habe“. Sehr instruktiv gestaltet sich der Abschnitt über „freie Handlung und Weltlauf“. Wieder in einem anderen Kapitel werden die Ursachen des merkwürdigen Unterschiedes der Begrenzung in dramatischen und epischen Kompositionen dargelegt, die schliefslich darin bestehen, dafs beim Drama ein eng beschränkter Kreis erscheint, der bei aller Mannigfaltigkeit im einzelnen doch immer um das gleiche Gedankenzentrum sich zu drehen scheint, während beim Epos eine beliebig grofse Menge von Ereignissen alle möglichen Stimmungen und Situationen hervorrufen kann. Mit subtilem Verständnis für den wahren Geist epischer Kunst spricht der Verfasser ein sozusagen erlösendes Wort aus, wenn er sagt: „So hoch auch wir das Glück des Dichters schätzen, einen Stoff gefunden zu haben, der ihm gestattet, die Handlungseinheit mit der Einheit der Person zu verbinden, können wir doch nicht zugeben, dafs diese Forderung aus der Natur der epischen Dichtung überhaupt und ausnahmslos erwachse.“ Was

insbesondere die relative Grenze der epischen Handlung betrifft, so scheinen mir die Erörterungen des Verfassers in dem Resumé zu gipfeln: „Zu einer epischen Handlung eignet sich jeder Stoff in formeller Hinsicht, der die Möglichkeit darbietet, eine einige Begebenheit aus sich bilden zu lassen, in der mit faſslicher Gesamtübersicht die drei natürlichen Glieder jedes Geschehnisses wirksam werden können: der nächste Anlaſs, dann eine Stelle der Wendung, die für den Ausgang die zureichende Grundlage enthält, und endlich der Schluſs, als „die verständliche Folge beider". Linggs „Völkerwanderung" nun wird auf die vorausgehenden Gesichtspunkte sorgfältigst geprüft und schlieſslich festgestellt, daſs, wer einmal von der Wahrheit erfaſst sei, ein Heldengedicht erreiche trotz der Bezeichnung „Heldengedicht" nur in der Handlung seine letzte und höchste Absicht, in Bezug auf Linggs groſses Epos sein ästhetisches Gewissen beruhigen könne. —

München. Dr. Karl Zettel.

Lateinisches Elementarbuch für Sexta von J. Lattmann, 8. Auflage, besorgt von Dr. H. Lattmann, Oberlehrer; Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht, 1900, 110 S. Preis 1 M. 20 Pfg.

Der Lehrgang unseres Übungsbuches ist streng nach den Gesetzen der induktiven Methode aufgebaut, die besonders in den einleitenden Partien scharf und durchsichtig zu Tage tritt. Man sieht aus den verschiedenen geistreichen pädagogischen „Kunstgriffen", wie dem Mittel der Apperception, der Übungen im Chorsprechen u. s. w., welche alle in den ersten Lese- und Übersetzübungen zur Anwendung kommen, daſs das Elementarbuch die Frucht einer langjährigen Thätigkeit im lateinischen Anfangsunterrichte sein muſs. Und um den Lehrer im Gebrauche des Buches zu unterweisen, ist eigens eine „methodische Anleitung" vom Verfasser beigegeben.

Indes so trefflich auch die Methode des Buches genannt werden muſs, so findet eine eingehende Prüfung dennoch auch mannigfachen Mängel, deren Beseitigung einer Neuauflage notwendigerweise zufallen wird. Vor allem verdient der Inhalt der Einzelsätze, der fast durchweg trivial und nichtssagend ist, scharfen Tadel. Zwar meint der Verfasser (meth. Anl. S. 15), der beschränkte Wort- und Formenvorrat nötige, manche triviale Sätze aufzunehmen. Allein diese Klippe muſs eben durch richtigen pädagogischen Takt vermieden werden; denn was bedeuten Sätze wie: die Kuh bewegt das Maul S. 14, der Hund bewegt die Ohren S. 40, der Stier bewegte das Fell (!) S. 67, ihr seht den Schwanz des Elephanten, wir sehen die Stiere S. 32, der Kaufmann hat einen Affen, ich habe ihn (?) gesehen S. 85 und viele ähnliche „geistreiche Aphorismen".

Ferner muſs es im Kopfe des kleinen Sextaners ohne Zweifel Verwirrung erregen, die Regeln über das Genus u. s. w. stückweise anzuführen, sodaſs der Schüler, wenn er ein Gesamtbild derselben haben will, an mehreren Stellen sie zusammensuchen muſs, z. B. § 20

und § 31, oder § 57 und § 63; warum „vorläufig merke man", „aufserdem noch" und dergleichen Stückregeln?

Was endlich die Fabeln (fabulae Aesopeae) betrifft, welche in der 8. Auflage am Ende des Buches mit den Stücken aus der griechischen Sage zusammengestellt sind, so ist ihre Verwendbarkeit schon in den ersten Stunden des elementaren Lateinunterrichtes unmöglich. Oder hält etwa der Verfasser es für einen didaktischen Gewinn, wenn in Fabel I, „Der kleine Gernegrofs", kein anderes Wort dem Schüler geläufig ist als taurus, demnach die ganze Fabel in deutscher Übersetzung vorgelegt werden mufs? Und wie hier, so ergeht es dem Anfänger bei allen Fabeln. Die Erzählung 7 (Parerga) dürfte sich wegen ihres Inhaltes für diese Altersstufe wenig eignen.

Soll also das Buch in jeder Hinsicht den Anforderungen entsprechen, welche wir heutzutage im Interesse der studierenden Jugend und der Pflege des lateinischen Unterrichtes stellen, so mufs wiederholt die bessernde Hand an einige Teile des Buches gelegt werden; ist dies geschehen, dann kann es wärmstens allen Lehrern des Lateinischen in der 1. Klasse zum Gebrauche empfohlen werden

Straubing. Weissenberger.

C.[1]) Cornelii Taciti dialogus de oratoribus. Recognovit Alfred Schoene Dr. phil. Dresdae, propriis sumptibus editoris. MDCCCIC. gr. 8°. IV, 95 S. 3 M.

In den von mir Gymn.-Bl. 36, 442—448 besprochenen Ausgaben des Dialogus de oratoribus von Gudeman (1898) und John (1899) liegt der Schwerpunkt in dem gediegenen Kommentar, doch ist auch die Verbesserung des Textes mehrfach gefördert, besonders durch John. Gleichzeitig mit dessen Ausgabe erschien die ausschliefslich der Textes-kritik gewidmete Arbeit von Schoene; sie enthält S. 1—30 den Text, S. 31—33 ein Verzeichnis der nomina propria, S. 34—55 den apparatus criticus (Verzeichnis der Varianten und ausgewählter Konjekturen), S. 56 bis 95 die adnotationes d. i. im wesentlichen die Begründung der eigenen zahlreichen Emendationsversuche, die alle im vorausgehenden Text stehen. Sie sind das Wichtigste an der Ausgabe, wären aber vielleicht besser als „Kritische Beiträge" in einer Abhandlung erschienen als das Motiv einer neuen Ausgabe gewesen. Denn die Bereicherung an handschriftlichem Material ist gering. Schoene hat selbst von den zwei Vindobonenses den V_1 s. XV verglichen, für den wichtigen Vaticanus 1862 (A), für den Leidensis (B), Neapolitanus oder Farnesianus (C), Vaticanus 1518 (D), Vatic. 4498 (Δ) und den Ottobonianus 1455 (E) dient ihm der Apparat in Michaelis Ausgabe 1868 als Grundlage; die Ergänzungen und Berichtigungen von G. Andresen im Jahresbericht des Philol. Vereins zu Berlin XXI 1895 S. 158—174 hat er berücksichtigt; vgl. neuestens Andresens Ausführungen und Zusammenstellungen Woch. f.

[1]) Vgl. G. Andresen Woch. f. klass. Phil. 1901 Sp. 492 (der Vorname P ist in M dreifach bezeugt).

klass. Philol. 1900 Nr. 23, 25, 28, 44, besonders Sp. 778 über den Neapolitanus, Sp. 1210 über den Urbinas und Sp. 1212 über zwei (neue) Vaticani. Der Harleianus, der nach Schoenes Ansicht sicher auf V_1 zurückgeht, ist nach der Ausgabe von Peterson benützt. Das Bild der Überlieferung erscheint auch nach den neuen Zusammenstellungen als wenig klar und einheitlich, und eine noch genauere Untersuchung dürfte die Textesgestalt nicht wesentlich ändern, sondern uns die gewöhnlichen unbedeutenden Varianten und Schreibfehler und einige mehr oder minder gelungenen Emendationsversuche zeigen. Die Orthographie ist nicht so buntscheckig wie in dem nach den mutili gegebenen Text der rhetorischen Schriften Ciceros, aber noch mannigfaltig genug: Schoene schreibt regelmäfsig valitudo, Gudeman valetudo, more veteri (auch John, m. vetere Gudeman), durchaus Virgilii; dagegen Gudeman und John Vergilii; detractaret (11, 4) für detrectaret (Gu. Jo.), scena 20, 12 (scaena Gu. Jo.), auch grammatice musice et geometria imbuebantur 31, 34 (— ca Gu. Jo.); die Assimilation der Präpositionen ist ausgedehnter als bei Gudeman: assensus — adsensus, attulerit — adtuerit, agnoscere — adgnoscere, aber doch auch adfluens, adsuevit, adpareat; conponantur — comparo, extruit — existit — exultans — exurgit — exanguis; vereinzelt 28, 21 set neben sed; paulo regelmäfsig für paullo (Gu.), retuli 23, 3; ebenso hercle wie John (Gu. hercule). doch auch hercule 34, 35 und 40, 7; quotidianus zum Teil gegen die Überlieferung für cotidianus oder cottidianus; siqua — nequid — contradicere schreibt Schoene zusammen. Der kritische Apparat läfst sich meines Erachtens um vieles erleichtern. Wenn im XV. Jahrhundert ē häufig ae geschrieben wurde z. B. in den editiones principes von Ciceros Briefen accaepi für accepi, so braucht man doch nicht immer zu notieren aepistolae, aeloquentia, das Gleiche gilt bei der damals üblichen Schreibweise rethoras für rhetoras. Auch die Schwankungen in der Wiedergabe der Eigennamen wie Aeschynes — Eschines — Aesthyne (s. Andresen Woch.-Schr. 1900 Sp. 778) oder Ligurgus — Licurgus sind im fortlaufenden kritischen Apparat unnötiger Ballast. Aufgefallen ist mir in den mitgeteilten Varianten die Schreibung cl für d: Hypericles, quodclam, B. G. I 7, 3 Verudoeterucloetius.

Die Textesgestaltung ist äufserlich äufserst glatt; es stört keine crux philologica, und was nicht pafst, ist ausgeschieden; z. B. 26, 13 sicut his clam et, nur 35 Schlufs ist die Lücke angezeigt. Schoene ist nicht sehr konservativ; er folgt 12, 10 A D et malis moribus natus (auch John), Gudeman mit C E Δ V_2 et ex m. m. n. | 31, 6 haec est enim mit C D Δ E V_2 für haec enim est der übrigen Hss | 36, 9 hält er das handschriftliche persuaderi gegen Heumanns persuadere (dieses Gudeman und John) | 25, 27 et invidere et livere, wo et invidere wahrscheinlich zu streichen. An zahlreichen Stellen sucht er den Text durch fremde oder eigene Verbesserungen den Forderungen des Sprachgebrauchs und des Gedankenzusammenhanges anzupassen.

Von den Fällen, wo Schoene fremde Emendationen aufgenommen hat, hebe ich als beifallswert heraus: 12, 7 commendata mit Muret für commoda (Gudeman John) | 18,21 prae Catone für pro Catone der

Hss, vgl. 23, 8 ex comparatione, Gudeman Porcio Catone (unwahrscheinlich) | 19, 21 in corona quisquam für in cortina quisquam | 22, 13 apte et cum quodam lumine | 27, 10 Apri illa für das handschriftliche Apri prima | 29, 4 horum fabulis et erroribus teneri statim et rudes animi imbuuntur | 32, 30 a vobis. Dagegen erscheinen mir weniger gerechtfertigt: 10, 5 [rarissimarum] vgl. Gymn.-Bl. 36 S. 447 | 20, 8 aversatur [dicentem] | 24, 14 centum tantum et viginti. Der Text hat 32, 2 noch die Konjektur von Michaelis usu facile, aber S. 90 bekennt Schoene, dafs dies nur ein Versehen sei und er die Überlieferung uniforme für durchaus korrekt halte, auch Gudeman und John haben dieses. C. 27 Anfang liest er mit Andresen ‚Parce', John ‚Ah parce'; nach der Überlieferung liegt am nächsten ‚At para te', und ich glaube ‚At para te et exsolve' ist als synonyme Wendung für At para te exsolvere (cf. 11, 2 parantem me accusare) nicht unmöglich; und das at, welches wie nicht selten einem vorausgehenden at als Einwurf rasch gegenübertritt, wird man ganz passend finden (auch bei Halm).

Die zahlreichen eigenen Konjekturen werden in den adnotationes eingehend begründet: 5, 11 will Schoene hinter arbitrum ein Epitheton einsetzen, etwa iustum, das im Text steht; der Begriff arbiter macht iustum oder aequum überflüssig | 5, 14 aperte eo arguam, hier erscheint mir aperte eo als nichtssagend für das bedeutungsvolle apud nos | 6, 27 ff. sicut in agro, qualiacumque sunt, quae diligenter serantur atque elaborentur, gratiora tamen entfernt sich zu weit von den Hss | 7, 10/11 tum habere quod nec principum codicillis datur nec civium gratia venit, sed numine divino oritur, geistreich und sinngemäfs, ob aber der Überlieferung ihr Recht wird? | 10, 26 in forum id est ad causas et vera proelia, eher [et ad causas] mit Gudeman (s. ü. d. Fortschr. CV (1900) S. 251 f. | 11, 16 nam statum huius atque securitatem | 13, 20 in illa sacra ad illosque fontes, ansprechend, doch nicht nötig | 13, 21 famamque pavitantem, Andresen befürwortet Woch. f. klass. Phil. 1900 Sp. 1211 mit Recht pallentem (auch Gudeman) | 14, 13 inquit ille | 14, 20 non minus recte improbare mihi videor, dem Sinn angemessener als andre Lesarten | 17, 6 [Hirtio nempe et Pansa consulibus] οὐδ' ἔγραψεν; es sieht zwar einem Zusatz ähnlich, aber die Stellung ut Tiro scribit, die unmittelbare Wiederkehr des ut machen dies doch fraglich | Gewaltsam ist die Behandlung 17, 13/14 Vitelli s t a t i o n i b u s longum et unum annum, ac n o v e m inde felicis huius principis | Ähnlich die Umstellung am Schlufs des Kapitels 17 und am Anfang von 18 potuisse. nam . . . duravit. haec ideo praedixi ne dividatis . . . potuerunt, ut oder 19, 2—3 terminum quem faciunt antiquitatis constituere solent usque ad Cassium Severum, quem primum affirmant; die Erklärung unwahrscheinlich | 21, 18 sordes autem i l l a e, dieses sei aus regulę entstanden | Den Schlufs dieses Kapitels schreibt Schoene so: nolo Corvinum insequi, quia quo minus laetitiam n. n. t. exprimeret eius vis aut animi aut ingenii v i x suffecerit; dies weicht zu weit von der Überlieferung ab; das gleiche Bedenken habe ich gegen den gut lesbaren Text Schoenes c. 24 Schlufs sed causas

collige, cur in tantum ab eloquentia eorum recesserimus, cum praesertim centum tantum et viginti a. ab i. C. i. h. diem efficiat ratio temporum | Haltlos erscheint mir 25, 8 ne ulli (für illi) quidem p. s. e. repugno si fatetur, das quominus oder cominus der Überlieferung ist einfach getilgt; verständiger behandelt die Stelle John | Beachtenswert ist die Lesung und ihre Begründung 30, 3 strictim dicturus referam für statim de curiis referam und 31, 31 sapientem informamus nos qui est Stoicorum tenuitate, vielleicht informamus nos Stoicorum subtilitate, vgl. 30, 19 dialecticae subtilitatem | 38, 3 quae etsi nunc apertior für aptior sehr unwahrscheinlich | 39, 2 dicam tamen [vel ideo ut rideor] | 39, 3 attulisse parvulas istas cellas, pafst das zu adstricti? | 39, 12 silentium indicit | 39 Schlufs streicht Schoene itaque hercule . . . censeantur | 41, 2 antiqui fori nunc, non emendatae und Zeile 7 melius fuisset haec praeverti (statt non queri) quam vindicari, letzteres ohne alle Berechtigung.

Schoenes Arbeit ist im ganzen keine neue kritische Ausgabe mit neuem Apparat, bietet aber den Dialogus in geglättetem Text, orientiert über Varianten und Konjekturen und wird dem künftigen Herausgeber durch die zahlreichen Verbesserungsvorschläge und deren Begründung mehrfach Anlafs geben, weiter zu suchen oder die Position der Überlieferung nachdrücklicher zu verteidigen.

Regensburg. G. Ammon.

Schulwörterbuch zu Homers Ilias und Odyssee von Christian Harder. Mit 2 Karten und 95 Abbildungen. Leipzig 1900. G. Freytag. 8°. XXVI und 339 S. Preis geb. 4 M.

Das vorliegende neue Homerlexikon für Schüler ist ein Buch, das sich durch seinen Inhalt ebenso wie durch seine Ausstattung empfiehlt. Abweichend von andern Wörterbüchern zu Homer bietet es als Einleitung eine knappe und doch gehaltvolle Vers- und Formenlehre, die von den Lernenden mit grofsem Nutzen gebraucht werden kann. In der Erklärung der Vokabeln sind die Ergebnisse der Forschung mit Umsicht und Sorgfalt verwertet, doch wird dem Belehrung suchenden Schüler nie zuviel Stoff geboten. Dafs etymologische Hinweise ziemlich sparsam eingestreut und blofs gesicherte Ableitungen, die aufserdem nicht über das sprachliche Wissen des Gymnasiasten hinausgehen, angegeben werden, kann man nur billigen. Dafs der Verf. trotzdem die Etymologie ausgiebig heranzuziehen versteht, beweisen u. a. die Angaben zu *χαλέπτω*, wo dem Schüler Formen aus dem Lateinischen und Althochdeutschen als stammverwandt dargeboten werden. Innerhalb der vom Verf. eingehaltenen Grenzen gegebene etymologische Winke wecken das Interesse und fördern das sprachliche Verständnis. Unter den Wörtern, die von der bisherigen Deutung abweichend erklärt werden, sei hier *μῶνυξ* erwähnt, das mit *μέμαα* zusammengebracht und durch „strebhufig, schnellhufig" wiedergegeben wird. Für *γαιήοχος* wird die Ableitung von *γαίω* und *ὄχος* vorgeschlagen, so dafs das Wort „wagenfroh" bedeuten würde. Allein

wie ist dann das *η* zu erklären? — Die Realerklärung ist eine besonders sorgfältige, gleich weit von urteilslosem Festhalten an überlieferten Irrtümern wie von umstürzender Neuerungssucht. Eine hervorragende Unterstützung wird der sachlichen Erklärung durch die zahlreichen, fast durchweg sehr hübschen Abbildungen geboten, die an Deutlichkeit und Schönheit der Ausführung die in Autenrieths Wörterbuch enthaltenen bildlichen Darstellungen übertreffen. Ein kleines Bedenken übrigens in dieser Hinsicht soll nicht verschwiegen werden. Ist nicht zu befürchten, dafs Darstellungen wie der Apollo vom Belvedere (S. 42), der betende Knabe (S. 48), der Ares (S. 50), die Hera (S. 148), die den Peplos über der Schulter befestigende Frau (S. 263) die Gedanken des das Wörterbuch benützenden Schülers, dessen Phantasie ja nach einer gewissen Richtung hin in der Regel nur zu leicht erregbar ist, vom Texte ab und allzusehr auf das reale Gebiet lenken? Etwas anderes ist es doch, ob ihm derartige Bilder während des Unterrichts vorgeführt werden, wo seine Aufmerksamkeit schon durch äufsere Nötigung bald wieder veranlafst wird, sich mit andern Gegenständen zu beschäftigen, oder ob man ihm Gelegenheit gibt, zu Hause, ganz sich überlassen, längere Zeit ungestört der Betrachtung derselben zu obliegen und über den hiedurch in seiner Einbildungskraft hervorgerufenen Vorstellungen seine eigentliche Aufgabe, die Vorbereitung des Unterrichtspensums, zu vergessen.

Nach dieser pädagogischen Bemerkung noch einige lexikalische Fragen! Ist die zu *χόανος* (Σ 470) angegebene Bedeutung „Schmelzofen" ganz sicher? Es mufs nämlich auffallen, dafs an der angeführten Stelle die Schmelzöfen oder Schmelztiegel nicht ein paar Verse weiter unten 474 f. erwähnt werden, wo vom Schmelzen der verschiedenen Metalle die Rede ist. Daher verdient Döderleins Erklärung (Gl. n. 2071), wonach *χόανος* das Rohr des Blasebalgs wäre, auch jetzt noch Beachtung. — Σ 590 bedeutet *χορός* doch wohl einen Tanzplatz, während H. unter *χορός* (S. 335) blofs bemerkt „Reigen, Tanz". — Von den zu *ἐφέπω* (S. 139) angegebenen Bedeutungen will Υ 359 keine passen. — Zu *λύθρος* (*λύθρον*) nur die Bedeutung „Schmutz" zu verzeichnen (S. 204) ist zu einseitig. — Unter *ἐνστηρίζω* (S. 112) ist irrtümlich *ἐνεστήρικτο* als pass. Perfekt bezeichnet.

Der Druck des Werkes zeichnet sich durch lobenswerte Korrektheit und Sauberkeit aus.

München. M. Seibel.

Hermann Diels, Elementum. Eine Vorarbeit zum griechischen und lateinischen Thesaurus. Leipzig, B. G. Teubner 1899. XIV und 93 S. 3 M.

Die Schrift ist eine Freundesgabe zu W. v. Hartels 60. Geburtstag und ursprünglich gedacht als Probeartikel für den Thesaurus linguae Latinae, an dessen Leitung D. als Vertreter der Berliner Akademie beteiligt ist. In der Einleitung spricht er höchst interessant über die Aussichten eines wirklichen Thesaurus Graecus (den Pariser nennt er mit Recht eine „übertünchte Ruine"); er findet, dafs dieser

bei der Bedingtheit der römischen Geisteskultur durch die griechische eigentlich dem lateinischen hätte vorausgehen müssen.

Demgemäfs behandelt seine Schrift nicht nur das lateinische Wort elementum, sondern auch — und sogar hauptsächlich — dessen griechische Vorlage *στοιχεῖον*.

στοιχεῖα sind ursprünglich die einzelnen Glieder eines *στοῖχος*, einer zusammengehörigen Reihe von Soldaten, Choreuten, Mauersteinen u. s. w. Von den Anwendungen des W. *στοιχεῖα* wird die auf die Glieder der Buchstabenreihe des Alphabets die wichtigste. Von dieser gehen verschiedene Metaphern aus. So bedeutet *στοιχεῖα*, wie unser ABC, oft „Anfangsgründe, Grundlagen" (z. B. Xen. Mem. II 1,1 *Βούλει σκοπῶμεν ἀρξάμενοι ἀπὸ τῆς τροφῆς ὥσπερ ἀπὸ τῶν στοιχείων*; worauf geantwortet wird *Δοκεῖ γοῦν μοι ἡ τροφὴ ἀρχὴ εἶναι*). Bedeutungsvoller ist eine andere Metapher geworden.

Demokrit, vielleicht schon Leukipp, hat, wie D. nachweist, „an der unendlichen Kombinationsfähigkeit der Buchstaben die unendliche Mannigfaltigkeit der Atomverbindungen" klar zu machen gesucht. Dies Gleichnis zieht sich durch das ganze Altertum. Aber auch die Gegner des Atomismus bemächtigen sich desselben und argumentieren so: Die Welt kann so wenig ein Ergebnis des Atomenwirbels sein, als aus hingeschütteten Metallbuchstaben sinnvolle Worte entstehen (so der Stoiker bei Cic. de nat. deor. II 93).

Demokrit hat jenes Gleichnis geschaffen vermutlich ohne sich des Wortes *στοιχεῖα* zu bedienen, das in Attika entstanden zu sein scheint. Doch hat sein Gedanke sicher dazu beigetragen, diesem Worte seine später so gangbare physikalische Bedeutung „Urstoffe, Elemente" zu geben. In diesem Sinn, und zwar bereits als selbstverständlicher Kunstausdruck, findet sich das Wort zum erstenmal bei Platon (Soph. 252 B), der es sonst im philosophischen Sinn ganz individuell verwertet. Bei Aristoteles überwiegt bereits in der Menge der Anwendungen die auf die physikalischen Elemente, und zwar auf die von Empedokles aufgestellten vier Elemente Luft, Erde, Feuer, Wasser. „Dieser Gebrauch hat in der Folgezeit durchgeschlagen. Durch das grofse Ansehen der aristotelischen Physik hat sich der Terminus in dieser Richtung zunächst bei den Stoikern festgestellt, und nach dem unbestrittenen Siege des Aristotelismus ist denn auch in der späteren abendländischen Wissenschaft dieser Sprachgebrauch bis auf Lavoisier der herrschende geblieben."

Aber die Entwicklung von *στοιχεῖον* ist damit nicht zu Ende. Die griechisch-orientalische Mystik, in deren trübem Mischmasch sich Gedanken der griechischen Philosophie mit den Religionen und der Astrologie des Orients begegnen, vergöttlicht die *στοιχεῖα*. Und nicht nur die alten empedokleischen Elemente, auch die Gestirne heifsen jetzt *στοιχεῖα*. Letzteres führt Diels darauf zurück, dafs Neupythagoreer die Planeten und Bilder des Tierkreises mit denjenigen Buchstaben des Alphabets identifizierten, deren Laut sie in der Sphärenharmonie gäben. Vielleicht aber warf man nur mit den vergöttlichten Elementen die Gestirne als Naturgewalten zusammen und kam erst

dadurch auf jenen merkwürdigen Einfall. Jedenfalls sind aus diesem Gedankenkreise heraus die paulinischen Stellen Gal. 4, 3. 9. Col. 2, 8 zu verstehen, wo der Apostel die *στοιχεῖα τοῦ κόσμου*, die *ἀσθενῆ καὶ πτωχὰ στοιχεῖα* der christlichen Gottesverehrung gegenüberstellt.

Da man sich nun die Dämonen des Heidentums, auf die der Begriff des Wortes weiterhin ausgedehnt worden war, in den Kultbildsäulen verkörpert dachte, konnte *στοιχεῖον* in der Sprache der byzantinischen Zeit auch eine solche Statue, ja überhaupt „Statue" bedeuten.[1] Bei den Neugriechen aber spuken die *στοιχειά* als Geister niedrigster Art in Bäumen, Brunnen u. s. w. und erscheinen gelegentlich in Tiergestalt.

Im Lateinischen kommt elementum überhaupt nicht vor Lukrez und Cicero vor. Es bedeutet zunächst den Buchstaben des Alphabets (Lucr. V 1443 nec multo prius sunt elementa reperta), dann metaphorisch, wie *στοιχεῖα*, „Anfangsgründe" (Cic. de or. I 163 ab homine omnium gravissimo . . . haec, quae isti forsitan puerorum elementa videantur, exquirere). Aber einfach für „Urstoffe" (in diesem Fall „Atome") wagt Lukrez erst dann elementa zu setzen, nachdem er dem Leser den demokritischen Vergleich der Atome mit den Buchstaben wiederholt eingeprägt hat. So hat der Dichter nach griechischem Vorbild den philosophischen Kunstausdruck elementum geschaffen; Cicero verleiht dem Worte dann seine Trivialbedeutung, indem er es von den vier empedokleischen Elementen gebraucht. Eine Musterung der folgenden lateinischen Schriftsteller zeigt jedoch, dafs das Wort erst mit dem Christentum sich wahrhaft einbürgert, nachdem es die Vulgata für *στοιχεῖον* gesetzt hat. Selbstverständlich teilt es auch dessen mystisch-religiösen Sinn.

Zum Schlusse stellt Diels eine neue Etymologie von elementum auf. Quintilian und Hieronymus berichten, man habe den Kindern elfenbeinerne Buchstaben gegeben, damit sie daran das Alphabet spielend erlernten. D. denkt sich nun ein Wort elepentum (von *ἐλέφας* wie Tarentum von *Τάρας*) in der Bedeutung eines solchen Buchstabens und sucht auch den weiteren lautlichen Übergang zu erklären. Jedenfalls entspricht diese Etymologie der Grundbedeutung und ist schon deswegen beachtenswerter als andere Ableitungen.[2]

---

[1]) D. führt hier (S. 55) Stellen aus der von Preger herausgegebenen vulgären Chronik von Byzanz an (Anonymi Byzantini *Παραστάσεις*, München 1898); doch ist der Name des Herausgebers dreimal in „Preyer" verdruckt. Im übrigen ist der Druck sehr sorgfältig.

[2]) Gegen diese Aufstellung von Diels wendet Siegfr. Reiter in seiner gelehrten Abhandlung „Zur Etymologie von elementum" (Jahresber. d. k. k. dtschn. Staatsgymn. in der Stadt Königl. Weinberge, Prag 1900) u. a. ein, dafs zu der Zeit, als das Wort elementum mit dem Unterricht griechischer Schulmeister aufgekommen sein müfste, das Elfenbein noch nicht so niedrig im Werte stand, dafs man Buchstaben aus diesem Material so allgemein in den Elementarschulen verwendet hätte. Reiter sucht die ältere Etymologie aus der Zusammenstellung der Buchstaben el—em—en mit beachtenswerten Gründen wieder zu Ehren zu bringen: diese Buchstaben eröffneten die zweite Hälfte des altrömischen Alphabets und konnten wegen ihrer leichten Ausführbarkeit im ersten Schreibunterricht den Buchstaben ABC vorgezogen werden.

Ein gutes Stück alter Geistesgeschichte zieht an uns vorüber, wenn uns Diels die Schicksale dieses einen Begriffes „Element“ aufrollt. Dabei ist sein Fortleben in der abendländischen Welt nur gestreift. Die Schrift zeugt von einer erstaunlichen Belesenheit, nicht nur in der philosophischen Literatur der Griechen. Aber nirgends finden wir totes Wissen; alles ist verarbeitet mit den feinsten Werkzeugen der philologischen Wissenschaft, vor allem mit jener Sonderung der Zeiten und der Geister, die Lehrs so nachdrücklich von dem Philologen fordert.

Augsburg. R. Thomas.

Studien zu den Proömien in der griechischen und byzantinischen Geschichtschreibung. II. Teil. Die byzantinischen Geschichtschreiber und Chronisten. Von Dr. Heinrich Lieberich. Progr. des Kgl. Realgymnasiums München für das Schuljahr 1899/1900. München, 1900, Weifssche Buchdruckerei, 8°, 62 S.

„Kein Volk, die Chinesen vielleicht ausgenommen, besitzt eine so reiche historische Literatur als die Griechen. In ununterbrochener Reihenfolge geht die Überlieferung von Herodot bis auf Laonikos Chalkondyles. Die Griechen und Byzantiner haben die Chronik des Ostens über zwei Jahrtausende mit gewissenhafter Treue fortgeführt. Bei allen Schwankungen, die sich aus der Empfänglichkeit und dem Vermögen der Zeitalter, aus dem Wechsel der Stoffe und aus der individuellen Fähigkeit ergaben, hat sich die historische Literaturgattung bei den Griechen bis zur Vernichtung ihrer nationalen Selbstständigkeit durch die Osmanen stets auf einer ansehnlichen Höhe erhalten“ (Krumbacher, Byzantin. Literaturgesch.). Bei dieser Kontinuität der Geschichtschreibung ist es für die Beurteilung des Könnens der einzelnen Persönlichkeiten besonders wichtig, die Proömien oder einleitenden Partien vergleichend zu prüfen: hier kommt individuelles Empfinden und Denken mehr als sonst zum Ausdruck. Lieberich hat die dankenswerte Aufgabe sich gestellt, die *τόποι* d. h. die Fundstätten für Einleitungsgedanken und zum Teil auch ihre sprachliche Einkleidung zu untersuchen. Der erste Teil seiner Arbeit, das Programm des Kgl. Realgymnasiums in München 1897/98, führte uns die Proömien der griechischen Historiker von Hekataios von Milet bis auf Zosimos vor, worüber ich in diesen Blättern 1899 S. 329 ff. kurz berichtet habe. Der vorliegende zweite Teil setzt mit der gleichen Umsicht, Klarheit und Sorgfalt die Untersuchung fort bis in die ersten Dezennien nach dem Falle Konstantinopels, indem wie sonst die zwei Gruppen, die Historiker (zeitgenössische Geschichte) S. 1—47 und die Chronisten S. 47—56, geschieden sind. Nicht weniger als 65 Proömien werden behandelt. Für einzelne konnte sich Lieberich auf Vorarbeiten anderer stützen oder berufen (Braun, Hirsch, Neumann, Patzig). Die hauptsächlichsten Topen, die sich aus der Natur der Sache ergeben und in der rhetorischen Technik festgelegt sind, will ich hier nicht wieder-

holen, sondern nur die hervorragenden Proömien kurz berühren. Den Reigen eröffnen die beiden Geschichtschreiber Justinians, Prokopios, der sich an Diodoros und Polybios anlehnt, mit seiner Kriegsgeschichte, Geheimgeschichte und den Bauten und sein Fortsetzer Agathias, der sich „nach der Sitte der Geschichtschreiber" eingangs selbst vorstellt, sonst sich vielfach mit Lukian berührt. Hieran schliefsen sich Menander Protektor und Johannes von Epiphania. Mit Diodor berührt sich häufig Theophylaktos Simokattes, der Verfasser der Geschichte des Kaisers Maurikios 582—602; eigenartig hat er das Proömium in die Form eines Dialogs zwischen Philosophie und Geschichte eingekleidet. Fremder Aufforderung folgt der nicht berufsmäfsige Historiker Johannes Kameniates (Einnahme von Thessalonike 904). Zwei Distichen an den Kaiser Konstantin schickt Joseph Genesios seiner „Königsgeschichte" voraus (um 950), dann folgen die gewöhnlichen Topen vom Bericht des Selbsterlebten. Wie Kameniates einer fremden Aufforderung folgend, ist auch Nikephoros Bryennios „unter die Historiker gegangen", der Schwiegersohn der Kaiserin Irene. Mit der „mosaikartigen" Vorrede seiner Gattin Anna Komnena, die sein Werk fortsetzt, beginnt „für unser Proömium die griechische Renaissance", die Gelehrtenarbeit; „die Doppelköpfigkeit der griechischen Sprache und Literatur ist von nun an unwiderruflich entschieden" (Klassizismus und Volkssprache). Es folgen zunächst die Renaissanceproömien des Johannes Kinnamos und des Niketas Akominatos; an Polybios schliefst sich an der gelehrte Georgios Akropolites, der in seinem Proömium gegen den Nutzen der Geschichte spricht, um sie aber desto mehr zu empfehlen; an Tukydides Georgios Pachymeres. Die Kirchengeschichte des Nikephoros Kallistos Xanthopulos nimmt, was selbst in der byzantinischen Geschichtschreibung fast[1]) einzig dasteht, die Sätze eines fremden Werkes — meist des Diodor, seltener des Thukydides —, die überwiegend ihre Reihenfolge beibehalten, fast im Wortlaut des Originals herüber. Eine akrostichische Spielerei, dafs nämlich die ersten Buchstaben der 18 Bücher zusammengesetzt seinen Namen ergeben *Νικεφόρου Καλλίστου*, ist nicht originell. Die alten Topen suchen auf neue Weise zu behandeln Nikephoros Gregoras und der ehemalige Kaiser Johannes VI. Kantakuzenos, ein belesener Mann, der ungefähr der dialogischen Einkleidung des Theophylaktos Simokattes entsprechend in seinem Proömium den Briefwechsel zweier Mönche fingiert, in welchem der eine, Neilos, den anderen, Christodulos (= Johannes), zur Abfassung des Werkes auffordert. Eine Abwechselung anderer Art bringt Johannes Kananos, der ausdrücklich erklärt, er schreibe als Ungebildeter für Ungebildete; ähnlich Johannes Anagnostes. Wohlthuend berührt das knappe, hoffnungsvoll auf die künftige Wiedergeburt von Hellas hinweisende Proömium des Laonikos Chalkondyles (Chalkokondyles) aus Athen zu seiner Geschichte von 1298—1463, während das aufgeputzte Vorwort des Kritobulus an den Sultan Mahmut II. den Knechtessinn des Verfalles verrät.

[1]) Auch Georgios Phrantzes schreibt den Georgios Akropolites, Kedrenos den Johannes Skylitzes ab.

Von den naturgemäfs knapperen Proömien der Chronisten (meist Mönche) schliefst sich das von Johannes Malalas an Eusebios an — der Wunsch, einen Fortsetzer zu finden, ist ein neuer *τόπος* —, ebenso das von Theophanes Confessor, der trotz seiner Unzulänglichkeit schreiben zu müssen glaubt: *φίλον γὰρ θεῷ τὸ κατὰ δύναμιν.* Von einer ziemlich herben Kritik seiner (nicht genannten) Vorgänger ausgehend, schliefst Georgios Monachos wie andre mit dem frommen Wunsche, der Leser möge bei Gott für den Verfasser Fürbitte einlegen, ein Topos, der „nicht als bewufste Selbstschöpfung" zu gelten hat, sondern, wie Lieberich S. 58 treffend sagt, lediglich eine Begleiterscheinung neuer Verhältnisse ist. Johannes Skylitzes, der im ersten Teil seiner Vorrede einen wertvollen literaturgeschichtlichen Überblick gibt, will mit seiner Chronik für den, der die Geschichtschreiber gelesen hat, ein Erinnerungsmittel bieten. Eine reaktionäre Auflehnung gegen die klassizistischen Proömien haben wir bei Zonaras, der die theologischen und militärischen Exkurse ausdrücklich verwirft. Gegen die eitlen (gelehrten) Geschichtschreiber polemisiert auch Michael Glykas sowie die Synopsis Sathas.

So bestätigen auch die sorgfältigen Einzeluntersuchungen von Lieberich das Urteil, das sich aus Krumbachers in grofsen und scharfen Zügen gehaltener Charakteristik der Historiker und Chronisten ergibt: eine neue Technik, eine neue Methode haben sie nicht, neue fruchtbare *τόποι* und Gedanken sehr wenige. Die zwei oder drei Hauptgesichtspunkte des Proömiums (vgl. Gymn.-Bl. 1899 S. 329), das als technisch notwendiger Teil gilt und das durch eigens angestellte Studien immer auf einer gewissen Höhe erhalten wird, sind (alt-)griechischen Ursprunges, doch ist die Form in der Regel verändert, s. Lieberich S. 57 ff. (Zusammenfassung).

Mit Recht erklärt der Verfasser S. 60, dafs die Gleichartigkeit zahlreicher Gedanken und die Seltenheit individueller Züge eine Mannigfaltigkeit der sprachlichen Einkleidung nicht ausschliefst. Diese wird nicht selten das Eigenartige sein, das der Geschichtschreiber bieten oder beanspruchen will, vgl. S. 30 *καθ' ἕτερόν τινα τρόπον* bei Akominatos. Wenn er nicht einfach sagt: „die Geschichte meldet, zeigt, lehrt", sondern die gewagteren Metaphern wählt wie *ἱστορίας στόμα* oder *θειότατον στόμα* oder *λαλοῦσα φωνὴ, διαπρύσιος κήρυξ*, wenn er sie *φύλακα τῆς ἀρετῆς* oder *προφῆτιν τῆς ἀληθείας* nennt, sie als den *χειραγωγὸς* des Alten und als den *παιδαγωγὸς* des Jungen bezeichnet, so müssen wir die Wirkung solcher Ausdrücke nachzuempfinden suchen und an unser „die Weltgeschichte ist das Weltgericht" u. ä. denken. Oder bei den Wendungen für „Vergessen" *διολισθαίνειν εἰς λήθην, ἀποσβέννυται σκότῳ, ἀμαυρωθῆναι λήθης βυθῷ, σιγῆς τάφῳ* können wir einen Teil des Sprachlebens einzelner Schriftsteller und ganzer Perioden verfolgen und mit ähnlichen Erscheinungen vergleichen z. B. in der deutschen Bildersprache „versunken und vergessen" — „in ew'ge Nacht getaucht" — „in leere Luft verhaucht" (Uhland) — (der Ruhm) „verweht ist" — „vergraben ist in ew'ge Nacht" — „der wütenden Wurdi Dolch" (Klopstock). Lieberich, der das weite

Gebiet der historischen Proömien von Hekataios bis Laonikos Chalkondyles genau kennt und überschaut, ist vor anderen berufen und befähigt, auch dieses Kapitel der Kunstprosa zu schreiben. Dankenswert wäre eine übersichtliche Zusammenstellung der Tropen wie der Topen.

Regensburg. G. Ammon.

Sidney Lee. William Shakespeare. Sein Leben und seine Werke. Rechtmäfsige deutsche Übersetzung. Durchgesehen und eingeleitet von Prof. Dr. R. Wülker. Leipzig, Wigand 1901. 8°. S. XXIV u. 469. geb. M. 8.

Schon der Umstand, dafs ein Kenner wie Prof. Wülker dieser Übersetzung seinen Namen und seine Mithilfe lieh, bürgt für ihre eigne und für des Originalwerkes Trefflichkeit. In der That hat letzteres in England und im Auslande schnell so allseitige Anerkennung gefunden, dafs es nicht nur in weniger als zwei Jahren fünf Auflagen erlebte, sondern jüngst auch eine Art Volksausgabe von ihm unter dem Titel „Student's Edition of Lee's Life of William Shakespeare" veröffentlicht wurde. Frl. Schwabe aber hat Lees klar geschriebenes Buch höchst gewandt übertragen, so dafs dasselbe für den weiteren Kreis deutscher Shakespeare-Freunde eine genufsreiche und anregende Lektüre bieten wird. Unser besonderes Interesse wendet sich jenen Kapiteln zu, welche von den Sonetten des grofsen Briten und seiner zeitgenössischen Landsleute, auch hinsichtlich ihrer Abhängigkeit von ihren französischen und italienischen Vorläufern, sowie von dem Grafen von Southampton und seinem Verhältnis zum Dichter als literarischer Patron handeln und des Neuen sehr viel enthalten. Prof. Wülker selbst hat vorliegender deutschen Ausgabe, welche drei vorzügliche Abbildungen und drei Faksimile-Unterschriften Shakespeares schmücken, ein die Vorzüge dieser Biographie würdigendes Vorwort vorangeschickt und an einzelnen Stellen erläuternde Anmerkungen beigefügt.

Sachs-Villatte. Encyklopädisches französisch-deutsches und deutsch-französisches Wörterbuch. Mit Angabe der Aussprache nach dem phon. System der Methode Toussaint-Langenscheidt. Hand- und Schul-Ausgabe. Unter Mitwirkung des Prof. Schmitt von Prof. Dr. Karl Sachs. Neu-Bearbeitung 1900. Berlin. Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung. 1901. in 4. Teil I 856 S. u. Teil II 1160 S. geb. 15 M., einzeln je 8 M.

War das Wörterbuch von Sachs-Villatte gleich bei seinem ersten Erscheinen den angesehensten französisch-deutschen Wörterbüchern ebenbürtig an die Seite getreten und bald wegen seiner grofsen Vorzüge, unter denen vor allem die unübertroffene Aussprachebezeichnung hervorragte, so beliebt geworden, dafs es im Verlaufe von 30 Jahren in mehr als 130 tausend Exemplaren Verbreitung fand, so ist es in der

vorliegenden Neubearbeitung auf eine Höhe gebracht worden, die kaum eines der Konkurrenzwerke erreichen dürfte, und die es zu dem empfehlenswertesten franz. Lexikon für die Zwecke der Schule und des praktischen Lebens machen.

Zu den alten Vorzügen kommen nennenswerte neue hinzu: der Wortschatz wurde gemäfs den Anforderungen der sich stets fortentwickelnden Sprache ohne Überschreitung der einem Handwörterbuche naturgemäfs gesteckten Grenzen ergänzt; die Druckschrift wurde wesentlich vergröfsert und die Übersichtlichkeit, besonders im deutsch-franz. Teile, durch Neuanordnung der einzelnen Artikel zusammengesetzter Wörter erhöht, wobei sich zugleich dadurch eine Vereinfachung erreichen liefs, dafs für eine ganze Reihe von Fällen, wo sich analoge Ausdrucksweise von selbst versteht, unter I nur wenige Musterbeispiele angeführt werden, denen sich dann unter II die oft lange Reihe besonderer Fälle anschliefst; endlich bildet eine Übersichtstabelle der Mafse, Gewichte und Münzen des französischen Sprachgebietes eine höchst willkommene Beigabe. Ein hinsichtlich der Vollständigkeit probeweise mit Thibaut angestellter Vergleich ergab, das verschiedene Wörter, die man dort vermifst (z. B. chou de Bruxelles, couper du vin), sich in Sachs finden.

München. Wolpert.

Scelta di Novelle antiche tratte dal Novellino. Revidiert u. f. d. Schulgebrauch bearbeitet von Aurelia di Cataldo. Mit Wörterbuch und Anmerkungen. Dresden, Gerhard Kühtmann, 1898. pp. VI u. 78 u. 19 u. 16 (Biblioteca italiana).

Nach längerer Pause bringt der rührige Verlag wieder ein Bändchen seiner italienischen Sammlung für Schulen, die meistens moderne Autoren umfafst. Dasselbe ist ein Auszug aus dem Novellino (Cento Novelle Antiche) aus dem Ende des 13. Jahrhunderts, dessen erste Ausgabe 1525 in Bologna erschien, und von dem seither etwa 30 verschiedene Ausgaben gedruckt wurden. Für den Schulgebrauch sind von den 50 ausgewählten Stücken die leichteren Erzählungen den schwereren vorangestellt. Die in Worten und Ausdrücken einfache, schlichte Sprache im Märchenton, die allerdings zum Teil veraltet ist, ist leicht zu lesen; die Anmerkungen bestehen aus sehr vielen deutschen Übersetzungen einzelner Vokabeln und Phrasen; sachliche Erklärungen finden sich nur vereinzelt; die Ausstattung ist sehr gut.

Modern English Writers:

II. Edna Lyal, Autobiography of a Slander, and Abraham Lincoln. Für den Schulgebrauch bearbeitet von Camilla Hammond, engl. Lehrerin etc. Wolfenbüttel, J. Zwifsler, 1898. pp. 93 u. 18 u. 27 (mit Wörterverzeichnissen und Anmerkungen). Brosch. 0,80 M.

III. Great Englishmen. Biographien. Für den Schulgebrauch mit Anmerkungen und mit einem Wörterbuch, herausgegeben von Prof. Dr. F. J. Wershoven. Wolfenbüttel, J. Zwifsler, 1898. pp. 82 u. 36. Brosch. 0,80 M.

Die beiden Bändchen gehören jener Sammlung des Zwifslerschen Verlages an, über die Referent schon zweimal in diesen Blättern berichtete. In II finden wir eine kuriose Zusammenstellung zweier ganz verschiedenen Stoffe, um das Bändchen zu füllen; der erste enthält die etwas gekürzte Wiedergabe eines vielgelesenen Buches der unter der englischen Jugend sehr beliebten Jugendschriftstellerin, über deren Person hier leider nichts Näheres geboten wird. „In der vorliegenden Geschichte zeigt sie, wie durch einen ganz natürlichen Zusammenhang der Ereignisse eine von einer an sich gutmütigen Person unbedacht ausgesprochene Verleumdung, die auf einem Schein von Wahrheit ruht, indem sie von Mund zu Mund geht, so anwächst, das sie endlich das Verderben, ja den Tod eines Unschuldigen herbeiführt." Dem zweiten, von einem ungenannten Verfasser, gehen zwei kurze Artikel von der Herausgeberin über "The Government of the United States" und über "The Civil War between the Northern and Southern States for the Abolition of Slavery" voran. Während jener am geeignetsten für Mädchenschulen erscheint, ist letzterer gewifs auch für unsere Gymnasiasten von hohem Interesse. Zu beiden gehören je 2 Seiten Bemerkungen und Wörterverzeichnisse. Von Druckfehlern ist das Buch nicht ganz frei: p. 53 lies 1783, p. 33 lies might, p. 6 lies always; p. 17 der Anmerkungen lies coloured.

III. Diese, guten englischen Schulbüchern entnommenen, Biographien eignen sich auch vorzüglich als Lektüre für unseren ersten Kurs im Englischen, weil lebendig und leichtverständlich geschrieben, und weil sie in ihren 12 Nummern einen Überblick des Wissenswerten aus der englischen Geschichte geben, von Alfred dem Grofsen zu den Entdeckern Raleigh und Drake, von dem grofsen Newton zu Clive, dem Gründer der indischen Macht (cf. Macaulay), von Arkwright, dem grofsen Industriellen, und Stephenson zu dem Seehelden Nelson und „dem Ariost des Nordens", Sir Walter Scott. Von den Anmerkungen scheint uns die über laureate nicht ganz exakt, ebenso der Ausdruck bei der Notiz über Sir.

Dr. H. Gafsner und G. Werr, Französisches Lesebuch für die mittleren Klassen höherer Lehranstalten. Mit 3 Karten. München 1900. J. Lindauersche Buchhandlung (Schöpping). pp. VIII u. 178. 8°.

Nach der Vorrede bieten die Verfasser ein Buch für mittlere Klassen (für Gymnasien etwa VI und VII), mit Beobachtung des von den Neueren aufgestellten wohlberechtigten Prinzips, das Lesebuch solle in die Sprache einführen, und die Kenntnis des Landes und seiner Bewohner vermitteln. Es enthält also nur Stücke, die sich auf

Frankreich selbst beziehen, unter besonderer Berücksichtigung seiner Geschichte und Geographie. Es sind darunter auch schwierige Lesestoffe für Fortgeschrittenere gegeben, um die Benüzung des Buches in den entsprechenden Klassen der Gymnasien zu ermöglichen.

Nebenbei stellten sich die Kompilatoren die Aufgabe, ein billiges Lesebuch zu liefern, eine Absicht, die besonders auch für unsere Gymnasien zu billigen wäre, da der Schüler wegen des möglichst frühzeitigen Beginns der Lektüre des Einzelautors das Lesebuch, das wie z. B. Bauer-Link ziemlich teuer ist, nicht lange zu benützen pflegt. Zwar soll er das Buch zum Memorieren einzelner poetischer Stücke und zur Lektüre ergänzender Partien neben jenem bis in die Oberklasse behalten, aber leider macht auch hier die geringe Zeit eine ausgiebige Benützung nahezu unmöglich. Ein Wörterbuch mit Anmerkungen wird vielseitiger Wünsche wegen zu dem Lesebuch in Aussicht gestellt.

Der Hauptinhalt umfafst 89 geschichtliche und 41 geographische Stücke, geschickt ausgewählt, die ersteren von den Galliern bis zum Einmarsch der Deutschen in Paris 1870, die andern Frankreich mit Paris und den Provinzen nebst Algerien behandelnd, sowie über Regierung, Verwaltung, Unterricht, Heer, Marine und Industrie genügend Auskunft erteilend. Unter sie sind einige poetische Stücke eingereiht, in die Geschichte de Vigny's Le Cor, Delavigne's La Mort de Jeanne d'Arc, die Marseillaise, Hugo's La Retraite de Russie und von den neuesten Deroulède's Le Clairon; in die Geographie Le Soleil de Bretagne und Ma Normandie, diese beiden ohne Angabe der Verfasser. Daran schliefst sich noch ein Supplément mit 11 Nummern Poésies, Énigmes und Amusettes, deren Auswahl ebenfalls nicht zu beanstanden ist, sowie 3 historische Briefe und einige Briefmuster nebst 6 Zeitungsannoncen, welch letztere hier wohl nicht ganz am Platze sind, da sie für diesen Zweck zu wenig ohne System bieten. Eine Quellenangabe der benützten Werke bildet den Schlufs. Die 6 beigegebenen historischen Kärtchen, ein Plan von Paris und eine Karte von Frankreich sind dankenswert. Druck und Ausstattung sind allen Anforderungen entsprechend. Nach diesen Ausführungen ist das Buch gewifs zur Benützung an unseren Gymnasien zu empfehlen.

Perthes' Schulausgaben engl. u. franz. Schriftsteller:

Nr. 1. Mlle Cécile Rosseeuw de Saint-Hilaire (J. de Véze), La Fille du Braconnier. Für den Gebrauch an höheren Töchterschulen bearbeitet von Dr. Hermann Soltmann. Gotha, F. A. Perthes, 1897, pp. VI u. 114. M. 1.—

Nr. 2. Molière, Les femmes savantes. Comédie (1672). Für den Schulgebrauch bearbeitet von J. Mosheim, Oberlehrer etc. Gotha, F. A. Perthes, 1898. pp. XX u. 138. M. 1.50.

Nr. 3. François Coppée, Ausgewählte Erzählungen. Für

den Schulgebrauch bearbeitet von A. Rohr. Gotha, E. A. Perthes, 1898. pp. VII u. 126. M. 1.40. Sonderwörterbuch extra M. 0.20.

Nr. 4. Erckmann-Chatrian, Histoire d'un Conscrit de 1813. Für den Schulgebrauch bearbeitet von Dr. Karl Holtermann, Oberlehrer etc. Gotha, F. A. Perthes, 1898. pp. V u. 116. M. 1.40. Sonderwörterbuch separat M. 0,20. Die Preise verstehen sich gebunden.

Unter den neueren Sammlungen neusprachlicher Lektüre haben „Perthes' Schulausgaben englischer und französischer Schriftsteller" schon durch die sorgfältige, praktische und elegante Ausstattung Anspruch auf Beachtung. Im allgemeinen ähnlich den anderen konkurrierenden Sammlungen angelegt und den „neuen Lehrplänen" Rechnung tragend, enthalten sie Einleitung, Anmerkungen und Erläuterungen zum Texte, die letzteren von diesem abgesondert, eventuell auch kartographische Hilfsmittel und ein Sonderwörterbuch, welch letzteres bei den meisten Bändchen apart bezogen werden kann. Die modernen Schriftsteller werden in den Vordergrund gestellt, ohne dafs die Klassiker ganz vernachlässigt werden.

Nr. 1. Für den Gebrauch an höheren Mädchenschulen bearbeitet, entspricht die mit einfachen Mitteln wirkende, in schlichtem, gutem Französisch geschriebene moralische Erzählung, deren Heldin ein Mädchen ist, ganz diesem Zweck; auch in Frankreich soll sie viel gelesen werden. Die notwendige Hilfe für seltene grammatische Erscheinungen und die Übersetzung schwierigerer Wendungen wurde in das Wörterbuch verwiesen, so dafs keine besonderen Anmerkungen notwendig sind. Die Übersetzung von de guerre lasse („des Krieges müde") mit „schliefslich" wäre als zu frei zu beanstanden.

Nr. 2. Die Ausgabe scheint bei näherer Durchsicht und Vergleichung mit anderen eine für unsere Gymnasien recht geeignete zu sein. Die Einleitung (A. Molière's Leben, B. Molière's Bedeutung für die franz. Komödie, C. Die Femmes savantes, D. Das Versmafs) bietet in 20 enggedruckten Seiten alles Wissenswerte für unsere Zwecke, ohne wie andere Ausgaben (Weidmann) zu viel zu bieten. Zur Kontrole verglichen wir einzelne Stellen des Kommentars mit der von Mangold im Verlage von Renger, Leipzig, kommentierten Ausgabe, bekanntlich eine sehr tüchtige Leistung; wir erwähnen davon I, v. 211 die Erklärung des dativischen vous, wo Mangold nur die Übersetzung „bei dir" gibt, während die Erläuterung Mosheims ausführlicher ist und auch auf Parallelstellen hinweist. v. 1486 = V, 1, 26 ist bei Mosheim „je n'y puis que faire" genauer erklärt, während bei Mangold die hier nötige Notiz fehlt. v. 1687 = V, 227 ist bei letzterem „un mystère joyeux" sehr frei mit „dieser fröhliche Familienkreis" wiedergegeben, indes Mosheim durch den Nachweis von mystère = cérémonie „Feierlichkeit, Feier überhaupt" auf den richtigen Sinn hinführt. In allen drei Fällen gibt demnach Mosheim dem Mittelschüler besser Auskunft.

Nr. 3 enthält eine Anthologie aus Coppée wie das von Sachs herausgegebene Bändchen in der Heyfelderschen Sammlung (Gärtner-

Berlin), welch letzteres auch ein Porträt des Dichters, sowie eine Auswahl von poetischen Stücken zugleich bietet. Zwei der Prosadichtungen, Mama Nunu und L'Enfant perdu, sind in beiden Sammlungen vertreten. Über den Wert dieser anziehenden Kabinetsstücke von Coppée wird nichts hinzuzufügen sein. Unpassend, auch teilweise unrichtig ist die Notiz zu p. 88, 8 über die Stellung der Kirche im heutigen Frankreich; zu p. 77, 4 wäre sentant à plein nez la croisade besser zu geben mit „ein Name von hocharistokratischem Klang"; zu p. 60, 18 wäre die französische Aussprache von Reichshoffen (= rechofène) zu erwähnen.

Nr. 4. Die in die meisten Sammlungen aufgenommene Erzählung finden wir auch hier vertreten; angefügt ist eine kleine Skizze der Schlachtfelder von Grofsgörschen und Leipzig; eine Skizze des Marsches von Pfalzburg bis Leipzig wäre bei der Lektüre sehr nützlich. Die Angabe der Werke der Verfasser in der Einleitung ist sehr knapp gehalten und übergeht einige der bedeutendsten. Von den Anmerkungen finden wir die über Napoleon in diesem Umfang überflüssig; zu p. 95 gehört die Accentangabe des Namens (Boródino). Für unsern Geschmack enthält der Kommentar zu viel grammatikalische Angaben und zu viele Übertragungen leichterer Ausdrücke, die der Schüler selbst finden soll.

Bamberg. R. Ackermann.

Philosophische Gesellschaft an der Universität Wien. Vorreden und Einleitungen zu klassischen Werken der Mechanik: Galilei, Newton, d'Alembert, Lagrange, Kirchhoff, Hertz, Helmholtz. Leipzig 1899. Pfeffer. 257 Seiten.

Die vorliegende Publikation ist ein neues, erfreuliches Zeichen dafür, dafs sich die Fäden zwischen den Naturwissenschaften und der Philosophie, die vor gar nicht langer Zeit ziemlich dünn geworden waren, wieder kräftiger spinnen. Mach hat mit seiner „Mechanik in ihrer Entwicklung" viel hiezu beigetragen und er ist es auch, der durch eine Bemerkung in der Vorrede zu diesem geistreichen Werke wenigstens indirekt den Anstofs zur Herausgabe dieser Vorreden gab. Ihre Zusammenstellung bietet jedem, der sich mit der Philosophie der Mechanik eingehender beschäftigen will, eine grofse Erleichterung; es sind ihm hier die philosophischen Anschauungen mechanischer Vorgänge, wie sie gerade die gröfsten Männer hatten, in bequemster Weise zugänglich gemacht. Dazu gehören vor allem Galileis bahnbrechende Ideen über die Gesetze der Bewegung in seinen discorsi, dann Newtons weltbekannte Erklärung der Bewegungserscheinungen durch Naturkräfte, wozu noch Cotes' Auseinandersetzung über Fernkräfte und Wirbel in der Vorrede zur zweiten Ausgabe der Newtonschen Prinzipien kommen, ferner d'Alemberts Vorrede zu seiner Dynamik, in welcher er die Prinzipien der Mechanik auf die kleinste Anzahl zu beschränken und möglichst klar darzulegen sucht, Lagranges epochemachende Abhandlung über die Prinzipien der Statik, Kirchhoffs Vorrede zu seinen

Vorlesungen über Mechanik und endlich des allzu früh verstorbenen Hertz Einleitung zu den Prinzipien der Mechanik, in welchen dieser grofse Gelehrte sich in anschaulichster Weise über das Verhältnis der Vorgänge in der Natur zu den Bildern, die wir uns von denselben zu machen suchen, ausspricht und die Beziehungen zwischen Zeit, Raum, Kraft, Masse und dem modernen Begriffe der Energie darlegt. Die Sammlung enthält also alle für die Philosophie der Mechanik markanten Erscheinungen von Galilei bis zur Gegenwart und bietet infolgedessen auch die wichtigsten Dokumente für die Geschichte dieser Wissenschaft. Die lateinisch oder französisch geschriebenen Abhandlungen sind sowohl im Urtexte als auch in Übersetzungen ins Deutsche abgedruckt; für die Sorgfalt, mit welcher die letzteren behandelt wurden, spricht wohl der Umstand, dafs sie zunächst von einzelnen Mitgliedern der philosophischen Gesellschaft in Wien bearbeitet, dann kommissionell beraten und schliefslich mit schon vorhandenen Übersetzungen verglichen wurden.

Gilles, J. J., Die Gravitation der kleinsten Massenteilchen. Essen. Bädecker. 1900. 41 Seiten. Preis M. 1,20.

Der Verfasser verficht in dieser Broschüre die Ansicht, dafs die Gravitation nicht, der zur Zeit vorherrschenden Anschauung entsprechend, durch Bewegung eines Äthers verursacht werde, sondern, dafs die letzte und wahre Ursache derselben wirklich eine Kraft sei. Nach der Stofstheorie sei die Energie des Äthers Ursache der Gravitation; sie erkläre Energie durch Energie, gebe also keine Ableitung der letzteren. Die Krafttheorie fasse dagegen die Gravitation als „die That Seiendes" auf. Wenn dies aber der Fall sei, so müfsten sich die Gravitationsgesetze aus dem allgemeinen Wesen des Seins ableiten lassen. Und diese Ableitung sucht der Verfasser nun darzulegen, indem er von der Annahme ausgeht, dafs die Körper aus Reihen von Molekülen bestehen, die in der Achsenrichtung sehr nahe beieinander liegen, während die Reihen verhältnismäfsig sehr weit voneinander abstehen. Durch diese Annahme läfst sich in der That die Kohäsionskraft in völlig befriedigender Weise auf die Gravitation zurückführen. Freilich kommt der Verfasser bei seinen Untersuchungen zu einem anderen als dem Newtonschen Gravitationsgesetze; um sein Gesetz festzustellen, untersucht er die Anziehung einer Molekülreihe, dann die einer materiellen Ebene und schliefslich die einer materiellen Schichte auf eine aufserhalb derselben befindliche Masse, wobei sich allerdings der geradezu verblüffende Satz ergibt, dafs die Kraft, mit welcher eine unendlich grofse Scheibe eine aufserhalb derselben gelegene Masse anzieht, vom Abstande zwischen Masse und Scheibe unabhängig sei. Dieses Paradoxon hat nach der Ansicht des Verfassers denselben Grund, wie die Erscheinung, dafs die entferntere von zwei Parallelebenen auf eine Kugel unter Umständen eine gröfsere Anziehung ausüben könne als die nähergelegene, worüber Eingehenderes im 18. Jahrgange unserer Zeitschrift Seite 287 zu finden ist.

Auf Grund der Hypothese von Molekülreihen lassen sich ferner die Vorgänge beim Übergange von einem Aggregatzustande in den andern thatsächlich gut erklären. Auch außerdem bietet die ohne Zweifel mit kritischem Blicke geschriebene Abhandlung noch manches Bemerkenswerte; so behauptet beispielsweise Gilles, der berühmte Clausiussche Satz: die Entropie des Weltalls strebt einem Maximum zu, sei unrichtig und zwar deshalb, weil Clausius eben die Gravitation nicht in Rechnung gezogen habe. Er weist ferner an einem Beispiele nach, dafs unter Umständen auch von einem kälteren Körper Wärme auf einen wärmeren übergehen könne. Kurz, die Schrift kann jedem empfohlen werden, der sich für erkenntnistheoretische Studien im Gebiete der Physik interessiert.

Föppl, Dr. A., Vorlesungen über technische Mechanik. 2. Band. Graphische Statik. Mit 166 Figuren. Leipzig, Teubner, 1900. 452 Seiten. Preis M. 10.—.

Mit diesem Bande ist das umfangreiche Werk, von welchem der erste, dritte und vierte Band im vorigen Jahrgange dieser Zeitschrift kurz besprochen wurden, zum Abschlusse gelangt. Selbstverständlich kommt in diesem Bande das rein Technische des Lehrgegenstandes am meisten zum Ausdrucke; aber auch hier ist das Bestreben des Verfassers, mit dem Werke eine Brücke zwischen Theorie und Praxis zu bauen, unverkenntlich. Der Inhalt des Buches ist vorwiegend praktischen Fällen entnommen, die Behandlung desselben aber ist streng wissenschaftlich und zwar auf mathematischer Basis beruhend. Es ist auch keineswegs auf jeden rechnerischen Nachweis Verzicht geleistet, „weil der Techniker unter graphischer Statik zwar die Statik der Tragkonstruktionen versteht, ohne aber jene Teile, die besser auf dem Wege der Rechnung behandelt werden, auszuschliefsen“.

Die ersten drei Abschnitte, welche Zusammensetzung und Zerlegung der Kräfte in der Ebene und im Raume behandeln, sind allgemeiner Natur, die übrigen schlagen aber schon mehr in das Gebiet der Fachwissenschaft ein; sie behandeln nämlich das Fachwerk in der Ebene und im Raume, seine elastischen Formänderungen und schliefslich die Theorie der Gewölbe und der durchlaufenden Träger. Alle Abschnitte enthalten zahlreiche Aufgaben, deren Lösungen fast durchweg so weit angedeutet sind, dafs ihre Durchführung dem Lernenden ermöglicht ist.

Ohne Zweifel wird der Fachmann auch aus diesem mit der bekannten Klarheit des Verfassers geschriebenen Bande grofsen Nutzen ziehen; aber auch der Mathematiker wird in demselben manch Interessantes finden, teils Neues, teils Altbekanntes in neuer Form, abgesehen davon, dafs für ihn ja die praktische Anwendung mathematischer Theorien wissenswert und lehrreich ist. Diese letzteren Gründe waren es auch, welche die Besprechung des in erster Linie für Techniker bestimmten Werkes in diesen Blättern veranlafsten.

Würzburg. Dr. Zwerger.

Mathematische Mufsestunden. Eine Sammlung von Geduldspielen, Kunststücken und Unterhaltungsaufgaben mathematischer Natur von Dr. Hermann Schubert, Professor an der Gelehrtenschule des Johanneums in Hamburg. Zweite, stark vermehrte Auflage in drei Bänden. Leipzig 1900. G. J. Goeschensche Verlagsbuchhandlung. I. Band, VIII und 199 S. II. Band, IV und 247 S. III. Band, III und 265 S. kl. 8°.

Wenn ein Werk in wenig über zwei Jahren eine Neuauflage erlebt, die sich sofort als eine sehr stark vermehrte zu erkennen gibt, so ist damit über ersteres bereits das Urteil gesprochen. Professor Schubert hat mit seinen „Problemata ad acuendos juvenes", um die Worte seines ersten Vorläufers in der Geschichte, des alten Alcuin, zu wiederholen, offenbar einen höchst glücklichen Wurf gethan, und es gereicht auch unserem Zeitalter zur Ehre, dafs es sich für eine den Geist wirklich bildende Unterhaltung so viel Empfänglichkeit bewahrt hat. Es wird genügen, dafs wir den Unterschied zwischen den beiden Ausgaben etwas näher betrachten; direkt zu ändern war nichts, aber es ist eine ziemlich grofse Anzahl von Materialien hinzugekommen, die ebenfalls sehr geeignet erscheinen, das Interesse des bereits geworbenen Publikums zu fesseln.

Das erste Bändchen ist arithmetischen Aufgaben gewidmet. Neu aufgenommen ist eine Reihe hübscher diophantischer Gleichungen, verbunden mit solchen Fragestellungen, bei denen es darauf ankommt, eine Zahl aus den Resten zu bestimmen, welche übrig bleiben, wenn man in erstere mit gewissen Zahlen dividiert. Eine ziemlich ausführliche Abteilung nehmen jetzt die Primzahlen in Anspruch; bekanntlich besitzt man noch immer kein Mittel, um einer gegebenen Zahl sofort anzusehen, ob sie teilbar oder nicht teilbar ist, und es mufs deshalb empirisch eine Prüfung auf etwaige Teilbarkeit vorgenommen werden. Hiezu eignen sich sehr gut die elementaren Teilbarkeitsregeln, welche man wohl nicht leicht wo anders so umfassend zusammengestellt finden dürfte. Verwandt mit dieser Gruppe von Untersuchungen ist eine weitere, welche es mit der Zerlegung einer ganzen Zahl in eine Summe von Quadraten zu thun hat. Die figurierten Zahlen — weshalb hat sich der Verf. des doch immerhin ganz bezeichnenden Ausdruckes enthalten? — geben gleichfalls Anlafs zu hübschen Erörterungen, und nächstdem wird ein Verfahren angegeben, wie man aus Quadrat- und Kubikzahlen die Wurzeln kopfrechnend ausziehen kann; es ist dies einer der Trics der gewerbsmäfsigen Rechenkünstler vom Schlage Dases. Originell ist die Lösung der zuerst in Börsenkreisen aufgetauchten Frage, wie viele Möglichkeiten vorliegen, um eine gegebene Geldsumme in kleinerer Münze auszuzahlen. Für 1 Mark sind 4563 Möglichkeiten vorhanden.

Zu den „Anordnungsproblemen" des früheren zweiten Abschnittes sind nunmehr auch „Wahrscheinlichkeitsprobleme" hinzugetreten, von welch letzteren es allerdings minder leicht ist, eine Charakteristik in

wenigen Worten zu entwerfen. Selbstverständlich handelt es sich wesentlich um die Spielwahrscheinlichkeit. Was die ersterwähnte Kategorie anlangt, so wurden ihr mehrere Stücke entzogen, um einer anderen Gruppe zugeteilt zu werden, aber trotzdem hat eine sehr stattliche Vermehrung stattgefunden. Dahin gehören, um nur einiges anzuführen, die „vielfache Lesbarkeit", wenn nämlich eine Anzahl von Buchstaben, die in Form eines regelmäfsigen Polygones angeordnet sind, in den verschiedensten Richtungen gelesen den gleichen Sinn geben, und die „Aufgaben der erschwerten Überfahrt", die schon in der Karolingerzeit eine beliebte Nufs zum Knacken abgaben, hier aber mannigfach variiert auftreten und auf ein bestimmtes Schema zurückgeführt werden.

Fast ganz neu ist der Inhalt des dritten Bändchens. In der ersten Auflage waren nur zwei einschlägige Aufgaben enthalten, „Eulersche Wanderungen" und „Hamiltonsche Rundreisen", beide der sogenannten Topologie oder Lehre vom Zusammenhange der räumlichen Gebilde angehörig. Natürlich kommen beide wieder vor, einen Bestandteil der „Reiseprobleme" bildend, zu denen jetzt auch der Rösselsprung, das Solitärspiel, die Auflösung eines Labyrinthes und das von Prof. Schubert selbst vervollkommnete „Saltaspiel" gehören, ein Brettspiel, welches bei den Freunden des edlen Schach rasch Anklang gefunden hat. Zum Labyrinthe sei bemerkt, dafs seinerzeit der zu früh verstorbene Hierholzer in den „Mathem. Annalen" ein Verfahren angegeben hat, ganz allgemein in jedem Liniengewirre den Weg zu finden. Eine wertvolle Bereicherung bilden endlich die vordem gar nicht vertreten gewesenen geometrischen Probleme, welche das Zerlegen und Wiederzusammensetzen von Flächenstücken, gewisse projektive Konfigurationen, den goldenen Schnitt, die angenäherte Einzeichnung von regulären Vielecken in den Kreis, Quadratur, Trisektion und Würfelverdoppelung, schliefslich aber einen sehr inhaltreichen, allen Mathematikern zum Studium anzuempfehlenden Exkurs über die sogenannte vierte Dimension zum Gegenstande haben. Es ist völlig zu billigen, dafs der Verf. das verstandesmäfsige Operieren mit einer vierfach ausgedehnten Mannigfaltigkeit als durchaus berechtigt anerkennt und in der Einführung vierdimensionaler Punktmengen, deren Grenzgebilde geometrische Körper sind, einen Fortschritt „für ein tieferes Verständnis der Geometrie" erblickt, dabei aber doch unbarmherzig die Trugschlüsse vernichtet, welche bekanntlich selbst von nicht gewöhnlichen Geistern mit dieser Erweiterung des alten Begriffsystemes der Raumlehre verknüpft worden sind.

München. S. Günther.

Vorlesungen über Algebra von Dr. Eugen Netto, o. ö. Professor der Mathematik an der Universität zu Giefsen. In zwei Bänden. II. Band, 1. Lieferung 1898, 2. Lieferung 1900. Leipzig bei B. G. Teubner. XII u. 519 S. gr. 8°.

Der vorliegende zweite Band dieses wichtigen Werkes (den ersten

haben wir in diesen Blättern Bd. 34 [1898] S. 492—493 besprochen) behandelt zwei verschiedene Stoffe: die Theorie der Elimination und die der höheren Gleichungen mit einer Unbekannten. Als Vorbereitung zur ersteren Theorie müssen zunächst die wichtigsten Eigenschaften der ganzen Funktionen mehrerer Variabeln besprochen werden (Anzahl der Koeffizienten, Teilbarkeit oder Reduktibilität, Wurzeln, d. h. Wertsysteme der Variabeln, welche die sämtlichen Gleichungen befriedigen etc.), dann wird das Eliminationsproblem vorerst für den Fall von zwei Gleichungen mit zwei Unbekannten behandelt, wobei die durch Elimination der einen Unbekannten entstehende Resultante zum Unterschiede von derjenigen, welche aus zwei Gleichungen mit einer Unbekannten hervorgeht, zweckmäfsig als Eliminante bezeichnet wird. Um die Bildung derselben nach der Methode von Poisson auseinandersetzen zu können, werden in einem eigenen Kapitel die Eigenschaften der ganzen symmetrischen Funktionen von Systemen unabhängiger Variabeln vorausgeschickt, dann folgt weiter eine lichtvolle Darstellung der Eliminationsmethode von Bézout für Funktionen von $m+1$ Veränderlichen, und das Studium der Eigenschaften der Resultanten und Eliminanten fördert verschiedene auch für die Theorie der algebraischen Kurven und Flächen wichtige Sätze zu Tage. Als dritte Eliminationsmethode wird noch eine von Kronecker gegebene entwickelt, woran sich die Beantwortung der wichtigen Fragen nach der Reduktibilität und Irreduktibilität eines Systems schliefst, Fragen, die später wieder aufgenommen werden und erst am Schlufs des ersten Abschnittes durch die Darstellung des von Hilbert gegebenen Irreduktibilitätsgesetzes ihren Abschlufs finden. Ferner wird gezeigt, wie die Eliminationstheorie und die Jacobische Funktionaldeterminante Mittel an die Hand geben, über die gegenseitige Abhängigkeit von Gleichungen zu entscheiden, und daran schliefst sich eine Darstellung der Eliminationsmethoden von Cayley und Sylvester und eine Untersuchung ihrer Leistungsfähigkeit. Von dem noch weiter behandelten Stoffe heben wir die Verallgemeinerung des Begriffes der Diskriminante nach zwei Richtungen hin und namentlich die knappe aber dennoch klare Darstellung der wichtigen Kroneckerschen Charakteristikentheorie eines Funktionensystems hervor.

Die Entwicklung der modernen Theorie der höheren Gleichungen, welche die zweite Lieferung des Buches bringt, zeichnet sich namentlich dadurch aus, dafs sie der historischen Methode folgend das allmähliche Entstehen der leitenden Ideen schildert und dadurch die Bedeutung derselben auf das Klarste hervortreten läfst. Der Verfasser beginnt mit den zyklischen und Abelschen Gleichungen (spezielle Fälle derselben sind bekanntlich die Kreisteilungsgleichungen und die sogenannten reziproken Gleichungen), die algebraisch auflösbar sind, und zeigt, wie man durch sie zu dem Begriffe der Gruppen gelangt, deren Eigenschaften dann ganz allgemein auseinandergesetzt werden. Daran schliefsen sich Untersuchungen über die wichtigsten speziellen Gruppen und die Unterscheidung der Funktionen in verschiedene Gattungen, je nachdem sie durch die Substitutionen dieser Gruppen un-

geändert bleiben. So gelangt der Verfasser endlich zur Galoisschen Gruppe einer Gleichung und ihrer Bedeutung für die Bildung von Resolventen. Die Frage nach der Reduktibilität einer Gleichung im Rationalitätsbereich der natürlichen Zahlen (d. h. in einem Bereiche, der aus rationalen Zahlen und beliebigen variabeln Parametern gebildet ist) wurde schon im ersten Bande behandelt; jetzt werden diese Untersuchungen auf Grund der Arbeiten von Kronecker auf einen algebraischen Bereich ausgedehnt und wird ihre Bedeutung für die Auflösbarkeit der Gleichungen festgestellt, woran sich die Behandlung der Auflösung selbst schliefst. Von Interesse ist auch ein Abschnitt über den casus irreducibilis der Gleichungen dritten Grades, in welchem mehrere von den seit 1890 erschienenen Beweisen für die Unmöglichkeit, auf rein algebraischem Wege zur reellen Darstellung der Gleichungswurzeln zu gelangen, besprochen werden, und nicht weniger interessant ist auch die von dem Verfasser in den lezten Vorlesungen gegebene Besprechung der Auflösbarkeit der Wendepunktsgleichung der Kurven dritter Ordnung, sowie gewisser Gleichungen vom fünften Grade. Einen würdigen Abschlufs endlich bilden die Untersuchungen über die Auflösung der allgemeinen Gleichung fünften Grades mittelst der Modularfunktionen.

Man wird aus dem kurzen Überblick, den wir hier gaben, die Reichhaltigkeit des in diesem zweiten Bande behandelten Stoffes erkannt haben, und die Art und Weise, wie dieser schwierige Stoff gruppiert und entwickelt ist, läfst nicht nur die vollständige Beherrschung desselben, sondern auch ein rühmenswertes Darstellungstalent erkennen, wir können daher allen, welche in die moderne Algebra einzudringen wünschen, auch diesen Band des vorzüglichen Werkes auf das beste empfehlen.

München. Dr. A. v. Braunmühl.

Julius Ziehen, Kunstgeschichtliches Anschauungsmaterial zu Lessings Laokoon. Leipzig und Bielefeld. Verlag von Velhagen & Clasing. 1899. 64 S. 8°. Mit 58 Abbildungen.

Die Laokoonlektüre spielt heute in der Oberklasse unsrer Gymnasien nicht mehr dieselbe Rolle wie früher. Früher vielfach die Hauptnahrung im deutschen Unterricht ist sie nun zufrieden ein bescheidenes Plätzchen neben anderem zu finden. Aber ganz übergehen wird sie doch kaum einer der Allermodernsten; noch gibt es keine Schrift, die als Vorschule der Ästhetik unsren Gymnasien den Laokoon ersetzen könnte. Ohne Anschauungsmittel aber ist gerade für die Fundamentalsätze kaum ein Verständnis zu erreichen, hier wenn irgendwo mufs der Schüler auch sehen lernen, dann erst wird diese Lektüre recht fruchtbar. So hat schon die klassische Bildermappe von Bender einige Laokoontafeln aufgenommen, die vorliegende Schrift ist ausschliefslich diesem Zwecke gewidmet, bei der schulmäfsigen Behandlung des Laokoon den Schülern „das Schöne erreichbar zu machen“.

Es ist kein Bilderatlas, wie der Verf. selbst das Büchlein des öfteren nennt, sondern eine reichlich illustrierte Erläuterungsschrift im Stile der populärwissenschaftlichen Aufsätze in den Monatsheften desselben Verlages. Die Anordnung des Stoffes und die Gruppierung der Bilder schliefst sich enge an Lessing an, nicht zum Vorteil der Schrift. Es wäre viel besser gewesen und übersichtlicher geworden, wenn die Hauptfragen, die Allegorie in der Kunst, das Transitorische u. s. w. in getrennten, in sich abgerundeten Abschnitten behandelt worden wären. Wiederholungen wären so vermieden worden, der unglückliche Abschnitt über den Schild des Achilles hätte dann ganz wegfallen können. Es ist auch nicht recht klar, für wen die Schrift geschrieben ist. Der Verfasser denkt sich dieselbe in der Hand der Schüler; für diese aber würde ein Bilderheft genügen oder es müfste wenigstens der Text so gefafst sein, dafs er dem Wissen und dem Verständnis der Schüler entspräche, was nicht der Fall ist. Für Schüler bestimmt ist es eine Erläuterungsschrift, die selbst auf jeder Seite der Erläuterung bedarf. Andrerseits wird auch den Bedürfnissen des Lehrers nicht völlig genügt. Allerdings findet er hier das nötige Anschauungsmaterial zusammengestellt, aber ein nicht kleiner Teil dieser Bilder bleibt demjenigen, der nicht spezielle Kunststudien gemacht hat, ohne Kommentar unverständlich. Wer auch von den Gebildeten versteht ohne weiteres die Allegorie der Keuschheit von Giotto, die sogenannte Allegorie des Davolos von Tizian u. a.? Eine Erläuterung der Bilder selbst wäre recht wichtig gewesen, um das Schöne „erreichbar“ zu machen. So hätte ich manches auszusetzen und doch möchte ich eigentlich die Arbeit empfehlen. Sie füllt eben eine Lücke aus und da nimmt man, was man erhalten kann. War man bisher darauf angewiesen die entsprechenden Abbildungen etwa dem „Museum“ oder dem „klassischen Bilderschatz“ zu entnehmen und sie im Schaukasten auszustellen, so wird man sich nun doch entschliefsen können, das Büchlein einigemal für die Bibliothek der Oberklasse anzukaufen, es auch den Schülern der Abbildungen wegen zu empfehlen, und man erhält so die Möglichkeit die Besprechung an die dem Schüler vorliegenden Bilder anzuknüpfen. Die Auswahl der Kunstwerke ist im ganzen eine sehr geschickte, doch hätten die Allegorien zum Teil durch bessere Beispiele ersetzt werden können. Die Grabmäler der Päpste in der Peterskirche bieten eine vortreffliche Auswahl, kaum aber wird sich ein trefflicheres Beispiel finden lassen als das Grabmal des Moritz von Sachsen im Strafsburger Münster. Dafs Modernes nicht aufgenommen und auch im Texte nicht berücksichtigt wurde, wird man billigen können. Auch sonst ist der Text sehr verständig und gemäfsigt. Er darf jungen Philologen, die zum erstenmal den Laokoon zu behandeln haben, auch neben Blümner noch empfohlen werden zur raschen Einführung in die betreffenden Fragen.

Landau. Wilhelm Wunderer.

M. Doeberl, Bayern und Frankreich. Vornehmlich unter Ferdinand Maria. München 1900. Karl Haushalter, Verlagsbuchhandlung. XI u. 605 Seiten.

Was der Verfasser mit dem vornehm ausgestatteten und gleich vornehm gehaltenen Werke beabsichtigt, ist die Lösung des für die Geschichte der bayerischen Politik des 17. und 18. Jahrhunderts äufserst wichtigen Problemes, „wie es gekommen, dafs aus dem zu Beginn seiner Regierung gut habsburgischen Ferdinand Maria ein so gefügiges Werkzeug Frankreichs geworden ist". (Meinecke, Der Reichstag zu Regensburg und der Devolutionskrieg, Sybels Historische Zeitschrift LX, 193 ff.) Zu diesem Zwecke, den er Schritt für Schritt unter Zugrundlegung der Gesamtlage und der Gesamtstimmung Bayerns und im engsten Zusammenhange mit der deutschen und europäischen Geschichte in bayerischer Beleuchtung verfolgt, sucht er in erster Linie die Gründe aufzudecken, welche Bayern zu der Allianz von 1670 bestimmt haben, in zweiter die Anlässe, die für Frankreich wirksam waren.

Das trefflich disponierte Buch zerfällt in sieben Kapitel mit einer entsprechenden Anzahl wohlgegliederter Unterabteilungen. Das erste bietet in gedrängter Übersicht eine Klarlegung der alten Gegensätze, welche von den Anfängen des bayerischen Territorialstaates und des habsburgischen Donaureiches bis zum Tode des Kurfürsten Maximilian I. nachweisbar sind; ebenso der älteren Beziehungen Bayerns zu Frankreich. Das Schlufskapitel befafst sich in gleich knapper Kürze mit den unmittelbaren und mittelbaren Nachweisungen der Spuren des politischen Systems Ferdinand Marias bis zum Füssener Frieden, andeutungsweise bis zur bayerisch-französischen Allianz unter dem Ministerium Montgelas.

So wird in dem ersten Kapitel ungeachtet aller Knappheit in der Zusammenstellung doch recht deutlich veranschaulicht, was an der Allianz von 1670 auf Rechnung älterer Traditionen zu setzen ist, was sich als eigene Geistesarbeit der an dem Zustandekommen der genannten Allianz beteiligten Fürsten und Staatsmänner erweist; insbesondere wie einerseits die Gegensätze zwischen Bayern und Österreich vorher schon durch Jahrhunderte bestanden und immer wieder in die Erscheinung traten, anderseits wie alle grofsen Träger der französischen Krone seit dem 16. Jahrhundert dem stetig wieder aufgenommenen Ziele zustrebten, das Haus Wittelsbach gegen das habsburgische auszuspielen, bis dieses unter dem Kurfürsten Maximilian I. geradezu traditionell wurde.

Ist Doeberl nach dieser Richtung orientierend seiner Aufgabe durchaus gerecht geworden, so mag es hingegen auffallen, dafs er sich für die Darlegung der Nachwirkungen des politischen Systems Ferdinand Marias mit dem einzigen Kapitel 7 begnügt, in dem lediglich in Umrissen der Gang der Entwickelung gezeichnet wird, um die Tradition der bayerischen Politik zur Anschauung zu bringen. Abgesehen von der dem Grafen Schlick unterm 5. August 1702 erteilten, bisher ungedruckten, aber höchst lehrreichen, Instruktion des Kaisers

Leopold ist hier auch auf die Angabe von Quellen verzichtet; selbst vorliegende Bearbeitungen werden nur ausnahmsweise namhaft gemacht. Als Anlafs zu dieser summarischen Behandlung gibt Doeberl auf S. 487 f. an, er werde jene Umrisse in späteren Bearbeitungen vertiefen und erweitern. Hier sei auch bemerkt, dafs er, um den ohnehin schon recht stattlichen Band nicht noch umfangreicher zu gestalten, selbst für den Hauptteil des Werkes an diesem Orte von einem Abdruck der 52 gröfseren archivalischen Quellenstücke, die zum Buche als Beilagen gehören und an den jeweiligen Stellen als solche citiert sind, Umgang nahm; er verspricht, sie unter dem Titel „Archivalische Beiträge zur Geschichte Ferdinand Marias“ gesondert folgen zu lassen.

Anlangend diesen die Kapitel 2—6 umfassenden Hauptteil des Doeberlschen Werkes würde es einerseits viel zu weit führen, anderseits aber auch wenig förderlich sein, wollten die vielen Einzelheiten des reichen Inhaltes auch nur oberflächlich gestreift werden. Das Buch will von jedem, der sich für bayerische Geschichte und namentlich für den hier speziell behandelten Teil derselben interessiert, gelesen und wieder gelesen werden. Nur etliche Punkte seien herausgehoben, um wenigstens ein annäherndes Bild von der im Buche zu Tage tretenden Art der Behandlung zu zeichnen.

Der Verfasser scheute offensichtlich keine Mühe, um das in verschiedenen Archiven noch unbenutzt vorhandene sowie das in der vorliegenden ausgedehnten Literatur bereits behandelte Material zu sammeln, zu sichten und sich in ihm zu thunlichst sicherer Beurteilung durchzuarbeiten, eine wahrlich in hohem Grade anerkennenswerte Leistung. Er geht den Gängen und Wandelungen, den Strebungen und Gegenstrebungen des politischen Getriebes der damaligen Zeit, soweit sie für seine Ziele nur immer von Belang sind, mitunter bis in die entferntesten Windungen und Winkel nach. Vor allem handelt es sich hiebei allerdings um die nicht wenigen allbekannten grofsen Ereignisse, ihre Anlässe, ihre Entwickelung und ihre unter einander in ursächlichem Zusammenhange stehende Aufeinanderfolge; indes auch zahlreiche scheinbar den Absichten des Verfassers ferner stehende und unerheblicherer Vorkommnisse werden mit viel Geschick der Beweisführung dienstbar gemacht. Dabei ist, wie bereits angedeutet, eine grofse Anzahl vordem nicht beachteter Urkunden neu verwertet worden teils zur Ergänzung des schon Bekannten, teils mit dem Ergebnisse völlig neuer Gesichtspunkte für die Beurteilung der Verhältnisse.

Diese Beurteilung aber weicht in vielen und wesentlichen Punkten von derjenigen sehr beträchtlich ab, die bisher gang und gäbe gewesen. So stellt Doeberl auf S. 41 den Grundsatz auf: „Wir müssen uns einmal, wenn wir nicht in einen Anachronismus verfallen wollen, davon lossagen, die Geschichte der Politik der deutschen Einzelstaaten, wenigstens seit dem Westfälischen Frieden, vom nationalen Standpunkt beurteilen zu wollen. Dieser ist den Fürsten jener Zeit völlig fremd, nicht ohne Schuld des Kaiserhauses, das ja selbst nur dynastische Politik trieb, wenn es diese auch mit einem nationalen Mäntelchen zu umhüllen

suchte." Deutschland war eben, wie ein anderer Autor einmal sagt, mit Österreich vermählt, aber ohne Gütergemeinschaft. Nicht als ob somit Doeberl jenen Grundsatz zuerst aufgestellt hätte; allein mit gleicher Schärfe, mit gleich belangreichen Belegen und mit gleich weitgehendem Erfolge für die Beweisführung in der Geschichte der Zeit Ferdinand Marias ist er anderswo schwerlich in den Kreis der historischen Würdigung gezogen worden, so sehr auch Doeberl der deutschnationale Gedanke Herzenssache ist. Findet von dieser Seite angesehen die territorialistische Politik Ferdinand Marias ihre volle Erklärung und Berechtigung, so erregt es anderseits das ernsteste Interesse, bei Doeberl Seite um Seite nachgewiesen zu sehen, wie Österreich für moralische Eroberungen vorzugsweise gegenüber Bayern, seltene Ausnahmen abgerechnet, aller und jeder Anwandelung ermangelte, wie es sich vielmehr in Hochmut und Rivalität, in Enttäuschungen und im Anlafs zu Befürchtungen, in Kränkungen, Demütigungen, Verkleinerungen, Beleidigungen in Wort und That, ja zuweilen sogar in geradezu perfider Behandlung des minder mächtigen Nachbars kaum genug thun zu können glaubte und so naturgemäfs in dem lange Jahre gut österreichisch gesinnten Kurfürsten Bayerns eine immer gröfsere Entfremdung wach rufen mufste. „Wo der Kaiser dem Kurfürsten widersprechen oder vor den Kopf stofsen kann, thut er es redlich", äufserte sich des letzteren Gemahlin Adelheid einmal gegenüber ihrem Bruder, dem Herzog von Savoyen. Und wie man am Kaiserhofe nicht müde wurde, die seit langem gähnende Kluft immer mehr zu erweitern, mit der gleichen Rastlosigkeit verstanden es der französische Machthaber und seine Minister und Gesandten, sich mit allen möglichen grofsen und kleinen Mitteln, durch diplomatische Aktionen im grofsen und kleinen Stil, vor und hinter den Coulissen, Bayern, dem gröfsten Territorium des Reiches, angenehm zu machen, eine immer gröfsere Verengerung des Verhältnisses zwischen Bayern und Frankreich herzustellen. Mit dem Pyrenäischen Frieden hatte Frankreich seine Grofsmachtstellung inauguriert; es wufste sich als den Retter des Katholizismus, der Ferdinand Maria eine besondere Herzensangelegenheit war, als den einzigen Rückhalt in den Wirrsalen des Reiches geltend zu machen; es wufste Ferdinand Maria an den Seiten zu fassen, die sich stets als seine zugänglichsten erwiesen: in seiner Friedensliebe und im Verlangen, eine politische Rolle zu spielen. Zudem sah der Kurfürst hier eine Grofsmachtpolitik in Waffen, in der von den vielseitigsten Hausinteressen in Anspruch genommenen österreichischen Ministerrepublik eine Grofsmachtpolitik, die sich so oft auf leere Worte beschränkte.

Dieses Liebeswerben Frankreichs verfing bei Ferdinand Maria um so leichter und um so sicherer, als ganz wie zu Montgelas' Zeiten damals Bayern Frankreich ganz besonders nötig hatte. Man bedurfte seiner behufs Unterstützung der Ansprüche auf die österreichischen Erbländer und behufs Unterstützung der Ansprüche auf die deutsche Kaiserkrone, zweier Ziele, die nach dem Aachener Frieden von 1668 in der bayerischen Politik nicht etwa als eitle Phantome in der Luft

schwebten, sondern bereits greifbare Gestalt angenommen hatten. Auch Subsidiengelder waren nicht blofs wünschenswert, sondern für die verfolgten Zwecke unerläfslich. Man hatte Geld und Soldaten vonnöten; die dritte Bedingung zu einer erfolgverheifsenden auswärtigen Politik, Diplomaten, hatte man im eigenen Lager. So wurde die Allianz mit Frankreich angebahnt im Türkenkriege von 1663 und 64, verengert zur Zeit des Devolutionskrieges, festgelegt in der Zeit zwischen diesem und dem zweiten Raubkriege. Eine der nächsten Folgen der Allianz von 1670 war die Haltung Bayerns im Holländischen Kriege, der Doeberl S. 507—12 vom Standpunkt der damaligen Territorialitätspolitik aus warme Worte, nicht der Rechtfertigung, wohl aber der Entschuldigung mit den aus ihr Bayern erwachsenen Vorteilen, geliehen hat.

Es ist eine weit verbreitete Ansicht, die selbst in Schulbüchern Eingang gefunden hat, Ferdinand Maria habe sich in seinem politischen Thun und Lassen lediglich von seiner Mutter Maria Anna, von seiner Gemahlin Adelheid und von seinem Beichtvater leiten lassen. Doeberl erbringt vollgültige Nachweise für die Haltlosigkeit dieser Behauptung. Der Kurfürst besafs vielmehr ein sehr ausgeprägtes Gefühl für seine hoheitliche Stellung; er verstand es in dieser vortrefflich, unbequeme Frager abseits zu halten. Die im Interesse Österreichs wirkende Mutter starb 1665, also zu einer Zeit, in der die Allianz mit Frankreich bereits bestand, nur noch ohne schriftliche Beurkundung. Indes auch der sogenannten „französischen Trinität am bayerischen Hofe", der Kurfürstin Adelheid, dem Obersthofmeister Hermann Egon von Fürstenberg und dem Staatsvicekanzler Kaspar v. Schmid, wurde, so sehr auch der Kurfürst Staatsmännern gegenüber, die sich seines Vertrauens erfreuten, oftmals eine rührende Hingabe bethätigte, die Arbeit nicht selten sauer genug gemacht, ihn, wenn er sich einmal in einen Gedanken hineingearbeitet hatte, zu anderen Entschlüssen zu bringen. Anderseits siegte der Einflufs seiner Räte oft und in Angelegenheiten von weitgehender Bedeutung über den des Frauengemaches. Er war nach Doeberl überhaupt keineswegs der Frauenknecht, zu dem ihn Mit- und Nachwelt gemacht; nicht ein Schwächling in der Politik; seine mit nichten wetterwendische Politik strebte fest ins Auge gefafsten Zielen zu.

Der einflufsreichste seiner Räte war unzweifelhaft Kaspar v. Schmid, der eine seltene Kraft, Folgerichtigkeit und Verschwiegenheit in sich vereinigte; der ausgesprochene Vertreter des bayerischen Territorialitätsprinzipes, der in Österreich den zu allen Zeiten skrupellosen Gegner des Wachstums Bayerns sah; 1659—83 als Diplomat thätig, in einer Zeit, in der die adeligen Herrn die Würden bekleideten, die bürgerlichen Räte die Arbeit thaten; ein nüchterner Realpolitiker; nach Doeberl von Leonhard v. Eck bis Montgelas der bedeutendste Staatsmann Bayerns. Er war die Seele der Allianz von 1760; seine zielbewufste, unermüdliche und energische Thätigkeit ist von Doeberl wohl zum erstenmal in das richtige Licht gerückt.

Eine wenig empfehlende Charakteristik findet im Buche Hermann

Egon v. Fürstenberg, mutatis mutandis eine nicht erheblich günstigere als der langjährige Vertreter der österreichischen Interessen am bayerischen Hofe, der Geheime Ratskanzler Dr. Oexl.

Diese wenigen Notizen mögen genügen zu einem Einblick in den Inhalt des wertvollen Buches. Angefügt sei nur noch, dafs es sich zugleich durch Klarheit und Tiefe der Empfindung, durch eine warme patriotische Gesinnung, durch Sorgfalt und Genauigkeit und durch eine edle und korrekte Sprache auszeichnet. Möge es auch in unseren gymnasialen Kreisen die wohlverdiente Beachtung finden, die ihm von fachwissenschaftlicher Seite sicher nicht versagt werden wird.

Luitpold von Bayern. Ein historischer Rückblick von Richard Graf Du Moulin Eckart, o. Professor der Geschichte an der technischen Hochschule München. Mit vielen Textbildern, 4 Lichtdrucken und 3 Photogravüren nach Werken von Eduard Beyrer jun., Wilh. v. Rümann u. a. Zweibrücken i. Pfalz. Fr. Lehmanns Buchhandlung. 1901. 200 S. Preis 6 M.

Haben auch die Leser über den Fürsten, dessen Namen das Titelblatt trägt, kaum viel Neues aus dem Buche zu erfahren gehofft, so doch wohl immerhin etwas mehr, als es bietet. Dagegen ist gern anzuerkennen, dafs es als „historischer Überblick“ eine nicht zu unterschätzende Fülle von Details enthält, mit denen das Leben des Prinzregenten, wenn auch vielfach nur in wenigen Worten, geschickt in Verbindung gesetzt ist.

Ein Buch, das von einem namhaften Historiker doch zunächst als Gelegenheitsschrift zu dem Tage verfafst wurde, der als einer der freudigsten in der Geschichte der Wittelsbacher für lange Jahre hervorleuchten wird, liefs erhoffen, dafs es, abgesehen von unseren Gymnasialbibliotheken, auch zur Einstellung in die Schülerlesebibliotheken der obersten Klassen vorzugsweise geeignet sein werde. Es ist tiefbedauerlich, dafs es in mancherlei Einzelheiten und in der Gesamtrichtung eine Gestaltung erhalten hat, welche diese Verwendung nur wenigen Anstaltsvorständen als völlig bedenkenfrei, manchen als nicht zulässig erscheinen lassen wird. Dem Verf. mufste es selbstverständlich unbenommen bleiben, sein mitunter wenig vorteilhaftes Urteil über Bayerns Land und Leute im allgemeinen und über manche von entgegengesetztem Standpunkte entgegengesetzt beurteilte Persönlichkeiten sowie über verschiedene heikle Verhältnisse seiner liberalen Herzensneigung folgend unverhohlen zum Ausdruck zu bringen: der 12. März 1901, an dem das ganze Land in den verschiedensten Parteirichtungen wetteiferte, seine Verehrung und Liebe gegenüber dem Landesfürsten zu bekunden, hätte nach meiner und sicher auch vieler anderer Meinung zu derlei Expektorationen nicht gewählt werden sollen. Der Verf. hatte das Zeug dazu und die Gelegenheit, ein Buch zu bieten, das allgemeinen Beifall gefunden hätte, und das auch für unsere Schülerlesebibliotheken eine Zierde geworden wäre.

Anderseits ist gerne anzuerkennen, dafs wir Lehrer aus dem Buche mancherlei lernen können, was um so lieber geschehen wird, als es mit anerkennenswerter Sachkenntnis frisch und anregend geschrieben und im ganzen doch recht gut ausgestattet ist. Der eingefügte Bilderschmuck allerdings ist mitunter von zweifelhaftem Werte. Auch hätten so gar grobe Druckfehler wie z. B. Apellrats (S. 116) und General Boller statt Zoller (S. 159) nicht unbeachtet bleiben sollen. Auch hätten nicht wenige Hinweise auf Schriften anderer zum Belege für allgemein Bekanntes füglich wegbleiben können.

München. Markhauser.

Hans F. Helmolt, Weltgeschichte. 7. Band. Westeuropa, 1. Teil von Prof. Dr. Richard Mayr, Dr. Armin Tille, Prof. Dr. Wilh. Walther, Prof. Dr. Gg. Adler und Prof. Dr. Hans von Zwiedineck-Südenhorst. Mit 6 Karten, 6 Farbendrucktafeln und 16 schwarzen Beilagen. Leipzig und Wien. Bibliographisches Institut 1900. XII und 573 S. Preis geb. 10 M. —

Dieser 7. Band der Helmoltschen Weltgeschichte sollte ursprünglich die Geschicke Westeuropas von den ersten Anfängen der Renaissance an bis zum Jahre 1800 berichten, während der 8. Band für eine europäische Geschichte des 19. Jahrhunderts bestimmt war; jedoch diese rein chronologische Teilung erwies sich als zu mechanisch, weshalb nun Bd. 7 und 8 als ein Ganzes gefafst werden, das die Geschicke Westeuropas von dem Zeitpunkte an, wo von einem Westeuropa überhaupt die Rede sein darf, bis zur Gegenwart in verschiedenen Unterabteilungen vorführt. Von diesen Unterabteilungen enthält der vorliegende 7. Band fünf.

In der I. Abteilung: Die wirtschaftliche Ausdehnung Westeuropas seit den Kreuzzügen hat zunächst die Volkswirtschaft das Wort; verfafst ist der Abschnitt von Dr. Richard Mayr, Professor an der Wiener Handelsakademie, welcher schon durch seine amtliche Stellung hiezu berufen scheint. Um es gleich von vornherein auszusprechen: wir haben hier eine ganz vorzügliche Leistung vor uns, eine Art Monographie über den oben erwähnten Gegenstand, welche eine Fülle von Anregungen gewährt, selbst dem Kenner dieser Verhältnisse Neues bietet und durch den Reichtum an Gedanken und die klare, einfache, aber doch lebhafte Form der Darstellung den Leser zu fesseln versteht. Nachdem der Verf. in einem einleitenden Abschnitte den Begriff „Westeuropa“ durch eine Linie von der Adria bis zum Kurischen Haff (unter Einschlufs von Skandinavien) festgestellt hat, schildert er in einem 2. Abschnitt den Kampf um die Vorherrschaft im Levantehandel und die Ausdehnung des südeuropäischen Einflufsgebietes, indem er in übersichtlicher Gruppierung zeigt, wie sehr bald die Byzantiner ihre Handelsstellung im Mittelmeer mit den Arabern und Lateinern teilen mufsten und wie schliefslich die letzteren bis zum Vordringen der Türken einerseits und der Entdeckung des Seeweges

nach Ostindien andrerseits, wodurch das Mittelmeer erst zum Binnenmeere wurde, ihre Stellung zu behaupten wufsten. Von gröfserer Wichtigkeit ist die äufserst umfangreiche Darstellung der Geschichte der Hansa im 3. Abschnitte „Der Kampf um die Vorherrschaft in den nordischen Meeren und die deutsche Hansa“ (S. 11 bis 62). Selbst wenn der Verf. nur bemüht wäre, das bisher Bekannte in so ausführlicher Zusammenstellung zu geben, so würde man dabei viel lernen; so aber bemüht er sich mit Geschick und Erfolg, hergebrachte Vorurteile zu zerstören. „Einen Hansabund im Sinne einer wohlorganisierten, stets bereiten, Sonderinteressen dem allgemeinen Besten aufopfernden, grofse Ziele gemeinsam verfolgenden Föderation hat es nie gegeben“ . . . . „Die Hansa unserer herkömmlichen Geschichtsauffassung ist immer blofs eine Forderung gewesen, ein frommer Wunsch, vielleicht ein Ziel.“ Und was die Stellung Lübecks anlangt, so heifst es S. 29: „Lübeck war kein Athen und die Hansa kein delischer Seebund. Jedes Hereintragen der griechischen Begriffe Hegemonie und Symmachie würde das Bild hansischer Verhältnisse zu einem Zerrbild machen . . . . Denn mit einer hellenischen Symmachie läfst sich die Hansa nicht allein wegen der Unmacht des führenden Ortes nicht vergleichen, sondern auch wegen des abhängigen Charakters der einzelnen Bundesstädte.“

Der 4. Abschnitt behandelt: Westeuropa im Zeitalter der Entdeckungen und schildert zunächst die wirtschaftlichen Rückwirkungen der iberischen Ausdehnungspolitik auf das übrige Europa. Hier interessiert vor allem der Satz: „Es ist ein alter, unausrottbarer Irrtum, dafs der Orienthandel Venedigs infolge der Entdeckung des Seeweges nach Ostindien sofort zurückgegangen, von den Portugiesen niedergerungen worden sei. In Wahrheit hat der levantinische Handel Venedigs auch im 16. Jahrhundert noch fortbestanden und noch die Schwelle des 18. erreicht, so dafs es sieben oder acht Menschenalter gebraucht hat, bis der fragliche Handel seiner früheren Wichtigkeit völlig beraubt war.“ In einem weiteren Kapitel: Die Rückwirkung der Entdeckung Amerikas auf die alte Welt, wird zunächst die wichtige Frage entschieden: „Was können alte und neue Welt voneinander brauchen?“ Die Antwort lautet in Bezug auf Haustiere und nutzbare Gewächse, dafs in beiden Beziehungen die alte Welt der neuen unendlich überlegen war, und ihr viel mehr bot, als sie von dort erhielt; dagegen hat Silber und Gold der neuen Welt einen auch schon im 16. Jahrhundert zu Tage tretenden Einflufs auf die wirtschaftlichen und staatlichen Verhältnisse Europas ausgeübt, nämlich das civilisierte Europa hat im 16. Jahrhundert eine Preiskrisis durchgemacht. An die Darstellung derselben schliefsen sich sehr interessante Darlegungen über Geldwirtschaft und Grofskapital, über grofskapitalistische Syndikate und Ringe im 16. Jahrhundert: es wird gezeigt, wie die moderne Grofsstaatpolitik, welche am Ende des 15. Jahrhunderts den modernen, absoluten Einheitsstaat mit seinem Heer- und Finanzwesen schuf, dazu das Grofskapital brauchte, wie dabei die Geldmächte Krisen ausgesetzt wurden, denen sie schliefslich erlagen. So wird uns denn die

Geschichte der Fugger und anderer oberdeutscher Häuser vorgeführt (bis zu ihrem Bankrott), ebenso die Geldgeschäfte der Genuesen und Florentiner, die Messen und Börsenplätze des 16. Jahrhunderts und endlich der Zusammenbruch des internationalen Grofskapitals und der Niedergang Spaniens. Der letztere wird, zuwider den landläufigen Anschauungen, nicht in religiöser Unduldsamkeit, Absolutismus und fremdenfeindlicher, ausschliefslich nationaler Wirtschaftspolitik gesucht; denn „so unduldsam wie die Spanier sind ihre katholischen und protestantischen Nebenbuhler insgesamt gewesen“. Als Gründe werden vielmehr gefunden: das Mifslingen der Bestrebungen, die aus verschiedenartigen, zerstreuten Bestandteilen zusammengesetzte Monarchie zu vereinheitlichen. Infolgedessen konnte Spanien weder mit Frankreich, noch mit England, noch selbst mit den abgefallenen Niederlanden gleichen Schritt halten . . . Die spanische Monarchie war an sich zu schwach und zu wenig entwicklungsfähig, um mit Erfolg und auf die Dauer die das 16. Jahrhundert erfüllende Weltmachtpolitik fortzusetzen . . . . Vor allem war die wirtschaftliche Grundlage Spaniens zu schmal für eine so weitausgreifende, mafslos kostspielige Thätigkeit. Der 5. Abschnitt behandelt das Zeitalter des Merkantilsystems und schildert besonders eingehend den wirtschaftlichen Aufschwung Englands, seinen Wettkampf mit Holland und dann mit Frankreich, während der letzte Abschnitt in grofsen Zügen die Wirtschaftsgeschichte bis auf die Gegenwart herabführt. — Auch im einzelnen hält diese volkswirtschaftliche Abhandlung jeder Prüfung stand, nur hie und da ist eine Kleinigkeit zu verbessern; so wenn es S. 45 heifst: die Herzoge von Burgund erwarben 1428 Holland, Seeland, Hennegau, Limburg und Brabant: es war 1433, nicht 1428,[1]) als Jakobäa, die Tochter des Wittelsbachers Wilhelms II. (Gemahl Margaretas, Tochter Philipps des Kühnen von Burgund), ihre Länder an ihren Verwandten mütterlicherseits, Philipp den Guten von Burgund, abtrat.

Während die Wirtschaftsgeschichte in einem Zuge den ganzen grofsen Zeitraum umfafst, ist die Kultur- und politische Geschichte in mehrere Abteilungen zerlegt. Die II. des ganzen Bandes, verfafst von Dr. Armin Tille, behandelt Renaissance, Reformation und Gegenreformation. Diese ganze Partie ist sehr übersichtlich gehalten und reich an Angaben, auch an Jahrzahlen, ohne sich besonders ins Detail zu verlieren; übrigens ist sie in Einzelheiten nicht so zuverlässig. So steht S. 153, Konrad Peutinger in Augsburg († 1547) habe die nach ihm benannte römische Strafsenkarte Deutschlands entdeckt. Nicht dieser, sondern Konrad Celtes entdeckte dieselbe, vermachte sie Peutinger, und erst aus seinem Nachlasse wurde sie herausgegeben. — Auf derselben S. 153 sollte für „der Mathematiker Regiomontanus († 1476)“ genauer angegeben sein „der Mathematiker

[1]) 1428 ward der Vertrag zu Delft zwischen Jakobäa und Philipp abgeschlossen, wonach sie ihre Länder lebenslänglich behalten, aber nicht mehr heiraten sollte.

Joh. Müller, von seiner Vaterstadt Königsberg in Franken Regiomontanus genannt". — S. 156 sollte gleich bei der Besprechung des Grabmals Kaiser Maximilians I. in der Hofkirche zu Innsbruck angegeben sein, dafs dasselbe nur ein Kenotaph ist (vergl. S. 232). — S. 162: Der jüngere Bruder König Karls VI. von Frankreich, der sich mit Philipp von Burgund 1392 in die Regentschaft teilte, heifst Ludwig von Orleans, nicht Johann v. O. — S. 172 steht irrtümlich, für die Wittelsbachischen Länder, Ober- und Niederbayern nebst Rheinpfalz sei durch das Hausgesetz von Pavia (1329) zuerst die Unteilbarkeit (!) ausgesprochen worden. Im Gegenteil! — Bei dem Verzeichnis zur Verbreitung der Buchdruckerkunst S. 238 ist bei Subiaco 1464 statt 1465 und bei Lyon 1473 statt 1474 zu setzen. — Bei der Schilderung des Freiheitskampfes der Niederländer S. 279 heifst es: „Im Staatsrate safsen neben den Spaniern und . . . Granvella eine grofse Anzahl niederländischer Edelleute, die . . dem evangelischen Glauben anhingen, allen voran Lamoral, Graf von Egmond, und der Prinz Wilhelm I. (der Schweiger) von Nassau-Oranien." Das ist für Egmond unrichtig; denn er blieb katholisch, obschon er mit einer Schwester des kalvinistischen Kurfürsten Friedrich III. von der Pfalz vermählt war.

Während dieser 2. Hauptabschnitt, der umfangreichste des ganzen Bandes, in seiner vom protestantischen Standpunkte aus geschriebenen Geschichte der Reformation und Gegenreformation sich im allgemeinen einer ruhigen und sachlichen Darstellung befleifsigt und alle Ausfälle gegen den Katholizismus zu vermeiden sucht, läfst sich leider das Gleiche von dem III. Abschnitt des Bandes: Das abendländische Christentum und seine Missionsthätigkeit seit der Reformation (S. 309—366) von Prof. Dr. W. Walter nicht behaupten. Der Verf., Kirchenhistoriker, hat für den IV. Band den Abschnitt: Die Anfänge des Christentums und seine östliche Entfaltung bearbeitet, wozu die Fortsetzung für den VI. Band in Aussicht steht (Die westliche Enfaltung des Christentums. Die Kurie als mitteleuropäische Macht, namentlich in ihrem Verhältnis zum alten deutschen Kaisertum). Seine Darstellung ist durchaus von einseitigem Standpunkte aus geschrieben und wird dem Katholizismus und den Leistungen der katholischen Kirche in keiner Weise gerecht; ja sie fordert an einer ganzen Reihe von Stellen zu energischem Widerspruch heraus. Absichtlich vermeide ich es, hier auf Einzelheiten einzugehen, ich möchte nur darauf hinweisen, dafs insbesondere die 2. Hälfte des Titels: Missionsthätigkeit seit der Reformation durchaus irreführt. Von der grofsartigen Missionsthätigkeit der katholischen Kirche, von der Selbstverleugnung und der Opferfreudigkeit ihrer Missionäre hört man überhaupt nichts, höchstens dafs für einzelne Gegenden dann die Zahlen der Heidenchristen zusammengestellt werden, wenn die der evangelischen zufällig gröfser ist. Bezeichnend ist z. B. der Satz S. 359: „Seit der gewaltsamen Besitzergreifung der Insel (Madagaskar) durch die Franzosen konnten die Jesuiten unter Ausbeutung des Gegensatzes gegen die Engländer die evangelische Mission in trauriger Weise be-

kämpfen.“ Kurz, ich fürchte sehr, dafs gerade ein Abschnitt wie dieser einer allgemeinen Verbreitung der Helmoltschen Weltgeschichte recht hinderlich sein dürfte.

Der oben analysierte 1. Abschnitt konnte die volkswirtschaftliche Entwicklung des 19. Jahrhunderts nur in grofsen Zügen andeuten. Hier tritt nun erweiternd und ergänzend der sehr übersichtlich gehaltene und inhaltreiche 4. Abschnitt ein (S. 367—434): Die soziale Frage von Prof. Dr. Georg Adler. Nachdem der Verf. in einer aufserordendlich klaren Einleitung die Entwicklung der kapitalistischen Produktionsweise und ihre unmittelbaren Folgen dargestellt hat, schildert er die Entwicklung und teilweise Lösung der sozialen Frage zunächst in den drei grofsen Staaten Westeuropas: England, Frankreich und Deutschland, während sich die Darstellung bei den übrigen Staaten Mittel- und Westeuropas (Österreich-Ungarn, Schweiz, Dänemark, Holland, Belgien, Italien, Spanien) auf kurze Andeutungen und Hinweise beschränken kann, da hier die soziale Frage lange nicht die Bedeutung wie in jenen Staaten erreicht hat. Den Beschlufs machen allgemeine Ergebnisse, worin der Sozialismus als eine geschichtlich notwendige Illusion hingestellt wird, um mittelbar die Massen zu organisieren und mittelbar die Hebung des Arbeiterstandes herbeizuführen. Da das letztere nach der Ansicht des Verf. sicherlich eingetreten ist, so ist die Zukunft der sozialen Frage keine bedrohliche; vielmehr wird sich auch von ihr das Wort Bismarcks erfüllen: „Keine politische Frage kommt zu einem vollständigen mathematischen Abschlusse, so dafs man Bilanzen nach Büchern ziehen kann; sie stehen auf, haben ihre Zeiten und verschwinden schliefslich unter anderen Fragen der Geschichte. Das ist der Weg einer organischen Entwicklung.“

Den oben charakterisierten 2. Abschnitt setzt der 5.: Entstehung der Grofsmächte von dem bekannten Historiker Prof. Dr. Hans von Zwiedineck-Südenhorst fort. Nach einer einleitenden Charakteristik des Zeitraumes von 1650—1780 wird das französische Königtum, besonders seine Machtentfaltung unter Ludwig XIV. geschildert, das Deutsche Reich nach dem Westfälischen Frieden, der Staat der deutschen Habsburger einerseits und die Entwicklung des preufsischen Königtums andererseits, England und die Generalstaaten, das Ende der spanischen Grofsmacht infolge des spanischen Erbfolgekrieges und das gleichzeitige Emporsteigen Rufslands nach dem nordischen Krieg. Dieser Abschnitt der politischen Geschichte überragt an Bedeutung und Gehalt der Darstellung entschieden den 2. Abschnitt des Bandes. Es gewährt besonders dem Geschichtskundigen, dem die oft fehlenden Einzelheiten gegenwärtig sind, einen hohen Genufs, diesen Teil zu lesen und sich an den grofsen Gesichtspunkten, die der Verf. überall entwickelt, und an den Beziehungen, die er aufdeckt, zu erfreuen. Einzelne Sätze sind mit Anführungszeichen aus Zwiedinecks „Deutscher Geschichte im Zeitraume der Gründung des preufsischen Königtums“ herübergenommen.

Ein 33 Seiten umfassendes, gut gearbeitetes Register erleichtert die Benützung des Bandes ungemein, dessen Ausstattung eines Verlages,

wie es der des Bibliographischen Institutes ist, durchaus würdig erscheint: 6 Farbendrucktafeln von herrlicher Ausführung, 16 schwarze Beilagen und 6 Karten zieren das Buch, jedoch fehlt in dem uns vorliegenden Exemplar die Tafel bei S. 492: Ankunft Wilhelms III. von Oranien in England am 15/16. Nov. 1688.

München. Dr. J. Melber.

Gelzer, Heinrich, Geistliches und Weltliches aus dem Türkisch-Griechischen Orient. Selbsterlebtes und Selbstgesehenes. Mit einem Porträt in Lichtdruck sowie zwölf Zeichnungen im Text. 1900. B. G. Teubner, Leipzig. 8°. 253 S. Preis M. 5.

Wenn ein so bedeutender Gelehrter, Byzantinist, Kirchenhistoriker und Armeniologe wie H. Gelzer in Jena das Wort ergreift, um uns über die schwebenden Fragen des türkisch-griechischen Orients zu belehren, so darf er in unseren Kreisen der dankbarsten Aufmerksamkeit gewifs sein. Seit der Vollendung des nach der türkischen Hauptstadt führenden Schienenstranges hat sich ein von Jahr zu Jahr zunehmender Fremdenstrom nach dem Bosporus ergossen, in dem die Deutschen nicht den kleinsten Teil bilden. Doch nur wenigen ist es gelungen, mit den mafsgebenden Kreisen in unmittelbare Berührung zu kommen, oder nur wenige waren in der Lage, Authentisches davon zu berichten. H. Gelzer hat nicht nur im ökumenischen Patriarchat wiederholte Einkehr gehalten, um uns über Einkommen und Organisation der orthodoxen Kirche in der Türkei, über die frühere Geschichte des Phanars, den Konstitutionalismus des Patriarchalregiments und den gegenwärtigen Inhaber des Patriarchats und seine Reformen zu unterrichten; er hat auch das Metochion des heiligen Grabes, die Prinzeninseln und die theologische Schule von Halki besucht, zwei griechischen Kirchenfesten angewohnt und beleuchtet nun von diesen neuen Standpunkten wie aus seiner langjährigen orientalischen Erfahrung heraus die Religiosität und Kirchenpolitik der Griechen. Nicht mindere Teilnahme schenkt der gelehrte Armenienforscher dem armenischen Patriarchat von Konstantinopel, der Organisation der armenischen Kirchen, dem Patriarchen Malakhia Ormanian wie dem bulgarischen Exarchen. Die Geschichte des bulgarischen Schismas, die Doppelstellung des Exarchen seit der Unabhängigkeitserklärung Bulgariens, der Nationalitätenstreit in Mazedonien und die Bedeutung der Synode von 1872 werden ebenso unparteiisch wie streng beleuchtet und beurteilt. Grofses Lob spendet der protestantische Verfasser der römisch-katholischen Kirche in der Türkei. Mit historischem Sinn würdigt er den apostolischen Delegaten von Konstantinopel, schildert den Aufschwung der Katholiken, die Hierarchie in Bosnien, Montenegro und Albanien, die Politik der Kurie im Orient, die Gründung des Patriarchalvikariats von Konstantinopel und seine Verwandlung in eine Delegation. Die klösterlichen Institute der Katholiken im Orient, die Duldsamkeit der Türken gegen dieselben, Frankreichs Protektorat und die Alliance française zu Konstantinopel werden mit viel Behagen und Humor,

Wohlwollen und Liebe gezeichnet. Die in unseren Kontinentalstaaten üblichen beschränkenden Polizeimafsregeln und bureaukratischen Verbote sind in der Türkei unbekannt. Deshalb gedeihen die von Klostergeistlichen geleiteten Unterrichtsinstitute und Krankenhäuser auch in ungeahnter Weise. Sie stehen alle unter Frankreichs mächtigem Schutze. Die republikanische Regierung, welche in der Heimat zur Befriedigung der gesinnungstüchtigen Priesterfeinde in periodisch wiederkehrenden Zeiträumen und so auch jetzt eine Kirchenverfolgung veranstalten mufs, treibt doppelte Buchführung; denn im Orient ist sie die Gönnerin und Fördererin der katholischen Priester. Frankreich verdankt seine grofsen Erfolge im Orient nahezu ausschliefslich der Thätigkeit der geistlichen Genossenschaften. Die Schwestern des heiligen Vinzenz von Paula werden in Brussa förmlich als Heilige verehrt. Der Verfasser trat zu zwei klösterlichen Genossenschaften der Katholiken in der Türkei in nähere Beziehungen, zu den Augustinern de l'Assomption von Kadi-Koei und zu den österreichischen Mechitaristenvätern von Pankaldi. Mit beiden hatte er längst wissenschaftliche Beziehungen unterhalten. Der Verfasser würdigt die Unionsbestrebungen Leos XIII. und kommt zu dem Schlusse, kulturgeschichtlich betrachtet sei das Mifslingen der Union ein Unglück für die Griechen gewesen. Es sei nicht zu leugnen, dafs durch die Union die Ruthenen wie die Armenier in Gesittung und Wissenschaft grofsartige Fortschritte gemacht haben; sie wurden dadurch bereits im 16. und 17. Jahrhundert der europäischen Civilisation gewonnen, während die Griechen und überhaupt die orthodoxen Balkanvölker bis Ende des 18. Jahrhunderts in einem bedauernswerten Zustande der Barbarei verharrten. Im dritten Kapitel des inhaltsreichen Buches wird uns das Volk der Türken vorgeführt, die heutige Türkenschwärmerei auf ihr richtiges Mafs beschränkt, die biederen Bootsleute, die Sandaldschis, wie die Frömmigkeit der Türken gelobt, die türkischen Effendis, der Fortschritt in der Türkei, die Ursachen der Gröfse des alttürkischen Reiches aus christlichen, nicht türkischen Einflüssen erklärt. Die türkische Rasse wird mit Recht als eine Mischrasse, das Türkentum mehr als eine Religion denn als eine Nationalität betrachtet. Die christlichen und arabischen Sklavinnen haben den mongolischen Typus fast ganz verwischt. Über das Kapitel jawasch = langsam, den Orient als Schule der Geduld für den Europäer, die aufgeklärten Türken, die türkische Regierung, die Türkei als Klientelstaat unter der Obervormundschaft der Grofsmächte, ja über den Sultan Abdul Hamid selbst und über die Armee fallen ein paar kräftige Wörtlein, die aber an Ort und Stelle selbst nachgelesen werden müssen. Zu den unterworfenen Völkern rechnet der Verfasser die Griechen innerhalb und aufserhalb der Türkei. Die verderbliche Politik der Grofsmächte und der Niedergang des Philhellenismus werden erklärt, das heutige Griechenland, seine sittliche Erhebung seit der Kriegskatastrophe 1897, die Abnahme des nationalen Hochmuts, die *μεγάλη ἰδέα* und ihre Verkehrtheit festgestellt. Als griechische Besonderheit wird auch der Streit um die Aussprache aufgeführt, der Fortschritt und Aufschwung der Griechen in der Türkei, besonders

in Kleinasien und Smyrna hervorgehoben. Die spanischen Juden in ihrer strengen Religiosität in Smyrna finden das gleiche Lob wie die Armenier. Für diese tritt der Verfasser in kräftigen Worten aber ohne Vorurteil in die Schranken. Mit Gründen zeigt er die starke Armenierfeindschaft in Deutschland, unterscheidet die armenischen Bauern und Kaufleute und weist die wirtschaftlichen Folgen der Armeniermorde nach. Am wenigsten sind bei diesen Blutthaten die unierten Armenier in Mitleidenschaft gezogen worden, weil sie meist unter dem starken Schutze irgend einer Grofsmacht stehen. Aber ein hochstehender Dignitär der unierten armenischen Kirche gestand dem Verfasser nicht ohne eine gewisse verlegene Beschämung ein: „Der Grund ist, weil wir nicht so patriotisch sind, wie die anderen Armenier.“ Über die makedonische Nationalitätenfrage habe ich mich schon in Petermanns geographischen Mitteilungen geäufsert. Es wirkt unwiderstehlich komisch, wenn man sieht, wie die slawischen Gelehrten sich aufs hitzigste darüber herumstreiten, ob gewisse Kantone Ostmakedoniens serbisch oder bulgarisch seien. Die Bevölkerung selbst weifs es nicht. Die grofsserbischen, grofsbulgarischen und grofsrumänischen Träume sind noch viel unsinniger als die grofsgriechischen; denn sie haben nicht als Entschuldigungsgrund die unauslöschliche Erinnerung an eine glanzvolle Vergangenheit geltend zu machen. — Keiner von uns darf, bevor er auf die Reise geht, Gelzers ausgereiftes Buch ungelesen lassen.

Ludwigshafen a. Rh. H. Zimmerer.

Über die Reformbestrebungen auf dem Gebiete des naturgeschichtlichen Unterrichts von Dr. O. Schmeil. 4., verbesserte und vermehrte Auflage. 1900. Preis M. 1.40.

Lehrbuch der Zoologie für höhere Lehranstalten und die Hand des Lehrers. Von biologischen Gesichtspunkten aus bearbeitet von Dr. O. Schmeil. Mit zahlreichen Abbildungen nach Originalzeichnungen von Tiermaler A. Kull. 3. Auflage. 1900. Preis M. 4.— geb.

Leitfaden der Zoologie. Ein Hilfsbuch für den Unterricht in der Tier- und Menschenkunde an höheren Lehranstalten. Von biologischen Gesichtspunkten aus bearbeitet von Dr. O. Schmeil. Mit zahlreichen Abbildungen nach Originalzeichnungen von Tiermaler A. Kull. Ausgabe I. Tier- und Menschenkunde. Preis M. 2.80. Ausgabe II. Tierkunde. Preis M. 2.—

Grundrifs der Naturgeschichte. Von biologischen Gesichtspunkten aus bearbeitet von Dr. O. Schmeil. I. Heft. Tier- und Menschenkunde. Mit zahlreichen Abbildungen nach Originalzeichnungen. Alles bei Erwin Nägele. Stuttgart und Leipzig.

Der Verfasser, selbst ein wissenschaftlich erfolgreich thätiger Zoologe und mit den besten Vertretern dieses Faches in Fühlung

stehend, macht in vorliegenden Büchern den Versuch, für unsere Mittelschulen einen dem dermaligen Stande der Pädagogik und der Naturwissenschaften entsprechenden Unterrichtsbetrieb nach morphologisch-physiologischen Rücksichten besonders auch in der Zoologie herbeizuführen.

Zu diesem Zwecke hat er zunächst in dem Schriftchen über die Reformbestrebungen eine mafsvolle Kritik der verschiedenen Vorschläge seiner Vorgänger von Lüben bis Partheil und Probst gegeben und daneben seine Ansicht, der naturgeschichtliche Unterricht müsse ein biologischer werden, dargelegt und begründet. Aber bei der Theorie ist er nicht stehen geblieben, sondern hat ihr, wie schon zuvor in seinen: „Pflanzen der Heimat biologisch betrachtet" auf botanischem Gebiete, so in seinem Lehrbuche auf zoologischem die Praxis folgen lassen. Nun ist ja Schmeils Lehrbuch in diesen Blättern bereits kurz angezeigt worden (XXXVI. Bd. 3. u. 4. Heft. S. 372), trotzdem komme ich hier nochmals auf dasselbe zurück, da es eine wirklich epochemachende Leistung ist und geeignet erscheint, den zoologischen Unterricht auf das vorteilhafteste umzugestalten und auf die ihm gebührende Höhe zu erheben. Ich habe deshalb schon gelegentlich des naturkundlichen Ferienkurses auf dieses vorzügliche Buch entsprechend hingewiesen und Proben daraus gegeben; so sei es denn hier nochmals allen Fachkollegen zu eigener Vorbereitung auf das wärmste empfohlen, denn meiner Ansicht nach ist ein guter Unterricht in diesem Fache heutzutage nur auf dem von Schmeil eingeschlagenen Wege möglich. In Einzelheiten wird ja vielleicht da und dort sich eine Differenz ergeben, aber das Ganze steht entschieden auf der Höhe moderner Pädagogik und Naturwissenschaft und leistet für den zoologischen Unterricht in gewisser Hinsicht dasselbe, wie Kerners Pflanzenleben für den botanischen. Dafür spricht auch der Erfolg: sechs Monate nach der zweiten Auflage war eine dritte Doppelauflage nötig. Dagegen möchte ich abraten, es in die Schülerbibliotheken der unteren Klassen einzustellen oder es überhaupt Schülern zu empfehlen, nicht etwa, weil es Anstöfsiges enthielte, denn davon findet sich auch nicht das Geringste, sondern weil es für sie zu hoch liegt; es ist eben ein Handbuch für den Lehrer, kein Lesebuch oder Lernbuch für Kinder.

Um nun aber auch für die Hand des Schülers ein brauchbares Hilfsmittel zu schaffen, hat der Verfasser in seinem Leitfaden eine gekürzte, hie und da auch etwas veränderte Ausgabe des Lehrbuches veranstaltet, die ich gleichfalls der Beachtung empfehle. Besonders dürfte es sich als Bibliothekbuch für solche Schüler mittleren Alters (etwa von der fünften Klasse ab) eignen, die noch Lust zeigen, sich mit Zoologie zu beschäftigen. Ob man es im eigentlichen Unterrichte den Schülern in die Hand geben soll, will ich dem Ermessen des einzelnen Lehrers überlassen; jedenfalls wäre dann entsprechend den Vorschriften unserer Schulordnung die zweite Ausgabe (ohne Menschenkunde) zu wählen. Ich für meine Person werde denjenigen Schülern der untereren Klassen, welche ein Buch zu besitzen wünschen, stets

nur den Grundrifs empfehlen; denn dieser bietet gerade soviel, als der Schüler bei unserem nur einstündigen Unterricht nötig hat, wenn er zuhause das in der Schule Gehörte sich nochmals vergegenwärtigen will. Die Ausstattung ist dieselbe, wie in den beiden anderen Ausgaben, doch sind einige Bilder neu hinzugekommen. Die kurze Menschenkunde am Schlusse kann, wenn man es für nötig findet, gelegentlich im zoologischen Unterrichte verwertet werden, da eben eine besondere Besprechung des menschlichen Körpers durch unsere Schulordnung ausgeschlossen ist.

München. H. Stadler.

Zeichenschule von C. Conz, Professor am Kgl. Katharinenstift in Stuttgart. Anleitung zum Selbstunterricht, mit einer Sammlung von Vorlagen für Anfänger und 80 Illustrationen. Ravensburg, Verlag von Otto Maier, 1900.

Der Verfasser sagt in seiner Einleitung u. a., dafs die „Zeichenschule“ ein Ratgeber sein will für solche, die das Zeichnen als einen wichtigen Teil der allgemeinen Bildung und zu ihrem Vergnügen zu erlernen wünschen und dabei nicht in der Lage sind, ihre Studien unter der Leitung eines erfahrenen, künstlerisch gebildeten Lehrers betreiben zu können.

Mit der Erlernung einer Wissenschaft oder Kunst ohne Lehrer, nur durch Selbstunterricht, ist es eine eigene Sache. Recht viel kommt in der Regel nicht dabei heraus, Ausnahmsfälle gibt es ja. Übrigens ist heutzutage in allen Schulen die Gelegenheit vorhanden, Zeichnen zu lernen, vielleicht mit Ausnahme der Dorfschulen. Es wird sich also im wesentlichen darum handeln, auf einer mehr oder weniger soliden Grundlage selbständig weiter zu bauen, und dazu wird sich das obige Werk recht brauchbar erweisen. Dafs der Verfasser als Ziel der Bestrebungen das Zeichnen nach der Natur betrachtet, entspricht der allgemeinen Anschauung, die heute über diesen Gegenstand herrscht. Wie aus dem vorliegenden Probeheft hervorgeht, ist der Verfasser eine tüchtige Lehrkraft und sowohl theoretisch wie praktisch Meister seines Stoffes. Von den 48 Vorlagen sind der Probelieferung nur 4 Stück beigegeben, woraus sich auf das Ganze noch kein Schlufs ziehen läfst. Dagegen kann gesagt werden, dafs die Textillustrationen sowohl vom künstlerischen Standpunkt wie auch vom Standpunkt des praktischen Schulmannes aus ganz vorzüglich sind. Schon aus diesem Grunde ist das Werk, das in 7 Lieferungen à 1 M. erscheint, sehr zu empfehlen.

Schriftenlineal von Professor Fetscher in Geifslingen.

Das Überschreiben von Zeichnungen mit Skelett- oder Balkenschrift ist wegen der Verteilung der einzelnen Buchstaben und Zwischenräume eine etwas umständliche Arbeit. Das mir vorliegende Schriftenlineal — eine Metallschablone mit entsprechender Einteilung — er-

möglicht es, ohne Zirkel oder Mafsstab die Schrift in regelmäfsigen Abständen an den richtigen Platz zu bringen, womit eine beträchtliche Zeitersparnis verbunden ist. Auch für Anfänger in der Rundschrift empfiehlt sich diese Schablone wegen der gleichmäfsigen Stellung der Buchstaben. Schriftenlineal nebst Vorlage für Balkenschrift kostet M. —.40

Regensburg. Pohlig.

E. Debes' Schulwandkarte von Asien. Ausgabe mit politischem Kolorit. Im Anschlufs an des Herausgebers Schulatlanten bearbeitet. Mafsstab 1 : 7400000. 6 Blatt in Farbendruck, 1,57 m hoch, 1,73 m breit. Preis 10 M. Aufgezogen an Stäben, Preis 18 M. Verlag von H. Wagner & E. Debes in Leipzig.

In Heft 1/2 des lfd. Jahrganges dieser Blätter ist die politische Schulwandkarte von Europa aus demselben Verlage besprochen.

Die Vorzüge, welche an letzterer Karte gerühmt wurden, finden sich auch bei der von Asien. Vor allem ist die weise Beschränkung auf den für den Unterricht wesentlichen Stoff zu loben. Durch nichts verliert die Übersichtlichkeit einer Schulwandkarte mehr als durch die Darbietung von zuviel Stoff.

Ferner ist es für den Schüler zur Vergleichung von grofsem Werte, dafs ganz Europa (nur die südliche Hälfte von Spanien fehlt) auf der Karte sich befindet. Der bedeutende Unterschied, der in den Gröfsenverhältnissen in jeder Hinsicht zwischen Europa und Asien besteht, wird dem Schüler durch nichts klarer als durch eine anschauliche Darstellung derselben auf der Karte.

Auch den Verkehrsverhältnissen ist Rechnung getragen. Die wichtigsten Eisenbahnverbindungen z. B. die sibirische Bahn, die Dampfer- und Telegraphenlinien sind eingetragen.

Die Karte ist nicht stumm und nicht redend. Die Schrift ist so zart gehalten, dafs man sie nur in unmittelbarer Nähe lesen kann.

Die Zeichnung ist sonst scharf und kräftig, das Kolorit ist sorgfältig erwogen.

Freising. Stapfer.

III. Abteilung.

Literarische Notizen.

Prinzregent Luitpold von Bayern. Brustbild in grofser Uniform. — Zum 80. Geburtstag Sr. Kgl. Hoheit des Prinzregenten hat der Kunstverlag C. Andelfinger u. Cie. in München (Landwehrstrafse 59) ein nach der neuesten Originalaufnahme gefertigtes Porträt in zwei Ausgaben erscheinen lassen. Uns liegt das farbige Bild vor, welches in künstlerischem Farbendruck hergestellt, eine Blattgröfse von 55×70 cm aufweist. Als Grundlage diente eine Originalaufnahme von dem Hofphotographen B. Dittmar in München 1900; die farbige Vervielfältigung ist mit Allerhöchster Genehmigung hergestellt und autorisiert durch den am unteren Rande in Facsimile wiedergegebenen Namenszug Sr. Kgl. Hoheit. Ohne allen Zweifel ist das Porträt sehr gut getroffen und, worauf besonders hingewiesen werden soll, es ist einer ganz neuen Originalaufnahme nachgebildet, während verschiedene aus Anlafs des 80. Geburtsfestes erschienene Publikationen noch recht veraltete Bilder aufweisen, wie auch die in vielen Amtslokalen befindlichen zum Teil recht alten Datums sind. Aus beiden Gründen kann daher die Anschaffung des Bildes für Schule und Haus empfohlen werden, zumal der Preis sehr niedrig gestellt ist. Während nämlich das gröfsere Bild (79×106 cm) in Heliogravüre auf 15 Mk. kommt, kostet dieses farbige Porträt nur 5 Mk. Auf Wunsch werden auch Rahmen zu dem Bilde in jeder Ausführung billigst besorgt und ebenso wird eine farbige Reproduktion en miniature, welche eine gute Probe von der Ausführung im grofsen gibt, von der Verlagshandlung auf Verlangen jedermann kostenlos zugesandt.

Monographien zur Weltgeschichte. XIV. Bd. — Friedrich I. und die Begründung des preufsischen Königtums. Von Prof. Dr. Ed. Heyck. Mit 7 Kunstbeilagen, 1 Faksimile und 145 Abbildungen. Preis geb. 3 Mk. Bielefeld und Leipzig, Velhagen und Klasing, 1901. — Die vorliegende Monographie erschien im Januar gewissermafsen als Festschrift zum 200jährigen Jubiläum der preufsischen Königskrönung (18. Januar). Sie will auch insbesondere das Verdienst Friedrichs I. um die Erlangung dieser „Dignität" eines Königs darstellen. „Seine Initiative, sein Trachten und seine Phantasie, seine Aufwendungen gehören dem Königstitel und, nachdem er diesen erlangt, seiner würdigen und modischen Repräsentation." Im Mittelpunkte der Darstellung stehen also die mannigfachen Pläne und Unterhandlungen zur Erwerbung der Königswürde, welche erst nach Danckelmanns Sturz (1697) Erfolg zu versprechen schienen und durch die Stellung Friedrichs zur Frage der spanischen Erbfolge auch thatsächlich Erfolg hatten, sowie die Schilderung der glanzvollen Königsberger Krönungsfestlichkeiten. Hiebei schliefst sich der Verf. besonders an die Abhandlung von P. Stettiner an, Zur Geschichte des preufsischen Königstitels und der Königsberger Krönung 1900. Doch wird die Monographie auch noch einer anderen Seite von Friedrichs I. Thätigkeit, nämlich den künstlerischen und wissenschaftlichen Bestrebungen unter seiner Regierung, völlig gerecht und weist namentlich auf den Anteil seiner geistvollen Gemahlin Sophie Charlotte hin (Gründung der Universität Halle, der beiden Akademien in Berlin, die Malerei, Bildhauerkunst und Baukunst, vor allem die Thätigkeit Andreas Schlüters); gerade hier kommen die zahlreichen, sorgfältig ausgewählten Illustrationen gut zu Hilfe; denn sie geben ein übersichtliches Bild des Barockstiles, wie er sich unter Friedrich I. in Preufsen auf allen Gebieten der Kunst und des Hoflebens darstellte. Der Schilderung der Erwerbung der Königswürde geht eine Übersicht der Teilnahme Brandenburgs am Türkenkrieg und pfälzischen Erbfolgekrieg voraus, wie sich daran andrerseits die Beteiligung am spanischen Erbfolgekrieg anschliefst. Freilich, einen

bedeutenden Eindruck vermag uns die Persönlichkeit Friedrichs I. nicht zu machen: sie wird von seinem gewaltigen Vorgänger, dem grofsen Kurfürsten, wie von seinem um die innere Entwicklung Preufsens so verdienten Nachfolger Friedrich Wilhelm I. in Schatten gestellt.

Seite 9 steht „Seit Jan de Witts Tode war der damals achtzehnjährige Statthalter (Wilhelm III) mehr und mehr in eine thatsächlich monarchische Leitung der Generalstaaten eingerückt etc.". Dies stimmt nicht; Wilhelm III. ist 1650 geboren, war also 1672, als er an die Spitze des niederländischen Gemeinwesens trat, noch nicht ganz 22 Jahre alt.

Alpine Majestäten und ihr Gefolge. Die Gebirgswelt der Erde in Bildern. — Monatlich 1 Heft im Format von 45 : 30 cm mit ca. 24 Ansichten aus der Gebirgswelt auf Kunstdruckpapier. Preis des Heftes 1 Mk. — Heft II (24 Folioseiten). Heft III (22 Folioseiten und 1 Doppelseite). Verlag der Vereinigten Kunstanstalten A.-G. München, Kaulbachstrafse 51a. — Das neue Unternehmen, auf welches oben S. 314 f. unserer Blätter beim Erscheinen des I. Heftes hingewiesen wurde, ist, wie bei seiner Gediegenheit wohl nicht anders zu erwarten war, allseitig mit verdientem Beifall begrüfst worden, nur wurde von mehreren Seiten das Fehlen eines begleitenden Textes bemängelt. Demgegenüber ist zu bemerken, dafs die gegenwärtige Anlage der Publikation, welche in jedem neuen Heft Erweiterungen der vorangegangenen bringt, d. h. neue Ansichten, welche denselben Gebirgsgegenden angehören, einen begleitenden Text nicht verträgt; Wiederholungen würden doch sicher unvermeidlich werden. Daher hat die Verlagshandlung in Aussicht genommen, erst mit dem 12. Hefte, welches jeweilig einen Jahrgang schliefst, ein Register zu veröffentlichen, welches die einzelnen Bilder nach Gebirgsgruppen zusammenstellt und zu gleicher Zeit eine zusammenfassende Schilderung der im ganzen Bande dargestellten Gebiete bringt. Damit dürften die mehrfach geäufserten Wünsche nach textlichen Beigaben befriedigt werden.

Im übrigen suchen Heft II und III die Leistungen des I. Heftes noch zu überbieten. Es ist der Versuch gemacht worden, durch den Wechsel der Druckfarbe eine besondere Wirkung zu erzielen, welche durchaus zu dem Charakter der dargestellten Gegenden stimmt; so ist z. B. für das Innthal, die Matten von Gschnitz sattes Grün gewählt, für Gletscherdarstellung stahlblaue Färbung, für die unter dem Einflusse der Sonnenglut stehenden Gipfel der Dolomiten, das Veltlin, die Val Sugana ein eigenartiges Rotbraun u. s. w. Durch dieses Verfahren wird, ganz abgesehen von der eben charakterisierten Wirkung, jede Eintönigkeit vermieden und gröfsere Abwechslung in die Reihen der Bilder gebracht. In Heft III erscheinen zum ersten Male 2 prachtvolle Doppelbilder (67/68 und 69/70); das erste stellt die Zentralgruppe aus der Rosengartenkette vom Fassathale aus dar, das zweite eine Ansicht vom Theodolpafs auf Theodolhorn, Furggengrat, Matterhorn; beides sind hervorragende Leistungen der Photographie. Bei ersterem Bilde sind am oberen Rande 15 Nummern zur Bezeichnung der einzelnen Dolomit-Gipfel und Türme angegeben, am unteren Rande stehen die Namen.

Von der Reichhaltigkeit des Dargestellten mag nachstehende Zusammenstellung einen Begriff geben; die 48 Bilder, welche beide Hefte bieten, verteilen sich auf 19 Gebirgsgruppen: Berner Alpen (1), Vierwaldstätter Alpen (2), Vintschgau (2), Dolomiten (9, darunter ein Doppelbild), Trientiner Alpen (1), Veltlin (2), Berner Alpen (1), Ötzthaler Alpen (3), Ortler-Alpen (3), Hohe Tauern (4), Adamello-Alpen (6), Karnische Alpen (1), Julische Alpen (2), Penninische Alpen (3, darunter ein Doppelbild), Bernina-Alpen (1), Wettersteingebirge (2), Salzkammergut (1), Stubaier Alpen (1), Nordtiroler Kalkalpen (2). — Sämtliche Bilder sind nach Originalaufnahmen der Photoglob-Comp. in Zürich hergestellt.

Wir wiederholen: Welch treffliches Anschauungsmaterial für den geographischen, wie naturkundlichen Unterricht! Möge es an keiner unserer Anstalten fehlen!

IV. Abteilung.

Miszellen.

Proben zusammenhängender Übungsstücke zu Schulaufgaben für die unterste Klasse.

Im Anschlufs an das Elementarbuch von Lanzinger habe ich den Versuch gemacht, dem jeweiligen Pensum angepafste Stücke zusammenzustellen unter möglichster Beschränkung auf die bereits gelernten Vokabeln.

Schwerfälligkeit im Ausdruck bitte ich dem auf dieser Stufe noch unvollständigen Wortschatze zu gute zu halten.

Frankenthal. Gustav Lichti.

I.

Landleben.

1. Dekl. und Wörter auf us der 2. Dekl.

Im Herbste wohnen wir in dem Landhause des Grofsvaters und der Grofsmutter. Der Grofsvater ist ein Freund der Landleute. Daher besuchen wir oft die Bauernhütten. Der (Haus-)Herr zeigt dem Grofsvater die Tiere. Die Stiere, Kühe, Lämmer, Ziegen fressen (= verzehren) Kräuter. Die Hühner fliegen von den Nestern und picken (capto) Futter. Die Magd tötet einen Hahn; den Landleuten bereitet sie eine Mahlzeit. Die Bauern pflügen (aro) mit Pferden und Stieren das Gefilde.

Lobet, Dichter, das Leben und den Fleifs der Landleute!

II.

Der Wein.

Subst. auf er und um, Adj. auf us und er attributiv.

Der hohe (= grofse) Preis der weifsen und schwarzen (n.) Trauben erfreut die Herzen der Landleute. Im Herbste keltern (calco) die Bauern die reifen Trauben. Wein ist Traubensaft. Er ist ein Geschenk des Liber. Deshalb opfern die Römer dem Gotte weifse Ziegenböcke. Der Wein befreit die Schwachen von schlimmen Krankheiten, die Gesunden von herben Sorgen. Aber oft erregt er den blinden Zorn der unmäfsigen (immodestus, a, um) Männer. Wir trinken (poto) die Weine Deutschlands, Frankreichs, Spaniens, Italiens, Griechenlands. Viele Deutschen loben die vortrefflichen Weine Frankreichs, aber sie mifsbilligen den unzuverlässigen Geist (Plural) und die thörichten Entschlüsse der Franzosen.

III.

Germanien.

Prädikatives Adj. und Präterita von esse.

Das Klima des alten Deutschlands war rauh. Fruchtbare Äcker gab es wenig. Das Obst war klein und herb. Die Wälder waren voll wilder Tiere. Eber, Bären, Hirsche, Auerochsen (urus) waren eine häufige Beute. Die Deutschen sind im Kriege (blofser Abl.) immer tüchtig gewesen. Die Lanze und der Schild waren (bl.) die Waffen der Germanen. Wenige hatten Schwerter; denn das Eisen war (noch) selten. Die Deutschen sind sowohl Freie als auch Sklaven gewesen; doch (= aber) war das Leben der Sklaven nicht unglücklich. Herrliche Tempel gab es in dem alten Deutschland nicht. Nur dunkle Haine sind den Göttern und Göttinnen heilig gewesen.

IV.

Weihnachten.

Futura von esse und Konjunktive, Eigennamen auf ius.

Anton und Karl, meine Söhne, seid brav und tüchtig! Gehorchet den Vorschriften eurer Lehrer! Wenn ihr faul gewesen wäret, würdet ihr thöricht ge-

wesen sein; denn eine harte Strafe wäre der Lohn (= Preis) der Trägheit und Bosheit. Aber wenn ihr unverdrossen gewesen sein werdet, werden eure Belohnungen ansehnlich sein. Bald wird auf dem runden Tische ein Bäumchen (arbuscula) stehen (= sein). In den breiten Ästen werden sowohl goldene Sterne als auch rote Äpfel hängen (= sein). Unter (sub Abl.) den Ästen wird eine grofse Menge verschiedener Geschenke liegen (= sein). Auch eure Lehrer wünschen, dafs die fleifsigen Knaben mit ihren Geschenken glücklich und froh sein mögen. (2 Sätze aus Biedermann.)

V.

Korinth.

Das natürliche Geschlecht und abgeleitete Substantiva.

Im alten Peloponnes gab es einst viele Städte. Auch Korinth ist im Peloponnes gelegen. Dort (ibi) hat es immer viele Seelente, aber wenig Landleute gegeben. Denn das Erdreich (h.) war nicht fruchtbar. Das alte Korinth war voll von Gold und Silber gewesen. Die Götter und Göttinnen hatten wunderbare Tempel und kostbare Statuen. Aber die grofsen Truppenmassen der Römer und der Türken (Turcae) sind dem reichen (opulentus, a, um) Korinth verderblich gewesen. Jetzt ist der Peloponnes von der harten Herrschaft der streitbaren Türken frei.

VI.

Das Militär.

3. Dekl. Mask. und Fem.

Die Soldaten sind die treuen Wächter eines sicheren Friedens. Rauh sind die Sitten der Soldaten. Nicht die Ruhe, sondern die Gefahr liebt ein tüchtiger Soldat. Die Gefahren des Krieges sind von grofser Mannigfaltigkeit. Daher ertragen Knaben, Greise, Frauen (m.) die harte Anstrengung des Kriegsdienstes nicht. Durch einen Sieg verschaffen die Soldaten sowohl dem Könige als auch ihrem Führer grofsen Ruhm (= Lob). Denn die Ehren der Sieger werden immer ansehnlich sein. Wenn unsere Väter und Brüder feige gewesen wären, wäre unsere Gegend jetzt in der Gewalt der Franzosen.

VII.

Das Meer.

Die Neutra der 3. Dekl., Dekl. der vokalischen Stämme.

Das Meer umgrenzt (termino) die Länder. Verschieden ist die Beschaffenheit (= Natur) der Meere. Die Kälte weniger Meere ist hart. Andere (Meere) sind von grofser Wärme. Im Meere hat es immer wunderbare Geschöpfe gegeben. In den alten Zeiten zeigten nur die leuchtenden Gestirne und die nahen (propinquus, a, um) Küsten den Seefahrern die Richtung (= Gegend). Daher irrten viele Menschen auf dem Meere und litten durch Hunger und Durst. Aber jetzt sind die Seeleute vieler Wissenschaften (= Künste) kundig. Jetzt schwimmen auf dem Meere eiserne Schiffe von seltener Gröfse. Viele Deutsche wandern nach den fernen (remotus, a, um) Wohnsitzen wilder Stämme. Aus der breiten Elbe (aus = ex mit Abl.) segeln sie wohlgemut (= mit frohen Gemütern) auf die hohe See.

VIII.

Epaminondas.

Adj. der 3. Dekl. und abgeleitete Substantiva.

Alt und leidenschaftlich (= scharf) waren (bleibt vor!) die wechselseitigen (mutuus, a, um) Gehässigkeiten der griechischen Stämme. Epaminondas (Gen.-ae), der Führer der Thebaner (Thebani, orum), ist der Besieger der mächtigen Lacedämonier (Lacedaemonii, orum) gewesen. Er war ausgezeichnet nicht nur durch Unbescholtenheit und Charakterfestigkeit, sondern auch durch Klugheit und Tapferkeit. Er stammte (= war) von einem edlen, aber armen Geschlechte. Wie (cum) er seine (bleibt vor) Armut mit standhaftem Herzen ertrug, so (tum) erleichterte er (auch noch) vielen Mitbürgern die drückende (= schwere) Not (inopia, ae) mit Hilfe

reicher Kameraden. Weder die Redner noch die Feldherrn (-or) der Zeitgenossen sind dem Epaminondas gewachsen (par) gewesen. Daher wird der gefeierte (celeber) Name des Epaminondas im Gedächtnisse aller bleiben (= sein).

IX.

Die alten Römer.

Das ganze Aktiv der 1. Konjugation.

Die alten (v.) Römer liebten das ländliche (rusticus, a, um) Leben. Seinen Acker zu pflügen war einem römischen Bürger nicht schimpflich. Den Cincinnatus haben die Römer vom Pfluge (aratrum) weggerufen (avoco), damit er die Feinde schlüge (fugo). Als er die Übermacht (m.) der mit tapferem Mute kämpfenden Feinde überwunden hatte (Konj.), pflügte er die Felder wieder (rursus). Durch Einfachheit (simplicitas, atis) und Charakterfestigkeit sind die Römer grofs gewesen. Aber, als sie fast alle Länder besetzt hatten (Konj.), als sie grofsen Reichtum erworben hatten (Konj.), bestellten (= besorgten) nicht freie Bürger, sondern Sklaven das Feld. Zuletzt (postremo) haben die Deutschen das ungeheure (1) römische (3) Reich (2) erobert, weil die Römer dem Wohlleben (luxuria, ae) und dem Nichtsthun (= Trägheit) sich (se) (hin-)gegeben hatten.

Daher lasset uns stets die Einfachheit und Unbescholtenheit der Sitten bewahren!

X.

Frühling.

Ausnahmen der 3. Deklination.

Schon nahen die den Frühling verkündenden Vögel, wie z. B. die Störche und Schwalben. Auch viele Kraniche fliegen im Monat März in die grofsen Sümpfe des kalten Nordens zurück. Der schnelle Hund, der treue Begleiter des Hirten, treibt (agito) die blökende (balo) Herde furchtsamer Schafe und starker Widder. Schon haben die munteren Knaben einige Schmetterlinge gefangen. Viele Leute lustwandeln in der warmen Sonne oder sie durchwandern die Wälder der steilen Berge und Hügel. Denn Märsche sind im Frühling nicht beschwerlich, sondern gesund. Veilchen gibt es schon auf dem grünen Rasen. Bald werden die weifsen (a-) und roten Blüten vieler Obstbäume unsere Augen erfreuen. Und so (itaque) wird der willkommene (iucundus, a, um) Frühling in kurzer Zeit sowohl die Geschöpfe als auch die Pflanzen von der harten Knechtschaft des rauhen Winters befreit haben.

XI.

Arminius.

4. und 5. Dekl., Präpos. Acc. u. Abl., Präterita des Passiv.

Von Arminius werde ich euch erzählen. Viele Jahre hindurch war ein grofser Teil Germaniens unter der Herrschaft der Römer gewesen. Zur Zeit des Augustus beeilte sich Varus, ein Feldherr der Römer, mit einigen Stämmen der Deutschen zu kämpfen. Der Marsch des römischen Heeres ging (= war) durch den Teutoburger (Teutoburgiensis, e) Wald (= Waldthal). Dort aber hatte Arminius, der Fürst (princeps) der Cherusker (Cherusci), einen Hinterhalt gelegt (= Nachstellungen bereitet). Die Legionen haben den Angriff der von (ab) allen Seiten (= Teil) eindringenden (incurso) Cherusker nicht ausgehalten (= ertragen). Fast alle Römer sind in der Schlachtreihe oder auf der Flucht getötet worden. (Nur) wenige haben nicht ohne grofse Gefahren die Niederlage der Ihrigen nach hause gemeldet. Einen so grofsen (tantus, a, um) Sieg hatten die Deutschen über das Heer des Varus errungen, dafs von vielen Römern die Rettung des Staates (r.) aufgegeben (despero) wurde (Konj.). So (Sic) sind die zwischen Rhein und Elbe ansässigen (= gelegen) Nationen von der Knechtschaft der Römer befreit worden.

XII.

Ein Mahnwort.

Komparation.

Die Menschen sind Gott ähnlicher als die übrigen Geschöpfe. Die besten Menschen aber sind Gott am ähnlichsten. Immer sind die Vorzüge der berühmtesten

und edelsten Menschen gefeiert worden, sie werden (noch) gefeiert, sie werden (ferner) gefeiert werden. Demnach (proinde) möge die Tugend von euch geliebt, das Laster (aber) gemieden werden! Denn es ist besser, von allen Schlechten getadelt zu werden als von mehreren (complures) Guten. Sehr wenige Menschen würden von den bittersten Sorgen gequält, wenn sie ihre (= die) Pflichten mit gröfserem Eifer erfüllt (servo) hätten. Aber vergebens werden sie ein besseres Los erwarten; denn die Zeiten würden besser sein, wenn die Menschen besser wären. Der Kinder (= Knaben) höchstes Lob ist es immer gewesen, den Vorschriften sowohl der Eltern als auch der Lehrer mit frohestem und feurigstem Mute gehorcht zu haben. Denn nächst Gott werden euch von Eltern und Lehrern die meisten und gröfsten Wohlthaten erwiesen.

XIII.

Die punischen Kriege.

Numeralia, Komposita von esse und Deponentia der 1. Konj., Pron. dem.

[In (blofser Abl.) drei überaus blutigen Kriegen haben die Römer mit den Karthagern oder (vel) Puniern um (de) den Vorrang gestritten (certo).

Der Anfang (initium) des ersten Krieges ist i. J. 264 v. Chr. G. gewesen. Diese zwei sehr mächtigen Völkerschaften haben 23 Jahre lang mit wechselndem (= verschiedenem) Geschicke gekämpft. Zuletzt aber ist den überwundenen Karthagern der Friede gewährt (= gegeben) worden.]

Im (blofser Abl.) zweiten punischen (Punicus, a, um) Krieg ist gekämpft worden vom (ab) Jahre 218 bis zum (usque ad) Jahre 201. Hannibal stand zu derselben Zeit dem Heere der Karthager vor. Von ihm ist Italien 16 Jahre hindurch heimgesucht worden. Bei Kannä (Cannae) hat jener einen sehr grofsen Sieg errungen, sodafs (ut) der römische Staat (r. p.) in der höchsten Gefahr schwebte (Konj.). Aber da (cum) die Kathager ihrem Feldherrn nicht beigestanden hatten (Konj.), (so) ist er von Scipio, dem römischen Feldherrn, bei Zama (Zama, ae) geschlagen (fugo) worden.

[Im (blofser Abl.) dritten punischen Kriege ist Karthago von den Römern erobert und durch einen Brand (incendium, i) von (Gen.) 17 Tagen dem Erdboden (s.) gleich gemacht worden im Jahre 146.]

Durch Weglassung der mit Klammern versehenen Abschnitte läfst sich das Stück kürzen.

XIV.

Alcibiades.

2. Konjug. und Pron. rel.

Alcibiades (es, is), ein Athener, galt bei seinen Mitbürgern mehr als die übrigen Feldherrn. Durch den Einflufs (auctoritas, atis) desselben sind im Jahre 415 vor Chr. Geb. mit dem Kern (= Stärke) der Jugend 134 Kriegsschiffe bemannt (angefüllt) worden. Diesem Geschwader (= Flotte) hat Alcibiades vorgestanden. Aber es waren in der Stadt einige mächtige Bürger, welchen die grofs(artig)en Pläne des Jünglings (a-) mifsfallen hatten. Diese (Leute) haben den bereits nach Sicilien segelnden Führer angeklagt (accuso), weil er Heiliges (Plur.) verletzt hätte. Obwohl (quamquam) er wegen (ob) derselben Ursache vom Oberbefehle ferngehalten (abgehalten) worden war, (so) hätte (= hat) er doch dem Pflicht(gefühl), nicht den Leidenschaften gehorchen müssen. Aber von Zorn entflammt (inflammo), hat er dem Feinde drei Ratschläge gegeben, welche seinem Staate (c) sehr viel schaden sollten (= würden). Daher ist die ganze Flotte der Athener innerhalb zweier Jahre vernichtet worden.

[Durch diese Niederlage geschreckt, haben die Athener sich bemüht, den Alcibiades wiederzugewinnen (reconcilio), damit er den durch sehr schwere Unglücksfälle darniederliegenden Staat wiederherstelle (Imperfekt). Dann hat Alcibiades mit zwei Schlachten die Flotte der Feinde vernichtet. Aber (nur) wenige Monate hindurch war er von seinen Mitbürgern in Ehren gehalten. Jener sehr kluge Mann (= Mensch), dem die Zeitgenossen weder an Tugenden noch an Lastern gewachsen waren, hat ein sehr trauriges Lebensende gehabt.]

Läfst sich kürzen durch Weglassen des eingeklammerten Schlusses.

Notiz.

Nachdem sich die beiden Herrn Rezensenten meiner lateinischen Schulgrammatik in diesen Blättern S. 126 und 283 aus Gründen, denen ich meine Billigung nicht versagen kann, gegen die von mir in der 3. Deklination durchgeführte Scheidung in Konsonanten- und Vokal- oder i-Stämme ausgesprochen haben, werde ich bereits in der nächsten (7.) Auflage diesem Wunsche Rechnung tragen und den einschlägigen §§ 22—25 eine möglichst einfache, schulmäfsige und mit dem Elementarbuch übereinstimmende Fassung geben. Bei dieser Gelegenheit erlaube ich mir alle Herrn Kollegen, die meine Grammatik beim Unterrichte benützen, um direkte[1]) gütige Übermittlung ihrer Bemerkungen sowie um Mitteilung von Änderungsvorschlägen zu bitten.

München. G. Landgraf.

Personalnachrichten.

Ernannt: an humanistischen Anstalten: zu Gymnasialprofessoren die Gymnasiallehrer: Dr. Jos. Menrad in München (Maxgymn.) in Eichstätt; Joh. Konrad Probst in München (Maxgymn.) in Bamberg (A. G.); Heinr. Kästner in München (Wilhelmsg.) in Schweinfurt; Albert Mühl in Neuburg a. D. in Aschaffenburg; ferner die Reallehrer Dr. Barth. Wimmer an der Ludwigskreisrealschule in München (Math. u. Phys.) in Freising; Dr. Joh. Hefs an der Kreisrealschule in Nürnberg (Math. u. Phys.) in Ansbach — zu Gymnasiallehrern die Assistenten: Priester Friedr. Degenhart in Eichstätt; Georg Losgar in Schäftlarn in Neuburg a. D.; Gotthard Brunner in Würzburg (N. G.) am Progymn. Lohr; Joh. Hillebrand in Hammelburg zum Studienlehrer daselbst.

Gg. Wolpert, Gymnprof. f. neuere Sprachen am Maxgymn. in München, wurde in gleicher Diensteseigenschaft zu vorübergehender Dienstleistung in das Kgl. Staatsministerium des Innern für Kirchen- und Schulangelegenheiten einberufen.

Die Funktion eines Direktors des Kgl. prot. Kollegiums bei St. Anna in Augsburg wurde dem seitherigen Verweser dieser Stelle, Gymnprof Dr. Ludw. Bauer in Augsburg, übertragen.

Pragmatische Rechte wurden verliehen: den katholischen Religionslehrern und Gymnasialprofessoren Karl Lämmermeyer in Neuburg a. D. und Jak. Lebon in Speyer.

Versetzt auf Ansuchen: Dr. Jos. Sturm, Gymnprof. in Eichstätt, an das Neue Gymn. in Würzburg; Dr. Bernhard Lindmeyr, Gymnl. in Eichstätt, und Dr. Eduard Stemplinger, Gymnl. in Würzburg (N. Gymn.), beide an das Maxgymn. in München; Joh. Siebenhaar, Gymnl. am Progymn. Lohr, nach Würzburg (N. G.); Richard Roesel, Studienlehrer an der Lateinschule Hammelburg, als Gymnl. nach Straubing; Jos. Groll, Gymnprof. (Math. u. Phys.) in Freising, an das Ludwigsgymn. in München; Frz. Xav. Dickнether, Gymnprof. in Ansbach, an das Wilhelmsgymn. in München; unter Genehmigung des zwischen den Beteiligten eingeleiteten Stellentausches: Dominikus Bimann, Gymnl. in Kempten, nach Ludwigshafen a. Rh., und Dr. Karl Roth, Gymnl. in Ludwigshafen a. Rh., nach Kempten.

Enthoben: a) an humanistischen Anstalten: dem Gymnl. am Luitpoldgymn. und Privatdoz. an der philosoph. Fakultät in München Dr. Adolf Dyroff wurde die erbetene Entlassung aus dem Gymnasiallehramte behufs Übernahme einer a. o. Professur der Philosophie an der Universität Freiburg i. Br. bewilligt und demselben zugleich die Aussicht auf Wiederanstellung im Staatsdienste in einer seinem dermaligen Dienstverhältnis entsprechenden Stelle für die Dauer der nächsten 3 Jahre vorbehalten

[1]) Diesem Ersuchen des Herrn Verf. schliefsen wir uns umso mehr an, als bereits vor der Einsendung vorstehender Erklärung zwei weitere Abhandlungen über Landgrafs Grammatik eingelaufen, resp. angekündigt worden sind, deren Verfasser sie in unseren Blättern veröffentlicht sehen möchten. (Die Redaktion.)

b) an Realanstalten: Hans Heimbach, Assistent für die beschreibenden Naturwissenschaften an der Kreisrealschule in Regensburg, wurde seinem Ansuchen entsprechend seiner Funktion enthoben.

Assistenten: Als Assistenten wurden beigegeben: a) an humanistischen Anstalten die gepr. Lehramtskandidaten: Heinrich Sattler der Lateinschule Hammelburg; Aug. Steier dem Progymn. Schäftlarn; Ludwig Forster dem Gymn. Eichstätt; Aug. Link dem Neuen Gymn. in Würzburg; ihrem Stellentauschgesuche entsprechend wurden versetzt: Andr. Karl Kürschner, Assistent in Blieskastel, an das Progymn. Donauwörth, und Jos. Haberkorn, Assistent in Donauwörth, an die Lateinschule Blieskastel; Max Maiberger als Assistent für neuere Sprachen beigegeben dem Maxgymn. in München.

b) an Realanstalten: Als Assistenten wurden beigegeben: Dr. Hans Wohbold der Kreisrealschule Regensburg (für die beschreibenden Naturwissenschaften); Eugen Wetzlar der Kreisrealschule Nürnberg (Math. u. Phys.); Arthur Gerhard der Ludwigskreisrealschule in München (Math. u. Phys.).

Auszeichnungen: a) an humanistischen Anstalten: —

b) an Realanstalten: dem Prof. für deutsche Sprache, Geschichte und Geographie an der Luitpoldkreisrealschule in München Dr. Hans Reidelbach wurde der Titel eines Kgl. Hofrates verliehen.

In Ruhestand versetzt: a) an humanistischen Anstalten: Friedr. Scholl, Gymnprof. in Schweinfurt, für immer; Christoph Gehr, Gymnprof. in Bamberg (A. G.), für ein Jahr; ebenso: Frz. Steininger, Gymnl. in Straubing; Moriz Widder, Gymnprof. (Math.) am Wilhelmsgymn. in München; Joseph Wenzl, Gymnprof. (Math.) am Ludwigsgymn. in München; Christoph Laurer, Rektor des Progymn. Neustadt für immer unter wohlgefälliger Anerkennung.

b) an Realanstalten: Ed. Marx, Reallehrer für Math. u. Phys. im zeitlichen Ruhestande, vormals in Neustadt a. H., auf ein weiteres Jahr.

Gestorben: a) an humanistischen Anstalten: Karl Seufferheld, Gymn.-Prof. in Kempten.

In Angelegenheiten des Gymnasiallehrervereins wolle man sich an den ersten Vorstand Gymnasialprofessor Dr. Friedrich Gebhard (Kirchenstr. 5 I l.) oder an den Stellvertreter des Vorstandes, Gymnasialprofessor Eugen Brand, Preysingstr. 77 II r.) wenden; **alle die Redaktion dieser Blätter betreffenden Zuschriften sind an den Redakteur, Gymnasialprofessor Dr. Joh. Melber in München, Schellingstrasse 3, Gartengebäude II r., zu richten,** jedoch mögen Artikel über Standesverhältnisse direkt an den 1. Vereinsvorstand gesandt werden.

Alle die Zusendung unserer Zeitschrift betreffenden Reklamationen oder Mitteilungen sind an den Vereinskassier, Gymnasialprofessor Dr. Aug. Stapfer in Freising, zu richten.

Frühere Jahrgänge unserer Zeitschrift können, soweit der Vorrat reicht, von Vereinsmitgliedern zu ermäfsigtem Preise durch den Vereinskassier, Gymnasialprofessor Dr. Aug. Stapfer in Freising, bezogen werden.

Den sehr verehrlichen Mitarbeitern diene zur Kenntnis, dafs fortan die Rezensionsexemplare und, wenn möglich, die Abzüge der Beiträge (Abhandlungen und Rezensionen) zugleich mit den jeweilig ausgegebenen Heften an die betr. Herren Obmänner versandt werden sollen. Letztere werden gebeten, diese Sendungen den Herren Adressaten zu übergeben. (Die Red.)

An die Herren Obmänner.

Der Einfachheit wegen wird die Einlage einer 10 Pfg.-Marke in die Postpackete bei Versendung der Hefte künftig unterlassen und gebeten, die Auslagen bei Einsendung der Vereinsbeiträge in Abrechnung zu bringen.

Diesem Hefte liegen folgende Beilagen bei:
1 Lehrmittelanstalt, Leipzig.
1 Oldenbourg, Rud., München.
1 Reimer, Dieterich Verlag, Berlin.
1 Rudolph Wilhelm, Giessen.
1 Schöningh, Ferd., Paderborn.
1 Stroof, J., Cigarrenfabrik, Aachen.
1 Weidmann, Buchhandlung, Berlin.
1 Wunderlich E., Leipzig.

Dr. Franz Paul Datterer & Cie., G. m. b. H., München-Freising.

Blätter

für das

Gymnasial-Schulwesen

herausgegeben vom

Bayer. Gymnasiallehrerverein

redigiert von

Dr. Johann Melber.

Siebenunddreissigster Band

VII. & VIII. Heft.

Juli — August.

München, 1901.
J. Lindauersche Buchhandlung.
(Schöpping.)

Die Blätter für das Gymnasialschulwesen, das Organ des Bayr. Gymnasiallehrervereines, erscheinen in 6 Doppelheften jährlich im Gesamtumfang von 45 Bogen und kosten für Nichtmitglieder 10 Mk.

Inhalt des VII. & VIII. Heftes.

Abhandlungen.

Rezensionen.

In Angelegenheiten des Gymnasiallehrervereins wolle man sich an den ersten Vorstand Gymnasialprofessor Dr. Friedrich Gebhard (Kirchenstr. 5/I l.) oder an den Stellvertreter des Vorstandes, Gymnasialprofessor Eugen Brand, Preysingstr. 77 II r.) wenden; **alle die Redaktion dieser Blätter betreffenden Zuschriften sind an den Redakteur, Gymnasialprofessor Dr. Joh. Melber in München, Schellingstrasse 3, Gartengebäude II r., zu richten,** jedoch mögen Artikel über Standesverhältnisse direkt an den 1. Vereinsvorstand gesandt werden.

Alle die Zusendung unserer Zeitschrift betreffenden Reklamationen oder Mitteilungen sind an den Vereinskassier, Gymnasialprofessor Dr. Aug. Stapfer in Freising, zu richten.

Frühere Jahrgänge unserer Zeitschrift können, soweit der Vorrat reicht, von Vereinsmitgliedern zu ermäßigtem Preise durch das Ausschußmitglied Gymnasialprofessor Joseph Zametzer, München, Luitpoldgymnasium, bezogen werden.

I. Abteilung.

Abhandlungen.

Kritisch-exegetische Studien zu den Historien des Polybios.

Polybios gehört zu den reichhaltigsten und vielseitigsten Schriftstellern des Altertums; es gibt kaum ein Gebiet der antiken Kultur, über das uns nicht in irgend einer Weise der Historiker Aufschlufs gibt. Freilich sind auch die Schwierigkeiten nicht gering, die das Verständnis seiner Schriften uns bietet, und gar manche der Fragen, die sich daran knüpfen, werden sich überhaupt nicht lösen lassen, wenn nicht einmal ein glücklicher Fund neue Gesichtspunkte eröffnet. Die Sprache des Historikers hat eine deutlich erkennbare Entwicklung durchgemacht, die zwei ersten Bücher tragen ein wesentlich volkstümlicheres Gepräge als die späteren, aber bei dem Mangel an zeitgenössischen Schriftstellern fehlt noch der Mafsstab zur richtigen Beurteilung seines Sprachschatzes. Da wir ferner die Nachrichten, die er uns überliefert, meist nicht kontrollieren können, so ist es überaus schwer, ein Bild von der Arbeitsweise des Historikers zu gewinnen, und doch hängt die richtige Wertschätzung eines Historikers von der Stellung ab, die er seinen Quellen gegenüber einnimmt. Zudem ist die Überlieferung des Textes in so wichtigen Büchern, wie im 12. und 34. mangelhaft und gibt der kritischen Forschung noch viel zu thun; sonst ist der Text verhältnismäfsig gut überliefert, aber durch sogenannte Konjekturen seit der Humanistenzeit vielfach entstellt. Trotz der grofsen Verdienste von Hultsch hat die moderne Methode des Abkorrigierens in den Schriften des Polybios noch ein reiches Feld; denn je mehr die Sprache von der attischen abweicht und die Anschauungsweise von der der Klassiker, um so gröfser war die Gefahr, dafs attische Vorstellungen in diesen Schriftsteller hineingetragen wurden. Darum müssen alle Konjekturen von Gelehrten wie Toup, Ursini, Gronov bis auf Bothe, Campe, Cobet mit Mifstrauen betrachtet werden; denn sie alle haben den Mafsstab des Attischen auch an die Sprache des Historikers gelegt und andererseits die Eigenart des Schriftstellers zu wenig beachtet. Im folgenden wird versucht, die Überlieferung an vielen Stellen wieder aufzunehmen und an anderen vorhandene Schwierigkeiten aufzudecken.

I. Aus dem Gebiete der Archäologie.

Olympieion in Agrigent.

9, 27, 9. Gelegentlich der Einnahme Agrigents durch die Römer (210) gibt Polybios eine interessante Beschreibung der Stadt, wobei er auch des grofsen Zeustempels Erwähnung thut. *κεκόσμηται δὲ καὶ τἄλλα μεγαλοπρεπῶς ἡ πόλις ναοῖς καὶ στοαῖς, καὶ ὁ τοῦ Διὸς τοῦ Ὀλυμπίου νεὼς πολυτέλειαν μὲν οὐκ εἴληφε, κατὰ δὲ τὴν ἐπιβολὴν καὶ τὸ μέγεθος οὐδ' ὁποίου τῶν κατὰ τὴν Ἑλλάδα δοκεῖ λείπεσθαι.* An der guten handschriftlichen (FS) Überlieferung hat man Anstofs genommen und seit Ernesti[1]) *παντέλειαν* geschrieben, während Koldewey und Puchtstein[2]) wohl im Anschlufs an Cluver *συντέλειαν* annehmen; jedenfalls würde die letztere Lesart den Vorzug verdienen, da *παντέλεια* die Vollständigkeit eines Zustandes bezeichnet, während *συντέλεια* der gewöhnliche Ausdruck ist für Vollendung einer Handlung; 1, 48, 9 *τὸ δὲ πέρας τοιαύτην συνέβη γενέσθαι τὴν παντέλειαν τῆς καταφθορᾶς*, dagegen 11, 33, 7 *συντέλειαν ἐπιεικῶς τοῖς κατὰ τὴν Ἰβηρίαν ἔργοις*; 11, 34, 14 *ἔλαβε τὴν συντέλειαν*; 14, 1a, 2; 18, 27, 1; 21, 29, 13.

Indes ist *πολυτέλεια* wieder herzustellen; *πολυτέλεια* ist spezieller Ausdruck für die Ausschmückung eines Palastes oder Tempels und wird zuweilen der Gröfse der architektonischen Anlage gegenübergestellt, so besonders bei der Schilderung des Palastes von Ekbatana 10, 27, 9 *ἔστι γε τὰ βασίλεια τῷ μὲν μεγέθει σχεδὸν ἑπτὰ σταδίων ἔχοντα τὴν περιγραφήν, τῇ δὲ τῶν κατὰ μέρος κατασκευασμάτων πολυτελείᾳ*[3]) *μεγάλην ἐμφαίνοντα τὴν τῶν ἐξ ἀρχῆς καταβαλλομένων εὐκαιρίαν* und nun wird diese *πολυτέλεια* beschrieben: nur Cedern- und Cypressenholz wurde verwendet, die Wände waren durch goldene und silberne Platten verziert und die Ziegeln von Silber. Eben diese innere Ausstattung meint auch Polybios an der obigen Stelle, zumal kurz vorher von dem Schmuck der Stadt die Rede war; diese *πολυτέλεια* fehlte dem Zeustempel und darum machte er auch einen unfertigen Eindruck, so erhebend auch die gewaltige Anlage des Baues stimmte.

Die neueren Forschungen[4]) haben nun auch ergeben, dafs die Cella noch nicht den Quaderfufsboden hatte und manche Flächen noch mit Werkzoll, mit den Stegen zum Schutz der Kanten versehen waren. Diodor[5]) erwähnt besonders die *ὀροφή*, die infolge des Krieges mit den Karthagern nicht vollendet worden sei (XIII, 82, 1 *τὸ δ' οὖν Ὀλύμπιον μέλλον λαμβάνειν τὴν ὀροφὴν ὁ πόλεμος ἐκώλυσεν*); Klenze ver-

[1]) s. Schweighäuser adnotat. zu dieser Stelle.

[2]) s. Koldewey und Puchtstein, Die griechischen Tempel in Unteritalien und Sicilien, S. 165 ff.

[3]) s. 16, 1, 6 *τούς τε ναοὺς ἐκ θεμελίων ἀνέσκαψε πολλοὺς καὶ πολυτελεῖς ὑπάρχοντας*; 10, 10, 9 *βασίλεια κατασκευάσαι πολυτελῶς*.

[4]) s. Koldewey und Puchtstein, a. a. O. S. 166.

[5]) Die Worte Diodors (XIII, 82, 2) *καὶ γὰρ εἰ μὴ τέλος λαβεῖν συνέβη τὴν ἐπιβολήν, ἥ γε προαίρεσις ὑπάρχει φανερά* scheinen die obige Konjektur *παντέλεια* zu stützen, doch sind sie zu *unbestimmt* und vieldeutig, als dafs man die ältere Überlieferung daraufhin ändern dürfte.

stand unter *ὀροφή* die Decke, während Serradifalco den Ausdruck auf die Konstruktion des Daches bezog. Koldewey und Puchtstein lassen die Frage unentschieden und halten es für möglich, dafs das Dach überhaupt nicht mehr aufgesetzt wurde, obwohl die Reste erkennen lassen, dafs die Steinmetzarbeiten für das Dach geschehen waren. Nach dem Wortlaut des Historikers Polybios unterliegt es keinem Zweifel, dafs nur die innere Ausstattung des Tempels gefehlt habe, also die wertvolle Decke, die Verkleidung der Wände, die Gliederung des ungeheuren Raumes; das Dach dagegen ist ein notwendiger Bestandteil des Tempels und konnte von Polybios jedenfalls nicht unter die fehlende *πολυτέλεια* (volle Ausstattung) gerechnet werden.

στοιχεῖον ein bautechnischer Begriff.

9, 21, 8 *παραπλήσιον δέ τι καὶ ἕτερον ἀδίκημα συμβαίνει περὶ τὰς τῶν πόλεων ἐπιφάσεις· οἱ γὰρ πολλοὶ τῶν ἀνθρώπων τὰς περικεκλασμένας καὶ βουνώδεις πλείους οἰκίας ὑπολαμβάνουσι κατέχεσθαι τῶν ἐπιπέδων. τὸ δ' οὐκ ἔστι τοιοῦτον διὰ τὸ τὰς οἰκίας τῶν οἰκοδομιῶν μὴ τοῖς ἐγκλίμασι τῶν ἐδαφῶν ἀλλὰ τοῖς ὑποκειμένοις ἐπιπέδοις οἰκοδομεῖσθαι πρὸς ὀρθάς, ἐφ' ὧν καὶ τοὺς λόφους αὐτοὺς βεβηκέναι συμβαίνει.* In einem ausführlichen Exkurs über die Feldherrnkunst erinnert Polybios an einige Grundsätze der Stereometrie, deren Kenntnis vor unrichtigen Anschauungen bewahren kann. So bietet eine Stadt, die an einem Hügel oder in durchschnittenem Gelände liegt, für den ersten Blick das Bild gröfserer Ausdehnung als eine Stadt in der Ebene, in Wirklichkeit aber ist dem nicht so; denn die Häuser stehen ja nicht auf der schiefen Ebene der Hügel, sondern senkrecht auf einer Fläche, die parallel mit der Grundfläche der Hügel läuft. Zum Beweis hiefür denkt sich Polybios eine Fläche über die Dächer der Häuser hingezogen, die parallel mit den beiden anderen nun zeigen müfste, dafs viel Raum unausgefüllt geblieben ist.

Das Wort *τὰς οἰκίας* bietet Schwierigkeiten; die handschriftliche Überlieferung ist nach Hultsch *τὰς οικειας* ohne Accent, nach Büttner-Wobst *τὰς οἰκίας* FS[a], aber ohne Zweifel gibt Hultsch die thatsächliche Überlieferung, während Tschiedel, der Collationator für die Ausgabe von Büttner-Wobst, die Variante übersehen oder nicht für nennenswert gehalten hat, und doch ist gerade hier die ursprüngliche Form der Buchstaben von Bedeutung. Hultsch schlofs *τῶν οἰκοδομιῶν* ein, indem er vermutet, dafs die Worte ursprünglich am Rand standen *περὶ τῶν οἰκοδομιῶν*, aber die Änderung ist zu gewaltsam und der Hauptbegriff tritt zu wenig hervor; Büttner-Wobst nahm die Vermutung von Campe *τοὺς τοίχους* an, nur änderte er *τὰ τειχία*, aber um Wände und Mauern im allgemeinen handelt es sich hier natürlich nicht, da diese ja auch schief an den Berg hingebaut sein können, nur die Grundmauern müssen senkrecht stehen (*πρὸς ὀρθὰς οἰκοδομεῖσθαι*) zu der Grundfläche, die parallel zu der horizontalen Grundfläche der Hügel zu denken ist; das in *τὰς οἰκίας* liegende Wort mufs dem folgenden *τοῖς τῶν τειχῶν θεμελίοις* entsprechen und kann nur *τὰ στοιχεῖα*

τῶν οἰκοδομιῶν sein,[1]) woraus sehr leicht die handschriftliche Überlieferung τὰς οἰκείας entstehen konnte. — Allerdings läfst sich eine ganz entsprechende Parallelstelle nicht anführen, aber wer an der Hand der trefflichen Untersuchung von Diels, elementum (Leipz. Teub. 1899) die Bedeutung dieses merkwürdigen Wortes verfolgt, wird die oben angenommene Verbindung für durchaus gerechtfertigt finden. Von der philosophischen Verwendung des Wortes ist hier ganz abzusehen, nur der volkstümliche Gebrauch kommt in Betracht, aber gerade die Volkssprache bewahrt oft die ursprüngliche Bedeutung. Zu den ältesten Stellen gehört Isocr. 2, 16 ὅπως οἱ βέλτιστοι μὲν τὰς τιμὰς ἕξουσιν, οἱ δ' ἄλλοι μηδὲν ἀδικήσονται ταῖτα γὰρ στοιχεῖα πρῶτα καὶ μέγιστα χρηστῆς πολιτείας ἐστίν ‚Dies sind die ersten und wichtigsten Grundlagen eines guten Staatswesens'. Xenoph. Memor. 2, 1, 1 σκοπῶμεν ἀρξάμενοι ἀπὸ τῆς τροφῆς ὥσπερ ἀπὸ τῶν στοιχείων, wo στοιχεῖον im folgenden mit ἀρχή erläutert wird; ferner Plato selbst legg. VII 790 C λάβωμεν . . . τοῦτο οἷον στοιχεῖον ἐπ' ἀμφότερα σώματος τε καὶ ψυχῆς ‚gleichsam als Ausgangspunkt'. Epikur ep. III 123 S. 59, 15 (Usener) στοιχεῖα τοῦ καλῶς ζῆν ταῦτ' εἶναι διαλαμβάνων und schliefslich Plutarch de liber. educ. 12 C. δύο γὰρ ταῦθ' ὡσπερεὶ στοιχεῖα τῆς ἀρετῆς ἐστιν, ἐλπίς τε τιμῆς καὶ φόβος τιμωρίας; Plut. mor. 1069 ὑποτιθεμένοις στοιχεῖα τῆς εὐδαιμονίας τὴν φύσιν καὶ τὸ κατὰ φύσιν. Während Diels die Bedeutung des Wortes an den ersten Stellen in Zusammenhang zu bringen scheint mit den sonstigen ‚Buchstabe und Element' (S. 17), erklärt er die Wendung Plutarchs στοιχεῖα τῆς ἀρετῆς als Grundlage der Tugend und weist auf das Alter dieser Bedeutung hin (S. 41). Aber auch an den anderen Stellen kann στοιχεῖον nichts anders bedeuten als Grundlage und dieser nicht-philosophische Gebrauch mufs älter sein als der philosophische, der ja verhältnismäfsig spät sich findet; bedeutet στοιχεῖον im übertragenen Sinne Grundlage, so mufs das Wort in seiner eigentlichen Bedeutung auch einen Gegenstand bezeichnen, auf dem ein anderer beruht, ähnlich wie das im folgenden Paragraphen für denselben Gedanken verwendete Wort τὰ τῶν τειχῶν θεμέλια (Pol. 9, 21, 10) zunächst Grundstein bedeutet, dann aber auch die übertragene Bedeutung annimmt θεμέλια τῆς βουλήσεως; bei στοιχεῖον mufs man umgekehrt von der übertragenen Verwendung auf das Vorhandensein der eigentlichen schliefsen. Nun hat aber στοιχεῖον in der That, worauf Diels S. 65 hinweist, ähnlich wie στοῖχος die Bedeutung von ‚Schicht-Schichtdicke' und entstammt in dieser Verwendung dem Gebiet des Bauwesens; ist die übertragene Bedeutung ‚Grundlage', so mufs nach dem Gesagten das Wort in seinem eigentlichen Sinne die Grundschicht bezeichnet haben. So erklärt sich denn auch, dafs Plato στοιχεῖον wirklich in dem Sinne von ‚Grundfiguren' gebraucht; so nennt er Tim. 56 B die Pyramide πυρὸς στοιχεῖον καὶ σπέρμα, die konstitutiven Dreiecke τὴν ἑκατέρου τῶν στοιχείων σύστασιν Tim. 57 C. Es sind die Figuren, die wie die Grundschicht

[1]) s. Blätter f. d. Gymnasialschulw. XXX S. 364, wo ich kurz diese Vermutung angedeutet habe.

bei einem Bau, so in der geometrisch konstruierten Welt Platos allen übrigen Formen des Daseins zu Grunde liegen. Nun liegt vielleicht auch in der einen der etymologischen Erklärungen, die Stephanos gibt, Bekk. Anecd. 790, 26 (Diels S. 59 Anm. 2.) ein Körnchen Wahrheit; die Erklärung lautet dort: *οἱ δὲ παρὰ τὸ τεῖχος τοιχεῖον καὶ πλεονασμῷ τοῦ σ στοιχεῖον· ἐν γὰρ τοίχοις ἐγράφοντο πρότερον, ὥς που καὶ ὁ Καλλίμαχος λέγων μαρτυρεῖ ʻαὐτὸς ὁ Μῶμος ἔγραφεν ἐν τοίχοις· ὁ Κρόνος ἐστὶ καλός.ʻ* Das Richtige daran mag wohl sein, dafs *στοιχεῖον* als Ausdruck für die Schichten beim Mauerbau gebraucht wurde. Wie sich aus dieser älteren Bedeutung die übrigen durch Übertragung und Vermischung mit anderen Begriffen entwickeln, dies zu untersuchen gehört nicht hieher; jedenfalls ist durch die bisherige Auseinandersetzung die obige Konjektur vollständig begründet: Die meisten Menschen glauben, dafs die Städte auf Hügeln mehr Häuser enthalten als die in der Ebene gelegenen; dem ist nicht so *διὰ τὸ τὰ στοιχεῖα τῶν οἰκοδομιῶν μὴ τοῖς ἐγκλίμασι τῶν ἐδαφῶν ἀλλὰ τοῖς ὑποκειμένοις ἐπιπέδοις οἰκοδομεῖσθαι πρὸς ὀρθάς*, weil die Grundlagen-Grundschichten der Häuser nicht auf der schiefen Fläche der Hügel, sondern auf der darunter liegenden Ebene erbaut werden, die parallel läuft mit der Ebene, auf der die Hügel sich erheben, oder mit anderen Worten: weil die Grundmauern nicht vertikal, sondern horizontal erbaut werden müssen. —

σκηνή, προσκήνιον, ἐξώστρα nach dem Sprachgebrauch des Historikers.

Obschon v. Christ in dem inhaltsreichen Artikel über die auf das griechische Theater bezüglichen Ausdrücke (Jahrb. f. klass. Phil. 1894 S. 27—47) die Polybiosstelle 30, 14, 2 ff. sowie fr. 148 richtig gedeutet hatte, so stellt doch Reisch (Dörpfeld und Reisch, Das griech. Theater S. 285 und 291 f.) die Echtheit des Fragments in Frage und legt dem Worte *προσκήνιον* eine Bedeutung bei, die es nach dem sonstigen Sprachgebrauch des Historikers nicht haben kann. Neuerdings hat nun Albert Müller in gröfserem Zusammenhang die betreffenden Stellen behandelt (Philologus Suppl. VII S. 41—43), indes bedarf auch diese Auseinandersetzung, soweit sie sich auf Polybios bezieht, noch der Ergänzung. Auszugehen ist hiebei von 23, 10, einer Stelle, die Müller nicht erwähnt; hier spricht Polybios im Anschlufs an seine Quelle von dem dreifachen *δρᾶμα*, das die *Τύχη* mit dem Geschick des Königs Philipp III. aufführte: Verbannung der griechischen Bewohner aus den Küstenstädten — Ermordung der makedonischen Gegner und ihrer Familien — Streit der eigenen Söhne des Königs und Vergiftung des jungen Demetrios,[1]) dies sind die einzelnen Dramen dieser Trilogie, das Unglück rückt dem eigenen Haus des Königs immer näher. Da hier die Vorstellung der Bühnenaufführung so festgehalten wird, so dürfen wir auch die hier verwendeten Aus-

[1]) s. Holm, Griech. Geschichte IV S. 480.

drücke in dem eigentlichen Sinne nehmen; 23, 10, 16 fährt der Historiker fort: *τῆς τύχης ὥσπερ ἐπίτηδες ἀναβιβαζούσης ὥσπερ*[1]) *ἐπὶ σκηνὴν ἐν ἑνὶ καιρῷ τὰς τούτων συμφοράς; ἀναβιβάζειν*, vergl. *ἀναβιβάζειν ἐπὶ τὸν ἵππον, ἐπὶ τὴν ναῦν, ἐπὶ τὸ βῆμα*, setzt einen erhöhten Spielplatz voraus, der hier mit *σκηνή* bezeichnet wird. Von den beiden Parallelstellen,[2]) die auch Müller citiert, ist besonders 11, 5, 8 interessant, weil hier statt der *σκηνή* eine spezielle Theatermaschinerie *ἐξώστρα* mit derselben Bedeutung verwendet wird. Das tertium des Vergleiches ist immer dasselbe, nämlich das Offenbarwerden einer geheimen Schuld; ohne Bild, sagt Polybios kurz vorher (11, 5, 3) *νῦν δὲ διὰ τῶν ἔργων ὑπὸ τὴν ὄψιν τοῦτο γίνεται πᾶσι καταφανές*. Den Ausdruck *ἐξώστρα* erklärt Pollux nicht näher, sondern verweist nur auf *ἐκκύκλημα* Onom. IV 128 f. *τὴν δ' ἐξώστραν ταὐτὸν τῷ ἐκκυκλήματι νομίζουσιν*, und als Zweck dieser Vorrichtung hat er kurz vorher angegeben: *δείκνυσι δὲ τὰ ὑπὸ σκηνὴν ἐν ταῖς οἰκίαις ἀπόρρητα πραχθέντα*. Schon G. Hermann[3]) hat an der Richtigkeit dieser Erklärung gezweifelt und die exostra als einen hervorgeschobenen Balkon' bezeichnet. Der Sprachgebrauch gibt in diesem Fall besseren Aufschlufs als der Lexikograph; zunächst ist darauf hinzuweisen, dafs *ἐπὶ τὴν ἐξώστραν ἀναβιβάζειν* jedenfalls eine volkstümliche Wendung war, die zwar einem griechischen Gesandten in den Mund gelegt wird, aber da der Wortlaut der Reden meist von Polybios selbst stammt,[4]) zum Sprachschatz des Historikers gehört; später gebraucht er den feineren Ausdruck *ἐπὶ τὴν σκηνὴν ἀναβιβάζειν*; auch in der Verbindung bei Cicero liegt deutlich der vulgäre Charakter des Wortes vor, de prov. consul. 14: a suis Graecis subtilius eruditus, quibuscum iam in exostra helluatur, antea post siparium solebat. Aber auch über die Sache selbst kann man aus dem Sprachgebrauch lernen, bei Cicero hat exostra offenbar die Bedeutung von ‚Bühne', und Polybios gebraucht beide Wendungen *ἐπὶ τὴν σκηνὴν ἀναβιβάζειν* und *ἐπὶ τὴν ἐξώστραν ἀναβιβάζειν* als durchaus synonym; demnach mufs doch die *ἐξώστρα* eine gewisse Ähnlichkeit mit der Bühne gehabt haben, also eine Art horizontaler länglicher Bretterverbindung gewesen sein, die ursprünglich herausgestofsen, später gerollt wurde, um den Zuschauer mit den schrecklichen Folgen einer Handlung bekannt zu machen. Der Masse des Volkes ist aber weniger an dem Gang des Schauspieles gelegen, als an den Rühr- und Schauerscenen, die eben durch die *ἐξώστρα* ermöglicht wurden, und so mochte es kommen, dafs das Volk den ihm wichtigsten Teil der Theatermaschinerie mit der Bühne selbst identificierte. Dafs in der hellenistischen Zeit sich dieser Bedeutungswandel vollzog, ist begreiflich, da ja das Haschen nach Effekt ein

[1]) an dieser allerdings nicht geschmackvollen Häufung der Partikeln darf man bei Polybios nicht Anstofs nehmen, s. 6, 5, 7.

[2]) 11, 5, 8 *τῆς τύχης ὥσπερ ἐπίτηδες ἐπὶ τὴν ἐξώστραν ἀναβιβαζούσης τὴν ὑμετέραν ἄγνοιαν* und 29, 19, 2 *τῆς τύχης ὥσπερ ἐπίτηδες ἀναβιβαζούσης ἐπὶ σκηνὴν τὴν τῶν Ῥοδίων ἄγνοιαν.*

[3]) s. A. Müller, Philologus XXIII S. 333.

[4]) s. Schenkl, Burs. Jahresb. 38. Bd. S. 233.

charakteristisches Zeichen jener massenhaften dramatischen Produktion war. — Wer aus den angeführten drei Stellen die Anschauungsweise des Historikers gewinnt, wird auch nicht zweifeln, dafs Casaubonus das bei Suidas s. v. *προσκήνιον* stehende Fragment unserem Historiker mit Recht zugeschrieben hat fr. 148 *ἡ δὲ τύχη παρελκομένη τὴν πρόφασιν καθάπερ ἐπὶ προσκήνιον παρεγύμνωσε*[1]) *τὰς ἀληθεῖς ἐπινοίας.* Reisch gegenüber hat nun Müller, wie vor ihm O. Crusius (lit. Centralbl. 1897 S. 1405) die richtige Erklärung gegeben: Die *Τύχη* brachte das Intriguenspiel gleichsam auf die Bühne und enthüllte die wahren Absichten. Es ist sicherlich kein Zeichen von abnehmendem Interesse an den theatralischen Aufführungen, wenn drei verschiedene Ausdrücke zur Bezeichnung desselben Gedankens dem Theaterwesen entnommen werden. Aber wenn man auch die letzte Stelle als zweifelhaft unberücksichtigt läfst, so wird doch durch eine andere Erzählung, die uns Athenaios aus Polybios überliefert, die synonyme Bedeutung von *σκηνή* und *προσκήνιον* für jene Zeit bestätigt. Pol. 30, 14. Athen. XIV, 615.

Der Prätor L. Anicius Gallus veranstaltet 167 nach dem Sieg über den illyrischen Fürsten Genthios grofse Festlichkeiten und läfst unter anderem auch eine sehr grofse Bühne im Cirkus errichten. Es treten nun Flötenspieler ersten Ranges auf und geben unter Begleitung[2]) des Chores ihre Weisen zum besten; aber das römische Publikum sowie der Prätor finden bei dem tiefen Stand ihres Kunstgeschmackes keinen Gefallen daran, so dafs der Prätor ihnen befiehlt, einen Kampf zu liefern und so das Volk zu belustigen. So klar im allgemeinen diese Fastnachtskomödie erscheint, im einzelnen bietet die Schilderung grofse Schwierigkeiten, die Müller nicht ganz erkannt hat. Der vordere Teil der Bühne, auf dem die Auleten auftreten, wird *προσκήνιον* genannt, aber der Schriftsteller gebraucht bald darauf für denselben Platz den Ausdruck *σκηνή* (30, 14, 11 *πύκται τέτταρες ἀνέβησαν ἐπὶ τὴν σκηνήν*). Müller nimmt an, dafs der Chor von Anfang an auf der Bühne stand; dies ist nicht wahrscheinlich, weil auch eine *ὀρχήστρα* erwähnt wird, in die zwei Tänzer mit Musik einziehen, *ὀρχησταὶ δύο εἰσήγοντο μετὰ συμφωνίας εἰς τὴν ὀρχήστραν*; wenn man nicht hier *ὀρχήστρα* in der römischen Bedeutung von Theater im allgemeinen fassen will, so bleibt doch nichts anderes übrig als anzunehmen, dafs der Chor in dieser *ὀρχήστρα* vor der Bühne stand und erst auf Befehl des Prätors sich an dem Kampf der Auleten beteiligt. Statt der handschriftlichen Lesart *ἐπικυπτοῦντες οἱ χοροὶ καὶ συνεπεισιόντες τὴν σκηνὴν ἐπεφέροντο τοῖς ἐναντίοις* hat G. Hermann ohne eingehende Begründung *συνεπισείοντες τὴν σκευήν* vorgeschlagen und Kaibel hat sich in seiner Athenaiosausgabe ihm angeschlossen; indes wäre der Singular *τὴν σκευήν* höchst auffallend, da es sich nicht um den Theateraufputz im allgemeinen

---

[1]) s. Pol. 1, 80, 9 *καὶ παρεγυμνώθη διότι τὴν τιμωρίαν παραιτοῦνται.*

[2]) *μετὰ τοῦ χοροῦ* (14, 4) könnte lokal gefafst nur bedeuten: mitten zwischen den Chor, aber die Absicht dieses Befehles wäre ganz unverständlich; *μετὰ τοῦ χοροῦ* ist wohl zu *αὐλεῖν* zu ziehen und nach den folgenden Wendungen *μετὰ τῆς ἁρμοζούσης κινήσεως* und *μετὰ συμφωνίας* aufzufassen: unter Begleitung des Chores Flöten spielen.

handelt, sondern um den des einzelnen, und ebenso könnte die Präposition *σύν* in dem Kompositum nicht genügend erklärt werden, indem die Flötenspieler diese *σκηνή* nicht haben: Hultsch schrieb darum, wie auch A. Müller empfiehlt, *συνεπισειόντες τὴν σκηνήν*, aber nach dem vorausgehenden *ἐπικτυποῦντες* wäre es eine recht lästige, selbstverständliche Angabe, dafs sie auch die Bühne erschüttern, zumal dies für die weiter entfernten Zuschauer kaum bemerkbar wäre. Nein, auch hier ist die überlieferte Lesart die einzig mögliche, die Choreuten kämpfen nicht nur miteinander, sondern auch mit den Auleten und stürmen auf die jedenfalls sehr grofse, aber niedrige Bühne ein *συνεπεισιόντες τὴν σκηνήν* vergl. *συνεπεισπίπτειν*, *συνεπεισφέρεσθαι*; *σκηνή* ist auch hier derselbe Raum, den der Schriftsteller vorher mit *προσκήνιον* bezeichnet hat; nur so ist der Ausdruck *πάλιν ἀνεχώρουν ἐκ μεταβολῆς* ‚sie begaben sich umgekehrt auf ihren ursprünglichen Platz zurück‘ recht verständlich und ebenso der Umstand, dafs ein Choreut sich plötzlich wendet (d. h. während sie wieder die Bühne verlassen) und gegen den verfolgenden Auleten zum Faustkampf die Hände erhebt.

Zur Erklärung der Jagdscene auf dem sog. Alexandersarkophag.

Ein wenig beachtetes Polybiosfragment (fr. 90 Hultsch, Constant. Porphyrog. *περὶ θεμάτων* I, 2) ist nicht unwichtig für die Beurteilung der Jagdscene auf dem genannten Sarkophag. Polybios berichtet im Anschlufs an die geographische Schilderung Kappadokiens von einem Jagdabenteuer, das ein persischer König zu bestehen hatte: *λέων προσαπαντήσας τοῦ ἵππου τοῦ βασιλέως ἐδράξατο· καὶ κατὰ τύχην εὑρεθεὶς ὁ Πέρσης ἐν τῷ τοῦ θηρὸς συναντήματι τὸν ἀκινάκην σπασάμενος ἐρρύσατο τὸν βασιλέα παρὰ μικρὸν κινδυνεύοντα καὶ τὸν λέοντα ἐθανάτωσεν*; ein Perser rettet also den König und erhält dafür soviel Land, als sein Auge erblicken kann, zum Geschenk. —

Man kann zweifeln, ob das Fragment in das 31. oder 32. Buch gehört, Schweighäuser[2]) vermutet, nach meiner Ansicht mit Recht, dafs es dem 31. Buche entstammt; bevor Polybios die Beziehungen des kappadokischen Königs Ariarathes zu den Römern schildert, wird er eine geographische Beschreibung Kappadokiens gegeben und daran jene Erzählung von dem Jagdabenteuer angeschlossen haben. Jener Perser[3]) war wohl der Stammvater des kappadokischen Königshauses, für seine persönlichen Verdienste um den Grofskönig erhielt er ein so grofses Gebiet, als sein Auge erblicken konnte, zu selbständigem Besitz *δωρεὰν παρὰ τοῦ βασιλέως πᾶσαν εἰληφεν*. Wenn der Schriftsteller kurzweg[4])

[1]) s. Jen. Literaturz. 1843 S. 600.

[2]) Schweighäuser, Polyb. hist. Bd. V S. 55 f. Anm.

[3]) s. Strabo c. 534 ein Ariarathes war es, der die verschiedenen Stämme des mittleren Kleinasiens vereinigte und den Königstitel erwarb.

[4]) s. Polyb. 1, 6, 2 *πρὸς βασιλέα τῶν Περσῶν* und 12, 25 f., 2 *οἱ βασιλέως στρατηγοί* in beiden Fällen ist ohne nähere Bezeichnung Artaxerxes II. gemeint.

von dem König Artaxerxes spricht, so meint er offenbar den bekanntesten der Fürsten dieses Namens Artaxerxes II., aber er fügt zugleich hinzu *ἢ οὐκ οἶδα ἄλλῳ τινί.* Artaxerxes I. war ja auch ein leidenschaftlicher Jäger,[1]) aber in jener Zeit ist Kappadokien sicherlich noch nicht selbständig geworden; auch Artaxerxes Ochus kann es nicht gewesen sein, da er sich mit einem König von Kappadokien Ariarathes gegen die Ägypter verbündet;[2]) so bleibt als wahrscheinlichste Annahme, dafs Artaxerxes II. hier gemeint ist, von ihm werden auch sonst verschiedene Jagdabenteuer erzählt. Nach Diodor. XV, 10 wird der König durch Tiribazos gerettet *ἐπιφανέντα τὸν Τιρίβαζον τοὺς μὲν λέοντας ἀποκτεῖναι, τὸν δὲ βασιλέα ἐκ τῶν κινδύνων ἐξελέσθαι*; nach Plut. Artax. 5 macht Tiribazos seinen Herrn bei der Jagd auf den zerrissenen Leibrock *κάνδυς* aufmerksam; ebenda (cp. 6) wird uns auch erzählt, Kyros habe es seinem Bruder zum Vorwurf gemacht, dafs er nicht zu Pferde, sondern auf dem Jagdwagen das Waidwerk gepflegt habe; letztere Bemerkung schliefst natürlich nicht aus, dafs er auch zu Pferd zuweilen jagt.

Vergleichen wir nun diese Erzählung mit der Darstellung[3]) auf dem sogenannten Alexandersarkophag, so fällt die Ähnlichkeit in die Augen. In beiden Fällen ist es ein persischer Fürst, dessen Pferd von einem Löwen zerfleischt wird, ein Perser eilt zuhilfe, gibt dem Löwen den tödlichen Hieb und befreit seinen Fürsten; der Unterschied besteht nur darin, dafs nach der Darstellung des Künstlers noch zwei griechische Reiter zuhilfe kommen und dafs an den beiden Flügeln des Bildes Jagdscenen sich finden, die mehr oder weniger an die Mittelgruppe sich anschliefsen. Ob irgendwelche persönliche Beziehungen zwischen den kappadokischen und sidonischen Fürsten bestanden, wissen wir nicht, aber darüber kann kein Zweifel sein, dafs wir in der Erzählung des Historikers eben das Motiv des Künstlers wieder finden. Freilich war die Löwenjagd ein Thema, das schon unzählige Mal vorher von Künstlern behandelt worden war,[4]) aber alle die Jagdscenen, die auf den sidonischen Sarkophagen dargestellt werden, lassen die Jagd mehr als Spiel und körperliche Übung erscheinen, hier aber ist es die Rettung aus unmittelbarer Lebensgefahr, die der Künstler sich zum Vorwurf gewählt hat. Wer nun die schlichte Erzählung des Historikers kennt, wird auch die künstlerische Darstellung etwas anders auffassen. Wir sehen nun erst recht, dafs der gefährdete Fürst, der Löwe und der helfende, zum Hieb ausholende Perser die Mittelgruppe bilden, die beiden Reiter aber nicht minder wie die beiden Gruppen an den Seiten nur Zuthaten, Füllfiguren sind. Es ergibt sich dies aber auch aus dem dar-

[1]) s. Pauly-Wissowa, Realencykl. S. 1312.

[2]) s. Diodor XXXI, 19, 3.

[3]) s. Winter, Die Sarkophage von Sidon, Archäol. Anzeiger 1894 S. 1—23. Jahrb. des archäol. Inst. 1894, S. 204—244 (Studniczka). Furtwängler, Denkmäler S. 95—106. Collignon, Geschichte der Griech. Plastik (Deutsche Ausg.) II S. 436.

[4]) s. Winter a. a. O. S. 16; s. Urlichs, Wochenschr. f. klass. Phil. 1900 S. 542 Anm.

gestellten Vorgang selbst; denn wenn so viele Begleiter in der Nähe gewesen wären, hätte der Fürst unmöglich in solche Lebensgefahr kommen können, der Perser zu Fufs konnte auch nicht zu gleicher Zeit mit den Reitern zuhilfe eilen. Den eigentlich tödlichen Hieb versetzt der Perser, er rettet seinen Fürsten. An die Mittelscene hat der Künstler zwei Reiter angeschlossen, prächtige Gestalten, aber man würde nichts vermissen, wenn sie fehlten, geschweige denn, dafs die beiden Jagdgenossen zu Fufs noch nötig sind, um das Tier zu bezwingen. Erst durch den Vergleich mit der historischen Erzählung merkt man deutlich, dafs nur die Mittelgruppe wirklich wahr empfunden ist, die beiden Reiter aber und die Seitengruppen nur eine etwas künstliche, auf äufsere Wirkung berechnete Einrahmung dem Mittelbilde geben sollen; schon die gleichmäfsige Verteilung der Figuren — je zwei Griechen, ein Reiter und ein Jäger zu Fufs — und am Rande je ein Perser — erweckt den Eindruck genauer Berechnung.

Wenn nun aber Erzählung des Historikers und Darstellung des Künstlers ohne Zweifel dasselbe Motiv zeigen, so müfste entweder zufälliger Weise zweimal dasselbe Ereignis eingetreten sein oder der Künstler hat sich an ein früheres Motiv angeschlossen, dem in letzter Linie ein Vorgang zu grunde lag, wie ihn Polybios uns erzählt. Hierin liegt aber ein weiterer Grund für die Annahme, dafs in dem Perser nicht etwa der begrabene Fürst zu erkennen ist,[1]) vielmehr das Bild einen typischen Charakter trägt; die heldenmütige Aufopferung eines Persers für seinen Fürsten kam in dieser Scene zum schönsten Ausdruck und mochte darum auch von dem Künstler des Alexandersarkophages zum Motiv gewählt worden sein. Aber ebensowenig wie Polybios, wufste der Künstler mit Bestimmtheit, welchen persischen Fürsten er darstellte. — Polybios war ein leidenschaftlicher Jäger und hat wohl schon aus diesem Grund die Erzählung des Abenteuers eingeflochten; aber auch der memoirenhafte Charakter seiner orientalischen Quelle mochte ihn dazu veranlafst haben; in keinem Abschnitt finden wir bei ihm so viele Episoden wie eben in der ägyptischen und syrischen Geschichte. Auch der griechische Künstler hat diesem Charakter seines Bestellers Rechnung getragen, in den Mittelpunkt stellt er eine bekannte Scene aus dem höfischen Leben, alles übrige ist freie Erfindung seiner eigenen Phantasie. —

II. Aus dem Gebiet der Historie.

Quellenstudien des Timaios (bes. mit Bezug auf Pol. 12, 28a, 3).

Die Kritik, die Polybios im 12. Buch an Timaios übt, ist nicht nur deshalb so wichtig, weil wir die historischen Grundsätze der Kritik, wie sie der Historiker befolgte oder wenigstens befolgen wollte, kennen lernen, sondern auch weil wir dieser literarischen Polemik

[1]) Studniczka, a. a. O. S. 243 ff. ist der Ansicht, dafs in dem Perser der Verstorbene dargestellt sei.

viele Nachrichten über Timaios verdanken. Wie auf dem Gebiet der homerischen Forschung, so macht sich auch in der Historie ein gesunder Realismus, dessen Hauptvertreter Polybios ist, gegenüber einer traditionellen rhetorisch glänzenden, von Gelehrsamkeit erfüllten, aber innerlich unwahren Geschichtsbehandlung geltend, die Polybios eben in der Kritik gegen Timaios bekämpft. Wenn auch sein Urteil vielfach der Einschränkung bedarf und keineswegs des Widerspruches entbehrt, so ist es doch begreiflich, dafs ein Feldherr und Staatsmann wie Polybios auf die Bibliotheksgelehrsamkeit eines Timaios herabsah und diese im Bewufstsein seiner eigenen Stärke nicht gelten lassen wollte. Nachdem er im einzelnen dem Timaios Ungenauigkeit, Unkenntnis, Mangel an Aufrichtigkeit nachgewiesen hat, beginnt er mit 25d eine mehr theoretische Erörterung über die Aufgabe des Historikers, um so vom allgemeinen aus seinen Gegner anzugreifen; es ist vor allem Quellenkritik im weitesten Sinne des Wortes, die Polybios hier übt.

Mit den drei Richtungen in der Medicin vergleicht er die drei Arten der Quellenforschung, deren jede freilich unentbehrlich ist, wenn der Historiker seine Aufgabe vollkommen erfüllen soll. Die eine Seite ist das Studium der Urkunden und Geschichtswerke 25e, 1 *τῶν δὲ μερῶν αὐτῆς ἑνὸς μὲν ὄντος τοῦ περὶ τὴν ἐν τοῖς ὑπομνήμασι πολυπραγμοσύνην καὶ τὴν παράθεσιν τῆς ἐκ τούτων ὕλης*: an einer anderen Stelle 12, 25i, 2 bezeichnet er diese Aufgabe als dritte und am wenigsten wichtige; die andere Seite besteht in der eigenen Anschauung von Land und Leuten, aus der der Historiker schöpfen mufs, *ἑτέρου δὲ τοῦ περὶ τὴν θέαν τῶν πόλεων καὶ τῶν τόπων περί τε ποταμῶν καὶ λιμένων καὶ καθόλου τῶν κατὰ γῆν καὶ κατὰ θάλατταν ἰδιωμάτων καὶ διαστημάτων*: als wichtigste Aufgabe aber erscheint dem Historiker die politische, militärische, kurz praktische Erfahrung auf jedem Gebiet des menschlichen Lebens *τρίτου δὲ τοῦ περὶ τὰς πράξεις τὰς πολιτικάς.* Polybios verkennt nicht die Bedeutung der urkundlichen Forschung 12, 25e, 5 *τὸ γὰρ ἐποπτεῦσαι τὰ πρότερον ὑπομνήματα πρὸς μὲν τὸ γνῶναι τὰς τῶν ἀρχαίων διαλήψεις καὶ τὰς ἐννοίας ἃς πρὶν εἶχον .... εὔχρηστόν ἐστι*, aber sie genügt ihm nicht, ebensowenig als einer glauben kann, ein Maler zu sein, wenn er nur die Werke der alten Maler gesehen hat, in beiden Fällen fehlt die praktische Erfahrung. Diese dreifache Gliederung ist allerdings recht äufserlich, aber sie ist klar und entspricht den thatsächlichen Verhältnissen. Es gehört nun zu den vielfachen Widersprüchen des 12. Buches, dafs Polybios mit dem 27. Kapitel desselben Buches nochmals an die allgemeinen Aufgaben des Historikers erinnert; diesmal aber begründet er seine Einteilung tiefer, indem er von den *ὄργανα* des Menschen *ἀκοὴ καὶ ὅρασις*, mit denen er die Aufsenwelt erfafst, ausgeht und eine doppelte Art der Erkenntnis annimmt, wobei nach Heraklit die Augen zuverlässigere Zeugen seien als die Ohren, also die Forschung, die auf eigener Beobachtung und eigener Erfahrung beruht (28a, 6 *τὴν ἐξ αὐτουργίας καὶ τὴν ἐξ αὐτοπαθείας ἀπόφασιν*) wertvoller ist als das Studium der schriftlichen und mündlichen Überlieferung (28a, 6 *τῶν ἐξ ἀκοῆς καὶ*

διηγήματος γραφομένων). Es ist kein Zweifel, dafs hier ein Widerspruch vorliegt, der nach meiner Meinung nur dadurch entstanden sein kann, dafs Polybios eine Schrift, die ebenfalls die Art des Timaios widerlegte, den Anti-Timaios des Polemon benützte und verschiedene Anschauungen verarbeitete. — An diese doppelte allgemeine Erörterung schliefst Polybios die weitere Kritik gegen Timaios, wobei es nicht an auffallenden Wiederholungen fehlt, die eben auch in der eben geäufserten Ansicht ihre Erklärung finden. Im Anschlufs an die erste Gliederung rechnet Polybios seinen Gegner zu den Vertretern dieser Richtung, die nur dem Bibliotheksstudium sich widmen und davon ausgehend (25 h, 3 *ἀπὸ ταύτης τῆς βυβλιακῆς ἕξεως ὁρμωμένους*) jeder praktischen Erfahrung und des Sinnes für das wirkliche Leben entbehren, wie dies besonders an den Reden nachgewiesen wird. Auf Grund der zweiten Einteilung (cp. 27) spricht er dem Timaios die Forschung, die auf eigener Anschauung beruht, ganz ab, obwohl er ihm doch seine wiederholten Studienreisen (cp. 11) zugegeben hat, und schildert die Schwierigkeit, aber auch die Bedeutung der eigenen Anschauung; er weist darauf hin, dafs die Geschichtsforscher der ersten Art, wie Timaios, nur darauf sehen müssen in die Nähe einer Bibliothek zu kommen oder in eine Stadt, deren Archiv oder deren Bewohner viele *ὑπομνήματα* besitzen (27, 4 *λαβεῖν ἢ πόλιν ἔχουσαν ὑπομνημάτων πλῆθος ἢ βιβλιοθήκην που γειτνιῶσαν*). Eine Äufserung des Timaios, die sich auf die Mühseligkeit und die Kosten seiner Arbeit bezieht, sucht Polybios zu widerlegen 28 a, 3 *αὐτὸς γοῦν τηλικαύτην ὑπομεμενηκέναι δαπάνην καὶ κακοπάθειαν τοῦ συναγαγεῖν τὰ παρ' ἀσιυρίων ὑπομνήματα καὶ πολυπραγμονῆσαι τὰ Λιγύων ἔθη καὶ Κελτῶν, ἅμα δὲ τούτοις Ἰβήρων*. Unter *ὑπομνήματα* sind schriftliche Aufzeichnungen gemeint, während Timaios mit dem *πολυπραγμονεῖν* sagen will, dafs er über die Ligurer, Kelten und Spanier Erkundigungen eingezogen habe, zwar nicht an Ort und Stelle, aber kei Kennern[1]) von Land und Leuten.

Es fragt sich nun, welche *ὑπομνήματα* hier Timaios meint, die Überlieferung *παρ' ἀσιυρίων M* ist verschiedentlich geändert[2]) worden, Hultsch schreibt *παρ' Ἀσσυρίων*, Enmann *παρὰ Συρίων*, Kothe *παρὰ Τυρίων*,[3]) Büttner-Wobst schreibt gar *παρὰ Κυρνίων* und nimmt diese Konjektur sofort in den Text auf; was Timaios über *Κύρνος* und seine Bewohner berichtet (cp. 3, 7), entnimmt er doch nicht den *ὑπομνήματα*, Geschichtswerken, sondern dies verdankt er mündlichen Berichten. In allen diesen Fällen hätte der Schriftsteller die Präposition *περί* gebraucht, während *παρά* den Besitzer[4])

[1]) 28 a 7 *λέγω δὲ τὸ συνάγειν ὑπομνήματα καὶ πυνθάνεσθαι παρὰ τῶν εἰδότων ἕκαστα τῶν πραγμάτων.*

[2]) s. Susemihl, Gesch. d. Alex. Lit. I S. 564 Anm. 235.

[3]) Blätter f. d. Gymnasialschulw. XXX, S. 365 habe ich *Τυρίων* für die beste Lesart gehalten, wenn ich auch ausdrücklich bemerkte, dafs sie sicherlich nicht die ursprüngliche sei.

[4]) s. 23, 2, 4 *εἴ τινα περὶ τούτων ὑπομνηματισμὸν ἔχουσι παρὰ τοῦ βασιλέως.* Dagegen 12, 13, 1 *τὰ Βότρυος ὑπομνήματα καὶ τὰ Φιλαινίδος καὶ τῶν ἄλλων ἀναισχυντογράφων.*

bezeichnet, von dem Timaios diese *ὑπομνήματα* sich entlehnt oder kauft. Auf die richtige Erklärung weist Polybios selbst hin, indem er die Äufserung seines Gegners in einer ironischen Frage wiederholt 28 a, 4 *ἡδέως δέ τις ἂν ἔροιτο τὸν συγγραφέα πότερον ὑπολαμβάνει μείζονος δεῖσθαι δαπάνης καὶ κακοπαθείας τὸ καθήμενον ἐν ἄστει συνάγειν ὑπομνήματα καὶ πολυπραγμονεῖν τὰ Λιγύων ἔθη καὶ Κελτῶν ἢ τὸ πειραθῆναι τῶν πλείστων ἐθνῶν καὶ τούτων αὐτόπτην γενέσθαι*; in dem Wort *ἐν ἄστει* liegt der richtige Begriff für *παρ' ἀστυρίων*, nämlich *παρ' ἀστυτρίβων*, wie ich vorschlagen möchte, *ἀστύτριβες* sind die *ἐγχώριοι*, Leute, die in der betreffenden Stadt heimisch sind, sich selbst Aufzeichnungen gemacht [1]) oder sie von anderen überkommen haben. So ein *ἀστύτριψ* ist z. B. Echekrates, bei dem sich Timaios über Lokri in Italien erkundigte (12, 10, 7), wenn auch nicht gesagt ist, dafs er von ihm *ὑπομνήματα* erhielt. — *ἀστύτριψ* ist gebildet wie *ἀστυνόμος, ἀστυμέριμνος, ἀστύοχος, ἀστυπόλος* und bezeichnet nach Hesychios denjenigen, der sich in einer Stadt aufhält *ἐν ἄστει διατρίβων*; das Wort ist alt und wird von Wilamowitz, soweit es in den Scholien sich findet, auf die *πολιτεῖαι* des Aristoteles zurückgeführt.[2]) Erst wenn man diese Lesart einsetzt, wird das Verbum ‚*συνάγειν*' sammeln, zusammenbringen, verständlich; von den Assyrern oder Kyrniern stammende Schriften braucht er natürlich nicht zu sammeln, dafür genügt ihm das eine oder andere Geschichtswerk. Aber die Schriftwerke der Städte, in denen er gerade weilte, *πόλιν ἔχουσαν ὑπομνημάτων πλῆθος*, mufste er mit vielen Kosten auftreiben.

Timaios über Aristoteles (Pol. 12, 8, 3).

Die Angriffe, die die Gegner des Aristoteles auf das persönliche Leben des Philosophen richteten, haben ihren tieferen Grund in nationaler Eifersucht, in gekränktem Lokalpatriotismus gehabt,[3]) wie wir dies recht deutlich an der Erörterung des Timaios über die Gründung von Locri Epizephyrii erkennen können; durch persönliche Angriffe wollte man die wissenschaftliche Autorität des Philosophen in Zweifel ziehen und sich so rächen für das rücksichtslose Bekenntnis der Wahrheit. Polybios gibt 12, 8 eine Blütenlese der Ausdrücke, die Timaios und seine Partei gegen Aristoteles schleuderte, wobei der Historiker beabsichtigt, diese Art von Polemik als unwürdig und unberechtigt zu erweisen. Aber selbst die leerste Nachrede kann nicht ganz aus der Luft gegriffen sein, sondern mufs in irgend einem Punkte sich an das wirkliche Leben anschliefsen.[4]) Dafs Timaios seinen Gegner

[1]) Derartige *ὑπομνήματα* erwähnt Diodor I, 4 *τὰς πράξεις ἀκριβῶς ἀνελάβομεν ἐκ τῶν παρ' ἐκείνοις* (Siculis) *ὑπομνημάτων ἐκ πολλῶν χρόνων τετηρημένων.* Dio Cass. 78, 22 *τὰ τῆς βουλῆς ὑπομνήματα διὰ χειρὸς ἔχων.*

[2]) s. Wilamowitz, Aristoteles und Athen I S. 175 Anm. 78 u. S. 357 Anm. 52.

[3]) s. v. Scala, Studien I S. 126 f., der zuerst diesen Gesichtspunkt betont.

[4]) s. Pauly-Wissowa, Realencykl., Aristoteles S. 1019 u. 1022. Die Schilderung der Persönlichkeit ist bei Siebeck, Aristoteles Stuttg. 1899, leider sehr kurz ausgefallen S. 82 f.

θρασὺς εὐχερὴς προπετής kühn, leichtfertig (mit dem Urteil), vorschnell (sich überstürzend) besonders mit Rücksicht auf seine Behandlung der Gründungsgeschichte von Locri nennt, begreifen wir recht gut. Auch dafs der zurückhaltende und in seinem Umgang wählerische Philosoph kleineren Geistern als *σοφιστὴς ὀψιμαθὴς καὶ μισητός*, als ein dünkelhafter und verhafster Mann erschien, ist selbstverständlich. Ebenso haben schon die Komiker offenbar nicht ganz ohne Grund den Philosophen, der so ganz anders auftrat als Sokrates und Plato, einen Gourmand gescholten, und Timaios hat diesen Zug mit Nachdruck in die Charakteristik aufgenommen; er nennt ihn *γαστρίμαργος, ὀψαρτυτής, ἐπὶ στόμα φερόμενος ἐν πᾶσι.* Auffällig ist nur und verrät wieder abgesehen von der Wiederholung eine doppelte Bearbeitung, dafs gerade dieser Vorwurf an einer späteren Stelle 24. 2 f. durch einen Zusatz erheblich an Härte verliert — *τὸν Ἀριστοτέλην*, sagt Timaios, *ὀψαρτύοντα πλεονάκις ἐν τοῖς συγγράμμασιν, ὀψοφάγον εἶναι καὶ λίχνον.*[1]) Demnach hätten die Bemerkungen des Philosophen, die er vielleicht in den verlorenen naturwissenschaftlichen Schriften *περὶ ὑγιείας καὶ νόσου* oder *περὶ τροφῆς* machte, zu dem Gerede Anlafs gegeben. Endlich können wir auch noch verstehen, wie der Vorwurf sich bilden konnte — *εἰς πᾶσαν αὐλὴν καὶ σκηνὴν ἐμπεπηδηκότα*, womit der fürstliche Hof und das fürstliche Zelt gemeint sind; die Beziehung des jungen Mannes zu dem Tyrannen Themison von Kypros, zu Hermeias, später zu Philipp und Alexander mochten von gewissen Leuten, besonders von Fanatikern der nationalen Partei als Zeichen höfischer Schmeichelei aufgefafst werden. Aber unverständlich wird die gehässige Bemerkung *τὸ πολυτίμητον ἰατρεῖον ἀρτίως ἀποκεκλεικότα*, die auch Eusebios aus Timaios berichtet (Müller, fr. H. Gr. 74) *ἢ πῶς ἄν τις ἀποδέξαιτο Τιμαίου τοῦ Ταυρομενίτου λέγοντος ἐν ταῖς ἱστορίαις, ἀδόξου θύρας αὐτὸν ἰατρείου καὶ τὰς τυχούσας ὀψὲ τῆς ἡλικίας κλεῖσαι;*[2]) denn wir wissen, dafs er die väterliche Praxis nicht ausgeübt hat, sondern dafs er sich schon mit 17 Jahren nach Athen wandte, um sich den Studien zu widmen. Eine Erklärung kann ich hiefür nicht finden, man müfste denn unter *ἰατρεῖον* eine scherzhafte Bezeichnung für den *περίπατος* im Hain des Apollon Lykaios halten, wo Aristoteles seine Übungen und Vorträge hielt bis zum Tode Alexanders. Aber nicht nur unverständlich, sondern auch durchaus u n l o g i s c h klingt eine weitere Bemerkung des Timaios über Aristoteles *καὶ ταῦτα λέγειν αὐτόν φησιν οὕτως ἀξιοπίστως ὥστε δοκεῖν ἕνα τῶν ἐστρατηγηκότων ὑπάρχειν καὶ τοὺς Πέρσας ἐν ταῖς Κι-*

[1]) Athenaios VIII 342d hat wohl diese Stelle vor Augen, wenn er sagt: *Τίμαιος δ' ὁ Ταυρομενίτης καὶ Ἀριστοτέλη τὸν φιλόσοφον ὀψοφάγον φησὶ γεγονέναι.*

[2]) Die Verschiedenheit im Ausdruck zwischen Polybios und Eusebios ist wohl in einer gewissen Freiheit des Historikers oder seiner Quelle zu suchen. Der Wortlaut des Eusebios macht jedenfalls den Eindruck der Echtheit; vergleiche über Timaios 25d 1 *ἀποκαθίσας γὰρ Ἀθήνησι σχεδὸν ἔτη πεντήκοντα*, und 25h 1, wo Polybios den Wortlaut des Timaios citiert, *πεντήκοντα συνεχῶς ἔτη διατρίψας Ἀθήνησι.* s. Susemihl, Gesch. d. Alex. Lit. I Anm. 237. Die hier von Susemihl gestellte Frage wird durch die Parallele sowie durch den Hinweis auf jenen von Polybios benützten Anti-Timaios genügend beantwortet.

λικίαις πύλαις ἄρτι παρατάξει νενικηκότα διὰ τῆς αὐτοῦ δυνάμεως, er (Aristoteles) sage dies über die Kolonie Locri so zuversichtlich, als sei er einer der Feldherrn und habe eben erst die Perser in den kilikischen Pässen durch seine Kraft besiegt. Die Herausgeber haben beide Gedanken ohne Zeichen der Unvereinbarkeit verbunden und doch fehlt jeder logische Zusammenhang; aber selbst der verbissenste Gegner mufs in logischer Weise sprechen. Wenn Aristoteles auch ein Feldherr in der Schlacht bei Issos gewesen wäre, so stünde doch diese Stellung in gar keiner Beziehung zu dem Urteil über Locri.

Nun weist aber die Art der Überlieferung selbst auf die Entstehung dieser Kontamination hin. In der einzigen Handschrift P, die dies überliefert, sind nämlich zwei ganz verschiedene Versionen erhalten, zuerst die oben besprochene bis *μισητὸν ὑπάρχοντα*, dann beginnt der Abschreiber nochmals, als habe er etwas Falsches geschrieben, und hört mit dem letzten Wort der vorhergehenden Periode *μοιχῶν* auf, wobei auch *ἀνδραποδιστῶν* fehlt, und fährt mit Übergehung von *καὶ ταῦτα λέγειν — ἐστρατηγηκότων ὑπάρχειν* erst bei den Worten fort *καὶ τοὺς Πέρσας ἐν ταῖς Κιλικίαις πύλαις*; bei Suidas endlich fehlt der ganze Passus *πρὸς δὲ τούτοις καταιετολμηκέναι — νενικηκότα διὰ τῆς αὐτοῦ δυνάμεως*; ob Suidas seiner Überlieferung folgt oder willkürlich die Stelle zusammenzieht, wissen wir nicht. Soviel steht aber fest, dafs hier zwei Versionen ineinander verarbeitet wurden und zwar mufs der Vergleich mit den Feldherrn später aus anderem Zusammenhang hinzugefügt worden sein.

Es fragt sich nun, auf wen sich diese Anklage des Timaios bezieht, er wage eine Behauptung so sicher, als sei er ein Feldherr selbst gewesen; auf Aristoteles jedenfalls nicht, sondern auf einen, der der Schlacht anwohnte und dann in der Schilderung so anmafsend urteilte, als hätte er die Perser besiegt. Dies kann nur Kallisthenes gewesen sein, dem Timaios Anmafsung vorwarf. Polybios beabsichtigte wohl, diese Anklage zu widerlegen[1] d. h. mit der Gegenanklage gegen Timaios zurückzuweisen, um dann selbst dem Kallisthenes seinen eigentlichen Fehler, nämlich seine völlige Unkenntnis in strategischen Dingen vorzuhalten. Die letztere Abhandlung ist uns bekanntlich erhalten (12, 17 ff.), die Antwort auf die Anklage des Timaios aber nicht. Es ist nicht unmöglich, dafs manche Äufserung aus den Paragraphen 8, 4 u. 5 sich auf Kallisthenes beziehen, doch vermögen wir hier nicht mehr zu scheiden. Jedenfalls sehen wir auch an diesem Beispiel, wie sehr das 12. Buch gekürzt und die Worte oft sinnlos zusammengezogen wurden.

---

[1]) wie dies Polybios häufig versucht, so 12, 23, 3 Timaios hatte gesagt *Καλλισθένην εἰκότως κολασθέντα μεταλλάξαι τὸν βίον*. Polybios erwidert: *τί χρὴ πάσχειν Τίμαιον; πολὺ γὰρ ἂν δικαιότερον τούτῳ νεμέσαι τὸ δαιμόνιον ἢ Καλλισθένει.*

Das angebliche Urteil des Demochares über Demetrios den Phalereer (Pol. 12, 13).

Polybios bespricht die Kritik, die Timaios[1]) an dem berühmten attischen Staatsmann Demochares übt, und nimmt ihn in Schutz gegen den Vorwurf sittlicher Gemeinheit, Demochares stamme aus hochangesehener Familie und habe bei den Athenern eine Zeitlang die Staatsleitung gehabt, also würde ein Vorwurf gegen ihn die Athener selbst treffen. Polybios hat sich die Erwiderung sehr leicht gemacht; statt der Quelle dieses Vorwurfes nachzugehen und seine merkwürdige Verdrehung aufzudecken, nimmt er die Worte *ἡταιρηκέναι τοῖς ἄνω μέρεσι τοῦ σώματος* im wörtlichen Sinne und verteidigt den Staatsmann gegen eine derartige Beschuldigung. Zu dem positiven Beweis führt er negativ noch an, dafs weder die Anhänger der makedonischen Partei noch seine politischen Gegner in Athen derartige Vorwürfe erhoben hätten, obwohl Demochares selbst sich nicht gescheut habe, freimütig sich gegen sie zu äufsern. Unter seinen Gegnern wird auch Demetrios der Phalereer erwähnt mit den Anklagen, die nach der bisherigen Auffassung Demochares gegen ihn erhob. 12, 13, 9—12 *οὐ 'κεῖνος οὐ τὴν τυχοῦσαν πεποίηται κατηγορίαν ἐν ταῖς ἱστορίαις, φάσκων αὐτὸν γεγονέναι τοιοῦτον προστάτην τῆς πατρίδος, καὶ ἐπὶ τούτοις σεμνύνεσθαι κατὰ τὴν πολιτείαν, ἐφ' οἷς ἂν καὶ τελώνης σεμνυνθείη βάναυσος. ἐπὶ γὰρ τῷ πολλὰ καὶ λυσιτελῶς πωλεῖσθαι κατὰ τὴν πόλιν καὶ δαψιλῆ τὰ πρὸς τὸν βίον ὑπάρχειν πᾶσιν, ἐπὶ τούτοις φησὶ μεγαλαυχεῖν αὐτόν.* Der erste Vorwurf des Demochares gegen Demetrios hätte sich also auf die Herstellung billiger Lebensmittel, den wirtschaftlichen und finanziellen Aufschwung Athens bezogen. Eine zweite Anklage wird im folgenden Paragraphen gegeben *καὶ διότι κοχλίας αὐτομάτως βαδίζων προηγεῖτο τῆς πομπῆς αὐτῷ σίαλον ἀναπτύων, σὺν δὲ τούτοις ὄνοι διεπέμποντο διὰ τοῦ θεάτρου, διότι δὴ πάντων τῶν τῆς Ἑλλάδος καλῶν ἡ πατρὶς παρακεχωρηκυῖα τοῖς ἄλλοις ἐποίει Κασσάνδρῳ τὸ προσταττόμενον, ἐπὶ τούτοις αὐτὸν οὐκ αἰσχύνεσθαι φησιν.* Damit soll Demochares einen Aufzug des Demetrios als un-

[1]) Darüber Susemihl, Gesch. d. Alex. Lit. I S. 555 Anm. 173.

Timaios hatte, wie wir aus einem Fragment bei Suidas (fr. 140 Müller) ersehen, berichtet, dafs Demokleides von Demochares gesagt habe: *μόνῳ αὐτῷ πάντων Ἀθηναίων οὐκ ἔξεστι τὸ ἱερὸν πῦρ φυσῆσαι, ὡς μὴ καθαρεύοντι τοῖς ἄνω μέρεσι;* hätte Polybios hier die Stelle aus Timaios selbst vor Augen gehabt, so konnte er den Namen Demokleides unmöglich verschweigen, er mufste gegen Demokleides seine Kritik richten. Dies thut er nicht, sondern fafst *μὴ καθαρεύειν τοῖς ἄνω μέρεσι* im eigentlichen Sinn. Damit wird unzweideutig darauf hingewiesen, dafs Polybios eine Überlieferung benützt, die zwischen ihm und Timaios steht, die oben erwähnte Anti-Timaiosschrift des Polemon, in der dieser Ausdruck so völlig verkehrt aufgefafst wurde. Von einem unredlichen Verfahren des Timaios, wie v. Wilamowitz, sagt, Antigonos S. 193, kann ich nichts finden, ebensowenig möchte ich der Erklärung Susemihls zustimmen, der annimmt, Archedikos habe den metaphorischen Ausdruck im eigentlichen Sinne genommen; jedenfalls meint Polybios, Archedikos könne diesen Vorwurf nicht erhoben haben. Übrigens wird auch die schwierige Frage, warum Polybios den Demokleides nicht erwähnt, mit jener Annahme nicht erklärt.

gehörig bezeichnet haben, wobei Esel über die Bühne getrieben wurden, den Athenern zum Hohne, weil sie dem Kassander sich in allem gehorsam gezeigt hätten. Die Anklage des Demochares wendet sich also gegen die finanzielle Thätigkeit sowie gegen die politisch-tendenziösen Aufzüge des Demetrios. Ehe wir zur sachlichen Würdigung dieser interessanten Stelle übergehen, müssen einige sprachliche Schwierigkeiten besprochen werden. Droysen, Geschichte des Hellenismus II, 2² S. 109 macht den Satz *διότι δὴ πάντων τῶν τῆς Ἑλλάδος καλῶν . . . ἐποίει Κασσάνδρῳ τὸ προσταττόμενον*, direkt abhängig von *αἰσχύνεσθαι*, ‚dafs er aber sein Vaterland aller Herrlichkeit beraubt habe und nach den Befehlen Kassanders handele, dessen schäme er sich nicht'. Aber der treffliche Historiker, der durch diese Auffassung den Text mit der sonstigen historischen Überlieferung ausgleichen wollte, kommt hier in Konflikt mit den sprachlich-syntaktischen Gesetzen, der Satz mit *διότι δὴ . . . . πάντων τῶν τῆς Ἑλλάδος καλῶν* kann nur eine Erklärung zu dem theatralischen Aufzug geben. Denn die einfache Nebeneinanderstellung so verschiedenartiger Gedanken — Vorführung einer Automatenschnecke — Aufzug von Eseln im Theater — Unterwürfigkeit Athens unter Kassander — ist eben unvereinbar. — Ob die Schnecke allegorische Bedeutung hatte, wissen wir nicht; diese Automaten waren damals eine neue Erfindung und mochten zur Ergötzung des Publikums in einem Festzug mitaufgeführt worden sein; aber da sie dem Zug vorangeht (*προηγεῖτο τῆς πομπῆς*), so lag doch wohl ein Hohn auf die damaligen Verhältnisse darin. Eine weitere Schwierigkeit liegt in dem W o r t e *ὄνοι*, einer Konjektur von Jean Toup, während die Handschrift P *ἄνοι* überliefert; Valesius vermutete *ἄνθρωποι*; aber keine Konjektur dieser älteren Philologen darf ungeprüft hingenommen werden. Gegen die Konjektur *ὄνοι* spricht vor allem der Ausdruck *διαπέμπεσθαι*, man würde vielmehr den Begriff des ‚Treibens' erwarten, während *διαπέμπεσθαι* als Objekt eine Person voraussetzt; aufserdem soll hier auf die Unterwürfigkeit, Unselbständigkeit der Athener angespielt werden, während der Esel mehr die Dummheit allegorisch darstellen würde.[1]) Die Konjektur *ἄνθρωποι* ist zu matt. Ich glaube, dafs in *ἄνοι* das Substantiv *α ἰ χ μ ά λ ω τ ο ι* (*δοριάλωτοι*) liegt. Die Sklaven gelten als Typen der Unterwürfigkeit und Unselbständigkeit; in denselben Worten, mit denen hier der allegorische Aufzug erklärt wird, vergleicht Philopömen seine Achäer mit Sklaven 24, 15, 4 *ἐὰν δ' αὐτοὶ καταγνόντες τῶν ἰδίων δικαίων αὐτόθεν εὐθέως καθάπερ οἱ δοριάλωτοι π ρ ὸ ς π ᾶ ν τ ὸ κ ε λ ε υ ό μ ε ν ο ν ἑ τ ο ί μ ο υ ς ἡμᾶς αὐτοὺς παρασκευάζωμεν*. Das Bild solcher *αἰχμάλωτοι* gibt uns der Historiker 3, 62, 4 *καὶ γὰρ δεσμοὺς εἶχον βαρεῖς καὶ τῷ λιμῷ συνέσχηντο καὶ ταῖς πληγαῖς αὐτῶν τὰ σώματα διέφθαρτο*, wobei er erzählt, dafs Hannibal seinen Soldaten die Kriegsgefangenen vorführt, um ihnen eine Lehre zu geben.

Zur sachlichen Würdigung der obigen Stelle ist es nötig, in Kürze ein Bild der beiden Männer zu entwerfen. Drei Hauptzüge

---

[1]) s. Otto, Die Sprichwörter der Römer S. 40.

treten an der Persönlichkeit des Demochares hervor: zunächst sein Bestreben, die Finanzen Athens zu regeln und den Wohlstand zu heben: in dem Ehrendekret (Plut. X. orat. pg. 851) wird dies besonders anerkannt συντείλαντι τὴν διοίκησιν πρώτῳ καὶ φεισαμένῳ τῶν ὑπαρχόντων und gegen den Schlufs: τὰς οὐσίας πᾶσιν Ἀθηναίοις ἐν ἀσφαλεῖ ποιήσαντι διὰ τῆς αὐτοῦ πολιτείας; ferner wird erwähnt, dafs er von Lysimachos 130 Talente, von Ptolemaios 50, von Antipater 20 Talente nach Athen brachte; es werden diese Summen zwar als Geschenke bezeichnet, aber sie entsprechen doch mehr unseren heutigen Anleihen. Wie sehr Demochares darauf Gewicht legte, durch Hebung des Wohlstandes sich verdient zu machen, ersieht man aus seinem Urteil über den Kyzikener Timaios. Athen. XI, 509 χρήματα καὶ σῖτον ἐπιδοὺς τοῖς πολίταις καὶ διὰ ταῦτα πιστευθεὶς εἶναι χρηστὸς παρὰ τοῖς Κυζικηνοῖς, eine sehr wichtige Stelle, die v. Wilamowitz nicht beachtet hat. Demochares gibt damit nur sein eigenes wirtschaftliches Programm. — Aber dies Verfahren gründet sich auf seine politische Überzeugung, er war überzeugter Demokrat und Feind der Makedoner, besonders natürlich des Kassander und Demetrios des Phalereers;[1]) und diese Richtung wird in dem Ehrendekret besonders rühmend erwähnt καὶ μόνῳ Ἀθηναίων τῶν κατὰ τὴν αὐτὴν ἡλικίαν πολιτευσαμένων μὴ μεμελετηκότι τὴν πατρίδα κινεῖν ἑτέρῳ πολιτεύματι ἢ δημοκρατίᾳ. Während der Regierung des Phalereers hatte er jede öffentliche Stellung verschmäht; bei dem Anmarsch Kassanders gegen Athen (307) war es vor allem Demochares, der die Stadt befestigte und die Mauern wiederherstellte.[2]) — Ein weiterer Zug seines Wesens ist sein derber, oft mit bitterer Ironie verbundener Witz und seine Abneigung gegen alle Schmeichelei und Kriecherei. Ael. Var. hist. III, 7 Δημοχάρης . . . δεῖξαι βουλόμενος, ὅτι τῆς ἐκ τῶν πολλῶν κακοφημίας ὑπερφρονεῖ; ebenda VIII, 12 spricht Demochares mit Verachtung von den Athenern: Ἀθηναῖοι ἦσαν, ἀλλ' οὐχ οἱ δώδεκα θεοὶ οἱ δικάζοντες; Athen. VI, 252 f. geifselt er in harten Worten die Schmeichelei der Athener gegen Demetrios Poliorketes; über die philosophisch gebildeten Feldherrn macht er sich lustig in einem drastischen Vergleich ὥσπερ ἐκ θύμβρας οὐδεὶς ἂν δύναιτο κατασκευάσαι λόγχην, οὐδ' ἐκ Σωκράτους στρατιώτην ἄμεμπτον. Athen. V, 215 c. Darum erscheint das Attribut, das nach Seneca de ira III, 23 ihm beigelegt wurde, gerechtfertigt Parrhesiastes ob nimiam et procacem linguam adpellatus, und begreiflich wird uns die Nachricht, dafs Philipp ihn einen Thersites nannte. Aber dafs dieser Satiriker doch im Grunde ein gutes Herz hatte, ersehen wir aus seinem pietätvollen Bericht über den Tod des Demosthenes (Plut. Demosth. 30)

---

[1]) s. Droysen II, 2² S. 175; Holm, Griech. Gesch. IV S. 98.
Plut. Demosth. 30, wonach Demochares von der Μακεδόνων ὠμότης sprach, der Demosthenes glücklich entgangen sei.

[2]) s. Droysen a. a. O. S. 179; Holm S. 65. Dafs v. Wilamowitz in seiner Charakteristik, Antigonos v. Kar. S. 190 ff., jenem eigenartigen Athener, Demochares, nicht gerecht geworden ist, hat schon Susemihl bemerkt; auch diese Zeilen sollen zur Ehrenrettung dieses Mannes beitragen.

οὐχ ὑπὸ φαρμάκου, θεῶν δὲ τιμῇ καὶ προνοίᾳ τῆς Μακεδόνων ὠμότητος ἐξαρπαγῆναι συντόμως καταστρέψαντα καὶ ἀλύπως.

Stellen wir dieser jedenfalls im höchsten Grad originellen Persönlichkeit einen Demetrios von Phaleron gegenüber,[1]) so finden wir zunächst, dafs er selbst in seinem Auftreten den makedonischen Königen es zuvorthun will; er verdankte seine Stellung dem Kassander, darum flüchtet er auch nach Makedonien und von da nach Ägypten. Was seine Verwaltung betrifft, so liegen die Reformen mehr auf künstlerischem Gebiet; dagegen berichtet uns Duris bezüglich seiner wirtschaftlichen Grundsätze, dafs er von seinen grofsen Einnahmen wenig dem Staate zuwendete. Athen. XII 542 c *ἀπὸ τούτων βραχέα δαπανῶν εἰς τοὺς στρατιώτας καὶ τὴν τῆς πόλεως διοίκησιν τὰ λοιπὰ πάντα διὰ τὴν ἔμφυτον ἀκρασίαν ἠφάνιζεν.* Dies wird denn auch bestätigt durch die Bemerkung des Komikers Timokles[2]) *ἔδει δὲ τοὔμπαλιν τὰς τῶν ἀδείπνων ἐξετάζειν οἰκίας τὸν γυναικονόμον*; demnach herrschte in Athen zu seiner Zeit vielfach grofse Not. Was sein persönliches Leben angeht, so bezeichnet Holm[3]) dies richtig mit dem Ausdruck ‚Lebemann'. Der Bericht des Duris von seiner Schwelgerei mag ja übertrieben sein, aber auch Diyllos[4]) weifs sehr viel von seiner Liederlichkeit zu erzählen, so dafs das Wesentliche wohl auf Wahrheit beruhen mufs.

Wenn wir nun die beiden Männer miteinander vergleichen, und diese Charakteristik auf die obige Polybiosstelle anwenden, ist es dann denkbar, dafs Demochares[5]) dem Demetrios darüber Vorwürfe macht, dafs er wie ein *τελώνης βάναυσος* auf Herbeischaffung von billigen und ausreichenden Lebensmitteln stolz sei, gerade umgekehrt; Demochares war ein solcher *τελώνης*, er hat alles für die wirtschaftliche Hebung Athens gethan und seinem demokratischen Prinzip entspricht es auch, für den einzelnen zu sorgen, während gerade Demetrios sich wenig darum kümmerte. Ist es ferner denkbar, dafs Demochares, der erbitterte Gegner der Makedonier, den Demetrios, der doch dem Kassander die Herrschaft verdankt, darüber zurechtweist, dafs er (Demetrios) in einem Aufzug die Unterwürfigkeit Athens unter Kassander gegeifselt habe; nein, nur Demochares kann diesen Aufzug veranstaltet haben, um seinen Athenern, wie sonst oft, die Schmeichelei und Kriecherei den Makedoniern gegenüber vorzuhalten. Der humorvolle Witz, der in dem Ausdruck *τελώνης* sowie in dem komischen Aufzug liegt, entspricht so ganz der Art des Demochares, wie wir sie aus der sonstigen Überlieferung kennen lernen. Hätte endlich Demochares über Demetrios Ungünstiges aussagen wollen, so konnte er von diesem Lebemanne ganz andere Dinge erzählen. Diese, in

[1]) s. Droysen II 2² S. 106 ff.; Holm IV S. 55 ff.; Niese, Gesch. der griech. und maked. Staaten I S. 247 ff. u. 312.

[2]) Droysen II 2² S. 110 Anm. 3.

[3]) s. Holm IV S. 79.

[4]) Athen. XIII 593 f.

[5]) s. Hermes X, S. 112 ff. Schubert: ‚Demetrios galt also der Partei des Demochares wohl keineswegs für einen Demokraten, sondern nach ihrer Ansicht sollte er gerade die Demokratie in eine Tyrannis verwandelt haben.'

Wirklichkeit doch recht harmlosen Vorwürfe bezüglich der Verwaltung und des scherzhaften Aufzuges hätten doch unmöglich den Demetrios bestimmen können, den schwersten sittlichen Vorwurf gegen Demochares zu erheben. All diese Schwierigkeiten können nach meiner Ansicht nur durch die Annahme beseitigt werden, dafs das Pronomen *οὗ* sich ursprünglich nicht auf Demetrios, sondern auf Demochares bezog, und Timaios derjenige war, welcher die Anklage erhob; Timaios mochte solches Auftreten für geschmacklos und tadelnswert halten, aber nimmermehr ein so witziger Kopf wie Demochares.[1] Aber wie kamen diese Paragraphen 9—12 in den Zusammenhang? Jedem Leser wird der schwerfällige Anschlufs dieser Paragraphen auffallen, ebenso erkennt man aus *σὺν δὲ τούτοις*, das sich nach dem überlieferten Wortlaut nur auf *κοχλίας* beziehen kann, dafs die Schilderung aus einem gröfseren Zusammenhang genommen wurde. Es liegt darum die Vermutung nahe, dafs diese Paragraphen nachträglich hinzugefügt wurden und zwar aus einer Schrift, deren Spuren wir überall im 12. Buch an den Widersprüchen, Wiederholungen und Ungenauigkeiten verfolgen können, nämlich aus der wiederholt erwähnten Anti-Timaiosschrift des Polemon; dieser hatte aber auch aus Timaios geschöpft und Timaios wiederum aus der griechisch-attischen Geschichte des Demochares.[2] Durch ein grobes Mifsverständnis wurden jene Bemerkungen auf Demetrios statt auf Demochares bezogen und so in den Zusammenhang hineingearbeitet; inwieweit der Historiker, der freilich in dem 12. Buch, offenbar auch aus Mangel an der nötigen Literatur, eine ziemlich oberflächliche Kritik übt, an dieser Verwechslung schuld ist, entzieht sich bei dem schlimmen Stand der Überlieferung des 12. Buches zunächst noch einer bestimmten Entscheidung.

III. Aus dem Gebiet der Geographie.

Berg Epierkte bei Panormus — 1, 56, 4. Polybios gibt eine Beschreibung des Berges *ἐπὶ ταῖς Εἱρκταῖς*, den Hamilkar im Jahre 247 besetzte, um die Römer in Schach zu halten. Man hält jetzt den Monte Pellegrino bei Palermo für den Berg, den hier Polybios meint, aber man darf in diesem Falle nicht unerwähnt lassen, dafs die Bestimmung der Lage *Ἔρυκος καὶ Πανόρμου μεταξύ* höchst ungenau wäre; denn der Monte Pellegrino liegt nicht in der Mitte, sondern eben bei Palermo (Panormus). Zugleich teilt er einige interessante Bemerkungen über die Beschaffenheit der oberen Abplattung mit: *τῆς ἄνω στεφάνης, ἐφ' ἧς ὁ περιεχόμενος τόπος εὔβοτος ὑπάρχει καὶ γεωργήσιμος, πρὸς μὲν τὰς πελαγίους πνοιὰς εὐφυῶς κείμενος, θανασίμων δὲ θηρίων εἰς τέλος ἄμοιρος*; so die Lesart der Herausgeber, aber jedem Leser und be-

[1]) Man könnte auch noch darauf hinweisen, dafs mit Nachdruck von Athen *ἡ πατρίς* gesagt wird; nur Demochares, nicht Demetrios konnte Athen seine Vaterstadt nennen.

[2]) s. Cicero, Brutus 83, 286 scripsit sc. Demochares ... earum rerum historiam, quae erant Athenis ipsius aetate gestae. Müller fr. H. Gr. III S. 128.

sonders jedem, der diesen Berg schon bestiegen hat, wird die Bemerkung auffällig erscheinen *πρὸς τὰς πελαγίους πνοιὰς εὐφυῶς κείμενος* ‚für die Seewinde günstig gelegen', als ob nicht jeder Berg an der See — dies hat Polybios kurz vorher gesagt — den Seewinden ausgesetzt wäre. Zudem ist der Monte Pellegrino in seinem oberen Teil gerade gegen die Seewinde geschützt durch die vorliegende Kuppe, auf der jetzt die Kapelle der hl. Rosalie steht. Aber auch vom sprachlichen Standpunkt aus ist die Ausdrucksweise nicht korrekt. Die Präposition *προς* bei *εὐφυῶς κείμενος* kann den Zweck bezeichnen, für den die Lage sich eignet, 5, 24, 4 *πρὸς τὰς εἰσαγωγὰς καὶ τὰς ἐξαγωγὰς τῶν δυνάμεων εὐφυῶς κείμενος* oder auch die Person, für die eine Örtlichkeit günstig gelegen ist; nimmermehr aber kann der Historiker sagen, dafs der Berg an der See für die Seewinde günstig liegt; denn dies gehört eben schon zur Lage und Beschaffenheit des Berges. Ferner erfordert *μὲν — δέ* irgend einen, wenn auch noch so fern liegenden Gegensatz, unter den *θανάσιμα θηρία* können doch nur Schlangen gemeint sein, aber das Vorhandensein derselben steht nicht in irgend einer Beziehung zur Seeluft; auch die Angabe *εἰς τέλος ἄμοιρος* wäre nicht leicht denkbar, denn selbst die dort lebenden Hirten können kaum darüber Aufschlufs geben, ob derartige Tiere sich ganz und gar nicht finden.[2]) — Indes weisen die Handschriften selbst auf die richtige Lesart hin; denn in cod. A liest man *πνοιας* ohne Accent, jedenfalls ein Zeichen der Unsicherheit, ob *πνοίας* das richtige Wort ist oder nicht, und für *θανάσιμος* bietet A *θηράσιμος*, während *θανάσιμος* nur als Korrektur am Rande steht. Unter den *θηρία θηράσιμα*, die auf dem 100 Stadien weit sich erstreckenden Plateau gänzlich fehlten, sind jagdbare Tiere zu verstehen, sie hätten den Karthagern als Beute dienen können: dies kann allerdings jeder angeben, ob es auf einem Berg etwas zu jagen gibt oder nicht. Dieser Gedanke erfordert als Gegenstück auch eine Gattung von Tieren, für die jener Berg besonders günstig gelegen ist; darum glaube ich, dafs in dem überlieferten *πνοιας* das Wort *π ε λ ε ί α ς* liegt und unter den *π ε λ ά γ ι ο ι π έ λ ε ι α ι* die S e e t a u b e n gemeint sind, die in so grofsen Scharen sich an den Bergen Nordsiciliens, wie es uns besonders vom Berg Eryx berichtet wird, niederlassen. Dem Historiker kommt es nicht darauf an, die h y g i e n i s c h e n Verhältnisse jenes Standquartiers zu schildern, sondern nur zu sagen, ob die Karthager aus dem Land selbst etwas gewinnen konnten (1, 71, 1 *τοὺς κατ' ἰδίαν βίους ἀεὶ διεξαγαγόντες ἀπὸ τῶν ἐκ τῆς χώρας γεννημάτων*). Das Plateau ist wohl zu bebauen, *γεωργήσιμος*, humorvoll fügt er hinzu: Seetauben finden sich allerdings in Menge, aber jagdbare Tiere (12, 3, 8 *ἔτι δ' ἐλάφους καὶ λαγὼς καὶ λύκους καί τινα τῶν ἄλλων ζῴων*) kommen

---

[1]) Ob die Konjektur von Casaubonus, *εὔβοτος* für das handschriftliche *εὔβατος*, wirklich nötig ist — der Ausdruck sagt entschieden zu viel —, wage ich nicht zu entscheiden.

[2]) Zudem war der Berg noch im 15. Jahrhundert zum gröfsten Teil b e w a l d e t; auch aus diesem Grunde ist es begreiflich, dafs die Frage nach der Jagd auf dem Berge berührt wird.

nicht vor. Freilich ist es nicht ganz logisch, daſs Polybios zwar den Satz begründen will, daſs dieser Berg sich zu längerem Aufenthalt eignet (πρὸς ἀσφάλειαν στρατοπέδων καὶ χρονισμόν), aber doch auch einen gewissen Mangel anführt. Der Grund hievon liegt wohl darin, daſs die Beschreibung dieses Berges, den Polybios jedenfalls nicht selbst besucht hat, wie wir aus der ungenauen Angabe der Lage schlieſsen können, auf Mitteilung anderer zurückgeht. —

Ausfuhr aus dem Pontosgebiet — 4, 38, 4. Der Historiker berichtet gelegentlich des rhodisch-byzantinischen Krieges auch von der Ausfuhr aus dem Pontos, die ganz in den Händen der Byzantiner liege. *πρὸς μὲν γὰρ τὰς ἀναγκαίας τοῦ βίου χρείας τά τε θρέμματα καὶ τὸ τῶν εἰς τὰς δουλείας ἀγομένων σωμάτων πλῆθος οἱ κατὰ τὸν Πόντον ἡμῖν τόποι παρασκευάζουσι δαψιλέστατον καὶ χρησιμώτατον ὁμολογουμένως, πρὸς δὲ περιουσίαν μέλι κηρὸν τάριχος ἀφθόνως ἡμῖν χορηγοῦσιν,* Honig, Wachs, Salzfleisch (Pökelfleisch) liefert das Gebiet am Pontos für die reichere Lebensführung, aber auch für die notwendigen Bedürfnisse kommen von dort her die Sklaven in Menge und Tiere, Schlachtvieh, wie die Herausgeber nach der Handschrift F bisher annahmen, oder *δέρματα* Leder, Häute, wie die beste Handschrift A bietet. Bei beiderseits so gut beglaubigten Lesarten können lediglich der Zusammenhang der betreffenden Stelle, andere hieher gehörige Äuſserungen des Schriftstellers und die sachlichen Verhältnisse entscheiden. — Nichts liegt näher, als hier *θρέμματα* anzunehmen, weil es lebende Wesen sind, die so miteinander verknüpft werden; aber wer den Zusammenhang scharf ins Auge faſst, wird ohne Zweifel *δέρματα* vorziehen. Denn der obige Satz ist nur eine weitere Ausführung und Erläuterung zu dem Vorhergehenden *ἔχοντος δὲ τοῦ Πόντου πολλὰ τῶν πρὸς τὸν βίον εὐχρήστων*; aber unter diesen Begriff kann unmöglich die Ausfuhr von Schlachtvieh fallen, denn dies ist nicht *εὔχρηστος* wohl brauchbar, sondern unumgänglich nötig; auch im folgenden verwendet Polybios denselben Ausdruck 38, 10 *πολλά γε μὴν καὶ τοῖς ἄλλοις εὔχρηστα δι᾽ ἐκείνους, ὡς εἰρήκαμεν, ἀπαντᾷ.* Ebenso denkt der Schreibende bei den Worten *πρὸς τὰς ἀναγκαίας τοῦ βίου χρείας* an die notwendigen Bedürfnisse des Lebens, die eben durch Sklaven befriedigt werden, wie Feldarbeit und Handwerk, aber nicht an die Nahrung selbst, das Schlachtvieh, schon deshalb, weil das folgende *χρησιμώτατον ὁμολογουμένως* ‚in anerkannt brauchbarer Weise' wohl kaum von der Einfuhr des Schlachtviehs gesagt werden kann. Völlig entscheidend für die Lesart *δέρματα* aber ist die Zusammenfassung des Vorhergehenden, die Polybios beim Übergang zur Erzählung gibt. 4, 50, 3 *βουλόμενοι μηδεμίαν ἀφορμὴν μηδενὶ καταλιπεῖν . . . μήτε περὶ τοὺς δούλους καὶ τὰς ἐξ αὐτῆς τῆς θαλάττης ἐργασίας;*[1]) hier erwähnt er wiederum die Sklaven und dann all-

[1]) Freilich darf man die Stelle nicht so mechanisch übersetzen wie Haakh: ‚Da sie niemand einen Anhaltspunkt lassen wollten, weder den nach dem Pontos schiffenden Kauffahrern, noch den Sklaven, noch den aus dem Meere selbst ihre Nahrung Ziehenden'.

gemein Produkte des Meeres und Küstenlandes, wozu eben auch die *δέρματα* gehören; wenn der Schriftsteller die Sklaven besonders anführt, hätte er auch das Schlachtvieh erwähnen müssen. Schliefslich hören wir sonst nichts davon, dafs lebendes Vieh aus den Pontosgegenden nach Griechenland eingeführt wurde — schon die weite Seefahrt macht dies höchst unwahrscheinlich. Dagegen lesen wir bei Xenophon Anab. 4, 8, 24 ff., dafs dem Spartaner Drakontios, der die zu Trapezus veranstalteten Spiele leitete, zur Belohnung *τὰ δέρματα* der geopferten Tiere zugesprochen werden; wir sehen also daraus, dafs diese Felle von den Griechen sehr geschätzt wurden.[1]) —

Pisatis — 4, 74, 1 *διὰ τὴν Ἀρκάδων ἀμφισβήτησιν περὶ Λασιῶνος καὶ τῆς Πισάτιδος γαίης ἀναγκασθέντες ἐπαμύνειν τῇ χώρᾳ* (sc. *οἱ Ἠλεῖοι*) . . . *οὐκέτι περὶ τοῦ πάλιν ἀνακτήσασθαι παρὰ τῶν Ἑλλήνων τὴν παλαιὰν καὶ πάτριον ἀσυλίαν . . . ἐπιμέλειαν ἔσχον*; *γαίης* AR, *γῆς* C. Die handschriftliche Lesart *γαίης* ist offenbar falsch, C hat *γῆς* geschrieben, aber der sonstige Sprachgebrauch erfordert entweder *χώρα* oder den Eigennamen mit Ellipse von *χώρα*; cfr. 1, 23, 2 *τὴν Μυλαΐτιν χώραν*; 1, 39, 12; oder *διὰ τῆς Ἀχαιάτιδος ποιησάμενοι τὴν πορείαν* 4, 17, 3; Bekker hat darum *τῆς Πισάτιδος πάσης* angenommen und ihm schlossen sich die Herausgeber Hultsch und Büttner-Wobst an. Aber schon der Zusammenhang verbietet diese Konjektur; denn wenn die Arkader auf ganz Pisatis Anspruch machen, dann ist die Existenz der Eleer überhaupt in Frage gestellt, es wäre unmöglich dem bedrohten Lande zu helfen (*ἐπαμύνειν τῇ χώρᾳ*) oder gar sich von den Griechen die alte Freiheit zu verschaffen. Auch die Nebeneinanderstellung der einzelnen Stadt Lasion und einer ganzen Provinz, in der Lasion nicht einmal liegt — Lasion gehört zu Akroria — wäre auffallend. Wenn die Arkader im Norden Lasion beanspruchen, werden sie doch nicht im Süden ganz Pisatis erlangen wollen. Nun wird uns auch berichtet, dafs Lasion im Besitze der beiden Volksstämme Arkader und Eleer wechselt, s. Xenoph. Hell. 7, 4, 13 *Λασιῶνα, τὸ μὲν παλαιὸν ἑαυτῶν ὄντα, ἐν δὲ τῷ παρόντι συντελοῦντα εἰς τὸ Ἀρκαδικόν*; 3, 2, 30 *Λασιῶνα τὸν ὑπ' Ἀρκάδων ἀντιλεγόμενον*; aber davon, dafs die Arkader auf ganz Pisatis Anspruch machen, hören wir nichts;[2]) schon die südlichen Nachbarn, die Lakedämonier, hätten sie daran gehindert. Nur einen Teil von Pisatis können die Arkader beansprucht haben und zwar das Land südlich von Lasion, an den Übergängen nach Elis war den Arkadern gelegen,[3]) das Land selbst

[1]) Vergl. 7, 1, 3 *πάντα μὲν τὰ κατὰ τὴν πόλιν δέρματα καταφαγεῖν*. Plinius nat. hist. 32, 110 erwähnt die pontischen Biberfelle, aus denen Schuhe hergestellt werden. Leider berührt Forbiger, Handbuch der alten Geogr. II[2] S. 414, wo er die Produkte des Pontusgebietes behandelt, diese wichtige Polybiosstelle gar nicht.

[2]) s. Pauly-Wissowa Realencycl., s. v. Arcadien S. 1129 ff. Die Arkader besetzen ja wohl Elis vorübergehend, aber sie machen nicht Anspruch auf dauernden Besitz. s. Curtius, Peloponnesos II S. 41.

[3]) s. Curtius, Pelop. II S. 106, nur die Akroreia suchen die Eleer zurückzuerobern, also können auch die Arkader nicht auf mehr Gebiet Anspruch erhoben haben.

hätten sie nie dauernd in Besitz nehmen können. Ich glaube darum, dafs in dem Wort *γαίης* ein Überrest von *γειτνιώσης* liegt und *περὶ Δασιῶνος καὶ τῆς Πισάτιδος γειτνιώσης* zu schreiben ist. 6, 33, 10 *τῷ γειτνιῶντι καιόπιν τῶν οὐλαμῶν*. 12, 27, 4 *πόλιν ἔχουσαν ὑπομνημάτων πλῆθος ἢ βιβλιοθήκην που γειτνιῶσαν*. Arist. polit. 1265a *πρὸς τοὺς γειτνιῶντας τόπους*. 1269a *τὰς γειτνιώσας πόλεις*.

Oberitalien — 12, 4, 8 *μεγάλα συμβαίνει τὰ συβόσια κατὰ τὴν Ἰταλίαν ὑπάρχειν καὶ μάλιστα τὴν παλαιάν, παρά τε τοῖς Τυρρηνικοῖς καὶ Γαλάταις*. Im Anschlufs an die Schilderung des Timaios handelt Polybios von der Viehzucht in Oberitalien und erzählt hier aus eigener Anschauung von dem Reichtum dieses Landes an Schweineherden. Die handschriftliche Lesart *παλαιά* ist nicht zu erklären; denn Polybios kann doch nicht Oberitalien und einen Teil Mittelitaliens als das ‚alte‘ Italien bezeichnen. Schweighäuser und die späteren Herausgeber schrieben darum *παραλίαν*, aber diese Konjektur kann aus verschiedenen Gründen nicht richtig sein; zunächst spricht der Umstand dagegen, dafs man nach dem vorausgehenden Substantiv *κατὰ τὴν Ἰταλίαν* ein Adjektiv erwartet, das jenen Teil Italiens näher bestimmt; ferner wäre der Ausdruck *παραλία* zu allgemein, da der attributive Zusatz *παρά τε τοῖς Τυρρηνικοῖς καὶ Γαλάταις* offenbar nur den vorhergehenden Begriff erläutern soll, Küstenlandschaft aber durchaus nicht charakteristisch für das von den Tyrrhenern und Galatern bewohnte Gebiet ist; aber auch sachlich wäre jener Ausdruck nicht zutreffend, weil ja nicht die zum Teil gebirgige Küste, sondern die grofsen Ebenen im Po- und Arnothal sich besonders zur Viehzucht eigneten.[1]) Dies sagt Polybios selbst bei der Beschreibung Oberitaliens 2, 15, 2 f. *τὸ δὲ τῶν βαλάνων πλῆθος τὸ γινόμενον ἐκ τῶν κατὰ διάστημα δρυμῶν ἐν τοῖς πεδίοις ἐκ τούτων ἄν τις μάλιστα τεκμήραιτο· πλείστων γὰρ ὑικῶν ἱερείων κοπτομένων ἐν Ἰταλίᾳ διά τε τὰς εἰς τοὺς ἰδίους βίους καὶ τὰς εἰς τὰ στρατόπεδα παραθέσεις τὴν ὁλοσχερεστάτην χορηγίαν ἐκ τούτων συμβαίνει τῶν πεδίων αὐτοῖς ὑπάρχειν*. Diese Stelle gibt doch einen deutlichen Hinweis, dafs auch an der obigen die Ebenen Oberitaliens gemeint sein müssen. Zudem galten ja auch als Wohnsitze der Gallier vor allem die Ebenen Oberitaliens 2, 17, 3 *καὶ κατέσχον αὐτοὶ τὰ πεδία* und auch das Land der Tyrrhener wird als eben bezeichnet; denn Polybios sagt 2, 16, 4 von der südöstlichen Richtung des Apennin *ἀπολείπει τὰ πεδία δεξιὸς ἀπονεύων*. Es erscheint mir darum nach dem Zusammenhang des Gedankens und den sonstigen Äufserungen des Historikers als sehr wahrscheinlich, dafs in dem überlieferten unverständlichen Wort ein synonymer Ausdruck für den Begriff *πεδίον* steckt, dies könnte nur *πλατεῖαν* sein, *κατὰ τὴν Ἰταλίαν ὑπάρχειν, καὶ μάλιστα τὴν πλατεῖαν*, womit die Ebenen in Oberitalien und Etrurien hier bezeichnet würden. —

[1]) s. Magerstedt, Die Viehzucht der Römer V S. 178 ff. S. 184 berühmt sind wegen ihrer Schweine besonders Samnium, die Umgegend des Po und adriatischen Meeres. Nissen, Ital. Landeskunde I S. 433.

IV. Aus dem sprachlich-lexikalischen Gebiete.

2, 5, 2 Die Illyrier verwüsten die Küstenländer von Elis und Messenien *διὰ γὰρ τὸ μῆκος τῆς παραλίας καὶ διὰ τὸ μεσογαίους εἶναι τὰς δυναστευούσας ἐν αὐταῖς πόλεις μικραὶ καὶ βραχεῖαι λίαν ἐγίνοντο τοῖς προειρημένοις αἱ παραβοήθειαι πρὸς τὰς ἀποβάσεις τῶν Ἰλλυριῶν;* nichts erscheint einleuchtender als die Konjektur von A²B *μακραὶ* und die Lesart Gronovs *βραδεῖαι*, wie sie nun auch Hultsch aufgenommen hat, und doch ist bei näherer Betrachtung die Überlieferung *μικραὶ καὶ βραχεῖαι* (A¹) völlig richtig. Weil die Küste von Elis und Messenien sehr langgestreckt ist, können die Zuzüge an Truppen nur klein, gering sein, indem die Eleer und Messenier ihre Streitkräfte teilen müssen, und weil die mächtigeren Städte im Binnenland liegen, so können diese Expeditionen an die Küste nur von kurzer Dauer sein, da die Bewohner ihre Städte nicht lange ohne Schutz lassen können oder wie dies Polybios bei anderer Gelegenheit ausdrückt 5, 66, 3 *σπεύδων δὲ μὴ πολὺν χρόνον ἀποσπᾶσθαι τῶν οἰκείων τόπων;* es wäre darauf angekommen, eine dauernde, starke Besatzung an die Küste zu legen. Auch dem Wortlaut nach ist kein Anstofs an der Stelle zu nehmen; denn *βραχύς* wird auch sonst mit abstrakten Begriffen verbunden 5, 100, 2 *τότε βραχείας ἐνδόσεως γενομένης* und 10, 13, 8 *καὶ βραχείας προσδεόμενοι τῆς ἐκ τῶν ἀμυνομένων ἀντιπράξεως.* Dagegen bietet die nach Gronov allgemein angenommene Lesart *μακραὶ καὶ βραδεῖαι λίαν ἐγίνοντο .... αἱ παραβοήθειαι* vielfache Schwierigkeiten — *λίαν* wäre nicht verständlich, da ein gewisser Grad von Langsamkeit als berechtigt angesehen würde; dieser Gedanke aber liegt natürlich dem Historiker ganz fern; ferner würde ja ein langsames Anrücken der Hilfstruppen noch nicht den Schutz der Küsten vereiteln, wenn diese Truppen dann auch an der Küste bleiben; Polybios will aber gerade sagen, dafs diese Expeditionen nichts helfen, weil sie zu schwach an Kräften sind und zu kurze Zeit ausgedehnt werden; endlich wäre der Begriff *μακρός* nach dem vorausgehenden *διὰ τὸ μῆκος τῆς παραλίας* selbstverständlich und darum überflüssig. Es ist darum kein Zweifel, dafs die überlieferte Lesart richtig ist und Gronov sowie seine Nachfolger nicht scharf genug dem Gedankengang des Historikers folgten. —

2, 9, 3 *τῶν δ' Ἐπιδαμνίων κακῶς ἅμα καὶ ῥᾳθύμως αὐτοὺς παραδεξαμένων εἰσελθόντες ἐν αὐτοῖς τοῖς περιζώμασιν ὡς ὑδρευσόμενοι μαχαίρας ἔχοντες ἐν τοῖς κεραμίοις ... ἐγκρατεῖς ἐγένοντο τοῦ πυλῶνος.* Die Einwohner von Epidamnus nehmen die Seeräuber (Jllyrier) in ihren Hafen auf, ohne an die Möglichkeit zu denken, dafs sie sich der Feinde nicht mehr erwehren könnten. Perotti (Professor der Poetik in Bologna, gest. 1480) hat in seiner Polybiosübersetzung *ἀκάκως* konjiciert und die neueren Herausgeber (Hultsch und Büttner-Wobst) haben diese Konjektur noch beibehalten. Indes ist die handschriftliche Lesart durchaus richtig. Der Historiker will offenbar das Verhalten der

Epidamnier tadeln, nicht entschuldigen, wie er auch im folgenden 9, 6 ihnen *ὀλιγωρία* vorwirft; diesem Gedanken entspricht *κακῶς ἅμα καὶ ῥᾳθύμως* viel besser als die vorgeschlagene Konjektur. Aufserdem entspricht diese Verbindung, welche die sittliche und intellektuelle Seite des menschlichen Verhaltens zugleich andeutet, sehr gut dem Polybianischen Sprachgebrauch 5, 91, 4 *κακῶς καὶ ῥᾳθύμως κεχρῆσθαι τοῖς κοινοῖς πράγμασιν*; 5, 87, 3 *ἑλκόμενος ὑπὸ τῆς συνήθους ἐν τῷ βίῳ ῥᾳθυμίας καὶ καχεξίας*. Es ist nicht zu leugnen, dafs *κακῶς* und *ἀκάκως* sich sehr nahe berühren, aber an der obigen Stelle wäre *ἀκάκως* ein zu milder Ausdruck.

6, 15, 9 *τοῦ γε μὴν δήμου τὸ διαλύεσθαι καὶ λίαν αὐτοῖς ἀναγκαῖόν ἐστιν* (sc. den Konsuln). Bekker und nach ihm Hultsch sowie Büttner-Wobst haben im Anschlufs an 6, 16, 1 *προσέχειν τοῖς πολλοῖς καὶ στοχάζεσθαι τοῦ δήμου* auch an der obigen Stelle *τοῦ γε μὴν δήμου στοχάζεσθαι* geschrieben; aber es ist klar, dafs diese Konjektur nur ein Lückenbüfser für ein unverständliches Wort ist. Der Artikel vor dem überlieferten Verbum ist jedenfalls nicht zu entbehren und auch vom paläographischen Standpunkt aus ist die Konjektur nicht zu rechtfertigen; ich möchte *τὸ διαπυνθάνεσθαι* vorschlagen, das mit Genetiv verbunden die Bedeutung ‚befragen' hat. s. Plat. de re publ. 5 p. 469 A *διαπυθόμενοι . . . τοῦ θεοῦ*; Plut. Rom. cp. 8 *διαπυθέσθαι τοῦ Νομήτορος*. — s. Mommsen, Röm. Staatsrecht III, 1 S. 343 ff.

7, 10, 5 sc. *Γόργος καὶ περὶ τοῦτο τὸ μέρος οὐκ ἐλάττω δόξαν ἐξεφέρετο τῆς πρότερον ὑπαρχούσης αὐτῷ. πλεῖστον μὲν ἀπέχειν δοκῶν τῆς τοῖς ἀθληταῖς παρεπομένης ἀγωνίας, πρακτικώτατος δὲ καὶ νουνεχέστατος εἶναι νομιζόμενος περὶ τὴν πολιτείαν.* Polybios charakterisiert einen vornehmen und reichen Messenier, der in seinen früheren Jahren sich als Athlet auszeichnete, in dem Kampf gegen Philipp III. aber auch der Staatslaufbahn sich widmet und nicht geringen Ruhm erntet. Für den letzteren Gedanken wird in einem Gegensatz *μὲν — δέ* der Grund angegeben: dem zweiten Gliede des Satzes ‚er galt für sehr thatkräftig und vernünftig' mufs doch im ersten ein Gedanke entsprechen, der mit dem folgenden in irgend einer inneren Beziehung steht; dies wäre aber bei der plumpen Konjektur des Engländers Toup *ἀναγωγίας*, welche die Herausgeber in unbegreiflicher Weise aufgenommen haben, in keiner Weise der Fall; denn sittliche Roheit bildet zu praktischer Thätigkeit und kluger Berechnung keinen Gegensatz; aber auch das Gedankenverhältnis zu dem Hauptsatz [1]) wäre recht lose und würde eine recht oberflächliche psychologische Beobachtung verraten; dies ist selbstverständlich, dafs ein roher, ungebildeter Mann sich im Staatsdienste keinen Ruhm erwerben kann. Die überlieferte Lesart *ἀγωνία* bietet die beste Begründung und eine feine psychologische Beobachtung. *ἀγωνία* bezeichnet den Wettkampf, speziell die Mühe bei demselben und den durch den Kampf hervorgerufenen Gemüts-

[1]) Die Übersetzung würde lauten: er widmete sich dem Staate und leistete auch hier Grofses, indem er von der den Athleten folgenden Roheit sehr weit entfernt zu sein schien, vielmehr ein sehr thätiger und vernünftiger Mann war. *πλεῖστον μὲν ἀπέχειν δοκῶν τῆς τοῖς ἀθληταῖς παρεπομένης ἀναγωγίας* —.

zustand, Aufregung, Unruhe, nervöse Angst; sie wäre bei einem Athleten, der so viel Preise errungen hat, wie Gorgos, wohl begreiflich, aber ein Staatsmann mufs von solcher Unruhe frei sein, darum hebt der Historiker dies ausdrücklich hervor und betont, dafs er nichts Überspanntes hatte, sondern thätig und besonnen war. Polybios gebraucht auch sonst *ἀγωνία* [1]) in diesem Sinne: 8, 21, 2 *τὰ δὲ πάλιν ἐπτοημένος καὶ πλήρης ἀγωνίας διὰ τὸ μέγεθος τῶν ἀποβησομένων.* Aristoteles erklärt das Wort *ἀγωνία* näher Probl. 2, 31 *ἀγωνία φόβος τις ἐστὶ πρὸς ἀρχὴν ἔργου* und Rhet. 1, 9 (1367 a) *περὶ ὧν ἀγωνιῶσι μὴ φοβούμενοι. περὶ γὰρ τῶν πρὸς δόξαν φερόντων ἀγαθῶν τοῦτο πάσχουσιν.* Gerade die letztere Stelle ist von Bedeutung: ein berühmter Athlet ist besorgt für seinen Ruhm und fürchtet bei jedem neuen Kampf, ihn zu verlieren, dies macht ihn unruhig und unschlüssig, während gerade der Staatsmann die entgegengesetzten Eigenschaften, ruhige Entschlossenheit und Überlegung, nötig hat.[2])

λαμπρός. Zu den charakteristischen Wörtern des Polybianischen Sprachschatzes, an denen man das Schwanken zwischen volkstümlicher und schriftmäfsiger Anwendung des Wortes erkennen kann, gehört auch *λαμπρός*. Die Grundbedeutung (Stamm *λαμπ*) ist bei konkreten Ausdrücken zu erkennen wie 10, 4, 8 *λαμπρὰ τήβεννα* oder *ἐσθὴς λαμπρά* die hellglänzende, weifse Toga; wie man von einem hellen Tag (*ἡμέρα λαμπρά*) sprechen konnte, so wurde dieser Ausdruck überhaupt auf die Witterung, Wind und Wetter übertragen, 1, 44, 3 *οὔριον καὶ λαμπρὸν ἄνεμον*; 1, 60, 6 *φόρον ἄνεμον καταρρέοντα καὶ λαμπρόν*, indem *λαμπρός* den hell sichtbaren oder mit Übertragung der Sinneswahrnehmung den stark spürbaren oder kräftigen Wind bezeichnet; an diese Vorstellung schliefst sich von selbst der Begriff ‚günstig' an, wie dies in der Metapher deutlich hervortritt: 11, 19, 5 *λαμπρᾶς ἐπιπνεούσης τῆς τύχης.*[3]) Auf Personen und abstrakte Begriffe übertragen, bezeichnet das Wort alles was glänzt, hervorragt, so 7, 12, 3 *τὸ τῆς φύσεως λαμπρόν; 22, 20, 7 τὸ τῆς προθυμίας τῆς ἐκείνων λαμπρόν;* ebenso 23, 5, 6 *λαμπρὸς ἦν ἐν τοῖς κατ' ἰδίαν κινδύνοις* von hervorragender Geltung im Einzelkampfe;[4]) wird diese Eigenschaft auf die Seele angewendet, so bezeichnet *λαμπρός* vor allem das Glänzende nach der Seite der Reinheit von Nebeninteressen 24, 12, 11 *ψυχῇ χρώμενοι λαμπρᾷ*, sodafs 32, 22, 1 *τῆς ψυχῆς λαμπρότης* zur Bedeutung von Seelengröfse kommt. Dieser Bedeutungswandel findet sich zum Teil auch bei den Schriftstellern vor Polybios; daneben kommen Verbindungen vor, die uns gewagt erscheinen, aber eben zeigen, dafs in der Umgangssprache

[1]) 33, 16, 5 *ἦν ὁ νεανίσκος οὐδαμῶς Κρητικὸς ἀλλὰ πεφευγὼς τὴν Κρητικὴν ἀναγωγήν* OU, Schweighäuser korrigierte *ἀναγωγίαν;* es ist besser *διαγωγήν* zu lesen, da *ἀναγωγία* hier als ein zu starker Ausdruck erscheint.

[2]) Über *ἀγωνία* s. Cremer, Bibl.-theol. Wörterbuch der neutestam. Gräcität [8] S. 77; auch Grimm, Lex. Graeco-Latinum in nov. testam. s. v.

[3]) Ebenso 6, 39, 11 *τὰ τέλη τῶν πολεμικῶν πράξεων ἐπιτυχῆ καὶ λαμπρὰ γίνεται.*

[4]) 16, 5, 7 *τῇ δὲ τῆς ψυχῆς γενναιότητι λαμπρότερος ὤν;* 18, 25, 2 *λαμπρῶς ἀπήλλαττε κατὰ τὸν κίνδυνον;* letzterer Ausdruck gehört wohl der Soldatensprache an, wie wir sagen ‚glänzend abschneiden'.

das Wort ziemlich frei verwendet wurde. 1, 45, 9 *τοσούτῳ λαμπρότερος ἦν ὁ κίνδυνος* — je mehr die Abteilungen sich in Einzelkämpfe auflösten, um so heller war der Kampf d. h. um so offener entwickelte sich der Kampf, wobei indes dem Schreibenden der Gedanke vorschwebte, dafs man nun erst recht das Kampfesfeuer der Einzelnen sehen konnte.[1]) 10, 12, 5 *ἐγίνετο μάχη λαμπρά* es entstand ein heller Kampf, wie wir von heller Freude, von hellen Haufen der Kämpfenden sprechen. Auf diese Weise findet auch eine andere Stelle, die zu mancherlei Konjekturen Anlafs gegeben hat, ihre Erklärung: 4, 57, 10 *οἱ δὲ παρεισπεσόντες ἀπερινοήτως λαμπρῶς ἐχρήσαντο τοῖς πράγμασιν* AR — die Ätoler waren in Ägira eingedrungen, verloren aber durch ihre Unbesonnenheit die Stadt wieder; Büttner-Wobst schreibt nach einer Vermutung von Madwig *παρεισπεσόντες λαμπρῶς ἀπερινοήτως ἐχρήσαντο;* da die Ätoler aber durch List in die Stadt hereinkamen, ist nach der Bedeutung von *λαμπρός* diese Umstellung ganz unmöglich, abgesehen davon, dafs die eigentümliche Gegenüberstellung zweier Adverbien sehr schwerfällig wäre. Mit Recht hat Hultsch *καί* ergänzt, aber *λαμπρῶς* ist beizubehalten und nicht etwa durch *νωθρῶς* zu ersetzen. Diejenigen aber, die eingedrungen waren, gingen unüberlegt und in offener d. h. auffälliger Weise vor; hätten sie nicht gar so unverhohlen alle Vorsichtsmafsregeln versäumt, so hätten sie die Stadt halten können. — Die Bedeutungsentwicklung im Lexikon Schweighäusers, aus dem die übrigen Wörterbücher schöpfen, befriedigt nicht, enthält zum Teil auch völlig Unrichtiges. —

18, 41, 4 *καὶ γὰρ φθόνους γεννᾷ* (sc. *ὁ πλοῦτος*) *καὶ ἐπιβουλὰς καὶ πρὸς διαφθορὰν σωμάτων καὶ τύχης μεγίστας ἔχει ῥοπάς. ὀλίγαι δέ τινές εἰσι ψυχαὶ παντάπασιν αἱ ταῦτα δυνάμεναι διωθεῖσθαι τῇ τοῦ πλούτου δυνάμει;* dies die Lesart des Turonensis (P), während Suidas und nach ihm die Herausgeber *πρὸς διαφθορὰν σώματος καὶ ψυχῆς* korrigiert haben. Die Konjektur scheint sich fast von selbst zu ergeben, denn die Vorstellung, dafs der Reichtum schlecht angewendet Leib und Seele verdirbt, ist uns sehr geläufig. Auch Polybios fafst Leib und Seele als Einheit auf und kennt recht gut den Einflufs, den Schwelgerei und Verschwendung auf den Körper und damit zugleich auf die Seele ausüben. 20, 4, 7 *ὁρμήσαντες πρὸς εὐωχίαν καὶ μέθας οὐ μόνον τοῖς σώμασιν ἐξελύθησαν ἀλλὰ καὶ ταῖς ψυχαῖς;* 37, 7, 2 *καὶ συλλήβδην ἐκτεθηλυμμένος καὶ τῇ ψυχῇ καὶ τῷ σώματι παρ᾽ ὅλον τὸν βίον;* schliefslich 39, 18, 6 sagt Polybios *κύριος γενόμενος . . . τοῦ σώματος ἅμα καὶ τῆς ψυχῆς αὐτοῦ*, um auszudrücken, dafs der Sieger in den vollen Besitz einer Persönlichkeit gekommen ist. Trotzdem ist an der obigen handschriftlichen Lesart nichts zu ändern.[2]) Ganz abgesehen davon, dafs man den Artikel nicht entbehren könnte, so weist der logische Zusammenhang darauf hin, dafs Suidas nur oberflächlich den Gedankengang erfafst hat. Bei der

[1]) Dies sieht man recht deutlich aus der ganz ähnlichen Stelle 1, 57, 2, wo Polybios sagt: *καὶ τῆς ἐμπειρίας αὐτῶν καὶ τῆς δυνάμεως, πρὸς δὲ καὶ τῆς εὐψυχίας ἱκανὴν ἔννοιαν λαβεῖν.*

[2]) Leider gewinnen wir aus Liv. 33, 21 nichts zur Erklärung dieses allgemeinen Gedankens; Livius übergeht derartige allgemeine Betrachtungen.

Charakteristik Attalos I. spricht der Historiker von der Verwendung des Reichtums; mit Vernunft und Kühnheit gebraucht ist er zu jedem Unternehmen eine mächtige Hilfe, andernfalls aber gereicht er den meisten Menschen zum Unglück und überhaupt zum Verderben. Dieser Gedanke wird mit den folgenden Gedanken begründet: denn er erzeugt, wenn er ohne Vernunft gebraucht wird, Äufserungen des Neides und Nachstellungen und hat das gröfste Gewicht oder gibt den wichtigsten Ausschlag[1]) zur Vernichtung von Leben und Lebensglück.[2]) Es ist einleuchtend, dafs hier nur von der äufseren Wirkung des Reichtums die Rede ist; der Reichtum schafft Feinde dem Besitzer, und eben diese Feinde zieht der Besitz an, dafs sie dem Besitzer den Untergang bereiten. — Wer hier *πρὸς διαφθορὰν σώματος καὶ ψυχῆς* korrigiert, bringt einen ganz anderen Gedanken in den Zusammenhang, nämlich die innere Wirkung der Verschwendung auf den Besitzer; dies wäre aber keine Begründung, sondern nur eine Wiederholung des vorhergehenden Gedankens. — Diese Auffassung wird bestätigt durch den folgenden Satz, in dem der Historiker sagt, das nur wenige Seelen diese Gefahren abwehren können *τῇ τοῦ πλούτου δυνάμει;* dieses letzte Wort ist entscheidend für die ganze Auffassung der Stelle; denn durch die Macht des Reichtums kann man wohl die äufseren Gefahren abwehren, indem man sich mit dem ungerechten Mammon Freunde macht und ihn zu edlen Aufgaben verwendet, nimmermehr die inneren Gefahren für die Seele, diese könnten auch nur durch innere Eigenschaften überwunden werden. Nun wird geschildert, wie Attalos seinen Reichtum verwendet hat *πρὸς βασιλείας κατάκτησιν*, während Skopas, dessen Ende am Schlufs des Buches berichtet wird, eben durch seine Geldgier seinen Untergang heraufbeschworen hat.

Hieher gehört die Behandlung einer ähnlichen Stelle, die vielfach zu Konjekturen Anlafs gegeben hat. 10, 41, 6 *δοκεῖ δέ μοι τὰς τοιαύτας περιστάσεις εὐλόγως ἄν τις ἐπισημήνασθαι καὶ συνεφιστάνειν τοὺς ἀναγινώσκοντας, ἐν αἷς πεῖρα καὶ βάσανος ἀληθινὴ γίνεται κατὰ τὰς σωματικὰς δυνάμεις τῶν ἡγεμόνων* FS; Casaubonus, Reiske, Schweighäuser haben *ψυχικὰς καὶ* ergänzt,[3]) Herwerden schreibt gar *τὰς νοητικὰς δυνάμεις* und Bothe Polyb. S. 65 *σημαντικάς*, Büttner-Wobst *κατά τάς τε ψυχικὰς ὁρμὰς καὶ τὰς σωματικὰς δυνάμεις τῶν ἡγεμόνων.* Die Konjekturen von Herwerden und Bothe kommen wie fast alle

---

[1]) Vergl. fr. 101 *πάντων τῶν κατὰ τὸν πόλεμον ἐνεργημάτων μεγίστην ῥοπὴν ἔχουσι καὶ πρὸς τὸ λείπεσθαι καὶ πρὸς τὸ νικᾶν αἱ ψυχαὶ τῶν ἀγωνιζομένων;* 7, 14, 6 *τηλικαύτην τοῖς νέοις βασιλεῦσι ῥοπὴν ἔχει καὶ πρὸς ἀτυχίαν καὶ πρὸς ἐπανόρθωσιν τῆς ἀρχῆς ἡ τῶν παρεπομένων φίλων ἐκλογή.*

[2]) *σῶμα* hat im Plural die Bedeutung von ‚Person, Menschenleben' im Gegensatz zum Besitz 4, 73, 6 *γέμειν σωμάτων καὶ κατασκευῆς* (Elis); 3, 17, 10 *κύριος δὲ γενόμενος χρημάτων πολλῶν καὶ σωμάτων καὶ κατασκευῆς;* Polybios sagt 5, 17, 2 sogar *τῶν δὲ σωμάτων ἀποχωρησάντων εἰς τὴν ἄκραν*; 21, 39, 9 *τύχη* ist nicht nur allgemein das Glück, sondern auch das Lebensglück des Einzelnen; gleichbedeutend mit dem obigen Ausdruck *σωμάτων καὶ τύχης* ist 32, 12, 3 *ἅτε συνηχμακυῖαν τῷ βίῳ καὶ τῇ τύχῃ τῇ Σκιπίωνος.* Dafs Polybios an der obigen Stelle eine so allgemeine Wendung gewählt hat, hat seinen Grund in dem allgemein gehaltenen Ton dieser *παρέκβασις* über den Reichtum.

[3]) s. die kritischen Bemerkungen bei Büttner-Wobst zu dieser Stelle.

dieser beiden Gelehrten für eine wissenschaftliche Kritik nicht in Betracht, dagegen kann man in der That zweifeln, ob nicht das Gegenstück zu *σωματικὸς* zu ergänzen wäre wie Schweighäuser es gethan hat, während die Konjektur von Büttner-Wobst zu dem Begriff *πεῖρα καὶ βάσανος* durchaus nicht pafst; körperliche und geistige Kräfte lassen sich prüfen und erproben, aber nicht geistige Triebe, Neigungen; bei der Prüfung kommt es darauf an, ob ein Zustand oder eine Eigenschaft einem anderen gewachsen ist, ob also in diesem Fall die vorhandenen körperlichen und geistigen Kräfte den Anforderungen entsprechen, während die *ὁρμαὶ ψυχικαί* sich erst nach der guten oder schlimmen Seite entwickeln müssen, wenn man sie auf ihre Stärke prüfen will. Indes sind auch die Vorschläge von Casaubonus und seinen Nachfolgern *κατὰ τὰς ψυχικάς τε καὶ σωματικὰς δυνάμεις τῶν ἡγεμόνων* abzulehnen, mit Recht hat Hultsch die überlieferte Lesart beibehalten. Die Parallelstelle, die Büttner-Wobst anführt, beweist nichts, weil 8, 12, 9[1]) im zweiten Satzglied das sittliche Moment betont wird und dies an der obigen Stelle gar nicht in Betracht kommt. Aber wenn man auch Stellen wie 24, 13, 2 *Φιλοποίμην εὖ πεφυκὼς πρὸς τὰς πολεμικὰς χρείας καὶ κατὰ τὸ σῶμα καὶ κατὰ τὴν ψυχήν* in Erwägung zieht, so lehrt doch der Zusammenhang, dafs an der behandelten Stelle nichts zu ergänzen ist. Polybios schildert nämlich, dafs die Achäer, die Böoter, Euböer, Akarnanen, Epiroten den Philipp um Hilfe bitten (208), die Illyrier und Thraker drohen mit Einfällen und die Ätoler sperren die Thermopylenpässe, also Feinde ringsum. In einer solchen Lage, fährt der Historiker fort, wird die Kraft des Feldherrn auf die Probe gestellt, und zwar betont er *κατὰ τὰς σωματικὰς δυνάμεις τῶν ἡγεμόνων* — vor allem die körperlichen Kräfte zeigen sich in ihrer wahren Stärke. Diesen Gedanken begründet er durch ein Gleichnis aus dem Gebiet des Waidwerkes, auch das Wild zeigt sich erst, wenn es rings umstellt ist, in seiner vollen Kraft, *τὰ ζῷα τότε διάδηλα γίνεται κατὰ τὴν ἀλκὴν καὶ τὴν δύναμιν*. Wenn man freilich *ἀλκή* mit Schweighäuser als fortitudo auffafst, dann erwartet man als Gegenstück auch die geistigen Eigenschaften des Feldherrn betont, aber *ἀλκή* heifst die Abwehr und *δύναμις* die dabei bewiesene Kraft; Tapferkeit oder irgend eine geistige Eigenschaft des Tieres kommt nicht mehr zur Geltung, wenn die Jäger ringsum stehen, nur noch die Körperstärke kann hier sich zeigen. Demnach ist es ganz folgerichtig, wenn der Historiker auch bei den Feldherrn nur die körperlichen Kräfte betont. Die nun folgende Auseinandersetzung begründet diese Auffassung vollständig, nach allen Seiten sendet er Hilfe, vor allem aber eilt er selbst bald da bald dorthin, zuerst nach Skotusa, dann nach Heraklea *ὥρμησε σπεύδων καταταχῆσαι*, um die Zusammenkunft der Ätoler zu vereiteln, aber er kommt zu spät, kehrt wieder zurück nach Skotusa, mit den Leichtbewaffneten eilt er nach Demetrias und dann an den Berg *Τίσαιος*. In der That sind diese Unternehmungen weniger eine

[1]) 8, 12, 9 *οὔτε κατὰ τὰς ψυχικὰς ὁρμὰς οὐδὲν ἄδικον οὐδ' ἀσελγὲς ἐπετήδευσαν.*

Probe seiner geistigen Fähigkeiten als seiner körperlichen Leistungskraft. Denn was er zu thun hatte, war klar, dazu bedurfte es keiner besonderen geistigen Kräfte. — Nun wissen wir aber auch aus anderen Stellen, dafs Polybios, der selbst ein überaus kräftiger Mann gewesen sein mufs, grofses Gewicht auf die körperliche Tüchtigkeit des Feldherrn legt 4, 5, 1 *στρατηγὸς μὲν οὖν ὑπῆρχε τῶν Αἰτωλῶν Ἀρίστων· οὗτος δὲ διά τινας σωματικὰς ἀσθενείας ἀδύνατος ὢν πρὸς πολεμικὴν χρείαν;* mit dieser körperlichen Schwäche hängt auch seine Thatenlosigkeit zusammen, worüber Polybios 4, 17, 1 schilt *εὔηθες καὶ παιδικὸν πρᾶγμα ποιῶν*. Was vom König gilt, kommt auch dem Feldherrn zu, so sagt Polybios von dem König Perseus 25, 3, 6 *κατά τε γὰρ τὴν ἐπιφάνειαν ἦν ἱκανὸς καὶ πρὸς πᾶσαν σωματικὴν χρείαν τὴν διατείνουσαν εἰς τὸν πραγματικὸν τρόπον εὔθετος;* also auch bei dem Staatsmann betont der Historiker die körperliche Tüchtigkeit als Erfordernis einer entsprechenden Thätigkeit;[1]) und in der That, wer könnte sich Bismarcks politisches Handeln denken ohne den Untergrund einer heroischen Körperkraft?

31, 21, 8 *μὴ τῆς συνηθείας ἑλκυσθείσης . . . . ἀπόρρημά τι γένηται περὶ τὴν ἔξοδον διὰ τὴν μέθην.* Demetrios wohnt vor seiner Flucht aus Rom noch einem Abschiedsmahl bei, aber Polybios fürchtet, es möchte bei längerer Ausdehnung dieses Mahles die Flucht vereitelt werden. Für *συνήθεια* schlug Schweighäuser *συνουσία* vor, wenn er auch die überlieferte Lesart nicht für unmöglich hält; Hultsch korrigiert *εὐωχία*, aber der überlieferte Wortlaut ist beizubehalten. Es gehört zu den eigentümlichen Charakterzügen der Polybianischen Sprache, dafs die abstrakten Begriffe immer mehr konkrete Bedeutung bekommen, während umgekehrt sachliche Gegenstände als belebt gedacht werden. *συνήθεια* bezeichnet zunächst den Umgang 32, 9, 5 *προβαινούσης δὲ τῆς συνηθείας* ‚der Umgang wird immer inniger'. Übertragen auf konkrete Verhältnisse dient es zur Bezeichnung von Genossenschaft 35, 4, 14 *κατὰ συστρέμματα καὶ συνηθείας*, aber auch einer einzelnen Gesellschaft wie an der obigen Stelle. Die Metapher *ἡ συνήθεια ἕλκεται* ist wohl volkstümlich, wie wir sagen ‚die Gesellschaft zieht sich in die Länge'.

Erlangen. Carl Wunderer.

---

[1]) Auch an einer anderen Stelle 27, 12, 2 ist durch die unrichtige Betonung des Gegensatzes von Seele und Leib eine Lesart des Suidas aufgenommen worden *κατὰ τὴν ψυχὴν πάντα μᾶλλον ἢ Θρᾷξ*, wenn ich auch die Überlieferung *κατὰ τὴν τέχνην* kaum für richtig halten kann.

Die Apologie des Xenophon.

Über Vermuten rasch tritt an mich die Nötigung heran, meine in der Programmabhandlung: „Die Anklage des Sokrates" (Neustadt a. H. 1900) ausgesprochene Erwartung zu verwirklichen, die Echtheitsfrage der Xenophon zugeschriebenen Apologie nochmals und zwar in einer selbständigen Untersuchung zu behandeln. Denn die Frage ist inzwischen in lebhafteren Flufs geraten durch einen Doppelaufsatz: „Die Apologie des Xenophon" in den Neuen Jahrbüchern für klass. Altert. III. 1900 S. 389—415, in welchem Wetzel den sachlichen Gehalt und die zeitliche Stellung der Schrift, Immisch dagegen ihre sprachliche Form einer Prüfung unterzieht, und dies beide mit dem übereinstimmenden Endergebnis, dafs das Werkchen Xenophon zuzuweisen sei. Indessen habe ich bereits an dieser Stelle (1901 S. 49 ff.) in einem anderen Aufsatz: „Ein literarischer Rückzug Xenophons" dargethan, dafs die von mir nachgewiesene Palinodie dieses Schriftstellers in der Kyrupaedie B. III. 1, 38 ff.[1]) nur unter der Voraussetzung der Unechtheit dieser Apologie denkbar ist, da sie sonst geeignet gewesen wäre, sein literarisches wie moralisches Ansehen vollständig zu vernichten. Auch im einzelnen war diese Dilogie nicht im Stande, meine in der erwähnten Programmschrift begründeten Zweifel in die Echtheit der Apologie auch nur einigermafsen zu erschüttern.

Wohl hat Immisch in seiner ebenso gelehrten als gründlichen Untersuchung unsere Kenntnisse von e i n e r und zwar einer besonderen Seite xenophontischen Sprachgebrauches vertieft, indem er in ihm einen starken Hang zu Jonismen erwiesen hat. Aber gerade dieser Nachweis hat neben Immischs Klage über die Unzulänglichkeit der Hülfsmittel und die Lückenhaftigkeit des Materials das Eine gezeigt, wie mangelhaft doch noch immer unsere Kenntnisse von Xenophons Werken nach ihrer sprachlichen Seite hin sind. Die spärlichen diesbezüglichen Notizen bei Hermogenes und Photios sind ja nur die kläglichen Überreste der zahlreichen dem Stile Xenophons gewidmeten Untersuchungen, in denen sich die Namen Harpokrations, Herons und Zenons, des Metrophanes, Theon, Tiberius, Longinus, endlich des Phrynichos und Helladios vereinigten. Wer sich aber vergegenwärtigt, wie alle griechisch-römischen Vertreter der gelehrten Literatur auf ihren jedesmaligen alexandrinischen Vorgängern in dem betreffenden Gebiet fufsen, der wird den Schlufs nicht zu befremdlich finden, wenn wir auch schon in alexandrinischer Zeit sprachliche Studien an Xenophons Werken voraussetzen, da gerade seine Ausdrucksweise schon von vornherein die Aufmerksamkeit der Philologen auf sich zu lenken geeignet war. Mufsten beispielsweise nicht eben die von Immisch nachgewiesenen Jonismen in den Werken der „attischen Biene" zum Sammeln und Betrachten reizen? Erscheint es alsdann zu voreilig, wenn wir an-

[1]) Ich hätte a. a. O. S. 49[1] erwähnen müssen, dafs auch Krohn in seinem Werke: „Sokrates und Xenophon" S. 82 erkannt hat, dafs dem Lehrer des Tigranes an der angegebenen Stelle sokratische Züge geliehen werden. Doch ist er nach seinem eigenen Geständnis sich über die Bedeutung der Episode nicht im klaren.

nehmen, dafs bereits in jener Zeit ein Nachahmer solche lexikalischen Aufzeichnungen für seine Zwecke entweder selbst anfertigte oder schon vorhandene einfach verwertete? Auf diese Weise und weiter durch das Verfahren, dafs dieser Nachahmer ganze Paragraphen aus den xenophontischen Memorabilien herübernahm, hat er es verstanden, seiner Kompilation den Schein des color Xenophonteus zu leihen, den alle neueren Anhänger der Athetese, etwa mit Ausnahme von Kaibel,[1]) in ihrer Darstellung erkennen. Ja nach dieser Seite kann man der kleinen Schrift gerade deshalb, weil sie es immer wieder versteht, selbst besonnene Forscher über ihren Ursprung hinwegzutäuschen, sogar ein Raffinement der Stilnachahmung zugestehen, das allerdings Immisch für die verhältnismäfsig frühe Zeit unwahrscheinlich nennt, in welche das Werkchen zugestandenermafsen gehört. Jedoch wissen wir, dafs von den Vertretern der praktischen Beredsamkeit, um hier von Gorgias abzusehen, aufser Isaios schon Isokrates und zwar bereits um das Jahr 390 eine rhetorische Schule eröffnet hatte, in welcher er die kunstmäfsige Handhabung der Sprache, den höheren Stil und die Kompositionslehre vortrug[2]) und zu diesem Zweck, wie schon vor ihm sein Lehrer Gorgias,[3]) Musterbeispiele ausarbeitete, die seine Schüler auswendig lernten.[4]) In dieser Richtung, die bei Isokrates doch offenbar schon auf Stilnachbildung hinarbeitete, war auch Demosthenes thätig.[5]) Doch dann erfolgte in dieser Entwicklung ein Umschwung: Bereits ein Menschenalter nach dem Tod dieses gröfsten attischen Redners, um 280, also zu einer Zeit, wo mit der öffentlichen Freiheit auch die wortgewaltigen Vertreter der öffentlichen Beredsamkeit verschwunden waren, sah sich die schulmäfsige Rhetorik gezwungen, zu den literarischen Vorbildern der grofsen Vergangenheit zurückzugreifen. In dieser Zeit mufs in Athen eine in des Demosthenes Geist und in seinem Stil sich versuchende rhetorische Schule geblüht haben, durch deren Bemühungen die Reden des Meisters zunächst für ihre praktischen Zwecke gesammelt und verbreitet wurden, und aus der auch die meisten untergeschobenen Reden und vielleicht auch die Erweiterungen der echten hervorgegangen sind. Ähnlich wie Christ, dem wir a. a. O. S. 402 diese Feststellung verdanken, spricht sich auch Blafs a. a. O. III², 1, S. 64 aus: Diese unechten Stücke stammen (wenn nicht etwa betrügliche Absicht im Spiele ist) aus den Rhetorenschulen, in welchen Seitenstücke zu berühmten Mustern zu schreiben eine ganz angemessene Übung war, ebenso die Behandlung hervorragender Fälle, in denen die Reden nicht mehr vorlagen. Diese literarischen Tendenzen, die also schon im dritten Jahrhundert im Schwange waren und, wie sich aus dieser Darstellung ergibt, teilweise mit dem Erfolg sich bethätigten, dafs ihre Elaborate als echte Stücke

[1]) Hermes XXV. 1890 S. 581¹.
[2]) Bruns: „Das literarische Porträt der Griechen" S. 525. Blafs: „Die attische Beredsamkeit" II² S. 16 ff.
[3]) Blafs a. a. O. I² S. 53 ff.
[4]) Bruns a. a. O. S. 125.
[5]) Blafs a. a. O. III², 1. S. 34—35. Christ: „Gesch. d. Griech. Lit."³ S. 388.

in das Schriftenkorpus ihrer Vorbilder eindringen konnten, werden im zweiten Jahrhundert sich immer stärker entwickelt haben, also in der Zeit, in die Schenkl (Wiener Sitzungsber. LXXXIII. 1876. S. 169) die Entstehung unserer Apologie versetzt. Sie ist ja, wie ich schon a. a. O. darzuthun versucht habe, keine bewufste Fälschung, sondern ein späteres Exercitium, ein rhetorisches Schulthema, in dem man den thatsächlich rhetorisch wohlgeschulten [1]) Xenophon sich mit der Apologie seines vermeintlichen Nebenbuhlers Platon auseinandersetzen liefs, um nach dieser Seite ein Pendant zu dem *Συμπόσιον* beider Schriftsteller zu schaffen, eine Erkenntnis, worauf schon die Eingangsformel des xenophontischen Gastmahls, verglichen mit der Apologie, führt: Beide geben zunächst die Veranlassung und die besondere Tendenz der Schriften und nennen dann ihre Quellen:

Symp. I, 1: ***Ἀλλ'*** *ἐμοὶ δοκεῖ τῶν καλῶν κἀγαθῶν ἀνδρῶν ἔργα οὐ μόνον τὰ μετὰ σπουδῆς πραττόμενα ἀξιομνημόνευτα εἶναι, ἀλλὰ καὶ τὰ ἐν ταῖς παιδιαῖς.*
οἷς δὲ παραγενόμενος ταῦτα γιγνώσκω δηλῶσαι βούλομαι.

Apol. 1: ***Σωκράτους δὲ*** *ἄξιόν μοι δοκεῖ εἶναι μεμνῆσθαι καὶ ὡς ἐπειδὴ ἐκλήθη εἰς τὴν δίκην ἐβουλεύσατο περί τε τῆς ἀπολογίας καὶ τῆς τελευτῆς τοῦ βίου κ. τ. λ.*
Ἑρμογένης μέντοι ὁ Ἱππονίκου ἑταῖρός τε ἦν αὐτῷ καὶ ἐξήγγειλε περὶ αὐτοῦ τοιαῦτα κ. τ. λ.

Die Apologie fingiert also, eine Fortsetzung der Erinnerungen an Sokrates zu sein in der Weise des Symposion und des Oiconomicos des Xenophon, die beide ebenfalls mit Partikeln beginnen, und nähert sich dem echtxenophontischen *ἀξιομνημόνευτα* des Gastmahls mit ihrem Ausdruck *ἄξιον μεμνῆσθαι.* Nun sind ja beide Erscheinungen zunächst noch keine hinreichenden Beweise für die Unechtheit, nachdem E. Richter in seinen „Xenophon-Studien" (Jahrb. f. klass. Philol. 1893. XIX. Suppl.) gezeigt hat, dafs sich Xenophon gerne in gewissen typisch literarischen Formeln bewegt. Aber davon abgesehen, dafs nach Dindorf in der edit. Oxon. praef. XV die handschriftliche Überlieferung, welche Xenophon als Autor nennt, recht zweifelhaft ist, und abgesehen davon, dafs die von der Apologie selbst angeführte Quelle der Berichterstattung einen, wie wir noch erkennen werden, recht trüben Ursprung hat, kommt noch eine weitere auffällige Erscheinung in Betracht: Prüfen wir nämlich die drei oben genannten Schriften auf ihre Einleitung hin, so fällt allein die Apologie durch ihr aufdringliches *Σωκράτους* auf, das der Tendenz des Xenophon, gewissermafsen eine Fortsetzung der Memorabilien zu geben, und der Stimmung, in der er in den beiden anderen Schriften diese Arbeit vollzog, lebhaft widerspricht. Dort ist Xenophon so sehr von der Erinnerung an den Meister erfüllt, dafs er es für gar nicht nötig hält, ihn dem Leser noch besonders oder gar so ostentativ vorzustellen, wie es die Apologie thut, und eben erst ein postumer Verfasser thun mufste. Gerade in diesem Zusammen-

[1]) Vgl. die Dissertation von Schacht: De Xenophontis studiis rhetoricis. Berlin 1889.

hang ist es durchaus kein Zufall, dafs diese Apologie sowohl in dem Schriftenkorpus, das nach Diog. II, 57 bereits dem Demetrios von Magnesia vorlag, als auch in der allein [1]) mafsgebenden Handschrift Vatic. B. 1335 von den sokratischen Schriften Xenophons, also von den Memorabilien, dem Gastmahl und dem Oiconomicos getrennt erscheint. Das zeigt doch deutlich, dafs das Werkchen, das wegen seiner geschickten Mache Beifall fand, im Lauf der Zeit die Vorstellung erweckte, als habe man ein echtes Schriftwerk Xenophons vor sich, eine Vorstellung, die dann ihrerseits wieder zur Veranlassung wurde, dafs die Nachahmung in das corpus der echt xenophontischen Arbeiten geriet, aber infolge des nachträglichen Einschubes eine unrichtige und unorganische Stelle einnahm.

Was will es also gegenüber allen diesen Einwendungen bedeuten, wenn uns Immisch eine Reihe von Ausdrücken aus der Apologie vorführt, die echt xenophontisch sind oder an xenophontische Wendungen anklingen? Sagt doch Lessing einmal: „Ich weifs, dafs man Schreibarten nachahmen kann; ich weifs, dafs es eine wahre Unmöglichkeit ist, alle kleinen Eigentümlichkeiten eines Schriftstellers so genau zu kennen, dafs man den geringsten Abgang derselben in seinem Nachahmer entdecken sollte.“ Nun, alle Abgänge kann man freilich nicht erkennen, aber der e i n e s Wortes mindestens mufste in dem Werkchen, wenn es echt wäre und zumal in der That die ihm von Wetzel angewiesene zeitliche Stellung einnähme, billig auffallen, der des sokratischen Lieblingsausdruckes *κινδυνεύειν* an Stelle des in unserer Schrift verhältnismäfsig häufigen *δοκεῖν*, das sich dort neben *φαίνεσθαι* breit macht. Xenophon hat es wie in seinen übrigen sokratischen Schriften, so in den auch nach dieser Seite hin sokratisierenden Memorabilien mehrfach gebraucht; warum denn aber nicht in der Schrift, die nach Wetzel doch noch vor den Memorabilien und damit Sokrates selbst, auch zeitlich, noch näher stehen soll? Die Antwort lautet: weil die alten Grammatiker in dem Ausdruck fälschlich eine *λέξις Πλατωνική*,[2]) nicht die *λέξις Σωκρατική* sahen.[3]) Unter diesem Gesichtspunkt, meine ich, beweist das Fehlen dieses Ausdruckes in der Apologie mehr für ihre Athetese als das Vorhandensein der von Immisch in ihr nachgewiesenen Xenophontea, das wir oben auf andere Weise erklärten, für ihre Echtheit.

Übrigens hat aus Immischs Beweismaterial *ὑφίεσθαι* methodischer Weise auszuscheiden, da es auf einer strittigen Mittellinie steht, indem es ebenso gut aus Mem. IV, 8, 6 in die Apologie als umgekehrt aus der Apologie in dieses Schlufskapitel geraten kann. Bezeichnend ist es nämlich, dafs von Immisch der Echtheitserklärung der Apologie das letzte Memorabilienkapitel (IV, 8) geopfert werden mufs. Er kommt zu diesem Ergebnis durch die Beobachtung, dafs hier gegenüber den

[1]) Schenkl a. a. O. S. 173.

[2]) Ebenso unrichtig Reiter: De Platonis proprietate quadam dicendi. Progr. Braunsberg 1897. S. 24.

[3]) Immisch: „Zum gegenwärtigen Stand der Platonischen Frage.“ Neue Jahrb. f. kl. Alt. II. 1899. S. 449.

entsprechenden Partien in der Apologie gewisse Xenophontea vermieden seien. Allein der Verfasser der Apologie wollte eben noch xenophontischer sein als sein Vorbild Xenophon und hat dieserhalb das echte Kapitel verwertet, nachdem er aus seinen lexikalischen Sammlungen sorglich noch eigens ein paar Xenophontea hineingepafst hat. Das „kühne“ δικαστήρια für das „zahmere“ δικασταί[1]) aber erinnert doch schon an die jüngere Neigung des Griechischen zu Abstraktionen auch in der Prosa. Nebenbei bemerkt hat Immisch geirrt, wenn er Schanz als Eidhelfer für seine Unechtheitserklärung dieses Kapitels einführen zu dürfen glaubt, der im Gegenteil S. 87 ganz deutlich der Echtheit beider Schriftstücke das Wort redet.

Vermögen jedoch alle diese sachlichen Gründe an sich noch nicht zu überzeugen, so wird man sich vielleicht heute mit der methodischen Resignation und Einsicht in die Thatsache begnügen müssen, dafs bei dem gegenwärtigen Stand unseres Wissens vom xenophontischen Sprachgebrauch von dieser Seite allein her ein abschliefsendes Urteil über Echtheit oder Unechtheit einer xenophontischen Schrift noch nicht gestattet ist, dafs es also auch nicht angeht, mit der Beiziehung einzelner bei Xenophon gebrauchter sprachlicher Ausdrücke die Frage nach der Echtheit der Apologie endgültig entscheiden zu wollen, die noch die schwersten sachlichen Bedenken nach allen Seiten, besonders auch nach der des chronologischen Ansatzes, wie wir sehen werden, wachruft. Erst wenn diese behoben und alle sachlichen Einwände gegen die Schrift widerlegt sind, dann, aber auch erst dann wird es möglich sein, auch die sprachliche Untersuchung zu ihrem Rechte gelangen zu lassen, die jetzt überdies noch mit allzu unzulänglichen Mitteln zu arbeiten hat.

Denn dafs in der That, wie eben gesagt, sachliche Bedenken der schwersten Art gegen diese Apologie vorliegen, das glaube ich bereits früher und zwar Schanz gegenüber a. a. O. hinlänglich dargethan zu haben, und will es jetzt mit teilweise neuen Gründen auch an der Hand von Wetzels Argumentationen und chronologischem Ansatz unserer Schrift nachweisen, einem Ansatz, der von dem Schanzens abweichend unsere Apologie vor die gleichnamige Schrift Platons stellt und dieser wieder die Memorabilien Xenophons folgen läfst, die ihrerseits unter dem Eindruck der *Κατηγορία Σωκράτους* des Polykrates eine zweite Redaktion erfahren haben sollen (a. a. O. S. 401). Weiter nimmt Wetzel (S. 389 und 404) an, dafs uns in dieser Apologie der auf des Hermogenes Mitteilung zurückgehende, rein historische Bericht der Selbstverteidigung des Sokrates, also wohlgemerkt die historische Rechtfertigungsrede des Weisen enthalten sei, die Xenophon in ihren Hauptgedanken herübergenommen habe. Dabei sei es vorgekommen, dafs Xenophon Dinge, die er in diesem angeblich historischen Bericht der Apologie nach seiner Quelle richtig wiedergibt, in den späteren Memorabilien mifsverstanden habe (S. 391).

---

[1]) Auf die Gestaltung der ganzen Stelle (Apol. 4) scheint neben Mem. IV, 8, 5 auch IV, 4, 4 stark eingewirkt zu haben.

So wollen wir denn zunächst diesen Bericht, der auf die historische Selbstverteidigung des Sokrates zurückgehen soll, in unserer Schrift seinem Umfange nach festlegen. Es sind die §§ 3—10, 11—19, 20—21, 24—26, 27—28, 29—30. Schon durch diese Feststellung sind wir sofort in den Stand versetzt, diese Annahme durch den Aufsatz Immischs, der den Zweck hat, Wetzel zu sekundieren, zurückzuweisen, wenn dieser sie (S. 405) alles andere eher als zwingend nennt und im Gefolge seiner Ansicht dieser Verteidigungsschrift einen literarisch-fiktiven Charakter beilegt. In der That darf man, noch weitergehend als Immisch, erstaunt fragen, woher es kommen soll, dafs sich in diesem angeblich historischen Bericht, der, wenn er historische Worte des Sokrates birgt, die Xenophon selbst später mifsverstehen kann, doch bis zu einem gewissen Grad auch seinem Wortlaut nach historisch und sokratisch sein mufs — ich sage, man darf fragen, woher es kommt, dafs in einem so gearteten Bericht sich einerseits jenes von uns schon oben bei Immisch vergeblich gesuchte echtsokratische *κινδυνεύειν* nicht findet, während er andrerseits eine ganze Reihe von Xenophontismen aufzuweisen hat, wie sie Immisch für die Apologie feststellt, nämlich: *ὑφίεσθαι* (5), *βιοτεύειν* (6), *εὐμένεια* (7), *εὐφρόνη* (8), *ἀμφιλέγειν* und *οἰωνιστήριον* (12), *ὑπερφέρειν τινός* (15), *γεινάμενοι* (20), *σύν* (24), *προσεθίζειν* (25), *τοῖς ἐμοῖς εὔνοις* und *ἐνθυμητέον* (27), *κυδρός* (29).

Zu dieser sprachlichen Unmöglichkeit, dafs sich der historische Sokrates in xenophontischer Ausdrucksweise ergeht, treten noch zwei sachliche Schwierigkeiten, zwei Stellen oder besser gesagt, zwei Wörter, die es verbieten, den Bericht für sokratisch, ja noch mehr, die Apologie selbst für xenophontisch zu halten. Da ist zunächst die Stelle in § 20: *ὁμολογῶ, φάναι τὸν Σωκράτην, περί γε π α ι δ ε ί α ς· τοῦτο γὰρ ἴσασιν ἐμοὶ μεμεληκός* (und dem entsprechend § 26: *διδάσκων*), wo Sokrates im Widerstreit zu aller sonstigen Überlieferung und zwar mit rückhaltsloser Bestimmtheit zugibt, eine *παιδεία* auszuüben, zu lehren (*διδάσκειν*) und also ein *διδάσκαλος* zu sein. Die das Gegenteil behauptende, m a f s g e b e n d e Tradition befindet sich dabei in völliger Übereinstimmung mit dem Charakter des Sokrates, der sich in einem lebendigen Freundschaftsbedürfnis (*ἔρως*), aber auch in einem starken Sinn für persönliche Unabhängigkeit äufserte, mit der Grundlage seines Lehrinhaltes, dem Nichtwissen, mit seiner Lehrform, dem *διαλέγεσθαι*, bezw. *συζητεῖν* oder *κοινῇ βουλεύεσθαι*, endlich mit seiner historischen Stellung, dem Gegensatz zur Sophistik, und hat ihre beste Stütze in der von Platon, Xenophon und Aristoteles (z. B. Rhet. B. 23. 1398 b. 31: *ἑταῖρος*) betonten genossenschaftlichen,[1]) nicht etwa schulmäfsigen Grundlage seiner Thätigkeit. Wenn daher Wetzel (S. 393) von seinen falschen Voraussetzungen aus die Darstellung dieser Apologie auch nach dieser Seite hin für historisch hält, so ist dieser Standpunkt die beste Kritik

[1]) Diese Erscheinung hat bekanntlich Diels: „Aufsätze zu Ehren Zellers" S. 257 Anm. zur Annahme eines sokratischen *θίασος* geführt. Vielleicht komme ich auf diese Hypothese noch einmal zurück, der sich auch Schanz in seinem Kommentar zu Plat. Apol. S. 144, 4 angeschlossen hat.

für sein ganzes Verfahren. Dabei übersieht er noch, dafs an allen von ihm zur Begründung seiner Behauptung angezogenen Stellen Gegner des Sokrates sprachen, die keine zureichende Kenntnis von der Besonderheit seiner Lehrthätigkeit besafsen oder wenigstens zu besitzen vorgaben. Denn wenn Polykrates nach Isokrates' Busiris 5, das Wort *μαθητής* [1]) gebraucht, so ist dies ebenso wenig wie das Verbot des Kritias (Mem. I, 2, 31): *λόγων τέχνην μὴ διδάσκειν* ein Beweis zu Gunsten von Wetzels Ansicht, da an beiden Stellen polemische Tendenzen gegen Sokrates in Betracht kommen, die ein Interesse daran haben, gerade wegen des schon um 423 in der Luft liegenden Vorwurfs gegen Sokrates auf *νέους διαφθείρειν* [2]) die unverkennbare Einwirkung des Meisters auf seine Jünger als auf einem geschlossenen Schulverhältnis beruhend hinzustellen, wogegen schon Plat. Apol. 33 A—B mit erwünschter Deutlichkeit opponiert, und den thatsächlich freien Verkehr, das *συνεῖναι* des Sokrates zu ignorieren, durch das er der in Plat. Apol. 19 E nicht ohne Sympathie geschilderten altattischen Erziehungs**form** immer noch näher stand als der entgegengesetzte Bahnen verfolgenden Sophistik. Ähnlich steht es mit dem von Antiphon (Mem. I, 6, 3) gegen Sokrates ausgesprochenen Vorhalt, er wirke durch sein Vorbild auf seinen Anhang mit dem Erfolg eines systematischen *διδάσκαλος κακοδαιμονίας* ein; es wird hier in polemischer Form seine vorbildliche Wirksamkeit, nicht etwa eine Lehrthätigkeit überhaupt zum Gegenstand eines Angriffes gemacht. Wer einen anderen Sinn in die Stelle legt, der legt sie nicht aus, sondern legt ihr einen fremden Sinn unter. Nach Joël: „Der echte und der xenophontische Sokrates" I. S. 533 zeigt sich ja in den Memorabilien die Vermeidung des Terminus „Schüler" am auffallendsten bei Vergleichen der Sokratik mit sonstigen Schulverhältnissen. Da stehen den *μανθάνοντες* und *μαθηταί* jener Lehrer ausdrücklich die *συνόντες* des Sokrates gegenüber (I, 2, 17 ff.; I, 6, 3). Diese ängstliche Vermeidung kann nur prinzipiell bewufst sein und zeigt wieder, dafs Sokrates eine pädagogische Berufstendenz ablehnte. Soweit Joël, dessen Grundlage die beiden letzten Stellen sind, auf die sich Wetzel für seine Ansicht beruft und die nun gerade das Gegenteil von seiner Behauptung ergeben. Aufserdem zeigen Mem. 1, 2, 15 und 17 noch, dafs mehrfach, wie bei Kritias und Alkibiades, die Motive zum Aufsuchen des Verkehrs mit Sokrates auf unlauteren, aufserhalb der sokratischen Tendenz liegenden Bestrebungen beruhten (*νομίσαντε, εἰ ὁμιλησαίτην ἐκείνῳ, γενέσθαι ἂν ἱκανωτάτω λέγειν τε καὶ πράττειν*), was auch bei Platon in der Apologie 23 C einigermafsen hervorschimmert und, wenn richtig verstanden, noch deutlicher aus 33 C hervorgeht.[3]) und weiter dafs auch vielfach

[1]) Dazu zuletzt Roemer: „Zu Xenophons Memorabilien I, 2, 58" in diesen Blättern 1900 S. 645.

[2]) Bruns a. a. O. S. 188 und 198.

[3]) Hier (wie de rep. 539 B) tritt doch als Motiv für das starke Zuströmen der Jugend deren rein äufsere Freude (*ἔστι γὰρ οὐκ ἀηδές*) an der sokratischen Dialektik und Elenktik zu Tage, während im Gegensatz dazu Sokrates als Beweggrund für sein eigenes Auftreten in dieser Richtung seine göttliche Mission betont (*ἐμοὶ δὲ τοῦτο, ὡς ἐγώ φημι, προστέτακται ὑπὸ τοῦ θεοῦ κ. τ. λ.*).

im Publikum falsche Ansichten über die Thätigkeit des Sokrates umliefen, die sich an der letztgenannten xenophontischen Stelle zu dem dort erhobenen Einwand verdichten, wie ich in meiner Programmschrift S. 24 eingehender dargelegt habe. Ganz haltlos ist endlich Wetzels Hinweis auf die Darstellung einer systematischen *παίδευσις* des Sokrates im letzten Buch der Memorabilien. Nun ist ja gewifs nicht zu leugnen, dafs Sokrates auf seine Umgebung erzieherisch einwirkte, wohl aber bleibt zu betonen, dafs diese Einwirkung nicht in der systematisch streng gebundenen Form eines Schulverhältnisses, sondern auf dem Weg freundschaftlichen Wechselverkehrs vor sich ging. Die Systematisierung dieses wichtigen Zuges in des Sokrates Wirken fällt auf die Rechnung des Xenophon, der den Meister nach dieser Seite zu zeichnen zur Aufgabe des letzten Buches machte zum Zweck der positiven Rechtfertigung gegen die Anklage des Jugendverderbes; unentschieden mag hier bleiben, ob ihn zu dieser indirekt apologetischen Systematisierung, wie Joël a. a. O. S. 376 ff. und teilweise auch Birt (Rhein. Mus. LI. 1896 S. 155) annimmt, das literarische Vorbild des ehemaligen Sophistenschülers Antisthenes[1]) bestimmte, der nach des Sokrates Tode eine förmliche Schule eröffnete. Übrigens hat Wetzel die für seine Beweisführung wichtigste Stelle, Mem. I, 6, 14 völlig übersehen. Doch ist nach Döring: „Die Lehre des Sokrates" S. 528 das *διδάσκειν*, das sich dort Sokrates selbst beilegt, schon dem ganzen Zusammenhange der Stelle nach nicht im strengen, fachmäfsigen Sinne, sondern in der laxeren und unbestimmteren Bedeutung des gewöhnlichen Verkehrs, im Sinne von Mitteilen, zu nehmen. Wir erkennen also aus der mangelnden Beweiskraft der von Wetzel beigebrachten Belege, dafs die Apologie mit ihrem angeblichen Zugeständnis einer *παιδεία* durch Sokrates einen ausgesprochen falschen Zug in das Bild des Weisen bringt, den man hier in der Apologie, der direkten Verteidigung des Meisters, nicht einmal dem Xenophon zutrauen darf.

Das gleiche Ergebnis liefert die Prüfung einer zweiten Stelle der Apologie, § 30: *ὥστε φημὶ αὐτὸν ἐπὶ τῇ δουλοπρεπεῖ διατριβῇ*, (cf. 29: *οὐκ ἔφην χρῆναι τὸν υἱὸν περὶ βύρσας παιδεύειν*) *ἣν ὁ πατὴρ αὐτῷ παρεσκεύακεν, οὐ διαμενεῖν.* Denn weder wenn man den Bericht für historisch nehmen will, kann Sokrates also sprechen, noch wenn die Apologie ein Glied in der Kette des *λόγος Σωκρατικός* bildet, darf Xenophon hier seinem Meister solche Worte in den Mund legen. Mit diesen Worten hätte er ja das ureigenste Wesen des Sokrates fälschlich dargestellt, seinem Andenken also den schlechtesten Gefallen erwiesen und gerade in der Schrift, die zu seiner Verteidigung dienen soll, die Anklagen seiner Gegner geradezu unterstützt oder doch wenigstens als berechtigt hingestellt. Man vergleiche beispielsweise nur die Worte des Kallikles bei Plat. Gorg. 491 A, des Hippias bei Xen. Mem. IV, 4, 6, besonders auch des Kritias ebendort I, 2, 37, und den Umstand, dafs Platon in der Apologie den Hauptkläger Anytos seine Klage namens der *χειροτέχναι* erheben läfst. Wie darf also

[1]) Wie übrigens auch Wetzel S. 394[1] und 405 annimmt.

Xenophon seinen Meister in dessen Apologie solche Worte reden lassen, dem selbst der κατήγορος in Mem. I, 2, 56 den Gebrauch des hesiodischen Satzes: ἔργον δ' οὐδὲν ὄνειδος, ἀεργίη δέ τ' ὄνειδος vorwerfen kann, zu dessen Empfehlung und zum Preis der erwerbenden Arbeit die Kapitel II, 7—10 einen ausführlichen Kommentar bilden, und mit dem er dem Vorurteil entgegentritt, dafs diese erwerbende Arbeit sich für Freie nicht schicke. Auch in Kapitel 10 des III. Buches zeigt Sokrates die gleiche verständnisvolle Teilnahme, die er der τέχνη zuwendet, die gleiche Überzeugung von der Notwendigkeit und dem Werte der erwerbenden Arbeit als der Grundlage des gesamten gesellschaftlichen Zustandes.[1]) Wie kann also der historische Sokrates ein solches Wort gesprochen haben, Sokrates, dessen Geist bei Xenophon die echt städtischen Lehr- und Meisterberufe der Handwerker und Künstler derart gefesselt haben, dafs seine ganze Methode darauf ausgeht, von ihnen als Mustern auf den politischen Beruf, auf die Tugend zu folgern,[2]) Sokrates, den Platon in der Apologie bei der Prüfung des Orakels zu dem Ergebnis kommen läfst, dafs im Grund die Handwerker die Dichter und vor allem die Staatsmänner an Wissen zu überbieten vermögen.[3]) Gerade hierin ist Platon noch reiner Sokratiker, wenn er seinen Sokrates in der Apologie solche Lehren vortragen läfst, in der Schrift, in welcher der Verfasser nicht etwa eigene Gedanken, ein eigenes Lehrsystem vorführen will, sondern nur die allerdings poetisch verklärte Person und geistige Eigenart seines Meisters, des Märtyrers seiner Überzeugung, und dies auch in einer Art von Heldenverehrung nach dem Sinne Carlyles[4]) darzustellen

---

[1]) Döring a. a. O. S. 389—390.

[2]) Joël a. a. O. S. 78. Ebenda S. 194 die psychologisch-genetische Entwicklung dieser Erscheinung bei Sokrates.

[3]) Bei Joël a. a. O. S. 197 die innere Begründung dieses Ergebnisses. Über den künstlerisch-konstruktiven Aufbau dieser platonischen Darstellung vgl. meine „Anklage des Sokrates" S. 35—39.

[4]) Der apologetische Zweck der Schrift veranlafste den Verfasser den Sokrates als Helden der εὐσέβεια und εὐνομία darzustellen (Dionys. Halic. V. p. 358 (Reiske): ἐγκώμιον βουλόμενος γράψαι ἐν ἀπολογίας σχήματι). Denn „der Held ist zu allen Zeiten und an allen Orten verehrt worden als der weise und tapfere Mann, weise, um wirklich zu begreifen, was die Zeit fordert, tapfer, um sie auf den richtigen Weg dahin zu geleiten. Er schaut durch den Schein der Dinge, hinter Sitte und Gewohnheit, achtungswerte Nachbetereien und ehrwürdige Glaubensformeln hindurch in das Wesen der Dinge, er fufst auf den Dingen, nicht auf dem Schein der Dinge". So bedeutet der Held in dem eben dargelegten Sinne Carlyles Echtheit und so läfst auch den Sokrates der Lichtglanz der platonischen Apologie durchaus erscheinen. Über diese Parallelität der Auffassung Platons und Carlyles, die so weit geht, dafs der moderne Engländer, vielleicht unbewufst, in der Analyse von Shakespeares Heldentum mit der alten griechischen Tugend-Wissensformel des Sokrates operiert, liefse sich vieles sagen; ich kann hier nur einige Andeutungen machen: Wenn Carlyle allem echten Thun gottesdienstliche Natur zuschreibt, haben wir da nicht schon den von Platon ausgesprochenen Gedanken, dafs das Wirken seines Helden Gottesdienst war? Als den ursprünglichsten Charakterzug bezeichnet Carlyle an dem Helden die Aufrichtigkeit: Platon zeigt Sokrates bei der Prüfung der drei Stände im Licht dieser heroischen Eigenschaft. Ist nach Carlyle die aufrichtige Heldennatur auch der gehorsame Mensch, so hat uns wiederum schon Platon diese Seite an Sokrates gezeichnet, wenn er gehorsam seiner Pflicht

bemüht ist. Später erst, nachdem sich Platon mehr und mehr von der reinen Sokratik entfernt hat, bekommt das Handwerk im Bereiche seines Idealstaates, in dem nur die Philosophie volles Daseinsrecht besitzt, das Brandmal der *βαναυσία* (de rep. 590 C) aufgedrückt. Das hier in der Politeia zum Ausdruck gelangende aristokratisch-spiritualistische Übermenschentum ist nicht sokratisch, sondern eine Frucht der späteren platonischen Entwicklung. Und diese ist ganz natürlich: Sokrates spricht eben nach dieser Seite immer als Sohn des armen Handwerkers, Platon und Xenophon, nachdem sie die unmittelbare Einwirkung des Meisters überwunden haben, als Leute von Stand und Vermögen.[1]) Denn auch Xenophons Oiconomicos 4, 2 und 6, 5 beweist nichts gegen jene Anschauung des Sokrates. Wenn nämlich auch dort die *τέχναι* angeblich durch Sokrates als *βαναυσικαί* bezeichnet werden, da sie ihre Vertreter zu einer sitzenden Lebensweise nötigen, sie ans Haus bannen oder zur Arbeit am Feuer zwingen, wodurch sie körperlich und geistig herunterkommen und zugleich der Staat in seiner Wehrkraft beeinträchtigt wird, so erkennen wir sofort: hier spricht nicht etwa der historische Sokrates, sondern Xenophon, der Freund des Landlebens (ibid. 6, 8 ff.), und Xenophon, der Soldat (6, 6—7). Das gleiche Resultat gibt die Betrachtung von Mem. IV, 2, 22 an die Hand, wo Euthydemos ohne Widerspruch des Sokrates erklärt, dafs die Schmiede, Zimmerleute und Schuster zumeist Sklavenseelen seien. Denn mag nun diese Ansicht, wie Joël a. a. O. S. 407 meint, wieder auf Antisthenes zurückgehen, oder ist Euthydemos nach Döring a. a. O. S. 278 mit Xenophon identisch,[2]) sie ist nicht sokratisch, und der echte Sokrates dachte über die Handwerker sicher anders als Xenophon.

(c. XVI—XVII) ausharrt. Wie jeder Held, so erscheint auch der Sokrates der Apologie als Sohn der Ordnung, der Ordnung gegenüber den destruktiven Elementen in der damaligen griechischen Kulturwelt, gegenüber dem blinden Autoritätsgefühl für das Herkommen, das den Organismus des Hellenentums mit dumpfer Verrottung bedrohte (c. XVII—XVIII), wie gegenüber dem sophistischen Quacksalbertum (c. IV), das durch Umwertung aller Werte die antike Kultur in ein revolutionäres Chaos aufzulösen drohte. So läfst sich Carlyles Bild des Helden nach allen Seiten in dem platonischen Sokrates wiederfinden, in denen die Seite des Helden geschildert ist, die der Engländer nicht besonders dargestellt hat, den geistigen Helden, den Helden als Denker, der, das ist das Grofse an ihm, in all seinem Denken „nicht zu leerer Spekulation, sondern zu Leben und That auffordert" (Goethe). (Dionys. Halic. V. p. 295 ff.: *ἔστι γὰρ τὸ βιβλίον παρήγγελμα, ὁποῖον εἶναι δεῖ τὸν φιλόσοφον . . . τοιοῦτον γὰρ εἶναι τὸν φιλόσοφον, ὁποῖος ἐν τῇ ἀπολογίᾳ φαίνεται Σωκράτης.*)

[1]) Zeller[4]: „Philos. der Griechen" II, 1[4] S. 170[1]. F. Cauer: „Die Stellung der arbeitenden Klassen in Hellas und Rom". Neue Jahrb. f. d. klass. Altert. II. 1899. S. 691 ff.

[2]) Über Linckes Versuch („Sokrates und seine Apologeten" Ztschr. f. d. Gymn. W. LII. 1898 S. 434), das Buch Euthydemos dem jüngeren Xenophon zuzuschreiben, kann man hier ruhig hinweggehen, nachdem F. Klett: „Zu Xenophons Leben" (Progr. Schwerin 1900) S. 31 die Existenz dieses angeblichen Enkels Xenophons mit guten Gründen bestritten hat. Überhaupt wird die Philologie andere Auskunftsmittel für die Lösung der Aporien in den Memorabilien suchen müssen als das ewige Operieren mit den Namen des Antisthenes und dieses fragwürdigen jüngeren Xenophon, die heute überall da, wo das Begreifen fehlt, sich zur rechten Zeit einstellen.

Bezeichnend in dieser Richtung ist es schliefslich doch auch, dafs die traditionellen, von Xenophon selbst in den Mem. I, 2, 37 und IV, 4, 5 als solche anerkannten sokratischen Beispiele in den anderen xenophontischen Schriften fast gar nicht vorkommen. Als Landwirt und Feldherr liebt er vielmehr die Beispiele des Hauswirtes, des Feldherrn, des Arztes und des Schiffers. Doch bei diesen Ergebnissen bleibt immer wieder zu betonen, dafs auch Xenophon in einer Apologie seines Meisters ihm keine Lehren aus dem Eigenen imputieren darf, die in diesem Zusammenhang der Anklage nur Wasser auf die Mühle geführt hätten.

Übrigens kann doch auch die Begründung der Apologie, dafs das Vorgehen des Anytos gegen Sokrates gerade auf jenen Ausspruch des Sokrates zurückzuführen sei, unmöglich eine thatsächliche Unterlage haben. Denn wenn diese engherzige persönliche Gehässigkeit seitens des Anytos vorgelegen hätte, wie kann dann Platon diesen Mann im Menon, wie schon vorher in der Apologie und hier besonders im Gegensatz zu Meletos, mit einer verhältnismäfsig so mafsvollen Zurückhaltung schildern? Aber ich glaube, der Verfasser unserer Apologie hat eben den platonischen Menon gekannt und mifsverstanden.[1]) Denn die Anlehnung an diesen Dialog, in dem von Anytos ironisch gesagt wird: *αἱροῦνται γοῦν αὐτὸν ἐπὶ τὰς μεγίστας ἀρχάς*, nachdem es dem Volke schien, als habe ihn sein Vater Anthemion trefflich erzogen und herangebildet, wird ganz offenkundig durch die ernsthafte Wiederholung dieses im Munde Platons etwas zweifelhaften Lobes in der Apologie § 29: *αὐτὸν τῶν μεγίστων ὑπὸ τῆς πόλεως ὁρῶν ἀξιούμενον.* Und der Zweck der Anytos-Episode des Menon, die den Anytos auf gleiche Stufe mit den Söhnen des Themistokles, Aristeides, Perikles und Thukydides stellt und ihn so (90 A) im Verfolg des Themas, der Frage nach der Lehrbarkeit der *ἀρετή*, als das Erziehungsprodukt seines Vaters, des *σοφὸς Ἀνθεμίων*, des Mannes voll *σοφία, ἐπιμέλεια, πλοῦτος* und anderer schönen Eigenschaften, ironisieren sollte,[2]) wird dahin gedeutet, als ziele diese auf einen Sohn des Anytos, der bei Platon, wie sonst in der zeitgenössischen Literatur, auch nicht im mindesten Erwähnung findet, und bei dessen Einführung in unserer Apologie es stets sonderbar erscheinen mufs, dafs uns der Bericht des angeblich doch so wohlunterrichteten zeitgenössischen Verfassers seinen Namen schuldig bleibt.

Damit sind wir von selbst bei der chronologischen Stellung der Schrift angelangt, die sich Wetzel, wie schon erwähnt, in folgender zeitlichen Reihe der in Betracht kommenden sokratischen Literaturdenkmäler entstanden denkt: 1. Xenophons Apologie, 2. Platons Apologie, 3. Xenophons Memorabilien. Ist aber unsere Ansicht von der Anlehnung der angeblich xenophontischen Apologie an Platons

---

[1]) Den genaueren Nachweis habe ich in meinem Programm S. 16—17 erbracht und zwar in etwas anderer Richtung wie Wilamowitz: „Die xenophontische Apologie" im Hermes XXXII. 1897. S. 100 ff

[2]) Dies hat, wie ich nachträglich sehe, zum Teil schon Stallbaum ad l. et proll. ad Men. p. 17 ann. 12 erkannt.

Menon richtig, so mufs sie auch nach der platonischen Apologie entstanden sein, da der Menon jünger ist als Platons Verteidigungsrede des Sokrates. Da aber der Dialog Menon um 395 [1]) anzusetzen ist, so fällt wohl die dem Xenophon untergeschobene Schutzschrift nach 395. Ja wir könnten aus der letzteren selbst als Zeitgrenze, nach der sie entstanden sein mufs, das Jahr 387 gewinnen, wenn — ja wenn eben nicht Wetzel sich seine Reihenfolge nur dadurch ermöglichte, dafs er (und das ist die bedenklichste Seite in seinen auch sonst manchmal recht willkürlichen Ansichten) die chronologische Beweiskraft des Satzes in Apol. § 31, der den Tod des Anytos erwähnt und damit die Zeit nach 387 indiciert, einfach leugnete und ihn für einen nachträglichen Einschub Xenophons ausgäbe (S. 400) mit der Begründung, der Gedankenzusammenhang sei durch diesen Satz gestört. Freilich ist es eine andere Frage, ob sich nicht Wetzel erst fälschlich einen Zusammenhang der Gedanken konstruiert hat, um zu diesem Ergebnis zu gelangen. Er sagt: „Was jetzt im Text steht, ist unlogisch: ‚Anytos (*Ἄνυτος μὲν δή*) leidet auch nach seinem Tode noch unter der Schande, die ihm sein Sohn bereitet hat, Sokrates aber hat durch seine stolze Rede die Richter gegen sich aufgebracht.‘ Das ist kein Gegensatz.“ Freilich ist das in diesem Zusammenhang und in dieser willkürlichen Verkürzung des zweiten Satzes noch kein Gegensatz, sondern erst dann, wenn die beiden Sätze in ihrem vollen Umfang als die kontrastierenden Beweispunkte eines im Vorhergehenden ausgesprochenen allgemeinen Satzes gefafst werden, worauf gerade das von Wetzel inkriminierte *δή* hätte führen sollen. Denn offenbar darf der von ihm als Einschub bezeichnete Satz nicht fehlen: er ist der notwendige Nachweis, dafs Sokrates richtig geahnt hat, dafs er in diesem praktisch zu seinen Ungunsten entschiedenen Duell mit Anytos doch schliefslich der moralische Sieger bleiben werde: *ὡς μοχθηρὸς οὗτος, ἔφη (ὁ Σωκράτης), ὃς οὐκ ἔοικεν εἰδέναι, ὅτι ὁπότερος ἡμῶν καὶ συμφορώτερα καὶ καλλίω εἰς τὸν ἀεὶ χρόνον διαπέπρακται, οὗτός ἐστι καὶ ὁ νικῶν* (29). Es reiht sich nun die Erzählung von dem pädagogischen Mifserfolg des Anytos seinem Sohne gegenüber an, als dessen Ergebnis der Satz festgelegt wird: *Ἄνυτος μὲν δὴ διὰ τὴν τοῦ υἱοῦ πονηρὰν παιδείαν καὶ διὰ τὴν αὑτοῦ ἀγνωμοσύνην* (dem Sokrates gegenüber) *ἔτι καὶ τετελευτηκὼς τυγχάνει κακοδοξίας* (31). Nun das Gegenbild: *Σωκράτης δὲ διὰ τὸ μεγαλύνειν ἑαυτὸν ἐν τῷ δικαστηρίῳ φθόνον ἐπαγόμενος μᾶλλον καταψηφίσασθαι ἑαυτοῦ ἐποίησε τοὺς δικαστάς. ἐμοὶ μὲν οὖν δοκεῖ θεοφιλοῦς μοίρας τετυχηκέναι* (32). Ich habe diesen Zusammenhang in absichtlicher Breite dargelegt, da es nur so möglich ist, den chronologischen Ansatz Wetzels endgültig zu beseitigen. Wenn er sich noch eine Hinterthür offen läfst mit dem Satz: „Ist meine Vermutung (von dem nachträglichen Einschub) nicht richtig, dann fällt natürlich die Abfassung der Schrift nicht vor 386 —“, so ist dagegen nichts einzuwenden; fährt er aber weiter — „und Platons Apologie, die Xenophon bei der Abfassung der

[1]) Immisch: „Zum gegenwärtigen Stand der Platon. Frage“ S. 626.

seinigen noch nicht kannte, darf dann auch nicht zu nahe an die Zeit des Todes des Sokrates gerückt werden", so mufs gegen diese Willkür Stellung genommen werden, deren Tragweite im Gegenteil doch Wetzel hätte aufmerksam machen müssen, dafs seine Behauptung, die „xenophontische" Apologie gehe der platonischen zeitlich voraus, unhaltbar ist. Denn an der Thatsache, dafs die Apologie Platons neben dem Gorgias gleich noch im Jahre 399 oder doch unmittelbar darauf, jedenfalls aber vor dem Menon (um 395) entstanden ist,[1]) darf keinesfalls gerüttelt werden.[2]) Auch der Ausweg, dafs dem Xenophon die platonische Apologie bestenfalls noch 13 Jahre nach ihrem Erscheinen unbekannt geblieben sei, ist an sich schon durchaus undenkbar und darum ungangbar.

---

[1]) Schanz: Komm. z. Plat. Apol. S. 91. Immisch am zuletzt angeführten Orte S. 626.

[2]) Wetzel scheint sich hier auf Lincke a. a. O. S. 426 zu stützen, welcher die platonische Apologie zur Programmschrift der 387 eröffneten Akademie zu stempeln sucht. Allein seine beiden Beweispunkte, ihre nicht dialogisch gebundene Form und die polemische Tendenz gegen die Rhetorik erklären sich bei dem hergebrachten Ansatz ganz zwanglos aus dem Zweck der Apologie. Zumal der Kampf des „Sokrates" gegen die Rhetorik ist in unserer Schrift doch nur e i n Zug aus der indirekten Anklage des Platon gegen das attische Gerichtswesen, dem der Meister zum Opfer fiel, der Anklage, wie sie in Apol. 17 A—18 A (c. I), 34 C—35 D (c. XXIII—XXIV), 37 A—B u. ö. zu Tage tritt. Mit Linckes chronologischem Ansatz der Apologie fallen auch seine in der Berl. Philol. Woch.-Schr. 1901 Nr. 2 Sp. 37—39 geäufserten Bedenken gegen meine Auffassung von der Anklage des Sokrates in sich zusammen. Denn die Apologie, die, wie ich nachgewiesen, eine Fülle von politischen Beziehungen auf diesen Prozefs in sich birgt, fällt vor des Polykrates *Κατηγορία* (um 393), kann also ihr unmöglich erst diese politischen Dinge entnommen haben. Von einem (ausschliefslich religiösen) Vorgehen der Mantik p r i e s t e r gegen Sokrates, das L. aus Xen. Mem. I, 1 herausliest, ist in der gesamten sokratischen Literatur keine Spur zu finden. Woher kommt es dann, dafs drei P o l i t i k e r die Anklage vertreten? Die Behauptung ignoriert die Zeitverhältnisse: nach Wilamowitz (Einl. z. Übers. S. 16.) eifert schon Sophokles mit seinem Oedipus gegen das Schwinden des Mantikglaubens, wodurch der delphische Gott und die Offenbarungen der Zukunft immer stärker angezweifelt wurden, eine Stimmung, die auch durch Thuk. V. 103 bestätigt wird, und nach Apelts Bemerkung (Arch. f. Gesch. d. Philos. XIV. S. 281) war die Mantik seit der sizilischen Expedition in Verruf gekommen, wie aus Thuk. VIII, 1 erhellt. Gegen eine etwas tiefer gehende religiöse Reaktion seit 406 spricht Plat. Euthyphr. 3 C: *καὶ ἐμοῦ γάρ τοι, ὅταν τι λέγω ἐν τῇ ἐκκλησίᾳ περὶ τῶν θείων, π ρ ο λ έ γ ω ν α ὐ τ ο ῖ ς τ ὰ μ έ λ λ ο ν τ α, κ α τ α γ ε λ ῶ σ ι ν ὡ ς μ α ι ν ο μ έ ν ο υ*, ein Wort des Euthyphron, der 3 E *μάντις* genannt wird. Selbst Thuk. II, 54, wo sich der Historiker mit den umlaufenden Orakelsprüchen und mit ihrer Aufnahme beim Volk befafst, zeigt, dafs man erst inmitten der äufsersten Pestgefahr sich mit den angeblichen Weissagungen über diese Katastrophe befafste und dafs man sie auch damals nicht einfach gläubig hinnahm, sondern an ihrem Wortlaut deutelte. Der beste Kommentar zu dieser Geistesrichtung ist doch der Satz unseres Schriftstellers selbst: *ἤν δέ γε οἶμαι ποτε ἄλλος πόλεμος καταλάβῃ Δωρικὸς τοῖσδε ὕστερος κ. τ. λ.* Selbstverständlich will ich aber damit nicht leugnen, dafs die Ankläger aus den von mir S. 43 dargelegten Gründen das Daimonion des Sokrates recht geschickt nach der religiösen Seite der Klage verwerteten (Xen. Mem. I, 1, 2; Plat. Apol. 31 D, Euthyphr. 3 B). Doch ist das Gesetz des Diopeithes, auf das sich die Anklage auf Asebie stützte, keineswegs aus einer starken religiösen Unterströmung geflossen, sondern nach Pöhlmanns Nachweis („Sokrates und sein Volk" S. 122) aus politischen Motiven erwachsen. Wenn in dem Prozefs nicht ein Doppelmotiv, d. h. neben dem religiösen nicht auch noch ein politisches Element mitgesprochen hat, bleibt es

Dieses chronologische Ergebnis findet, soweit die platonische Apologie in Betracht kommt, auch von anderer Seite her seine Bestätigung. Wenn nämlich die Xenophon zugeschriebene Apologie § 26 mitteilt: *ἔπειτα τῶν ἑταίρων ἐκκλέψαι βουλομένων αὐτὸν οὐκ ἐφείπετο, ἀλλὰ καὶ ἐπισκῶψαι ἐδόκει ἐρόμενος, εἴ που εἰδεῖέν τι χωρίον ἔξω τῆς Ἀττικῆς, ἔνθα οὐ προσβατὸν θανάτῳ*, so sehen wir gleich, es wird in der ersten Satzhälfte das Fazit des platonischen Kriton gezogen, worauf schon Krit. 44 E mit seinem *ἐκκλέψασι*[1]) führt, während allerdings der letzte Teil in seiner so stark pointierten Prägung unmöglich dem Kriton entnommen sein kann,[2]) wenn schon der Keim zu diesem Gedanken in 53 E beschlossen liegt. Dieses lepide dictum Socratis darf aber keinesfalls dazu dienen, die Ableitung jenes Abschnittes unserer Apologie aus Platons Kriton abzuleugnen. Der Verfasser hat eben hier seiner nach Kriton gegebenen Darstellung durch die Beiziehung einer weiteren Quelle, die den Gegenstand behandelte und den Widerstand des Sokrates gegen eine Flucht in eine so glückliche Form gebracht hatte, noch einiges Licht aufsetzen zu müssen geglaubt. Wenn man aus diesem Zug die Echtheit der Apologie erschliefsen wollte, könnte man mit demselben Recht die Echtheit des XIV. Stückes aus dem corpus epistularum Socratis et Socraticorum damit begründen wollen, dafs dort p. 620 (Hercher) § 6 ein geistreiches Wort des Sokrates aus unbekannter Quelle erhalten ist. Möglicherweise liefen auch schon in der Zeit der Abfassung der Apologie philosophische Gnomologien[3]) um, welchen der Verfasser jenen Ausspruch dann nur zu entnehmen brauchte. Die überaus zahlreichen Schlagwörter dieser Art bei Athenaios und Diogenes Laertios weisen doch deutlich auf diese Literaturgattung hin. Hat aber unserer Apologie bereits der platonische Kriton vorgelegen, so ist sie notwendig nach der Apologie Platons entstanden. Denn in Kriton wird die platonische Schutzschrift zweimal citiert (Krit. 49 D = Apol. 28 B—D; Krit. 52 C = Apol. 37 C—38); er ist also nach der Apologie entstanden, wie auch die resignierte Stimmung[4]) andeutet, welche ihn im Gegensatz zur Apologie durchzieht. Damit ist aber der notwendige Schlufs gegeben, dafs auch die sogenannte xenophontische Apologie, welche den Kriton bereits kennt, nach der platonischen Apologie entstanden ist.

In demselben Verhältnis von Vorlage zur Nachbildung steht auch der dem Kriton ungefähr gleichzeitige Dialog Euthyphron zur „xeno-

durchaus unverständlich, weshalb Platon der angeblichen *ἀσέβεια* des Sokrates den besonderen Dialog Euthyphron, seiner vorgeblichen *ἀνομία* (d. h. *νέων διαφθορά* cf. Krit. 53 C: *ὅστις γὰρ νόμων διαφθορεύς ἐστι, σφόδρα που δόξειεν ἂν νέων γε καὶ ἀνοήτων ἀνθρώπων διαφθορεὺς εἶναι*) den besonderen Dialog Kriton widmet, eine Thatsache, die schon vor meiner Wahrnehmung (S. 28) Lineke S. 430 erkannt und doch verkannt hat.

[1]) So auch Schenkl a. a. O. S. 169.

[2]) Schanz: Komm. z. Plat. Krit. Einl. S. 10.

[3]) Schon vor Plutarch existierten solche *ἀποφθέγματα καὶ γνῶμαι φιλοσόφων* in Form von Sentenzensammlungen (Christ a. a. O. S. 850). Die Sammelthätigkeit der ähnliche Ziele verfolgenden Doxographen führt uns in die alexandrinische Zeit (a. a. O. S. 709).

[4]) Schanz am zuletzt angeführten Orte S. 15.

phontischen" Apologie. Denn der in ihr § 19 eingeführte, recht ungeschickt klingende Satz: *ἀλλ' ὅμως σύ με φῄς, ὦ Μέλητε, τοιαῦτα ἐπιτηδεύοντα τοὺς νέους διαφθείρειν; καίτοι ἐπιστάμεθα μὲν δήπου τίνες εἰσὶ νέων διαφθοραί* ist wieder die ernsthafte Verwertung der ironischen Partie im Eingang des Euthyphron 2 C: *ἐκεῖνος γάρ, ὥς φησιν, οἶδε, τίνα τρόπον οἱ νέοι διαφθείρονται καὶ τίνες οἱ διαφθείροντες αὐτούς.* Dabei zeigt sich auch in dem *διαφθοραί* die schon oben gelegentlich des „kühnen" *δικαστήρια* betonte Neigung der Schrift zu der späteren abstrakten Ausdrucksweise.

Mit dieser Reihe: Platons Apologie (kurz nach 399), Kriton und Euthyphron (zeitlich zwischen Apologie und Menon stehend), Menon (um 395), „xenophontische" Apologie (nach 387), haben wir also schon Wetzels Aufeinanderfolge und damit alle anderen Argumentationen durchbrochen. Es bleibt also nunmehr die Erörterung zu erledigen, in welchem Verhältnis die angeblich xenophontische Apologie zu Xenophons Memorabilien steht.

Ehe wir jedoch an diese Frage herantreten, sei zu ihrer Vorbereitung bemerkt, dafs Wetzel sich für seine hier einschlägige Beweisführung mit Unrecht der zuerst von Krohn a. a. O. S. 84 vermuteten und dann von Schanz und von Döring gleichzeitig aufgestellten Annahme einer zweiten Redaktion in den Memorabilien (I, 2, 9—61) bedient, die angeblich nach dem nachträglichen Erscheinen der *Κατηγορία* der Polykrates von Xenophon vorgenommen worden sei, um in den Memorabilien Stellung zu dieser literarischen Anklage zu nehmen. Ich übernehme hier die Ergebnisse aus meiner a. a. O. S. 20—26 über diesen Punkt angestellten Untersuchung und mufs auf die dort gegebene genauere Beweisführung verweisen:

Xenophon kann unmöglich, wie Döring meint, die Anklageschrift des Sophisten für eine Wiedergabe der historischen Klagerede des Anytos gehalten haben, da diese Möglichkeit durch den in jener Rede enthaltenen Anachronismus vom Mauerbau Konons, den zudem Xenophon selbst in den Hell. IV, 8, 9 erzählt, verhindert wird; weiter da Isokrates, wie schon der alte Lehrs[1]) gesehen hat, ausdrücklich im Busiris mit dem Polykrates über diese Rede verhandelt, indem er ihm einen rhetorischen Fehler nachweist und ausdrücklich als von einem rhetorischen Kunststück spricht; und endlich da es unglaublich ist, dafs Xenophon unter Dörings Annahme eines Mifsverständnisses der von Polykrates gewählten literarischen Form den klaffenden Widerspruch einfach übersah und bestehen liefs, der bei jener Voraussetzung sich zwischen Mem. I, 1, 1. 2. 20; 2, 1. 8. 64 und I, 2, 9. 12. 26. 49. 51. 56. 58 aufthut. Weiter wird die eigentliche Widerlegung des Mem. I, 2. 17 gegebenen Klagepunktes auf eine spätere Gelegenheit (IV, 3) verschoben, was doch auf eine immerhin einheitliche Anlage deutet. Und endlich ist, wie wir gleich sehen werden, schon in Mem. I, 2, 62, also in der Partie, die nach Döring angeblich zur ersten Redaktion (I, 1; 2, 1—8.

[1]) „Populäre Aufsätze aus dem Altertum": Über Wahrheit und Dichtung in der griechischen Literaturgeschichte. S. 404.

62—64) gehört, Bezug auf eine in jener *Κατηγορία* erhobene Anschuldigung genommen. Denn nach dem Nachweis von Schanz sind aus dieser literarischen Klage des Sophisten einerseits neben einer ganzen Reihe von Klagepunkten auch der I, 2, 49 erwähnte in die Memorabilien übergegangen, und andererseits hat auch Libanius in seiner *Ἀπολογία Σωκράτους* gewisse Punkte der *Κατηγορία* polemisch gestreift, worunter auch nach Schanz S. 43 den, dafs dem Sokrates der Vorwurf der Verteidigung des Diebstahls, Strafsen-, Menschen- und Tempelraubes u. s. w. gemacht wird. Die gleiche dem Polykrates entnommene Partie findet sich aber auch, wenn schon in etwas anderer Beleuchtung, in den Mem. I, 2, 62 wieder. Damit geht also das Pamphlet des Polykrates den Memorabilien in ihrer ganzen Ausdehnung voran.

Nach dieser Vorbemerkung schreiten wir zur Erledigung der Frage nach dem Verhältnis der Apologie zu den Memorabilien. Da ist es zunächst auffallend, dafs die in den Mem. I, 2, 49 und 62 aus Polykrates beigezogenen Anklagen ähnlichen, in der Apol. 20 und 25 behandelten Anschuldigungen entsprechen, die demnach ebenfalls ihren Gegenstand direkt oder indirekt aus Polykrates schöpfen. Dieser zwingende Schlufs straft aber die Behauptung des Verfassers der Apologie Lügen, als gehe der ganze Prozefsbericht auf Hermogenes zurück, während wir andrerseits — trotz der von Richter (a. a. O. S. 124) erhobenen, aber nicht begründeten und beweiskräftigen Zweifel — durchaus keinen Grund haben, die Glaubwürdigkeit des Berichtes des Hermogenes in den Memorabilien irgendwie in Frage zu stellen.[1]) Diese Zweifel, die die Apologie nach dieser Seite weckt, mehren sich, wenn man sieht, dafs Mem. IV, 8, 9—10 Gedanken, die im Privatgespräch des Sokrates mit Hermogenes laut geworden sind, in der Apol. 26 vor den Richtern hervorgeholt wurden, und verstärken sich vor allem deshalb, weil obendrein in der Apologie nirgends die Eigenschaft des Hermogenes als des persönlichen Gewährsmannes für den Verfasser hervorgehoben wird, wie dies die Mem. IV, 8, 4 thun, zumal da gerade in Apol. 2 gleich Raum und Gelegenheit zu einem *μοι* nach *ἐξήγγειλε* vorhanden gewesen wäre. Auch abgesehen von diesen Gründen führt eine andere Beobachtung zu ähnlichen Bedenken: Die nach Wetzel ältere Apologie weifs eine angebliche Begründung der Anklage zu widerlegen, nämlich die in § 20 aufgeführte, und gibt sich in § 22 den Anschein, noch weitere Kenntnisse von dem sokratischen Prozefs zu besitzen, während die nach Wetzel jüngeren Memorabilien sich so oft verwundert fragen, welche Gründe nur die Kläger ins Feld geführt haben müssen, um die Verurteilung des Sokrates zu erwirken, und so in ihrer Verlegenheit zu dem Surrogat der literarischen Anklagen des Polykrates greifen, um wenigstens so eine Verteidigung des Meisters vornehmen zu können. Dies deutet doch, von der Echtheitsfrage ganz abgesehen, darauf hin, dafs die Memorabilien der Apologie der Zeit nach voran-

[1]) Diese von mir in meinem Programm S. 10 ausgesprochene Ansicht finde ich in dem mir nachträglich bekannt gewordenen, oben aufgeführten Aufsatz von Lincke S. 427[1], 428 und 435 bestätigt.

gehen. Zu diesem Ergebnis leitet auch eine weitere Beobachtung hin: Die *μεγαληγορία* des Sokrates wird in § 1 mit *δῆλον ὅτι* fast mehr aus der in diesem Punkt übereinstimmenden literarischen Überlieferung als aus dem (angeblichen) Bericht des Hermogenes erschlossen, und dieser in § 22 erneuerte Ausdruck kann nur den Glauben verstärken, dafs hier kein Zeitgenosse, sondern ein Spätling spricht, der nur auf schriftliche Tradition angewiesen im Studienzimmer gewisse kritische Schlüsse zieht, die stellenweise, wie Schanz S. 78—81 nachgewiesen hat, in ihrer Tendenz gegen Platons Apologie gerichtet sind. Dies alles weist doch offenbar auf eine nach den Memorabilien entstandene Fälschung oder besser Nachbildung hin.[1]

Jetzt, nachdem wir gesehen haben, dafs unsere Schrift ihrer Entstehung nach notwendig den Memorabilien folgen mufs, ist es für die Echtheitsfrage besonders wichtig, dafs Wetzel (S. 390—392) einerseits selbst nachgewiesen hat, dafs diese angeblich xenophontische Apologie mehrfach eine andere, sei es nun bewufst oder unbewufst andere Auffassung von dem Wesen gewisser sokratischer Eigentümlichkeiten vertritt als die echt xenophontischen Memorabilien, was die Verwertung von anderen sokratischen Quellen voraussetzt als diejenigen waren, die Xenophon bei der Abfassung der Memorabilien zu Gebote standen; und diese andere Quelle hat, wie wir gesehen haben, der Verfasser selbst schon § 21 und 22 angedeutet. Und nicht minder wichtig ist andrerseits, dafs uns Wetzel (S. 392—395) zeigt, dafs die nicht xenophontischen Memorabilien der platonischen Apologie inhaltlich stellenweise näher stehen als die angeblich xenophontische Apologie, eine Erscheinung, die auf die gleichen Einflüsse hinweist, wie die zuerst erwähnte, nämlich auf Einflüsse, welche eine andere Auffassung von der Sokratik vertraten als die platonische in der Apologie und die xenophontische in den Memorabilien. Die Abweichungen dieser unserer vermeintlich xenophontischen Schrift gegenüber der Darstellung in den beiden anderen dem Sokrates ganz zweifellos zeitgenössischen Werken sind aber sämtlich in den Partien enthalten, die Wetzel den Intentionen des Verfassers folgend auf den angeblich historischen Bericht s e i n e s Hermogenes zurückgeführt hat. Demnach ergibt sich auch aus diesem Gesichtspunkt heraus die Thatsache, dafs der Verfasser der Apologie eine fremde Schriftquelle benützt und die aus ihr gewonnenen Resultate ebenso wie die beiden Klagepunkte des Polykrates dem bereits in den Memorabilien verwerteten Zeugnis des Hermogenes unterschiebt, was einen wertvollen Beitrag zur Charakteristik des Verfassers bedeutet.

Nunmehr, nachdem wir aus dem allen erkannt haben, dafs unsere Apologie notwendig nach der platonischen Apologie und den xenophontischen Memorabilien entstanden ist, bietet die Prüfung des Ver-

---

[1]) In diesem Zusammenhang ist es von besonderer Bedeutung, dafs in dem von Wilamowitz a. a. O. S. 99[1] angeführten pseudoxenophontischen Brief (bei Stob. Ekl. II, 1, 29) „Xenophon" gleichfalls von einer Mitteilung des Hermogenes ausgeht, Sokrates über alle Mafsen preist und sich, wie in Epist. Socr. et Socratic. XV., in unverkennbaren Spitzen gegen Platon ergeht.

hältnisses beider Apologien ein besonderes Interesse. Denn den kritischen Grundsatz post hoc — propter hoc wird man nun wohl auch auf die trotz ihrer polemischen Tendenz vorhandenen Ähnlichkeiten ausdehnen dürfen, welche die xenophontische Apologie mit der platonischen gemeinsam hat, und dies unbeschadet des recht subjektiven Einwandes von Wetzel, der in der platonischen Schutzschrift nicht die *μεγαληγορία* finden zu können meint, die der Verfasser der „xenophontischen" Apologie in den ihm vorliegenden Quellen konstatiert hat.[1] Da wird man denn mit Wilamowitz a. a. O. S. 105 die dreifache Gliederung der Verteidigungsrede des Sokrates in der Xenophon zugeschriebenen Apologie, ihre Erwähnung des Palamedes in der dritten dieser Reden und ihre „infame" Prophezeihung in derselben Rede mit ihrer Begründung, dafs den Menschen in der Sterbestunde oft ein Blick in die Zukunft offenstehe, auf die gleichen Vorgänge in der platonischen Schrift zurückführen dürfen. Kaum Zufall ist es doch auch unter diesem Gesichtspunkt zu nennen, dafs in der Apologie „Xenophons" (2) das Zeugnis des Hermogenes formell fast mit den gleichen Worten eingeführt wird, wie in Plat. Apol. 21 A das des Chairephon: hier (*Χαιρεφῶν*) *ἐμὸς ἑταῖρός τε ἦν . . . καὶ ξυνέφυγε*, dort *Ἑρμογένης ἑταῖρός τε ἦν αὐτῷ καὶ ἐξήγγειλε*, dafs also dort eine formelle Nachbildung[2] der platonischen Apologie vorliegt, gerade so wie in § 14 eine ähnliche Nachahmung der Memorabilien, nämlich *μηδένα εἶναι ἀνθρώπων ἐμοῦ μήτε ἐλευθεριώτερον μήτε δικαιότερον μήτε σωφρονέστερον* nach Mem. IV, 8, 1: *πάντων ἀνθρώπων ἀληθέστατα καὶ ἐλευθεριώτατα καὶ δικαιότατα εἰπών* in formaler Beziehung zu Tage tritt, während die sachliche Gestaltung der Stelle aus Plat. Apol. 21 A erwachsen ist. Nicht minder mufs die platonische Tendenz, Sokrates als *εὐσεβής* und *εὔνομος* erscheinen zu lassen, für den Verfasser unserer Apologie der Anlafs geworden sein, ihr § 22 zu folgen und noch darüber hinaus Anytos § 29 als *μοχθηρός* hinzustellen und die Ankläger überhaupt samt den der Klage Folge gebenden Richtern der *ἀσέβεια* und *ἀδικία* (24) zu zeihen, ein Vorgehen, das übrigens auch schon bei Plat. Apol. 39 B *ὠφληκότες μοχθηρίαν καὶ ἀδικίαν* und Gorg. 521 C: *εἰσαχθεὶς εἰς δικαστήριον ὑπὸ πάνυ ἴσως μοχθηροῦ ἀνθρώπου καὶ φαύλου* zu verzeichnen ist. Die vollständige Reihe der sonstigen sprachlichen und sachlichen Parallelen, die, wie ich a. a. O. S. 15—16 gezeigt habe, unsere Apologie mit echten platonischen und xenophontischen Schriften gemein hat, brauche ich hier nicht nochmals anzuführen; nur möchte ich wiederholt bemerken, dafs schon der Titel der Kompilation: *Ἀπολογία Σωκράτους πρὸς τοὺς δικαστάς* nach Dindorf l. c. ad l. nichts anderes als eine Reminiscenz an Mem. IV, 8, 5: *τῆς πρὸς τοὺς δικαστὰς ἀπολογίας* darstellt.

Neben diesen Anlehnungen kommen aber auch starke sachliche Abweichungen vor, die, ganz abgesehen von dem durch Schanz nachgewiesenen, stillschweigenden Ziel dieser Schrift, eine Kritik, einen

[1]) Dazu Zeller a. a. O. II, 1 S. 196 Anm. (Gegen Georgii.)
[2]) Das hat übrigens schon Schenkl a. a. O. S. 169 erkannt.

Protest gegen die platonische Apologie zu liefern, teils auf die bewufste Tendenz der Schrift zurückgehen, die μεγαληγορία des Sokrates auf ein besonderes Motiv zu gründen, das aber wohlgemerkt den Mem. IV, 8 entliehen ist, teils aber in denjenigen Zügen, in welchen jenes Motiv nicht zu Tage tritt, auf den schon erwähnten, uns unbekannten Quellen beruhen.

Unter den ersten Gesichtspunkt fällt es, dafs die angeblich xenophontische Schutzschrift (23) die Einreichung eines ἀντιτίμημα durch Sokrates leugnet, die Platons Apologie 36 B—38 B so ausdrücklich betont und die ich wenigstens in der Gegenschätzung auf die 30 Minen deshalb für geschichtlich halte, weil sie uns nach 37 B—E so ganz unvermittelt und wider Erwarten kommt, während uns jene Schrift ihrer literarischen Tendenz zuliebe den Sokrates hierin als konsequent erscheinen läfst.

Auf die anderen Quellen aber scheint es hinzuweisen, wenn die vermeintlich xenophontische Apologie auch den Gegenantrag auf die Ehrung einer Speisung im Prytaneion nicht kennt, der doch gerade dem Zweck der Schrift so vorzüglich entsprochen hätte. Hier zeichnet doch Platon den Meister in gröfserer μεγαληγορία als der Verfasser der zweiten Schutzschrift. Das Gleiche gilt von der Behauptung (22), dafs sich auch συναγορεύοντες φίλοι αὐτῷ[1]) im Prozefs thätig zeigten, was eigentlich abermals der so stark betonten μεγαληγορία zuwiderläuft, während Platon in seiner Apologie 34 C wiederum ausdrücklich betont, dafs Sokrates keinen seiner Freunde als συνήγορος auftreten liefs. Wenn Gomperz in den „Verhandlungen der 43. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Köln“ 1896 S. 74 unter den συναγορεύοντες der angefochtenen Schrift Entlastungszeugen versteht, auf die auch Plat. Apol. 34 A in „stilisierter Andeutung“ hinweise, so ist darauf zu erwidern, dafs diese „stilisierten Andeutungen“ in der Apologie vor der Hand doch noch recht problematisch sind und dafs es überhaupt kaum denkbar sei, dafs für eine Zeugenaussage ein Ausdruck gewählt worden sei, der einem Mifsverständnis so sehr ausgesetzt wäre, wie dies συναγορεύοντες, das meines Wissens niemals sonst von den (bei bei den Rednern immer mit den gleichen formelhaften Ausdrücken eingeführten) Zeugenaussagen gebraucht wird. In der Behandlung dieser drei Punkte tritt übrigens doch jene bereits erwähnte, nicht offen ausgesprochene, aber doch deutlich erkennbare Opposition gegen Platon zu Tage, die sich zum Beispiel auch darin äufsert, dafs, während Platon in der Apol. 18 D und 28 A und wenn auch weniger bestimmt im Euthyphr. 3 D in pragmatisierender Tendenz den φθόνος zum Unter- und Hintergrund der Verurteilung des Sokrates macht, ihn diese Apologie 14 und 32 recht äufserlich in den Vordergrund des Prozesses selbst hereinrückt.

Wir erkennen also, wie gefährlich ein Vergleich der xenophontischen Memorabilien und der platonischen Schutzschrift auf der

[1]) Kaibel (a. a. O.), Dümmler (Philol. L. 1891 S. 296[2]) und Wilamowitz (a. a. O. S. 103[1]) halten die Stelle für einen Niederschlag literarischer Apologien.

einen Seite und dieser Apologie andrerseits für den chronologischen Ansatz Wetzels geworden ist. Noch deutlicher aber zeigt deren Unhaltbarkeit die auch von Immisch (S. 405[1]) angenommene Ansicht Wilamowitzens,[1]) dafs die Stelle der Apologie (28), wo Sokrates dem betrübten Apollodoros tröstend über das Haar streicht, eine Nachahmung der berühmten Scene in Platons Phaidon 89 B darstelle, eine Nachahmung, die als solche durch eine weitere Parallele zwischen den beiden Schriften, die Hervorhebung der sich in des Sokrates Ende offenbarenden θεία bezw. θεοφιλὴς μοῖρα (Apol. 32 nach Phaid. 58 E), gesichert wird, womit dann Wetzels Zweifel in diese Thatsache und überhaupt seine Auffassung von dem Charakter der Apologie haltlos in sich zusammensinken. Denn damit rückt die Abfassung unserer Schrift noch tief unter 386 herab, da nach Immisch in seinem schon mehrfach angeführten Aufsatz über den gegenwärtigen Stand der platonischen Frage S. 626 der Dialog Phaidon in der Reihe der platonischen Schriften als die letzte vor der 2. sizilischen Reise Platons (367) steht. Er wird also kaum sehr lange vor dem Jahre 370 entstanden sein. Damit fällt aber die ihn als Vorlage benützende, sog. xenophontische Apologie, wenn sie echt ist, entweder ganz kurz vor 370 oder aber darnach. Und jetzt, nachdem wir in der Beweisführung so weit gekommen sind, bin ich nach den Ergebnissen meines schon oben angeführten Aufsatzes: „Ein literarischer Rückzug Xenophons" zu der Frage berechtigt: Ist es denkbar, dafs diese Schrift mit ihren starken Ausfällen gegen den Richterspruch des Jahres 399, gegen Anytos und die Athener überhaupt der kurze Zeit nach 370 entstandenen Palinodie Xenophons auf seine wegen dieses Justizmordes gegen Athen gerichteten Angriffe in einer so unbedeutenden zeitlichen Intervalle vorausgeht oder ihr überhaupt folgt? Diese beiden Möglichkeiten sind m. E. absolut ausgeschlosssen! Damit ist der Nachweis der Unechtheit der Apologie gegeben und zugleich das Wort von Wilamowitz a. a. S. 103 bestätigt, mit ihrer Datierung sei zugleich die Athetese gegeben.

Denn Wetzels Einwand (S. 401) gegen die Nachahmung des Phaidon durch unsere Apologie, damit begründet, dafs eben Sokrates den in Frage stehenden Trost dem Phaidon und dem Apollodoros habe zu Teil werden lassen, verkennt aufserdem zu sehr das Wesen der sokratischen, ja der ganzen griechischen Literatur, die μίμησις, das heifst: die Weiterbildung eines einmal geprägten literarischen Typus, und ist zu sehr das Produkt jener bei dem Zustand unserer Überlieferung immer etwas bedenklichen Methode, die da heifst Vermittlungsphilologie, als dafs man sich ernstlich mit ihrer besonderen Widerlegung zu befassen hätte, die übrigens ja ohnehin schon mit der Zurückweisung des (in der Apologie angeblich verwerteten) Hermogenes-Berichtes als des historischen Prozefsberichtes gegeben ist. Die Spuren dieser Vermittlungsphilologie begegnen uns übrigens nicht nur hier, sondern auch (S. 399) in der Zurückführung der angeblich

[1]) a. a. O. S. 102.

durch den historischen Sokrates erfolgten Vergleichung seiner Lage mit der des Palamedes auf den Helden des gleichnamigen euripideischen Stückes, wodurch nach Wetzel das spätere Gefasel entstanden sei, dafs Euripides in dem aus jenem Drama uns erhaltenen Fragment:

ἐκάνετ' ἐκάνετε τὰν πάνσοφον, ω Δαναοί,
τὰν οὐδὲν ἀλγύνουσαν ἀηδόνα Μουσῶν

auf des Sokrates Tod anspiele. Diese Behauptung ist durchaus nicht zwingend: die literarische Erörterung der Leiden des Palamedes ist seit Gorgias typisch geworden.[1]) Übrigens ist es bei der von uns erwiesenen zeitlichen Stellung unserer Apologie eher glaublich, dafs, wie Wilamowitz annimmt, ihr Verfasser umgekehrt schon diese anachronistische Legende gekannt hat. Unter dem Gesichtspunkt der Vermittlungsphilologie ist endlich auch Wetzels Ansicht (S. 402[1]) zu beurteilen, dafs der historische Sokrates in der Apol. 26 vor den Richtern Gedanken ausspricht und wiederholt, die er vorher nach Mem. IV, 8, 9—10 schon in einem Privatgespräch mit Hermogenes geäufsert habe. Was aber von dem Hermogenes-Bericht der Apologie zu halten ist, haben wir ja schon oben gesehen.

So stehen wir vor folgendem chronologischen Ergebnis: Die angeblich xenophontische Apologie folgt zunächst zeitlich der platonischen Apologie (verfafst kurz nach 399), gibt ein Resumé aus dem Kriton und eine Parallele aus dem Euthyphron Platons, welche derselben Zeit und Stimmung erwachsen sind wie Menon, ahmt ferner diesen Menon desselben Verfassers (aus der Zeit um 395) mit einem dabei unterlaufenden Mifsverständnis nach, schliefst sich an die Memorabilien an, die frühestens nach 393 verfafst sind, tritt selbst mit dem Anspruch auf, kurz nach 387 zu fallen, kopiert jedoch aufser sonstiger Verwertung eine Scene aus Platons Phaidon, den wir uns etwa um 370 entstanden zu denken haben. Dieser Zeitpunkt, der für Xenophon unter dem Zeichen seiner Aussöhnung mit Athen steht, verbietet aber, die Apologie, wenn sie echt sein soll, kurz vor dieses Jahr und überhaupt nach diesem Zeitabschnitt anzusetzen. So liegt denn der notwendige Schlufs auf der Hand, dafs diese Schrift der Einreihung unter die zeitgenössische sokratische Literatur widerstrebt; und in dieser Unmöglichkeit, für sie einen Platz darin zu finden, sind die Zweifel an ihrer Echtheit hinlänglich begründet, wie sich dies zuerst an den Datierungsversuchen von Schanz und nunmehr auch an denen von Wetzel zur Genüge ergeben hat.

Nach diesem Resultat wird es gestattet sein, Wetzels Satz, dafs mit der Frage nach der Echtheit der Schrift auch die nach ihrer Glaubwürdigkeit zusammenhängt, vollständig zu unterschreiben, wenn auch nicht in dem Sinne des Werturteils von Wilamowitz, der sie an sich genau so wertlos nennt, wie sie die ältere Philologie geschätzt hat. Jedenfalls aber kann sie als primäre Quelle für den sokratischen Prozefs und die Sokratik überhaupt nicht länger gelten;

[1]) Neuerdings führt man sogar Apol. 26—27 direkt auf Gorg. Palam. 1 zurück. (Vgl. Radermacher: „Über den Cynegeticus des Xenophon.“ Rhein. Mus. LII. 1897. S. 24[2].) Doch dagegen Wilamowitz a. a. O. S. 104[1].

ja auch als Quelle zweiten Grades wird sie stets nur mit gröfster Vorsicht zu verwerten sein, und zwar schon deshalb, weil die von Platon abweichenden Seiten ihres Prozefsberichtes, soweit sie sich nicht ausschliefslich aus ihrer polemischen Tendenz erklären lassen, auf Vorlagen zurückgehen, über deren Ursprung, Charakter und Glaubwürdigkeit wir nur auf Herumreitereien angewiesen sind. Aber solche Vermutungen gestatten trotz einzelner von Wetzel nachgewiesener Rektifizierungen der Memorabilien schon deshalb keinen uneingeschränkt günstigen Rückschlufs auf diese Eigenschaften, als das durch sie entstandene Bild des Sokrates als Ganzes betrachtet und im einzelnen unverkennbar verflacht, vergröbert und vereinseitigt erscheint, trotzdem dem Verfasser der Apologie daneben doch auch noch die xenophontischen Memorabilien und das Gastmahl einerseits und sämtliche sokratischen Dialoge Platons andrerseits vorgelegen haben, in denen irgend eine äufsere, sei es nun persönliche oder sachliche Beziehung auf den historischen Prozefs des Sokrates zu Tage tritt.

Wenn freilich Parmentier (in der Revue de l'Instruction Publique en Belgique tome XLIV, 1[re] livraison 1900. p. 46) dieses chronologische Argument für unzureichend erachtet und erklärt: Pour trancher la question il faudrait, je pense, examiner une bonne foi dans son ensemble l'activité littéraire de Xénophon, définir son talent, son caractère, ses tendances et sa façon de travailler avec leurs limites et leurs imperfections, so ist dies eine durchaus einwandfreie Forderung. Allein ich habe Grund genug zu der Annahme, es werde auch eine derartige Untersuchung zu dem Schlusse gelangen, dafs gerade diese Apologie, nach ihrer formalen Seite betrachtet, trotz der in ihr entwickelten Raffinesse der Stilnachbildung immer noch tief unter der Mittellinie der sonstigen xenophontischen Leistungen steht, so tief, dafs es, um mit Immisch zu reden, einem fast leid um Xenophon sein könnte, diesen ὑποβολιμαῖος unter seinen Geisteskindern eingereiht sehen zu müssen. Auch wäre ihre Authenticität im Zusammenhang mit ihrer alsdann gegebenen zeitlichen Stellung (um 370) nur geeignet, auf das aus anderweitigen Zeugnissen feststehende Charakterbild unseres Schriftstellers den dunkelsten Schatten zu werfen. Steht doch ihre Tendenz im Gegensatz zu dem verhältnismäfsig verhaltenen Ton der Polemik der Memorabilien, besonders aber in unerträglichem Widerspruch zu dem tenor der Palinodie der Kyrupaedie. Und endlich trägt keines der xenophontischen Werke in dem Grade den Charakter einer seichten Kompilation an sich wie diese Apologie, die noch obendrein, wie Lincke (in der Berl. Philol. Wochenschr. 1901. Nr. 2. Sp. 39) mit Recht hervorhebt, eine Verflachung der sokratischen Apologetik bekundet. Dies Urteil ist ungünstig, aber nicht unbegründet, und ich denke, Wetzel wird uns zugeben, dafs es nicht, wie er von den meisten Anhängern der Athetese voraussetzt, den Ausgangspunkt zur Unechterklärung bildet, sondern das Schlufsergebnis unserer dieser Frage gewidmeten Untersuchungen darstellt.

Neustadt a. H. Friedrich Beyschlag.

Die Lieder des Kürenbergers.

(Kritische Betrachtung.)

Mit der Person des Kürenbergers haben sich in neuerer Zeit schon viele Gelehrte beschäftigt. Seitdem man in der grofsen Heidelberger Liederhandschrift unter dem Namen des von Kürenberc eine Anzahl von Strophen entdeckte, glaubte man mit den verschiedenartigsten Hypothesen seine Zeit, sein Wirken und Schaffen, zuletzt seine Person selbst auffinden zu können. Allein trotz der eifrigsten Arbeit hat sich bis jetzt noch nichts Sicheres feststellen lassen und wird sich wohl auch wegen der äufserst geringen Anhaltspunkte kaum etwas Greifbares ergeben. Jedenfalls aber ist die Meinung ungeteilt, dafs die Strophen, die unter dem Namen des Kürenbergers vorhanden sind, zu den schönsten Überresten altdeutscher Liederdichtung gehören, mögen sie nun von dem Kürenberger selbst verfafst, oder, wie man auch annahm, verschiedenen Verfassern zuzuteilen sein; die letztere Ansicht dürfte jetzt freilich kaum mehr lebensfähig sein. Was s. Z. zu ihr Anlafs gab, ist zweifellos die Thatsache, dafs die Strophen, so wie sie uns überliefert sind, Personen teils männlichen, teils weiblichen Geschlechtes in den Mund gelegt erscheinen, und zwar sind die sog. Frauenstrophen von solcher Zartheit und Feinheit der Empfindung, dafs man sich unwillkürlich die Frage vorlegt: Haben diese nicht vielleicht eine Frau zum Verfasser? Kann ein Mann solche Empfindung zum Ausdruck bringen? Jedenfalls wird man dem Kürenberger, falls er allein der Verfasser ist, ein gut Teil Welterfahrung und Weltkenntnis zusprechen müssen. Von der unbestreitbaren Thatsache nun, dafs Männer- und Frauenstrophen vorhanden sind, gingen einzelne Gelehrte aus und forschten, ob denn nicht diese Strophen, die zusammenhangslos uns überliefert sind, unter sich eine gewisse Zusammengehörigkeit besäfsen. Allein sehr vieles liefs sich auch hierüber nicht finden und meistens hat man in dem Wunsch und in der guten Absicht, möglichst viel Zusammenhang zu erweisen, auch die unwahrscheinlichsten Sachen und die unwichtigsten, oft nur äufserlichen Zufälligkeiten herbeigezogen.

Mit der Frage nach der Wechselbeziehung der Kürenbergerstrophen beschäftigte sich auch Dr. Eugen Joseph in dem Werkchen: Die Lieder des Kürenbergers, Strafsburg 1896; er stellt darin in höchst anschaulicher Weise die Strophen zusammen, welche nach seiner Vermutung ehedem, bevor sie durch die ungeschickte Hand des Abschreibers auseinandergerissen wurden, zusammengehörten. Einem jeden solchen Strophenpaare ist ein Kommentar beigegeben sowie Beweise für einen inneren und äufseren Zusammenhang. Diese Beweise sind äufserst geschickt und überzeugend geführt, doch läfst sich bei objektiver Überlegung das Streben Josephs nicht ableugnen, mit allen möglichen Mitteln sein gestecktes Ziel zu erreichen, so dafs seine Beweise sich oft nicht ganz von dem Charakter des Zwanges und der Gewaltthätigkeit losmachen können. Fassen wir also im Folgenden die Art und Weise der Behandlung Josephs etwas näher ins Auge und urteilen mit möglichst wenig Voreingenommenheit.

Das Strophenpaar, mit dem Joseph beginnt, ist folgendes:

Bartsch 15—22 ‚Ich stuont mir nehtint spâte an einer zinne,
dô hôrt ich einen ritter vil wol singen
in Kurenberges wîse al ûz der menigin.
er muoz mir diu lant rûmen als ich geniete mich sîn.‘

„Nu brinc mir her vil balde mîn ros, mîn îsengwant
wan ich muoz einer frouwen rûmen diu lant:
diu wil mich des betwingen daz ich ir holt sî.
si muoz der mîner minne iemer darbende sîn.“

Die Zusammengehörigkeit dieser beiden Strophen ist ziemlich allgemein anerkannt und Wackernagel, Bartsch und Simrock haben sie deshalb in ihren Ausgaben gleich zusammengestellt. Steht aber das fest, sagt sich Joseph, so war es jedenfalls in der Absicht des Kürenbergers gelegen, zwischen seine Strophen einen Zusammenhang zu bringen, und deshalb müssen auch in den anderen noch vorhandenen Strophen sich solche finden lassen, die inhaltlich zusammengehören. Als solche betrachtet er die weiteren:

Bartsch 11—14 ‚Leit machet sorge vil liebe wunne.
eines hubeschen ritters gewan ich kunde:
daz mir den benomen hânt die merker und ir nît,
des mohte mir mîn herze nie frô werden sît.‘

B. 47—50 „Wîp vile schône, nu var du sam mir:
lieb unde leide daz teile ich samet dir.
die wîle unz ich daz Leben hân, sô bist du mir viel liep;
Wan minnest einen bôsen, des engan ich dir niet.“

Die Begründung des inhaltlichen Zusammenhangs ist diese (Jos. pag 9): „In der ersten Strophe beschäftigt eine Frau der Verlust ihres Geliebten. In der zweiten Strophe zeigt sich, dafs der Verlassenen sofort sich ein neuer Bewerber darbietet. Die Frau beklagt, nach Liebem Leides erfahren zu haben: der neue Ritter will Liebes und Leides mit ihr teilen. Die Frau beklagt, dafs ihr die Merker ihren Mann abspenstig gemacht haben: der neue Ritter will sich von niemandem abspenstig machen lassen, er versichert Treue bis ans Lebensende.“

Gegen diese Gründe läfst sich wohl nicht viel einwenden, zumal die Worte des Ritters: „nu var du sam mir“ etwas derartiges, was in der Frauenstrophe geschildert ist, voraussetzen. Jedoch braucht man' nicht rückhaltslos der Behauptung Josephs Raum zu geben, dafs das Mädchen niedrigen Standes sei, was er aus der Schlufszeile der Mannesstrophe folgert. Indem er nämlich das „bôsen“ im Auge des Ritters als unter dem Rang des Ritters stehend, also als nichtadelig auffafst, schliefst er, es könne nur ein nichtadeliges Verhältnis hier gedacht sein, vor dem der Ritter das Mädchen warnt. Ein nichtadeliges Verhältnis aber könne nur bei einem niedrigstehenden Mädchen gedacht werden, also sei das hier in Frage kommende Mäd-

chen gewöhnlichen Standes. Bestärkt wird Joseph noch von dem Glauben, dafs die Bezeichnung „wip", die hier von dem Mädchen gebraucht wird, nur für nichtadelige Mädchen gebraucht werde, wie er pag. 16 sagt, während für die Adeligen der Ausdruck „frouwe" gang und gäbe sei, also eine höherstehende Person bezeichne. Allein der Sprachgebrauch zeigt, dafs zwischen beiden Benennungen keinerlei Unterschied gemacht wurde, ja dafs ein und dieselbe Person oft mit dem Namen „wîp" sowohl als auch mit „frouwe" bezeichnet wird. Dafs damit also die Ansicht Josephs in sich zerfällt, ist klar. Bedeutend ins Schwanken gebracht wird aber auch dadurch die Ansicht Josephs, die er aus der vorhergehenden ableitet, dafs nämlich die Worte des Ritters, eben weil sich dieser seiner erhabenen Stellung über das Mädchen aus dem Volk bewufst sei, mit verblüffender Verwegenheit gesagt seien. Eine junkerhafte Anmafsung nennt er sie, konventionelle Phrasen aus der Sphäre höfischen Liebeslebens, die der Ritter mit der Laune jovialer Selbstgefälligkeit dem armen Mädchen spende, um sie scheinbar wie eine Dame zu behandeln, in Wirklichkeit aber sich über sie und ihr Empfindungswesen um so lustiger zu machen. Seine Werbung habe ironisch satirischen Sinn. (Joseph pag. 11.) Das wird alles in Bezug auf die Benennung wip gesagt. Setzt man aber eine Ansicht, wie sie Joseph hat, nicht voraus, dann findet man von einer satirischen Ironie nichts, nichts von jovialer Selbstgefälligkeit, vielmehr ehrliche, einfache Worte der Liebe, wie sie aus schlichtem Herzen fliefsen. Wir sehen also hier, dafs einer Zusammenstellung beider Strophen nichts im Wege steht, dafs aber andererseits auch nichts geboten wird, woraus man weitere Schlüsse ziehen kann.

Betrachten wir mit Joseph (pag. 11) die beiden nächsten Strophen. Sie lauten:

Bartsch 27—30 „Swenne ich stân aleine in mînem hemede
und ich an dich gedenke ritter edele,
so erbloujet sich mîn varwe als der rôse am dorne tuot
und gewinnet mir daz herze vil manigen trûrigen muot

B. 51—54 Der tunkele sterne, sich, der birget sich
als tuo du, frouwe schône, sô du sehest mich.
sô lâ du dîniu ougen gên an einen andern man:
so weiz doch lutzel ieman wiez under uns zwein ist getân.

Für die Zusammengehörigkeit dieser zwei Strophen führt Joseph zweierlei Gründe an, inhaltliche und formale. Das Mädchen, sagt er, gedenkt in der Nachtstunde ihres Ritters. Es ist ihre erste Liebe, und der Gedanke an ihn macht sie erröten. Ihr ist traurig zu Mute, „weil ihrer Sehnsucht keine Befriedigung gewährt wird und sie den Geliebten meiden mufs aus Scheu vor der Gesellschaft und aus Angst verraten zu werden". Letzteres gibt Joseph Gelegenheit zur Anknüpfung an die zweite Strophe, in welcher der Ritter dem Mädchen den Rat erteilt, wie sie den Verdacht der Gesellschaft ablenken soll,

und ihr die Möglichkeit zeigt, wie ihr beider Einverständnis geheim bleiben kann. Weiter, es ist zur Abendzeit, wie das Mädchen zu Bett gehen will, der Ritter weist auf den Abendstern hin, wie er sich hinter Wolken verbirgt. Soweit die inneren Gründe, folgendes die formalen Entsprechungen: In beiden Strophen ein Vergleich, wo sonst in keiner Strophe einer vorkommt, das Mädchen redet den Geliebten an: „ritter edele", der Mann redet sie an: „frouwe schône"; das Mädchen sagt, was sie empfinde: swenne ich gedenke ane dich, er sagt, was sie thun soll: sô du sehest mich. (Jos. pag. 13.)

Gehen wir auf den Beweis ein, so müssen wir uns sagen, dafs die Behauptung, das Mädchen sei deswegen traurig, „weil ihrer Sehnsucht keine Befriedigung gewährt wird und sie den Geliebten aus Angst vor der Gesellschaft meiden mufs", eine blofse Behauptung ist, welche durch die erste Strophe an sich gar nicht bewiesen werden kann. Der Grund der Traurigkeit kann etwas ganz anderes sein, vielleicht blofs weite Entfernung des Geliebten, vielleicht auch sogar Zweifel an seiner Treue. Kurz, schwerlich wird man auf einen Gedanken kommen, wie Joseph, wenn man nicht von dem Vorsatz ausgeht, irgend eine Zusammengehörigkeit zu suchen. Ferner ist auch nicht gesagt, dafs „tunkel sterne" der Abendstern sein müsse, es kann ebensogut der Morgenstern gemeint sein, der durch die Helle des anbrechenden Tages unsichtbar wird. Wenn nun der Ritter seiner Dame den Rat gibt, ihre Liebe zu ihm vor anderen Leuten nicht merken zu lassen, und dabei den tunkel sterne als Beispiel für die Art ihres Benehmens hinstellt, so ist das eigentliche tertium comparationis meiner Ansicht nach das Unauffällige, mit dem einerseits der Morgenstern bei der zunehmenden Tageshelle verschwindet, andererseits das Mädchen sich dem Ritter gegenüber bei der Gesellschaft verhalten soll. Also auch dieser Beweisgrund Josephs ist nicht stichhaltig. Was die „formalen Entsprechungen" anlangt, so sind das rein Äufserlichkeiten, wie auch das zufällig ist, dafs in beiden Strophen ein Vergleich gebraucht wird. Ob sich nach diesen Auseinandersetzungen die Zusammengehörigkeit noch annehmen läfst, ist fraglich. Meines Erachtens sind die Beweispunkte zu schwach.

Bartsch 31—34 ‚Ez hât mir an dem herzen vil dicke wê getân,
daz mich des geluste des ich niht mohte hân
noch niemer mac gewinnen. daz ist schedelich.
jone mein ich golt noch silber: ez ist den liuten gelich.'

55—60 „Aller wîbe wunne diu gêt noch megetîn.
als ich an si gesende den lieben boten mîn,
jô wurbe ichz gerne selbe, wâr ez ir schade niet.
in weiz wiech ir gevalle: mir wart nie wîp alse liep."

So lauten die beiden nächsten Strophen, die Joseph zusammenstellt. Der Sinn der ersten Strophe ist ja klar. Joseph meint, das Mädchen denke an einen ganz bestimmten Ritter, um den sie schon längere Zeit Liebespein trage. Sie hält ihr Trachten für vergeblich.

„Es ist also wiederum ein armes Mädchen, ein Mädchen aus niederen Verhältnissen, das hier ihr Geschick bejammert. Sie mag ihr Ziel zu hoch, ihre Augen auf einen Ritter gerichtet haben.“ (pag. 15.) Setzen wir gleich hier ein mit der Frage: Woher kann man diese Behauptung Josephs entnehmen? Worauf stützt sie sich? Die Strophe selbst enthält ja dazu keinen Anhaltspunkt. Vielmehr ist es das wîp der nächsten Strophe wieder, wodurch Joseph sich verleiten läfst, das Mädchen als eines aus niederen Verhältnissen zu bezeichnen. Hat aber Joseph ein Recht, von dieser zweiten Strophe, deren Zusammenhang mit der ersten er ja erst nachweisen will, auf den Inhalt der ersten zu schliefsen? Keineswegs. Selbst wenn das anginge, wäre es immer noch kein Beweis für seine Ansicht, da wîp nicht an die Bedeutung geknüpft ist, welche Joseph dem Worte beilegt, wie ich schon oben gezeigt habe.

Auch der Sinn der zweiten Strophe an sich ist deutlich. Der Ritter würde gerne selbst zum Mädchen kommen, wenn er nicht befürchten müfste, ihrem Rufe zu schaden. An Liebe fehlt es ihm nicht.

Der hauptsächlichste Beweisgrund für Joseph sind die beiden sich entsprechenden Halbzeilen, „die beide noch dazu den 6. Vers bilden“:

‚das ist schedelîch — war es ir schade niet.‘

Das ist ja allerdings der Fall, aber ein solches Zusammentreffen allein als Beweisgrund der Zusammengehörigkeit hinzustellen, dürfte nicht genügen. Alle sonstigen Punkte, welche auf den Inhalt gehen, fehlen. Übrigens ist die Charakterisierung des Mannes auf pag. 18, 1. Abschn., ziemlich herabsetzend und trivial. Die Strophe selbst läfst ja wohl etwas Pikantes durchblicken, was aber durch das Ganze fast völlig zurücktritt.

Wir kommen nun zu dem fünften Strophenpaar:

Bartsch 43—46. ‚Ez gât mir vonme herzen daz ich geweine.
ich und mîn geselle muozen uns scheiden.
daz machent lugenâre.. got der gebe in leit!
der uns zwei versuonde vil wol, des wâre ich gemeit.‘

59—62 „Wîp unde vederspil die werdent lîhte zam:
swer si ze rehte lucket, sô suochent si den man.
als warb ein schône ritter umb eine frouwen guot.
als ich dar an gedenke, sô stêt wol hôhe mîn muot.“

Einen eigentlichen Beweis des Zusammenhangs hat Joseph hier gar nicht gegeben. Er folgert nur aus dem höhnischen Charakter des Mannes, „der sich überall bemüht zeigt, den Triumph seiner Unwiderstehlichkeit zu suchen: voll von prahlerischem Egoismus versagt er sich auch diesmal nicht die Genugthuung, die Worte der Frau direkt zu persiflieren.“ Auch dieser Grund erscheint mir zu schwach, als dafs man aus ihm die Zusammengehörigkeit entnehmen könnte.

Zweifellos ist natürlich der Zusammenhang der beiden Strophen des Falkenliedes, weshalb ich darüber weggehen zu können glaube.

Das sind also die sechs Strophenpaare, die man teilweise mit mehr, teilweise mit weniger Erfolg zu einander in Verbindung brachte. Dafs aber die einzelnen Paare, wie sie Joseph zusammengestellt, auch wirklich zusammengehören müssen, kann niemand behaupten. Es ist ja in den Strophen an und für sich der Charakter des Wechselgesanges zu ersehen, aber ob die entsprechenden Strophen vielleicht nicht etwa verloren wurden, oder auch gar nicht zur Aufzeichnung gelangten, können wir nicht sagen. Jedenfalls gehört bisweilen ziemlich viel Phantasie dazu, um mit Joseph überall übereinzustimmen.

Nach der Behandlung der Strophenpaare folgt die der übrigen Strophen.

Bartsch 1—10 ‚Vil lieber friunde fremden daz ist schedelich
swer sînen friunt behaltet, daz ist lobelîch.
die site wil ich minnen.
bit in daz er mir holt sî, als er hie vor was,
und mane in waz wir redeten do ich in ze jungeste sach.‘

„Wes manest du mich leides, nûn vil liebe liep?
unser zweier scheiden muoze ich geleben niet.
verliuse ich dîne minne,
sô lâze ich die liute harte wol entstân
daz mîn fröide ist der minnist umb alle andere man.“

Das sind zwei Strophen, die einander an Versbau ganz gleich sind, beide haben an gleicher Stelle die Waise. Beide Strophen werden nach allgemeiner Ansicht einer Frau in den Mund gelegt. Bei der ersten Strophe erklärt sich Joseph auch damit einverstanden, dafs die Frau die Sprecherin ist. Nicht so bei der zweiten. Indem er nämlich das und der Handschrift (umb ist Konjektur Wackernagels!) als eine Verschreibung für das handschriftliche ehemalige und erklärt, was „wider, im Vergleich zu“ bedeutet, übersetzt er die Stelle: „Verliere ich deine Liebe, so lafs ich's die Leute wohl merken, dafs meine Freude am geringsten ist im Vergleich zu allen anderen Männern: d. h. die Leute sollen es mir dann am Gesicht ablesen, dafs ich der freudloseste Mann bin. Gegen diesen Gedanken ist nicht das geringste einzuwenden“. (pag. 21.)

Was folgt also weiter daraus? Dafs diese Strophe einem Manne angehört, „und zwar demselben, den die Frau in der ersten Strophe im Auge hat“. Also glücklich ein neues Strophenpaar! Allein die Erklärung und der Beweis ist doch etwas erzwungen. Viel ansprechender ist es doch, die Frau als Sprecherin anzunehmen, wie Bartsch gethan, der die Stelle so fafst: „Dafs meine Freude in Bezug auf andere Männer das kleinste ist; d. h. dafs ich keine Freude an anderen Männern habe.“ Das Mädchen will sagen, dafs ihr dann alle anderen Männer gleichgültig sind, was im Munde des Mädchens ganz leicht erklärlich lautet. Der Anfang der zweiten Strophe setzt ja etwas voraus. Wenn die Frage lautet: Wes manest du mich leides? so mufs der bezw. die Angeredete wissen, welch ein Leid damit gemeint

sei, denn es wird nicht näher bestimmt und als bekannt vorausgesetzt. Warum sollte aber das, worauf das Mädchen in der ersten Strophe hinweist mit den Worten: „und man ihn, was wir redeten" u. s. w., etwas Leidbringendes, Leidverursachendes sein? Jedenfalls ist auch hier die der zweiten entsprechende Strophe verloren gegangen. Denn wenn wirklich die sprechende Person der zweiten Strophe, wie man dem gewöhnlichen Wortlaut nach annehmen mufs, eine Frau ist, kann natürlich von einem zusammengehörigen Wechselgesang keine Rede sein.

Wir haben nun noch eine Strophe, welche Joseph als „eingeschobenes Lied" bezeichnet. Sie lautet:

Bartsch 23—26. Jô stuont ich nehtint spâte vor dînem bette:
do getorste ich dich, frouwe niwet wecken.
„des gehazze iemer got den dînen lîp!
jo enwas ich niht ein bêr wilde". sô sprach daz wîp.

Der Inhalt ist den anderen Liedern gegenüber etwas derber. Ferner hat es die Eigentümlichkeit, dafs ganz im Gegensatz zu den anderen Strophen die sprechende Person deutlich bezeichnet wird. „Sô sprach das wîp." Wilmanns, sagt Joseph, charakterisiert dies Gedicht treffend, wenn er es als Parodie bezeichnet zu der Strophe: „Ich stuont mir nehtint spâte an einer zinnen." Doch, fährt er fort, irrt er darin, dafs er nur auf die Frauenstrophe die Parodie bezieht. Hier möchte ich Joseph beistimmen, der die Parodie auch auf die zu jener Strophe gehörige Männerstrophe bezogen wissen will: „Nu brinc mir her vil balde . . . . ." Denn die Damen in beiden Strophen kommen nicht zur Erfüllung ihres Wunsches.

So wären wir denn zum Schlusse unserer kritischen Untersuchung gelangt. Was ist das Resultat? Wir finden, dafs die Lieder des Kürenbergers, so wie wir sie haben, sich mit einigen wenigen Ausnahmen nicht gut zu Wechselgesängen gestalten lassen, dafs aber andererseits zugestanden werden mufs, dafs der ganze Charakter der einzelnen erhaltenen Strophen zu Wechselgesängen hinneigt. Wir werden also zu der Annahme gezwungen, dafs der Kürenberger wohl seine Lieder als Wechselstrophen geschrieben hat und dafs diese im Mund des Volkes als solche lebten, dafs aber im Laufe der Zeit, bis sie zur Aufzeichnung kamen, wieder viele davon vergessen und verloren waren.

München. Dr. Martin Vogt.

Die Zukunft des fremdsprachlichen Unterrichts auf den Gymnasien.[1])

In der „Widmung", in den Vorreden zur ersten und zweiten Auflage sowie in der „Einleitung" seiner „lateinischen Stilistik" hat der selige Nägelsbach kurz die wesentlichen Gründe entwickelt, wegen deren er „die stilistischen Bemühungen für unangreifbar" hielt und überhaupt an der „Überzeugung von der Unerläfslichkeit des Lateinschreibens unerschütterlich" festhielt. Dafs schon nach kaum 50 Jahren zu der Festigkeit solcher Überzeugung gar viele Schulmänner sich nicht mehr bekennen, ja manche die Schädlichkeit des vielen deutschfremdsprachlichen Übersetzens behaupten und weitläufig nachzuweisen sich anschicken würden, das hat er wohl kaum geahnt. Sollte es nun mit der Sicherheit und Gewifsheit pädagogischer Grundvoraussetzungen, auf welche die unerschütterliche Überzeugung von zweifellos höchst einsichtigen, tüchtigen und gewissenhaften Schulmännern sich gründete, wirklich so schwach bestellt sein können, dafs schon in der nächsten Generation Stimmen möglich sind, die für überflüssig, unnütz, ja schädlich erklären, was jenen an ihrem mühsamen Tagewerk als das Beste, Edelste und geistig Fruchtbarste galt? Es dürfte für die sachliche Klärung der Frage förderlich sein, so getreu als möglich die beiderseitigen Gründe vorzuführen und sie auf ihre Stichhaltigkeit mit möglichster Unparteilichkeit und mit aller kritischen Vorsicht zu prüfen. Bei dem Umfang der Frage kann es sich aber hier nicht um eine erschöpfende Erörterung derselben handeln, sondern es sollen nur die hüben und drüben geltend gemachten Hauptgründe in ruhige Erwägung gezogen werden.

Die Anhänger und Verteidiger des Hinübersetzens zerfallen selbst wieder in verschiedene Gruppen von sozusagen mehr oder minder strenger Observanz, und dem entsprechend variieren die Gründe sowohl für die Notwendigkeit des Hinübersetzens als für die Höhe der Anforderungen, die in dieser Kunst befriedigt werden sollen. Die einen betrachten das Hinübersetzen nur als unvermeidliches und unentbehrliches Mittel zur Erzielung derjenigen Sicherheit und Gründlichkeit der Klassikerlektüre, ohne welche diese zu einem „elenden Scheinwesen" verkümmern müsse nach Nägelsbachs Wort: „ohne Lateinschreiben kein rechtes Lateinlesen". Umfang und Höhe des stilistischen Betriebs würden sie willig diesem einzigen Zwecke anpassen lassen. Andere schreiben dem Übersetzen in eine tote Fremdsprache, ganz abgesehen von seiner Notwendigkeit für die Lektüre, eine durch nichts anderes ganz ersetzbare Bildungskraft zu, auf welcher die geistige Überlegenheit der humanistisch Gebildeten beruhe, nämlich die Befähigung zu logischem oder wissenschaftlichem Denken, weil das Übersetzen beständig zur Beobachtung und bewufsten Anwendung

[1]) Die nachfolgenden Darlegungen eines entschiedenen Gegners des Hinübersetzens sind in mannigfacher Hinsicht so interessant, dafs wir sie zum Abdruck bringen zu sollen glaubten, wenn auch viele Kollegen teilweise einen anderen Standpunkt einnehmen werden. Diesen in unseren Blättern zu vertreten, laden wir dieselben hiemit ausdrücklich ein. (Die Redaktion.)

aller grammatischen Kategorien, d. h. zu einem bewufsten statt des naiven und blofs instinktiven Sprechens und Denkens zwinge, und zwar das Hinübersetzen weit energischer als das blofse Herübersetzen.

Wieder andere endlich, gegenwärtig wohl schon die Minderheit unter den Befürwortern des Hinübersetzens, betrachtet die Virtuosität im (lateinischen) Stil an sich als die höchste und wichtigste Stufe wissenschaftlicher Sprachvergleichung, auf der erst „die Seele der toten Sprache zum Gegenstand" gemacht wird, und dieses Können als die „edelste Gymnastik des Geistes". Sie erblicken im wahrhaft klassischen Latein offenbar etwas absolut Vorbildliches und einzigartig Musterhaftes an Schönheit, Angemessenheit und Adel des sprachlichen Ausdrucks, so dafs, wer dessen nicht selbst mächtig ist, im Höchsten, was die Menschheit hat, der Sprache, nicht auf der höchsten Höhe steht.

So dürften sich wohl die drei Hauptstandpunkte formulieren lassen, die in der literarischen Verfechtung des Hinübersetzens zu Tage treten. Überlegen wir uns nun ihre Gründe!

Was den ersten Standpunkt anlangt, so setzt er offenbar als selbstverständlich voraus, dafs ein volles sprachliches Verständnis lateinischer und griechischer Texte ohne ein entsprechendes Mafs deutsch-lateinischen und deutsch-griechischen Sprachwissens und Sprachkönnens unmöglich ist. Nichts scheint auch glaubhafter. Wir alle, die wir über diese Frage nachdenken, haben wohl ohne Ausnahme, ehe wir zum Lesen kamen, nach Wortkenntnis und grammatischem Wissen das zuvor deutsch-lateinisch und deutsch-griechisch uns angeeignet, was uns nachher allmählich zum Herübersetzen vorgesetzt ward. Dies erzeugt den Eindruck, dafs die Sicherheit des Herübersetzens auf das vorausgegangene Hinübersetzen sich gründet. Er wird verstärkt durch die Wahrnehmung, dafs, wenn wir einen Abschnitt Latein oder Griechisch ohne viel Mühe ins Deutsche übersetzt haben und wir dann, nach nur kurzer Zeit, dies Deutsch wieder ins Latein z. B. hinübersetzen sollen, eine mehr oder minder starke Empfindung der Unsicherheit uns nicht erspart bleibt, während die Rückübersetzung eines früher hinübersetzten deutschen Textes ins Deutsche uns noch leichter und sicherer von statten geht. Unser erster Hinübersetzungsstandpunkt verallgemeinert nur diese Erfahrung zu dem Satz, den er eigentlich meint, dafs das Herübersetzen in dem Mafse „gesichert" ist, als der zu übersetzende Text aus Bestandteilen besteht, die wir hinübersetzend zuvor schon fremdsprachlich produciert und so kennen gelernt haben, sowie auch nach dem Mafse von Häufigkeit, womit das geschehen ist. Der ideale Fall von „Sicherheit" der Lektüre wäre folgerichtig erreicht, wenn man alle in Frage kommenden lateinischen und griechischen Klassiker einschliefslich der Dichter zuvor aus einer deutschen Übersetzung hinübersetzt hätte. Wirklich förderlich würde ein solches Verfahren aber nur sein, wenn man richtig hinübersetzt hätte: darüber aber, was richtig und unrichtig, entscheidet zuletzt doch wieder nur der Klassiker, also der Herübersetzungstext, und so wären wir glücklich bei der Umkehrung unserer Voraussetzung angelangt, nämlich bei dem wirklich selbstverständlichen Satze,

dafs ursprünglich alle und jede Sicherheit des Hinübersetzens von vorausgegangenem Herübersetzen abhängt, weil dafür, was klassisches Latein oder Griechisch ist, nur die Klassiker mafsgebend sein können. Die Sache scheint also buchstäblich so zu liegen: Wer das Lateinlernen mit Hinübersetzen anfängt, kann das nur, soweit ihm gedruckte Grammatik und das Wort des Lehrers den Mangel vorausgegangenen Herübersetzens, d. h. eigenen Verständnisses und eigener Kenntnis der richtigen lateinischen Sprachform ersetzt, die nur in den Texten der Klassiker gegeben ist. Die eigene „Sicherheit" des Hinübersetzers ist notwendig proportional seinem Mafse an vorherigem Herübersetzen, an Kenntnis der Klassiker, oder diesen treu nachgebildeter Sprachform, und darum scheint ein offenbarer circulus vitiosus in der Voraussetzung zu liegen, dafs die Sicherheit des Herübersetzens vom Mafse des vorausgegangenen Hinübersetzens abhänge.

Nun wird man natürlich sagen: Die Erfahrung zeigt aber, dafs mit der Sicherheit im Hinübersetzen die Sicherheit und Gründlichkeit des Herübersetzens bei den Schülern steigt und sinkt, und dafs daher trotz allem jene Voraussetzung richtig sein müsse. — Was zeigt die Erfahrung? Inwieweit sicheres und gründliches Herübersetzen, also Lesen der Klassiker möglich ist ohne jedes Hinübersetzen, darüber sagt die Gymnasialerfahrung nichts, da seit langem jeder solche Versuch an Gymnasien fehlt. Wohl aber zeigen Sanskritisten, Ägyptologen und die semitische Philologie die Möglichkeit eines allen Anforderungen an wissenschaftliche Gründlichkeit entsprechenden Studiums und Verständnisses von Literaturen toter Fremdsprachen, ohne dafs ein nennenswertes Hinübersetzen vorausgeht und stattfindet. Wer also dieselbe Möglichkeit bei der lateinischen und griechischen Literatur a priori bestreiten will, der mufs in der Sondernatur dieser Sprachen gelegene Ursachen namhaft machen können, welche es unmöglich erscheinen lassen. Und wenn die angerufene Erfahrung das Behauptete wirklich zeigt, so sagt sie doch nichts über den Kausalzusammenhang der zwei fraglichen Erscheinungen. Man findet, dafs unter den neuen Lehrplänen die Leistungen der Gymnasiasten im Lateinisch-Deutschen und Griechisch-Deutschen zurückgehen. Das scheint auch Thatsache zu sein. Nun ist gleichzeitig die Übung im Hinübersetzen und im Zusammenhang damit der Drill in der deutsch-fremdsprachlichen Grammatik eingeschränkt worden. Daraus aber zu folgern, diese Einschränkung sei die Ursache jenes Rückgangs, ist ein richtiger Schlufs nur unter Voraussetzung dessen, was diese „Erfahrung" beweisen soll, dafs nämlich Sicherheit des Herübersetzens von der Fertigkeit im Hinübersetzen abhänge. Ist diese nicht richtig, so kann jene Beschränkung nicht Ursache des beklagten Rückgangs sein, und diese letztere Erscheinung mufs eine andere Erklärung finden. Über diesen Punkt kann ich übrigens einen andern reden lassen, Herrn Gymnasialprofessor Christian Wirth[1]) in Bayreuth, der wohl als der konsequenteste Vertreter der

[1]) „Die Grammatikblindheit und ihre schädlichen Folgen, sprachwissenschaftlich und psychologisch nachgewiesen." Im Selbstverlag des Verfassers. Preis 1,50 Mk. (Wird nur an Schulmänner [auf Wunsch gratis] abgegeben.)

reinen Herübersetzungspädagogik gelten darf. Dieser sucht in seiner neuesten, für jeden Schulmann höchst lesenswerten Schrift den Irrtum derjenigen aufzudecken, welche verkennen, dafs, wie ein grofser Unterschied sei zwischen einem deutsch-lateinischen und einem lateinisch-deutschen Lexikon, und wie man nur ersteres zum Hinübersetzen und letzteres nur zum Herübersetzen brauchen könne, ebenso zwischen einer deutsch-lateinischen Grammatik, die unentbehrlich zum Hinübersetzen, aber unnütz, ja irreführend beim Herübersetzen, und einer lateinisch-deutschen unterschieden werden müsse, die unentbehrlich zum Herübersetzen, aber unbrauchbar für den Zweck des Hinübersetzens sei. Mit Gründen, die mir in der Hauptsache unwiderlegbar scheinen, die wenigstens ich nicht zu entkräften wüfste, zeigt er eingehend, dafs diese zwei Grammatiken sich inhaltlich durchaus nicht decken, dafs es thatsächlich eine von der deutsch-lateinischen unabhängige lateinisch-deutsche Grammatik gebe, und dafs nur Übung in dieser im Geschäft des Herübersetzens fördere. Es sei also eine merkwürdige, mit der Farbenblindheit vergleichbare Anomalie, von verstärktem Betrieb deutsch-lateinischer Stilübungen und der dazu erforderlichen Grammatik wachsende Leistungen im Herübersetzen zu hoffen. Ein thatsächlicher Rückgang in letzteren könne seine wahre Ursache nur in der Vernachlässigung des lateinisch-deutschen, bezw. griechisch-deutschen Wortschatzes und der gleichnamigen Grammatiken haben.

Erwägt man ferner, was Wirth betont, dafs beim Hinübersetzen ins Lateinische wie Griechische als richtige Sprachform und sprachrichtiger Ausdruck nur angelernt wird, was unter Ausschlufs der Dichter bei einem Bruchteil der Prosaiker die Regel ist, so wird klar, dafs nur die Lektüre dieses Bruchteils durch vorausgegangenes Hinübersetzen in ihrem Stil eine gewisse Sicherung erfährt. Durch noch so vieles Lateinschreiben im Stil Ciceros kann man das sprachliche Verständnis der Annalen des Tacitus oder der carmina des Horaz nicht sonderlich sichern. Es scheint sonach, dafs 1. ein vollständiges sprachliches Verständnis auch der lateinischen und griechischen Autoren ohne jegliches Hinübersetzen erreichbar ist, und dafs 2., soweit man überhaupt sagen kann, durch Hinübersetzen werde dem Herübersetzen vorgearbeitet, letzteres erleichtert und gesichert, dies die Kultivierung der verschiedenen Stilarten in Prosa und Poesie mittels noch weit massenhafteren Hinübersetzens einschliefsen und voraussetzen würde.

Sicher hat heute — ob für alle kommenden Zeiten, wer sollte das ermessen können? — die Meinung Nägelsbachs noch Geltung, dafs Verständnis der lateinischen und griechischen Sprache und eine gewisse Kenntnis ihrer Literaturen ein unentbehrliches Besitztum des Vollgebildeten sind, aber wenn er glaubt, dafs man in diesem Besitztum nicht wirklich heimisch sein kann ohne die Sprache zu schreiben, so scheint er einen anderen Beweisgrund für die Notwendigkeit des Lateinschreibens als seine grofse Lust und Liebe zu dieser Beschäftigung nicht erbracht zu haben. Es müfsten

also wohl diejenigen, die die Unentbehrlichkeit des Hinübersetzens für die Erreichung des Mafses von Verständnis der alten Sprachen, das am Gymnasium überhaupt angestrebt werden kann, behaupten, zwingendere Gründe beibringen, als man bisher gelesen hat.

Doch dieser Grund, den wir uns jetzt besehen haben, ist ja auch der schwächste, und wer nur durch ihn noch den herkömmlichen Schulbetrieb zu stützen sich getraut, der gilt ja fast schon als „Mietling". Eine stärkere Stellung hält die zweite Gruppe der Hinübersetzungspädagogen besetzt. Es ist nicht sehr leicht, in Kürze ihre wesentliche Meinung klar zu entwickeln, weil die mir bekannten Äufserungen derselben etwas Schwankendes und Dunkles an sich haben, indem in ihnen nicht ganz konstante Ansichten über das Verhältnis von Grammatik und Logik, von Sprechen und Denken, des Psychologischen und Logischen an der Sprache sich geltend machen. Das Übersetzen in eine tote Fremdsprache, oder genauer in die lateinische als die historisch für uns wichtigste, hat, sagt man, nicht blofs die Lektüre zu fördern, sondern dient noch einem eigenen, selbständigen Zwecke, nämlich die jugendliche Denkfähigkeit auf eine eigenartige, durch nichts anderes ganz ersetzbare Weise zu entwickeln. Die tote Sprache biete nämlich für diesen Zweck den Vorteil, dafs „alles Seelische und Gefühlsmäfsige, was für den Römer im Klang seiner lebendigen Worte lebte, für uns so gut wie ausfällt". [1])

Wir lernen am lateinischen Worte nur das Objektivste an einer Sprache, den reinen Denkinhalt, die damit bezeichneten Begriffsinhalte kennen; deswegen sei das der geeignetste Stoff, um daran das Denken zu einem klar bewufsten zu machen. Die Elemente des Satzes seien die Elemente des Denkens. Diese Elemente an sich und in allen ihren Beziehungen zu einander kennen lernen heifse zugleich sich über den Satz und über den dadurch ausgesprochenen Gedanken analysierend klar werden. Zu solchem klar bewufsten Denken leite am besten die Grammatik der toten Sprache an. Das Übersetzen in diese zwinge in jedem einzelnen Falle die grammatische Kategorie als solche mitzudenken und damit sich vollkommen klar zu sein über alle Beziehungen der Worte und ihrer Formen und des dadurch ausgedrückten Gedankeninhalts. Man hat das auch „kritische" oder „logische Sprachbildung" genannt, diese Fähigkeit, „selbständig und mit kritischer Einsicht seine eigene Sprache zu gestalten und die anderer zu beurteilen".

Es scheint nun keinem Zweifel zu unterliegen, dafs durch das Übersetzen gerade ins Lateinische diese grammatische Bewufstheit wirklich sehr intensiv angeregt wird. Nur sollte man sie „philologische Sprachbildung", was sie ist, und nicht logische Sprachbildung nennen, was überhaupt nichts ist. Denn es ist allerdings „ein anderes, ob wir alle grammatischen Kategorien instinktiv richtig (und oft auch unrichtig!) anwenden in der Mutter-

[1]) „Denken und Sprechen und Sprachunterricht, eine Studie zur Frage nach der formalen Bildung" von Direktor Julius Keller, Lörrach 1899.

sprache, und ein anderes, ob wir uns bewufst sind, dafs wir vom handelnden oder leidenden Subjekt, von Zweck oder Grund, von Bedingung oder Folge, von Wirklichkeit oder Möglichkeit u. s. w. reden". In letzterem Falle haben wir eben philologisch geschultes Sprachbewufstsein, können aber dabei unlogisch denken und reden, während der „instinktiv" richtig oder unrichtig, d. h. philologisch oder unphilologisch Redende dabei im ersten Fall unlogisch, im zweiten ganz logisch denken kann. Ich bleibe bei dem vor Jahren schon, leider mit unnötiger jugendlicher Leidenschaftlichkeit, verteidigten Satze, dafs Grammatik und Logik zwei sehr verschiedene Dinge sind, dafs die grammatischen Kategorien allerdings die „Mittel der Logik", aber auch der Unlogik und folglich nicht Mittel zur Unterscheidung des Logischen und Unlogischen sind, und dafs einer daher grammatisch sehr richtig sprechen und dabei ganz unlogisch denken kann und umgekehrt. Ich sehe wohl: das Losungswort „logische Schulung durch sprachlichen Unterricht" wird so schnell nicht verschwinden; dazu haben es ja schon Unterrichtsminister zu oft im Munde geführt. Und man macht erfinderisch immer neue Versuche dieses pädagogische Dogma zu retten. So sucht neuerdings Julius Keller in der angezogenen Schrift auf merkwürdige Weise den Satz zu verfechten, dafs grammatische Durchbildung „die wichtigste logische Schulung sei, die überhaupt möglich". Er frägt sich, was denn eigentlich logische Schulung heifse. Antwort: Sicherlich nicht, den Sinn für Kausalität wecken und pflegen; denn diesen Sinn hat schon jedes Kind wie jeder Gelehrte. Das Schliefsen an sich sei eine mechanisch notwendige Funktion, die unaufhaltsam erfolge; aber das richtige Schliefsen, d. h. die auf genauer Beobachtung beruhende Sicherstellung der Prämissen — und darin bestehe das logische Denken — werde durch den grammatischen Unterricht entwickelt und erzogen. „Die stetige Anleitung zu genauer Beobachtung der sprachlichen Erscheinung und zur bewufsten Erkenntnis aller grammatischen Kategorien, das ist logische Schulung; denn Sprechen ist Denken, und bewufstes, klares Umgehen mit Worten heifst wissenschaftlich denken." —

Nun hat uns oben bereits ein zweifelhafter Schlufs beschäftigt, der nämlich von rückgängigen Leistungen im Herübersetzen auf die Notwendigkeit vermehrten Hinübersetzens, wie ihn 1899 auf einer Versammlung des Gymnasialvereins in Bremen Referent Müller-Blankenburg „unter rauschendem Beifall" gezogen hat. Was soll denn die Richtigkeit oder Unrichtigkeit dieses Schlusses mit der genauesten Beobachtung und Erkenntnis der grammatischen Kategorien und Gesetze zu thun haben, mit welchen die Satzformen aufgebaut sind, in denen er zum sprachlichen Ausdruck gebracht wird? Die Prämissen dieses Schlusses haben wir als richtig zugegeben, ihre Richtigkeit oder Unrichtigkeit ist aber jedenfalls nicht durch noch so bewufste Vollziehung grammatischer Kategorien festzustellen, und noch weniger die Stringenz des darauf gebauten Schlusses, sondern nur durch Aufdeckung der wirklichen psychologischen Thatsachen,

um die es sich dabei handelt, und deren Inhalt doch handgreiflich nicht identisch ist mit Grammatikalgesetzen oder Kategorien. Wie oft sind die Prämissen richtig und der Schlufs doch falsch, oder die Prämissen unrichtig oder doch unvollständig und unzureichend, der Schlufs aber sachlich richtig! Und in all diesen Schlüssen soll auf dem Gebiet der Geisteswissenschaften lediglich genaue Beobachtung der „sprachlichen Erscheinung" das wirksame Mittel sein, das Fehler in den Prämissen vermeidet? Diese sonderbare Auffassung hat zur Grundlage den Satz: „Sprechen ist Denken", der in dem Sinne, in welchem ihn neuerdings Max Müller in seinem Werke „Das Denken im Lichte der Sprache" durchgeführt hat, auch umgekehrt gilt. Wenn nun Sprechen Denken ist, so heifst naiv und instinktiv sprechen ebenso denken, d. h. ohne Bewufstsein der Gesetzmäfsigkeit und damit der Richtigkeit oder Unrichtigkeit, und bewufst sprechen heifst mit Bewufstsein der Gesetzmäfsigkeit und folglich „wissenschaftlich" denken. Wer nicht an einer „Grammatikblindheit" höherer Ordnung leidet, dem braucht man wohl nicht weitläufig nachzuweisen, dafs im Handumdrehen Sprachgesetzlichkeit mit Denkgesetzlichkeit, Sprachrichtigkeit mit Sachrichtigkeit verwechselt wird. Und auf dieser Verwechslung wird dann die ganze pädagogische Theorie aufgebaut: Um zum „bewufsten" Sprechen und damit zu wissenschaftlichem Denken sich zu erheben, müsse man sich „von den Banden der eigenen Sprache befreien", und dies geschehe am wirksamsten durch intensive Vergleichung mit der toten Sprache des Lateins, wie sie beim Hinübersetzen bethätigt werde. Bis zu einem gewissen Grade könne vielleicht dies Ziel an einer lebenden Fremdsprache erreicht werden, aber aus naheliegenden Gründen nicht so sicher und gründlich wie an dem toten, nicht mehr dem Flufs unterliegenden Latein.

Angenommen, das sei alles wahr: wie steht es dann mit den einsprachigen Menschen aller Zeiten, die nie übersetzt haben? Es scheint schon nicht wahr zu sein, dafs es ohne Kenntnifs von Fremdsprachen und ohne Übersetzen kein klares grammatisches Bewufstsein gebe. Denn ein solches verrät doch die Kategorienlehre des Aristoteles, den wir uns wohl einsprachig denken müssen. Und die einsprachigen Denker vor und nach ihm, die wenig oder gar keine grammatischen Exerzitien durchmachten, woher kam ihnen die staunenswerte dialektische Schärfe des Denkens, wenn ihnen „die wichtigste logische Schulung" fehlte? Ferner: während ich diesen Aufsatz schreibe, glaube ich doch nach Kräften logisch und „wissenschaftlich" zu denken; ich habe aber noch bei keinem einzigen Satze, den ich bisher niedergeschrieben, „die grammatischen Kategorien bewufst mitgedacht", folglich nach Keller nicht bewufst und klar, nicht logisch und wissenschaftlich gedacht!? Mir und vielleicht doch auch noch einigen anderen Leuten scheint dagegen die Sache so zu sein: je energischer einer denkt, indem er in eine wissenschaftliche Frage, ein Problem sich vertieft, desto weniger kann er die grammatischen Kategorien und Gesetze „bewufst mitdenken", deren beständiges Mitdenken ihm auch gar nichts helfen würde zur Lösung der Frage,

selbst wenn diese eine philologische ist! Für den Anfänger in der Kunst des Übersetzens ist solches Mitdenken zur Vermeidung von Fehlern notwendig, wie für den Anfänger in der Musik das Mitzählen der Taktteile; für den Geübteren ist es schon weniger nötig, ganz unnötig und ebenso unnütz ist es für jede eigentlich wissenschaftliche Thätigkeit. Durch sprachliche Durchbildung im Sinne grammatischer Bewufstheit wird allerdings die sprachliche Darstellung unserer Gedanken vorteilhaft gesichert werden, aber die Frage, um die es sich handelt, ist eben die, ob diese wünschenswerte grammatische Schulung nicht in vollständig zureichendem Mafse durch blofses Herübersetzen erreichbar ist. Mag man immerhin das Hinübersetzen für „schwieriger" und deswegen für erziehlich wirksamer, fruchtbarer und bildender erklären, — wir werden uns das nachher überlegen —, man wird doch zugeben müssen, dafs beim Her- wie beim Hinübersetzen im wesentlichen dieselben geistigen Thätigkeiten, nur in umgekehrter Richtung, wirksam sind, ein Vergleichen und Unterscheiden, ein mannigfaches Prüfen des Verhältnisses der Wörter und Sätze, ein abwägendes Untersuchen der Sprachäquivalente, kurz alles das, worin eben diese „allerfeinste Beobachtung" besteht. Oder sagen wir vorsichtiger: es können auch beim Herübersetzen mit derselben Genauigkeit und Gründlichkeit die gleichen geistigen Thätigkeiten ausgeübt werden. Denn bei der bisherigen Praxis des vielen und langjährigen Hinübersetzens wurde wohl beim Herübersetzen schon von unten auf weniger umständlich und zeitraubend verfahren. Es kann also das, was als wirklicher Effekt des Übersetzens zu betrachten ist, ein gewisses Mafs philologischer Sprachbildung, auch durch blofses Herübersetzen erzielt werden. Wenn nun das Hinübersetzen keinen wirklich nachweisbaren Überschufs an Gewinn für die geistige Erziehung und Ausbildung für sich geltend machen kann, und das Herübersetzen ohne jedes Hinübersetzen möglich ist, so wird man vernünftiger Weise schon aus Gründen der Ökonomie des geistigen Lebens sich auf das Herübersetzen beschränken sollen.

Doch nun will eine Einwendung zu Worte kommen, die schon lange wartet: Indem wir zugegeben haben, dafs zum Übersetzen eine Menge feiner Denkoperationen des Vergleichens, Unterscheidens u. s. w., kurz die „allerfeinste Beobachtung" erforderlich ist, sei doch zugestanden, dafs das Übersetzen eine umfassende und vielseitige Denkübung, also ein „unzweifelhaftes Mittel zur Schärfung des Verstandes und zur Bildung der Urteilskraft", und das heifse doch wohl zu logischer Schulung sei. — Gewifs, nur ein kompleter Narr könnte bestreiten, dafs das Übersetzen, vorab in eine oder aus einer toten Sprache eine Denkübung und sogar eine sehr intensive ist, weil jeder Versuch das spürbar lehrt. Und in den dabei in Thätigkeit tretenden Denkoperationen ist wie in allen das Logische, die Denkgesetzlichkeit wirksam, nur dafs sie als solche beim Übersetzen unbewufst, „instinktiv" bleibt, weil dabei Aufgabe und Zweck der Denkthätigkeit die Erzeugung eines sprachlichen Inhalts, nämlich des richtigen, deckenden Sprachausdrucks, nicht

die Erzeugung einer Einsicht in den Unterschied des Logischen vom Unlogischen, des Denknotwendigen vom Denkunmöglichen ist, und nur Übung in einem darauf gerichteten Denken heifst mit Grund und Recht „logische Schulung". Die Richtigkeit oder Unrichtigkeit des Sprachausdrucks, das Deckende oder Nichtdeckende desselben ist nicht identisch mit denknotwendig und denkunmöglich oder, was dasselbe sagt, mit logisch und unlogisch. In allem Denken, das diesen Namen verdient, bethätigt sich mehr oder weniger unbewufst die angeborne „instinktive" Logik, das „Denkvermögen" oder der „Verstand", aber diese Bethätigung nennt mit Recht niemand „logische Schulung", weil diese letztere nicht in logischem Denken, sondern in reflektierendem Denken über das Logische oder Unlogische von Gedachtem und Behauptetem besteht. Das beim Übersetzen bethätigte Denken ist eine sehr gesunde, geistige Elasticität entwickelnde Übung in abstraktem Denken und deswegen zweifellos eine unschätzbare Vorschule für wissenschaftliches Denken, aber es ist nicht selber schon wissenschaftliches Denken und darum keine Übung oder Schulung in solchem, weil in allem wissenschaftlichen Denken das Augenmerk auf die Richtigkeit des Gedankeninhalts eingestellt sein mufs. Damit glaube ich hinreichend mit dem Einwand mich auseinandergesetzt zu haben, den der verehrte, weil verdiente Rektor Deuerling vor Jahren in diesen Blättern gegen meine Unterscheidung von Grammatik und Logik erhoben hat.

Also, das Übersetzen als Bestandteil des Schulbetriebs hat sich als notwendig zur Erzielung des Mafses von philologischer oder kritischer Sprachbildung erwiesen, das zur sog. allgemeinen Bildung gehört, weil ohne Schulung dieses Mafs nur selten zu finden ist, und aus bekannten Gründen diese Schulung für uns am besten, wirksamsten und zweckmäfsigsten am toten Latein erfolgt. Nun glaubt und sagt man, es sei zu dem Zweck das blofse Herübersetzen nicht ausreichend, sondern Hinübersetzen erforderlich, und hat bisher auf diese Voraussetzung den gymnasialen Unterrichtsbetrieb eingerichtet.

Im Zeitalter, in welchem niemand mehr lateinisch schreibt und lehrt, bezieht sich die „kritische Sprachbildung", die der Gebildete braucht, offenbar auf seine Muttersprache. In dieser soll er fähig sein, grammatische Durchbildung zu bekunden. Da dies doch wohl unbestreitbar sein dürfte, möchte man erwarten, dafs das Übersetzen in den Dienst dieses Zwecks gestellt und folglich Sprachbildung durch Herübersetzen angestrebt würde. Man läfst sich aber, soviel ich sehe, durch zwei Gründe zur Umkehrung der Sache bestimmen. Man fürchtet einmal, dafs es beim blofsen Herübersetzen nicht zu der rechten Energie in der grammatischen Durchbildung komme, sodann hält man das Hinübersetzen für „schwieriger", weil es nicht blofs ein Wissen, sondern ein Können verlangt, und daher für eine anstrengendere geistige Arbeit als das Herübersetzen, bei welchem ein gewisser Instinkt helfe und die meist in genügendem Mafse schon vorhandene Beherrschung der Muttersprache die Haupt-

arbeit sozusagen spielend thue, und es sei doch der erziehliche Zweck, dafs der Schüler ernst und angestrengt geistig arbeiten lerne.

Es hat immer etwas Mifsliches, wenn man gegen Anschauungen sich wenden mufs, die sich mit der Wucht ethischen Ernstes vortragen. Aber auch dieser ethische Ernst kann täuschen, er kann auch blofs Stütze einer irrtümlichen Anschauung sein und darf daher von unbefangener Prüfung des Wahrheitsgehalts ihrer Gründe nicht abhalten.

Ob nun nicht zunächst die erstere Besorgnis, dafs ohne Hinübersetzen die Gründlichkeit der grammatischen Durchbildung Einbufse erleide oder ganz verloren gehe, auf einem Irrtum beruht? Weil bisher das Hinübersetzen vorausgegangen ist, dabei die Einführung ins grammatische Bewufstsein und Verständnis erfolgte und mit allem Nachdruck betrieben wurde, eben deswegen aber das bisherige Herübersetzen schon von Anfang an mit Grammatikbetrieb wesentlich nur soweit belastet wurde, als zu Zwecken des Herübersetzens eine Ergänzung des deutsch-lateinischen grammatischen Wissens aus der latein-deutschen Grammatik notwendig war, ist der Eindruck oder das Gefühl sehr erklärlich, dafs die grammatische Durchbildung in der Luft schwebe, wenn man ihr den Nährboden des Hinübersetzens entziehe. In Wirklichkeit aber würde, wenn man sich grundsätzlich auf das Herübersetzen beschränkte, der Schüler in dieselbe, nur, wie Wirth sehr klar dargethan hat, etwas reichere Grammatik eingeführt werden, nur dafs ihre Richtung latein-deutsch wäre. Nicht eine grammatische Kategorie, nicht eine grammatische Beziehung, Form oder Gesetz käme weniger zur Einübung; nur würde ihre Wirkung mehr auf Erschliefsung und Festigung des grammatischen und stilistischen Verständnisses der Muttersprache gehen, während sie beim Hinübersetzen mit sehr mäfsigem Erfolg Sicherheit in lateinischer Sprachrichtigkeit beabsichtigt. Denn bei letzterem geht man vom analysierten grammatischen Bau des deutschen Satzes zur sprachrichtigen lateinischen Satzkonstruktion als Zielleistung fort, bei jenem von der grammatischen Analyse des lateinischen Satzes zur muttersprachlichen Satzkonstruktion. Der Lehrer hat es auch beim Herübersetzen durchaus in der Hand, gegen ihre Neigung, rasch und ungründlich sofort zu beiläufiger Verdeutschung zu eilen, die Schüler zu der bedächtigsten, Schritt für Schritt alle erforderlichen Denkoperationen der Reihe nach ausführenden Thätigkeit zu zwingen, durch welche vollkommene sprachliche Durchbildung erworben werden mufs. Würde also ausschliefsliches Herübersetzen entsprechend betrieben, so ist schwer abzusehen, wie dabei sprachliche Durchbildung weniger erreichbar sein sollte, wohl aber ist klar, dafs sie direkter und kräftiger der Muttersprache zu Gute käme, was doch bezweckt wird. Die bekannte Erscheinung, dafs Schüler, wenn sie ein Stück hinübersetzt haben, oft von seinem Inhalt und Sinn kaum noch etwas wissen, weil die Aufmerksamkeit von der Zielleistung, dem gesuchten lateinischen Ausdruck, absorbiert wurde, zeigt auch, dafs die deutsche Sprachform dieses Inhalts nur Gegenstand einer

mehr oder weniger flüchtigen Aufmerksamkeit gewesen sein kann, während sie beim Herübersetzen als Zielleistung im Mittelpunkt derselben steht.

Die eingelebte Praxis des Hinübersetzens hat aber noch eine starke Wurzel, vielleicht ihre Pfahlwurzel in dem deutlichen Gefühl, das jeder Lehrer hat, daſs das Hinübersetzen „schwieriger" ist als das Herübersetzen, daſs daher der Verzicht auf das erstere einem feigen Zurückschrecken vor dem eigentlich Anstrengenden gleichsehe und damit also einer verächtlichen Verweichlichung Thür und Thor geöffnet werde.

Worin besteht nun diese gröſsere Schwierigkeit? Beim Hinübersetzen drohen auf Schritt und Tritt lexikalische, grammatisch-syntaktische, stilistische „Fehler". Ihre Vermeidung kostet empfindbar eine viel angestrengtere Aufmerksamkeit als das Geschäft des Herübersetzens, bei welchem das Gefühl der Unsicherheit seltener und nicht mit der Stärke sich einstellt wie beim Hinübersetzen. Dies Gefühl ist bei letzterem um so peinlicher, als der Schüler, in je höhere Klassen er aufrückt, um so mehr die Erfahrung macht, daſs die gröſste Aufmerksamkeit an dieser Unsicherheit nicht viel zu ändern vermag. Das Gefühl der Sicherheit kann ja der Hinübersetzer bezüglich des sprachgebräuchlichen lateinischen Ausdrucks überhaupt nur soweit haben, als er sich ohne Selbsttäuschung bewuſst ist, daſs das von ihm produzierte Latein wirklich klassisch ist, d. h. bei den hierüber maſsgebenden Autoren sich findet. Nun pflegt der Umfang der bezüglichen Kenntnis beim Durchschnittsschüler sehr bescheiden zu sein, und diesem Umfang proportional muſs naturnotwendig die Gröſse der Unsicherheit sein. Man sollte die Aufgabe, zu wissen, wie drei oder vier lateinische Prosaschriftsteller gewöhnlich einen Gedanken ausgedrückt haben, für den eine mögliche neuhochdeutsche Fassung als Übersetzungstext vorliegt, nicht so fast schwierig und ihre Lösung anstrengend, als unnatürlich und eine ziemlich aussichtslose Marter nennen, weil das unvermeidliche Gefühl der Unsicherheit eben eine Marter ist. Die umgekehrte Aufgabe aber ist lösbar und hat einen natürlichen Anreiz, nämlich in seiner Muttersprache sich zum Verständnis zu bringen, was und wie das für uns geschichtlich wichtigste Kulturvolk gedacht und gesprochen hat. Ich kann hierüber wieder auf Wirth verweisen, der auch diesen Punkt klar und meines Erachtens unwidersprechlich dargelegt hat.

Ist aber nicht das bloſse Herübersetzen zu leicht, als daſs es dem Zweck genügte an angestrengtes geistiges Arbeiten zu gewöhnen? Es gibt gewiſs ein oberflächliches Herübersetzen und Lesen, das den Namen Arbeit nicht verdient, und in der Ära des Hinübersetzens wäre es erklärlich, wenn das Herübersetzen mehrfach nicht mit der Gründlichkeit betrieben worden wäre, der es an sich gleichfalls Raum gibt, ja die ein richtiges Herübersetzen unbedingt erfordert, weil eben das Hinübersetzen zuviel Arbeitskraft verschlang. Und ein wirklich gründliches Herübersetzen stellt, so möchte ich denn doch meinen, bis zur Oberklasse hinauf eine Klimax von Schwierigkeit vor, die auch

dem begabtesten Schüler genügend Gelegenheit zum Kopfzerbrechen bietet. Die vollkommen exakte Erfassung des lateinischen Sprachtextes nach Form und Inhalt, die vollständige Bewufstmachung des daran national und historisch Eigentümlichen als einer Differenzierung des allgemein Menschlichen, endlich die möglichst deckende Umsetzung desselben in unsere Denk-, Anschauungs- und Ausdrucksweise durch die einfachsten Mittel, das ist schon bei Cäsar und Livius, geschweige bei den Dialogen des Cicero oder den Episteln des Horaz eine Leistung, die der beste Lehrer nicht immer im absoluten Sinne fertig bringt, und der relativ gerecht zu werden der Schüler seine ganze Kraft einsetzen mufs. Wer weifs, um wieviel umständlicher, zeitraubender und anstrengender die gründliche Korrektur von latein-deutschen Übersetzungsarbeiten in den oberen Klassen ist als die der „Stilübungen", der kann unmöglich glauben, dafs jene Leistung spielend leicht sei. Sie ist sehr schwer, aber möglich, während es dem Schüler unmöglich ist, „eine sachliche, logische und ästhetische Herrschaft im lateinischen Idiom auszuüben". In gewissem Mafse kann er eine solche „Herrschaft" in seiner Muttersprache ausüben, und vorliegendes, von wirklichen Römern stammendes Latein kann er zu vollem sprachlichen und sachlichen Verständnis sich bringen, aber nicht produzieren.

Sollten die Herübersetzungspädagogen mit all ihren bisher von mir entwickelten Gründen Recht haben, so würde, was die dritte Gruppe ihrer Gegner noch ins Feld zu führen hat, ihren schliefslichen Sieg schwerlich aufhalten können. Sie scheint zu glauben, dafs, wer die stilistischen Bemühungen nicht durchgemacht hat, wer sich nicht redlich und im Schweifse des Angesichtes geplagt hat, ein wirkliches Deutsch in ciceronisches Latein umsetzen zu können, weder in der lateinischen noch in der eigenen Sprache es zu rechter linguistischer Erkenntnis, zu anschaulicher Einsicht in die Kräfte und Schätze beider bringe. Nägelsbach wenigstens meint in der Einleitung zu seiner lateinischen Stilistik, 5. Aufl. S. 9: „Der Deutsche verzichte auf das Lateinschreiben, und er verzichtet zugleich auf ein aus dem Gegensatz zu gewinnendes Wissen von dem, was seine Sprache so reich macht, und auf eine stets sich mehrende Erkenntnis der im Lateinischen verfügbaren Kräfte. Man wende nicht ein, dafs zur Gewinnung solcher Einsicht das Übersetzen in die Muttersprache zureichend sei. Hier werden wir nur veranlafst, den Leistungen einer armen Sprache mit den Mitteln einer reichen zu entsprechen; wir sind nur genötigt, in unserem eigenen Besitztum recht zu Hause zu sein. Aber wir lernen die Kräfte nicht oder nur mangelhaft kennen, durch welche die lateinische Armut es mit dem deutschen Reichtum aufnimmt; wir beuten das Lateinische nicht aus, wir legen nicht diesem die Fragen und Probleme vor." Man darf wohl sagen, dafs mit diesen Worten die feinste Absicht der Hinübersetzungspädagogik und das ausgesprochen ist, worin sie die „edelste Geistesgymnastik" erblickt. Lange Jahrzehnte war man denn auch bestrebt, das durch grofse Denker und Dichter allmählich reich

gewordene Deutsch durch die relative Armut der lateinischen Rede zu decken, die dem Lateiner karg zugemessenen Darstellungsmittel zur Deckung der deutschen Anforderungen auszubeuten, durch sachgemäfse und energische Verwendung der vorhandenen lateinischen Ausdrucksmittel sozusagen die Kraft der toten Sprache zu steigern.

War aber das nicht an sich und von Haus aus ein wunderliches Beginnen? Man mufs, sagt Nägelsbach, das Latein verfügbar haben „in Bezug auf den innerhalb der deutschen Sprache jetzt entwickelten Reichtum, die Fülle unserer deutschen Diktion, die Masse von Anforderungen, welche besonders unser wissenschaftlicher Stil macht". — Ist denn das möglich? „Gewifs", würde Nägelsbach antworten, „denn ich kann es und thue es täglich, und überall entscheidet die Wirklichkeit über die Möglichkeit". In der That wissen wir ja, wie es entsprechender Belesenheit und Übung zu gelingen scheint, selbst das modernste Deutsch in vollkommen klassichem Latein, d. h. in einem sprachlichen Ausdrucke wiederzugeben, der in allen seinen Teilen durch die kanonischen Prosaiker der lateinischen Literatur belegt werden kann. Aber, ist da wirklich der deutsche Reichtum durch die lateinische Armut „gedeckt"? Es ist erklärlich, dafs es dem Übersetzer so scheint, d. h. dafs er in den von ihm durch Nachahmung erzeugten lateinischen Text den Empfindungs-, Vorstellungs- und Gedankeninhalt hineindenkt, der für ihn im übersetzten deutschen Texte liegt. Wenn aber der wirkliche Cicero oder Livius dies nachgebildete Latein hörte oder läse, so könnte es für ihn nur den Empfindungs-, Vorstellungs- und Gedankeninhalt bedeuten, der zu ihrer Zeit in dieser Sprachform zum Ausdruck kam. Denn Denken und Sprechen sind, wenn nicht identisch, so doch in dem Sinne von einander abhängig, dafs mit dem Denken die Sprache sich ändert, dafs z. B. das neuzeitliche Denken des gebildeten Deutschen nicht in der mittelhochdeutschen Sprache sich aussprechen kann, und die mittelalterliche Zunge nicht das Denken Lessings oder Kants aussprechen konnte. Eine noch unvergleichlich gröfsere Kluft trennt aber jetziges deutsches Denken und Sprechen vom Denken und Sprechen der lateinischen Klassiker. Der „Armut" der lateinischen Sprache entspricht die gleiche Armut des lateinischen Denkens und ihr gegenüber dem „Reichtum" unsrer Sprache ein solcher unsres Denkens. Unsere Lebens- und Weltanschauung, das ganze geistige Leben ist durch die zwei Jahrtausende hindurch, die uns von Cicero trennen, inhaltlich unmefsbar reicher und so ganz anders geworden, dafs es durch die „Armut" einer Sprache, welche ädaquate Form eines um soviel jüngeren Geisteslebens war, unmöglich gedeckt werden kann. Wäre das möglich, so müfste es auch möglich sein, dafs der lebendige geschichtliche Fortschritt des wissenschaftlichen Denkens sowohl als auch des dichterischen Gestaltens in einer toten Sprache erfolgte, also dafs Kant seine Kritiken, Goethe seinen Faust in der Sprache Walthers von der Vogelweide oder Ciceros geschrieben hätte. Neues, wissenschaftlich produktives Denken findet aber nie in einer toten Sprache statt.

Deswegen konnte schon die mittelalterliche Philosophie und Theologie sich nicht im klassischen toten, sondern nur in einem lebenden „barbarischen" Latein ausleben, und wenn nach ihr das wissenschaftliche Leben nicht den Übergang zur Muttersprache vollzogen hätte, so hätte es nicht etwa zum toten Latein zurückgreifen können, sondern würde das mittelalterliche Latein haben lebendig fortbilden müssen. Einem Thomas von Aquin und seinen Zeitgenossen ist es daher auch gar nicht eingefallen, auch so wie die Pädagogen des 19. Jahrhunderts das wissenschaftliche Denken ihrer Zeit in eine tote Sprache übersetzen zu lassen. Welchen Sinn hat es denn also, das in einer lebenden Sprache gedachte und nur in ihr ursprünglich Denkbare in eine tote zu übersetzen? Setzt man da nicht voraus, dafs Cicero in seiner bewunderten Sprache die Gedankengänge Lessings oder Kants oder der mittelalterlichen Denker habe ausführen können? Und welchen Sinn hat diese Voraussetzung?

Ich wäre dankbar, wenn mir einer mit überzeugenden Gründen diese Auffassung der Sache widerlegen würde, die sich einstweilen mir als die wahre aufdrängt. Ist sie wahr, so würde, wer auf dem Standpunkt Nägelsbachs steht, zugeben müssen, dafs er sich bei seinen stilistischen Bemühungen einer Illusion hingibt. Aber, so könnte er immer noch sagen, wenn es auch eine Illusion sein sollte, es ist doch nicht blofs eine schöne und süfse, sondern dies Hinübersetzen erst erschliefst uns doch auch den vollen Einblick in die einzigartige Schönheit und Vollkommenheit der Sprache eines Cicero, dieses gröfsten Stilisten der Weltgeschichte. Dies wäre denn der letzte Grund, die letzte Bastion, auf die sich die Hinübersetzungspädagogik stützt. Ihre junge Gegnerin dürfte etwa so erwidern können. Diese stilistische Meisterschaft des Cicero kann durch entsprechend betriebene Lektüre desselben zu vollständiger Kenntnis und innigstem Genufs gebracht werden. Wenn es eine mystische Vorstellung ist, dafs man durch Hinübersetzen die Kräfte kennen lerne, durch welche die sprachliche Armut Ciceros es mit dem deutschen Reichtum aufnehmen könne, so ist eben auch die Anschauung hinfällig, seine Sprache könne in einzigartiger Weise allen geistigen Inhalt zum vollendetsten Ausdruck bringen und sei die schlechthin klassische. Wer hat, besonders an seinen rhetorischen und philosophischen Schriften, nicht die begriffliche Unklarheit und Verschwommenheit seiner Ausdrucksweise empfunden, die dabei für seine Zeit und die geschichtliche Entwicklungsstufe, die seine Sprache hatte, das Höchste und Vollendetste darstellt, das es gibt? Denken wir uns den Stil Ciceros, soweit dies überhaupt denkbar ist, in neuhochdeutscher Zunge nachgebildet: würden wir darin die höchste Schönheit und Vollkommenheit sprachlichen Ausdrucks erblicken? Wenn man Cicero den Stilisten der Weltliteratur per excellence genannt hat, so kann das nur den Sinn haben, dafs seine Prosa den Eindruck macht, ihre Form sei die nur einmal erreichte Verwirklichung vollendetster sprachlicher Darstellung. Das kann man in gewissem Sinn zugeben, ohne der Folgerung zuzustimmen, die daraus

gezogen wird, dafs man nämlich in seinem lateinischen Stil sich hinübersetzend geübt haben müsse, um eine ähnliche stilistische Vollkommenheit im Deutschen annähernd zu erreichen. Dazu langt nicht blofs vollständig ein richtiges Herübersetzen seiner Schriften, sondern dieses allein dient auch wirklich dem genannten Zwecke. Denn wenn man, wie die mittelalterliche Schule in ihrer Weise das Lehren und Lernen nur lateinisch betrieb, so in unseren Gymnasien mit Ausschlufs jeder Klassikerlektüre nur das Hinübersetzen betreiben liefse von Lehrern, die ihr stilistisches Können natürlich nur ihrer lateinischen Belesenheit verdanken könnten, so würden die Schüler wohl ein sonderbares Latein-Deutsch sich angewöhnen, aber aus solchem Schulbetrieb nicht einen guten deutschen Stil gewinnen können. Dem letzteren Zwecke dient thatsächlich das Hinübersetzen gar nicht, wohl aber ein richtig betriebenes Herübersetzen.

Und so scheint denn, wenn nicht neue und stichhaltigere Argumente vorgebracht werden können, die Ära des Hinübersetzens wohl ihrem Ende entgegenzugehen, um einem entsprechend einzurichtenden Herübersetzen die Aufgabe der grammatisch-stilistischen Durchbildung abzutreten und innerhalb des philologischen Gymnasialunterrichts auch mehr Zeit und Raum zu lassen für wirklich logische Schulung. Es würde nämlich, wenn der grofse Kraftaufwand, den das Hinübersetzen in Anspruch nahm, wegfiele, nicht blofs eine umfassendere Lektüre der alten Klassiker möglich werden, sondern auch noch Platz geschafft für eine gründlichere und ergiebigere Pflege des deutschen Aufsatzunterrichtes, dieses für diejenige „logische" Ausbildung, die überhaupt das Gymnasium anstreben kann, wichtigsten Unterrichtszweiges. Sie betrifft nämlich die erste oder elementare Stufe im Unterschiede von der zweiten oder fachmännischen, welche in der Erwerbung der Fähigkeit besteht, auf einem bestimmten Gebiete selbständig und sicher die Methoden des untersuchenden Denkens, also die analytischen und synthetischen Methoden, die Methoden des experimentellen oder komparativen Verfahrens behufs Gewinnung wissenschaftlicher Wahrheit zu handhaben. Das Übersetzen ist nur eine formale Vorschule dazu, weil dabei zwar auch Lexikon, Grammatik, antiquarische Kenntnisse zu einem vielseitigen Analysieren und Vergleichen benützt, aber damit nicht ein auf seine Richtigkeit geprüfter Gedankeninhalt, sondern blofs eine andere Sprachform gewonnen wird. Ausbildung des eigentlichen fachmännischen Denkens ist nicht Aufgabe des Gymnasiums; dieses hat in seinen Zöglingen die erste Stufe wirklich logischer Durchbildung zu üben mittels des Aufsatzes. Dabei wird von einer gewissen Klasse an mehr und mehr die Prüfung der einzelnen Sätze auf ihren logischen Bau, ihre inhaltliche Richtigkeit, und des Zusammenhangs der Sätze auf seine Folgerichtigkeit zur Hauptsache. Es beschränkt sich aber dabei die Bethätigung des logischen Vermögens auf die Handhabung der Formen des darstellenden Denkens, also der Operationen des Definierens, Gliederns und Begründens, deren Ineinandergreifen den Aufbau eines Aufsatzes zu bestreiten hat. Die Ausbildung dieser logischen Fertigkeit

möchte bei dem massenhaften und zeitraubenden Hinübersetzen, das jene Ausbildung durchaus nicht irgendwie mitbesorgt, leicht zu kurz gekommen sein. Nur Mangel an dieser konnte Virchow meinen, wenn er neuerdings über Abnahme an Denkklarheit und Denkkraft klagte, und er irrte eben, wenn er solche Abnahme auf einen Rückgang der grammatischen Schulung zurückführen zu müssen glaubte.

Dafs, wenn die Beschäftigung mit den toten Sprachen und Literaturen auf das Hinübersetzen verzichtet, auch der Betrieb der neueren Sprachen darin folgen solle, ist der Konsequenz wegen und aus der Besorgnis verlangt worden, sie möchten sonst bald eine dominierende Stellung gewinnen und den Grundcharakter des humanistischen Gymnasiums gefährden. Mir scheint, dafs die Hauptgründe, die gegen das Übersetzen in die toten Sprachen vorgebracht werden, gegen solches in lebende nicht gelten, dafs dagegen Baumeister zwar vielleicht übertrieben, aber, wenn schon bitter, doch nicht ganz grundlos von wertloser „französischer Glanzwichse" gesprochen hat und nachdrücklich den gymnasialen Standpunkt betont, wenn er sagt: „Salonkonversation wollen wir überhaupt in der Schule nicht lehren: der Versuch führt zur Papageienhaftigkeit und zum gedankenlosen Phrasentum". Und dafs andrerseits die „philologische Sprachbildung" und vor allem die historische Durchbildung, die der gymnasiale Lehrgang auch unter Verzicht auf das Hinübersetzen wird erzielen können, durch den allerneuesten Hochschul-„Vorkurs" von ein- oder zweijähriger Dauer nicht ersetzt werden kann, darüber dürften alle Sachverständigen einer Meinung sein.

Würzburg. G. Neudecker.

Zur Verteilung des deutschen Unterrichtsstoffes in den oberen Gymnasialklassen.

Bei der letzten Generalversammlung wurde unter anderem auch der Gedanke ausgesprochen, dafs eine Erhöhung der Stundenzahl im Deutschen zu wünschen wäre (Ber. S. 74 resp. 66). Eine solche erscheint wohl als unbedingte Notwendigkeit in der vierten und fünften Klasse, wenn die hohe Zahl der Hausaufgaben beibehalten wird, worauf ja bereits in diesen Blättern (Bd. 30 S. 257 ff.) hingewiesen wurde. Ob auch für die oberen Klassen sich eine Vermehrung der Stunden durchführen läfst, wird noch von einer Reihe besonderer Faktoren abhängen: auf jeden Fall aber würde es meines Erachtens einigen Gewinn bringen, wenn in der Verteilung des Unterrichtsstoffes eine kleine Verschiebung einträte, und zwar in der Weise, dafs mit Literaturgeschichte und mittelhochdeutscher Lektüre bereits in der 7. Klasse begonnen würde. Es würden daraus, wie ich glaube, dreierlei Vorteile erwachsen: die Verhütung einer allzu flüchtigen Behandlung des Mittelhochdeutschen, die Übereinstimmung des geschichtlichen und des literaturgeschichtlichen Pensums und endlich die Ermöglichung einer genaueren Bezug-

nahme auf die ältere deutsche Literatur bei der griechischen und lateinischen Lektüre.

Dafs das Mittelhochdeutsche an unseren bayerischen Gymnasien noch betrieben wird, betrachten wir wohl jetzt nicht minder als einen Vorzug derselben, wie dies Herr Oberstudienrat Dr. Lechner in seiner Rede bei Eröffnung des Neuen Gymnasiums in Nürnberg gethan hat (Jahresber. d. N. Gymn. Nbg. 1889/90 S. 57). Wenn wir unsern Schülern einen Einblick geben in den Bau und zum Teil auch in die Entwicklung der lateinischen und griechischen Sprache, so haben wir die Verpflichtung, ihnen in ähnlicher Weise auch eine Erkenntnis ihrer Muttersprache zu ermöglichen, und wenn man auch schon von der 4. Klasse an im Anschlufs an die Forderung des § 9 Abs. 7 d. Sch.-O. gelegentlich, um einzelne neuhochdeutsche Spracherscheinungen verständlich zu machen, auf das Mittelhochdeutsche verweisen kann, so haften doch derartige Aufschlüsse so lange nicht fest im Geiste des Schülers, als sie sich nicht an das anlehnen können, was er durch eigene Anschauung aus älteren Sprachdenkmälern gewonnen hat: die Anbahnung einer historischen Sprachbetrachtung ist, wie dies ja auch in § 9 Abs. 16 d. Sch.-O. zum Ausdruck gebracht wird, nur möglich auf Grund eingehenderer Behandlung der mittelhochdeutschen Laut- und Formenlehre. Bei der reichen Fülle des Stoffes aber, wie sie gegenwärtig das Pensum der 8. Klasse bietet, bei der Notwendigkeit, eine gröfsere Anzahl von Dramen im Klassenunterricht sorgfältig zu erläutern als Unterlage für die Entwickelung der Theorie des Dramas, wozu wohl kaum eine einzige Wochenstunde völlig ausreicht, während die dritte für Prosalektüre und Besprechung der Aufsätze verwendet werden mufs, — wird nur zu leicht das Mittelhochdeutsche zu kurz kommen. Beginnt dasselbe bereits in der 7. Klasse und verteilt sich die Lektüre des Nibelungenliedes, der Gudrun und Walthers auf zwei Jahreskurse, so wird einerseits die 8. Klasse nicht unwesentlich entlastet, andrerseits wird man auch der Behandlung unserer älteren Literatur die Gründlichkeit zuwenden können, die sie verdient. Die beiden grofsen Epen sollte jeder Gymnasiast vollständig gelesen haben, natürlich nur zum Teil im Urtext; aber dieser Teil sollte doch nicht allzu klein sein, und auch die Lektüre der neuhochdeutschen Übertragung sollte von der Schule überwacht und zur Ergänzung der im Urtext gelesenen Partien herangezogen werden, wie dies ja nach Ausweis der Jahresberichte bereits zuweilen geschieht, wegen der beschränkten Zeit aber vielfach unterlassen werden mufs.[1])

[1]) Auch bei Homer und den griechischen Tragikern wäre ein ähnliches Verfahren vielleicht am Platz. Eine Reihe von Gesängen, 2—3 Dramen mufs der Schüler im Original kennen lernen; würde die Lektüre der übrigen Stücke in der Übersetzung nicht dem Belieben des einzelnen überlassen, sondern von der Schule angeordnet, so könnte diese viel vollständiger in die Gedankenwelt des Altertums einführen, als wenn sie immer nur mit Bruchstücken zu rechnen hat; man könnte in der vielseitigsten Weise im sonstigen Unterrichte auf diese Grundlagen menschlicher Geistesbildung Bezug nehmen und so den Forderungen gerecht werden, die Paulsen in der Geschichte des gelehrten Unterrichts S. 777 (1. Aufl.) aufstellt, ohne mit dem Prinzipe unserer humanistischen Anstalten zu brechen.

Was bei der Lektüre im einzelnen dem Schüler entgegentritt, zu einem Gesamtbilde auszugestalten, wird Sache des literaturgeschichtlichen Unterrichtes sein. Schon aus diesem Grunde ist derselbe gleichzeitig mit dem Mittelhochdeutschen, also nach meinem Vorschlage in der 7. Klasse, zu beginnen. Wenn dabei ferner stets auf die allgemeinen Zeitströmungen Rücksicht genommen werden mufs, wie wir dies in den mafsgebenden Werken von Scherer, Vogt und Koch u. a. finden und wie es in diesen Blättern Bd. 37 S. 99 von Schneider nachdrücklich hervorgehoben wird, so ist es naheliegend, dafs man eine möglichst enge Verbindung mit dem Geschichtsunterrichte anstrebt. Dies wird aber erschwert, wenn die Begrenzung des Lehrstoffes eine verschiedene ist, wenn der historische Überblick der Literatur erst zu einer Zeit beginnt, wo man in den Geschichtsstunden bereits bis zum Erlöschen des Hohenstaufenschen Hauses vorgeschritten ist. Zudem wird es dem Geschichtslehrer der 7. Klasse, der zur Bewältigung seines Pensums in 2 Wochenstunden recht sparsam mit der Zeit umgehen mufs, nur erwünscht sein, wenn er bei den kulturhistorischen Übersichten am Ende der einzelnen Perioden auf die deutsche Stunde verweisen und, statt sich mit Besprechungen literarischer Erscheinungen aufzuhalten, die doch in der folgenden Klasse noch einmal gebracht werden müssen, dafür etwa für eingehendere Behandlung der kunstgeschichtlichen Partien freie Hand bekommen könnte. Von Vorteil ist es hierbei natürlich, wenn ein und derselbe Lehrer den Unterricht im Deutschen und in der Geschichte erteilt, wie dies bei uns doch meistens der Fall ist.

Kann man infolge der vorgeschlagenen Änderung schon vom Ende der 7. Klasse an eine genauere Bekanntschaft mit der älteren deutschen Literatur voraussetzen, so bietet sich reichere Gelegenheit, den in dieser niedergelegten Sagen- und Ideenschatz zu vergleichenden Gegenüberstellungen zu benützen bei der Lektüre des Homer und der Tragiker, des Horaz, Tacitus u. a. Nach den jetzigen Bestimmungen wäre dies fast nur in der Oberklasse möglich, und gerade in dieser Klasse wird man vielleicht mehr die Bedürfnisse der Schlufsprüfung im Auge haben und darum auf anderweitige Exkurse sich nur selten oder gar nicht einlassen können. Ich hoffe, auf den hier berührten Punkt in anderem Zusammenhang ausführlicher zurückzukommen.

Was endlich die Verteilung des Lehrstoffes auf die einzelnen Klassen anlangt, so denke ich mir dieselbe etwa in folgender Weise. Der 6. Klasse fällt Goethes Hermann und Dorothea zu, das zwar jetzt schon vielfach in dieser, häufig aber auch erst in der 7. Klasse gelesen wird. Für manche der Fragen, wie sie etwa im Anschlufs an

---

Zum Auskunftsmittel der Übersetzungen mufs man ja doch schon greifen, um z. B. bei der Lektüre von Lessings Laokoon oder Schillers Braut von Messina auf den Philoktet oder König Ödipus hinweisen zu können, die doch nicht in jedem Jahreskurs im griechischen Text gelesen werden. Wird dazu noch in der Schule die Benützung von vollständigen Ausgaben verlangt, so gibt die genauere Bekanntschaft mit der Übersetzung vielleicht dem oder jenem strebsamen Schüler die Anregung, sich auch im Original Stücke anzusehen, die im Unterricht nicht gelesen wurden.

dies Werk sich besprechen liefsen[1]), wird freilich in der 6. Klasse noch das Verständnis fehlen; aber ein Jahr später wird es nicht viel besser sein. Will man nach dieser Seite hin die Auffassung vertiefen, so müfste dies eben in der Oberklasse im literaturgeschichtlichen Unterrichte geschehen.

Die Zeit hierfür wird in der 6. Klasse unschwer zu gewinnen sein, wenn man bei den Balladen und Romanzen, die ihrem Inhalte nach dem Schüler bereits von der früheren Stufe[2]) her bekannt sind, sich auf eine zusammenfassende Behandlung nach den Gesichtspunkten beschränkt, wie sie z. B. in Lyons Zeitschr. f. d. deutschen Unterr. 7. 1 von Draheim und in der Sammlung „Aus deutschen Lesebüchern" IV. S. 865 ff. von Polack aufgestellt sind.

In der 7. Klasse würden dann am Anfange des Schuljahres die beiden Stunden auf die Besprechung der Hausarbeiten und die Behandlung der lyrischen Dichtungsarten und ausländischen Reimstrophen zu verwenden sein. Ist man in der Geschichte bis zur Völkerwanderung etwa gelangt, so tritt für das letztere Mittelhochdeutsch und Literaturgeschichte ein, wozu wohl die eine Wochenstunde vollständig benützt werden mufs; in die andere haben sich Hausarbeiten und neuhochdeutsche Lektüre zu teilen. Das Drama bleibt ausschliefslich der 8. und 9. Klasse vorbehalten; die leichter verständlichen Dramen, welche dem Schüler inhaltlich schon durch frühere Privatlektüre bekannt sind, lassen sich wohl ohne weiteres bei der Entwicklung der Theorie des Dramas beiziehen und verwerten.

Die mittelhochdeutsche Lektüre könnte in der 7. Klasse das Nibelungen- und das Gudrunlied, in der 8. Walther bilden; die Literatur-

[1]) Vgl. Neudecker in der Beil. zum Jahresber. des Realgymnasiums Würzburg 1896 und Biese in „Lehrprob. u. Lehrgänge" 54 S. 46 ff.

[2]) Auch bei der deutschen Lektüre läfst sich, glaube ich, eine doppelte Stufe unterscheiden, ähnlich wie beim Geschichtsunterrichte von der Sch.-O. § 14 Abs. 1 ein doppelter Gang gefordert wird Aber es ist wohl bei letzterem eine vollständig durchgeführte reinliche Scheidung nach den in § 14 Abs. 2 und 3 der Sch.-O. gegebenen Anweisungen nur schwer möglich und auch kaum beabsichtigt; schon die Einrichtung unserer Lehrbücher zeigt, dafs bereits auf der ersten Stufe dem Zusammenhang der Thatsachen Aufmerksamkeit zuzuwenden ist, während auch auf der zweiten das biographische Moment eine Rolle spielen wird, weil eben „die Geschichte im innersten Kern auf den Kräften persönlichen Lebens beruht", „die Schicksale und Wandlungen der Persönlichkeit im innigsten Zusammenhang mit denen des Zeitalters stehen" (histor. Zeitschr. 82 S. 282 und S. 321; vgl. auch 83 S. 105 und S. 441; Treitschke, Politik I. S. 62). In entsprechender Weise wird bei der deutschen Lektüre auf der ersten Stufe vor allem der Inhalt an sich klarzulegen sein, während auf der zweiten das einzelne Werk mehr nach der Seite betrachtet wird, dafs sich an ihm die Eigentümlichkeiten gerade des betr. Verfassers erkennen lassen; aber es wird eben die Berücksichtigung dort des Objektiven, hier des Subjektiven doch immer nur vorwiegende, nicht ausschliefslich geltende Bedeutung haben; man wird dort schon auf die Persönlichkeit des Dichters hinweisen, wie dies durch die kurzen biographischen Notizen in unseren Lesebüchern angedeutet ist, hier eine Erläuterung des Inhaltes nicht gänzlich unterlassen können. Dem dritten „Gang durch die Weltgeschichte" endlich, wie ihn Stich in der Vorrede zur 2. Auflage seines Lehrbuches der Geschichte I. S. IV skizziert, liefse sich die Vertiefung der Auffassung einzelner hervorragender Werke im Zusammenhang der literaturgeschichtlichen Betrachtung vergleichen; vgl. oben die Bemerkung über „Herm. u. Dor."

geschichte wäre in der 7. Klasse bis zum Ende der ersten Blütezeit zu führen; in der 8. würde sie den Verfall mittelalterlicher Dichtung und das Reformationszeitalter umfassen. Die geringe Ausdehnung des betr. Pensums dieser Klasse käme der neuhochdeutschen Lektüre zu gute. Für die Oberklasse endlich würde die bisherige Abgrenzung des Lehrstoffes bestehen bleiben.

Kaiserslautern. K. Hoffmann.

Zum Arithmetikunterricht.

Der Vortrag des Herrn Prof. Dr. Stapfer in Regensburg hat mich veranlafst einen längst gehegten Vorsatz auszuführen: meine Erfahrungen zum Arithmetikunterricht an dieser Stelle zur Sprache zu bringen.

Der Unterricht der 1. Klasse ist äusserst belastet; die neuen in der Volksschule noch nicht geübten Methoden beim Subtrahieren. Multiplizieren und Dividieren erfordern zu ihrer gründlichen Erlernung Zeit. Die Erklärung von Mafs und Gewicht und ihrer dezimalen Schreibweise beansprucht alle Kräfte — ohne dezimale Schreibweise glaube ich nicht mehr gut auskommen zu können. — Der Rechnungen mit benannten Zahlen kann ein Lehrer niemals zuviel rechnen lassen. Diese Gründe würden es erfordern, dafs Faktorenzerlegung, Primzahlen, Teilbarkeit in die 2. Klasse hinübergenommen werden, zumal diese mit dem Pensum der 1. Klasse nicht den geringsten Zusammenhang aufweisen.

In der 2. Klasse gliedert sich alles dieses an Vielfaches und Teiler bequem an; auch machen die dazwischen liegenden grofsen Ferien eine gründliche Repetition der Faktorenzerlegung doch notwendig. Die Bruchrechnung mit unbenannten Zahlen sollte in der 2. Klasse nicht verkürzt werden, sie ist, neben anderen Vorzügen, eine hervorragende Schulung für die Algebra. Aufserdem habe ich die Erfahrung gemacht, dafs die Schüler die kompliziertesten Beispiele der Bruchrechnung mit Freuden bearbeiten. Dagegen kann die Bruchrechnung mit benannten Zahlen vollständig wegfallen, in guten Lehrbüchern (wie Sickenberger u. a.) ist sie schon jetzt auf ein Minimum beschränkt. Dafs natürlich der Schüler lernen mufs eventuelle Rechnungsergebnisse wie $1/3$ ℳ in niederere Benennungen umzurechnen, ist selbstverständlich. Die Schlufsrechnung, wie sie in der 2. Klasse betrieben werden kann, fordert nicht viel Zeit, da sie nur mit ganzen Zahlen und höchstens einfachen Brüchen ($1/2$, $2/3$ etc.) gelehrt werden soll. Die 2. Klasse hat also trotz der vorgeschlagenen kleinen Mehrung noch vollauf Zeit ihr Pensum zu bewältigen.

Die 3. Klasse hat eine anstrengende Aufgabe. Jedoch ist ihr Pensum so in sich abgerundet, dafs eine andere Einteilung als die Schulordnung vorschreibt hier nicht nötig, kaum möglich ist. Nur zum tieferen Eingehen auf Zinsrechnungen, wie es die Schulordnung will, wird sich kaum mehr die nötige Zeit finden.

Die Crux des Arithmetikunterrichtes ist nun aber der Lehrplan der 4. Klasse. Dafs die Mafsumrechnungen nicht mehr in diese Klasse gehören, hat Herr Dr. Stapfer mit Recht hervorgehoben, aber auch der andere Übungsstoff bedarf eine durchgreifende Änderung. Herr Dr. Stapfer will die Proportionen aus dieser Klasse beseitigt wissen. Das aber wäre, abgesehen von anderen Gründen, die ich später erwähnen werde, eine verfehlte Mafsregel schon deshalb, weil die Proportionen an sich sehr leicht sind und auf den voriges Jahr behandelten Dreisatz interessante Streiflichter werfen. Die Schwierigkeit beruht nicht sowohl auf den Proportionen, als vielmehr auf deren ausgedehnter Anwendung, wie sie die Schulordnung vorschreibt. Herr Prof. Dr. G. Bauer, mit welchem ich öfters Gelegenheit hatte über diese Angelegenheit zu sprechen, ist der Ansicht, dafs in Anwendungen hier des Guten zu viel geschieht. Vor allem sollten Proportionen niemals angewendet werden auf Aufgaben, welche sich durch Schlufsrechnung einfacher oder ebensogut ausführen lassen. Das was hier zu fordern ist, wäre Erklärung des „Verhältnisses", seine Umwandlung in Quotienten und Bruch, infolgedessen sein Vereinfachen und Erweitern, die Bildung von einfachen Proportionen und deren Lösung. Dafs das alles in der 4. Klasse leicht erreicht werden kann, ist ersichtlich.

Die 6. Klasse hat gegenwärtig schon ein sehr grofses Pensum in der Algebra, welches nicht vergröfsert werden dürfte, ohne dafs etwas anderes darunter litte. Auch brauchen die Proportionen nicht den geringsten mathematischen Apparat, viel weniger als die Bruchrechnung. Der einzige Satz von der Gleichheit der Produkte wird durch die Schüler selbst ohne die mindeste Schwierigkeit induktiv gefunden und kann dann nachträglich durch die Bruchrechnung leicht bestätigt werden. Auch sehe ich nicht ein, warum die Schüler, welche schon in der 1. Klasse hören, dafs ihre Landkarten verkleinert sind im Verhältnis 1 : 10000000 z. B., erst in 6 mit solchen Verhältnissen sollten rechnen können und dürfen.

Die Proportionsrechnung so, wie sie mir vorschwebt, nimmt dann natürlich höchstens ein Trimester Zeit in Anspruch. (Würden wir sie hier ganz streichen wie Dr. Stapfer, so würde ein ganzes Jahr zur Verfügung stehen.) Die anderen 2 Trimester können anderweitig verwendet werden. Hier kann dann vor allem die geometrische Propädeutik eintreten. Aber auch für sie ist ein Trimester vollauf genügend.[1]) Das andere übrig bleibende Trimester könnte dann mit genauerer Durchnahme der Zinsrechnung und ähnlicher Aufgaben ausgefüllt werden, welche ohne bestimmtes Schema vom Schüler durch selbständiges Denken gelöst werden müssen und alle Anforderungen an die Rechentechnik stellen, da sie zum Beispiel Prozent, Brüche, Dezimalbrüche, vielleicht auch Verhältnisse gemischt enthalten.

---

[1]) Wir würden dieselbe hier in Neuburg (und wohl auch an manchem anderen Gymnasium) fast vollständig entbehren können, da unsere Schüler ausschliefslich einen freiwilligen Kursus im Linearzeichnen besuchen.

Da hiemit mein Thema erschöpft ist, möchte ich noch einmal zusammenfassen, wie ich mir das Pensum im einzelnen verteilt denken würde.

1. Klasse: 4 Rechnungsarten mit unbenannten Zahlen. Mafs und Gewichtssystem und die dezimale Schreibung desselben. Rechnungsarten mit benannten Zahlen.

2. Klasse: Teilbarkeit, Primzahlen, Faktorenzerlegung, Vielfaches und Teiler, Bruchrechnung mit unbenannten Zahlen, Umwandlung benannter Brüche in Zahlen mit anderer Benennung, Schlufsrechnungen mit ganzen Zahlen oder einfachen Brüchen.

3. Klasse: Dezimalbruchrechnung, Schlufsrechnungen, Zinsrechnungen.

4. Klasse: Wiederholung der Zinsrechnung. Ausführung von Rechnungen, welche zu selbständiger Bearbeitung von Aufgaben und zur Übung in der gesamten Rechentechnik anleiten (s. o.). Verhältnisse, einfache Proportionen, geometrische Propädeutik.

In der Beantwortung der aus dem Gebiet der Mathematik von Dr. Stapfer gestellten Fragen möchte ich nicht gerne einem oder dem anderen Fachkollegen vorgreifen, welcher dieses Gebiet durch eigene Unterrichtserteilung in sämtlichen oberen Klassen genau überblickt.

Endlich will ich noch etwas anfügen über den Schlufspassus von Dr. Stapfers Vortrag. Dort spricht der Vortragende davon: „dafs der kühne Sprung von der Höhe der Integralrechnung zum bescheidenen Einmaleins und zu a + b nicht allen jungen Mathematikern ganz gelingt." Ich möchte mir dazu die Frage erlauben, ob der vielleicht ebenso kühne Sprung von der Höhe des philologischen Spezialstudiums und der Textkritik zu mensa und *ἀγαπάω* den jungen Philologen immer geglückt ist, besonders zu jener Zeit, bevor ihnen im pädagogischen Seminar die Leiter zum sittsamen Heruntersteigen gereicht wurde. Ich glaube, der Philologe wird beim Einleben in die Praxis wohl ebensoviel „Unheil" stiften als der Mathematiker trotz Schulordnung und Dr. Stapfer, welche in diesem Punkte wenigstens sich der gröfsten Harmonie erfreuen.

Oder sollte wirklich der Sprung von der Theorie zur Praxis für Mathematiker kühner sein als für Philologen, so wäre das ein grofser Ruhm für die Höhe unserer wissenschaftlichen Vorbildung.

Auch sonst kritisiert Herr Dr. Stapfer den Mathematikunterricht, ich begnüge mich dabei aber zu versichern, dafs wir Mathematiker nicht halb so schlimm sind, als Herr Stapfer uns zeichnet.

Neuburg, 22. Mai 1901. E. Fick.

Zur Ausbildung der Altphilologen.

Herr Kollege A. Dyroff hat in dankenswerter Weise die Debatte über die Ausbildung der Altphilologen, die nach dem einstimmigen Urteil aller Examinatoren der letzten Jahre sehr verbesserungsbedürftig ist, abermals in unseren Blättern[1]) angeregt. Man kann mit seinen

[1]) S. 1 ff. dieses Bandes.

Ausführungen fast durchweg einverstanden sein, was Nebensächliches betrifft. Die Hauptsache aber fordert den Widerspruch heraus, nämlich: die Dreiteilung der Prüfung und die sich daraus ergebenden Konsequenzen.

Erstens vom rein menschlichen Standpunkt aus. Drei Jahre hintereinander Examen! Für die grofse Mehrzahl der Sterblichen wirft jedes Examen seine Schatten in Form einer gewissen Aufregung voraus: zwei Jahre hält sie der Durchschnittsmensch noch aus, aber drei Jahre —! Jedes Examen ist ein Übel, allerdings ein unumgänglich notwendiges. Aber man soll dieses Übel nicht noch künstlich vergröfsern dadurch, dafs man es multipliziert. Der Satz divide et impera ist nicht überall am Platze.

Dazu soll noch in diese Examensjahre hinein der Eintritt in den praktischen Beruf kommen. „Was du thust, das thue ganz!" Das gilt, wie bei jeder Arbeit, so besonders bei dem schweren Anfang der Lehrthätigkeit. Nach den Vorschlägen Dyroffs soll der Kandidat im 9. Semester seines Studiums (nach Ablegung der beiden ersten Prüfungsabschnitte, die in den Anforderungen sich mit den beiden jetzigen Abschnitten decken, mit Ausschlufs der wissenschaftlichen Abhandlung) an einem Gymnasium einer Universitätsstadt in 4 Wochenstunden ausschliefslich „zuhören" und erst am Schlufs des (NB! Winter-) Semesters eigene Unterrichtsversuche anstellen dürfen. Diese Arbeitsleistung ist an sich nicht grofs, aber allerdings genügend, wenn man ins Auge fafst, was der Kandidat aufserdem noch leisten soll: Besuch eines ordentlichen philologischen Kollegs, Beteiligung an allen altphilologischen Seminarien (mit Ausnahme der Stilübungen) und endlich — last not least — Ausarbeitung der wissenschaftlichen Abhandlung, die bis 1. Mai fertig sein soll. Gesetzt nun auch, der Kandidat habe schon in seinem vierten Universitätsjahr tüchtige Vorstudien für die Arbeit gemacht, so dafs er neben ihrer Anfertigung noch wohl mit anderem sich beschäftigen kann: Ist es gut, wenn der junge Lehrer angehalten wird, gleich beim Eintritt in seinen Lebensberuf diesen als eine Nebenbeschäftigung anzusehen? Diesen Eindruck bekommt man aber entschieden, wenn man Dyroffs Vorschläge liest. Lieber sollte man im ersten Semester des 5. Jahres die praktische Thätigkeit beiseite lassen, dann wird aber das ganze pädagogische Seminar illusorisch, denn die Konsequenz der Vorschläge würde sein, dafs der Kandidat erst nach Einreichung seiner Abhandlung (also vom 1. Mai ab) dem eigentlichen pädagogischen Seminar, wie es bisher schon üblich war, zugeführt werden könnte: Das wäre eine praktische Ausbildung von nur $2^1/_2$ Monaten.

Den Vorschlägen Dyroffs gegenüber will ich im folgenden einen Gedanken eingehender ausführen, der einmal bei einem Kollegenabend des St. Anna Gymnasiums in Augsburg, allerdings in Hinsicht auf das alte Spezialexamen, geäufsert wurde.[1])

[1]) Leider ist mir nicht mehr erinnerlich, wer der Eigentümer des Gedankens war.

Meines Wissens war der Hauptgrund einer Änderung der früheren Prüfungsordnung ein Mifsstand, der sich allmählich eingeschlichen hatte, dafs nämlich manche Herren statt der festgesetzten 3 Jahre zwischen dem I. und Spezialexamen bis zu 20 Jahren verstreichen liefsen. Deshalb ist auch jetzt die oberste Schulleitung grundsätzlich abgeneigt, das 2. Examen wieder in die Schulzeit zu verlegen. Und doch könnte man diesen Unzuträglichkeiten durch eine einfache Anordnung vorbeugen (cf. unten Nr. 4).

Die Forderung, die Dyroff unter B 4 aufstellt: „Die wissenschaftliche Arbeit darf nicht mehr während der selbständigen Praxis angefertigt werden, hingegen läfst sie sich leicht neben dem erstmaligen Einleben in die pädagogische Praxis weiterführen und vollenden“, möchte ich gerade umkehren: „Die Arbeit darf unter keinen Umständen während des Einlebens in die pädagogische Praxis angefertigt werden“, denn da soll alle Wissenschaft in den Dienst der Praxis treten, d. h. es soll sich der Kandidat nur mit derjenigen Wissenschaft beschäftigen, die zur Einführung in den Lehrberuf und zur Vorbereitung auf seinen Unterricht dient. „Dagegen läfst sich die Arbeit während der selbständigen Praxis sehr wohl weiterführen und vollenden“, wenn während der Studienzeit, wie ich unten ausführen werde, die nötigen Vorstudien, die ja auch Dyroff verlangt, gemacht worden sind. — Soviel zur Einleitung.

1. Vierjähriges[1]) Studium und am Schlufs erster Abschnitt der Prüfung in der bisherigen Weise. (Die Forderung Dyroffs nach je zwei Vertretern der drei Landesuniversitäten scheint mir keine Berechtigung zu haben.) Das Konkursjahr des ersten Abschnitts ist bestimmend für die Beförderung zum Gymnasiallehrer.

2. Im fünften Jahr Fortsetzung des Universitätsstudiums, und zwar spezielle Beschäftigung mit den im 2. Abschnitt der Prüfung zu berücksichtigenden Fächern (wie jetzt schon). Daneben Vorarbeiten für die wissenschaftliche Abhandlung, aber ohne Zwang, sie schon in diesem Jahr abzuschliefsen. Bringt sie der Kandidat fertig, so ist's gut; bringt er sie nicht fertig, so kann er doch die Vorarbeiten so weit fördern, dafs er hinterher in der selbständigen Praxis, auch in einem kleineren Ort, wo Hilfsmittel schwieriger zu beschaffen sind, sie zu ende führen kann.

3. Im sechsten Jahr werden die Kandidaten den verschiedenen bereits bestehenden pädagogischen Seminarien zugeteilt. Dafs diese in Universitätsstädten eingerichtet werden, ist wünschenswert, aber nicht notwendig. Hier wird der Kandidat bald, nicht erst nach einem halben Jahr zu eigener Lehrthätigkeit angehalten, natürlich auch in mehr als 4 Wochenstunden beschäftigt. Da er aufserdem unter Leitung des Rektors oder des damit betrauten Lehrers der Anstalt sich eingehend mit Pädagogik zu beschäftigen hat, so wird es sich von selbst ergeben, dafs die wissenschaftliche Abhandlung in diesem

[1]) Vier Jahre Vorbereitung auf den 1. Abschnitt entspricht der von der Nürnb. Gen.-Vers. (1899) angenommenen These.

Jahr liegen bleibt, es wird ihr nicht schaden: nonum prematur in annum. An das 6. Jahr kann ohne weiteres die Verwendung als Assistent anschliefsen.

4. Für den zweiten Abschnitt der Prüfung müfste ein ganz bestimmter Abstand von dem ersten Abschnitt, vielleicht vier Jahre, festgesetzt werden. Für pünktliche Einhaltung dieses Termins vonseite der Kandidaten würde die Bestimmung sorgen, dafs das Konkursjahr des 2 Abschnitts für die seinerzeitige Beförderung zum Gymnasialprofessor bestimmend ist.[1]) Wer also ohne triftigen Grund sich ein Jahr später zum Examen stellt, kommt erst mit dem nächsten Jahrgang an die Beförderung zum Professor. Gegen besonders Saumselige könnte auch noch die obige Bestimmung dahin erweitert werden, dafs schon die Beförderung zum Gymnasiallehrer von der Erledigung des zweiten Prüfungsabschnitts abhängig gemacht wird. Mafsgebend für diese Beförderung bleibt dann nach wie vor das Konkursjahr des ersten Abschnittes, aber es wird verlangt, dafs der zu Befördernde den zweiten hinter sich hat. Dafs die Beförderung zum Gymnasiallehrer innerhalb der obigen vier Jahre fällt, ist so bald nicht zu erwarten.

Der Modus des zweiten Abschnitts wäre derselbe wie schon jetzt, nur hätte der Kandidat längere Zeit für die Arbeit und würde vor allem mit gröfserer Reife des Urteils an sie herantreten. So ist wenigstens die Wahrscheinlichkeit gröfser, dafs wirklich Tüchtiges auch unter schwierigeren Verhältnissen geleistet wird als bei dem bisherigen Verfahren. Die Möglichkeit, während der Ferien einige Wochen an einer gröfseren Bibliothek zu arbeiten, bleibt immer offen.

Die Parallelen für längere, fest fixierte Pausen zwischen dem I. und II. Examen sind bekannt: Die Juristen haben 3 Jahre, die protestantischen Theologen in Bayern diesseits des Rheins sogar 5 Jahre Zwischenzeit u. s. f.

Schliefslich scheinen mir die eben gemachten Vorschläge weniger gewaltsam den bisherigen Modus zu verändern, als es die Dyroffschen thun. Von den Vorzügen der jetzigen Prüfungsordnung wird keiner aufgegeben, dagegen ein anerkannter Nachteil nach Möglichkeit beseitigt.

Mögen auch diese Zeilen dazu beitragen, die Frage der praktischen und wissenschaftlichen Ausbildung der Altphilologen um eine Linie ihrer Lösung näher zu bringen.

Windsbach. Wucherer.

Projektionsbilder im Gymnasialunterricht.

Mehrere meiner Freunde in Österreich haben mich um Auskunft darüber gebeten, was für Erfahrungen wir in Bayern mit der Vorführung von Projektionsbildern vor Gymnasiasten gemacht haben. Vielleicht sind die folgenden Zeilen, die Selbsterlebtes bringen und

[1]) Durch die letzten Landtags- und Landratsbeschlüsse ist die Möglichkeit der Beförderung zum Professor für alle Altphilologen gegeben.

auf Erfahrungen anderer eingehen, dem einen oder andern bayerischen Amtsgenossen willkommen.

Dafs nach Beschaffenheit und Menge richtig ausgewählte Projektionsbilder von Zeit zu Zeit den Schülern der oberen Klassen unserer humanistischen Lehranstalten vorgeführt, als Beihilfe zum Erfassen, zum Behalten und zur Vertiefung des in den Schriftstellern und in den Geschichtslehrstunden gebotenen Stoffes von Nutzen sind, scheint im allgemeinen unbestritten zu sein. Ich und andere haben gefunden, dafs die Vorführung bei vielen jungen Leuten gute Früchte getragen hat. Insbesondere werde ich mich niemals des Eindrucks entschlagen können, den die ehrfürchtige Teilnahme von Gymnasiasten griechischer Nationalität an den Vorführungen von Scenen der tabula Iliaca (s. u.) auf mich gemacht hat. Etwas anderes mag es vielleicht — das habe ich noch nicht selbst durchgemacht — um die Vorführung von förmlichen Bilderserien zur Veranschaulichung des Entwicklungsgangs griechischer Kunst sein. Es wird nicht an solchen fehlen, die sagen, unsere Schüler seien in ihrer weitaus überwiegenden Mehrzahl nicht reif, aus dem Gezeigten und Erklärten — und mag die Erläuterung noch so anschaulich und angemessen sein — auch nur einigen Gewinn zu ziehen.

Ich behandle im Nachfolgenden nur Bilderprojektionen, die in engstem Zusammenhang mit dem Lehr- und Lesestoff stehen.

Vier Jahre lang bis zur Abgangsprüfung werden in unseren humanistischen Gymnasien die homerischen Gedichte gelesen. Sie „ganz" zu lesen geht nicht an; aber das Allermeiste daraus haben alle unsere Abiturienten lesen sollen. Darstellungen zur Ilias und Odyssee, die auf das Altertum zurückgehen, sind nicht allzu zahlreich. Unzweifelhaft nützlich scheint mir die Vorführung der Scenen der tabula Iliaca, deren Schildereien ja in der römischen Kaiserzeit Unterrichtszwecken, der Unterstützung des Gedächtnisses und Stärkung der Einbildungskraft, gedient haben. Sie ist vielfach abgebildet; eine Übersicht über die Veröffentlichungen bis 1873 gibt Otto Jahn in den Griechischen Bilderchroniken (Bonn 1873) 2 ff. Leicht zugänglich ist die Abbildung in Baumeisters Denkmälern des klassischen Altertums I. Nach Tafel I in Jahns Bilderchroniken[1]) habe ich mir zunächst eine negative Photographie in der Gröfse $8^1/_2 \times 8^1/_2$ gemacht, da nicht nur der Bildträger, sondern auch der Condensor u. s. w. des mir zur Benützung gestellten Skioptikons lediglich Bilder dieser Gröfse zuläfst. Das hievon mittels Kontakt gewonnene Dispositiv dient bei den Projektionsvorführungen als Übersichtsbild über das Ganze. Dann habe ich von dem obersten Streifen die Scenen aus dem 1. Buch der Ilias ganz allein für sich photographiert ($8^1/_2 \times 8^1/_2$). Die Darstellung erscheint dann schon auf der Negativ- und Positivplatte sehr deutlich und verhältnismäfsig grofs, während das Übersichtsbild naturgemäfs auf dem Glas die Darstellung recht klein zeigt.

[1]) Die Umrifslinien sind auf der Tafel XIII in Baumeisters Denkmälern etwas kräftiger gezeichnet; es eignet sich daher je nach der Güte des Objektivs diese Tafel zum Abphotographieren. Freilich stören auf ihr die Nummern.

Zum 2. Gesang der Ilias sind die Darstellungen auf dem *κατ' ἐξοχήν* tabula Iliaca genannten Palombino-Relief (an ihm fehlen die Scenen von B bis M einschliefslich) nicht erhalten, auf den ähnlichen Bruchstücken (Jahn Tafel II B) so wenig, dafs ich, umsomehr als vom 2. Gesang der Ilias gewöhnlich nur wenig gelesen wird, auf eine Darstellung verzichtete.

Zum Gesang **Γ** haben wir als brauchbare Vorlage in den Bilderchroniken nur die Scene des Zweikampfs des Menelaos mit Paris; ich habe von Tafel II B bei Jahn diesen Rest zu **Γ** mit den Darstellungen zu **Δ** und **E** zusammen photographiert, ebenso auf einer neuen Platte die zu **ZHΘ** und **I** (dürftige Reste der Scene des Empfangs der Gesandtschaft seitens des Achilleus) und hievon Diapositive hergestellt.

Zu **KΛ** und **M** sind keine Darstellungen auf der tabula Iliaca u. ä. erhalten.

Zu **NΞO**, **ΠPΣ**, **TYΦ**, **XΨΩ** habe ich immer je drei Streifen zusammengenommen.

Das Hauptbild der tabula Iliaca gibt die *Ἰλίου πέρσις* nach Stesichoros (füllt eine Platte), die beiden Querstreifen darunter (wieder zusammen zu nehmen) bieten Scenen zur Aithiopis und „kleinen“ Ilias.

Eine Behandlung in usum Delphini mit ganz kurzem, feinem und spitzem Aquarellpinsel und rotbrauner Abdeckfarbe erfordern die Negativplatten mit Scenen zu **A** (Apollon), zu **Σ** (der eine Kyklops) und **T** (Achilleus vor Thetis).

Bei Vorführung der Projektionsbilder empfiehlt es sich, eine kurzgefafste Erklärung mit Einstreuung der zu den Abbildungen passendsten Verse zu geben. Von den Negativplatten kann man sich für den Vortragtext oder die Disposition mittels des einfachen Vergröfserungsapparates (Preis zwischen 17 und 20 ℳ) Papierbilder auf Bromsilberpapier in der Gröfse von 18×24 anfertigen und auf den Blättern die Bemerkungen kurz notieren. Auf die geringen Abweichungen, die sich der Bildner des Palombino-Reliefs gegenüber dem Text der homerischen Lieder erlaubt hat, weise ich bei der Erläuterung nicht allzu oft hin (so z. B. nicht auf die Einführung der Kyklopen beim Schmieden der neuen Waffen des Achilleus), dagegen merke ich Versehen des Zeichners der Tafel, der z. B. aus dem Ochsengespann des Chryses (zu **A**) zwei Schlachtopfertiere gemacht hat, an.

Von den nicht zahlreichen antiken Darstellungen einzelner Scenen zur Ilias benütze ich nur recht wenige. Die Vasenbilder der archäischen Kunstepoche erscheinen den Gymnasiasten grotesk (z. B. der Abschied Hektors von Andromache [Gerhard, Auserlesene Vasenbilder IV 322]). Nur zu Gesang **I** wäre das Vasenbild im Museo Borbonico XIII 37 (die Gesandtschaft an Achilleus) zu empfehlen. Zu **K** (Tötung des Rhesos) habe ich die Darstellung auf einem apulischen Eimer aus Ruvo (Gerhard, Trinkschalen und Gefäfse II Taf. K; Baumeister, Denkmäler I S. 728 n. 782) passend gefunden; nur mufs man auf den Negativgläsern an den Gestalten des Diomedes und des Achilleus mit dem Abdeckpinsel arbeiten (s. o.).

Zu *N* (*μάχη ἐπὶ ταῖς ναυσίν*) scheint mir trotz der künstlerisch rohen Darstellung eine Schilderei auf einer Vase der Münchener Vasensammlung (n. 890 bei Gerhard, Auserlesene Vasenbilder III 197, Baumeister, Denkmäler I S. 729 n. 783) geeignet und zu *X* (*Ἕκτορος ἀναίρεσις*) (aus Gerhards Auserlesenen Vasenbildern III 204, Baumeister, Denkmäler I 735 n. 738) die auf einer caeretanischen Amphora.

Von modernen Darstellungen habe ich nur das Thorwaldsensche Relief „Priamos bei Achilleus" (Kopenhagener Thorwaldsen-Museum n. 492 A) beigezogen und bei der Erklärung auf die Eigenart des modernen Künstlers, der mit redlichstem Bemühen den antiken Vorbildern nacheifern wollte, mit zwei Worten hingewiesen.

Die aus antiken Quellen fliefsenden Darstellungen zur Odyssee sind noch spärlicher als die zur Ilias und nur wenige scheinen mir zur Vorführung vor unseren Gymnasiasten geeignet. Um hier mit modernen Darstellungen zu beginnen, so bemerke ich, dafs mir die Prellerischen Landschaften nicht angemessen erscheinen. Sie sollen durch das Landschaftliche und das Kolorit wirken und behandeln die Persönlichkeiten mehr als Staffage, die Realien (z. B. das Blockschiff des Odysseus am Gestade der Insel der Kalypso) nicht immer in zutreffender Bildung. Von den vielen Tischbeinschen Zeichnungen (Homer nach Antiken gezeichnet) hat mir nur die im 3. Heft vor S. 17 als n. II eingefügte: „Dolon zwischen Diomed und Ulyss, wie er von diesen ausgefragt wird" zugesagt. Wegen des grofsen Formats und der Art der Wiedergabe erscheinen die Glasbilder mit kräftigen Umrissen.

Dagegen sind uns einige recht brauchbare Scenendarstellungen auf antiken Denkmälern erhalten, die auch, vor Schülern der 6. und 7. Klasse mit knappen Erläuterungen vorgeführt, den Unterricht vertiefen: Zur Mitte von ε die Darstellung auf einer Münchener Lampe (Annali dell' Instituto Archeol. 1876, 347 tav. R. 1; zu ζ 135 ff. von der Münchener Vase n. 420 (Overbeck Heroen-Gallerie 31, 3); zu ι 372 (Raoul Rochette Monuments inédits pl. 63, 2 = Baumeister II 1038 n. 1252), das Bruchstück eines Reliefs auf einem Sarkophag; zu ι 472 ff. von einer etruskischen Aschenkiste Overbeck Heroen-Gallerie 31, 18; zu ι 320 ff. (Odysseus bei Kirke) nach einem Relief, das am besten Barthélemy in den Mémoirs de l'Académie des Inscriptions XXVIII p. 596 f. pl. 2, dann nach Ridolf. Venuti: Otto Jahn griechische Bilderchroniken Taf. IV *H* und Baumeister, Denkmäler II 783 n. 839 veröffentlicht haben. Zu κ 90 ff. habe ich nach Feodor Hoppe, Bilder zur Mythologie und Geschichte der Griechen und Römer das Relief mit Teiresias und Odysseus, (weniger scharf bei Baumeister, Denkmäler II 1041 n. 1255) abphotographiert. Das Abenteuer mit den Seirenen μ 184 ff. nahm ich von der rotfigurigen Hydria von Vulci (Monumenti dell' Instituto I, 8 = Baumeister, Denkmäler II 1643 n. 1700 [in usum Delphini!] und, weil sich die Gymnasiasten von der Skylle keinen rechten Begriff machen konnten, zu μ 255 von einer etruskischen Aschenkiste (Monumenti dell' Instituto III 52, 5 = Baumeister, Denkmäler II 1682 n. 1762 die Darstellung, in der Odysseus die Skylle bekämpft. Zu den späteren Gesängen habe ich nur noch Campana,

Opere in plast. 71 = Baumeister II 1043 n. 1257 die Erkennung des Odysseus seitens der Eurykleia (τ 392) abgebildet.

Die Darstellungen auf den Friesen des Hierons von Gjölbaschi-Trysa habe ich bei Seite gelassen, da die Umrisse der Gestalten zu wenig scharf hervortreten. — —

Ein Diapositiv bei den Händlern kostet 1 *M*. Wenn man von der Arbeitsleistung absieht, kommen die Ausgaben für die Herstellung eines Diapositivs zu stehen für je zwei Herzka-Trockenplatten $8^1/_2 \times 8^1/_2$ (Negativ und Positiv mit Deckglas und Papiereinfassung) auf 35 Pfg., Format $8^1/_2 \times 10$ auf 41 Pfg., Format 9×12 auf 46,8 Pfg.

München. L. Bürchner.

Die Schulfrage in Frankreich.

Die Frage der Gestaltung des höheren Unterrichtswesens bewegt gegenwärtig die Gemüter in Frankreich fast ebenso lebhaft wie in Deutschland. Zum Studium dieser Frage war eine parlamentarische „Commission d'enquête“ eingesetzt worden, deren Bericht nebst einer Einleitung des M. Ribot vor mehr als Jahresfrist in der französischen Kammer verteilt worden ist, und der nach der Meinung der Fachzeitschrift L'Enseignement Secondaire in vielen wesentlichen Punkten mit den Ansichten des französischen Unterrichtsministers übereinstimmt.

Wir geben im folgenden nach der genannten Zeitschrift jene Anträge des Berichtes wieder, die von allgemeinerem Interesse sind.

Das Unterrichtsbudget der Gymnasien (lycées) soll bestritten werden durch einen fixen Staatszuschufs, durch die Schulgelder und die Erträgnisse von Stiftungen u. s. w.

Die Stellung und die Befugnisse der Anstaltsleiter (proviseurs) sollen erhöht werden. Sie sollen unter der Oberaufsicht der „Rektoren“ — die an der Spitze je eines der 17 Schulbezirke (académies) stehen — die Vorschriften für die Verwendung der Zeit, die Disziplin u. s. w. festsetzen. Auf ihr Gutachten soll grofse Rücksicht genommen werden bei der Beförderung der Professoren.

Die Gesamtdauer der Unterrichts- und Arbeitsstunden soll vermindert werden auf 6 Stunden für die Schüler unter 12 Jahren, und soll 8 Stunden nicht übersteigen bei den Schülern unter 16 Jahren.

Die Schulpläne sollen nur allgemeine Gesichtspunkte angeben.

Die Vorstände regeln unter Berücksichtigung der Gutachten der Lehrerkollegien und unter der Oberaufsicht der Rektoren die Einzelheiten der Studienpläne, wobei sie auf die Bedürfnisse der Schüler und die Mittel der einzelnen Anstalten Rücksicht nehmen.

In den Programmen für den klassischen sowohl, als auch für den modernen Unterricht soll es obligate Lehrgegenstände und Wahlfächer geben.

An Stelle des Klassensystems soll, soweit als möglich, das System stufenweise fortschreitender Kurse treten.

Die Vorstände sollen die Befugnis haben, für die Schüler des klassischen und des modernen Unterrichtes gemeinsame Kurse einzurichten.

Der klassische Unterricht soll in zwei Cyklen von je drei Jahren eingeteilt werden. Das Programm des ersten Cyklus soll umfassen: die moralische Erziehung und den bürgerlichen Unterricht, die französische Sprache, das Lateinische, eine lebende Sprache, Geschichte, Geographie, die Elemente der Mathematik und das Zeichnen. Das Lateinische soll in drei fortschreitenden Kursen gelehrt werden. Ein einziger Professor soll, soweit thunlich, die Schüler durch diese drei Jahre führen. Die Elemente des Griechischen sollen im dritten Jahre gelehrt werden. Für die Schüler, welche sich für die exaktwissenschaftlichen oder Handelsschulen vorbereiten, kann an die Stelle des Griechischen mathematisch-naturwissenschaftlicher oder neusprachlicher Unterricht treten.

Der zweite Cyklus soll als obligate Lehrgegenstände umfassen: französische Literatur, lateinische Literatur, griechische Sprache und Literatur, die grofsen Perioden der Geschichte, betrachtet vom Standpunkte der Entwickelung der Kultur, Geographie, Philosophie; als Wahlfächer: Mathematik, Physik, Chemie, Naturgeschichte, die modernen Literaturen u. s. w.

An einer Anzahl von Gymnasien sollen lateinische und griechische Vorbereitungskurse errichtet werden, um den aus dem modernen oder dem höheren Primärunterrichte kommenden Schülern die Möglichkeit zu gewähren, in den oberen Cyklus des klassischen Unterrichtes einzutreten.

Der moderne Unterricht soll, wie der klassische, in zwei dreijährige Cyklen eingeteilt werden.

Das Programm des ersten Cyklus soll obligatorisch umfassen: die moralische Erziehung und den bürgerlichen Unterricht, die französische Sprache, eine lebende Sprache, Geschichte, Geographie, die Elemente der exakten Wissenschaften und das Zeichnen. Dem Programm können Ergänzungskurse angefügt werden, die je nach den Erfordernissen der verschiedenen Gegenden den Bedürfnissen des Handels, der Industrie, der Landwirtschaft angepafst sind.

Der zweite Cyklus soll umfassen: Mathematik, Physik, Naturgeschichte, französische Literatur, fremde moderne Sprachen und Literaturen, Geschichte, Geographie, Zeichnen u. s. w. Um den verschiedenen Bedürfnissen der Schüler zu entsprechen, soll es obligatorische und Wahlkurse geben.

Der Unterricht in den lebenden Sprachen soll im ersten Cyklus wesentlich praktisch sein. Es ist ihm die nötige Zeit zu gewähren, um die Schüler instand zu setzen, die Umgangssprache zu lesen, zu schreiben und, so weit als möglich, zu sprechen. Die Schüler sollen nach ihrem Können in Kurse verteilt werden. Unter Mitwirkung der Städte und Handelskammern sollen Stipendien für den Aufenthalt im Auslande bewilligt werden.

Am Ende des ersten Cyklus soll eine Prüfung stattfinden, und auf grund derselben ein Zeugnis ausgestellt werden über die Absolvierung des ersten klassischen oder modernen Cyklus. Diese Prüfung wird abgelegt vor einer Kommission, die aus Gymnasialprofessoren

besteht und von einem Hochschulprofessor geleitet wird. Die verschiedenen Absolutorialprüfungen (baccalauréats) sollen nach dem zweiten Studiencyklus durch ein Diplom ersetzt werden.

Die alten Sprachen sollen auch in Zukunft für die Aufnahme in die juridische und medizinische Fakultät verlangt werden.[1])

Das Diplom soll die Wahlfächer erwähnen, in denen der Kandidat genügt hat, und die Fakultäten, die ihm offen stehen. Die Kandidaten, deren Diplom nicht zum Eintritt in die eine oder andere Fakultät berechtigt, sollen eine Ergänzungsprüfung machen können.

Die Prüfungen zur Erlangung des Diplomes sollen vor einer aus Hochschulprofessoren zusammengesetzten Kommission abgelegt werden, in welche auch Gymnasialprofessoren abgeordnet werden, doch dürfen diese nicht die Mehrheit bilden und nicht ihre eigenen Schüler prüfen.

München. Ott.

---

[1]) Dieser Beschlufs wurde mit einer Majorität von 1 Stimme gefafst.

II. Abteilung.

Rezensionen.

Dr. G. W. Günther, Grammatische Wandtafeln für den deutschen Unterricht mit übereinstimmenden verkleinerten Tafeln für die Hand des Schülers. Hannover und Leipzig, Hahn'sche Buchhandlung 1898. Preis der grofsen Tafeln 3 M.

Die drei Wandtafeln (64 × 96 cm) geben in übersichtlicher typographischer Anordnung (Lettern bis zu 6 cm hoch) Tabellen 1. der Wortklassen, 2. der Satzteile, 3. der Satzarten.

Wie die Tafeln verwendet werden sollen, ist dem Referenten freilich unklar. Sind sie dazu bestimmt, eine Wand des Schulzimmers dauernd zu schmücken? Das hiefse, den Schülern grammatische Abstraktionen, für die ihre Teilnahme ohnehin nur sehr schwer zu gewinnen ist, vollends verleiden. Oder sollen sie nur in den Unterrichtsstunden vorgehängt werden, wo die betreffenden Haupfstücke zur Behandlung kommen? Hier aber thut die Anschrift des Lehrers an die Schultafel bessere Dienste.

Inhalt und Form sind in ein paar Einzelheiten verbesserungsbedürftig. 1. Wortklassen: Den Artikel als besondere Wortklasse zu führen, empfiehlt sich nicht. — Das Pronomen stünde besser hinter dem Adj. — Statt dekliniert und konjugiert wäre deklinierbar und konjugierbar vorzuziehen. — Auf der kleinen Ausgabe ist weiter unten Konstruktion und Konjugation vertauscht. — Die Konjunktion verbindet nicht nur ganze Sätze. — 2. Satzteile: Das Beispiel für das „grammatische Subj." ist nicht gut gewählt, da „der Böhme" ebensowohl grammat. wie log. Subj. ist. — Bei 2 b ist in der Klammer das Numerale vergessen: in den darunter stehenden Beispielen sollte auch „ist" grofs gedruckt sein. — Dafs Adjektive kein Accus.-Obj. haben sollen, ist unrichtig. — 3. Satzarten: Der Terminus „analeptische Satzverbindung" ist überflüssig. — Statt Prädikatsatz ist richtiger Prädikativsatz. Der Ersatz des Prädikativsatzes „was du scheinst" durch „dein Schein" ist falsch. — Bei den Objekt- und Attributsätzen noch die Arten der Objekte und Attrib. zu unterscheiden, ist grammatisch wertlos und im Grunde unnatürlich. — Unter e) stellt das erste Beispiel kein Ortsverhältnis dar. — In der drittletzten Zeile sollte statt „des Grundes": „der Einräumung" stehen, da auch weiter oben die Einräumung vom Grunde unterschieden ist. — Von einigen andern Kleinigkeiten abgesehen, ist auch die Interpunktion nicht einwandfrei.

M. Boeck und Dr. C. Schäfer, Deutsche Sprachlehre. Hamburg, O. Meifsner 1898. Preis geh. 1,20 M.

Wie die Verfasser in einem Begleitwort angeben, ist das Buch besonders für Real- und höhere Mädchenschulen bestimmt; es will durch fortwährende Vergleichung der Muttersprache mit dem Französischen und Englischen eine möglichst innige Wechselwirkung zwischen dem deutschen und dem neusprachlichen Unterricht herstellen. Dieser Grundcharakter des Buches könnte für eine Gymnasialzeitschrift eine oberflächliche Berichterstattung rechtfertigen; doch ladet das grofse methodische Geschick, womit das Ganze bearbeitet ist, den Referenten zu einer eingehenderen Besprechung ein.

Der Inhalt gliedert sich in Lautlehre, Silbenlehre, Wortlehre und Satzlehre mit einem kurzen Anhang über Interpunktion. Die „Lautlehre" gibt ziemlich einläfsliche Vorschriften über die Aussprache. Der Oberdeutsche mufs dieses Kapitel freilich mit einer Menge von Fragezeichen versehen. Aus den neuerdings vom Allg. Deutschen Sprachverein und von Prof. Siebs-Greifswald gegebenen Anregungen erwächst uns vielleicht mit der Zeit eine hochdeutsche Musteraussprache, soweit hier eine Vereinheitlichung überhaupt möglich sein wird; bis dahin empfiehlt sich m. E. für Lehrbücher noch der völlige Verzicht auf eine gesetzgebende Behandlung dieses Gegenstandes.

Nun mache ich zunächst auf eine Anzahl von Punkten aufmerksam, wo mir für eine zweite Auflage sachliche Verbesserungen angezeigt scheinen: S. 1: vocalis heifst nicht klangvoll, sondern stimmhaft. — S. 2: In Diphthong soll „griech. diph doppelt" stecken [1]. — S. 3, Z. 1 und 2: Die Worte „Vor und", bezw. „und vor" sind zu streichen. Palatales h und ng kenne ich nicht. — S. 6, Z. 13 ist nach e und i noch ä, ö, y, — ebenso in der vorletzten Zeile ä, ö, ü und y beizufügen. — Nach S. 9 oben soll das Gotische dem niederdeutschen Sprachstamme angehören. — S. 10: Die Endung in „Hauses" hat doch nicht den Tiefton? Eine Regel über die Betonung zusammengesetzter Wörter wird vermifst. — S. 12 unten sollten bei den Femininen und Neutren wichtige Ausnahmen verzeichnet sein; ganz unzutreffend ist es insbesondere, wenn „alle zu Substant. erhobenen Wortarten" unter die Neutra gefafst werden. — S. 13: Bei „Lohn" läfst sich ein Bedeutungsunterschied je nach dem grammatischen Geschlecht nicht festhalten: wenigstens gilt das Mask. für jede Bedeutung. Die in der Anmerkung nachher gegebene Erklärung ist allzu zweifelhaft. — S. 15, Z. 5—6 fehlt der Zustand. Unter II ist Abs. b zu streichen, weil hier keine unpers. Verba, auch nicht einmal „im weiteren Sinne", vorliegen. — Wie auf S. 16 zu lesen, beschränken die Verfasser die Bezeichnung Nomen — nach französischer Art — auf Subst. und Adj.;

[1]) In Etymologien finden sich einige böse Schnitzer: S. 36: superlatus heifst nicht „übertrieben"; S. 43: reduplicare heifst nicht „wiederverdoppeln", sondern „rückwärts verdoppeln"; S. 57: Ellipse kommt nicht von *ἐκλείπειν*, sondern von *ἐνλείπειν* = fehlen lassen; S. 58: Pleonasmus nicht von *πλέως*, sondern vom Kompar *πλέον;* S. 143: Anakoluth nicht von *ἀνα-κολούω*, sondern von *ἀν-ακόλουθος*.

ich halte die herkömmliche Ausdehnung auf alle deklinierbaren Wortarten für praktischer. — Sowohl relativ wie reflexiv wird mit „rückbezüglich" übertragen; dafs dies auf das Relativ nicht pafst, zeigt sich schon in Anmerkung 1 auf S. 17. — In § 14, 3 sollten auch unbestimmte Ordinalia angeführt sein. — S. 23 unten sind die eingeklammerten Worte („die nicht umlautenden" u. s. w. bis „an") zu streichen. — S. 24, Z. 3 fehlt die Endung em. Dem Subst. Bogen zwei Pluralformen von verschiedener Bedeutung zu geben, ist schwerlich begründet. — Die auf S. 26, Z. 7 ff. unternommene Gruppierung ist irreführend und wertlos. — S. 35 gehört zum Paradigma der schwachen Form noch der Plural „die beiden". — S. 36 unten: Die Angabe, von „mehr" laute der Plural „mehrere", bedarf einer Modifikation. — S. 38 unten: Die Einteilung der Tempora in Haupt- und Nebentempora ist der deutschen Sprache unangemessen. — S. 39 oben ist die Grundbedeutung des Konj. als Vorstellungsmodus und seine abgeleitete optative Funktion nicht im richtigen Verhältnis dargestellt. — S. 42: In die 1. Klasse der starken Konj. hätten die Verfasser besser nur die Verba mit präsentischem i aufgenommen; sonst verschwimmt die Grenze zwischen der 1. und 2. Klasse („werben" steht versehentlich unter beiden Klassen). — S. 47 oben: „dieselbe, zweihundert, inmitten" sind keine eigentlichen Zusammensetzungen, sondern nur Zusammenrückungen, weshalb sie sich auch der für Zusammensetzungen geltenden Betonungsregel entziehen. — Vorsilben als „Bestimmungswörter" zu fassen, scheint mir trotz dem historischen Sachverhalt für die Schulgrammatik nicht angebracht. Thut man's aber, so mufs darauf in § 45 Rücksicht genommen werden. — In den §§ 44—48 finden sich einige ungenaue und zweifelhafte Angaben (z. B. bezeichnet die Vorsilbe ver- nie „das Gegenteil"; „Adel = Geschlecht" auf S. 50 ist wohl nur Druckfehler). —

In der Syntax gebrauchen die Verfasser für den Terminus „Adverbiale" durchweg „Adverb" (vgl. übrigens S. 148!). — S. 56 u. ö.: Die Bezeichnung „zusammengezogener Satz" sollte m. E. auf die Fälle beschränkt werden, wo jedem finiten Verb wenigstens noch ein Satzteil besonders zugehört; bei Sätzen wie: „Die Bäume grünen und blühen" kann man doch nicht wohl von einer „Zusammenziehung" sprechen! — S. 67, c: Der Konjunktiv in dem Beispiel: „Das hätte ich nicht gedacht" hat nicht konzessiven, sondern kondizionalen Charakter. Unter e ist der Satz: „Aber man sagt" u. s. w. zu streichen, weil „fast" in diesem Beispiel nicht zur Aussage gehört. — Unter § 65 b sollte noch der Infin. mit zu beigefügt sein. — Die in der Mitte der S. 69 stehende Anmerkung ist nach dem kleingedruckten Absatz an der Spitze — der noch dazu für den Schüler viel fafslicher ist — überflüssig. — Dafs die von Stoffnamen abgeleiteten Adjektive — in eigentlicher Bedeutung — als Prädikative regelmäfsig flektiert werden müfsten, ist nicht zu behaupten. — S. 71: Objekte und Adverbialien gehören nicht immer zum Prädikat. — In § 69 stellt das erste Beispiel eher ein inneres Objekt als einen adv. Acc. dar; unter b) fehlt die Zeitfrage „wie lange?" (mit Beispiel); die Anmerkung ist

von der 2. Zeile an folgendermafsen zu ändern: „erscheint der Geldbetrag als Objekt auf die Frage „was?“ und wird deshalb bei pass. W. Subjekt; z. B. „. . . . . wurden gefordert“. — § 73: Das Beispiel: „Er afs das Fleisch roh“ gehört in § 145 (Appositiv). — S. 79: Genitivobjekt bei überzeugen ist ungebräuchlich. — S. 80: In dem Satze: „Sie leben und sterben des Herrn“ sind die beiden letzten Worte nicht als altes Genitivobjekt, sondern als gen. poss. in prädikativer Funktion zu fassen. — S. 81: Bei „nützlich, schädlich, erreichbar, verderblich“ und bei Adj. mit „zu, allzu, genug“ ist das Dativobjekt kein „wesentliches“. — In § 79 erscheint das Präp.-Obj. auf manche Fälle ausgedehnt, in denen man lieber ein Adverbiale sehen möchte. — In § 80 beanstande ich die Wendung „diese Farbe kleidet ihr“ als unrichtig; bei „vorsehen“ vermisse ich die reflex. Verwendung. — S. 87 bei „Her“ werden die Worte „wo die Vorstellungen weilen“ besser gestrichen. — § 85 a dürfte noch ein Beispiel mit „solch“ gegeben sein. — S. 90 c: Für eine Sonderstellung der Fem. in solchen Verbindungen liegt kein Grund vor. — Von § 87 a macht „alle“ nach mustergültigem Sprachgebrauch eine Ausnahme. — Unter § 89 c und d sind einige Beispiele unrichtig eingeordnet. — S. 94 oben: Das Partizip bezeichnet keine „Eigenschaft“, sondern einen Zustand, ein Verhältnis. Gleich nachher ist die Schlufsfolgerung: „daher wird das Part. nicht präd. gebr.“ falsch. — Das Adj. „verdient“ ist aus Z. 14 von unten in Z. 11 von unten zu rücken. — Auf S. 95 gehören unter Anmerkung 1, Abs. 2 adj. Part. wie belesen, bewandert. — S. 96: Halten es die Verfasser für unerlaubt, für Sprachfehler sprachliche Fehler und für Winterlandschaft winterliche Landschaft zu sagen? — § 95 a: Der Zusatz „auch solche, welche von intr.“ u. s. w. ist doch allzu selbstverständlich! Mit Anm. 2, Abs. 1 und 2 kann sich der Referent nicht einverstanden erklären. — Dem § 97 sind die Fälle c, d und e fremd, da solche Appositive keineswegs (trotz des franz. Gebrauchs) aus Qualit.-Gen. entwickelt sind, sondern prädikative Gleichungen darstellen. — § 98: Der Genitiv in „ein Jahr ungetrübten Glücks“ ist nicht partitiv, sondern qualitativ. — S. 102 Z. 5 von oben ist nach Mafs- „oder Zahl-“ einzuschieben; weiter unten: „des Wegs“ ist nicht partit. Genitiv, sondern Gen. der Richtung (vgl. geradeswegs, stracks, links). — Nach S. 103 wäre ein Abschnitt über die Wortstellung des einfachen unabhängigen Satzes erwünscht. — § 100 II, 2 läfst den Schüler leicht übersehen, dafs auch Nebensätze unter sich eine Satzverbindung eingehen können (vgl. S. 140). — § 102 vermifst man die Ausrufsätze, die doch S. 163 vorausgesetzt werden. — S. 106, letzte Z.: dafs man „nur“ sagen dürfe: „Der dritte und vierte Band“ (ohne Wiederh. des Artikels), ist eine unbegründete Vorschrift. — Die Stellungsregeln des § 106 würden durchsichtiger, wenn darauf hingewiesen wäre, dafs die Bindewörter teils rein adverbialen, teils rein konjunktionalen, teils schwankenden Charakter haben und je nachdem entweder wie Satzteile auftreten oder nicht. — Beide Beispiele zu § 108 c sind unrichtig. — In den drei Absätzen der Regel § 110 (statt „Korrelate“ übrigens besser „Korrelative“!)

ist „vor“ durch „neben“ zu ersetzen. — Der zweite kleingedruckte Absatz (der übrigens samt der Einteilung b ohne Schaden wegfallen kann) von § 111 enthält einen Widerspruch gegen S. 110, Z. 3 und 4; als Einteilungsgründe für a und c gibt man am besten „Wert“ und „Form“ an. — § 112, 1—4 beruhen auf einer sehr anfechtbaren Einteilung (sie sollte heifsen: a) Relativs., b) indir. Frages., c) Konjunktionals.), und in den Beispielen werden mehrere indir. Wortfragen als Konjunktionalsätze eingeführt. — „Der Himmel sei sein Zeuge“ in indir. Rede entspricht nicht direktem: „Der Himmel sei mein Zeuge“, wie S. 120 oben behauptet ist. — S. 121 rechts Z. 16 ist nur „hegten“ richtig. — S. 125: Die Ableitung der Verbindungen „so viele, so wenige“ von dem alten (subst.) Relativ „so (da)“ ist unrichtig. — Das Beispiel S. 126 Z. 12—10 von unten ist stilistisch verwerflich. — S. 129 Z. 2 hinter Gattung einzuschieben: oder nach einem Einzelwesen; Z. 13 hinter „dafs“: oder „ob“. — In § 131 werden die Lokalsätze zuerst als Konjunktionals., einige Zeilen weiter als Relativs. bezeichnet; und die Anmerkung macht dann einen unbegreiflichen Unterschied zwischen Konjunktional- und Relativsätzen. — Zu § 133: Auf „nachdem“ folgt nicht nur das Plusquamperfekt, sondern unter Umständen auch das Perfekt. — In § 137 c verfehlt sich der Verfasser selbst gegen die Regel, die er in der Fufsnote der S. 138 anerkennt. — S. 141 Anmerkung stünde statt Wortarten besser Satzteile. — Der Nebensatz „obwohl er versicherte“ (unter c) ist ersten Grades. — Die in der Anmerkung auf S. 143 behandelte Erscheinung (s. auch S. 163, Z. 8 von unten) ist nicht das Anakoluth, sondern die Aposiopese; das letzte der Beispiele ist zu streichen. — Zu § 146: Den subj. und obj. Infin. als „Appositiv“ zu bezeichnen, ist m. E. unberechtigt. — Zu S. 147 d und e: haben, pflegen, brauchen, wissen gehören unter d. — Die unter § 149 d zugelassene Konstruktion ist nicht musterhaft. — S. 159 sollte auch die Anwendung des Punktes bei Abkürzungen erwähnt sein. — Die auf S. 161 unten besprochene Anwendung des Semikolons in Kettenperioden möchte Referent nicht empfehlen. —

Hinsichtlich der Fassung der Regeln merke ich einige Stellen an, die für eine Neuauflage der bessernden Hand bedürften: S. 6 Anmerkung; S. 11 Mitte („handgreifliche“); § 11 Z. 3 (hier wie noch öfter ist Sache und Wort und Begriff verwechselt); § 15 Anmerkung (zu schwierig); S. 20 Z. 4 von unten; § 20 Anmerkung 2 (das Wort „Herr“ gehört nicht hierher); S. 28 Anmerkung 3 (lies: oder nehmen eine Appos. zu sich); S. 32 unten (lies: Die Genit. welches, welcher (statt dessen und deren) sind nur attributiv gebräuchlich); § 30, 1 (nicht genau). 2 (unordentlich und unklar); § 31 (ungenau); S. 37 Z. 17 (unlogisch); S. 39 Z. 14 f. und 17/8 (Stil!); S. 55 Z. 7 („ausgedr. Ged.“ unlogisch). Z. 18/9 (schief); S. 56 unten („Inhalt“ und „Form“ können nicht „Teile“ sein; also besser etwa: „inhalttragender“ und „formgebender Teil“); S. 57 Z. 23 (Stil!); S. 61 Z. 4 und 2 von unten ist vor „Handlung“ „vergangene“ und „zukünftige“ einzuschalten und beidemale „vor den Zeitpunkt“ zu schreiben; S. 62 (Kleingedrucktes unter der

Übersicht gut, aber zu umständlich); S. 71 Z. 14 von unten (Stil!), Z. 3—1 von unten (unlogische Fassung); S. 74 Z. 2 und 1 von unten und S. 75 oben (lies zwischen den Klammern: oder mit Präposition); S 87 Z. 6 von unten geben die Verfasser (wie noch öfter) dem „nicht" die undeutsche Stellung vor dem v. fin., die man doch dem Lateinischen und dem Kanzleiwelsch überlassen sollte; S. 90 Z. 9/10 lies: Hat ein v. F. d. st. F., so steht u. s. w.; S. 91 oben Verzweigung in a und b unnötig; S. 92 Z. 12 von unten lies Quantitäts w ö r t e r; S. 97 Z. 13 und 10 von unten (Numerus!); S. 100 Z. 9 lies „Bestimmung" statt „Erklärung". Den didaktischen Grundsatz, dafs in disponierten Regeln ein möglichst genauer Parallelismus der Glieder herzustellen ist, haben die Verfasser bisweilen aufser acht gelassen, z. B. § 100 II; S. 105: statt „rhetor. Frage" besser „Scheinfrage"; S. 110 Z. 17 vor „Verb" gleich „finite" einzuschieben, wodurch der zweite Satz des Abschnittes erspart wird; § 114: statt „ausgedrückt werden" lies „erscheint"; S. 120 f lies „werden" statt „wird"; S. 128 Anmerkung lies „mit vorangehendem" statt „wie"; § 123, 2 ist nachlässig formuliert; die Fassung von § 134 b läfst nicht nur den Terminus „Vergleichungssatz" unerklärt, sondern deckt sich auch nicht mit den sprachlichen Thatsachen (man denke z. B. an das dichterische Gleichnis!); einige Zeilen weiter ist unlogischerweise von einer „ab- oder zunehmenden Handlung" die Rede; S. 138 Z. 6 lies „Sätzen" statt „Fällen"; Anmerkung 1 lies „Obersatz" statt „Hauptsatz" (so noch öfter); der 2. Teil der Regel vom Parenthesezeichen (S. 164) ist in der Fassung verunglückt und pafst so auf keins der beiden dazu gegebenen Beispiele; auch Abs. 2 vom Bindestrich ist mangelhaft stilisiert. —

An Druckfehlern und kleinen Versehen merke ich folgende an: § 7 Geislein, S. 60 Z. 6: Arm, Reich u. s. w. (klein zu schreiben!), S. 66 Z. 4: Nebensätzen (statt Haupts.), S. 76 Z. 17: blos, S. 77 Z. 11 von unten ausgefeimt (statt abg.), S. 79 Z. 3: S. statt §, S. 80 Z. 4: ledig (zu streichen oder durch „leidig" zu ersetzen), S. 91 Z. 6: einander (zu streichen), S. 99 letzte Z.: Eurer, S. 106 Mitte: Dinte, S. 114 Z. 16 von unten 87 (statt 81), S. 125 Z. 2 und 4 von unten: der (statt „das" und „die"), S. 126 Z. 7: Pronomina (statt Präpositionaladverbien), S. 128 Z. 9 von unten: erwartet (statt wartet), S. 133 Z. 3 von unten: zweite (statt weite), S. 142 Z. 2 von unten: auf's, S. 146 Z. 2 von unten: Beredtsamkeit, S. 154 Z. 3 ein (statt einem), S. 162 Z. 7 von unten: Rede (statt Frage). —

Die Interpunktion ist im allgemeinen sorgfältig; die meisten Versehen weisen die Satzschlufszeichen auf. Die Beispiele zu § 74 c möchte Referent nicht ohne Anführungszeichen schreiben; die auf S. 161 Z. 9 von unten empfohlene Int. hält er für tadelnswert. —

Nach diesen Ausstellungen am einzelnen möchte ich nun aber zum Schlufs noch auf die grofsen Vorzüge hinweisen, die das Buch im allgemeinen auszeichnen: Reichtum des Stoffs, methodisch glückliche und übersichtliche Anordnung, scharfe und klare Fassung der Regeln, zweckmäfsige Beispiele, passende Hinweise auf den französischen und englischen Sprachgebrauch; auch gute Ausstattung in Druck und

Papier. Vielleicht können sich die Verfasser entschliefsen, eine besondere Bearbeitung ihrer Sprachlehre für human. Anstalten zu unternehmen, wobei dann auch auf die Sprachgeschichte hie und da noch mehr Rücksicht zu nehmen wäre.

Zweibrücken. Wilh. Egg.

Juda's Ende. Historischer Roman aus den Anfängen des Christentums in Rom von Anton de Waal. Zweite Auflage. XVI und 240 Seiten. Mit 12 Tafelbildern. Preis brosch. 3 Mk., in Leinw. geb. 4 Mk. München 1901. Allgemeine Verlags-Gesellschaft.

Der Name de Waal ist uns nicht fremd. Wir haben ihn schätzen gelernt in seinem Werk „Valeria" (3. Aufl. 1896) und in den „Katakombenbildern" (2. Aufl. 1895) — beide bei Pustet in Regensburg erschienen. Eine mehr als fünfundzwanzigjährige Beschäftigung mit den christlichen Altertümern, die steten Wanderungen durch die Katakomben, das beständige Leben in den antiken Monumenten Roms haben dem verdienstvollen Verfasser die Farben geboten, Zeiten und Menschen, Örtlichkeiten und Ereignisse getreu zu schildern. Das vorliegende Buch führt den Leser in die Zeit des Urchristentums in Rom: in der Verfolgung Neros hat die junge Kirche ihre Bluttaufe erhalten; es sind Schüler der Apostel, welche wir kennen lernen. Aber neben das aufkeimende Leben stellt sich gleichzeitig ein Lebensende, ein Sterben und Untergehen im grauenvollsten Tod, die Zerstörung Jerusalems, die Besiegung der Juden. Wir begegnen Titus bei seinem Triumphzug in Rom, sind Zeugen der Feste, welche zu seiner Ehre veranstaltet wurden; wir werden eingeweiht nicht gerade in die Versuchungen, wohl aber in die mifslungenen Versuche, welche die jüdische, durch ihre Schönheit glänzende Königin Berenice anstellt, um als Kaiserin-Gemahlin des Titus ihrem Volke wieder zu neuem Aufleben und zur früheren Gröfse zu verhelfen, und lernen das stille Walten der ersten Christen aus den vornehmsten Familien kennen.

Diese Dichtung ist durchaus auf dem festen Boden der geschichtlichen Thatsachen aufgebaut. Aufser Phoebe, der Repräsentatin des Judentums in seinem Leiden und Hoffen, sind alle Personen, Ereignisse und Beziehungen historisch. Die Zeichnung der Charaktere entspricht der geschichtlichen Überlieferung, so dafs wir ein klares Bild der damaligen politischen, religiösen und Kulturverhältnisse erhalten. Dieses Werk darf als eine durchaus gesunde Lektüre für alt und jung mit ungeteilter Freude begrüfst werden; dieses Buch belehrt zugleich und unterhält, es veredelt in gleicher Weise das Herz und erweitert den Blick und kann, was nicht hoch genug anzuschlagen ist, unbedenklich jedem Schüler in die Hand gegeben werden.

Für eine vornehme, tadellose Ausstattung hat der rühmlichst bekannte Verlag der „Allgemeinen Verlags-Gesellschaft" München, Prinzregentenstr. 26, auf das beste gesorgt.

München. Dr. Koegel.

Pistner, Übungsbuch zum Übersetzen aus dem Griechischen ins Deutsche und aus dem Deutschen in das Griechische. I. Teil. 3. Aufl., besorgt von Otto Lang. München 1901. Lindauersche Buchhandlung (Schöpping).

In der Anordnung des Stoffes schliefst sich das Pistnersche Übungsbuch an die Formenlehre von Englmann-Haas an und stimmt hierin mit den in Süddeutschland gebräuchlichen Übersetzungsbüchern im wesentlichen überein. Als einen besonderen Vorzug der vorliegenden 3. Auflage gegenüber den früheren wird man es anzusehen haben, dafs die medialen und passiven Formen erst dann eingeübt werden, wenn dem Schüler das ganze Aktivum bekannt und geläufig ist. Ebenso wird es dem Unterricht erspriefslich sein, dafs die Verba pura, die kurzen Stammcharakter behalten oder sonst abweichende Tempusbildung haben, in besonderen Stücken behandelt werden, nachdem die regelmäfsige Bildung längere Zeit geübt worden ist.

Die vom Schüler zu lernenden Wörter sind zweckmäfsig verteilt und den einzelnen Übungsstücken, in denen sie erscheinen, vorgedruckt. Vielleicht hätte sich dies Verfahren auch auf die Präpositionen anwenden lassen, die in praktischer Verbindung mit Substantiven im § 4 zusammengestellt sind, oder auf einzelne Regeln, die gleich im Eingang über den Artikel handeln: die Anführung des Adjektivum und des Pronomen possessivum erscheint mir dort verfrüht. Den griechischen Wörtern ist durchweg ihre lateinische Bedeutung beigefügt und dieses Verfahren auch auf Satzteile oder Sätze übertragen. Man wird die damit bezweckte Anregung zu sprachlichen Vergleichen gewifs billigen, wenn man auch auf sie nicht immer im Unterricht einzugehen vermag und wenn auch manches dabei gedruckt überflüssig sein mag wie die Formen von esse oder mir als nicht ganz einwandfrei vorkommt wie *βάναυσος* = quaestuarius, *ἄτεχνος* = inaffectuatus, *ταπεινοῦν* = humiliare.

Die Fülle der zum Übersetzen gegebenen Beispiele ist so reichlich, dafs der Lehrer auch für 2 Jahre Stoff hat. Ist ja doch die 3. Auflage gegen die 2. um 36 Seiten gewachsen [1]) und namentlich mit griechisch-deutschen Beispielen gut bedacht worden. Deshalb möchte ich bezweifeln, ob trotz der vom Verfasser gegebenen Hilfe beide Auflagen neben einander sich im Unterricht verwenden lassen. Dafs vorwiegend Einzelsätze gegeben sind, hätte meines Erachtens der Verf. um so weniger zu entschuldigen brauchen, als diese, soweit ich sehe, geschmackvoll und inhaltlich anziehend sind. Für den Anfangsunterricht werden Einzelsätze immer das beste Übungsmittel bleiben. Wie schwer es ist, auf dieser Stufe zusammenhängende Stücke herzustellen, ohne den Schüler durch allzuviele Angaben zu verwirren, beweisen die Stücke 147a und b (mit 17 bezw. 20 Angaben zwischen dem Text).

Die grofse Zahl der griechischen Beispiele erklärt sich mit dem Zweck des Verfassers, aus diesen auf induktivem Weg die Schüler

---

[1]) Trotzdem ist der Preis der gleiche geblieben (geb. 1,80 M.).

die Beugungsformen der Reihe nach finden zu lassen. Diese Methode läfst sich mit Hilfe des Buches ziemlich konsequent durchführen, — wenn nur immer die Zeit dazu vorhanden wäre. Dem induktiven Verfahren dienen ebenso die Beispiele über Wort- und Satzfügungen, leichtere syntaktische Dinge, und die daran geknüpften Fragen, mit deren Beantwortung der Schüler sich selbst Regeln bilden soll. Vielleicht liefse sich deren Wortlaut da und dort knapper fassen. Ich würde S. 58 kurzweg fragen: Was entspricht dem lateinischen Abl. comp.? Wofür tritt er ein? oder S. 95: Wie bildet der Grieche Jussiv und Prohibitiv? Wie unterscheidet er die doppelten Formen?

Der Verf. rechnet mit der Möglichkeit, dafs sein Buch auch ohne Grammatik benützt werde. Ich glaube, dafs wenigstens eine Zusammenstellung von Paradigmen, etwa wie sie Wesener gibt, daneben nötig ist. Dann aber wird das treffliche Übungsbuch gewifs erfreuliche Früchte im griechischen Unterricht zeitigen helfen.

München. Dr. Karl Raab.

Hermes O. und Spies P., Elementarphysik für den Anfangsunterricht in höheren Lehranstalten. Mit 218 Holzschnitten. Zweite Auflage. Preis 2 M. 50 Pf. 218 Seiten. Dieselben. Grundrifs der Experimentalphysik und Elemente der Chemie sowie der Astronomie und mathematischen Geographie. Mit 407 Figuren, 4 Tafeln und 2 Sternkarten. 14., vollständig neubearbeitete Auflage. 523 Seiten. Berlin 1900. Winckelmann u. Söhne.

Koppe K., Anfangsgründe der Physik mit Einschlufs der Chemie und mathematischen Geographie. 24. Auflage. Ausgabe B. Bearbeitet von Dr. A. Husmann. Erster Teil: Vorbereitender Lehrgang. Mit 173 Holzschnitten. 223 Seiten. Preis 2 M. 20 Pf. Zweiter Teil: Hauptlehrgang. Mit 310 Holzschnitten und einer farbigen Sternkarte. 458 Seiten. Essen. Bädeker. 1900. Preis 4 M. 80 Pf.

Münch Dr. P., Lehrbuch der Physik. 11. Auflage, bearbeitet von Dr. H. Lüdtke. Erster Teil: Vorbereitender Lehrgang. Mit einem Anhange: Von den chemischen Erscheinungen. Mit 209 Abbildungen. 180 Seiten. Freiburg i. B. Herder. 1900. Preis 2 M. 15 Pf.

Püning Dr. H., Lehrbuch der Physik für die oberen Klassen höherer Lehranstalten. Zweite Auflage. Mit 324 Figuren und einer Spektraltafel. 328 Seiten. Münster i. W. Aschendorff. 1900. Preis 3 M. 50 Pf.

Die obengenannten Lehrbücher wurden sämtlich, zum Teile schon wiederholt, in unserer Zeitschrift besprochen, Hermes-Spies zuletzt

im Jahrgange 1899 Seite 341, Koppe 1901 Seite 297, Münch 1894 Seite 533, und Püning 1899 Seite 520; der Berichterstatter kann sich also darauf beschränken, die Verbesserungen anzugeben, welche die Verfasser bei den Neuauflagen vorgenommen haben.

Abgesehen davon, dafs Koppe in der Ausgabe B den Lehrstoff nach den preufsischen Lehrplänen in zwei Teilen behandelt, unterscheidet sich die neueste Auflage von der vorigen namentlich dadurch, dafs die Hertzschen Untersuchungen in den Kreis der Betrachtung gezogen sind, dafs der Begriff der physikalischen Dimension erklärt, die Kraftlinientheorie eingehender behandelt und dafs einzelne Abschnitte umgearbeitet wurden. Eine wertvolle Bereicherung des Buches bildet die Beigabe einer neuen, schönen Karte, welche die Sterne bis zur fünften Gröfse einschliefslich mit Angabe der Namen der gröfseren Sterne enthält.

Püning hat ebenfalls die Forschungen von Hertz, Tesla und Marconi in den Lehrstoff aufgenommen. Der gröfsere Umfang dieses Buches kommt namentlich daher, dafs aus den „Grundzügen" noch einiges in dieses „Lehrbuch" mit einbezogen wurde. Sehr hübsch ausgeführt ist die der neuen Auflage beigegebene Spektraltafel.

Einschneidender ist die Umarbeitung bei Hermes-Spies und Münch, welch letzterer nun auch in zwei Lehrstufen erscheint, insoferne als diese Verfasser und zwar Münch durchweg, Hermes-Spies vorwiegend im Kapitel über Elektricität nun auch das Experiment an die Spitze stellen und aus diesem das Gesetz ableiten. Dafs diese nun fast allen Lehrbüchern zugrunde gelegte Methode gegenüber der älteren, welche den Versuch lediglich zur Bestätigung des Gesetzes anführte, vorzuziehen ist, darüber dürfte wohl heutzutage in Lehrerkreisen kein Zweifel mehr bestehen; deshalb bezeichnet diese Umarbeitung entschieden einen Fortschritt. Mit besonderer Betonung ist bei Hermes-Spies der Begriff Energie und seine Bedeutung in der modernen Physik hervorgehoben. Münchs „Vorbereitender Lehrgang" gleicht formell und inhaltlich dem früheren Lehrbuche; nur ist der Stoff selbstverständlich auf das Wesentliche beschränkt und sind mathematische Deduktionen weggelassen. Im übrigen sind all die genannten Lehrbücher, die, wie bereits in den früheren Besprechungen erwähnt wurde, sämtlich zu den besten Erscheinungen der einschlägigen Literatur gehören, ihrem Wesen nach unverändert geblieben.

Würzburg. Dr. Zwerger.

Dr. Karl Ruthardts Chronik der Weltgeschichte. Zusammenstellung des Wissenwürdigsten aus Sage und Geschichte von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart mit besonderer Berücksichtigung Deutschlands und Österreichs. Zweite Auflage, neu bearbeitet von Dr. E. Hesselmeyer. Erster Band: Altertum und Mittelalter bis zum Interregnum. Stuttgart, Verlag von Lewy und Müller. 1900. I—IV. 392 S. 4 M. 50 Pf.

Bei der grofsen Verbreitung und Ausdehnung, welche das Geschichtsstudium seit einigen Jahrzehnten in erfreulicher Weise auch in den breiten Schichten des Volkes erfahren hat, wünscht man mit Recht ein Lehrbuch der Geschichte, ein Repertorium, das durch Auffassung und Darstellung des historischen Materials sowie durch seine ganze Anlage den eben genannten Kreisen strenge Rechnung trägt.

An gebildete Laien nun wendet sich in erster Linie das vorliegende Lehrbuch; es will, wie in der Vorrede zur zweiten Auflage bemerkt wird, in mafsvoller Beschränkung des unendlichen Stoffes die richtige Mitte zwischen den beiden Extremen halten, einerseits zwischen der behaglichen Breite der geschichtlichen Lesebücher, andrerseits zwischen der trockenen und farblosen Manier, in welcher soviele Leitfäden geschrieben sind.

Und in der That, dieses sein Wort hat der Verfasser, vielmehr Neubearbeiter auch im ganzen gehalten; kann man ja über das Zuviel oder Zuwenig in derartigen repetitorisch das Wesentliche umfassenden Kompendien verschiedener Ansicht sein. So z. B. gehört die Einleitung (§ 1—12), welche die historischen Grund- und Vorbegriffe wie Quellenkunde, Chronologie u. s. w. in fafslicher, leicht verständlicher Weise behandelt, gewifs nicht unmittelbar zu einer „Chronik" der Weltgeschichte; indes, wäre dieser Abschnitt weggelassen, so würde ihn der Berufshistoriker als einen integrierenden Bestandteil des historischen Studiums — historische Hilfswissenschaften — wohl vermissen; dagegen gehören die Abschnitte §§ 8 und 9 (Rassen), 10 (Sprachen) und 12 (Religion) zweifelsohne nicht in ein geschichtliches Repertorium. Ob (in § 10) der Satz: Die lebenden und toten Sprachen schliefsen sich in natürlicher (?) Weise an die fünf Rassen an, und (in § 8) „Letztere d. i. die Ägypter waren jedoch als von rotbräunlicher Hautfarbe eigentlich Hamiten" einem Laien oder Schüler in dieser nackten Form verständlich ist, dürfte zweifelhaft sein; auch die Bemerkung in § 11: Ostasiaten und Indianer haben andere (welche?) Schriftsysteme, will nichts bedeuten. Vielleicht hätten auch noch andere, wenig in der Geschichte hervortretende Abschnitte wie 8, die Israeliten 10, I—III, die hellenischen Reiche III, 5, die Soldatenkaiser S. 388, die nordischen Reiche S. 391, byzantinisches Reich ohne Schädigung des dargebotenen historischen Gesamtbildes wegfallen können; indes derartige Forderungen sind ganz subjektiver Natur.

Den schwächsten Teil des Buches bilden m. E. die kulturgeschichtlichen Partien; was in dieser Hinsicht der Verfasser zuweilen bietet, genügt auch nicht im geringsten den Anforderungen, die man mit Recht an das Wissen eines gebildeten Laien oder auch eines Schülers stellen mufs. So sind, um nur einige Punkte herauszugreifen, S. 80 die „bildenden Künste der Griechen" mit — sechs Zeilen abgethan und selbst deren Inhalt läfst den Leser z. B. die charakteristischen Merkmale der einzelnen Säulenordnungen nicht erkennen; denn Bemerkungen wie: die dorische voll edler Würde, ohne Kannelierung mit einfachem Kapitäl, glattem Architrav; die jonische .... mit schneckengeziertem Kapitäl u. s. w. geben infolge ihrer allgemein und unbestimmt ge-

haltenen Form, besonders aber wegen der darin angeführten termini technici (Kannelierung, Kapitäl, Architrav etc.) keinen genügenden klaren Aufschlufs; ebenso dürftig ist die Plastik und Malerei der Griechen S. 107 behandelt, über die der Verfasser mit der nichtssagenden Phrase: Bildhauer Praxiteles und Skopas, die Maler Zeuxis und Parrhasius, hinweggeht. Ähnliche Behandlung erfährt das doch so reiche und jeden Gebildeten gewifs interessierende Kapitel: Christliche Baukunst auf S. 304: „in romanischem (langobardischem?) Rundbogenstile sind erbaut die Dome zu Speyer, Worms, Bamberg (?), Mainz.“ Oder was soll auf S. 303 (Kulturzustand) der vage und teilweise unverständliche Satz: Doch war Roheit und Zügellosigkeit an der Tagesordnung: Beraubung der Klöster und Stifter, Mifshandlungen und Ermordungen von Geistlichen, z. B. Blendung des Erzbischofs von Salzburg durch Herzog Heinrich (?) von Bayern, weil er dem Empörer Rudolf sich angeschlossen hatte; Müfsiggang und Wohlleben in den Klöstern, Unwissenheit der Geistlichen (ausgenommen der sächsischen)? Welche irrige Vorstellungen über Zeit und Personen müssen solche Bemerkungen bei dem in seinem Urteile befangenen Leser hervorrufen! Und so wie diese wenigen Beispiele könnte Ref. noch gar manche aus dem vorliegenden Buche anführen. Entweder gebe man derartige kulturhistorische Erörterungen in knapper, vor allem dem Laien und Schüler, für die ja das Buch bestimmt ist, verständlicher Sprache oder, wenn eine gewisse Beschränkung notwendig erscheint, so übergehe man füglich diese Kapitel; jedoch geschähe letzteres gewifs zum Nachteil des Buches.

Während aber der Verfasser bei einigen Partien einer orakelhaften Kürze sich befleifsigt, um, wie es scheint, den chronikartigen Charakter seines Lehrbuches zu wahren, verliert er sich manchmal in ausschmückende, erklärende Details, die man wegen der sonstigen Vortrefflichkeit und meist herrschenden strengen Objektivität des Buches gerne missen möchte. Wenig dürfte uns z. B. die Anekdote S. 227 von der „Gefräfsigkeit des Kaisers Vitellius und seiner vielberufenen (?) Schüssel“ gefallen, desgleichen die gewifs unnötige Bemerkung (S. 296) von der Metzenregierung (Pornokratie) des päpstlichen Stuhles; dafs der Verfasser die soziale Bedeutung und Wirksamkeit der „toten Hand“, über deren Bereicherung er nur eine einseitige Auffassung besitzt (S. 346), völlig übergeht, mag nur angedeutet werden. Die Wahrnehmung jedoch kann Ref. nicht verschweigen, dafs der Verfasser bisweilen einen etwas pointierten Standpunkt gegen die Geistlichkeit des Mittelalters einnimmt; so lesen wir — abgesehen von der Bemerkung über die „unwissende Geistlichkeit“ S. 303 — auf S. 379, die geistlichen Fürsten boten schmählicherweise auswärtige Prinzen an; und doch heifst es darauf, dafs vor allem weltliche Fürsten und Städte für die Wahl des Grafen Richard von Kornwallis eine grofse Summe Geldes erhielten; S. 386: die Geistlichkeit und Barone ertrotzen (?) von dem englischen Könige Johann die „Magna charta libertatum“; mufs nicht vielmehr dieses „Ertrotzen“ bei dem hinterlistigen Charakter des Königs eine „befreiende That“ genannt

werden? Endlich mifskennt der Verfasser die Stellung der Bischöfe, Äbte etc. zu dem päpstlichen Stuhle, dem gewissermafsen dogmatisch fixierten und streng begrenzten Verhältnisse der katholischen Kirche und ihrer Glieder zu dem Oberhaupte (Primat Petri!), wenn er S. 303 von „den über die Bischöfe anstrebenden Päpsten" spricht (vergl. auch S. 263 und 270 über das Abhängigkeitsverhältnis vom römischen Stuhle). Indes mit Ausnahme der eben erwähnten Stellen wurde durchweg die strengste Objektivität gewahrt, eine Thatsache, die nicht zum mindesten als ein Vorzug unseres Lehrbuches gelten mufs; man lese z. B. die trefflichen Charakteristiken der Päpste Gregor VII. (S. 313) und Innocenz III. (S. 358), die Schilderung über die Bedeutung der Klöster (S. 270), so wird man diesem Urteile völlig beipflichten.

Wodurch ferner unser Lehrbuch noch besonders gewinnt, das ist die klare, anschauliche Darstellung und Zeichnung der historisch markanten Personen, und Ereignisse; bei aller Knappheit und Kürze, die, wie schon erwähnt, das Ganze durchzieht, versteht es der Verfasser dennoch an der Stelle länger zu verweilen, wo er nicht nur in skizzenhaften Umrissen, sondern in meisterhaft gezeichneten Bildern seine Leser unterrichten will. Um nun diesen Zweck zu erreichen, bietet er bald anziehende Sagen und treffende Anekdoten, bald führt er aus unseren grofsen Historikern wie Mommsen, Gregorovius, Raumer, Giesebrecht, Zimmermann eingehende Detailschilderungen und Charakterzüge an, bald citiert er aus den bekanntesten Dichtern schöne Stellen oder er weist auf solche Autoren hin, wo der Leser sich genauer orientieren kann, kurz die sonst so magere Kost wird uns völlig genufsreich gemacht.

Dafs bei der Unmenge geschichtlicher Detailangaben bisweilen eine unrichtige Angabe mit unterlaufen ist oder sonst eine Schiefheit erscheint, kann uns fast nicht Wunder nehmen; nur einige seien erwähnt: Den Kampf mit Mardonius (479) als 4. Krieg der Perser zu bezeichnen (S. 85), dürfte zu Irrungen führen; warum nicht die übliche Teilung dieses Krieges in Defensiv- und Offensivkrieg? Unrichtig ist die Stelle (S. 90): Die Propyläen . . . . erbaut von Mnesikles (der rechte Flügel (?) des Gebäudes ein Tempel) u. s. w. Die Geburtsdaten der drei tragischen Dichter Griechenlands in der nur für die Memorierung geeigneten Form als historisch richtig hinzustellen (S. 91), geht nicht an. Bei der Einleitung in die politische Geschichte Roms (S. 137) vermifst man eine topographische Darstellung der Stadt. S. 146 wird irrtümlich von einem Gesetze der Volkstribunen Gaius Canuleius gesprochen. Das bis jetzt chronologisch nicht fest bestimmte Jahr der Schlacht an der Allia ist (S. 148) mit 386 bezeichnet, durchweg wird 390 angenommen. Der unglückliche Zug des Proprätors Murena gegen Mithradates fiel in das Jahr 83, nicht 83—81 (S. 188). Die Thätigkeit der beiden Gracchen, zumal des älteren als „revolutionäre Bestrebungen" zu bezeichnen (S. 179), verdient entschiedene Zurückweisung. Das Dörfchen, an welchem der Limes vorüberzieht, heifst Grofskotzenburg, nicht Grofskotzenberg (S. 231); auch die Definition des Limes daselbst: auf Trompetenstofsweite u. s. w. ist unklar. Der Einflufs des Christentums auf die soziale Stellung der Frauen ist nicht

ganz richtig dargestellt (S. 236): denn gleiche Hoffnung und gleichen Glauben besafsen ja auch im Heidentum Mann und Frau. Die Definition (S. 237 A.) der christlichen Basilika: Viereck mit runder Vorlage (?) an einem Ende (?) und doppeltem Säulengange (wo?) ist wenig verständlich, am wenigsten für einen Laien. Die Regierungszeit Kaiser Heinrichs I. ist (S. 257 A.) irrtümlich mit 919—1024 statt 936 angegeben. Eduard III., König von England, erhielt deshalb den Beinamen Confessor, weil er klösterliche Gelübde abgelegt hatte, nicht wegen des auf S. 326 angegebenen Grundes. Der Wahlspruch, Bayern und Pfalz — Gott erhalt's entstand nicht 1214, sondern 1225 wahrscheinlich in Straubing. S. 367 hätte besser der „sagenhafte" Sängerkrieg geschrieben werden sollen.

Weil unser Lehrbuch hauptsächlich für gebildete Laien und Schüler bestimmt ist, so glaubte der Verfasser bei den leider allzu zahlreich erscheinenden Fremdwörtern die deutsche Bedeutung hinzufügen zu müssen; allein hier ist des Guten zu viel gethan, wenn sonst landläufige Ausdrücke wie Majorität (S. 141), Insignien (142), Popularität (179), kursierte, originell u. s. w. eine Erklärung finden. Mufs ein „gebildeter" Laie hierin nicht bewandert sein? Dabei erscheinen bisweilen auch lächerliche Erklärungen wie (S. 202) Quirites (Spiefsbürger), Haruspex (Gedärme betrachten). Andrerseits vermissen wir manchmal eine Verdeutschung eines Ausdruckes wie Darius II nothus i. spurius (S. 37), retrospektive Geschichtschreibung (S. 137), Nativitätstellung (S. 174), also gröfsere Konsequenz ist hier notwendig, wie auch in der Schreibweise der lateinischen und griechischen nomina propria; so z. B. erscheint Cäsar und Caesar, Phokis und Phocion, Phöbidas u. dgl. mehr. Schreibfehler zeigt das Buch so gut wie nicht, nur S. 186 Brundusium, S. 235 steht überwigend, S. 378 fühllos, der Druck ist klar und übersichtlich, sodafs schon ein flüchtiger Blick das Wesentliche von dem weniger Wichtigen unterscheiden kann.

Allen gebildeten Laien sowie Schülern höherer Bildungsanstalten, namentlich behufs Repetition sei das Werk angelegentlichst empfohlen.

Straubing. Weissenberger.

Friedrich Lohr, Ein Gang durch die Ruinen Roms. 7. Heft der Gymnasialbibliothek. 72 S. mit 5 Illustr. und einem Plan. Gütersloh, Bertelsmann 1900. Mk. 1,40.

Die römische Topographie war in der Gymnasial-Bibl. bisher nur durch Schulze, Das römische Forum, vertreten. Nachdem bereits 33 Hefte erschienen sind, erscheint nun auch das längst angekündigte 7. Heft, das einen Gang durch die Ruinen Roms bringen sollte. Der Verfasser hat sich, da die Aufgabe für den Rahmen eines Heftes zu umfassend erschien, auf Palatin und Kapitol beschränkt, mit Recht, nur hätte dann auch der schöne Titel geopfert werden dürfen.

Die Baugeschichte dieser beiden Hügel wird in klarer und anschaulicher Weise geschildert, von den ersten sagenhaften Anfängen durch die Zeiten der Macht und des Glanzes bis zum Verfall der Tempel

und Paläste. Die Darstellung ist belebt durch Citate aus den Schulschriftstellern, mehr noch durch reichlich eingestreute geschichtliche Reminiscenzen, wie sie durch die Örtlichkeit wachgerufen werden. Auch die häufige Beziehung auf den gegenwärtigen Zustand dient dazu, den Eindruck zu erwecken, dafs wir von einem sach- und ortskundigen Cicerone geführt werden. Der Verfasser hätte vielleicht nach dieser Richtung noch weiter gehen dürfen, man sollte mehr noch spüren von dem eigentümlichen Zauber der ewigen Roma. Aufgefallen ist mir dies bei der Erwähnung der heutigen Piazza del Campidoglio: kein Wort von der statuengeschmückten Balustrade, von der prächtigen Brunnenanlage mit den antiken Flufsgöttern an der Freitreppe, von dem alles überragenden Campanile mit seinem unvergleichlichen Panorama. Die geistvolle Schrift Petersens „Vom alten Rom" scheint dem Verf. nicht bekannt geworden zu sein, ich vermisse sie in dem Verzeichnis der benützten Werke; er hätte es dann wohl auch nicht unterlassen, eine orohydrographische Einleitung vorauszuschicken, wie sie Petersen so überzeugend gibt und wie sie für das Verständnis der Bauentwickelung nötig ist.

Eine nähere Prüfung ergibt, dafs der Verfasser mit dem Stande der Forschung vertraut ist und ihre Resultate besonnen verwertet. Ich habe nur Folgendes zu notieren. S. 4 oberhalb der scalae Caci sind noch Fundamente vorhanden, welche einem Thore anzugehören scheinen, das einst diesen Seitenaufgang zum Palatin abschlofs. S. 8 mufste deutlicher gesagt werden, dafs das sogen. Haus der Livia viel tiefer liegt als das umgebende Terrain, auch mufste diese Erscheinung begründet werden. S. 19 das sgraffierte Spottkruzifix befindet sich bekanntlich nicht mehr an Ort und Stelle, sondern im Museo Kircheriano. S. 50 ob das Bild der Wölfin im Tempelhofe des kapitolinischen Jupiters vergoldet war, wissen wir nicht, nur die Kinder waren vergoldet und konnten sehr wohl einen Gegensatz bilden zu der dunkleren Bronzefarbe der Wölfin. Mehr aber wundere ich mich, dafs der Verf. bei dieser Gelegenheit nicht die berühmte kapitolinische Bronze des Konservatorenpalastes erwähnt. Nach gut begründeter Vermutung ist sie ja sogar mit jener alten Gruppe im Tempelhofe identisch. Für Schüler hätte es wohl auch Interesse zu hören, dafs man heute noch in den Anlagen an der zum Kapitol führenden Treppe eine lebendige Wölfin hinter einem Gitter zu halten pflegt. S. 34 sagt der Verfasser, das Lavapflaster vor dem Saturntempel sei das einzige, das in Rom noch in situ erhalten sei. Der Ausdruck ist zum mindesten mifsverständlich. Es handelt sich nur um ein besonders schönes Stück mit scharfer Fugung aus früher Kaiserzeit, während die übrige Pflasterung der Forumstrafsen, die ja auch zum Teil noch erhalten ist, erst der Zeit Konstantins anzugehören scheint. Auch hätte die schöne antike Pflasterstrafse vom Palatinaufgang erwähnt werden dürfen.

Ausdrücke wie S. 1 „dickgeschwollene" Bäche oder S. 42 Heiligtümer, die man „abgethan" hat oder S. 46 ein Legionar, der seine zwanzig Jahre „abklopft", sollte man besonders in einer Jugendschrift

vermeiden. Die Übersetzung von Hor. ep. II, 3, 474 recitator acerbus ein „bitterer Vorleser“ ist eben so unschön als unklar. Hätte der beigegebene Plan nicht in gröfserem Mafsstabe gegeben werden können? Wozu denn diese Verkleinerung?

Trotz dieser Anstände habe ich mich an dem Büchlein erfreut und habe gefunden, dafs auch die Schüler es gerne und mit Nutzen lesen. An die Verlagsbuchhandlung die Bitte, die römische Topographie noch weiter zu berücksichtigen, besonders auch ein Heft folgen zu lassen, das die Baugeschichte Roms im allgemeinen bringt.

Landau. W. Wunderer.

Hans Fahrmbacher, Aus Münchens Zeiten der Franzosennot. Zur Erinnerung an das schwere Jahr 1800/01. Mit Zeichnungen von Anton Hoffmann. München 1900. J. Lindauersche Buchhandlung, Schöpping. 120 Seiten. Preis 1,75 M.

Aus den Kriegsdeputations- und Generalhofkommissariatsakten zeichnet der Verfasser sozusagen als Spende zur Säkularerinnerung auf dem dunklen Untergrunde „der guten alten Zeit“ der pfalzbayerischen staatlichen und insbesondere der Militärverhältnisse in einer bald offen, bald versteckt mit Humor und Ironie gewürzten Sprache ein überaus düsteres und wirkungsvolles Bild, das die endlosen Opfer an Geld und Geldeswert, die unmenschlichen Plackereien, kurz das schreckenerregende Treiben einer gleich zuchtlosen wie übermütigen, einer gleich anspruchsvollen wie herzlosen Soldateska in ergreifendem Grade veranschaulicht. Wenn hiebei der Höchstkommandierende Moreau, „bescheiden, wie Kraft und Tugend immer ist“, „die der Gewissenlosigkeit des Korsen unterlegene Tugend“, „der vornehm und edel denkende Mensch“, vielfach eine rühmliche Ausnahme macht, so mag dahingestellt bleiben, ob nicht der Held von Hohenlinden mit derlei Lobsprüchen doch in ein etwas zu günstiges Licht gerückt ist. Wenigstens sind seine Charakterschwäche und seine weitgehende Eitelkeit bekannt genug. Indes ist dies hier ein Punkt von lediglich untergeordneter Bedeutung.

Um so schwerer wiegen die von Fahrmbacher zur Erwägung gestellten Thatsachen für die schon vor dem Lüneviller Frieden eingeleitete und nach demselben alsbald vollzogene Abschwenkung Bayerns von Österreich, das seit langen Jahrzehnten gewohnt war, dem Nachbarlande Enttäuschungen zu bereiten und immer wieder neue Lasten aufzubürden.

Aber auch im allgemeinen verdient das ansprechend ausgestattete Büchlein volle Beachtung. Es liegt in der Natur der Sache, dafs unter den hier behandelten Verhältnissen „das ewig Weibliche“ stellenweise eine wenig erbauliche Rolle spielt. Jedoch ist hiebei fast durchweg diejenige Rücksicht beobachtet, die eine Aufnahme der lehrreichen Schrift in die Schülerlesebibliotheken oberster Klassen wenigstens nicht unmöglich macht.

München. Markhauser.

Archiv für Stenographie. Monatsblatt für die wissenschaftliche Pflege der alten Tachygraphie und der neuzeitlichen Kurzschrift. 53. Jahrgang, herausgegeben von Dr. Curt Dewischeit in Königsberg i. Pr. Verlag von Thormann & Goetsch. Berlin. Preis jährlich 4,50 M.

Während das „Archiv“ früher in erster Linie wissenschaftliches Organ der Schule Stolze und Stolze-Schrey gewesen ist, hat es sich nunmehr, seit Januar 1901, unter der Redaktion von Dr. Dewischeit die allgemeine Pflege der stenographischen Wissenschaft, und zwar gleichzeitig des Altertums und der neueren Zeit, zur Aufgabe gestellt. Es ist eine bekannte Thatsache, dafs Überreste der alten Tachygraphie sich in verschiedenen grofsen Bibliotheken Europas zerstreut finden. So hat auch das „Archiv“ Mitarbeiter in mehreren Ländern, namentlich in Deutschland, Frankreich und England gefunden, darunter Namen, die in wissenschaftlichen Kreisen den besten Klang haben; aber alle Aufsätze werden in deutscher Sprache veröffentlicht. Die Herausgabe einer allgemeinen wissenschaftlichen Zeitschrift für Stenographie ist ein Bedürfnis. Denn früher war es wirklich oft schwer, die Aufsätze und Mitteilungen auf stenographischem Gebiete in den verschiedensten Zeitschriften zusammenzusuchen. Nunmehr will das Archiv wenigstens die bedeutendsten sammeln, und es scheint, dafs der umsichtige Herausgeber seiner Aufgabe auch gerecht wird. Die Verlagsbuchhandlung sorgt durch Beigabe sehr guter photographischer Reproduktionen aus Handschriften für das bessere Verständnis der Aufsätze. So kann die Zeitschrift nicht nur paläographischen und stenographischen Kreisen im allgemeinen, sondern auch für die Lesezimmer unserer Gymnasien und ganz besonders denjenigen Kollegen empfohlen werden, welche sich zur Prüfung für das Lehramt der Stenographie vorbereiten. Die Ausstattung ist sehr gut, der Preis mäfsig.

München. Ruefs.

III. Abteilung.

Literarische Notizen.

150 Ausflüge von München auf einen halben bis drei Tage. Mit einer Übersichtskarte, einer Karte des Vorortsverkehrs und vier Skizzen. Siebzehnte Auflage. Preis 75 Pfg. München 1901. J. Lindauersche Buchhandlung (Schöpping). — Wiederum rechtzeitig zu Beginn der Reisezeit liefs Herr Bibliothekar Dr. H. Tillmann seine so beliebten „Ausflüge", abermals um 10 vermehrt, erscheinen. Die rasche Folge der Auflagen (seit 1893, wo die 7. Auflage erschien, nicht weniger als 10), sowie die Vermehrung des Inhaltes (7. Aufl. 16 S. mit einer Karte, 50 Pf. — 10.—16. Aufl. 24 S. — 62 S. Preis 60 Pf.; 17. Aufl. 75 Seiten, 75 Pf.) sprechen am besten für die Brauchbarkeit und Beliebtheit des Büchleins, für welches sein Verfasser rastlos thätig ist. Vermifst man in einer Auflage den einen oder anderen Ausflug, so darf man sicher sein, dafs derselbe in der darauffolgenden eingereiht ist. Dies ist auch bei der vorliegenden 17. Auflage der Fall: in der 1. und 2. Abteilung, Touren auf $^1/_2$ und 1 Tag, finden sich folgende neue Ausflüge: Konradshöhe bei Baierbrunn, Kaufbeuren, dessen Sehenswürdigkeiten kurz verzeichnet werden, Hohenlinden, Fachendorfer Höhe und Schwarzlackkapelle bei Aibling, resp. Feilnbach, Tinninger See — Schlofs Wildenwart; Wöllkamer Höhe bei Bruckmühl; bei Touren auf $1^1/_2$ bis 2 Tage: Hofalpe — Riesenschneid — Hochrifs (retour von Brannenburg); Wildbarren — Astenhöfe — Petersberg (retour von Oberaudorf); der Grutten im Kaisergebirge; bei Touren auf $2^1/_2$ Tage: Klammspitze und Branderschrofen bei Linderhof; auf Aggenstein und Schlicke (Pfronten und Füssen); bei den Touren auf 3 Tage ist zum oberen bayerischen Wald nunmehr als Nr. 142 auch eine Anleitung zu einer Tour durch den unteren bayerischen Wald (zum Dreisesselberg, durch das österreichische Tunviertel, Donaufahrt von Niederranna bis Passau) gekommen. — Da aufserdem die früher zwischen den Annoncen eingereihten Skizzen für Isarthalbahn, Würmsee, Ammersee und Chiemsee jetzt im Texte erscheinen und ein Kärtchen über den Vorortsverkehr beigefügt ist, so dürfte die kleine Preiserhöhung von 60 Pf. (11.—16. Aufl.) auf 75 Pf. wohl gerechtfertigt sein.

Allen Kollegen, nicht blofs den Münchenern, sei das Büchlein wiederholt angelegentlichst empfohlen.

Kalender des D. u. Ö. Alpenvereins. München. Lindauersche Buchhandlung, 1901. M. 1,50. — Wie alljährlich meldet sich auch heuer als Vorbote der Ferien und der Reisezeit der Alpenvereinskalender, der, seit Jahren in diesen Blättern angezeigt und empfohlen, einer eingehenden Besprechung nicht bedarf. Der Inhalt ist im wesentlichen der nämliche wie im Vorjahre: Kalendarium, Organisation des Vereines, alpine Literatur, Anleitung zur Hilfe bei Unglücksfällen, Verzeichnis der Bergführer, der Schutzhütten und Unterkunftshäuser nach dem Stande des heurigen Jahres. Daran reiht sich der Schlufs des in den Vorjahren begonnenen Gipfelverzeichnisses mit Angabe der Thalstationen, Anstiegswege, Entfernungen u. s. w., umfassend die Gegenden süd- und ostwärts vom Enns-, Arl- und Lieserthal und einer Linie von Spittal über Villach, Tarvis, Pontebba, Gebiete, die für gewöhnlich unsere Reiseziele nicht bilden. Umsomehr Interesse dürften für viele von uns die heuer aufser dem Notizbuch noch beigelegten Taschenpanoramen von der Ellmauer Halt-, der Zugspitze und dem Herzogstande bieten.

H.

Ciceros Ausgewählte Reden erklärt von K. Halm — G. Laubmann. III. Bd.: Die Reden gegen L. Sergius Catilina und für den Dichter Archias. 14. Aufl. Berlin 1900. Weidmann. — In vielfach verbessertem Gewande erscheinen die häufig gelesenen Reden Ciceros gegen Katilina und für Archias. Der Text ist gegen die 13. Auflage nicht viel verändert; der kritische Anhang bietet erschöpfenden Aufschlufs: Cat. IV. 10 empfiehlt sich Eberhards illum für Lentulum; Arch. 10 bleibt gratuito trotz der Erklärung unsicher. In der Einleitung ist die neueste Literatur verwertet, so besonders über den Termin der Senatssitzung am 8. November. Mehrere etwas geschraubte oder veraltete Wendungen vertragen eine Feile. Die Erklärung bringt viel Neues und durchweg Gutes; aber Cat. I. 6 mihi crede = me sequere ist ungenau, IV. 8 etiam „annoch" nicht gebräuchlich; III. 7 quam deferri neben aperiri nicht ungewöhnlich. Cat. III. 14 in eandem fere sententiam ist mit datae noch nicht klar gemacht (Bezeichnung der Wirksamkeit in einer gewissen Richtung oder zu einem bestimmten Zwecke). Arch. 1 exercitatio dicendi ist zu verweisen auf Cat. III. 11. Arch. 5 Italia (= Graecia magna), Latium, Roma bezeichnet die Richtung und das Ziel der Reise. Arch. 23 Nam: hier wie an anderen Stellen wären Winke über den Zusammenhang und den Aufbau der Rede erwünscht, ohne dafs dabei dem Schüler das Denken erspart bliebe.

Prüll, Hermann, Aus der Himmels- und Länderkunde. Die Lichter am Himmel, ihre Zeichen und Zeiten. Die aufsereuropäischen Erdteile. Nach wirtschaftlichen Gesichtspunkten bearbeitet. VIII und 186 S. Leipzig 1900. Ernst Wunderlichs Verlag. Preis 2 Mk., geb. 2.40. — Dieses Buch verdient die beste Empfehlung, da es in ganz neuer Form dem Leser eine grofse Fülle des Wissenswertesten auf dem weiten Gebiete der Schulgeographie bietet und zu eigenem fleifsigen Studium ernste Anregung gibt. Die wirtschaftlichen Gesichtspunkte beherrschen gegenwärtig fast alle Verhältnisse des Volkslebens, so dafs der Versuch auch in die Erdkunde sie einzuführen jedenfalls Anspruch auf Originalität hat, doch sind sie keineswegs so vordringlich, dafs es auffallend wäre. Es kam dem Verfasser im wesentlichen darauf an, die wirtschaftlichen Beziehungen des Auslandes zum Deutschen Reiche und seinem Handel hervorzuheben, und das ist ihm wohlgelungen. Insbesondere jüngere Lehrer werden viel daraus lernen können, wie man es zu machen hat, um seinen Unterricht fruchtbar zu gestalten.

Langenbecks Leitfaden der Geographie. 1 Teil. 3. Auflage. Verlag von W. Engelmann, Leipzig. — Die 3. Auflage dieses in den Gymnasialblättern schon wiederholt angezeigten Leitfadens weist nur geringe Unterschiede gegen die früheren Auflagen auf. Nur der Abschnitt „Die deutschen Mittelgebirge" hat eine durchgreifende Umarbeitung und Verbesserung erfahren. Im übrigen beziehen wir uns auf das früher von dem Langenbeckschen Buche Gesagte.

Naturstudien im Garten. Plaudereien am Sonntag Nachmittag. Ein Buch für die Jugend von Dr. K. Kraepelin. Mit Zeichnungen von O. Schwindrazheim. Leipzig. B. G. Teubner 1901. Elegant gebunden. — Der als naturwissenschaftlicher Schriftsteller bereits bekannte Verfasser schildert in vierzehn Nachmittagsgesprächen eines Vaters mit seinen drei Söhnen alles, was man in einem Garten an Naturgegenständen beobachten kann. So lernen wir denn das Wissenswerteste kennen von folgenden Dingen: Frühlingspflanzen (Herbarium), Regenwürmer, Einrichtung der Beete (Küchenkräuter, Giftpflanzen), Maikäfer (Einflufs des Lichtes auf die Tiere, leuchtende Tiere), Saftstrom, Pfropfen, Okulieren, Grasmücke, Wanderflug, Pilze des Gartens, Blattwespen (Schutzmittel der Tiere), Unkräuter (Schutzmittel der Pflanzen gegen Tiere), Kröten (Farbenwechsel, Brutpflege), Schutzmittel der Pflanzen gegen Wärme, Licht, Regen, Wind; Blattläuse, Zier- und Nutzpflanzen, Züchtung, Nester der Wespen u. s. w. Der reiche Stoff ist gut gegliedert und geschickt verarbeitet; das Buch berücksichtigt die neuesten Ergebnisse der Forschung und vermag daher dem Lehrer für Benützung eines Schulgartens und Exkursionen gute Winke zu geben. Auch für Einstellung in Schülerbibliotheken (2—4) möchte ich es empfehlen, wiewohl ich schon wiederholt die Erfahrung gemacht habe, dafs die Dialogform nicht so recht nach dem Geschmacke aller Jungen ist. H. St.

IV. Abteilung.

Miszellen.

Notiz bezüglich der Anstellungs- und Beförderungsverhältnisse der akademisch gebildeten Lehrer in Elsafs-Lothringen.

Da vermutlich mancher jüngere Kollege bei der in Bayern allmählich sich stärker geltend machenden Überfüllung in einzelnen Lehrfächern die Absicht hegen dürfte, von der Möglichkeit, in Elsafs-Lothringen eine erste Verwendung zu finden, Gebrauch zu machen, sind wohl einige Mitteilungen über die derzeitigen Verhältnisse, insbesondere über die materielle Lage der akademisch gebildeten Lehrer in Elsafs-Lothringen am Platze.

Wie ich schon im Bericht über die Regensburger Generalversammlung S. 16 mitgeteilt habe, besteht in Elsafs-Lothringen zur Zeit ein Mangel an geprüften klassischen Philologen und Mathematikern. Der Kaiserliche Oberschulrat in Strafsburg würde daher solche Herren, die in Bayern geprüft sind, gerne annehmen. Bei den klassischen Philologen, möglicherweise auch bei den Kandidaten anderer Fächer, würde das Bestehen des ersten Prüfungsabschnitts nicht blofs für vorübergehende, sondern auch für dauernde, feste Anstellung als vollwertig anerkannt werden. Der Rücktritt in den bayerischen Staatsdienst bleibt auf die Dauer von 2—3 Jahren offen; letzteres ist natürlich jeweiliger besonderer Vereinbarung des betreffenden Kandidaten mit der bayerischen Staatsregierung vorbehalten.

Der Kandidatenmangel in Elsafs-Lothringen rührt insbesondere davon her, dafs bei den zur Zeit ungünstigen Anstellungsverhältnissen in Elsafs-Lothringen und bei der Verzögerung, welcher — ohne Schuld der Regierung — die Besserung und namentlich Angleichung der bezüglichen Verhältnisse an die preufsischen unterliegt, nicht blofs akad. geb. Hilfslehrer, sondern auch Oberlehrer preufsischer, ja elsäfsisch-lothringischer Abkunft, nach Preufsen sich wenden, wo sich die einschlägigen Verhältnisse gebessert haben[1]) und zudem ebenfalls ein Mangel an akad. geb. Lehrern besteht.

Die erwünschte Angleichung an die preufsischen Besoldungsverhältnisse ist jetzt vielleicht um so eher zu erwarten, als nicht blofs die reichsländische Regierung, sondern auch der Reichstag hiezu günstige Stellung genommen hat.

Die derzeitigen Verhältnisse stellen sich folgendermafsen dar.

Zunächst ist ein „Probejahr“ abzulegen; der Probandus hat 6—8 Stunden unentgeltlich zu erteilen; für die übrigen Stunden, die er gibt, erhält er je 100 M.; in maximo 1200 M.

Von dem Datum des Probezeugnisses an beginnt die Anstellungsfähigkeit. Als „Hilfslehrer“ bezieht der Betreffende dann

im 1. Jahr . .	1500 M.,
„ 2. „ . .	1800 M.,
„ 3. u. 4. Jahr	2100 M.,
„ 5. „ 6. „	2400 M. (= Maximum).

Von den Dienstjahren des wissenschaftlichen Hilfslehrers wird die über vier Jahre hinausgehende Dienstzeit in die feste Dienstzeit bei der Anstellung als Oberlehrer eingerechnet. Gegenwärtig tritt die Beförderung zum Oberlehrer erst in 8—9 Jahren ein (vom Eintritt in den Schuldienst an gerechnet); bei der Anstellung als Oberlehrer werden diesem also von der über 4 Jahre hinausgehenden Dienstzeit als Hilfslehrer 4—5 Jahre angerechnet; sie kommen gleich in die 2. Gehaltsklasse (mit 3300 M.) und bleiben in ihr nur 1 beziehungsweise 2 Jahre.

---

[1]) Vgl. die Übersicht über die preufsischen Gehaltsverhältnisse in Jahrg. 1898, S. 847 f. und (bezüglich der Umwandlung der „festen Zulage“) Jahrg. 1900, S. 177.

Die Oberlehrer beziehen mit

1—3 Jahren . . .	3000 M.,
3—6 „ . . .	3300 M.,
6—9 „ . . .	3600 M.,
9—12 „ . . .	3900 M.,
12—15 „ . . .	4200 M.,
15—18 „ . . .	4500 M.,
18—21 „ . . .	4800 M.,
21—24 „ . . .	5100 M.,
24 ff. „ . . .	5400 M. (= Höchstgehalt).

Dazu kommt — nach preufsischem Vorbild — die sogen. „Feste Zulage“ von 900 M., die an etwa die Hälfte der Gesamtzahl der Oberlehrer verliehen wird; z. Z. ist dies durchschnittlich im 16. bis 17. Dienstjahre der Fall. In Preufsen ist diese „Feste Zulage“, die pensionsfähig ist, im Jahre 1899 in 3 Raten zu je 300 M. zerlegt worden, die mit dem 9., 12. und 15. Dienstjahre erteilt werden.[1]) Es besteht die Aussicht, dafs sie auch in Elsafs-Lothringen in ähnlicher Weise umgewandelt wird.

Wohnungsgeldzuschüsse, die in Preufsen je nach der Servisklasse zwischen 360 und 900 M. betragen, gibt es in Elsafs-Lothringen zur Zeit keine.

Ungünstig sind auch die Pensionsverhältnisse. Die Pensionsberechtigung tritt erst mit 10 Dienstjahren ein und zwar mit $^{15}/_{60}$ des Gehalts, und steigt jedes weitere Jahr um $^{1}/_{60}$ bis höchstens $^{45}/_{60}$.

Die Witwenpension beträgt 40% der Pension des Mannes bezw. der demselben zur Zeit seines Todes nach seinen Dienstjahren event. zustehenden Pension.

Gesuche um Zulassung zum reichsländischen Schuldienst sind an den Kaiserlichen Oberschulrat in Strafsburg zu richten, dessen Vorsitzender Herr Ministerialrat Dr. Albrecht in Strafsburg ist.

München, Juni 1901. Prof. Dr. Gebhard.

Personalnachrichten.

Enthoben: Dr. Jos. Brunner, Lehramtsverweser für Chemie und beschr. Naturwissenschaften an der Realschule Dinkelsbühl, wurde auf Ansuchen seiner Funktion enthoben.

Auszeichnungen: Jos. Pistner, Gymnasialrektor in Kempten, und Joh. Wörnhör, Gymnprof. für kath. Religion am Ludwigsgymn. in München, erhielten von Sr. Heiligkeit dem Papste das Kreuz „Pro Ecclesia et Pontifice“ II. Klasse.

Stipendien: Dr. Wilh. Lermann, Assistent am Maximiliansgymn. in München, erhielt das Stipendium von 2160 M. zum Besuch des archäologischen Instituts in Rom und dessen Filiale in Athen; Dr. Max Degenhart, Assistent (N. Spr.) am Realgymn. in München und Dr. Hans Rautner, Reallehrer (N. Spr.) an der Luitpoldkreisrealschule in München, erhielten ein Reisestipendium von je 900 M.; Ludw. Oehninger, Assistent (N. Spr.) an der Luitpoldkreisrealschule in München, Theodor Prosiegel, Assistent (N. Spr.) ebendaselbst, Dr. Hugo Reinsch, Reallehrer (N. Spr.) an der Kreisrealschule Augsburg, und Richard Schiedermair, Assistent (N. Spr.) an der Realschule Kissingen, erhielten ein Reisestipendium von je 500 M.

Gestorben: a) an humanistischen Anstalten: Priester Adam Platl, Studienlehrer a. D. von Lohr a. M.; Ignaz Rummelsberger, Gymnprof. in Regensburg (N. G.); Anton Leier, Gymnl. in Pirmasens; J. Ch. Laurer, Rektor a. D. des Progymn. Neustadt a. Aisch.

Vereinsnachricht.

Der gegenwärtige Vereinsausschufs setzt sich zusammen aus folgenden Herren: G.-Pr. Dr. Friedrich Gebhard (Wilhelmsg.), 1. Vorstand; G.-Pr. Eugen Brand (Ludwigsg.), Stellvertreter des Vorstandes; G.-Pr. Dr. August Stapfer in Freising, Kassier; G.-Pr. Dr. Joh. Melber (Maxgymn.), Redakteur; ferner: G.-Pr. Dr. Phil. Ott (Realgymn., N. Spr.); G.-L. Dr. Theod. Preger (Maxgymn.); G.-L. Dr. Karl Raab (Theresiengymn.); G.-L. Dr. Albert Rehm (Wilhelmsg.); G.-Pr. Dr. Karl Rück (Ludwigsgymn.); G.-Pr. Korbinian Sachs (Ludwigsgymn., Math.); G.-Pr. Jos. Zametzer (Luitpoldgym., Math.).

[1]) Vgl. „Blätter“, Jahrg. 1900, S. 177.

Den sehr verehrlichen Mitarbeitern diene zur Kenntnis, daſs fortan die Rezensionsexemplare und, wenn möglich, die Abzüge der Beiträge (Abhandlungen und Rezensionen) zugleich mit den jeweilig ausgegebenen Heften an die betr. Herren Obmänner versandt werden sollen. Letztere werden gebeten, diese Sendungen den Herren Adressaten zu übergeben. (Die Red.)

An die Herren Obmänner.

Der Einfachheit wegen wird die Einlage einer 10 Pfg.-Marke in die Postpackete bei Versendung der Hefte künftig unterlassen und geboten, die Auslagen bei Einsendung der Vereinsbeiträge in Abrechnung zu bringen.

Diesem Hefte liegen folgende Beilagen bei:
1 Parey Paul, Verlag, Berlin.
1 Buchhandlung des Waisenhauses, Halle a/S.

Dr. Franz Paul Datterer & Cie., G. m. b. H., München-Freising.

BLÄTTER

FÜR DAS

GYMNASIAL-SCHULWESEN

HERAUSGEGEBEN VOM

BAYER. GYMNASIALLEHRERVEREIN

REDIGIERT VON

DR. JOHANN MELBER.

SIEBENUNDDREISSIGSTER BAND

IX. & X. HEFT.

SEPTEMBER—OKTOBER.

MÜNCHEN, 1901.
J. LINDAUERSCHE BUCHHANDLUNG.
(SCHÖPPING.)

Die Blätter für das Gymnasialschulwesen, das Organ des Bayr. Gymnasiallehrervereines, erscheinen in 6 Doppelheften jährlich im Gesamtumfang von 45 Bogen und kosten für Nichtmitglieder 10 Mk.

Inhalt des IX. & X. Heftes.

Abhandlungen. Seite

Rezensionen.

I. Abteilung.

Abhandlungen.

Gedanken eines Mathematikers über die auf der XXI. Generalversammlung eingebrachten Änderungsvorschläge zum mathematischen Lehrplan.

Angeregt durch den Bericht über die XXI. Generalversammlung, habe ich mich, nicht ohne mancherlei Bedenken einem inneren Drange folgend, entschlossen, die dort gemachten Vorschläge in den folgenden Ausführungen zu besprechen und zu ergänzen.

Zunächst möchte ich mit freudiger Genugthuung den frischen Zug konstatieren, der durch die meisten Vorschläge geht. Die Herren Kollegen von der Philologie haben teilweise Zugeständnisse gemacht, welche, durch den Druck der Verhältnisse veranlafst, vor noch nicht langer Zeit unmöglich gewesen wären und welche vielleicht geeignet sind, eine Verständigung unter den Fakultäten anzubahnen. Ich denke dabei an folgende Sätze, die auch aufser dem Zusammenhang kaum falsch verstanden werden können: „Wir müssen, um es kurz zu sagen, den Irrtum aufgeben, dafs die klassischen Sprachen als solche sein (des Gymnasiums) Wesen ausmachen" . . . . . „es mufs alles, was im klassischen Unterricht etwa noch Fachwissenschaftliches übergeblieben ist, abstreifen und dadurch für die anderen Zweige der Nationalbildung Raum gewinnen" . . . . . „ich glaube, wir könnten denjenigen Schülern, die sich in einem Hauptfache über die gewöhnliche Grenze des Schulunterrichts hinaus weiter bilden wollen, dafür einen Teil des Lateinischen erlassen" . . . . . (Prof. Hornemann) oder: „für solche, welche sich einem Berufe widmen wollen, der ausgedehntere mathematische Kenntnisse erfordert, kann fakultativer Unterricht in der Mathematik in den beiden oberen Klassen eingerichtet werden" . . . . . „es mag wohl sein, dafs wir darauf (Monopol) etwas sündigten" . . . . . „auch wir dürfen uns noch in manchem Punkte bessern" . . . . . (Prof. Dr. Gebhard). Man darf ja vielleicht hoffen, dafs solche Worte nicht umsonst gesprochen worden sind, dafs wirklich alles, was das humanistische Gymnasium bisher zu einer philologischen Fachschule machte, energisch abgestreift und die Lektüre,[1]) zumal die lateinische, nach

[1]) Könnte die für den gereiften Mann sehr interessante, für den Durchschnittsschüler erfahrungsgemäfs vielfach langweilige Liviuslektüre nicht bedeutend gekürzt, dafür aber durch Abbildungen etc. kulturhistorisch besser interpretiert werden?

Umfang und Inhalt mehr den Bedürfnissen des jugendlichen Geistes angepafst werde, soweit dies möglich ist.

Wir Mathematiker freilich werden mit Dr. Wenzel[1]) von einem im Mittelpunkt einer höheren Bildungsanstalt stehenden Unterrichtsgegenstand verlangen, 1. „dafs derselbe, an sich genommen, einen bedeutungsvollen geistigen (und ich setze hinzu: ethischen) Gehalt aufweist, 2. dafs er im öffentlichen geistigen Leben eine gewisse Resonanz findet, das heifst, aktuelle geistige Interessen und positive geistige Bedürfnisse befriedigt, und 3. dafs er in didaktischer Hinsicht einer methodischen Behandlung fähig ist, die es gestattet, nicht nur das Wissen des Schülers zu bereichern, sondern ihn formal zu bilden und methodisch zu schulen".

Dafs nun das Gymnasium die gegenwärtige Krisis durchzumachen hat, kommt ja gewifs zum Teil von den Anstürmen, welche rein äufserlichen Motiven ihre Entstehung verdanken, zum gröfsten Teil aber doch wohl davon her, dafs jene drei Forderungen zugleich bei der Geistesentwicklung der heutigen Generation des deutschen Volkes von dem altsprachlichen Unterricht nicht mehr erfüllt sind.

Andererseits ist die Möglichkeit, den altsprachlichen Unterricht wieder zur aktuellen Bedeutung zu erheben (z. B. mit Rücksicht auf eine kulturhistorische Behandlung der Naturwissenschaften in den Schulen), noch nicht von vornherein ausgeschlossen, aufserdem der Erfolg, den die altsprachliche, straffe, weil auf ein bestimmtes Ziel gerichtete Schulung für die Erziehung suchender Geister hatte, noch in zu frischer Erinnerung, als dafs man die Verbannung der altsprachlichen Studien aus dem Gymnasium leichten Herzens fordern dürfte.

Wenn wir Mathematiker unter den gegenwärtigen Verhältnissen nun zwar durchaus nicht zu allen von den Herrn Kollegen Dr. Stapfer und Dr. Gebhard gestellten Forderungen Ja und Amen sagen können, so werden wir es von den Philologen doch sehr begreiflich finden, dafs sie ihren altehrwürdigen Bau mit seinen vielen architektonischen Schönheiten solange als möglich zu erhalten suchen. Da wir nun einen Neubau, das heifst ein einheitliches, auf modernen Prinzipien gegründetes Gymnasium aus äufseren und inneren Gründen sobald nicht erwarten können, so wollen auch wir Mathematiker zur Renovierung des alten Baues beitragen und ihn möglichst wohnlich einrichten.

Auch wir müssen, um zur Sache selbst überzugehen, bekennen, dafs wir uns in manchem Punkte bessern könnten. Wir müssen vor allem bestrebt sein, den anerkannten Wert der Mathematik als formales Bildungsmittel zu erhöhen, indem wir in unserem Unterricht noch viel mehr auf klaren, scharfen Ausdruck der Gedanken sehen.

Es steht in gewisser Hinsicht die reine Mathematik an formalem Bildungswert der Grammatik, speziell der lateinischen, an der Seite und ergänzt sie. Der Stilistik entspricht einigermafsen in der Mathematik das Lösen von Aufgaben. Aber das Lateinische kann unmög-

[1]) Dr. Wenzel: „Der Todeskampf des altsprachlichen Gymnasial-Unterrichts."

lich den klassischen Unterricht allein ausmachen. Mit Recht sagt Prof. Hornemann: „Niemand von uns wird im Gymnasium die straffe Zucht des Lateinischen missen mögen, niemand aber auch verkennen, dafs die tiefere Einwirkung auf die Seele vom Griechischen ausgeht."

Etwas, was dem Griechischen — und dessen Schwerpunkt liegt in der Lektüre — an ausgleichender Wirkung entspricht, mufs nun auch der reinen Mathematik beigesellt werden. Das ist aber die angewandte Mathematik, insonderheit mit Rücksicht auf die Bedürfnisse des humanistischen Gymnasiums die **Astronomie.**

Die angewandte Mathematik, in bescheidenem Umfang, aber mit einer gewissen Vollständigkeit — mathematische und messende Behandlung! — gehört also auf das Gymnasium, wenn anders demselben mit der Forderung Ernst ist: „Durch vernünftige Anpassung an die Bedürfnisse der Zeit soll es sich auf der Höhe erhalten, damit es in der Lage sei, die Erteilung der Berechtigung zum Studium der Geisteswissenschaften auch in Zukunft allein für sich zu beanspruchen." (Das Gymnasium mufs sich diese Berechtigungserteilung durch seine zukünftigen Leistungen praktisch selbst sichern, darf sich aber nicht auf Kosten der anderen Vollschulen künstlich weiter ernähren lassen!)

Ich möchte bezüglich der angewandten Mathematik an die Worte Melanchthons erinnern: „Jemand, der nur der reinen Gröfsenlehre sich widmet, ohne sie für andere Wissenschaften in Anwendung zu bringen, scheint mit seiner Weisheit nur eitles Spiel zu treiben und aus seinem Wissen keinen rechten Nutzen zu ziehen."[1]) Wäre es nicht grausame Ironie, wenn dieser Gedanke, vor vierhundert Jahren vom gröfsten Humanisten aus idealen Motiven ausgesprochen, bei der heutigen Kulturentwicklung nicht auch bei denen den lautesten Wiederhall finden sollte, welche das Utilitätsprinzip strenge verwerfen?

Im Sinne Melanchthons, der mit so feinem Takt den grofsen humanistischen Wert der Mathematik im allgemeinen, der angewandten Mathematik im besonderen erkannte und zugestand,[2]) stelle ich nun

---

[1]) In diesem Zusammenhang ist der der Programmabhandlung von Professor Dr. Israel-Holtzwart „Grundlagen und Methoden des tabellarischen Rechnens" beigefügte, weiterhin von mir noch öfter benutzte Anhang von hohem Interesse, weil derselbe vieles enthält, was sich mit den Forderungen des Herrn Kollegen Dr. Stapfer deckt.

[2]) Von neueren Schriften, welche die Stellung des exakt-wissenschaftlichen Unterrichts und die ideale Seite der Mathematik beleuchten, seien erwähnt:

1. Eine Reihe von Aufsätzen in den „Unterrichtsblättern für Mathematik und Naturwissenschaften".
2. Wernicke, „Die mathematisch-naturwissenschaftliche Forschung in ihrer Stellung zum modernen Humanismus".
3. Pietzker, „Das humanistische Element im exakt-wissenschaftlichen Unterricht". (Progr. Nordhausen 1894.)
4. Meyer, „Mitteilungen aus dem mathematischen Lehrplan des Gymnasiums". (Progr. Halle 1891.)
5. Simon, „Didaktik und Methodik des Rechnens und der Mathematik". (1895, Bd. 4 Teil 9 in Baumeisters Handbuch.)
6. Dillmann, „Die Mathematik die Fackelträgerin einer neuen Zeit".
7. Baumann, „Inwiefern eignen sich die realen Wissenschaften immer mehr dazu, die Grundlage der Bildung der Zukunft zu werden?"

von dem, was die angewandte Mathematik dem humanistischen Gymnasium bieten kann und darf, die Astronomie, und zwar in engerer Verbindung mit der Physik, und als Bindeglied zwischen jener und der Geometrie die Geodäsie in den Mittelpunkt, indem diese Fächer am würdigsten und reifsten für die mathematische Behandlung sind.[1]) Man ist nun im allgemeinen von dem hohen idealen Wert der Astronomie speziell überzeugt, ohne eigentlich einen rechten Mafsstab dafür zu haben. Ich erinnere daher an die überaus grofse Anzahl von Liebhaberastronomen, die sich gerade auch aus Kreisen rekrutieren, in denen man das humanistische Prinzip hochhält, ferner an die Thatsache, dafs es der werbenden Thätigkeit des einen Flammarion gelang, ganz Frankreich mit einem engen Netze astronomischer Laiengesellschaften zu überziehen. Ist es endlich ein Zufall, dafs soviele grofse Astronomen Autodidakten waren?[2]) Handelt es sich bei diesen nicht geradezu um eine Begeisterung, wie man sie nur bei Dichtern wiederfindet, verspürten diese nicht etwas von dem Hauche des Geistes, der ungebildete Männer aus dem Volk das Evangelium verkünden liefs?

Wie steht es nun auf dem Gymnasium mit der Pflege der humanistischen Wissenschaft *κατ' ἐξοχήν*, der Wissenschaft, welche durch tausend Wurzeln mit der Kulturgeschichte des Menschengeschlechtes zusammenhängt?[3]) Astronomie wird ja nun zwar auf dem Gymnasium gelehrt, wie es scheinen mag, sogar zu viel. Haben ja doch selbst Mathematiker dem Vorschlag zugestimmt, die sphärische Astronomie zu streichen! Ich setze gleich hinzu, dafs ich diesen Vorschlag, ohne ihn gutzuheifsen, bei dem gegenwärtigen Betrieb des astronomischen Unterrichts sehr begreiflich finde. Gewöhnlich wird der Unterricht in der Oberklasse erteilt, zumeist aber ohne methodische Lehrmittel (ein Mangscher Universalapparat dürfte z. B. in Bayern eine Rarität sein) und wohl selten durch rationelle Schülerbeobachtungen und Messungen unterstützt. (Die Instruktion schreibt zwar vor: „Die mathematische Geographie soll in der ..... mit Benützung eines guten

8. Schellbach, „Über die Zukunft der Mathematik ...“ (Berlin 1887.)

9. Lampe, „Die Entwicklung der Mathematik im Zusammenhang mit der Ausbreitung der Kultur“. (Rektoratsrede. Technische Hochule-Berlin 1893.)

10. Spottiswoode, „Die Mathematik in ihren Beziehungen zu den anderen Wissenschaften“.

11. Pasch, „Über den Bildungswert der Mathematik“. (Rektoratsrede. Giefsen 1894.)

12. Schrader, „Erziehungs- und Unterrichtslehre ...“

13. Pahl, „Die Entwicklung des mathematischen Unterrichts an unseren höheren Schulen“ I. II. (Progr. Realgymn.-Charlottenburg 1898.)

[1]) Hier ist besonders bemerkenswert, was Israel-Holtzwart über den Entwicklungsgang des Mathematikunterrichts, dessen Vernachlässigung und spätere einseitige Ausbildung sagt.

[2]) Ich erinnere an folgende bekannte Thatsachen: Bessel war lange Zeit Kaufmann, bevor die Astronomie ihre wunderbare Wirkung auf ihn auszuüben begann. Herschel war Musiker, Hansen Uhrmacher, Mädler Schreiblehrer, Bruhns Schlosser, Leverrier Ingenieurbeamter, Olbers und Oppolzer waren Ärzte.

[3]) Man lese: Troels-Lund, „Himmelsbild und Weltanschauung im Wandel der Zeiten“. Man findet hier manchen Fingerzeig, wie der astronomische Unterricht kulturhistorisch fruchtbar gemacht werden könnte.

Telluriums und eines grofsen Globus gelehrt und durch Beobachtung des gestirnten Himmels unterstützt werden." — Es liegt aber eben doch zu nahe, die ganze Kraft auf die engere Vorbereitung zum Absolutorium zu konzentrieren und auch in der Astronomie möglichst bald zur Einübung der sphärischen Rechnungen zu schreiten, da ja solche im Absolutorium leicht „drankommen" können.) Nachdem also viel zu viel aus dem Buch gelernt, viel zu wenig in Fleisch und Blut übergegangen ist, geht man zur Anwendung der sphärischen Trigonometrie über. So wird die Astronomie weniger um ihrer selbst willen betrieben, vielmehr zum Übungsstoff der nicht einmal immer einwandfrei begründeten sphärischen Trigonometrie degradiert. So kommt es, dafs ein Gymnasiast vielleicht ganz mechanisch berechnen kann, um wieviel Uhr am 9. Juli in Kleingrofshaberstetten die Sonne untergeht, dem Zusammenhang der Erscheinungen gegenüber aber meist völlig versagt. Wenn so die Astronomie zum Nebenzweck, die Rechnung zum Hauptzweck gemacht wird, darf man sich freilich nicht wundern, wenn auch hier der Wehruf: „Mir fehlt die mathematische Begabung", ertönt, wenn selbst Mathematiker in astronomiis eine Streichung empfehlen können und die Herren Kollegen von der Philologie sich mehr und mehr den Gedanken abgewöhnt haben, dafs auch der Mathematiker in Betracht kommen könnte, wenn es sich um kulturhistorische, ethische und ästhetische Dinge handelt. Sind nun also krankhafte Zustände in dem Unterricht nicht zu leugnen, so weise ich doch das Messer des radikalen Chirurgen weit zurück. Anstatt an dem Astronomieunterricht zu schneiden, müssen wir die schöne, Geist und Herz bildende astronomische Wissenschaft erst recht für das humanistische Gymnasium fruchtbar machen, indem wir die Astronomie auf eine breitere Basis stellen und die die sphärische Astronomie vorbereitenden Abschnitte gerade in die Altersstufe verlegen, auf welcher der junge Mensch, wenn er nur durch gewissenhafte Anleitung über die ersten Schwierigkeiten hinübergehoben ist, so leicht und gern in Rapport mit dem gestirnten Himmel und seinen Wundern bleibt und daraus für seine Bildung einen gröfseren Nutzen zieht als aus den vielen Klammerrechnungen und Reduktionsaufgaben.

Der astronomische Unterricht mufs nun nach meiner Meinung in drei Stufen geteilt werden. Die Unterstufe, die Klassen I—IV umfassend, hätte zunächst mit einer Einführung in die allgemeine Geographie zu beginnen. Der Unterricht, vom Fachmann an der Hand eines einfachen, methodischen Lehrmittels[1]) nach der heuristischen Methode geleitet, könnte bis zur Erklärung der täglichen Bewegung, der Jahreszeiten etc. fortschreiten, wenn bei genügender Wiederholung in der zweiten und dritten Klasse ein paar Geographie- oder Rechenstunden im Jahr geopfert werden. Schon hier können leichte Rechnungen auf arithmetischer Basis eingeflochten werden. In der vierten Klasse, wo ein propädeutischer Geometrieunterricht einzuführen ist

[1]) Vergl. die Anleitung zum Vergleichstellurium mit Lunarium von Adolf Mang (Selbstverlag-Heidelberg).

(s. unten), könnte die mathematische Geographie teilweise mit jenem verbunden, langsam erweitert werden. Die eigentliche Mittelstufe umfafst die fünfte und sechste Klasse, wo die Kenntnisse unter Benutzung der in der Geometrie und Algebra erlangten Fertigkeiten so erweitert werden können, dafs etwa das auf Lehrerseminarien vorgeschriebene Ziel erreicht wird. Auf Schülerbeobachtungen und -messungen ist Gewicht zu legen.[1]) Sie könnten vielfach Hand in Hand mit den auf diese Stufe treffenden Übungen in der praktischen Geometrie gehen. Die Oberstufe (achte Klasse) schliefst mit der Behandlung der sphärischen Astronomie[2]) ab, welche bei dem auf dem Gymnasium zu stellenden Verlangen nach Gründlichkeit und einer gewissen Reife als Abschlufs nicht fehlen darf. Was die Beobachtungen auf dieser Stufe anlangt, so kann, weil dieselbe die Kenntnis der optischen Instrumente voraussetzen mufs, nunmehr mit Fernrohr und Spiegelsextant gearbeitet werden, während auf der Mittelstufe durchweg nur mit Diopterinstrumenten gemessen werden darf. Dafs man sich auch auf der Oberstufe nicht auf Beobachtungsfinessen einlassen wird, ist selbstverständlich.

Ich will nun einmal die Hauptmomente zusammenstellen, welche für einen intensiveren Betrieb der Astronomie auf dem Gymnasium sprechen:

1. Die Astronomie mit ihrem real-idealen Charakter konvergiert von allen mathematischen Disziplinen am meisten nach der humanistischen Seite. Sie hat, da sie mit tiefen Wurzeln gleichmäfsig im Altertum, Mittelalter und in der Neuzeit ruht, einen eminent kulturgeschichtlichen Wert — umfafst sie doch sogar Poesie (Aratos etc.) und Religionsgeschichte (Troels-Lund). Sie hat einen wahren ethischen Wert, indem sie den Menschen, der mit kühnem Geist den Weltenraum durchfliegt und dessen ewige Gesetze erforscht, als Ebenbild Gottes erkennen läfst und ihn hinwiederum zur Demut mahnt.

Ihr stürzt nieder, Millionen?
Ahnest du den Schöpfer, Welt?
Such' ihn über'm Sternenzelt,
Über Sternen mufs er wohnen.

2. Die Astronomie befriedigt in ihrer Anwendung auf Geodäsie. Nautik und Chronologie in hervorragendster Weise aktuelle Interessen und ist an der Hand von guten d. h. zerlegbaren Lehrmitteln leicht einer methodischen, vielfach auch elementaren Behandlung fähig.

---

[1]) Israel-Holtzwart sagt unter anderem: „. . . . ., wobei die mathematische Entwicklung selbstredend überall Hand in Hand zu gehen hat mit einfachen Beobachtungen, wie sie noch in allen älteren astronomischen Methoden vorzuherrschen pflegen, mit Bestimmungen am Erd- und Himmelsglobus, Zeichnungen und anderen Mitteln der Veranschaulichung.“

[2]) Es ist nach dem Beispiel von Prof. Dr. Günther und Dr. Pein gewifs erstrebenswert, möglichst viele Probleme der Astronomie der planimetrischen und goniometrischen Behandlung zugänglich zu machen (schon mit Rücksicht auf einen stufenweisen Unterricht); das Gymnasium mufs aber trotzdem an der bei richtiger Behandlung so wichtigen sphärischen Trigonometrie festhalten. Man schliefse dieselbe doch an eine elementare Kugelgeometrie an, welche selbst wieder für prinzipielle Fragen der Geometrie von Bedeutung ist!

3. In keiner exakten Wissenschaft kommt die Mathematik in so unmittelbarer, stringenter Form zur Anwendung.

4. Die Astronomie liefert für die Physik (kosmische Physik, Meteorologie) ein leicht zugängliches Beobachtungsmaterial. Was also in der Physik (mit Rücksicht auf die Ziele des Gymnasiums) schwer möglich ist, nämlich neben experimentell-heuristischer Vorführung ein angemessenes Schülerpraktikum, ergibt der astronomische Unterricht ohne grofse Kosten und Mühe. Gerade in der harmonischen Vereinigung von Theorie und Praxis, Beobachtung und Spekulation, Messung und Rechnung, Realem und Idealem liegt aber ein so hoher Bildungswert, dafs man von dem modernen humanistischen Gymnasium mit Recht geradezu verlangen könnte, dafs es den Astronomieunterricht in den Mittelpunkt zum mindesten des exakt-wissenschaftlichen Unterrichts erhebe.

5. Die Astronomie kann, in enger Verbindung mit der Physik, dazu dienen, den bei dem rapiden Anschwellen des physikalisch-technischen Stoffes zum extensiven Betrieb neigenden Physikunterricht abzugrenzen.

Bei dieser Gelegenheit möchte ich über die Bedeutung der Schülermessungen einige Worte verlieren. In übertriebenem Umfang und nach falscher Richtung hin unternommen, könnten dieselben, abgesehen von äufseren Schwierigkeiten (grofse Kostspieligkeit etc.), dem Zweck des Gymnasiums geradezu entgegenlaufen. Dies würde z. B. der Fall sein, wenn man ein elektrotechnisches Praktikum einrichten wollte. Zu Messungen aber, welche sich im Freien (ich betone dies Wort) ausführen lassen, wie die geodätischen, astronomischen und geophysikalischen Messungen,[1]) mufs man den Gymnasiasten, wenn anders man ihn harmonisch ausbilden will, unbedingt anleiten. Solche Messungen gehören zu einer gründlichen Behandlung des Stoffes an sich und machen den Unterricht interessant, da der Schüler die ihm so erwünschte Gelegenheit zur Selbstbethätigung findet. Dafs ein so zur verständnisvollen Betrachtung der Natur angeleiteter Schüler übrigens

---

[1]) Literaturangaben zu diesem Gegenstand: 1. Adolf Mangs neuverbesserte zerlegbare und verstellbare methodische Lehrmittel der astronomischen Geographie. (Anleitung zum Universalapparat.)

2. Martus, „Astronomische Geographie“.
3. Mollinger, „Lehrbuch der Astrognosie“.
4. Klein, „Anleitung zur Durchmusterung des Himmels“.
5. Frauwallner, „Astrognosie“ I. II. (Pr.)
6. Dicknether, „Wolkenbeobachtungen“. (Pr.)
7. Bolte, „Neues Handbuch der Schiffahrtskunde“.
8. Bolte, „Die Nautik in elementarer Behandlung“.
9. Groll, „Ein Distanzmesser ohne Latte“. (Pr.)
10. Penkmayer, „Theorie eines einfachen Entfernungsmessers“. (Pr.)
11. Degenhardt, „Praktische Geometrie auf dem Gymnasium“. (Pr.)
12. Klein-Riecke, „Über angewandte Mathematik und Physik in ihrer Bedeutung für den Unterricht an den höheren Schulen“. (Vorträge.) Hier besonders wichtig der Vortrag von Wieckert: „Einführung in die Geodäsie“, mit der reichen Literaturangabe.
13. Krumme, Abhandlungen über diesen Gegenstand im „Pädagogischen Archiv“.

auch die Schönheiten der Homerischen in Natur getauchten Poesie besser würdigen wird, steht für mich fest. Nicht gering möchte ich auch den Wert bemessen, den solche Übungen als eine Art denkend ausgeübter Sport für den Zusammenhang der rein geistigen Ausbildung und der rein körperlichen Erziehung haben. Sollte ferner nicht ein durch solchen Sport im höheren Sinn gewecktes und geläutertes Bewufstsein erhöhten Könnens ein gutes Mittel gegen die erschreckend zunehmende Blasiertheit und Unnatur[1]) unserer jungen Leute sein? Endlich könnte man meinen, dafs solche auf etwas breitere Basis gestellte Schülerarbeiten eine natürliche Veranlassung zur Gründung der in ihrer Bedeutung jetzt vielleicht noch unterschätzten wissenschaftlichen Schülervereine geben könnten, an denen das Elternhaus nicht minder interessiert ist als die Schule.

Nachdem es mir nun vielleicht einigermafsen gelungen ist, die Bedeutung des astronomischen Unterrichts für das Gymnasium nachzuweisen, möchte ich versuchen, für den mathematischen Lehrstoff im allgemeinen eine Abgrenzung und Verteilung vorzuschlagen, wie sie mir der oben dargelegte Standpunkt zu erfordern scheint.

Ich glaube festhalten zu müssen, dafs wir durchweg vom propädeutischen zum wissenschaftlichen Unterricht, von der Anschauung und dem Experiment zur Reflexion und Rechnung fortzuschreiten haben. Zu diesem Zweck teile ich den Unterricht ein in eine Unter-, Mittel- und Oberstufe, an die sich fakultativer Unterricht anschliefst. (Vergl. hier die methodischen Lehrbücher von Prof. Dr. Holzmüller.)

I. Unterstufe.

Über die Anfangsgründe im Rechnen ist hier nicht viel zu sagen; ich verweise übrigens auch auf die unten[2]) citierte Schrift.

Bei der Einübung der vier Spezies mit ganzen Zahlen sollten schon die vier einfachen Transpositionsregeln hervorgehoben und mit den (freilich bedeutend an Umfang zu reduzierenden) Klammerrechnungen verbunden werden. (In der Aufgabensammlung von Kniefs-Bachmann finden sich Ansätze zu dieser Behandlungsweise.) Man führe also, mit einem Wort, schon in der ersten Klasse den Gleichungsbegriff ein und zeige hier schon an einfachen eingekleideten Aufgaben, deren Inhalt im Vorstellungskreis des Schülers liegt, die Fruchtbarkeit der analytischen Methode. Potenz, gröfster gemeinschaftlicher Teiler und kleinstes gemeinschaftliches Vielfache könnten den Abschlufs des Pensums der ersten Klasse bilden.[3])

[1]) Wer je mit angesehen hat, wie Gymnasiasten in ganzen Gruppen von vier Uhr ab mehrere Stunden lang mit den Büchern unterm Arm auf Promenaden sich herumtreiben, um den „höheren Töchtern“ ihre Huldigungen darzubringen, wird diese Bemerkung verstehen.

[2]) Schotten, „Mathematischer Unterricht“. (Pr. 284. Städt. O.-R.-S. Halle.)

[3]) Dafs dies nicht zu viel ist, geht daraus hervor, dafs an den Realschulen, wo doch späterhin bei dem ziemlich ausgedehnten Betrieb der Mathematik an denselben eine genügende Rechenfertigkeit vorausgesetzt ist, in der 1. Klasse bei 4 Wochenstunden auch noch die Elemente des Bruchrechnens behandelt werden.

In der zweiten Klasse wäre jetzt sofort mit der Bruchrechnung zu beginnen. Die Einführung in dieselbe kann durch fortgesetzte graphische Veranschaulichung sehr unterstützt werden. Bis Weihnachten könnte die Bruchrechnung vollständig eingeübt sein, soweit es bei der heutigen Bedeutung derselben nötig ist. So würde man seine Zeit nicht mehr, wie bisher, mit erkünstelten, oft geradezu abscheulichen Aufgaben totschlagen müssen. Die Hauptaufgabe der zweiten Klasse würde die Behandlung der Dezimalbrüche bilden:[1]) Die vier Spezies mit denselben, im Zusammenhang wieder mit den Transpositionsregeln und einfachen Anwendungen in Verbindung mit Klammerrechnungen! (Weihnachten-Ostern.) Gegenseitige Verwandlung von Brüchen und Dezimalbrüchen; abgekürztes Rechnen mit Dezimalbrüchen![2]) (Sommersemester.)

Aus dem bisherigen Pensum der dritten Klasse wäre die Flächen- und Körperberechnung zu streichen und besser mit dem propädeutischen Geometrieunterricht in der vierten Klasse zu verbinden, ebenso könnte das ganz in der Luft hängende Kapitel vom spezifischen Gewicht wegfallen, dafür folgendes Pensum durchgenommen werden: Dreisatz und Vielsatz mit Anwendung auf die bisher in der vierten Klasse durchgenommenen bürgerlichen Rechnungsarten. Die Proportionen sind auszuschalten. Das nicht immer leichte Pensum der vierten Klasse ist so zwar in die nächstniedrigere Klasse verlegt, aber bedeutend verkürzt und aufserdem auf drei Stunden verteilt, während nach dem gegenwärtigen Modus in der vierten Klasse nur zwei Stunden zur Verfügung stehen. Besondere Sorgfalt ist auf die Auswahl der dem Vorstellungskreis der Schüler anzupassenden Übungsaufgaben zu verwenden, indem alle Trivialitäten streng zu vermeiden sind.[3]) Recht empfehlenswert ist es (auch Schotten schlägt dies vor), die Schüler von Zeit zu Zeit selbst Aufgaben bilden zu lassen. Bei allen Aufgaben, bei welchen eine Zeichnung Interesse und Verständnis erhöht, ist eine solche, wenigstens an der Tafel, zuerst vom Schüler, hinterher vom Lehrer auszuführen.

Die zwei dem Mathematiker in der vierten Klasse zur Verfügung stehenden Stunden werden passend zu einem propädeutischen Geometrieunterricht[4]) verwendet. Wie weit dieser Unterricht den fakultativen Unterricht im Linearzeichnen in der vierten und fünften Klasse modifiziert, will ich hier nicht eingehend erörtern.[5]) Im Sommer-

[1]) Diese kommen dabei kaum zu kurz.

[2]) Ich halte das abgekürzte Rechnen für sehr wesentlich und auch gar nicht schwer; man mufs es eben nicht nur an ad hoc zusammengestellten Aufgaben üben, sondern bei allen Gelegenheiten.

[3]) Friefs, „Wie kann der mathem. Unterricht den geographischen unterstützen?“ (Pr. Staats-O.-R.-S. Olmütz 1891/92.)

Menge-Wernburg, „Antike Rechenaufgaben“ (Olympiadenrechnung etc.). (Aufgaben über Eier und Schmalz erregen das Interesse der Marktweiber eher als das der Schüler.)

[4]) Schuster, „Aufgaben für den Anfangsunterricht in der Geometrie“.

[5]) Der fakultative Unterricht im Linearzeichnen ist jedenfalls zu streichen und durch Freihandzeichnen oder durch einen anderen fakultativen Unterricht zu ersetzen.

semester soll eine Stunde zur Repetition und Erweiterung des in den früheren Klassen absolvierten Astronomiepensums verwendet werden, wodurch von selbst eine Art stereometrischer Propädeutik geschaffen werden kann.

II. Mittelstufe.

Nun sind wir bereits in den Geometrieunterricht eingetreten, für welchen ich einige allgemeingültige Forderungen gleich vorausschicken möchte: Es sollte im Geist der neueren Geometrie unterrichtet werden, ohne dafs diese als solche eingeführt zu werden braucht. (Vergl. auch hier die Bücher von Holzmüller!) So ist es z. B. von grofsem Nutzen, die bekannten Lagensätze aus der abzählenden Geometrie (n Grade schneiden sich in $\frac{n \cdot (n-1)}{2}$ Punkten etc.) vollständig dualisieren zu lassen. Das Prinzip der Abbildung (Symmetrie, Kongruenz, Ähnlichkeit, Inversion) mufs sich wie ein roter Faden durch alle Sätze ziehen. Eine Methodik der planimetrischen Konstruktionsaufgaben[1]) ist den Schülern sobald als möglich zum Bewufstsein zu bringen. Zu den in den unten angeführten Werken benutzten Methoden kommen später noch die beiden rechnenden Methoden der algebraischen Geometrie und der Trigonometrie. Meines Wissens ist aber noch nicht die aus der neueren Geometrie bekannte Doppelelementsanalysis mit der Konstruktion des Steinerschen Kreises für den Planimetrieunterricht fruchtbar gemacht, obwohl sich viele Aufgaben (nicht nur die Inskriptionsaufgaben von bekanntem Typus) als Schliefsungsaufgaben behandeln lassen.[2]) Alle Aufgaben, welche als Fundamentalaufgaben eine Rolle spielen, lasse man, nachdem sie gründlich eingeübt sind, auch auf freiem Feld bezw. im Schulhof ausführen! (Ohmanns Feldwinkelmesser.) Wie dies gemeint ist und wie zugleich das gerade in der Geometrie so interessante historische Element zur Geltung kommen kann, möchte ich im Anhang an einem Beispiel zeigen.[3])

Die graphische Darstellung durch rechtwinkelige Koordinaten mufs schon mit Rücksicht auf ihre Bedeutung für Geographie, Physik und Astronomie besprochen werden, etwa im Anschlufs an das Rechteck.

---

[1]) Israel-Holtzwart sagt mit Recht: „Wenn man die modernen planimetrischen Lehrbücher durchmustert, denen jetzt regelmäfsig ausgedehnte Aufgabensammlungen beigegeben zu werden pflegen, so sollte man meinen, die Mathematik habe in der That nichts Besseres zu thun, als Dreieckskonstruktionen nachzugrübeln. Das Thema wiederholt sich schier in endlosen Variationen und man überbietet sich förmlich in der Auffindung neuer, möglichst spitzfindiger und widernatürlicher Bedingungen. Ob solche nüchterne, inhaltsleere Übungen geeignet sind, den Sinn für Mathematik zu entwickeln . . . . .“. S. hier auch:

Schotten, „Inhalt und Methode des planimetrischen Unterrichts“. I. S. 7.

Petersen, „Methoden und Theorien zur Auflösung planimetrischer Konstruktionsaufgaben“.

Brockmann, „Versuch einer Methodik zur Lösung planimetrischer Konstruktionsaufgaben“.

[2]) Ich behalte mir vor, diesen Gedanken in einer besonderen Abhandlung eingehend auszuführen.

[3]) Abschnitt I des Anhangs.

indem zugleich $x = C$ $y = C$ die einfachsten Fälle der Punktbestimmung durch geometrische Örter sind. (Bardeys Aufgabensammlung und Holzmüllers Lehrbücher bringen hierüber das Nötigste.)[1])

Den grundlegenden Pythagoreischen Lehrsatz, welchen viele erst nach der Ähnlichkeitslehre behandelt wissen wollen, möchte ich an der alten Stelle lassen. Es gibt jetzt schöne und durchsichtige Beweise für ihn genug, so daſs man sich von dem unschönen Euklidischen Beweis mit seinen unnatürlichen Hilfslinien freimachen kann.

Was die Kreismessung anlangt, so ist die Zahl π im propädeutischen Unterricht zuerst sozusagen experimentell zu bestimmen. Das gewöhnliche Vielecksverfahren mit seinen weitausgreifenden unbequemen Rechnungen könnte nur angedeutet bezw. als Übung behandelt werden. Die eigentliche Berechnung erfolgt trigonometrisch ja doch unmittelbar! Wahrlich, noch recht viele Zöpfe sind abzuschneiden!

Zeichenapparate und Mechanismen, in denen ein geometrischer Gedanke gleichsam verdichtet ist, bespreche man gründlich und führe sie im Gebrauch vor! (Trisektionszirkel, Proportionalzirkel, Perspektograph, Pantograph und Storchschnabel, Meſstisch, Peaucelllierscher Mechanismus etc.).

Das Kapitel vom goldenen Schnitt ist bei seiner Bedeutung für Natur und Kunst nach der Seite der Anwendung hin eingehend zu behandeln.[2])

Während bei den geometrischen Konstruktionsaufgaben, für die mit Rücksicht auf die methodische Behandlung eine Auswahl von Typen zu treffen ist, das rein geometrische Interesse vorherrschen soll, können Berechnungsaufgaben mit gröſstem Vorteil noch mehr als bisher in eine Anwendungsform gekleidet werden. Wie das gemeint ist, zeigt das im Anhang, Abschnitt II behandelte Beispiel aus der Nautik.[3])

Was die Stereometrie anlangt,[4]) so muſs diese natürlich ebenfalls durch einen propädeutischen Unterricht vorbereitet werden.

Einen Stereometrieunterricht, der sich der darstellend-geometrischen Methode nicht bedient, halte ich für ebenso verfehlt als einen Astronomieunterricht ohne Beobachtung und Messung. Für die fünf regelmäſsigen Körper z. B. muſs geradezu Herstellung von Netz und Modell, auſserdem die schiefe und senkrechte Projektion verlangt werden. Dafür kann man das Vierkant ruhig weglassen, auch das Dreikant auf das Nötigste beschränken.

---

[1]) So ist es z. B. auſserordentlich anregend, an geeigneter Stelle einmal einen graphischen Fahrplan entwerfen zu lassen.

[2]) Pfeiffer, „Der goldene Schnitt".

[3]) Mantey-Dittmer, „Angewandte Aufgaben zum Unterricht in der Mathematik" (Pr. Kempten 1890/91.)

[4]) Die Schule muſs wohl die Trennung von Planimetrie, Stereometrie und Trigonometrie aufrechterhalten, so sehr der wissenschaftliche Standpunkt das Gegenteil erfordert. Man vergleiche hier:
Frischauf, „Elemente der Geometrie".
Paoli, „Elementi di Geometria".

In der fünften Klasse scheinen mir nun fünf Stunden Mathematik angezeigt, dafür in der sechsten Klasse nur drei Stunden (die eine frei werdende Stunde könnte dem Französischen zugeteilt werden). Von diesen fünf Stunden wären drei für die Geometrie, welche jetzt nach vorausgegangener propädeutischer Behandlung stärker einsetzen könnte, zwei für die Algebra zu verwenden. Das bisherige, entsprechend konzentrierte Geometriepensum der fünften Klasse könnte durch die Lehre vom Vieleck, von der Gleichheit, dem Verhältnis und der Messung der Flächen geradliniger Figuren und der Kreislehre, soweit diese ohne Proportionalität begründet werden kann, und durch die einfachsten Verwandlungsaufgaben eine Erweiterung erfahren. Die mehr auf Algebra gestützten Stoffe (Ähnlichkeit, goldener Schnitt, algebraische Geometrie etc.) könnten in die sechste Klasse verlegt werden, wo eine Stunde Geometrie genügt, wenn man die vielen unnötigen Dreieckskonstruktionen wegläfst (s. Pensum der siebenten Klasse). So würde der Planimetrieunterricht, was auch aus äufseren Gründen zu begrüfsen wäre, einen gewissen Abschlufs erreichen.

Das bisher in der fünften Klasse erledigte Algebrapensum kann, wenn man dasselbe nicht künstlich hinauszieht, sondern z. B. die Reduktionsaufgaben gehörig einschränkt, bis Ostern inklusive der Potenzen mit ganzen positiven und negativen Exponenten erledigt werden.[1]) Das Sommersemester gehört den Gleichungen ersten Grades. Zur Einübung der an sich einfachen Theorie dienen neben einfachen Reduktionsaufgaben und Textaufgaben vor allem die Proportionen, die sich ja organisch aus den Gleichungen ersten Grades ableiten lassen. Die Textaufgaben können unter anderem in Verbindung mit den schon ziemlich vorgeschrittenen Betrachtungen in der Geometrie dazu dienen, die bisher in der mathematischen Geographie erlangten Kenntnisse zu vertiefen bezw. erweitern. (Elemente der Zeitrechnung und Zeitverwandlung, Julianischer und Gregorianischer Kalender auf Grund der einfachen Restrechnung etc. etc.).

In der sechsten Klasse werden in zwei Stunden die Wurzeln[2]) nebst Bruchpotenzen und die quadratischen Gleichungen mit einfacheren Aufgaben behandelt, die Gleichungen vom ersten Grad natürlich entsprechend fortgesetzt. Bei den Textaufgaben zu den Gleichungen ist ein trivialer Inhalt ganz besonders zu vermeiden. Man kann sie vielmehr benutzen zur Repetition der Zins-Diskontrechnung u. s. w., vor allem aber wieder zu einem fortgesetzten propädeutischen Astronomieunterricht, der nunmehr bis zu einer Stufe gebracht sein dürfte, die etwa der auf Lehrerseminarien erreichten mindestens entspricht.

---

[1]) Der Gedanke, dafs der Anfangsunterricht in der Algebra mehr konzentriert werden könnte, ist nicht neu. Man vergleiche z. B.

Moroff, „Die Schul-Algebra als niederste Analysis" (Pr. Bamberg 1899/1900).

[2]) Das Ausziehen von Kubikwurzeln könnte vielleicht ganz wegfallen, dagegen der Gebrauch von Rechentafeln empfohlen werden. Diese würden auf die Logarithmentafel und die Interpolationsrechnung vorbereiten.

Bei graphischer Darstellung ist das Proportionalverfahren der Interpolationsrechnung sehr leicht zu begründen.

Die imaginären Zahlen sind nur so weit zu besprechen, als sie zur Vervollständigung des Zahlenbildes dienen.

III. Oberstufe.

Diese umfaſst die drei oberen Klassen.

Die zehn Mathematikstunden in der siebenten und achten Klasse zusammen sollen bleiben; vielleicht aber lieſsen sich 6 + 4 statt 5 + 5 Stunden einrichten.

Pensum der siebenten Klasse: (6 St.)

a) Repetition und Vertiefung der Planimetrie (1 St.).
(Die schwereren Verwandlungs- und Teilungsaufgaben; Methodik der Konstruktionsaufgaben; Einführung in die ebene Trigonometrie.)[1])

b) Propädeutischer Unterricht in Stereometrie im engeren Sinn (1 St.).
(Etwa Pensum des bisherigen fakultativen Unterrichts im Linearzeichnen für die sechste und siebente Klasse).[2])

c) Algebra Fortsetzung (2 St.).
(Logarithmen mit Übungen im Gebrauch der Tafeln — auch graphischer Tafeln —; Elemente der Reihenlehre mit Anwendung auf Zinseszinsrechnung etc.)

d) Physik in Verbindung mit Astronomie (2 St.).
(Propädeutische Gesamtbehandlung der Physik mit besonderer Beachtung der kosmischen und meteorologischen Erscheinungen.)

Pensum der achten Klasse: (4 St.)

a) Ausbau der Stereometrie (2 St.).
(Begründung der grundlegenden Sätze; genetische Stereometrie;[3]) Kugelgeometrie mit sphärischer Trigonometrie.)

b) Astronomie (1 St.).
(Grundaufgaben der sphärischen Astronomie und Elemente der Chronologie.)[4])

c) Physik (1 St.). (S. bei fakultativem Unterricht.)
(Mehr rechnende Behandlung der Hauptgesetze; Gewinnung eines natürlichen, einheitlichen Standpunktes — Wellenprinzip —).

In der neunten Klasse genügen drei obligatorische Stunden; eine Stunde wird fürs Französische abgetreten.

Pensum der neunten Klasse: (3 St.)

(Gesamtrepetition, Zusammenfassung und Vertiefung des ganzen exaktwissenschaftlichen Unterrichts nach der philosophisch-propädeutischen Richtung[5]) hin.)

---

[1]) Wie in der Ähnlichkeitslehre, so müssen auch in der Goniometrie die geodätischen Aufgaben in Verbindung mit einfachen Messungen behandelt werden.

[2]) Holzmüller, „Einführung in das stereometrische Zeichnen". Hier wäre auch auf den Vortrag des Herrn Prof. Ducrue auf der letzten Generalversammlung hinzuweisen. Der fakultative Unterricht im Linearzeichnen in der sechsten und siebenten Klasse fiele dann natürlich weg und könnte durch anderen fakultativen Unterricht (sei es im Freihandzeichnen oder in Sprachlichem etc.) ersetzt werden.

[3]) Heinze „Genetische Stereometrie".

[4]) Israel-Holtzwart schreibt: „Ihre Grundlehren sind gewiſs nicht bloſs für den künftigen Historiker oder Astronomen von Wert; es liegt in ihnen ein wichtiges Stück Kulturgeschichte . . ."

[5]) Schulte-Tigges, „Philosophische Propädeutik auf naturwissenschaftlicher Grundlage." I. II.

IV. Fakultativer Unterricht.

Achte Klasse: (1 St.) } Pensum nach Vereinbarung: jedoch ist
Neunte Klasse: (2 St.) } die Physik möglichst zu betonen.

Allgemeine Bemerkungen zu dem vorstehenden Entwurf.

Auf der Unter- und Mittelstufe, ebenso in der siebenten und achten Klasse sind Schularbeiten aus der Mathematik unerläfslich; in der neunten Klasse fallen sie dagegen ganz weg.

In den drei Oberklassen, zumal in der neunten, müssen gelegentlich Aufsätze gegeben und Vortragsübungen abgehalten werden, wobei es besonders auf Klarheit und Sorgfalt im Ausdruck ankäme.

Auch ist es, gerade mit Rücksicht auf die Eigenart des Mathematikunterrichts, zu empfehlen, gelegentlich kleinere Preisaufgaben zu stellen. Die schriftliche Absolutorialprüfung soll in einem Aufsatz bestehen, der ein Thema im Sinne des in der neunten Klasse Besprochenen zu behandeln hätte. Konstruktions- und Berechnungsaufgaben sollen nur im mündlichen Absolutorium gestellt werden.

Eine höchst zeitgemäfse Einrichtung, für das humanistische Gymnasium geradezu von vitaler Bedeutung, wäre die Abhaltung von fakultativen Kursen (natürlich in allen Hauptfächern).

Was hierüber Prof. Hornemann in seinem Vortrag ausgeführt hat, kann man Wort für Wort billigen. Diese fakultativen Kurse, zumal wenn sie in Fühlung mit den zu gründenden Schülervereinen blieben, wären vor allem dazu berufen, zwischen Lehrern und Schülern, zwischen Schule und Elternhaus jenes Band zu schlingen, das zu der gemeinsamen Kulturarbeit so nötig ist. Da sich bei den Teilnehmern an solchen Kursen voraussichtlich selbst innerhalb eines Hauptfaches verschiedene Interessengruppen bilden dürften, so würde sowohl die Entlastung des betreffenden Obermathematikers bezw. Oberphilologen als auch das Ineinandergreifen des Stundenplans von selbst dazu führen, dafs auch jüngere, besonders geeignete Lehrer eine Gruppe übernehmen. Dadurch wäre aber für solche ein Institut von weittragendster Bedeutung geschaffen, die trotz entsprechender Qualifikation und wissenschaftlicher Tüchtigkeit infolge äufserer Umstände verurteilt sind, vielleicht ihr halbes Leben hindurch den immerhin doch recht einseitigen Unterricht in den unteren Klassen zu geben.

Was die Auswahl des in solchen Kursen zu behandelnden Stoffes anlangt, so lassen sich hier keine speziellen Vorschriften geben, da, wenn die Kurse wirklich Nutzen stiften sollen, die Bedürfnisse der Teilnehmer, oft auch lokale Verhältnisse, ausschlaggebend sein müfsten. Nur die eine beschränkende Forderung wäre zu stellen, dafs der fakul-

---

Freyer, „Beispiele aus der Mathematik zur Logik“. (Jahresbericht über das K. Pädag. zu Ilfeld 1871/72.)
Jaeger, Grundzüge der Geschichte der Naturwissenschaften.
Arneth, Geschichte der reinen Mathematik. etc.

tative Unterricht nicht zu exklusiv werde und die Schüler den Hauptfächern ganz entfremde.[1])

Für die Mathematik kämen vielleicht folgende Disziplinen in Betracht:

1. Mathematische Grundlagen der Finanzwissenschaften und des Versicherungswesens.
2. Elementare Theorie der Kegelschnitte.
3. Elemente der Nautik.
4. Ausgewählte Kapitel der Physik (besonders Elektrizitätslehre).
5. Anleitung zur wissenschaftlichen Photographie.
6. Einführung in die höhere Analysis etc.

Anhang.

I. Lehrprobe für die bekannten Fundamentalaufgaben:

A. In einem geg. P. einer Geraden auf diese das Lot zu errichten,
   a) der Punkt ist beliebig,
   b) der Punkt ist Endpunkt.
B. Von einem P. aufserhalb einer Geraden das Lot auf diese zu fällen.
C. Einen geg. Winkel zu wiederholen.
D. Durch einen geg. P. zu einer geg. Geraden die Parallele zu ziehen.
E. Eine geg. Strecke zu halbieren.
F. Einen geg. Winkel zu halbieren.
G. Einen rechten Winkel in drei gleiche Teile zu teilen.

Die folgende Behandlung knüpft unmittelbar an den propädeutischen Unterricht an, bei dem die ausgiebige Benutzung des Augenmafses neben der Behandlung mit Transporteur etc. vorausgesetzt ist.

1. A. wird mit dem Holzdreieck gelöst und dabei auf bekannte Weise dessen Richtigkeit geprüft.
2. B. wird analog behandelt.
3. D. wird mit den beiden Winkeln gelöst und dabei (die heuristische Behandlung natürlich vorausgesetzt) die Thatsache erkannt, dafs diese den Zirkel ersetzt haben.
4. Der Zirkel wird nun bei D angewendet.
5. Der Schüler versucht, ob er eine der Aufgaben mit einem Lineal allein lösen kann. (Gelingt nicht.)
6. Der Schüler versucht mit dem Zirkel allein auszukommen. (Gelingt bei E, angenähert durch die bekannte Abgreifkonstruktion. Der Zirkel kann durch einen Papierstreifen ersetzt werden.)

[1]) Einige Berechtigung, vielleicht sogar eine Zukunft, scheint mir der Vorschlag zu haben, dafs der schulmäfsige Abschlufs in allen obligatorischen Fächern schon in der achten Klasse durch ein Absolutorium erfolgen soll, von dessen Bestehen das Aufrücken in die neunte Klasse abhinge, in welcher nur fakultativ unterrichtet würde. (Deutsch bliebe obligatorisch.) Die Wahl der Fächer wäre frei und nur an ein gewisses Stundenmafs gebunden. Durch diese Einrichtung wäre die Schroffheit des Übergangs von dem Gleichschritt der Schule zu dem ungebundenen Studentenleben beseitigt.

7. Ist dies eine mathematisch genaue Konstruktion? Warum aber doch genügend?
8. Dem Schüler wird erklärt, dafs es sich bei Konstruktionsaufgaben immer um genaue Konstruktionen mit Zirkel und Lineal handelt und dafs alle Aufgaben, bei welchen diese Apparate nicht ausreichen, als planimetrisch unlösbar bezeichnet werden, wobei aber nicht ausgeschlossen ist, dafs diese Aufgaben lösbar werden, sobald man neue Apparate zuläfst.
9. Die Aufgaben werden der Reihe nach mit den zugehörigen Beweisen in der bekannten Weise besprochen und gezeichnet.
10. Man läfst an der Tafel an den betreffenden Figuren hinterher alles weglöschen, was zur Konstruktion nicht unbedingt nötig ist, und nun im Heft in anderen Stellungen wie zuerst die Konstruktion mit dem Minimum von Linien und Bögen durchführen.
11. Man lasse den Zirkel festschrauben und probieren, bei welchen Aufgaben man mit einer einzigen Zirkelöffnung auskommt.

    Nach dieser Einschränkung des Apparates wird man naturgemäfs wieder auf Schwierigkeiten stofsen.

    Bei einigen Aufgaben macht sich die Einschränkung gar nicht geltend (F; G). Bei anderen (A; B; E) kommt man durch geometrische Überlegungen zum Ziel. (Geometrie des Tartaglia.) Einige Aufgaben endlich sind als unlösbar zu bezeichnen.

    Nunmehr begreift der Schüler wohl, dafs es Aufgaben gibt, welche auch dann unlösbar bleiben, wenn man Zirkel und Lineal frei benutzen darf.
12. Was folgt für die Teilung einer Strecke aus der Möglichkeit, sie halbieren zu können? (2^n-teilung.)
13. Was vermifst man noch? (3-, 5-, 6-, 7-teilung.)

    (Hinweis auf die spätere Fundamentalaufgabe: Eine Strecke in n gleiche Teile zu teilen.)
14. Was folgt ebenfalls aus der Möglichkeit, einen Winkel halbieren zu können?
15. Was vermifst man noch?
16. Was folgt daraus, dafs man einen Winkel von 90^0 bezw. 180^0 trisecieren kann? (15^0; $7\,{}^1/_2{}^0$; $67\,{}^1/_2{}^0$ etc.)
17. Kurzer geschichtlicher Hinweis auf das Trisektionsproblem.
18. Wie kann man sich nun helfen?

    a) Transporteur (angenähert),

    b) Erweiterung des Apparates.

    Man zeige einen Trisektionszirkel. (Dyks Katalog math. Modelle etc.) Die Konstruktion kann der Schüler ausführen, indem er jenen Trisektionszirkel in leicht ersichtlicher Weise durch einen Papierstreifen ersetzt. Im Freien kann die Aufgabe unter Benutzung der gleichen geometrischen Sätze durch Schnurspannen gelöst werden (Degenhardts „Praktische Geometrie auf dem Gymnasium“).[1])

---

[1]) Auch auf die geometrischen Konstruktionen durch Falten von Papier kann man gelegentlich hinweisen. (Sundara Row „Geometrical exercises in paper folding“ Madras 1893, Addison & Co.).

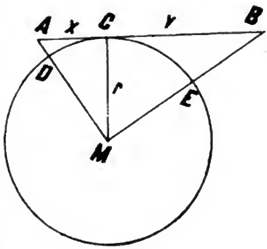
19. Warum benutzt man gerade Zirkel und Lineal?
(Kreis und Gerade sind die einzigen in der Planimetrie zugelassenen Linien.) Die Trisektion des Winkels ist also durch Kreis und Gerade nicht ausführbar.
20. Alle Aufgaben werden im Schulhof ausgeführt.
Der Transporteur ist durch die Kreuzscheibe ersetzt.

II. Aufgabe.

Die Tangentenstrecke AB aus r, $AD = h$, $BE = H$ zu berechnen!

Nach dem Pyth. Lehrsatz wie nach dem Sehnen-Tangentensatz erhält man:

$$\text{I. } AB = x + y = \sqrt{h(2r+h)} + \sqrt{H(2r+H)}.$$



Niemand wird behaupten, dafs diese so gestellte Aufgabe geometrisch besonders interessant ist. Diese Aufgabe läfst sich aber, wie viele andere (namentlich über den Kreis) auch, einkleiden z. B. so: Von dem Mastkorb eines Schiffes aus sieht man eben das Feuer eines bekannten Leuchtturms auftauchen. Wie weit ist das Schiff entfernt? (Bolte, „Neues Handbuch der Schiffahrtskunde".)

Nun kommt plötzlich Leben herein. (Man sehe doch endlich ein, dafs eine einzige mit vollem Interesse von den Schülern gelöste Aufgabe mehr Wert hat als zehn Aufgaben vom gewöhnlichen Schlag!)

$AD = h$ ist nun also die Höhe des Beobachters; $BC = H$ die Turmhöhe; r der Erdradius; das Tangieren von AB entspricht der Kimm.

Die Aufgabe erlaubt nun eine Stoffkonzentration, die man geradezu ideal nennen kann; es folgt Anregung auf Anregung:

Der Schüler wird begreifen, dafs die Formel I, weil drei Additionen, zwei Multiplikationen und zwei Wurzelberechnungen nötig sind, in dieser Gestalt keine rasche Berechnung zuläfst.

Er sieht aber (heuristische Methode!), dafs, da h und r konstant sind, die Wurzel: $\sqrt{h(2r+h)} = a'$ ein für allemal berechnet werden, auch die zweite Wurzel $\sqrt{H(2r+H)} = b'$ für die verschiedenen bekannten Leuchttürme berechnet und $a' + b'$ in einer Tabelle (Wert der Tabellen!) niedergelegt werden kann. (Der Schüler fertige eine solche Tabelle!) Aber auch derjenige, welcher diese Tabelle berechnet, möchte sich die Aufgabe erleichtern — (bei grofser Rechenlast tritt Ermüdung ein — Rechenfehler — Wissenschaft und Zeitersparnis —) und wird zu dem Zweck die Gleichung I umformen und von der Thatsache Gebrauch machen, dafs bei der Erde $2r = 12\,600\,000$ m circa ist, gegen

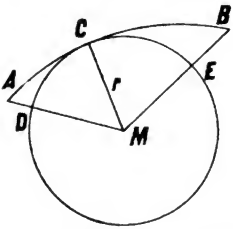
welche Gröfse h und H ohne merklichen Fehler vernachlässigt [1]) werden können. (Der Schüler bekommt ein neues Beispiel für den Unterschied zwischen theoretischem und praktischem Rechnen — s. abgekürztes Rechnen mit Dezimalbrüchen etc. —).

Man hat also $AB = \sqrt{2\,r\,h} + \sqrt{2\,r\,H} = \sqrt{2\,r} \cdot \{\sqrt{h} + \sqrt{H}\}$

$$= 3568\{\sqrt{h} + \sqrt{H}\}m = \frac{3568}{1852}\{\sqrt{h} + \sqrt{H}\}\,sml. = 1{,}927\,\{\sqrt{h} + \sqrt{H}\}\,sml.$$

Nun wird der Schüler die Tabelle noch einmal mit der abgekürzten Formel berechnen. Man mache nun die Schüler auf die allgemein bekannte Thatsache aufmerksam, dafs die Umkehrung der Fragestellung bei Problemen oft zu interessanten neuen Ergebnissen führt. Beispiel:

Man gebe sich jetzt h, H und AB (leicht zu messen), so findet man den Erdradius r.



Mifst man die so berechneten Entfernungen AB nach, so findet man sie durchschnittlich um $^1/_{13}$ des berechneten Wertes gröfser. Woher kommt dies? Der Physikunterricht gibt die Antwort. Die Strahlenbrechung krümmt alle Lichtstrahlen und infolgedessen ist die Sichtbarkeit des Feuers gröfser.

$$1{,}927 + {}^1/_{13} \cdot 1{,}927 = 2{,}075.$$

Die Tabellen enthalten also

$$2{,}075\,\{\sqrt{h} + \sqrt{H}\}.$$

Diese Betrachtungen liefsen sich noch fortsetzen.

Oberflächlich wäre es nun zu sagen, solche Aufgaben „braucht" nur der zukünftige Spezialist, im vorliegenden Fall der Seemann. Bot doch die Aufgabe so vielfache Anregung zum Nachdenken und zeigte sie doch an geistreichen Überlegungen die Ökonomie der Mathematik! Zwanzig Aufgaben dieser Art sind nach meiner Überzeugung mehr wert, als zwanzig „Abrisse" und „Leitfäden" der Geometrie. Wir brauchen auf diesem Gebiet, wie überhaupt auf dem der Schulbücher,

[1]) Um den Fehler zu untersuchen, der entsteht, wenn man

$$\sqrt{2r} \text{ statt } \sqrt{2r+u}$$

setzt, kann man eine schöne Anwendung von der in der Wurzellehre besprochenen Reihenentwicklung:

$$\sqrt{1+x} = 1 + {}^1/_2\,x - {}^1/_8\,x^2 + {}^1/_{16}\,x^3 - {}^5/_{128}\,x^4 \ldots \text{ (in inf.) machen.}$$

$$\text{Es ist } \sqrt{2r+u} = \sqrt{2r} \cdot \sqrt{1 + \left(\frac{u}{2r}\right)} = \sqrt{2r} \cdot \left\{1 + \frac{u}{4r} - \frac{u^2}{32r^2} \ldots \text{ etc.}\right\}.$$

Setzt, man dafür einfach $\sqrt{2r}$, so hat man also $\frac{u}{4r}$ und die höheren Glieder vernachlässigt. Nun ist die Turm- bezw. Masthöhe höchstens $u = 100\,m$, $2\,r = 12\,600\,000\,m$; also $\frac{u}{4r} = 0{,}000\,004$ kann in der Anwendung mit Recht vernachlässigt werden.

ein standard-work, und dazu ist die gemeinsame Sammelarbeit vieler Fachgenossen nötig. Möge damit zugleich der Aufruf zur Herstellung eines grofsen Aufgabenwerkes für die Bedürfnisse der bayerischen Gymnasien erlassen sein!

Nun bleibt mir noch übrig, für diese unvollkommenen Ausführungen, gegen welche sich ja wohl im Handumdrehen Einwände[1]) erheben lassen, um Nachsicht zu bitten. Ich bin vollständig zufrieden, wenn mir gelungen sein sollte,

1. die erhöhte Aufmerksamkeit der Herren Kollegen der Pflege der Astronomie zugewendet zu haben, welche unter anderem die Brücke zwischen Mathematik und den humanistischen Fächern zu schlagen befähigt ist,
2. zur Abfassung eines grofsen, modern gehaltenen Aufgabenwerks durch die bayerischen Fachkollegen angeregt,
3. auch den Herren Kollegen von der Philologie die Überzeugung beigebracht zu haben, dafs eine Verbesserung und Zusammenfassung des mathematischen Unterrichts auch von ihrem Standpunkt aus empfehlenswerter ist als einfach eine Streichung ohne ausreichenden Ersatz.

Auf eine gröfsere Stundenzahl allein kommt es wahrlich nicht an. Dadurch, dafs wir Mathematiker in Zukunft wohl mehr auf Klarheit und Schärfe des Ausdrucks und vor allem auf logische Vertiefung des Stoffes (9. Klasse) sehen werden, können wir dem deutschen Unterricht einen so grofsen Dienst erweisen, dafs eine Vermehrung der deutschen Stunden nicht nötig ist (wenigstens nicht auf Kosten der Mathematik).

Die von mir vorgeschlagene Lehrordnung, deren Tendenz man doch wohl zustimmen kann, würde auch auf den französischen Unterricht, der bisher unstreitig zu kurz gekommen ist, genügend Rücksicht nehmen. Der Hauptsache nach aber mufs sich naturgemäfs das Neusprachliche mit dem Altsprachlichen verständigen. Will man nicht zum Reformgymnasium schreiten, so müssen sich eben andere Mittel und Wege finden lassen. Es ist bedauerlich genug und gewifs nicht ein Zeichen der Unanfechtbarkeit des altsprachlichen Unterrichts, dafs das Französische so wenig von ihm unterstützt ist, dafs vielmehr aus dem Lager der Neuphilologen immer wieder die alten berechtigten Klagen laut werden.

Mit aller Entschiedenheit müfste aber der etwaige Versuch zurückgewiesen werden, die durch die nun nicht mehr zu umgehenden

[1]) So werden mir z. B. manche Fachkollegen vorhalten, die Physik käme bei der von mir vorgeschlagenen Stundenverteilung zu kurz. Ganz Unrecht hätten sie damit gewifs nicht. Ich gebe aber zu bedenken, dafs zur Zeit — abgesehen von den neu errichteten Anstalten — die humanistischen Gymnasien, von welchen doch ohne Ausnahme das Gleiche verlangt wird, noch so mangelhaft mit physikalischen Apparaten ausgerüstet sind, dafs von einem fruchtbringenden Unterricht nur bedingungsweise gesprochen werden kann, dafs also auch zur Zeit dem Physikunterricht eine besonders hohe Bedeutung kaum zuzumessen ist.

Forderungen der Neuphilologen entstandene Last einfach auf die Mathematik abzuwälzen. Ich befürchte nicht, falsch verstanden zu werden, da ich nur von Eventualitäten spreche.

Windsbach. Dr. Wendler.

Einige kritische Bemerkungen zu unsern lat. Schulbüchern, besonders zu Landgrafs Grammatik.

Der Unterricht beruht auf dem mündlichen Verkehr des Lehrers mit den Schülern. Der Lehrer mufs durch strenge Richtigkeit in der Anwendung der Sprache allgemein bildend und erziehend auf die Schüler einwirken. Diese Forderung gilt eigentlich für alle Stunden in gleicher Weise, wenn aber für manche mehr als für andere, so sicherlich am meisten für alle Sprachstunden. Da anstatt des Lehrers sehr häufig das Schulbuch zum Schüler spricht, so ist vom Schulbuch strengste Genauigkeit bis in die Einzelheiten und Kleinigkeiten der Sprache zu verlangen. Ich denke hier an die Aussprache, genauer gesagt, an die Aussprachebezeichnung im Lateinischen. Sie mufs in einer lateinischen Grammatik tadellos durchgeführt sein,

1. damit der Lehrer überhaupt imstande ist, die Schüler das Richtige zu lehren,
2. damit das Schulbuch auch in diesem Punkt dem Schüler als untadeliges Vorbild einer sorgfältigen Arbeit vor Augen stehe.

Diesen zweiten Gesichtspunkt besonders sollte jeder Schulbuchverfasser stets im Auge behalten, sehr viele Schulbücher sähen dann anders aus. Oder: der Verfasser denke sich sein Werk als Schülerarbeit und sich als Korrektor — die meisten haben ja genug Übung darin. Zur Korrektur gehört aber bekanntlich nicht blofs, dafs alles Falsche richtiggestellt werde, sondern auch dafs alles Fehlende ergänzt, Überflüssiges beseitigt werde, ja jedes Komma, jede Buchstabenunform, jedes Tüpfelchen streichen wir unsern Schülern an!

Ich erlaube mir die Vermutung auszusprechen, dafs an den bayerischen Gymnasien die richtige lateinische Aussprache viel zu wenig, oder soll ich sagen fast gar nicht, gepflegt wird. Ich stütze diese Vermutung auf die Erinnerung an meine eigene Schülerzeit (1877—85): falsche Accente wurden verbessert, von Quantität aber hörte man wohl zum erstenmal, aber nur theoretisch, bei der Prosodie. Meine jetzt elfjährige Praxis als Lehrer an verschiedenen Anstalten hat mir den nämlichen Zustand vor Augen gestellt. Und dafs ich mein Urteil verallgemeinern darf, dazu gibt mir das Recht der Zustand unsrer Schulbücher für den lateinischen Elementarunterricht von ihrer ersten bis zehnten Auflage. Denn so sehr mangelhaft konnten diese in jenem Punkt doch blofs bleiben, weil nicht nur die Verfasser, sondern auch die Rezensenten und weiterhin die meisten Lehrer die richtige lateinische Aussprache für unwesentlich halten, für eine Kleinigkeit. So findet sich in der ausführlichen Rezension der ersten Auflage der Land-

grafischen Grammatik (in diesen Blättern Bd. 28 S. 114—127) über diesen Punkt nur die eine Bemerkung S. 117, dafs der Förderung einer richtigen Betonung besondere Aufmerksamkeit zugewendet sei durch Hinzufügung von Formen wie appāres, permŏves u. s. f. Inzwischen ist die sechste Auflage des Buches erschienen. Nachdem Vogel durch sein Vorgehen und seine beherzigenswerten Einleitungsworte (oben S. 108) die Diskussion über Landgrafs Werk eröffnet hat, stellt Menrad oben S. 284 das gute Zeugnis aus: „Die möglichst ausgiebige Anwendung der Quantitätszeichen ist sorgfältig und gewissenhaft, so dafs in diesem nicht unwichtigen Punkt nur an weniges zu erinnern ist" (es folgen ein paar Einzelheiten). Ich freue mich der Übereinstimmung über die Wichtigkeit der Sache, aber das Zeugnis ist zu günstig; es wiederholt Landgrafs Selbstbeurteilung in den Litteraturnachweisen etc. S. 7: „Auf die Angabe der Quantität wurde sorgfältig geachtet." Das hat man bisher scheint's gläubig hingenommen. Ich habe, veranlafst durch die vielen Anstöfse in meiner Unterrichtspraxis, die Formenlehre § 1—95 unter Vergleichung der zweiten bis sechsten Auflage durchgeprüft und mufs darnach mein Urteil so zusammenfassen: Die Aussprachebezeichnung ist so wenig in Ordnung, dafs das Buch in dieser Hinsicht dringend einer gründlichen Revision bedarf. Der Beweis für diese Behauptung wäre zu liefern durch seitenlange Aufzählung 1. von Inkonsequenzen, 2. von überflüssigen und 3. von ungenügenden Angaben. Ich könnte wohl diesen Beweis antreten, aber er hat eine längere Arbeit von mir über diese und andere Sachen für die Redaktion unannehmbar gemacht; so mufs ich mich denn auf ein paar auffallende Beispiele beschränken. — In § 75 verdienen so gut wie inūro, combūro auch den Accent describo, affligo, transfigo, invado, concedo, excudo, consido und besonders cecīdi, occīdo im Gegensatz zu cĕcĭdi, óccĭdo. Dafs Landgraf selbst schwankender Ansicht ist über die Verwendung der Zeichen, lehrt ein Vergleich der verschiedenen Auflagen, nirgends aber herrscht Konsequenz; dafs aber die neuere Auflage keineswegs immer die verbesserte ist, zeigen z. B. eben die angeführten so wichtigen Verba cado und caedo, bei denen die zweite und dritte Auflage den neueren überlegen ist; oder früher: cōnsŭlo cōnsŭlui cōnsultum, vierte bis sechste Auflage: consulo consului consultum.

Den Überflufs und Mangel an Zeichen weisen recht gut auf die Tabellen der Musterbeispiele der vier Konjugationen § 65 und des Hilfszeitworts sum § 80. Ich führe das jetzt nicht weiter aus, nur so viel sei gesagt: bei moneo werden wir mit Zeichen überschwemmt und doch auch wieder an entscheidender Stelle im Stich gelassen; die Stammsilbe von amo findet man nirgends bezeichnet, weder in der Tabelle, noch in der Überschrift des § 65, noch in § 62, noch auch in § 71 oder 72; endlich sum kann vom Futurum an einfach gar nicht gelernt werden. Gerade die Behandlung dieser „Mustertabellen" (man soll sich stets nach ihnen richten können!) habe ich auch in unsern andern gebräuchlichen Lateinbüchern verglichen. Sie sind, was hier beiläufig bemerkt sei, überall ungefähr in der gleichen Verfassung wie

bei Landgraf. Zwischen diesem aber und Lanzingers Elementarbuch herrscht eine so merkwürdige Übereinstimmung in der Behandlung der Formen amaverimus, -tis, monuerimus, -tis (deleverimus, -tis) und fuerimus, -tis, dafs eine gemeinsame Quelle höchst wahrscheinlich ist; und zwar scheint dies Englmanns Grammatik zu sein. Neuere Bücher sollten aber die Vorzüge älterer unbedingt verwerten, die Mängel jedoch vermeiden. — Weitere einzelne Belege lassen sich fast auf jeder Seite finden, z. B. sei noch hingewiesen auf § 26, 27, 30, 32, besonders 35 und 36, 39, auch 43 und 51, wo der auch sonst zu findende Fehler vorkommt, dafs die nötige Bezeichnung zu spät gegeben wird: unus duo tres, dann ūnus dŭŏ trēs; is ea id, dann ĭs ĕa ĭd. — Soll in der Aussprache eine Besserung eintreten, so müssen wir Lehrer und die Schüler überall (ich meine im Elementarunterricht, also sicher in den drei untersten Klassen) der richtig bezeichneten Form begegnen, damit eine Gewöhnung eintreten kann, die auch weiterhin nachwirke.

Ein zweiter Punkt, den ich zur Sprache bringen möchte, ist die Angabe der Bedeutung von lateinischen Verben in unsern Büchern. Nach den Beispielen: canto singe, excubo halte Wache, subeo periculum unterziehe mich einer Gefahr — verfahren Röckl-Köbert durch das ganze Vokabular ihres Übungsbuches, auch Biedermann II, Englmann in seiner Grammatik § 97 ff., Röckl, Lanzinger, Biedermann II in ihrem lateinisch-deutschen Verzeichnis. Biedermann I bietet auch in dem deutsch-lateinischen Verzeichnis: ahme nach imitor; die andern Bücher aber haben hier diese Art: lieben amo 1, diligo 3, was sich rechtfertigen läfst, wenn immer die Stammformen aufgesagt und mit dem Infinitivus abgeschlossen werden. Damit ist schon gesagt, dafs Verba in unsern Schulbüchern entweder in der 1. P. Sing. Ind. Pr. mit der vollen deutschen Form (canto ich singe) angegeben sein müssen, wie es Lanzinger, Englmann und Biedermann I im Text ihrer Elementarbücher mit wenigen Ausnahmen thun, oder im Infinitivus, der als „Nennform" sich am besten dazu eignet und auch von jeher so im Gebrauch ist; so sind auch in den Übungsbüchern von Hellmuth-Gebhard, Dietsch und Lang-Diel die Verzeichnisse richtig gemacht. Jene erstangeführte Praxis aber (canto singe) stellt einfach unlogisch und sprachwidrig die lat. 1. P. Indicativi mit der deutschen 2. P. Imperativi zusammen; so fassen es die Schüler der ersten und auch noch der zweiten Klasse vielfach auf, wie sie durch die entsprechenden Fehler zeigen. Aber auch wenn das nicht der Fall wäre, wäre doch jene Praxis aufs schärfste zu verurteilen und zu bekämpfen. Sie bedeutet nach meiner Meinung eine Verhunzung unsrer deutschen Muttersprache (Kaufmannsjargon) und eine Verhöhnung unsres eigenen Unterrichts, der sonst die Schüler zu Genauigkeit und Sorgfalt, Scharfsichtigkeit und Geschmack, zu Klarheit und Wahrhaftigkeit, kurz zu wissenschaftlichem Sinn und Charakter anleiten soll. Landgraf hat im Verbaverzeichnis richtig die Infinitivform angewendet, an einer Stelle aber doch jene Unform, nämlich § 75, 65 a; ferner auch § 79 Note zu 181 und sonst öfters z. B. § 85 Zus. 1—3 und besonders in der Kasuslehre § 100, 108, 114, 121, 142.

In dieses Kapitel von der unerbittlichen Logik der Sprachformen gehört dann auch eine Prüfung über die Anwendung der termini technici in unsern Schulbüchern. Folgende Proben stellen das Verfahren Landgrafs dar:

§ 64 Indicativus Futuri u. s. w.
62 Infinitivus Präsentis Aktivi
64 Inf. Fut. Act.
180, 1 Konjunktiv des Präsens, des Perfektums
181 Konjunktiv Präsentis und Perfekti
62, Zus. 3 Indik. Präs. — Ind. und Konj. Impf.
63 Des Partizipium Perfekti Passivi
71, III Das Partizip des Perfekts Passiv
177 statt des Infinitiv Präs. Aktivi
des fehlenden Partizip Perf. Aktiv
und Partizip Präs. Passiv
71, III, b, Zus. Das Partizip Futur Aktiv entspricht in seiner Bildung meist dem Partizip Perfekt Passiv.

Ja. die Benennungen im letzten Satz entsprechen einander und haben sich gegenseitig nichts vorzuwerfen; sie bezeichnen den Gipfel der Stufenleiter, welche sich auf der untersten Sprosse, den richtigen Angaben des § 64, aufbaut. Aus den Büchern von Englmann, Biedermann und Lanzinger kann man die nämliche Musterkarte zusammenstellen, oder vielmehr insofern keine so bunte, als sie konsequent den Schülern die lateinischen Formen der termini vorenthalten § 8, 6, 9 und stets nach dem letztangeführten Beispiel verfahren, ich möchte sagen, die termini agglutinieren d. h. aneinanderleimen. Bei Lanzinger finde ich als einzige Ausnahme § 61: Neutrum Pluralis.

Ich glaube kaum, dafs sich für jenes Verfahren eine Stimme der Verteidigung erhebt; denn wir dürfen doch in unserm Unterricht nichts offenbar Falsches lehren oder auch nur dulden, am allerwenigsten aus dem Streben nach abkürzender Bequemlichkeit.

Die drei Punkte, die hier behandelt sind, wird man wohl als formale Dinge bezeichnen. Wenn jemand diese Bezeichnung in geringschätzigem Sinn anwenden wollte, so würde ich ihn dagegen fragen, wo denn genau betrachtet bei der Sprache das Formale aufhört und das Materiale anfängt, und auch, was im praktischen Unterricht Kleinigkeit und was wichtig ist. Ich nämlich finde das alles so innig verbunden, dafs mir eine Scheidung unmöglich ist. Und so stelle ich denn auch an ein Schulbuch die Forderung, dafs es durch peinliche Sorgfalt in jeder Hinsicht, durch vorbildliche Genauigkeit die Thätigkeit des Lehrers unterstütze und wo nötig leite, nicht aber durch Mangel daran sie hemme. Diese prinzipielle Forderung läfst sich auf jedes Schulbuch anwenden und würde manches Urteil z. B. über deutsche Lesebücher und Geographiebücher bedeutend ändern.

Weissenburg a/S. Wilhelm Bullemer.

Zur richtigen Aussprache des Lateinischen in metrischer Hinsicht.

Was mich zu dem Versuch veranlafst, die Aufmerksamkeit der Fachgenossen auf diesen Punkt zu lenken und der Überzeugung von seiner grofsen Wichtigkeit zum Durchbruch zu verhelfen, ist die Erfahrungsthatsache, dafs gerade diese Seite des lateinischen Sprachunterrichts vielfach, ja man kann wohl sagen von sehr vielen unter uns Lehrern des Lateinischen für eine quantité négligeable angesehen und als solche behandelt wird. Das Lateinische mufs sich auch hinsichtlich der Unterscheidung langer und kurzer Silben eine Behandlung nach den Prinzipien der deutschen Sprache oder gar eines gewissen Dialekts gefallen lassen, und etwa sich regende oder von aufsen angeregte Bedenken, ob denn das so ohne weiteres geschehen dürfe, pflegen mit dem Einwand beseitigt zu werden. dafs erstens das Lateinische, als tote Sprache, von der man doch nie genau wissen könne, wie sie gesprochen worden sei, sich der Aussprache der für uns allein lebenden, also unserer Muttersprache anzupassen habe, und ohne wesentlichen Schaden anpassen könne, dafs zweitens die Erziehung der Schüler zu korrekter Aussprache jeder einzelnen Silbenlänge- oder -Kürze den Unterricht mit einer ebenso zeitraubenden wie undankbaren, durch die unüberwindliche Macht der Gewöhnung vom Deutschen her von vornherein zur Aussichtslosigkeit verurteilten Nebenaufgabe belasten würde.

Von diesen beiden Einwänden gegen die Notwendigkeit, bez. gegen die Durchführbarkeit der Sache erledigt sich der erste sogleich durch die Thatsache, dafs ja die sämtlichen römischen Versformen auf der Unterscheidung zwischen langen und kurzen Silben beruhen, dafs wir also ganz genau wissen, wie die einzelnen Silben hinsichtlich ihrer Quantität im Altertum gesprochen wurden, und dafs — dies ist die Hauptsache — unsern Schülern nie ein wirkliches Verständnis für den antiken Versbau und eine vollkommene Sicherheit im Lesen antiker Versformen beigebracht werden kann, wenn wir ihnen nicht von der ersten lateinischen Stunde an Ohren und Mund an die richtigen metrischen Gestaltungen der einzelnen Silben gewöhnen. Bei dem jetzt so vielfach üblichen Verfahren, wonach wir die Schüler vier Jahre lang bonus, făcio, hostĕs sprechen lassen, um sie dann, wenn die Lektüre der Dichter beginnt, zu belehren, dafs bŏnus ein kurzes ŏ hat u. s. w.,[1]) kommt nichts anderes heraus und kann nichts anderes herauskommen, als dafs den Schülern so ein Hexameter oder sonstiger Vers nicht als ein aus der Natur der Sprache hervorgegangenes, sondern als ein auf willkürlichen, ad hoc ersonnenen grammatischen Regeln beruhendes Produkt erscheint. Was sich früher durch allmähliche Gewöhnung der Schüler, ohne ihre Belastung mit totem Gedächtniskram hätte erreichen lassen, eine richtige metrische Aussprache der lateinischen

[1]) Diese verfehlte Praxis geifselt gelegentlich auch Hildebrand (Vom deutschen Sprachunterricht S. 48).

Silben, das mufs jetzt in mühsamem Ankämpfen gegen die Macht schlechter Gewohnheit auf einmal nachgeholt werden, wenn man es nicht vorzieht, sich diese Sisyphusarbeit zu erlassen und sich damit zu begnügen, dafs die Schüler eine gewisse äufsere Gewandtheit im Lesen der Verse aufgrund eines gewissen rhythmischen Instinktes erlangen. Dieses Verfahren bedeutet dann aber freilich den Verzicht auf wirklich richtiges, sicheres Lesen der Schüler und auf ihr Eindringen in das Verständnis der römischen Versformen. Denn dieses ist bedingt durch die auf praktischem Weg erlangte Erkenntnis des Schülers, dafs der antike Vers im metrischen Sinn nichts ist als die in einer bestimmten Form der Abwechslung erfolgte Zusammenfassung einer Anzahl von metrischen Einheiten, die als disiecta membra schon in der Prosa vorhanden sind und bereit liegen. Wenn dem Schüler diese membra nicht als solche geläufig sind, wenn er nicht daran gewöhnt ist, z. B. lŏcōs (statt lōcŏs), dŭcēs (statt dūcĕs), făcĭlēs, iŭvĕnēs (statt făcĭlĕs, iŭvĕnĕs) zu sprechen, so werden ihm auch die gröfseren metrischen Gebilde, die ganzen Verse, nie wirklich flüssig werden, und namentlich wird es ihm immer unklar bleiben, dafs der Rhythmus der antiken Verse aus der regelmäfsigen Abwechslung kurzer und langer Silben von selbst hervorgeht, dafs er nicht, wie der Schüler jetzt meinen mufs, eine von aufsen dem Versganzen aufgezwungene Form ist, in welche die Worte erst hineingeprefst werden müssen.

Wer nun bedenkt, ein wie wichtiger Teil des Verständnisses unserer Schüler für die antike Poesie es ist, dafs dieselben gerade auch deren formelle Seite würdigen und beherrschen lernen, wie unentbehrlich ferner die Gewöhnung an ein richtiges, gewähltes und dann weiter verständnisvolles Lesen der antiken Klassiker für die ästhetische Gesamterziehung unserer Gymnasialjugend ist, der kann sich unmöglich der Erkenntnis entziehen, dafs von Anfang an alles im Unterricht geschehen mufs, um die Schüler auch in dieser Hinsicht mit allen nötigen Kenntnissen und Fähigkeiten auszustatten, dafs sie also vor allem zu einer richtigen metrischen Aussprache der lateinischen Wörter angehalten werden müssen. Damit soll natürlich nicht behauptet sein, dafs diese Gewöhnung an sich schon genügt, um alle Schwierigkeiten zu beseitigen, die den Schülern das Lesen der antiken Verse bereitet. Die Übung am Gegenstand selbst wird auch hier schliefslich doch das Beste thun müssen. Aber es macht doch einen grofsen Unterschied aus, ob dieser Übung schon genügend vorgearbeitet worden ist oder nicht.

Den Aufwand von Zeit und Mühe, der nötig ist, um in dieser Sache etwas Nennenswertes zu erreichen — hiemit komme ich auf den zweiten der oben bezeichneten Einwände zu sprechen —, diesen Aufwand wird man nicht zu hoch veranschlagen oder gar das ganze Beginnen als aussichtslos bezeichnen dürfen. Es wäre dies allerdings dann der Fall, wenn die Mehrzahl von uns Lehrern sich von der Notwendigkeit der Sache nicht zu überzeugen vermöchte und sich demgemäfs berechtigt glaubte, sich von der Pflicht den Schülern durch eigene korrekte Aussprache ein gutes Beispiel zu geben, von vornherein

zu dispensieren. Wenn aber die Überzeugung von der Wichtigkeit der Sache einmal unter uns selbst Wurzel gefaſst und uns gegen uns selbst in Bezug auf die Aussprache des Lateinischen streng gemacht hat, wird ohne besondere Mühe und besonderen Zeitaufwand sehr viel zu erreichen sein. Denn im lateinischen, wie überhaupt im fremdsprachlichen Unterricht, haben wir ja den groſsen Vorteil für uns, daſs wir da die Schüler noch unverdorben durch verkehrte Angewöhnung unter unsere Hände bekommen und sie also von vornherein so gewöhnen können, wie wir es als richtig erkannt haben. Und wenn nun den Schülern jedes einzelne lateinische Wort in der Reihenfolge, wie sie es kennen lernen, in richtiger Aussprache vorgeführt und ihnen gleich von vornherein das richtige Nachsprechen mit geduldiger Konsequenz zur Pflicht gemacht wird, so wird die sanfte Gewalt der guten Gewöhnung sich so wirksam erweisen, daſs schon im Verlauf des ersten Jahres eine feste Grundlage geschaffen sein wird, auf der dann die späteren Lehrer weiterbauen können. Dies muſs freilich unbedingt geschehen. Denn wenn irgendwo, so ist in dieser Sache ein ununterbrochenes einmütiges Zusammenwirken der Lehrer unerläſslich: ein Jahr der Saumseligkeit in diesem Punkt kann mehr verderben, als in zwei, drei Jahren durch sorgsamen Eifer erreicht worden ist.

Es sei mir nun noch gestattet, die wesentlichsten Punkte, in denen mir nach meinen Beobachtungen an den Schülern die Aussprache des Lateinischen vernachlässigt zu werden scheint, an denen also die Änderung zum Besseren einzusetzen hat, zusammenzustellen und so zu zeigen, was im einzelnen vor allem geschehen muſs, um der Nachlässigkeit in Unterscheidung zwischen langen und kurzen Silben zu steuern. Wenn dabei manches Selbstverständliche zur Sprache kommt, so ist das auf Rechnung des Umstandes zu schreiben, daſs eben gerade das Selbstverständliche in Gefahr ist, am ehesten vergessen zu werden, also immer wieder gesagt und betont werden muſs.

Erstens also bedarf es strengster Beachtung der Quantitätsunterschiede der *Endsilben*. Vom Deutschen her sind wir gewohnt, sämtliche Endsilben in Konjugation und Deklination als kurz zu betrachten und verfallen daher leicht in den Fehler, auch die lateinischen Flexionsendsilben — besonders kommen hier die Akkusativ-Endungen ās, ōs, ēs, ūs in Betracht — als kurz zu sprechen und sprechen zu lassen. Es braucht über diese Sache keiner langen Auseinandersetzung, zumal es kaum jemanden gibt, der die Notwendigkeit gröſserer Sorgfalt in diesem Punkt nicht wenigstens prinzipiell zugäbe. Dagegen wird vielfach die Unterscheidung des langen ā im Ablat. der 1. Dekl. vom kurzen a im Nomin. und Vocat. der 1. und bei den Neutris der 2. und 3. Dekl. für eine unnötige Pedanterie gehalten und auch das lange e des Adverbs wird nicht konsequent genug vom kurzen e des Voc. der 2. und des Ablat. der 3. Dekl. geschieden. Wie wichtig aber beide Punkte nicht nur für das richtige Lesen der Verse, sondern auch für

das grammatische und inhaltliche Verständnis der betreffenden Stelle sind, bedarf kaum eines Hinweises.[1])

Eine zweite Kategorie von Silben, auf deren Aussprache das Deutsche nachteilig einwirkt, sind die aus einsilbigen Präpositionen mit langem Vokal gebildeten Vorsilben in Compositis, wie ā in āmoves, e in ērĭpĭo, de in defendo, deficio; auch dis in dīlābŏr, dīmŏvĕō gehört hieher. In solchen Verbindungen müssen sich die lateinischen Präpositionen eine Behandlung nach Analogie der deutschen Vorsatzsilben ge, ver, er, be, zer gefallen lassen, werden also von den Schülern ganz kurz gesprochen, ein Fehler, der sich dann, wenn es ans Verselesen geht, in störendster Weise geltend macht. Nur allzubekannt ist übrigens auch die nachteilige Wirkung der falschen Aussprache dieser Silben auf die Rechtschreibung. Fehler wie deffendere, ammittere sind ja gar nicht auszurotten. Allerdings sind dieselben zu einem erheblichen Teil auf die unbewufste Analogieeinwirkung anderer Composita des betr. Verbums (offendere, immittere) zurückzuführen. Aber das ist doch kein Grund, diese Einwirkung auch noch durch eine fehlerhafte Aussprache zu verstärken, anstatt ihr durch eine richtige entgegenzuwirken.[2])

Drittens nun noch ein Wort über die kurzen Stammsilben im Lateinischen — ein ebenso wichtiges, wie auch freilich schwieriges Kapitel. Auch mancher von denen, die sonst auf richtige Aussprache des Lateinischen in metrischer Hinsicht etwas halten, glaubt doch sich selber und den Schülern in Worten wie ăger, hŏmo, ĕdo, fĕro, fĭdēs u. s. w. statt der kurzen Aussprache des Stammvokals die lange gestatten zu können, und gar Wörter wie ibi, tibi, ubi werden so verunstaltet, dafs man das erstgenannte Wort für das Perfektum von eo, das zweite, wenn noch die so beliebte Einsetzung der media für die tenuis hinzukommt, für den Genitiv von divus halten könnte. Auch diese Unart ist der Einwirkung unserer deutschen, wenigstens unserer oberdeutschen Sprachgewohnheit zuzuschreiben. Denn nichts ist uns ungewohnter, als dafs wir Stammsilben kurz aussprechen sollen, ohne dafs sie durch die Verdoppelung des darauffolgenden Konsonanten als kurz gekennzeichnet sind. In der Natur der deutschen Sprache liegt das bekanntlich keineswegs begründet. Denn wir hatten solche kurze Stammsilben früher auch in unserer Sprache, wie z. B. in dem Wort „nehmen" die Stammsilbe noch im mhd als kurz erscheint. Die Nachlässigkeit der Aussprache, unterstützt durch die Rechtschreibung, hat

---

[1]) Dettweiler (in Baumeisters Handbuch III, S. 69) macht passend auf die bekannte Stelle bei Horaz: „Angustam amice pauperiem pati" aufmerksam.

[2]) Auch den entsprechenden Fehlern im Deutschen (errinnern, verrändern u. s. w.) könnte doch einigermafsen gesteuert werden, wenn seitens des Lehrers streng darauf gehalten würde, dafs das „r" bei der Aussprache deutlich zur ersten Silbe gezogen wird. Zwar ist es ein Grundirrtum zu meinen, dafs die Schüler das, was man ihnen einmal ordentlich klar gemacht und richtig vorgemacht hat, nun auch gleich richtig anwenden werden. Denn der Weg von der richtigen Erkenntnis zum richtigen Handeln ist auch heute noch so weit, wie er immer war. Aber der erste Schritt zur Beseitigung solcher Fehler ist es immerhin, dafs ihre Verkehrtheit den Schülern in recht sinnenfälliger Weise zu Bewufstsein gebracht wird.

diese Thatsache leider fast völlig in Vergessenheit gebracht und diese kurzen Stammsilben teils unter denen, die durch darauffolgenden Doppelkonsonanten als kurz bezeichnet sind, teils unter den durch „h“ als gedehnt bezeichneten untergehen lassen. Nur von „ch“ und „sch“, sowie in einigen einsilbigen Präpositionen wie „bis“ und „mit“ haben sich jene Kürzen erhalten. Im Lateinischen sind sie nun aber so häufig und dementsprechend von so grofser prosodischer Wichtigkeit, dafs es schlechterdings nicht angeht, sie einfach unter die langen Silben einzuschlachten. Es braucht blofs an die auf Schritt und Tritt aufstofsende Schwierigkeit erinnert zu werden, die den Schülern das Lesen von Versen wie Hor. Sat. I, 1, 3. horae momento c i t a mors v e n i t aut victoria laeta“ bereitet, um die Wichtigkeit gerade dieses Punktes zu beleuchten. In solchen Fällen, wo nämlich die zwei Kürzen des Dactylus durch ein zweisilbiges Wort gebildet werden, stocken die Schüler fast regelmäfsig, aus keinem anderen Grunde als weil sie vor der vermeintlichen Länge der folgenden Stammsilbe eine unwillkürliche Scheu empfinden und sozusagen den Graben, den sie nehmen sollen, für breiter halten als er ist. Allerdings läfst sich gegen die Forderung einer strengen Betonung gerade dieses Punktes der Einwand erheben, dafs die Schüler, wenn sie diese Silben kurz sprechen, leicht zu einer falschen Schreibweise der betr. Wörter, nämlich zur Doppelsetzung der darauffolgenden Konsonanten verführt werden, was dann auch in metrischer Hinsicht eine der beabsichtigten ganz entgegengesetzte Folge haben müsse, indem ja solche Silben mit darauffolgenden Doppelkonsonanten eben als Länge gelten. Allein, was das orthographische Bedenken betrifft, so würden meines Erachtens solche einzelnen Verstösse — vereinzelt würden sie doch immer bleiben — weniger schaden, als die grundfalsche lange Aussprache. Zweitens dürfen diese Silben eben nicht so gesprochen werden, als ob ein Doppelkonsonant darauf folgte, sondern — um mit Hildebrand (S. 250) zu reden, der diesem Punkt auch fürs mhd die nötige Beachtung geschenkt sehen will — die Schüler müssen daran gewöhnt werden, nach kurzem Tonfall einfache Konsonanten auch einfach zu sprechen. Hildebrand nennt das mit Recht eine gute Zungen-, Hör- und Willens-Übung, die freilich nicht forciert werden dürfe, sondern „gelegentlich, geduldig und gemütlich“ betrieben werden müsse. Leicht ist es freilich nicht, den Schülern den Unterschied von bonus und bonnus, păter und patter u. s. w. zu Gehör zu bringen und sie an einen deutlichen Ausdruck dieses Unterschieds beim Sprechen zu gewöhnen. Aber allmähliche Erziehung — wir haben ja vier Jahre Zeit, ehe die Schüler lateinische Verse lesen — wird auch hier viel zu erreichen vermögen, und es ist doch auch sonst in der Pädagogik nicht Mode, etwas blofs deshalb zu unterlassen, weil es schwer durchzusetzen ist.

Übrigens wird es unsere Arbeit in diesem Punkt, wie auch sonst, nicht unwesentlich fördern, wenn wir die Schüler auf Schritt und Tritt aufs Deutsche hinweisen und ihnen sagen, dafs sie z. B. mōveo so wenig sagen dürfen, wie im Deutschen etwa lāchen statt lăchen, und so in hundert Fällen. Auf diese Art wird ihnen ein Begriff davon beigebracht,

dafs sie eine fremde Sprache mit demselben Respekt zu behandeln haben, wie anvertrautes fremdes Gut, mit dem man zum mindesten ebenso sorgsam umgehen mufs, wie mit dem eigenen. Sie bekommen ferner ein Gefühl dafür, dafs die lat. Sprache eben nicht in dem Sinne tot ist, wie irgend ein toter Gegenstand, sondern, dafs sie, indem wir uns mit ihr beschäftigen, wieder in die Rechte eines lebendigen Organismus eintritt, mit dem man nicht gewaltthätig und gefühllos umgehen darf, sondern den man nach ihm innewohnenden Bedürfnissen behandeln mufs.

Dies wären also m. E. die drei Punkte, auf die bei der Aussprache des Lateinischen in metrischer Hinsicht besonders zu achten wäre und in denen bei konsequenter Bemühung und einheitlichem Zusammenwirken aller am lat. Unterricht beteiligten Lehrer auch sehr viel errreicht werden könnte. Gewissen Übertreibungen, die es hier, wie auf jedem Gebiet gibt, möchte ich damit keineswegs das Wort geredet haben. Dafs man z. B. in trīstis, amāns, cōnsul die infolge von Position als lang geltenden Silben auch lang sprechen soll, ist eine entschieden zu weitgehende Forderung, gegen die auch Dettweiler (a. a. O S. 69) im Gegensatz zu Schiller Widerspruch erhoben hat. Diese Dinge sind Subtilitäten, die selbst, wenn sie wissenschaftlich überzeugend begründet wären, was keineswegs in Bezug auf alle der Fall ist, doch an den praktischen Erfordernissen und Möglichkeiten des Unterrichts ihre Grenze finden müssen. Diese Silben (wie trīstis) erhalten ja eben durch die Position schon das Gewicht, dessen sie bedürfen, um prosodisch als Längen zu gelten und auch von den Schülern als solche begriffen resp. empfunden zu werden. Einer Nachhilfe durch die Aussprache bedarf es dabei nicht. Also, in diesen Dingen wird wohl besser nach dem Grundsatz „in dubiis libertas“ verfahren. Das übrige aber, was oben ausgeführt wurde, wird man bei vorurteilsfreier Beurteilung schwerlich als unberechtigt, übertrieben und unerreichbar bezeichnen können. Wer also nicht bisher schon dieser Seite des Unterrichts genauere Beachtung geschenkt hat, möge wenigstens einen Versuch nicht scheuen. Er wird damit einer Sache dienen, die meiner festen Überzeugung nach einen unentbehrlichen Teil der Gesamtbildung- und Erziehung ausmacht, die wir unseren Schülern angedeihen lassen sollen.

Regensburg. H. Schott.

Od. ζ, 201 und 202.

Οὐκ ἔσθ' οὗτος ἀνὴρ διερὸς βροτὸς οὐδὲ γένηται, ὅς κεν Φαιήκων ἀνδρῶν εἰς γαῖαν ἵκηται, δηϊοτῆτα φέρων κ. τ. α.

Wer ist der *διερὸς βροτός?* — Die Alten haben bekanntlich *διερός* abgeleitet von *διαίνω*, also eigentlich nafs, feucht, trop. rege, beweglich, frisch, munter (Eusth. nach Aristarch.: *ζώς, σπουδαῖος*). Darauf basiert z. B. die Erklärung von Nitzsch, der konstruiert: *οὗτος ἀνὴρ, ὅς κεν ἵκηται φέρων δηϊοτῆτα, οὐκ ἔστι διερὸς βροτὸς οὐδὲ γένηται*: nun und nimmermehr soll sich der frisch und gesund regen, soll der unter den

Lebenden sein, soll der mit heiler Haut davonkommen, der u. s. w.: ebenso Vofsens Übersetzung: Noch nicht reget er sich, der Sterbliche, lebet auch nie wohl, welcher zu uns u. s. w. Dafs jedoch diese Etymologie zu den erratis Aristarchi gehört, hat Lehrs (de c. A. p. 47) zur Genüge nachgewiesen. Die meisten der neuen Erklärer acceptieren mit Recht die W. δι (δίεμαι, δέδια, δεινός, mit dem Grundbegriffe der scheuen Bewegung), die ja auch unverkennbar dem nur noch an einer Stelle (Od. ι, 43: διερῷ ποδὶ φευγέμεν, pede fugitivo) vorkommenden Worte zu Grunde liegt. Ameis fafst es im Sinne von fugax: „der uns gottgeliebten und fernwohnenden Phäaken ohne unser Geleit entrinnen könnte“. Düntzer meint, N. könne den Gedanken nicht unterdrücken, dafs ein solcher, wenn er es wirklich wagen wollte, gleich in Schrecken geraten würde, und es schwebe ihr jetzt schon der Gedanke vor, dafs die Götter die Phäaken lieben und einen solchen in Schrecken setzen würden; er deutet διερός als „furchtsam“: der Mann lebt nimmermehr — der doch bald ein homo anxie trepidaturus sein würde — der u. s. w. Kein übler Gedanke, zumal wenn man das bekannte appositionelle νήπιοι und den Gebrauch des gleichfalls zum Stamme δι gehörigen δειλός vergleicht, zum Ausdrucke des Bedauerns der Menschen, besonders im Gegensatze zu den seligen Göttern! Allein ein solch parenthetischer Ausruf scheint mir fast etwas zu modern und für Homer nicht einfach genug zu sein, ein appositionelles νήπιοι ist jedenfalls einfacherer Natur. Autenrieth überrascht mit W. δεϝ (Himmelshelle, Tag, Zeit Δι-ός, dies, diu), also: der lebt nicht lange und wird nicht lange leben, der ist des Todes! Allein dagegen spricht Folgendes! Während im Lateinischen dieses i nach dem d in diu beide Laute erhalten hat, i und digamma, sonst bald das i, bald das v (u) dieses Stammes: dies, diu, interdiu, biduum für biduvum u. s. w., erscheint schon bei Homer das ι durch andere Vokale (ε, η, ο) verdrängt — erhalten hat sich ι im höchsten Gotte der Griechen, cf. altn. tivar Götter, Helden, ahd. Zio! Will man für diese Einbufse des ι nach dem δ bei Homer nicht auch mit Curtius δέαται gelten lassen, was auch (so Savelsberg) aus der verwandten W. δεϝ ableitbar ist, oder δοάσσατο, welches derselbe aus derselben W. ableitet, als aus einem δοϝος entstanden, oder die „weithin sichtbare Δῆλος, von Düntzer auf die verwandte W. δαϝ, δάς, δαίω zurückgeführt, so ist doch aufser dem alkmanischen δοάν (aus δίϝαν = divâm, diem, δϝαν, δοάν) der direkte Ursprung aus διϝ und schon bei Homer der Übergang des ι in η evident in δῆλος, aus διαλος, δέελος, oder aus δίϝηλος, mit der trop. Bedeutung „offenbar“, sowie in δήν und den dazugehörigen homerischen Formen δηρόν, δηθά, δηναιός mit dem Begriffe der zeitlichen Länge! Und wenn bei Homer δηρόν sich siebenunddreifsigmal schon findet, wie sollte dann, zumal in der späteren Odyssee, sich auf einmal ein διερός wieder einschleichen!

Was aber die Hauptsache ist — alle bisher erwähnten Erklärungen, sei es auf Grund der W. δι oder διϝ fördern, nicht den Gedanken zu Tag, den wir nach dem Zusammenhang logisch und psychologisch erwarten. Was ist den erschreckten Dienerinnen mit

solch allgemeinen Bemerkungen oder auch dem Hinweis auf sichere Wiedervergeltung gedient? In ihrer Panik brauchen sie vor allem eine sofortige Beruhigung, in specie angesichts der vor ihren Augen aufgetauchten Schreckensgestalt, des ἀνὴρ σμερδαλέος, κεκακωμένος ἅλμῃ, dafs sie von diesem nichts zu befürchten haben. Dies fühlt Hentze sehr richtig, der mit Düntzer einen, wie ich glaube, unhomerischen parenthetischen Ausruf statuiert: nicht existiert der Mann — ein flüchtiger Sterblicher! —, auch wird der nicht erstehen, der u. s. w.! Damit würde Nausicaa gewissermafsen den vor ihr stehenden Odysseus schon im voraus flüchtig skizzieren und anticipieren, was sie dann v. 206 bestimmter ausdrückt: ἀλλ' ὅδε τις δύστηνος ἀλώμενος κ. τ. α.! Wozu aber solche Umwege? Die Schwierigkeit löst sich einfacher. — Trotz des Formelhaften der Wendung οὐκ ἔστι οὐδὲ γένηται und trotz des generischen Gebrauches von οὗτος bezieht Lehrs mit Recht — keine Regel ohne Ausnahme — (cf. de e. A. p. 54) οὗτος auf Odysseus interpungiert durch ein Kolon nach βροτός, und übersetzt: homo iste non est fugator, quem fugere opus sit! Immer noch ein Umweg! Doederlein vergleicht evident διερός mit dirus, acceptiert aber trotzdem mit Lehrs unbegreiflicherweise die aktivische Bedeutung fugator! Vielmehr ist eben διερός an unserer Stelle = dirus δεινός, und hat, wie so viele Adjektive auf ερός die passivische Bedeutung. So erhalten wir den einfachen, natürlichen Gedanken: Der Mann ist kein gefährlicher Mensch! Überhaupt soll keiner es wagen u. s. w., und dann — nach einer ächt homerischen Unterbrechung — v. 206 auch noch positiv die Aufklärung, warum sie sich vor diesem nicht zu fürchten brauchten,

ἀλλ' ὅδε τις δύστηνος ἀλώμενος ἐνθάδ' ἱκάνει!

Schweinfurt. Scholl.

Oberfläche und Volumen des regulären Polyeders mit ν n-Ecken an jedem Eckpunkt für die Kantenlänge $\varkappa$.

Um f, die Zahl der Polyederflächen, zu finden, bedient man sich der Eulerschen Gleichung $e + f = \varkappa + 2$ und berücksichtigt, dafs von den nf Seiten aller Flächen je zwei zu einer der $\varkappa$ Polyederkanten verschmelzen; ferner, dafs $e = \frac{nf}{\nu}$ ist, weil man, Ecke für Ecke die auslaufenden Kanten durchzählend, die doppelte Zahl der wirklichen Kanten erhält und die Zahl der Ecken blofs der ν. Teil dieser Summe sein kann. Dadurch findet man $f = \frac{4\nu}{2(n+\nu) - n\nu}$.

f, n und ν müssen ganze positive Zahlen, und letztere mindestens 3 sein; $n = 3 + d$ und $\nu = 3 + \delta$ setzend, erfordert die Gesamtheit der Umstände d und δ ganz und je $\geqq 0$, sowie $2(n+\nu) - n\nu > 0$ resp. $d\delta + (d + \delta) < 3$ anzunehmen.

Es genügen nur

I. $d=0$; $\delta=0$, also $n=3$; $\nu=3$ u. $f=\frac{4\times 3}{2(3+3)-3\times 3}=4$
($P_{3;\,3}$ = reg. Tetraëder);

II. $d=0$; $\delta=1$, also $n=3$; $\nu=4$ u. $f=\frac{4\times 4}{2(3+4)-3\times 4}=8$
($P_{3;\,4}$ = reg. Oktaëder);

III. $d=0$; $\delta=2$, also $n=3$; $\nu=5$ u. $f=\frac{4\times 5}{2(3+5)-3\times 5}=20$
($P_{3;\,5}$ = reg. Ikosaëder);

IV. $d=1$; $\delta=0$, also $n=4$; $\nu=3$ u. $f=\frac{4\times 3}{2(4+3)-4\times 3}=6$
($P_{4;\,3}$ = reg. Hexaëder);

V. $d=2$; $\delta=0$, also $n=5$; $\nu=3$ u. $f=\frac{4\times 3}{2(5+3)-5\times 3}=12$
($P_{5;\,3}$ = reg. Dodekaëder).

Jedes der n-Ecke der Oberfläche zerfällt in $2n$ rechtwinkelige Dreiecke der Katheten $\frac{x}{2}$ und $\frac{x}{2}\,cotg\,\frac{180^0}{n}$, sohin der Fläche $\frac{x^2}{8}\,cotg\,\frac{180^0}{n}$.

Die Gesamtoberfläche wird zu

$$O_{n;\,\nu}=\frac{n\nu x^2\,cotg\,\frac{180^0}{n}}{2(n+\nu)-n\nu}\text{ u. i. b. F. zu}$$

$$O_{3;\,3}=x^2\sqrt{3};\ O_{3;\,4}=2x^2\sqrt{3};\ O_{3;\,5}=5x^2\sqrt{3};\ O_{4;\,3}=6x^2$$
$$\text{und } O_{5;\,3}=3x^2\sqrt{5(5+2\sqrt{5})}.$$

Für Radius R der dem reg. Polyeder um- und Radius P der ihm eingepafsten Kugel gilt

$$1.\ R^2=P^2+\left(\frac{x}{2\sin\frac{180^0}{n}}\right)^2;$$

$$2.\ R=P\,tg\,\frac{180^0}{n}\,tg\,\frac{180^0}{\nu}\text{ (Nepersche Regel) und}$$

$$\text{comp. 3. } P=\frac{x\sqrt{tg^2\frac{180^0}{n}+1}}{2\,tg\,\frac{180^0}{n}\sqrt{tg^2\frac{180^0}{n}\,tg^2\frac{180^0}{\nu}-1}}.$$ Indem

weiter gilt $V_{n;\nu} = \frac{1}{3} O_{n;\nu} \times P$, findet man endlich

$$V_{n;\nu} = \frac{n \nu x^3}{6\{2(n+\nu) - n\nu\}} \times \frac{\sqrt{tg^2 \frac{180^0}{n} + 1}}{tg^2 \frac{180^0}{n} \sqrt{tg^2 \frac{180^0}{n} tg^2 \frac{180^0}{\nu} - 1}}$$

u. i. b. F. $V_{3;3} = \frac{x^3}{12}\sqrt{2}$; $V_{3;4} = \frac{x^3}{3}\sqrt{2}$; $V_{3;5} = \frac{5x^3}{12}(3+\sqrt{5})$;

$V_{4,3} = x^3$ und $V_{5;3} = \frac{x^3}{4}(7\sqrt{5} + 15)$. — Zu benützen stand bei Spezialisierungen $tg^2 60^0 = 3$; $tg^2 45^0 = 1$ und $tg^2 36^0 = 5 - 2\sqrt{5}$.

Bamberg. Moroff.

II. Abteilung.

Rezensionen.

Arnold Ohlert, Das Studium der Sprachen und die geistige Bildung. Sammlung von Abhandlungen aus dem Gebiete der Pädagogischen Psychologie und Physiologie. Herausgegeben von H. Schiller und Th. Ziehen. Berlin. Reuther & Reichard. 1899. II. Bd. 7. H. Einzelpreis: 1,20 M. 50 S.

Ohlert zählt zu den Gegnern des altsprachlichen Unterrichtes. Er hat diesen Standpunkt wiederholt schriftlich und mündlich vertreten und unterzieht nun die viel umstrittene Frage einer neuen Prüfung. Es ist lohnend und lehrreich, dieser Prüfung mit aufmerksamem Auge zu folgen.

Des Verfassers Grundgedanke, die Ergebnisse der neueren Psychologie und der Sprachwissenschaft bei dieser Unterstützung zu Grunde zu legen, ist zweifellos richtig. Nur hätte er besser das Wort „neuere“ oder, wie er noch häufiger zu sagen liebt, „moderne“ gestrichen. Was bis jetzt stets unterlassen worden ist, das ist eine eingehende psychologische Untersuchung, die über die üblichen Redensarten etwas hinausging. Das hätte man auch mit älterer Psychologie leisten können. Wenn es aber denn schon mit der „modernen“ geschehen soll, dann mufs doch gesagt werden, was darunter zu verstehen ist. Verfasser meinte aber, wie aus ein paar dürftigen Citaten hervorzugehen scheint, die physiologische. Das ist freilich nur eine der Richtungen der heutigen psychologischen Forschung. Nach dieser geringen Abänderung kann Referent dem Verfasser beipflichten und findet solch ein Unternehmen für sehr verdienstlich. Aber dazu ist freilich erste Voraussetzung eine gründliche Kenntnis der psychologischen und logischen Theorie und ein ebenso gründliches praktisches Wissen um die Einzelvorgänge, welche beim Studium der eigenen Sprache wie der fremden und der Naturwissenschaften in der Seele des Lernenden sich abspielen und Wirkungen hinterlassen. Und diese allererste Voraussetzung ist es, die bei Ohlert nicht gegeben ist. Das nachzuweisen wird unsere wichtigste Aufgabe sein.

Das I. Kapitel, die Grundlage der ganzen Untersuchung, gibt einen Überblick über das Verstandesleben der Seele, der sich auf F. Burckhardts Psycholog. Skizzen zur Einführung in die Psychologie, Löbau 1894, stützt. Es mufs freilich Wunder nehmen, dafs ein Mann, der wie Ohlert sein Wort so gern in die Wagschale zu legen pflegt, sich keinen besseren Führer ausgesucht

hat. Wenn gelegentlich Wundt citiert wird, so ruft das nur den Wunsch wach, Verfasser möchte doch ausschliefslich sich an Wundt gehalten und jenen Begleiter nicht gefunden haben. Indessen, er hat ihn gewählt und dessen Ansichten zu den seinen gemacht. Prüfen wir also die von beiden uns gebotene Grundlage!

Sie setzt sich zusammen aus einer Reihe von Definitionen und Leitsätzen, die sich mehr durch Sicherheit des Tones als durch Klarheit der Gedanken auszeichnen.

„Die Wahrnehmung entsteht", lesen wir da, „sobald die Empfindung auf den Ursprungsort der Erregung bezogen wird." Also wäre z. B. die Erkenntnis von Verschiedenheiten zweier Gerüche, der Höhen, der Intensitäten zweier Töne keine Wahrnehmung, was Verfasser wohl selbst kaum behaupten möchte. Vielleicht aber wollte Verfasser damit nur sagen, dafs der Wahrnehmung der Charakter eines von uns unabhängigen, sich unserem Willen entziehenden Bewufstseinsinhaltes anhaftet (cf. Lipps: Grundzüge der Logik S. 2 ff.). Dieser Charakter der Objektivität eignet aber auch der Empfindung, weshalb Külpe (Grundrifs der Psychologie S. 387) und Ziehen (Leitfaden der Physiolog. Psych. S. 19, 199) sich aufser Stand erklären, jederzeit Empfindung und Wahrnehmung reinlich zu scheiden. — „Innere Wahrnehmung" heifst der Verfasser die Empfindung von Zuständen des eigenen Körpers. Dafs man aber in der Psychologie unter innerer Wahrnehmung die Beobachtung des Seelenlebens, der gesamten Bewufstseinsinhalte, Empfindungen, Vorstellungen, Gefühle u. s. w. versteht, davon kann sich Verf. bei Külpe (Grundrifs d. Ph. S. 9 f. und Einleitg. i. d. Philosophie S. 59 ff.) und Höfler (Psychologie S. 270 ff.) unterrichten.

Durch die Thätigkeit der sog. Lokalzeichen soll „das sichere Bewufstsein des Ortes, von dem der die Empfindung hervorrufende Reiz ausgeht", ermöglicht werden (S. 7). Abgesehen davon, dafs man sich unter dem Worte „Thätigkeit" nichts Brauchbares vorstellen kann, ist diese Definition mindestens sehr geeignet irrezuleiten. Der Ort, von welchem z. B. ein Schallreiz ausgeht, kann die Glocke des nächsten Kirchturmes sein. Ein derartiges Lokalisieren aber läfst Lotze durch seine sog. Lokalzeichen durchaus nicht entstehen. Sie sind ihm lediglich intensive, nicht extensive Empfindungen, welche für jede Stelle der Körperoberfläche eigentümlich sind und jeder Empfindung, welche einem auf die bestimmte Stelle einwirkenden Reize entspricht, eine ganz bestimmte, eine Verwechselung mit Empfindungen, die auf einen an anderer Körperstelle einwirkenden Reiz zurückgehen, völlig ausschliefsende Färbung verleihen. Ziehen (a. a. O. S. 62) bezeichnet sie ähnlich wie Wundt (Grundrifs d. Psych. 1896 S. 122) als lokale Färbungen der Druckempfindungen. Hier hat Verf. seine Quelle offenbar mifsverstanden.

Gesamtvorstellungen werden S. 7 definiert als eine Summe von Einzelvorstellungen, die durch das Anschauen eines Gegenstandes vor die Seele treten. Anschauen ist aber gleich Wahrnehmen. Eine Vorstellung aber, die durch oder infolge oder mit Hilfe des Wahrnehmens

ins Bewufstsein kommt, ist eben keine Vorstellung = Erinnerungsbild, sondern eben eine Wahrnehmung. Vielleicht aber wollte Verf. sagen, dafs die Einzelvorstellungen frühere Wahrnehmungen eben dieses Inhaltes zur Voraussetzung haben.

S. 8 wird die Allgemeinvorstellung besprochen. Nach Ohlert enthält sie eine Vielheit gleichartiger Vorstellungen und entsteht durch einen bewufsten Akt der Seele. Was heifst „enthält"? Soll es vielleicht soviel heifsen wie „repräsentiert, tritt an ihrer Stelle auf", wodurch die Einzelvorstellung zur Allgemeinvorstellung wird (cf. Berkeley: Principles of human knowledge. Introduction. XII; Hume: Treatise on hum. nature I, 7; Lipps: Grundrifs d. Logik S. 124)? — Was ist ein „unbewufster Akt des Denkens" gegenüber einem „bewufsten"? Lassen wir indes diese Frage! Jedenfalls spricht der Verf. hier klar aus, dafs die Allgemein-Vorstellung einem „bewufsten" Denkakt entspringt. Aber wie kommt es dann, dafs er sie trotzdem dem „mechanischen (= unbewufsten?) Vorstellungslauf" zuzählt, von dem in dieser Unterabteilung laut Überschrift die Rede ist, während vom „bewufsten Vorstellungslauf" erst in der folgenden gesprochen wird? — Auch im Nächstfolgenden handelt die Unterabteilung über den „mechanischen", nicht die über den „bewufsten Vorstellungslauf" weiter vom „bewufsten Denken". Die ersten Erzeugnisse dieses „bewufsten und frei waltenden Denkens" sollen die Vorstellungen sein (S. 8). Was heifst „frei waltend"? Und wie soll das Denken Vorstellungen d. h. Erinnerungsbilder „erzeugen"? Oder soll es heifsen: wieder erzeugen, reproduzieren?

Diese Vorstellungen nun sind nie als einfache (soll wohl heifsen: vereinzelte, isolierte) Seelengebilde (besser: Bewufstseinsinhalte) vorhanden, sondern stets mit mehreren verbunden. „Eine solche Verbindung von Vorstellungen nennt man: Assoziation" (S. 8). Eine Assoziation ist also eine gröfsere oder kleinere Mehrheit von Vorstellungen, deren Zusammengehörigkeit sich dadurch erweist, dafs das Auftreten der einen im Bewufstsein das Auftreten der übrigen zur Folge zu haben pflegt. Ich betone, hier im Text ist Assoziation also gefafst als eine Mehrheit zusammengehöriger Vorstellungen. Unten in der Anmerkung aber wird die Wundtsche Einteilung citiert und hier wird Assoziation gebraucht im Sinne von Reproduktion, also des Vorganges der Wiederkehr dieser Vorstellungen nach bestimmten Gesetzen. Ohlert spricht von Bewufstseinsinhalten, Wundt dagegen von den Wirkungen eines Verhältnisses zwischen solchen. Das ist natürlich ein Unterschied, auf den ich übrigens schon in meiner Untersuchung „Über die Grundformen der Vorstellungsverbindung" Philosophische Monatshefte XXVIII (1892) S. 387 Anm. 8. hingewiesen habe. Nebenbei bemerkt, wird endlich Assoziation auch in drittem Sinn als jenes bestimmte Verhältnis selbst zwischen den Vorstellungen bezeichnet. Übrigens sind sich auch andere als Ohlert und sein psychologischer Berater über diese Unterschiede nicht immer klar gewesen.

Bei den nun aufgezählten Reproduktionsgesetzen, die im Grunde identisch sind mit den Assoziationsgesetzen, übersieht Verf., dafs nicht

blofs solche Bewufstseinsinhalte, welche mit anderen, unähnlichen gleichzeitig im Bewufstsein waren, ihren ehemaligen Begleiter zu reproduzieren lieben, sondern auch solche, auf welche ein anderer unähnlicher unmittelbar oder nach kurzem Zeitintervall gefolgt ist, diesen Nachfolger zu reproduzieren pflegen (Reihe). Verf. vergafs also die sog. Successiv-Assoziation. — Wiederum liegt ein Übersehen vor, wenn Verf. nur sagt, dafs Vorstellungen, worunter er und sein psychologischer Berater lediglich Erinnerungsbilder verstehen, einander reproduzieren. Es können bekanntlich auch Wahrnehmungen oder Empfindungen ebensogut Vorstellungen reproduzieren. Sonst würde uns z. B. das Wahrnehmen d. h. Sehen eines Buchstabens nie an dessen Lautwert erinnern können, der Anblick eines Geschenkes nie an dessen Spender, das Hören des Geläutes nie an die Glocke! Wahrscheinlich aber meinte Verf. hier unter Vorstellung überhaupt jeden Bewufstseinsinhalt und wäre so, seine eigene Terminologie für einen Fall aufgebend, in diejenige Wundts geraten. Es läge also eine der „unwesentlichen Änderungen" vor, welche er an den Ausführungen des Psychologen seines Vertrauens vorgenommen zu haben bekennt (S. 6 Anm.). Zur Klarheit trägt freilich derartige Inkonsequenz nicht eben bei.

Mindestens schief ausgedrückt ist es, wenn S. 9 Verf. meint: „Häufige Wiederholung von Vorstellungen, die im wirklichen Leben zusammen auftreten, führt zur Entstehung einer Vorstellungsreihe." Von der Zahl der Wiederholungen hängt weiter nichts ab als die Stärke der Reproduktionstendenz. Die Reihenbildung beruht auf ganz anderen Dingen, auf die wir hier nicht einzugehen brauchen. Sicher aber ist, dafs solche Vorstellungen, solange sie sich als eine Reihe darstellen, bis zu einem gewissen Grade von einander gesondert, als Einzelglieder erscheinen, somit das reine Gegenteil darstellen von einer Verschmelzung, man mag damit einen Sinn verbinden, welchen man will. Auch hier hat Ohlert wohl seinen psychologischen Führer falsch verstanden.

Wir kommen zum „Bewufsten Vorstellungsverlauf" und „Denken". Ich schicke voraus, dafs „Vorstellung" hier wieder im Sinne von Erinnerungsbild genommen ist, Ohlert also dem Bann der Wundtschen Terminologie entronnen und wieder zur Burckhardtschen zurückgekehrt ist. Begriff wird nun definiert als „die sprachlich benannte Vorstellung, welche die Summe der wesentlichen Merkmale gleichartiger Vorstellungen (nicht gelegentlich auch Wahrnehmungen? Ref.) in sich vereinigt". Ich mufs hier wieder auf Berkeley, Hume, Lipps (cf. oben) hinweisen, welche die Unvollziehbarkeit einer solchen Vorstellung aufzeigen. Übrigens auch ohne diese Forscher, welche die hier vorliegenden Beobachtungs- und Ausdrucksfehler nachwiesen, hätten Burckhardt wie Ohlert, der doch sich kaum genugthun kann im Kampf gegen den anschauungslosen Verbalismus, mit einem bifschen anschauender Selbstbeobachtung finden können, dafs sie hier eine Unmöglichkeit behaupten. Wie soll z. B. die Vorstellung, d. h. „das im Gedächtnis zurückbleibende geistige Bild" (S. 7) aussehen, das ich mir aus den wesentlichen Merkmalen der vielen, oft so grundverschiedenen

Maschinen, die ich schon gesehen habe — ich denke nur an Dreschmaschinen, Nähmaschinen, Lokomotiven, Taschenuhren, Windmotoren, Rotationspressen u. s. f. — „kombinieren" soll?

Diese Begriffsbildung kann sich auch unbewufst vollziehen. So kann also die dabei mitspielende „Reproduktion gleichartiger Vorstellungen" auch unbewufst oder unter der Schwelle des Bewufstseins wirksam sein. Reproduktion ist aber „die Rückkehr verdunkelter (sic!) Vorstellungen ins Bewufstsein". Was davon bewufst sein kann, ist eben die wiederkehrende Vorstellung und nicht mehr und nicht weniger.

Nun läfst trotzdem Ohlert und Genosse diese Reproduktion gelegentlich auch unbewufst vor sich gehen d. h. eine bis dahin unbewufste Vorstellung bewufst werden und dabei doch unbewufst bleiben!!

Ich ziehe es vor mit diesem psychologischen Gallimathias abzubrechen. Nicht als ob ich mit meinen Beanstandungen schon zu Ende wäre! Noch lange nicht. Aber das Vorgeführte ist mehr als genug. Und solche Leute haben den Mut — oder die Naivität? — im Namen der modernen Psychologie zu sprechen!

Den Rest der Schrift kann ich füglich kürzer behandeln, nachdem ich einige Stellen des Fundamentes so eingehend beleuchtet habe. Das II. Kapitel beschäftigt sich mit den Bildungsgesetzen der Sprache, mit dem, was in der Sprache logisch ist, und dem, was die Sprache leistet bezw. nicht leistet, und endlich mit der zweifachen Natur von Denken und Sprechen. Freilich findet sich auch hier ein Hauptgrundsatz, der in der Allgemeinheit, in welcher er ausgesprochen ist, falsch ist. S. 23 und öfter betont Verf. als eine wichtige Thatsache, „dafs innerhalb des engen Kreises, welcher überhaupt sprachlich bezeichnet wird, der Name nicht die Sache selbst, nicht die Summe der sachlichen Merkmale, sondern einseitig nur ein Merkmal bezeichnet". Wie das Wort Rose, Maschine, Wein, Wasser, Baum, Holz, See, Turm in einem Hörer die Vorstellung nur eines einzigen Merkmales unter den vielen jenen Gegenständen zukommenden Merkmalen hervorrufen soll, kann ich mit dem besten Willen nicht begreifen. Wenn ich den zugehörigen Sachvorstellungen Gelegenheit gebe, neben der Wortvorstellung sich im Bewufstsein einzustellen, so tritt nie ein einzelnes Merkmal, ein Bruchstück vor ihnen auf. Und in Wörtern, wie Nadelbaum, Haustier, Dreieck sind stets zwei wichtige Stücke, nie ein einzelnes der Merkmale namhaft gemacht; die Vorstellung Baum in ihrer Allgemeinheit und das für die vorliegende Art eigentümliche Merkmal der Nadeln und ähnlich bei den andern. Freilich fehlt ein Teil derjenigen Merkmale, welche die Nadelhölzer von den übrigen Baumarten trennen, so dafs bei den meisten die Blätter winterbeständig sind, dafs die Früchte Zapfen sind. Es liegt also eine ungenügende Charakteristik in dem Worte vor, aber immerhin nicht lediglich ein einziges Merkmal. Welche Erwägungen den Verf. auf diese sonderbare Auffassung des Wortes geführt haben, vermag ich natürlich nicht zu sagen. Aber ich vermute, ihm schwebten gewisse Etymologien vor, wie etwa: rex (reg-s) der Lenkende, Kuckuck der so Rufende, Fürst der vorderste, dux (duc-s) der Führende. Hier hebt in

der That das Wort nur ein Merkmal an dem zu bezeichnenden Objekte heraus. Aber diese Einseitigkeit ist doch nur dem etymologisierenden Forscher bewufst. Denn sie fordert fast immer eine wissenschaftliche Betrachtung des Wortes als solchen, die aber einzutreten pflegt erst lange, nachdem das Wort seine Bedeutung d. h. die zugehörige Gegenstandsvorstellung bekommen hat. Schopenhauer hatte über diesen Punkt eine ähnliche Ansicht wie der Verf., aber insofern mit mehr Berechtigung, als bei ihm die etymologische Betrachtung eine grofse Rolle spielt. Wir möchten überhaupt dem Verf. Schopenhauers Parerga und Paralipomena II. Bd. Kap. 25 lebhaft empfehlen; es finden sich hier beachtenswerte Anschauungen geäufsert von einem Manne, der, zwar nicht ganz modern mehr, aber doch oft recht scharfsinnig über die Welt und Menschen nachgedacht hat.

Im III. Kapitel verirrt sich Verf. wieder in psychologische Betrachtungen, die aber diesmal nicht so schlimm sind, weil sie sich mehr am Rande halten, und schliefst mit der Erklärung, „man müsse vom Standpunkt der modernen Pädagogik auf der Forderung bestehen, dafs zur Verknüpfung des vorliegenden Sachinhaltes (sic!) mit den Begriffen und Formen der Muttersprache ein durch alle Klassen durchgeführtes Arbeitssystem in unsere Schulen eingeführt werde" (S. 37). Diese Forderung ist doch nicht so modern als Ohlert zu meinen scheint. Dem Wesen nach stellt sie schon unser trefflicher alter Pestalozzi auf und wiederholt sie immer wieder in seinem Kampf gegen das Reden ohne Anschauung, gegen die „Maulbraucherei", „Mauldrescherei", wie er es in seinem bekannten Buch: „Wie Gertrud ihre Kinder erzieht", derb, aber richtig nennt. Oder rechnet vielleicht der Verf. Pestalozzi zur modernen Pädagogik? Dann wären wir ja wieder eins; aber sagen hätte er das doch sollen, ebenso wie er früher uns hätte verraten sollen, was er unter moderner Psychologie versteht.

Aber soll ich jetzt nicht doch aufhören mit meiner immer länger werdenden Besprechung? Ach nein! Haben meine Leser bis hierher ausgehalten, so wird ihre Geduld auch noch für den Rest ausreichen. Das IV. Kapitel also handelt von der Leistung des fremdsprachlichen Unterrichtes und den Grundlagen des höheren Unterrichtes. Es wird eröffnet mit Aufzählung all der schönen Dinge, welche die Vertreter der ältern, humanistischen Richtung von dem Studium der klassischen Sprachen für Herz und Verstand erwarten. Verf. hat recht, wenn er „diese tönenden Ausdrücke" gelegentlich „inhaltsleer" nennt, wenn er eine ausgiebige Begründung solcher Worte, wie logische Schulung, Denkübung, Zucht des Denkens u. dgl. vermifst. Aber ob seine eigenen Gedanken tiefer gehen? Verf. fragt einmal (S. 44): „Kommt aber dem Schüler auch die psychologische und logische Natur der sprachlichen Abhängigkeitsverhältnisse zum Bewufstsein? Lernt er begreifen, was Bedingtheit, Folge, Grund, Zeitverhältnis u. s. w. sei? Die Worte lernt er, aber begreift er deren Bedeutung?"

Hier hat den Verf. sein reformatorischer Eifer doch etwas zu weit geführt und ihn übersehen lassen, dafs das Übersetzen in

eine fremde Sprache denn doch recht oft ein gründliches Eingehen auf die Verhältnisse von Grund und Folge, Ursache, Wirkung, Bedingung u. dgl. erfordert. Ich wüfste in der That nicht, wie sich sonst die Regeln über den Gebrauch der Tempora, der consecutio temporum, der Modi, über die Anknüpfung an den vorausgehenden Satz, dann Unterschiede wie die zwischen amans patriae und amans patriam, lector und legens u. dgl. richtig anwenden lassen! Hier ist überall eine gute Kenntnis der sachlichen Verhältnisse gefordert, die sprachlich dargestellt werden sollen, und damit auch eo ipso ein prüfendes Eingehen auf diese. Freilich das meiste Material liefert immer die Anschauung; das hat aber wohl noch keiner geleugnet und Ohlert kämpft hier gegen Windmühlen d. h. gegen Leute, die eine an sich richtige, aber unklar erkannte Sache mit ebenso unzulänglichen Mitteln verteidigen, wie er sie angreift. Ich glaube sogar, wenn die beiden Parteien sich einmal gründlich und in aller Ruhe aussprechen und sich von dem Phrasenwerk ihrer Kampf- und Schlagwörter losmachen könnten, dann würden sie sich schliefslich erstaunt ansehen und ausrufen: „Ja, wir haben ja ganz dieselben Anschauungen! Wie konnten wir uns nur so mifsverstehen?"

Aber nun wirklich zum Schlufs, obwohl ich noch immer nicht am Ende bin! Lange genug habe ich die doch eigentlich kurze Arbeit Ohlerts besprochen. Indes ich glaubte es dem Verfasser schuldig zu sein, der infolge mancher gröfseren Veröffentlichung und durch seine Vorträge weit über die Mauern Königsbergs hinaus bekannt ist. Ich glaubte es aber auch der Psychologie schuldig zu sein, deren Ansehen nur geschädigt werden kann, wenn jeder psychologische Sonntagsreiter ihr edles Rofs zu seinen Spazierritten ungestraft mifsbrauchen darf.

München. Dr. Max Offner.

Anton E. Schönbach, Ueber Lesen und Bildung. Umschau und Ratschläge. Sechste, stark erweiterte Auflage (Zehntes bis zwölftes Tausend). Graz, Leuschner und Lubenskys Universitätsbuchhandlung 1900. 369 S.

— —, Gesammelte Aufsätze zur neueren Litteratur in Deutschland, Österreich, Amerika. Graz, Leuschner und Lubenskys Universitätsbuchhandlung 1900. 443 S.

Seit der ersten Anzeige des damals schon verbreiteten Buches im März-April-Heft des Jahrgangs 1898 dieser Blätter ist eine neue Auflage nötig geworden. Das Buch ist inzwischen „gewachsen", der Druck und mit ihm das Format ist gröfser, der Inhalt um einen „Die jüngsten Richtungen" betitelten Aufsatz reicher geworden.

Es liest sich immer gut in diesem Buch, man legt es immer bereichert aus der Hand, sei's auch nur, dafs es in dem Leser die Lust geweckt hat, ein ihm bis dahin fremd gebliebenes Literaturgebiet für sich zu entdecken.

Weit wertvoller als die Anregung zum forschenden Lesen dünkt mir, wie ich schon bei der ersten Anzeige sagte, die dem Buche innewohnende Kraft, die Eindrücke, die der Leser bei der Lektüre der besprochenen Werke gewonnen hat, zu klarer Gestaltung zu bringen. Nicht immer stimmt die auf diese Weise fest gewordene Ansicht mit der des Verfassers überein. So erscheint mir Schönbachs Urteil über die Geschichten Otto Julius Bierbaums zu hart. Ich hatte bei der Lektüre dieser Erzählungen immer den Eindruck, dafs Bierbaum — und zwar nicht ohne Erfolg — da Gold zu gewinnen sucht, wo ein dieses Gebiet weniger genau kennendes Auge nur Pfützen sieht, und fühlte mich durch diesen Optimismus des Dichters mit dem Tingeltangelduft, der viele seiner Werke durchzieht, ausgesöhnt. Goethes mildes Gedicht „Der Gott und die Bajadere“ wurde beim Lesen in mir wach, man „siehet“, ohne ein Gott zu sein, in mancher der eindeutigen Frauengestalten Bierbaums „mit Freuden durch tiefes Verderben ein menschliches Herz“. — Aber auch wo sie im Leser Widerspruch wecken, sind Schönbachs Aufsätze fesselnd und belehrend, und nicht selten erhebt sich der Verfasser im Erfassen und Darstellen der dichterischen Eigenart zu einer mit den besprochenen Meisterwerken wetteifernden Meisterschaft. Unübertrefflich erscheint mir beispielsweise die Charakteristik der Sudermannschen Dichtungen, besonders seiner Meisterwerke „Der Katzensteg“ und „Jolanthes Hochzeit“.

In seinen gesammelten Aufsätzen zur neueren Literatur in Deutschland, Österreich, Amerika bietet Schönbach, wie er in dem gehaltvollen Vorwort sagt, Erlebnisse, Stationen seines Bildungsgangs. Den Reichtum des Buchs kennzeichnet am besten ein Verzeichnis der darin enthaltenen Aufsätze. Sie führen die Titel: Schiller und die moderne Bildung, Uhland als Dramatiker, Rede zum Uhlandtage, Zu Gustav Freytags 70. Geburtstage, Arthur Fitger, Ludwig Steub, Karl Müllenhoff, Joseph Schreyvogel-West, Grillparzer, Eduard von Bauernfeld, Anastasius Grün, Hermann v. Gilm, Gottfried v. Leitner, Ludwig Anzengruber, Zur Geburt des „Euphorion“, James Fenimore Cooper, Longfellows dramatische Dichtungen, Nathaniel Hawthorne, Der amerikanische Roman der Gegenwart. Wohllaut und Wärme der Sprache, Schönheit und Tiefe der Gedanken machen dem Leser das Buch so lieb wie das oben besprochene. In der Bücherliste III D am Ende der Aufsätze über Lesen und Bildung gebührt auch diesem Buch ein Platz.

L. Sütterlin, Die deutsche Sprache der Gegenwart (ihre Laute, Wörter und Wortgruppen). Ein Handbuch für Lehrer, Studierende und Lehrerbildungsanstalten, auf sprachwissenschaftlicher Grundlage zusammengestellt. Dazu eine Tafel mit 12 Abbildungen. Leipzig, im Jahre 1900. R. Voigtländers Verlag. 381 Seiten. Preis 5 M. 40 Pf., gebunden 6 M.

Das Buch ist für Lehrer, Studierende und Lehrerbildungsanstalten bestimmt. Da unter den Studierenden schwerlich auch der Schüler

der Mittelschulen verstanden ist, möchte ich das Buch doch auch für ihn beanspruchen. Denn fast nichts von dem reichen Inhalt erscheint zu grofs oder zu klein für einen Schüler, dem vor allem anderen eine auf das Verständnis ihres Wesens gegründete Herrschaft über seine Muttersprache ins Leben mitgegeben werden sollte.

Man wird häufig gerade im Gespräche mit gebildeten, geistig regsamen Menschen einer Unsicherseit im Gebrauche scheinbar feststehender, zum Schwanken keinen Anlafs bietender Formen und Ausdrücke gewahr. Eine ähnliche Beobachtung kann jeder Lehrer des Deutschen bei der Korrektur von Schülerarbeiten an sich machen. Wer hat sich noch nicht beim Lesen dieser oder jener Wendung in einem Schüleraufsatze fragen müssen: Ist das nun deutsch oder nicht? Und sicher ist anderen auch schon vorgekommen, was mir nicht selten widerfährt, dafs sich nämlich ein Ausdruck, der gedacht ihr Sprachgefühl vollkommen befriedigt, zu Papier gebracht so fremd ansieht, dafs sie sich erst durch Nachdenken oder Nachschlagen von seiner Möglichkeit überzeugen müssen. Nicht immer bekommt man jedoch auf diese Weise die beruhigende Gewifsheit, dafs schon andere den Ausdruck gebraucht haben, bisweilen ertappt man sich auch auf einer Neubildung. Diese Unsicherheit dürfte nicht ein Zeichen mangelnden Sprachgefühls, sondern ein Beweis dafür sein, dafs die Sprache wie die Lebewesen, in denen sie lebt, unendlich veränderlich und in steter Bewegung ist.

Dies Wallen und Wogen in den Formen unserer Muttersprache ist mir nie so zu Bewufstsein gekommen, wie bei der eingehenden Beschäftigung mit dem vorliegenden Buch. Dafs es sich um die Darstellung einer lebenden Sprache, gewissermafsen eines immergrünen, die Erscheinungsformen des Frühlings, Sommers und Herbstes, Sprossen, Grünen und Welken in sich vereinigenden Baumes handelt, wird man auf jeder Seite inne. Und das ist ein Vorzug des Buches. Wer sich allerdings die Steinschrift unwandelbarer Regeln und Formen erwartet, der wird sich bei der Lektüre des Buches wie verirrt vorkommen.

Nicht zum Schaden des Buches hat der Verfasser noch eine andere Eigentümlichkeit der „Grammatik" aufgegeben. Die sprachlichen Erscheinungen sind fast ausnahmslos deutsch bezeichnet. Vielleicht hat ihn hiezu neben der Rücksicht auf seine Schülerinnen — der Verfasser ist Professor an der Universität und an der höheren Töchterschule und Lehrerinnenbildungsanstalt zu Heidelberg —, die er auf den Unterricht an den Volksschulen vorbereiten mufs, eine Erinnerung an einige Sätze veranlafst, die Paul in seinen Prinzipien der Sprachgeschichte ausspricht. Paul sagt dort: *„Unsere herkömmlichen grammatischen kategorieen sind ein sehr ungenügendes mittel die gruppierungsweise der sprachelemente zu veranschaulichen. Unser grammatisches system ist lange nicht fein genug gegliedert, um der gliederung der psychologischen gruppen adäquat sein zu können."*

Zwar klingen die deutschen Bezeichnungen ungewohnt, dennoch sind sie viel befriedigender als die unzulänglichen, nur auf Umwegen deutbaren herkömmlichen Ausdrücke. In der Erkenntnis, dafs weder

aus unserer Schriftsprache noch aus unserer Umgangssprache die mundartlichen Bestandteile ausgeschieden werden können, und dafs „sich auch aus früheren Jahrhunderten Fäden herüberspinnen in die Gegenwart“, hat der Verfasser seiner Darstellung einen weiten Rahmen gegeben. Die Beispiele, die er zur Beleuchtung der sprachlichen Beobachtungen anführt, sind — ich nenne die Namen in bunter Reihe — Luther, Konrad Ferdinand Meyer, Lessing, Herder, Goethe, Schiller, Bismarck, Gottfried Keller, Sudermann, Gustav Freytag, Anzengruber, Fulda, Moltke, Vofs, Gerok, Auerbach, Vilmar, Schleiermacher, Wilhelm Hertz, Fedor v. Köppen, Kinkel, Geibel und anderen entnommen. Die Beispiele, die zur Beleuchtung der modernen Prosa dienen, entstammen hauptsächlich den Werken Konrad Ferdinand Meyers und Bismarcks.

Einige nur Kleinigkeiten betreffende Wünsche und Bedenken seien hier ausgesprochen.

Auf S. 77 ist eine Gelegenheit, die ausgesprochenen Gedanken graphisch zu illustrieren, aufser acht gelassen. Es werden dort die Wörter in Erscheinungs- und Beziehungsbezeichnungen, die Erscheinungsbezeichnungen in Ding- und Eigenschaftsbezeichnungen und diese wieder in Bezeichnungen dauernder und vorübergehender Eigenschaften eingeteilt. Die Bezeichnungen dauernder Eigenschaften werden unter anderem durch das Wort *Farbe* illustriert. Nun kann man aber *Farbe* auch als Bezeichnung einer vorübergehenden Eigenschaft und als Dingbezeichnung fassen. Das Wort sollte daher bei den d r e i Wortklassen als Beispiel angeführt sein. Die Unsicherheit der Grenzen zwischen den Bedeutungsklassen, die der Verfasser im § 88 im Hinblick auf das Wort *Farbe* bespricht, wäre dadurch graphisch dargestellt.

Das Wort *Untiefe* (S. 103) wird wohl ausschliefslich in der Bedeutung *seichte Stelle* verwendet. Die Vorsilbe Un- verstärkt hier den Begriffswert nicht, sie verneint ihn. Das Wort dient zur Darstellung des begrifflichen Gegensatzes und gehört unter d (S. 104). Die Verkleinerungsform der fränkischen Mundart ist nicht el (e), Mehrzahl -lin (S. 103), sondern -le, Mehrzahl -li. *Kreuzlahm* darf meiner Ansicht nach nicht auf eine Stufe mit *kreuzbrav* u. ähnl. gestellt werden (S. 118). Von dem auf S. 143 als nur im Plural gebräuchlich bezeichneten Worte T r ü m m e r bildet Gottfried Keller im Martin Salander auch die Einzahl. Die Ausdrücke *Es hat Obst* (S. 320) und *Wem ist das Buch?* sind wohl der pfälzischen Mundart zuzuweisen.

Paul bezeichnet als Ziel der praktischen Grammatik die Einführung der Schüler in das fremde Sprachgefühl. Sütterlins Buch erscheint mir als ein sehr brauchbares Hilfsmittel zur Erreichung dieses Zieles.

Die von Frl. Johanna Nufs, einer Schülerin des Verfassers, zusammengestellten Verzeichnisse der Wörter und Sachen erweisen sich durch ihre Verlässigkeit als dankenswerte Beigaben.

Theodor Vernaleken, Deutsche Sprachrichtigkeiten und Spracherkenntnisse. Wien, 1900. Verlag von A. Pichlers Witwe und Sohn. VIII und 317 S.

Bei der Besprechung des Namens Liutbald und der daraus fälschlich gebildeten Formen Leopold und Luitpold klagt der Verfasser im Hinblick auf deutsche Art: *Man kümmert sich überall zu wenig um die eigene Sprache, die fremden kennt man besser, und doch liegt einem das Hemd näher als der Rock.* Sein Buch ist ein dankenswerter Versuch, im grofsen Publikum eine tiefere Kenntnis der Muttersprache zu verbreiten. Er sucht dies Ziel dadurch zu erreichen, dafs er „zweifelhafte Fälle, unsichere Begriffe, deutsche Personennamen und brauchbare Fremdwörter in einer alfabetisch geordneten Auswahl nach zuverlässigen Forschungen erläutert", und zwar bezüglich ihrer Form und ihres Inhalts. Dieses Eingehen auf den Inhalt der Begriffe, daneben aber auch der Plauderton, in dem die Erläuterungen gegeben werden, bringt bisweilen Abschweifungen mit sich. Dafs gelegentlich der Germanist verstummt und dem Germanen das Wort läfst, macht mir das Buch nicht weniger wert.

München. Dr. Ludwig Kemmer.

Henrik Ibsen. Von Roman Wörner. In zwei Bänden. 1. Band 1828—1873. München, 1900. C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck). V S., 1 Blt., 404 S. Preis brosch. 8 M., geb. 9 M.

Es mag als ein Wagnis erscheinen, eine der meistumstrittenen Persönlichkeiten der Literatur der Gegenwart zum Gegenstand eines umfänglichen wissenschaftlichen Werkes zu machen; die Wissenschaft läuft dabei sicher Gefahr, hinter der Polemik des Tages zu verschwinden, und gerade wer Wörners geistvolle Kampfartikel in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung (1887, Nr. 305—311) und nicht seine Habilitationsschrift über „Henrik Ibsens Jugenddramen" (München, 1895) kennt, wird sich dieser Befürchtung zunächst nicht entschlagen können. Um so wärmer mufs anerkannt werden, dafs es Wörner gelungen ist, sich von aller Voreingenommenheit früherer Zeit frei zu machen und in all seinen Untersuchungen und Betrachtungen einen rein wissenschaftlichen Standpunkt klar und bestimmt festzuhalten; dafs er, und zwar mit dem glücklichsten Erfolge, auf seinem Gebiete nichts anderes thut als was in anderen Wissenschaften, so namentlich der Nationalökonomie, längst als Recht und Pflicht des Gelehrten anerkannt ist: auch brennende Zeitfragen nach ihren Voraussetzungen, Beziehungen und Folgen sachlich zu untersuchen und damit Raum und Grundlage zu einem ruhigen, gerechten Urteil zu gewinnen. Dafs freilich hiebei der Erdenrest von Subjektivität, der schliefslich jedem kritischen Urteil anhaftet, besonders beträchtlich werden kann, darf nicht geleugnet werden. Und so wird der Verständige von einem solchen Buche nicht verlangen, dafs es in jeder Einzelheit unbedenklich zu unterschreiben sei.

Bei dem vorliegenden Buche überzeugen wir uns sofort, dafs es trotz der naheliegenden Versuchung dazu von aller unfruchtbaren Polemik sich frei hält und ohne alle Nebenrücksichten durchaus auf eigener Forschung aufgebaut ist. Es behandelt den „norwegischen" Ibsen, sein Leben und Schaffen von 1828—1873, vom „Catilina" bis „Kaiser und Galiläer", also die romantischen und philosophisch-historischen, noch nicht die sozialen Dramen, die Ibsen zum „europäischen" Dichter erhoben, als der er im 2. Bande gezeichnet werden soll. Die Sorgfalt, mit der Wörner alle literarischen und biographischen Voraussetzungen der einzelnen Dichtungen darlegt, vor allem aber die Feinheit, mit der er dabei die Individualität des Dichters, sein Werden und Wachsen wie das Stabile in all seiner Entwicklung aufzeigt, dabei die sichere Einheitlichkeit der Grundauffassung, die dem Ganzen in aller Fülle der Einzelheiten einen grofsen Zug verleiht, und die klare Durchsichtigkeit und sympathische Wärme seiner Darstellung machen das Buch zu einer Leistung, die vorbildlich genannt werden kann für die Übertragung wissenschaftlicher Betrachtungsweise auf moderne Zeitfragen. Die literarischen Quellen, seien es nun nordische Sagas oder alte Historiker, werden ebenso gewissenhaft untersucht, wie die modernen Strömungen der Zeit, denen Ibsen romantisch folgte oder realistisch entgegentrat; die äufseren Lebensumstände des Dichters finden meist genügende Berücksichtigung und werden zur Erklärung mancher polemischen Wendung Ibsens aufs glücklichste verwendet. Vor allem aber ist stets darauf Bedacht genommen, seine geistige Persönlichkeit in ihrer Eigenart klar herauszuarbeiten: sein stetes Ringen nach Verkörperlichung einer Idee, die stets vorangeht und die Anregung gibt, aber, selbst bei romantischen Stoffen, eine möglichst reale Gestalt erhalten soll; sein Drehen und Wenden derselben Charaktertypen, die ihm in immer neuer Ausführung die Träger seiner Ideen werden; sein sittliches Fordern in der Tendenz wie sein realistisches Gestalten in der künstlerischen Form. Mag man im einzelnen Wörner widersprechen wie vor allem bei seiner Verurteilung der Schlufsworte von „Brand", mag man bei der „Komödie der Liebe" eine klarere Darstellung der biographischen Vorbedingungen wünschen oder sonst eine kleine Bemängelung für berechtigt halten: immer folgt man mit hohem Interesse den feinsinnigen Analysen des Verfassers, die nicht von vorgefafsten Meinungen ausgehen, sondern mit echt wissenschaftlicher Bescheidenheit vor allem das zu erkennen suchen, was der Dichter gewollt hat, ehe sie ein eigenes Urteil fällen. Im einzelnen Wörners Ausführungen nachzuprüfen, ist hier nicht der Raum. So genüge dieser Hinweis auf das anregende Buch, das in seiner sachlichen Schlichtheit und Gediegenheit seinen bleibenden Wert behaupten wird, auch wenn Ibsen nicht mehr als lebendig Schaffender der Gegenstand leidenschaftlicher Verherrlichung und Anfeindung sein wird.

München. Erich Petzet.

Ausgewählte Briefe von Cicero. Erklärt von Friedr. Hofmann. Erstes Bändchen. Siebente Auflage besorgt von Wilhelm Sternkopf. Berlin, Weidmann, 1898. S. VIII und 305, M. 3.

Die sechste Auflage der gediegenen und umsichtigen Auswahl aus Ciceros Briefwechsel hatte 1892 Karl Lehmann besorgt. Sie ist in diesen Blättern 29 S. 318/19 besprochen mit besonderer Berücksichtigung der Einleitung. Inzwischen ist der verdiente Forscher aus dem Leben geschieden; auch sein letzter Wunsch, dafs W. Sternkopf die Besorgung der 7. Auflage der ‚Ausgewählten Briefe' übernehme, ist ein Verdienst um die Ciceronianische Korrespondenz.

Äufserlich zeigt die neue Auflage einen kleinen Zuwachs, nämlich 305 Seiten gegen 272; die Anzahl der Briefe ist aber die gleiche, die Anordnung hat nur wenig Änderungen erfahren; so ist im ersten Buch der Auswahl Brief 10, 11, 12 jetzt = A III 4, III 5, III 2 statt A III 2, III 5, III 4 (mit Recht).

Im Text hat Sternkopf verhältnismäfsig viele Änderungen vorgenommen (s. Zusammenstellung S. V); dabei konnten für die ep. ad fam. die Ausgaben von Mendelssohn und C. F. W. Müller verwertet werden. Um einige Beispiele herauszuheben, finde ich A II 21, 6 [= B. I 7] Spero nos aut certaturos cum summa gloria aut etiam sine molestia discessuros (mit Wesenberg) viel eher verständlich als das Spero nos aut certe cum gl. . . . der 6. Auflage; den Zusatz fam. XIV 7, 1 (Buch III Br. 21) deo . . . satis facies [id est Apollini et Aesculapio] als Glossem auszuscheiden, habe ich schon bei Besprechung der vorigen Auflage als das Richtige bezeichnet. Dagegen erscheint mir A I 19, 1 (S. 53) epistulam ad te absque argumento für sine aliquo argumento doch fraglich; im gleichen Brief § 7 hat die 6. Auflage ut uterque nostrum in sua ratione munitior et in republica firmior hac coniunctione esse possit, Sternkopf liest mit J. F. Gronov et respublica f. etc., was m. E. schon durch die Stellung ausgeschlossen ist (auch erwartete man et-et). An zwei Stellen bleibt Sternkopf wie Lehmann und Mendelssohn bei der Überlieferung, wo ich die vorgeschlagene Emendation vorziehen würde: fam. V 12, 8 (S. 119) quod si a te non impetro (für impetraro), hoc est, si quae res te impedierit, . . . cogar. ., vgl. fam. II 6, 5 si . . . impetraro, . . debiturum, namentlich aber, weil die Umschreibung hoc est . . . impedierit das gleiche Tempus zu fordern scheint. Die andere Stelle steht am Anfang des gleichen Briefes (S. 114) me . . commemoratio („das Erwähntwerden bei", „der Gedanke an d. Erw.") posteritatis ad spem quandam immortalitatis rapit, Fr. Hofmann ac spes quaedam; rapere ohne die Zielangabe ist häufig (vgl. fam. XVI 12, 2), die Verbindung ac spes entspricht besser dem Sinn.

Zu den weniger belangreichen Änderungen im Text gehören auch die Fälle, wo Sternkopf im Druck andere Absätze gemacht hat als Lehmann. Die Orthographie ist die landläufige; auch opportunitas wird mit Mendelssohn geschrieben.

Umfassender noch als im Text hat sich die Thätigkeit des neuen Herausgebers im Kommentar entfaltet. Dieser ist bereichert durch sprachliche und sachliche Erklärungen, letztere insbesondere chronologischer Art, z. B. III 2 über die correctio der rogatio Clodia de exilio Ciceronis, wobei sich Sternkopf auf die Arbeit von Cl. L. Smith und auf eigene Untersuchungen stützt; oder fam. XVI 7, 1 ist nun zu *χολὴν ἄκρατον* eine Erklärung geboten; dagegen wird A VII 10, *ζήτημα* persolvere und A VII 9, 2 *διευκρινήσεις πρόβλημα* sane *πολιτικόν* nicht genügend erklärt. Einzelne unzutreffende Bemerkungen sind gestrichen, wie fam. V 2, 4 cum proxime Romam venisti. Oft sind die Berichtigungen und Ergänzungen unmerklich mit dem früheren Text verwoben, z. B. S. 206 (fam. XVI 11) „Q. Q. in der Überschrift bedeutet Quintique, nämlich“, oder S. 194/5 über adsentio, das ich schon in der Besprechung der vorigen Auflage berührt habe; ich füge aus den Reden noch bei de imp. Cn. Pomp. § 48 adsenserint (dazu die Bem. von Halm); eine Mischung des Gebrauches haben wir Phil. XI 8, 19 adsensus ero und tibi non sit adsensum.

So ist das treffliche Büchlein dank der gediegenen Neubearbeitung durch Sternkopf auf der Höhe der Forschung erhalten und verspricht wie bisher der Schule und den Altertumsfreunden gute Dienste zu thun.

Ausgewählte Briefe Ciceros. Für den Schulgebrauch erklärt von Prof. Dr. Karl Schirmer, Direktor des Realgymnasiums in Magdeburg. Paderborn, Schöningh, 1900, S. XVI und 191.

Obwohl von unserer bayerischen Schulordnung als lateinische Lektüre für die 8. Klasse neben den Reden Ciceros auch seine Briefe in Auswahl empfohlen werden und für die 9. Klasse gestattet sind, werden sie nach den Jahresberichten doch wenig gelesen. Der Grund ist wohl nicht eine zu niedrige Wertschätzung dieser unvergleichlichen Korrespondenz, sondern die richtige Empfindung, dafs trotz aller sachlichen Einleitungen und Kommentare sich dem vollen Verständnis derselben fast unübersteigliche Schwierigkeiten entgegenstellen und man schliefslich doch kein rechtes Ganze bekommt, mag man die Auslese so oder so gruppieren. Willkommen ist daher jeder Versuch, die Sache der Schule noch mehr zu erleichtern, aber nach den gediegenen Leistungen von Hofmann-Andresen (Lehmann-Sternkopf), Aly, Dettweiler u. a. [s. Gymn.-Bl. 30 S. 494—499 und 34, 87—105] ist ein solcher Versuch auch gewagt. Der Verlag von Schöningh [Ausgaben lateinischer und griechischer Klassiker mit Kommentar] in Paderborn hatte schon 1893 eine Auswahl durch Adolf Lange herausgegeben, 83 Briefe in 8 Abteilungen mit knappen und verlässigen sachlichen Einleitungen. Bei der Besprechung derselben (Bl. 30, 494) hatte ich bemerkt, dafs diese doch den Kommentar nicht ersetzen könnten. Einen solchen gibt nun Schirmer, der seine Vertrautheit mit der Literatur über Ciceros Briefe u. a. durch seinen Bericht im Philologus XLV S. 133—183 dargethan hat, in seiner neuen Auswahl [V—XII Ein-

leitung, 1—101 Text, 104—179 Erläuterungen mit den sachlichen Einleitungen, 180—191 Personenverzeichnis]. Er bietet aus den Briefen ad fam. und ad Att. 62 Nummern. Seine Absicht ist, „durch Mitteilung des nötigen Geschichtsstoffes den Unterricht zu entlasten und alle Briefe um den grofsen geschichtlichen Mittelpunkt, also um den geschichtlichen Vorgang des Übergangs des römischen Freistaates zur Alleinherrschaft zu gruppieren". Die chronologische Folge ist nur zu billigen; auch ist dieser Gesichtspunkt für den Universalhistoriker der interessanteste und ermöglicht ihm einen weiten Überblick, aber nur an der Hand der gesamten Korrespondenz und da nur lückenhaft. Dem Gymnasialschüler, der sich mit Hilfe des Kommentars und des Lehrers in der Stunde um 3—4 Paragraphen fortbewegt, wird dieser Blick ins Werdende nicht selten ein Nebelmeer zeigen, so wenn er 2—3 Wochen an dem (26 Paragraphen) langen Brief an Lentulus (ad fam. I 9) die politische Haltlosigkeit des Cicero studieren soll. Übrigens sind, wie Aly in der Besprechung dieser Auswahl Woch. f. klass. Phil. 1900 Sp. 793 richtig hervorhebt, bei Cicero doch nicht diese politischen Schwankungen die Hauptsache, „sondern das Herausarbeiten des Humanitätsideals, die ästhetische Erziehung des Römervolkes". An Stelle des genannten Briefes konnte ein halb Dutzend anderer mit reichem kulturgeschichtlichen Gehalt stehen; nebenbei sei daran erinnert, dafs die Hauptzüge der politischen Entwicklung dem Schüler auch aus den Einleitungen zu den philosophischen und rhetorischen Schriften bekannt werden können. Wertlos ist Nr. 33 (ad fam. XIV 20). Sonst deckt sich naturgemäfs die Mehrzahl der ausgewählten Briefe mit denen andrer Auswahlen (43 wie bei Aly). Eingeteilt sind sie in 4 Bücher (I. Buch 62—50 v. Chr., II. 50—47, III. 47—44, IV. 44—43). In der Textesgestaltung schliefst sich Schirmer an C. F. W. Müller an (ad fam. 1896, ad Att. 1898), „aber mit Freiheit, wie das bei dem gegenwärtigen Stand der wissenschaftlichen Forschung für selbstverständlich gelten kann". Davon ist freilich in der Ausgabe wenig zu spüren. Zweckmäfsig war es doch für eine Schulausgabe, unbegründete Schwankungen, wie sie bei Müller und noch häufiger bei Mendelssohn sich finden, zu vermeiden, wie exspecto — expecto, oportunus S. 28 — opportune S. 50, extitissem S. 29 — exstitissent S. 30, (recipero — recupero), paullo und seltener paulo S. 45, paulisper S. 82, adprobo — approbo S. 88; doch bietet er (mit Müller) S. 100 (X 24, 8) invero für das iuero der besseren Überlieferung (so Mendelssohn). In dem gleichen Brief § 3 wird das unverständliche <legio> tironum vel luculentissima beibehalten, aber nicht erklärt. Von den Druckfehlern im Text berichtigt sich leicht S. 24 tantam für tantum laudari, dagegen stört S. 39 quod iures für quod cures.

Die Einleitung ist knapp und klar und fast durchaus verlässig: willkommen ist auch das Verzeichnis der Konsuln der 20 Jahre von 63—43 v. Chr. Unrichtig werden S. VII mehrere sprachliche Erscheinungen als Eigentümlichkeiten des Briefstils bezeichnet, z. B. per zur Verstärkung wie perbenevolus; dies findet sich oft auch in anderen Schriften (wie Brut. 202 perscienter), auch Bildungen wie plusculum

oder subrusticus, subaccuso sind nicht gerade selten. Die freiere Wortstellung wie non me dicto Metelli, sed consilio esse commotum ist nicht ein Ausdruck der lebendigeren Sprache, sondern wohl eine Nachwirkung des Asianum genus dicendi (cf. Fr. Marx prol. ad Herenn. p. 137 ‚M. ad me Brutus venerat').

Der Kommentar ist zumeist klar und korrekt, bisweilen könnte er kürzer und bündiger sein. Bemerkungen wie S. 135 „die Sache ist nicht ganz klar", S. 115 „ganz sicher ist es nicht, daſs er <Cic.> den Mut dazu <Selbstmord> gehabt haben würde", S. 137 „nova consilia impedirem: „Überraschungen vorbeugen", S. 183 „vielleicht, weil er ihren Galanterien nicht entgegengekommen", solche u. ä. sind als überflüssig zu streichen; es bleibt noch genug zu erklären, besonders im sprachlichen Ausdruck; so wird zu S. 9 (Att. II 22, 10) über den Gegensatz barbara quaedam et soloeca und graecum (Atticum, *ἑλληνισμός-Ἀττικισμός*?) kein Wort gesagt, ebenso bei *ἐγκωμιαστικὰ* und S. 40 (fam. V 15 fin.) bei nostrarum dioecesium. Ungenau ist die Erklärung zu fam. IV 4 S. 159 facile cedo tuorum scriptorum subtilitati et elegantiae „Inhalt und Form bezeichnend, Klarheit und Schönheit", vielmehr „Genauigkeit und Korrektheit (in der Wortwahl)", die latinitas, das Attice dicere im Sinne der Gegner Ciceros, im Gegensatz zu seinen ‚divitiae orationis'. Den Druckfehler S. 178 Pansa für Plancus hat schon Aly berichtigt.

Die Ausgabe ist zwar nicht durch ein dringendes Bedürfnis hervorgerufen — das gilt nachgerade von der Mehrzahl unserer Schulbücher —, sie ragt auch nicht durch besondere Vorzüge vor den anderen hervor, ist aber doch innerlich und äuſserlich so gut ausgestattet, daſs sie getrost in die Konkurrenz miteintreten kann. Der vielseitige Kenner der Ciceronianischen Korrespondenz Otto Eduard Schmidt hat neuestens die pädagogisch-didaktische Frage erörtert in den ‚Neuen Jahrb.' 1901 S. 162—174 „Ciceros Briefe in der Schule" und dadurch seine nach neuen Gesichtspunkten getroffene Auswahl „Briefe Ciceros und seiner Zeitgenossen" (Leipz., Teubn. 1901, mit Illustrationen etc. reich ausgestattet) in die Öffentlichkeit eingeführt.

M. Tulli Ciceronis scripta quae manserunt omnia. Recognovit C. F. W. Müller. Partis III Vol. II. continens epistularum ad Atticum libros sedecim, epistularum ad M. Brutum libros duos, Pseudociceronis epistulam ad Octavium (p. 561 sqq. ‚Octavianum' wie bei Wesenberg). Lipsiae, in aedibus Teubneri MDCCCXCVIII. S. CLIX und 565, 8°.

Vor wenigen Jahren sind zwei um die Erforschung der handschriftlichen Grundlage der Ciceronianischen Korrespondenz hochverdiente Gelehrte aus dem Leben geschieden: L. Mendelssohn in Dorpat, nachdem er die Früchte seiner Forschungen in der Ausgabe ‚Cic. epist. libri XVI' den Fachgenossen geboten; C. A. Lehmann in Davos, nachdem er uns in seinem gediegenen Buch „De Ciceronis ad

Atticum epistulis recensendis et emendandis" einen Vorgeschmack gegeben von den Mühen und Erträgnissen einer neuen Ausgabe der Attikusbriefe; aber seine Arbeit abzuschliefsen, war ihm nicht vergönnt; auch liefs er das gesammelte handschriftliche Material verbrennen. Über Mendelssohn und Lehmann sowie über die Arbeiten von L. Gurlitt und O. E. Schmidt habe ich in unseren Blättern früher referiert: Jahrg. 1893 S. 318, besonders 1894 S. 390—396, wo ich auch ein Stemma der Handschriften nach Lehmann zusammengestellt habe, und 1898 S. 87—105. Bei den Briefen war die neue Gesamtausgabe des Cicero in der bibliotheca Teubneriana trotz der unermüdlichen Arbeit von C. F. W. Müller etwas ins Stocken geraten. Aber bald nach dem Erscheinen von Mendelssohns grundlegender Ausgabe folgte 1896 ‚Partis III Vol. I.' mit den sog. epistulae ad fam., die ich Bl. 1898 S. 102 ff. besprochen habe.

Nun erscheinen als Vol. II des 3. Teiles auch die Attikusbriefe. Eine durchgehende handschriftliche Neubegründung des Textes wie bei den ‚familiares' haben wir hier nicht. Aber in den 25 Jahren seit Wesenbergs Ausgabe (1872) war ein grofser Schatz an Kollationen, Emendationen, Interpretationen, an Forschungen über Zeit- und Reihenfolge der Briefe in Monographien und Zeitschriften geboten. Indem ihn nun der gründliche und feinsinnige Cicerokenner C. F. W. Müller sammelt und kritisch verwertet und durch eigene schätzenswerte Beiträge bereichert, wird seine Ausgabe gegenüber der Wesenbergs wirklich eine neue, mag auch, was Müller selbst ausspricht, fortgesetzte Handschriftenforschung später in einzelnen Kleinigkeiten noch nachzubessern haben. Ich komme auf die Ausgabe vielleicht ein andermal ausführlicher zurück, bisher (Dez. 1899) habe ich nicht Zeit gefunden, sie ganz durchzuarbeiten. Ich beschränke mich daher auf weniges.

Über die Handschriften, speziell über die Kontroverse zwischen K. Lehmann und O. E. Schmidt urteilt der Herausgeber im allgemeinen ähnlich wie ich in meinen früheren Besprechungen, indem er Schmidts Ansicht von dem Wert des Med. 49, 18 als einseitig und unhaltbar verwirft,[1] im übrigen aber überhaupt von den Handschriften für die gröfseren Verderbnisse in den Briefen wenig Aufklärung erhofft.

Der Text erscheint dem Wesenbergs gegenüber an ungemein vielen Stellen geändert und gebessert. So heifst es jetzt I 13, 2 parvo animo et pravo tamen | I 19, 7 in sua ratione munitior et in re publica firmior, während F. Sternkopf in Hofmanns Auswahl wieder et res publica schreibt | XII 44, 1 tantum modo occultius | VII 3, 7 mihi ipse deberet mit NOP Lehmanns für ipse mihi deberet. So ist auch die crux philologica an vielen Stellen verschwunden, z. B. I 4, 3 libros tuos conserva (cf. 11, 3), insbesondere bei manchen griechischen Ausdrücken: V 10, 3 sed quia δυσεκλάλητα mit Gurlitt, was noch ansprechender ist als δυσδιήγητα | XVI 11, 1 ebenfalls mit Gurlitt asta

[1]) Vgl. neuestens L. Gurlitt im Jahresb. CIX. Bd. 1901 S. 5—9 (CV. Bd. 1900 S. 148).

(= hasta) ea aegre me tenui . . . ut sciant ‚παῖδες παίδων‘ sine φαλλῷ Luciliano. Dagegen halte ich für falsch καμπαί I 14, 4: si umquam mihi περίοδοι, si καμπαί (für das handschriftliche καρποί), si ἐνθυμήματα, da die καμπαί als der wesentlichste Bestandteil der περίοδοι von diesen nicht zu trennen sind; sinngemäfs wäre τόποι (loci communes), die or. § 72 als besonders wirksam in einer grofsen Sache bezeichnet werden und die Cicero besonders gelangen (Quint. II 1, 11); nach letzterer Stelle vielleicht auch καταδρομαί, nur liegt dies paläographisch zu weit ab. In VI 4, 1 halte ich die Lesart der Jensoniana wenigstens für erwähnenswert, nämlich das ansprechende alia hinter sescenta praeterea; im nachfolgenden bietet sie auffallenderweise deinde cum honore für deinde de honore und vereor ne satis statt vereor ut satis. In XII 26, 2 würde ich die Lesart der editio Romana am liebsten im Text sehen, nämlich Cur ego illi molestus esse velim, cum mihi ille iucundus esse possit für ergo; die Konjunktion kann im Briefstil leicht wegbleiben, nicht aber der pronominale Gegensatz, besonders in dieser Stellung. XV 12, 2 harren die Worte Marcellus praeclare, si praecipit † nostro nostri noch immer der Heilung; vielleicht ist mit nostro nos uti („wir gebrauchen ihn sc. Octavian als den unsrigen") der Sinn näher gerückt.

Die Ordnung und Teilung der Briefe weicht oft von der Wesenbergs ab. So trennt Müller m. E. richtig mit O. E. Schmidt XI 17 intellego (Schlufs) und 17a ego cum (Anfang), ebenso XII 37 esse quam mihi uno 37a Hirtius ad me. Doch werden nicht alle von Schmidt vorgeschlagenen neuen Brieftrennungen angenommen, z. B. XIII 23, 3. Den Briefdaten, für welche natürlich die Forschungen von O. E. Schmidt, Körner u. a. verwertet sind, wird praktisch jetzt auch das Jahr der christlichen Ära beigesetzt. Der Gedankengang längerer Briefe ist durch Absätze besser hervorgehoben. Die Interpunktion gerät wieder mehr in die alten, schulmäfsigen Geleise, namentlich in der Kommasetzung, z. B. I 1, 1 sunt, qui etiam, dagegen fehlt das Komma I 17, 2 fore ut; sonst hat dieses ut regelmäfsig das Komma vor sich, aufser wo durch die echt lateinische Stellung eine solche Interpunktion unmöglich gemacht ist, wie hoc me etiam Peducaeus ut ad te scriberem admonuit. In der Schreibweise treffen wir nicht so zahlreiche und erhebliche Schwankungen, wie sie in den rhetorischen Schriften Friedrich meist im Anschlufs an die mutili geboten hat: doch neben ratio est auch opiniost, wechselnd volnus und vulnus, lubet — lib. u. a. Im Gegensatz zu anderen Ausgaben ist xs bei exspecto u. ä. Regel (vgl. Quint. I 7, 4). Die Trennung pot-estate p. 10, 21 ist vielleicht nur Druckfehler.

Doch finden sich solche, soweit ich gelesen habe, höchst selten; auch sind die zahlreichen Versehen in Wesenbergs Ausgabe berichtigt.

Hinsichtlich der zwei Bücher ad M. Brutum, die den Attikusbriefen beigegeben sind, urteilt Müller p. CXLIX ‚Brutinas epistulas credo veras esse omnes, etiam XVI et XVII‘ (des II. B.). Die angehängte epistula ad Octavianum ist natürlich als pseudoceronianisch bezeichnet.

Regensburg. G. Ammon.

H o m e r s I l i a s. Für den Schulgebrauch erklärt von K. F. A m e i s. I. Band, 2. Heft. Gesang IV—VI. F ü n f t e, berichtigte Auflage besorgt von Prof. Dr. C. H e n t z e. — Leipzig 1900. B. G. Teubner. 8°. M. 1,20.

Die schon längst bekannten und oft gerühmten Vorzüge der Ameis-Hentzeschen Schulausgabe der homerischen Epen eignen auch dem Inhalte des vorliegenden Heftes, der aufs neue beweist, wie unermüdlich und erfolgreich der Herausgeber bestrebt ist, die Ausgabe auf eine immer höhere Stufe der Vollkommenheit zu heben. Jeder, der irgendwie mit und in Homer arbeitet, mufs das dankbar anerkennen. Die wenigen nachfolgenden Bemerkungen wollen nichts anderes als das eifrige Interesse an der altbewährten Ausgabe bekunden.

In der Anmerkung zu ***E*** 667 *ἀμφιέποντες* fallen die Worte auf: „Denn sie hatten den Toten zugleich gegen Angriffe zu schützen.“ Es handelt sich hier doch um Sarpedon; der ist aber nicht tot, sondern nur schwer verwundet. — ***E*** 821 fragt es sich zu der Wendung *τήν γ' οὐτάμεν ὀξέι χαλκῷ*, von welchem zu ergänzenden Begriff der Infinitiv *οὐτάμεν* abhänge. G. Stier ergänzt *ἔφησθα*, F. R. Franke *ἐκέλευες*, J. La Roche verweist auf die Stelle ***E*** 132, wo aber die Worte in anderem Zusammenhange stehen als hier. Das Natürlichste ist, mit Hentze aus *οὔ μ' εἴας* (819) ein positives *εἴας* zu *οὐτάμεν* zu ergänzen. — ***E*** 876 ist der Lesart der Handschriften *ἀήσυλα*, die nur hier vorkommt, während sonst immer *ἀίσυλος* (*ἀϝίσυλος*) erscheint, das letztere vorzuziehen und mit W. v. Christ und G. Stier *ἀίσυλα* zu schreiben.[1]) — Zu ***Z*** 146 wird Sirach 14, 19 zitiert. Wäre es nicht geraten die Stelle auszuschreiben? — ***Z*** 185 hätte über die Beziehung des Genetivs *ἀνδρῶν* eine Bemerkung gemacht werden sollen. — Zu ***Z*** 265 erklären zwar sowohl Hentze als Stier *λάθωμαι* mit „verlustig gehen“; allein es besteht durchaus kein Grund von der wörtlichen Übersetzung abzuweichen. „Dafs ich nicht des Mutes und der Widerstandskraft vergesse“ ist so schön poetisch gedacht und gesagt, dafs jede andere Erklärung den Ausdruck nur matter machen kann. — ***Z*** 433—439 bezeichnet H., Aristarch folgend, als unecht. Die beiden Gründe indes, auf die sich die Athetese vorzüglich stützt, scheinen nicht ganz stichhaltig zu sein. Der Rat Andromaches, Hektor solle die Troer *παρ' ἐρινεόν* aufstellen, sei mit der Bitte *αὐτοῦ μίμν' ἐπὶ πύργῳ* (431) unvereinbar, sagt man. Aber der wilde Feigenbaum ist doch, wie aus allem hervorgeht, sehr nahe an der Mauer und dem skäischen Thore zu denken; also kann Hektor von dem Turme aus Aufstellung und Verteidigung leiten. Ferner heifst es, Andromaches Ratschläge blieben in der Antwort Hektors ganz unberücksichtigt. Allein schon Franke hat darauf aufmerksam gemacht, dafs in Hektors Schlufsworten 490—493 auf unsere Stelle Bezug genommen wird. In der That erklären sich die Worte Hektors 490 ff. *ἀλλ' εἰς οἶκον ἰοῦσα τὰ σ' αὐτῆς ἔργα κόμιζε κτλ.* am natürlichsten, wenn man sie auf 433—439 bezieht. Was sonst

[1]) Die Form *ἀήσυλος* für *ἀίσυλος* erklärt sich aus der itacistischen Aussprache. Dagegen will L. M e y e r (Handb. d. griech. Etymol. I 17) *ἀήσυλος* von *ἀίσυλος* trennen.

noch gegen die Ursprünglichkeit der zuletzt genannten Verse vorgebracht worden ist, findet sich kurz widerlegt in der Ausgabe von Stier z. d. St. — Zu **Z** 526 wird *ὄπισθεν ἀρεσσόμεθα* erklärt, während da wo der Ausdruck zum erstenmal erscheint, **Δ** 362, sich keine Erklärung findet, sondern nur auf die zweite Stelle verwiesen wird. Besser wäre zu **Δ** 362 die Erklärung gegeben und zu **Z** 526 darauf Bezug genommen worden.

Der Druck des Heftes weist tadellose Korrektheit auf.

München. M. Seibel.

Aeschyli Choephoroi. Cum annotatione critica et commentario edidit Fredericus H. M. Blaydes. Halis Saxonum. 1899. 196 S. 8.

Aeschyli Eumenides. Annotatione critica et commentario exegetico instruxit Fr. H. M. Blaydes. Halis Saxonum. 1900. 152 S. 8.

Fr. H. M. Blaydes, Adversaria critica in Sophoclem scripsit ac collegit. Halis S. 1899. 290 S. 8.

Fr. H. M. Blaydes, Adversaria critica in Aristophanem scripsit ac collegit. Halis S. 1899. 128 S. 8.

Fr. H. M. Blaydes, Adversaria critica in Euripidem scripsit ac collegit. Halis S. 1901. 544 S. 8.

Wie man sieht, war alle Liebesmüh der Rezensenten, den Verfasser zu einer Sichtung und sorgfältigen Auswahl seiner Konjekturen zu veranlassen, umsonst. Man mufs es sich gefallen lassen und braucht die zum grofsen Teil unnützen Bücher nicht zu lesen. Zu bedauern ist nur derjenige, welcher sich verpflichtet fühlt, sich durch diese rudis indigestaque moles hindurchzuarbeiten, weil unter den zahllosen Einfällen sich hier und da ein guter findet. Der Verf. hat sich ja eine grofse Routine in dem Sprachgebrauch der dramatischen Dichter erworben und so kann es nicht fehlen, dafs manche Konjektur das Richtige trifft oder wenigstens Beachtung verdient. Um zu zeigen, wie viel etwa dabei herauskommt, will ich aus dem letzten, 544 Seiten starken Werke die Textänderungen zusammenstellen, welche nicht ganz wertlos scheinen: Alk. 586 *σκαίρουσ'*, 679 *νεανικοὺς*. 780 *ἥντιν' οἶσθ' ἔχει*, Androm. 385 *ὡς* für *καί*, 1107 *δίκας ὑποσχεῖν*. 1183 *ὄχθαν* für *ἀκτάν*. Bakch. 176 *θύρσους τινάσσειν*. 760 *οὐ δή*, 876 *σκιεροκόμοιο*, Hek. 106 *ἐπικουφίζουσ'*, 263 *τῆσδ'*, 1115 *φωνήν*, Hel. 747 *φθεγμάτων· μῶρον δέ τοι*, 904 *ἐξ ἁρπαγῆς*, El. 592 f. *ἄναγε γόον*, 598 *καίριος δ' ἐλήλυθας*, 789 *ἀπαρνεῖσθαι παρῆν*, 864 *ὑπάειδε*, 1189 *ἐείσω*, Herakl. —, Herc. 238 *λόγους*, 279 *δόξω*. 840 *χόλον*. Hiket. 76 *λευκᾶς*. 638 f. *λόγον δ' ἐγὼ μακροῦ σε λύσω*, 690 *φοινίους ῥοάς*, 1083 *γνώμαισι δευτέραισιν*, Hipp. —, Iph. A. 754 *ἅμα* für *ἀνά*, Iph. T. 335 *ἔπεμψε*, 340 *φθαρένθ'*, 691 *γὰρ οὖν ἔμ'*, 912 *τὸ μὴ οὐ* für *λόγον*, Jon. 1039 *εἰς τοῦ προξένου* (besser *ἐς τον προξένων*). Kykl. 633 *ἐκτήκειν*. Med. 898 *μετέστημεν χόλου*, 993 *βιοτᾶς*, 1278 *ἐντὸς* für *ἐγγύς*, 1359 *ᾤχηκεν*.

Or. 1170 *αὐχέν'* für *θάνατον*, Rhes. 74 *κεκλημένοι*, 118 *ἀξόνων* für *ἀντύγων*, 556 *ἀώ*, 927 *εὐύδρους*, 973 *ᾤχηκε*, Phoen. 832 *ἐπ' ἀκμᾶς*, 1315 *σηκῶν* für *κρημνῶν*, 1405 *ἦξαν* für *ἦκον*, 1422 als unecht erklärt, 1649 *θ' εὑρημένα*, 1699 *δίπτυχα*, Tro. 289 *βέβαχ' ἅ*, 594 *κοίμισον*, 887 *σοι*. Eine evidente Emendation findet sich hierunter nicht und manche dieser Konjekturen hat vielleicht nur deshalb auf den Ref. einigen Eindruck gemacht, weil sie nicht so willkürlich und ohne Halt war wie die vielen, die ihr vorausgingen. Nachzusehen, welche Konjekturen von anderen vorweggenommen sind, hat Verf. keine Zeit. Emendationen, die längst in jedem Texte stehen, werden neu vorgebracht. Überhaupt gewinnt man den Eindruck, als habe der Verf. eigene und fremde Textänderungen sich unterschiedslos am Rande seiner Ausgabe angemerkt und mit der Zeit vergessen, was eigenes, was fremdes Gut war. Um die handschriftliche Grundlage, um das Verhältnis der Handschriften, um eine Rechtfertigung der Änderung kümmert sich der Verf. fast gar nicht. Kurz, von einer Methode der Textkritik ist keine Rede. Gewisse Mittelchen müssen immer herhalten, für *δέ* setzt man *τέ*, für *τέ* wieder *δέ*; wo ein *γέ* vorkommt, mag es auch dem Sinne entsprechen, wird es beseitigt; wo der Hiatus einer Konjektur *γέ* erfordert, wird es eingefügt. Die Frage, ob der überlieferte Text eine Änderung erfordert, kommt nicht in Betracht; es handelt sich immer nur darum, welches andere Wort für das im Text stehende gesetzt werden kann. Das gleiche Metrum wie *θεῖος* hat z. B. *θεῶν τις*, also schlägt man das eine für das andere vor, auch Iph. T. 930, wo *θεῖος* „Oheim“ bedeutet. So hängt der Verf. nur am Worte, ohne Sinn und Zusammenhang zu beachten. Iph. T. 1231 z. B. wird der feine Doppelsinn, welcher in *θύσωμεν οὗ χρή* liegt, durch *ὡς χρή* verdorben. Nicht einmal die Grammatik kommt zu ihrem Rechte. Alk. 849 soll *πρὶν γυναῖκ' ἐμοὶ μεθῇ* in die gewöhnliche Regel eingezwängt werden mit *πρὶν γυναῖκ' ἄν μοι μεθῇ*, wobei übersehen wird, dafs *ἄν* eine fehlerhafte Stellung hat. Ebenso wird Herakl. 190 *ὅστις ἂν τἄργος φύγῃ* der minder gewöhnliche Artikel mit *ὅστις Ἄργος ἂν φύγῃ*, also mit einem Fehler beseitigt. So rächt sich das Streben, alles weniger Geläufige zurecht zu richten. El. 389 *οὐδὲ γὰρ δορὶ μᾶλλον βραχίων σθεναρὸς ἀσθενοῦς μένει* soll der Dichter *μένειν* geschrieben haben, als ob hier *σθεναρός* nicht attributiv stünde. Dafs manche Stelle wie im Traume behandelt ist, mag Herc. 1164 zeigen, wo Theseus sagt: *ἥκω σὺν ἄλλοις οἳ παρ' Ἀσωποῦ ῥοὰς μένουσιν ἔνοπλοι γῆς Ἀθηναίων πρόμοι*. Das Versmafs verträgt allerdings *ναίουσιν* für *μένουσιν*; aber wohnen die Führer der Athener am Asopos? Kykl. 593 wird *δαλὸς δ' ἔσωθεν αὐλίων ὠθεῖ καπνόν* in *δαλὸς δ' ἔσωθεν ὀμμάτων ἥσει καπνόν* verändert. Aber Odysseus will ja sagen, dafs der Ast bereits glüht. Kurz, man braucht von den ewigen Wiederholungen, Widersprüchen, Verwechslungen nicht zu sprechen, um begreiflich zu machen, wie die Geduld des Lesers auf eine harte Probe gestellt wird. Da mit solchem Verfahren auch der Sache selbst nicht gedient ist, wird man es entschuldigen, wenn trotz des Guten, von dem oben die Rede gewesen ist, der Unmut die Oberhand gewinnt.

während die unermüdliche Schreibseligkeit des gelehrten Achtziger einer humorvollen Auffassung begegnen sollte.

München. Wecklein.

Dion Chrysostomos aus Prusa, übersetzt von K. Kraut, Ephorus a. D., † Ulm 1899, H. Kerler, Verlags-Konto, 6.—9. Bdchen. (Schlufs); je 50 Pf.

Die früher erschienenen Bändchen dieser Übersetzung sind Jahrgang 1900, S. 115 ff, sowie im laufenden Jahrgang S. 224 ff. angezeigt worden. Mit den vorliegenden vier Bändchen ist nach den Mitteilungen des Verlages das Werk abgeschlossen, wiewohl die Übersetzung nur etwa zwei Dritteile des Autors umfafst und auch weder das auf dem Umschlag der ersten beiden Lieferungen in Aussicht gestellte Namen- und Sachregister noch die Einleitung zum Ganzen erschienen sind. Wir bedauern diese Einschränkung des Unternehmens im Interesse des Buches, das nun ein Torso geblieben ist, wie um der Wissenschaft willen; denn die Übersetzung Krauts ist eine tüchtige Leistung.

Von den in den letzten vier Bändchen übersetzten Reden ist, da auch die (veraltete und fast verschollene) Übersetzung der Frau Reiske hiefür nicht in betracht kommt, nur eine, die 36. oder Borysthenitische, schon vor der Arbeit Krauts in das Deutsche übertragen worden (Zweibrücker G.-Pr. 1890). Es finden sich nun wohl bei Kraut zahlreiche Spuren der Benützung, doch nur selten wörtliche Entlehnungen, wie sie in der 12. und in der 18. Rede zu beanstanden waren; §§ 51 und 52 sind hier zu nennen; an einigen Stellen ist die frühere Übersetzung verbessert, so § 14, wo ich die homerische Reminiscenz verkannt hatte; auch § 58 ist das *καί* besser wiedergegeben. An anderen Stellen der genannten (36.) Rede, eines Prachtstückes der zweiten Sophistik, ist der neue Übersetzer m. E. minder glücklich gewesen: § 5 ist am Anfang die Konstruktion nicht ersichtlich; § 6 ist *πρός* kaum richtig gefafst; § 10 ist der Zusatz „bei den andern Hellenen“ verfehlt; § 23 ist *γὰρ δή* folgernd; § 24 *εἰς τὸ μέσον* nicht = aus der Mitte der Versammlung; § 25 wünscht man für das erste nur: zwar; § 27 ist *διακόσμησις* nicht = Walten, sondern = Ordnung wie § 30; § 31 ist *εὑρίσκων* mit „enthüllend“, § 35 *σκηνὰς ἀκαλύπτους κτέ* mit „offenen Bühnen“ u. s. w. unzutreffend wiedergegeben, an letzterer Stelle vermutet jetzt auch Wilamowitz Verse eines Komikers, vgl. die Fufsnote in dem gen. Zw. G.-Pr. S. 19; § 55 ist *μανότης* kaum = Durchsichtigkeit; auch § 56 ist samt der Anmerkung nicht ganz klar.

Der deutsche Ausdruck ist durchaus gut; auffallen kann etwa die „renommierte Persönlichkeit“ § 8 (von dem achtzehnjährigen Kallistratos gesagt!) und der „Dichterorden“ § 33; § 43 sind die drei griechischen Worte *βαρβαρικὸν ᾆσμα ἐπᾴδων* durch „als ob ich nach Barbarenweise mit der Dichtung ein absonderliches Spiel treibe“ doch zu umständlich wiedergegeben. Eigene Verbesserungen des Textes bringt der Verfasser, der sich im ganzen an v. Arnim anschliefst, selten; § 15 der 36. Rede sind die Worte *ἅτε — φεύγουσι* als müfsige

Glosse bezeichnet. Druckfehler ist wohl S. 643 Z. 6 sterben (statt streiten?). Zum Schlufs geben wir als Probe der Arbeit den Anfang der 39. Rede (Über die Eintracht in Nikäa nach Beendigung eines Aufstandes), eine Stelle, welche unsere Leser interessieren wird, weil sie 1898 bei der Absolutorialprüfung an den bayerischen Gymnasien als Aufgabe zum Übersetzen aus dem Griechischen ins Deutsche vorgelegt war.

„Ich freue mich der Ehre, die ich bei euch geniefse, wie es sich für einen Mann, der Kopf und Herz auf dem rechten Fleck hat (= *σώφρονα*), gehört, wenn er von einer edeln und bedeutenden Stadt geehrt wird, wie es eure Stadt nach Macht und Gröfse ist, welche keiner andern nachsteht, die irgendwo durch den Adel ihrer Abstammung und die Stärke ihrer Bevölkerung einen Namen hat,[1]) was aber die Hauptsache ist, Götter und Halbgötter als Gründer erhalten hat. Es geziemt aber denjenigen, welche Götter zu Gründern haben, Friede, Eintracht und Liebe unter einander. Denn es ist keine Ehre für sie, wenn sie nicht die Eigenschaften der Bescheidenheit und der Liebe zu den Göttern in hohem Grade besitzen und nicht an Glück[2]) vor den andern etwas voraus haben, wofern sie den Beweis liefern wollen, dafs ihre Abstammung eine Wahrheit und nicht eine Lüge und eitler Dunst ist. Denn den göttlichen Gründern, Stammverwandten und Ahnherrn ist bei den Ihrigen nichts so lieb, weder die Schönheit des Landes noch die Fülle der Erzeugnisse noch die Menge der Menschen, wie wenn dieselben Einsicht, Tugend und ein gesetzlich geordnetes Gemeinwesen haben und die guten Bürger in Ehren halten, die schlechten aber verachten. Wie freue ich mich jetzt,[3]) dafs ich sehe wie ihr — — das Gleiche wollt! Gibt es ein schöneres Schauspiel als die Eintracht einer Stadt?“ U. s. w.

Zweibrücken. H. Stich.

Henry Barclay Swete, An Introduction to the Old Testament in Greek. With an appendix containing the letter of Aristeas edited by H. St J. Thackeray M. A. Cambridge at the University Press 1900. XIV und 592 S. 9 M.

Wer bisher über die griechischen Übersetzungen des Alten Testaments Näheres erfahren wollte, mufste sich das Material ziemlich mühsam zusammensuchen. Abgesehen von den einschlägigen Artikeln in den Encyklopädien, z. B. der von Herzog-Plitt-Hauck, war man vor allem auf die Einleitungen zum Alten Testament angewiesen. Darum wird das vorliegende Handbuch, das über alle in Betracht kommenden Fragen eingehend orientiert, allen sehr willkommen sein, die sich aus irgend einem Grunde mit dem griechischen Alten Te-

[1]) Im Anschlufs an die in der Prüfungsvorlage vorgenommene Kürzung.
[2]) In der Prüfungsaufgabe *εὐθυχία* statt *εὐτυχία*.
[3]) Nicht von allen Zensoren der Prüfungsaufgabe von 1898 ist das *ὡς ἔγωγε ἥδομαι* als Ausruf gefafst worden.

stament beschäftigen. Die Cambridger Universität bereitet seit 1883 eine grofse Septuagintaausgabe vor, welche die Lesarten aller Uncialhandschriften, der wichtigsten Minuskeln, der alt-lateinischen, ägyptischen, syrischen und armenischen Übersetzungen sowie die Varianten in den Citaten bei Josephus, Philo und den wichtigsten Kirchenvätern enthalten soll. Mit dieser Ausgabe, deren erster Band in einigen Jahren erscheinen wird, sind zwei Cambridger Gelehrte A. E. Brooke und N. Mc Lean betraut. Als Vorläufer dieser grofsen Ausgabe ist eine Handausgabe der Septuaginta erschienen (The Old Testament in Greek according to the Septuagint Cambridge 3 voll. 1887—1894), von der jetzt schon die zweite Auflage vorliegt (1895—1899), die manche Verbesserung und Ergänzung enthält, z. B. findet man im dritten Band die 1886 aufgefundenen griechischen Henochfragmente. Der Herausgeber dieser kleinen Septuaginta, Henry Barclay Swete, ist auch der Verfasser des vorliegenden Handbuchs. Ein Überblick über den Inhalt möge zeigen, wie reichhaltig das Buch ist und wie vieles es enthält, was speziell den Philologen interessiert.

Im ersten Teil, der die Geschichte der griechischen Übersetzung des Alt. Test. und ihrer Überlieferung enthält, ist zunächst von der Entstehung der sog. Septuaginta (richtiger die Alexandrinische Übersetzung genannt) die Rede. Die im Aristeasbrief und vielen kirchlichen Schriftstellern erhaltene Legende von der Entstehung der Übersetzung auf Befehl des Ptolemäus Philadelphus wird auf ihre Glaubwürdigkeit und ihren historischen Kern geprüft und auf Grund davon und vermittelst der frühesten Citate aus der Septuaginta festgestellt, für welche Zeit das Vorhandensein einer vollständigen griechischen Übersetzung des hebräischen Kanons anzunehmen ist. Ein zweites Kapitel bespricht die späteren Übersetzungen, die von Aquila, Theodotion und Symmachus herrühren, und ihr Verhältnis sowohl zum hebräischen Text als auch zur Septuaginta. Darauf folgt die textkritische Arbeit des Origenes in der Hexapla, von der auch eine interessante Probe aus einem Palimpsest der Ambrosiana gegeben wird. Origenes hat bekanntlich die textkritischen Zeichen Aristarchs verwendet; auch darüber findet man in Swetes Buch eine genaue, durch Proben erläuterte Erklärung. Im Anschlufs an die Hexapla des Origenes werden ferner die Recensionen des Hesychius (in Ägypten) und des Lucian (in Antiochia) besprochen, von denen die letztere namentlich durch Field und Lagarde genauer untersucht worden ist. Auf die Septuaginta gehen ganz oder teilweise zurück auch die alt-lateinische, ägyptische, äthiopische, syrische, gotische, armenische, georgische und slavische Übersetzung des Alt. Test. Über alle damit zusammenhängenden Fragen orientiert unser Buch und gibt aufserdem so zahlreiche Literaturangaben, dafs auch eingehenderes Interesse leicht befriedigt werden kann. Überhaupt sind die zahlreichen Literaturnachweise, die auch die neuesten Erscheinungen berücksichtigen, als ein Hauptvorzug des Buches zu betrachten. Die beiden letzten Kapitel des ersten Teils besprechen die Handschriften und Ausgaben der Septuaginta. Die Handschriften sind sämtlich aufgezählt und die wichtigeren sind näher beschrieben. Wie schwierig

die textkritische Arbeit bei der Septuaginta ist (Wilamowitz hat einmal gesagt, dafs es keine schwerere Aufgabe für den Philologen gebe), kann man schon daraus entnehmen, dafs in der grofsen Ausgabe von Holmes-Parsons (1798—1827) 311 Handschriften aufgezählt werden, zu denen seitdem noch viele andere gekommen sind (Swete zählt allein für den Oktateuch 49 Hss auf, die bei Holmes-Parsons fehlen). Bei der Besprechung der Ausgaben ist es besonders wertvoll, dafs die für die Geschichte des gedruckten Textes wichtigen Vorreden der Editio Sixtina (1587) im Wortlaut mitgeteilt werden, ferner dafs nicht nur die Gesamtausgaben, sondern auch die Ausgaben einzelner Teile Berücksichtigung finden.

Der zweite Teil geht auf den Inhalt der alexandrinischen Übersetzung ein. Die Namen, die Reihenfolge, die Anzahl, der Umfang der in der Septuaginta vereinigten Schriften weichen wesentlich von dem hebräischen Kanon ab und sind auch in den Bearbeitungen und Hss vielfach verschieden. Umfangreiche Listen der Büchertitel in den hebräischen und griechischen Hss, sowie in Kirchenvätern und Synodallisten zeigen, wie bedeutend die Verschiedenheiten sind. Dieselben sind leicht dadurch zu erklären, dafs die Papyrusrollen, auf denen selten mehr als eine Schrift stand, verschieden geordnet und in Kapseln zusammengestellt wurden. Wichtiger als der Unterschied in der Reihenfolge der Schriften ist die Verschiedenheit in der Stellung einzelner Kapitel oder Verse. Eine bequeme Übersicht stellt die griechische und hebräische Numerierung neben einander, und ein besonderer Abschnitt sucht die Abweichungen zu erklären. Auch die Zusätze und Auslassungen sind der Reihenfolge der Bücher nach besprochen. Sodann folgt ein Kapitel über die nicht im hebr. Kanon enthaltenen Bücher, die sogenannten Apokryphen. Besondere Aufmerksamkeit der Philologen verdient das nun folgende Kapitel über das Griechisch der Septuaginta. Was hier über die Faktoren gesagt ist, die das Septuagintagriechisch haben entstehen lassen, die Bemerkungen über seine Orthographie, Formenlehre und Syntax, über das Verhältnis zur neugriechischen Sprache, endlich die zahlreichen Beispiele für all diese Dinge sowie für die Lexikographie mufs jedem interessant sein, der sich für die Geschichte der griechischen Sprache interessiert. An dieser Stelle hätte vielleicht noch etwas eingehender der Bedeutungswechsel behandelt werden können, der nur kurz erwähnt wird. Es gibt kaum hübschere Beispiele für den griechischen Bedeutungswechsel als sie Hatch, Essays in biblical Greek Oxford 1889 p. 4 ff. anführt. [1]) Auch die zahlreichen Berührungen des Septuagintagriechisch mit der Sprache der ägyptischen Papyri haben in der letzten Zeit mehrfach das Interesse für die Sprache der Septuaginta belebt. Das folgende Kapitel, welches die Septuaginta in ihrer Eigenschaft als Übersetzung behandelt, ist lehrreich namentlich durch die umfangreichen Beispiele aus verschiedenen Büchern des Kanons

[1]) Z. B. *ἀδυνατεῖν* (unvermögend sein) bekommt die Bedeutung „unmöglich sein“; *ζωοποιεῖν* (Leben hervorbringen) „am Leben erhalten“, *πάροικος* (Nachbar) „Fremdling, Gast“, *ὑποζύγιον* (Lasttier) „Esel“.

(p. 330—339), in denen das Verhältnis der Übersetzung zum hebr. Urtext Wort für Wort besprochen ist. Hier öffnet sich noch ein weites Feld für Vermutungen in Bezug auf beide Texte. Das letzte Kapitel dieses Teils behandelt die Texteinteilungen, die Zählung nach Stichoi, die Zerlegung in Kapitel und in Lektionen, wobei anhangsweise auch die Katenen zu alttestamentlichen Büchern besprochen werden.

Der dritte Teil beschäftigt sich vor allem mit der literarischen Verwendung der Septuaginta und ihrem Nutzen für die biblischen Studien. Für das erstere kommen aufser den Spuren bei hellenistischen Profanschriftstellern namentlich Philo, Josephus, das Neue Testament und die älteren Kirchenväter in Betracht. Auch hier sind die Fragen oft sehr kompliziert, und manches textkritische Problem taucht auf, dessen Lösung noch nicht gefunden ist. Der Nutzen der Septuaginta für das Studium der Bibel erstreckt sich auf das Alte und das Neue Testament. Für das Alte kommt sie als wichtiger textkritischer Zeuge in Betracht, um so wichtiger als die Handschriften des hebräischen Textes fast nirgends wesentliche Varianten zeigen, was nur damit erklärt werden kann, dafs schon in früher Zeit (etwa in der Zeit nach der Zerstörung Jerusalems) ein Text herrschend wurde, der alle andern gewaltsam verdrängte. Die Zahl der Stellen, an denen der hebräische Text korrumpiert ist, während die Septuaginta das Richtige enthält, ist durchaus nicht gering. Für das Neue Testament kommt die Septuaginta vor allem der Sprache wegen in Betracht. Die Verfasser der neutest. Schriften haben von der Septuaginta einen grofsen Teil ihres Wortschatzes überkommen. Für manchen Sprachgebrauch des N. T. gibt das griechische Alte die Erklärung; namentlich die religiösen Ausdrücke haben ihr besonderes Gepräge von dort her erhalten. Auch lebten die Verfasser der Schriften des N. T. so in den Gedanken des A. T., und zwar der griechischen Übersetzung, dafs oft auch da, wo kein direktes Citat vorliegt, die Septuaginta die Ausdrucks- und Anschauungsweise bestimmt hat. Was aber von dem N. T. gilt, das gilt vielfach auch von der späteren kirchlichen Literatur, sodafs der Einflufs der Septuaginta (namentlich auch als Grundlage der allegorischen Erklärung) sich weithin erstreckt. Dieser Einflufs tritt auch in den Liturgien, sowie in der Terminologie der christlichen Lehre in griechischer und lateinischer Sprache hervor. — Das Schlufskapitel behandelt den Zustand des Textes der Septuaginta und die Probleme, die sich daraus ergeben. Hier ist noch ein weites Gebiet für wissenschaftliche Thätigkeit, und viel Einzelarbeit mufs noch geschehen, viel Material mufs gesammelt, gesichtet und verarbeitet werden, ehe man an eine textkritische Bearbeitung der Septuaginta, d. h. an eine Herstellung ihrer ältesten Form denken kann. [Auch die grofse Ausgabe, die in Cambridge vorbereitet wird, wird noch keine Textrecension, sondern den Abdruck einer Handschrift (Cod. B = Vaticanus Gr. 1209) und einen reichhaltigen, übersichtlich geordneten und zuverlässigen kritischen Apparat bringen.]

Es ist zu hoffen und zu erwarten, dafs bald eine deutsche Bearbeitung des Werkes von Swete erscheinen wird. Die Aufgabe des

Bearbeiters wird vor allem darin bestehen, dafs die Verweisungen auf englische Werke soweit möglich durch solche auf deutsche ersetzt werden und dafs ferner die Literaturangaben vervollständigt und auf die neueste Zeit fortgeführt werden. Einiges sei hiemit genannt: Zu S. 5 vgl. Strack, Die Dynastie der Ptolemäer; zu S. 287 jetzt auch Niese, Kritik der beiden Makkabäerbücher Berlin 1900 (zuerst im Hermes erschienen); zu S. 288 Das Buch Henoch, herausgegeben von Flemming und Radermacher, Leipzig 1901; auch ein Hinweis auf das slavische Henochbuch, übersetzt von Morfill und herausg. von Charles (Oxford 1896, und Bonwetsch Abh. d. K. G. d. W. z. Göttingen 1896) wäre hier zu erwarten; S. 374 ist Cohn und Wendland, Zur neuen Philoausgabe, Philologus 1900 S. 521—536 nachzutragen.

Dagegen könnte bei einer deutschen Bearbeitung der Anhang, der eine Ausgabe des Aristeasbriefes enthält, wegfallen, da jetzt die Ausgabe dieser Schrift von Wendland (Leipzig 1900 Teubner) vorliegt. Über diese beiden Ausgaben noch einige Worte! Beide sind unabhängig von einander entstanden. Thackeray, der Herausgeber des Briefs bei Swete, konnte nur noch in einer Vorbemerkung auf Wendlands Ausgabe hinweisen und daraus einige Berichtigungen und Besserungsvorschläge mitteilen. Es ist ein gutes Zeichen für die Sorgfalt der beiden Herausgeber, dafs sie im wesentlichen zu den gleichen Resultaten gelangt sind. In den Angaben über die Handschriften ergänzen sich beide in einzelnen Punkten. So findet man bei Thackeray den Nachweis, dafs Paris. 130, Brit. Mus. Burney 34, Vatic. 746 direkt aus Paris. 128 abstammen, während Wendland nur ihre Zusammengehörigkeit zu einer Klasse konstatiert. Dagegen nennt W. wieder einige Handschriften, die Th. nicht erwähnt (Monac. 82, Angelic. 114, Smyrn. schol. ev. A—1) und gibt über andere nähere Angaben als Th. (Monac. 9, Scorial. Σ I 6, Athen. 389). Beide Herausgeber konstatieren drei Handschriftengruppen; bezeichnen wir die Wendlands mit a, b, c, die Thackerays mit I, II, III, so entsprechen sich im wesentlichen a = III, b^1 = II, b^2 = I, während die Klasse c (aus Monac. 9 bestehend) bei Th. keine Berücksichtigung fand. Doch hatte das auf die Textgestaltung schon deswegen keinen grofsen Einflufs, weil der Editio princeps (1561), wie Wendland überzeugend nachweist, eben diese Münchener Hs zu Grunde lag. Wenn man den Text beider Ausgaben miteinander vergleicht, so findet man abgesehen von Verschiedenheiten in Orthographie und Interpunktion (Th. ist viel freigebiger mit Interpunktionen als W.), dafs Th. weniger Verbesserungen in den Text aufnahm und über den Wert der bei Eusebius und Josephus überlieferten Varianten oft anderer Meinung war als W. Im allgemeinen aber herrscht eine erfreuliche Übereinstimmung zwischen beiden Texten. Wendlands Ausgabe zeichnet sich noch aus durch eine umfangreiche Testimoniensammlung und einen wertvollen Index.

Schliefslich sei erwähnt, dafs das ganze Buch von Swete grofse Korrektheit im Druck aufweist; nur ganz wenige Druckfehler sind mir aufgefallen (z. B. S. 265 letzte Zeile l. Al. statt M.).

Das Buch ist unserem Württemberger Kollegen Eb. Nestle gewidmet „viro, si quis alius, de his studiis optime merito".

Nürnberg. Otto Stählin.

Corrigé des Thèmes allemands contenus dans la Grammaire française d'Eugène Borel. Rédigé sur les textes de la vingtième édition et Publié à l'usage exclusif des professeurs et des institutrices par Otto Schanzenbach, Docteur en philosophie et professeur de langues modernes au Gymnase Éverard-Louis à Stuttgart. Stuttgart, Paul Neff, Editeur. VI und 140 S.

Der Verleger von Borels bekannter Grammatik hat sich veranlafst gesehen, durch den Bearbeiter der letzten fünf Auflagen derselben eine Musterübersetzung der dort gebotenen deutschen Übungstücke anfertigen zu lassen, die nach der Erklärung auf S. VI „nur an diejenigen Lehrer und Lehrerinnen abgegeben wird, welche ihrer Bestellung ihren Namen, ihren etwaigen Titel und ihre Adresse, sowie die Versicherung beifügen, dafs sie das Buch nur zu eigenem Gebrauch zu bekommen wünschen".

Die Verdienste des Borelschen Buches sollen nicht geschmälert werden, zumal uns dasselbe hier gar nicht zu beschäftigen hat. Immerhin wird wohl jeder, der die auf diesem Gebiete in den letzten Jahren erschienenen Werke einigermafsen durchgesehen hat, mit dem Ref. einverstanden sein, wenn derselbe sich erlaubt, hinter Dr. O. Jägers in der Vorrede unseres Buches angezogene Meinungsabgabe, dafs „dies Buch meiner (d. h. Direktor Jägers) Meinung nach das Problem einer neusprachlichen Grammatik, die zugleich Übungsbuch und Sprachgesetzbuch ist, in fast vollkommener Weise löst", ein ziemlich kräftiges Fragezeichen zu machen.

Über die Veröffentlichung eines derartigen „Schlüssels" kann man sehr verschiedener Ansicht sein, wie Dr. Schanzenbach in seiner Vorrede selbst zugibt. Dafs ein solcher von Lehrern und Lehrerinnen gekauft wird, das ist — ich travestiere einen Satz derselben Vorrede — ein Beweis, was für „Lehrer" sich unser Publikum oft bieten läfst. Andere als geschäftliche Gründe dürften kaum je zu einer solchen Veröffentlichung führen, womit ja das Bestreben, etwas Besseres zu bieten als das Konkurrenzunternehmen (es ist bes. die Übersetzung von J. Löffler gemeint), sich sehr wohl vereinigen läfst. Wir haben uns mit dem Wert oder Unwert des letzteren nicht zu beschäftigen und konstatieren gern, dafs Dr. Schanzenbachs Übersetzung vortrefflich zu sein scheint, obwohl sie den etwas archaischen Charakter von Borels Grammatik nicht verleugnen kann.

Französisches Lesebuch für Anfänger. Mit einem grammatischen Elementar-Kursus als Anhang. Von Karl Kühn. Vierte Auflage. Bielefeld und Leipzig. Verlag von Velhagen und Klasing. 1899. XLVIII und 128 S.

Französisches Lesebuch. Unterstufe von Karl Kühn. Siebente Auflage. Mit einer Karte von Frankreich und einem Kärtchen von Paris. Ebenda 1899. XXIV und 218 S.

Französisches Lesebuch. Mittel- und Oberstufe von Karl Kühn. Mit 35 Illustrationen, einer Ansicht und einem Plan von Paris, sowie einem Kärtchen der Umgebung von Paris und einer Karte von Frankreich. Vierte Auflage. Ebenda 1899. XIV und 348 S.

Wörterbuch zum Französischen Lesebuch, Mittel- und Oberstufe, von Karl Kühn. Ebenda 1898. 68 S.

Französisches Übungsbuch im Anschlufs an Kühns Lesebücher. Bearbeitet von Dr. R. Diehl, Oberlehrer an der städtischen Oberrealschule zu Wiesbaden. I. Teil. Unterstufe. Ebenda 1899. X und 82 S.

Kühns Lesebücher haben in diesen Blättern schon wiederholt Besprechung gefunden. Wir können uns demnach hier meist darauf beschränken, auf die in den neuen Auflagen eingetretenen Veränderungen hinzuweisen.

Das Lesebuch für Anfänger hat einige Erweiterungen erfahren. Bei den Melodien wurde ein Stück zugegeben. Die wichtigste Änderung des Buches ist aber der dem einleitenden Teil einverleibte Abschnitt „Le Langage de nos Petits", verfafst von Dr. R. Fricke (S. XXI—XLVIII). Es sind dies 11½ Seiten kindlicher Texte, gefolgt von einem „Wörterverzeichnis zu den einzelnen Stücken mit kurzen Übungen", einem „systematischen Wörterverzeichnis mit einigen naheliegenden Ergänzungen" und einem „Nachwort". — Im übrigen ist das Buch bis auf einige Verbesserungen im Kleinen fast unverändert. Nur der Abschnitt VI „Contes divers" hat eine Vermehrung um acht Nummern erfahren.

Das Büchlein hat von seinem Interesse nichts eingebüfst. Und doch bezweifelt Referent, dafs es nützlich war, jenes hors d'oeuvre von fremder Hand aufzunehmen.

Die „Unterstufe" hat in der neuen Auflage abgesehen von einer allgemeinen Revision soviel ich sehe nur eine ganz unbedeutende Veränderung gefunden, indem nach den Melodien sieben der oben erwähnten, dem Lesebuch für Anfänger einverleibten Stücke „Le Langage de nos Petits" von Dr. R. Fricke eingefügt wurden.

Die „Mittel- und Oberstufe", die 1894 zuerst veröffentlicht wurde, liegt jetzt in der 4. Auflage vor, ein Erfolg, der die Vortrefflichkeit des Buches, welche vom Referenten damals hervorgehoben wurde, besser als alles erkennen läfst. Das Buch ist seit der 2. Auflage, der letzten in diesen Blättern besprochenen, um II und 8 Seiten gewachsen. Die 3., dem Referenten nicht vorgelegene Auflage scheint.

nach der Vorrede zu schliefsen, keine Veränderung des Textes aufgewiesen zu haben. In der 4. Auflage wurden die beiden bisher mit Nummer 30 und 32 bezeichneten Gedichte von V. Hugo „Elle était pâle etc.“ und „La Grand'mère“ entfernt und dafür kurz darauf das Gedicht „Napoléon II“ von demselben eingefügt. Ferner haben die erklärenden Zusätze manche Vermehrung erfahren. Erwähnt sei davon nur die Angabe der Melodie und der 2. und 3. Strophe der Marseillaise. Neu ist auch eine gute Karte von Frankreich, die bei der Lektüre des Buches sehr erwünscht ist. — Es ist dem Verfasser gelungen, das von Anfang an vorzügliche Buch im Laufe der Jahre immer vollkommener zu gestalten. Referent zweifelt nicht daran, dafs er sich auch endlich entschliefsen wird, die „Verslehre“ der Einheitlichkeit wegen französisch zu geben.

Das vollkommen zuverlässige Wörterbuch ist wesentlich dasselbe geblieben.

Dr. Diehl hat den auch von andrer Seite schon unternommenen Versuch wiederholt, den Kühnschen Lesebüchern ein Übungsbuch an die Seite zu stellen. Dieser Versuch darf als wohlgelungen bezeichnet werden. Das Hauptbestreben des Verfassers ist dabei dahin gegangen, einen inhaltlich möglichst zusammenhängenden Übungsstoff zu erzielen, was zuweilen mit Schwierigkeiten verbunden war, da manche Lesestücke sich nicht ohne weiteres in wünschenswerter Weise umgestalten liefsen. Referent begrüfst es mit Freuden, dafs schon den ersten Kapiteln kleine Übersetzungsaufgaben beigegeben wurden. Die Kapitel über das Zeitwort schliefsen sich grofsenteils an Frickes „Le Langage de nos Petits“ an, während den späteren Übungen meist die Erzählungen des Lesebuches zu grunde gelegt sind unter zeitweiliger Benützung der „französischen Sprechübungen“ in Johann Storm und F. Frankes „Phrases de tous les jours“. Das letzte Kapitel schliefst sich teilweise an leichte fremde Texte an. Sämtliche Übungen sind, wie der Verfasser bemerkt, von einem Franzosen auf ihre Übertragungsfähigkeit geprüft worden. — Auf S. VII—X läfst das „Inhaltsverzeichnis“ erkennen, welchem grammatischen Stoff die einzelnen Kapitel des Übungsbuches gewidmet sind, unter Verweisung auf die betreffenden Seiten der „Kleinen französischen Schulgrammatik“ und mit Angabe der verwendeten Lesestücke aus dem „Lesebuch für Anfänger“ und der „Unterstufe“. Es folgen auf S. 1—54 die 35 Kapitel des Übungsbuches, deren jedem wieder die gleichen Verweisungen vorausgeschickt sind; endlich auf S. 55—82 das nach Kapiteln eingeteilte Wörterverzeichnis, das so geordnet ist, dafs jeweilig die Substantive vorausgestellt sind, auf welche dann die Adjektive, Verba, Adverbien u. s. w. folgen.

Man darf auf den versprochenen zweiten Teil, der die Syntax behandeln soll, billig gespannt sein.

Bamberg. Herlet.

Algebra mit Einschlufs der elementaren Zahlentheorie von Dr. Otto Pund, Oberlehrer in Altona. Leipzig, G. J. Göschen 1899 (IV u. 345 S. kl. 8°). Sammlung Schubert.

Das vorliegende Werkchen nimmt eine vermittelnde Stellung zwischen den Lehrbüchern der Elemente und jenen gröfseren Werken wie denen von Netto und Weber ein, indem es auf das Studium der letzteren vorzubereiten sucht. Um das zu erreichen, mufste der Verfasser namentlich jene Gesichtspunkte betonen, welche in der neueren Algebra mit Recht in den Vordergrund gestellt werden, nämlich den alles umspannenden Begriff der Gruppe und, mehr nach der zahlentheoretischen Seite hin, die Theorie der Modulsysteme, wie sie aus den Arbeiten von Dedekind und Kronecker erwachsen ist. Durch die Voranstellung der letztern Theorie gewinnt eine Reihe von Untersuchungen entschieden an Systematik, indem die Modulsysteme als gemeinsame Quelle zur Lösung der linearen Kongruenzen und damit der Diophantschen Gleichungen sowie der Auflösung eines Systems linearer Gleichungen dienen, da eine solche Auflösung auf die Transformation eines Modulsystems hinauskommt; auch wird durch sie, wie Kronecker zuerst gezeigt hat, eine naturgemäfse Einführung der Determinanten gewonnen. Ebenso fliefst aus dieser Quelle die Zerlegung ganzer Funktionen einer und mehrerer Variabeln und die Behandlung der Kongruenzen höheren Grades.

Die Auflösung der algebraischen Gleichungen mit einer Unbekannten aber erweist sich als ein Problem der Gruppentheorie, von welcher der Verfasser in weiser Beschränkung nur die notwendigsten Begriffe und Sätze entwickelt. Übrigens wurden auch die ältern Methoden keineswegs mit Verachtung beiseite geschoben, wofern sie bisher noch nicht durch bessere ersetzt sind; dies gilt z. B. inbezug auf die Einschliefsung irrationaler Wurzeln numerischer Gleichungen zwischen Grenzen und die näherungsweise Auflösung solcher Gleichungen. Allerdings hätten wir für ein Lehrbuch durchweg etwas mehr Beispiele gewünscht, namentlich da, wo die den meisten Lesern noch ungewohnten Kroneckerschen Betrachtungen in den Vordergrund treten, aber das wird man dem Verfasser dennoch gerne zuerkennen, dafs er gerade diese abstrakten Methoden durch seine Darstellung dem mathematischen Publikum wesentlich näher gebracht hat, indem er ein Lehrbuch schrieb, das namentlich dem Studierenden der Mathematik grofse Dienste erweisen wird.

Elemente der Theorie der Determinanten mit vielen Verbesserungen von Dr. P. Mansion, Professor an der Universität zu Gent. 3. vermehrte Auflage. Leipzig 1894. B. G. Teubner. (103 S. 8°.)

Der Verfasser des längst rühmlich bekannten Schriftchens, welches uns hier in dritter Auflage vorliegt, hat weniger die Absicht, eine systematische Begründung und Entwickelung der Determinantentheorie zu bieten, als vielmehr eine leichtfafsliche praktisch und rasch in den

Gebrauch dieses wichtigen Hilfsmittels der Algebra einführende Darstellung zu liefern, um dadurch für die Lektüre umfassenderer Werke vorzubereiten. Das ist ihm auch auf das beste gelungen, teils durch eine klare und übersichtliche Darstellung, teils durch die vielen gut gewählten Beispiele, von denen ein Teil direkt den entsprechenden Sätzen nachfolgt, ein anderer als Schlufsübung im Anhang zusammengestellt ist. Auch die wichtigsten Anwendungen auf die linearen Gleichungen, die Resultantenbildung und die Elimination sind gegeben. Aufserdem heben wir noch die guten historischen Notizen, die sowohl in der Einleitung wie bei einzelnen Sätzen und Beispielen eingestreut sind, hervor.

München. Dr. A. v. Braunmühl.

Kleiber, J., Lehrbuch der Physik. Zum Gebrauche an realistischen Mittelschulen. Mit zahlreichen Figuren und Übungsaufgaben. München. 1900. Oldenbourg. 380 Seiten. Preis 4 M.

Dieses Buch gehört ohne Zweifel zu den hervorragenderen Erscheinungen der neueren einschlägigen Literatur; an Übersichtlichkeit der Darstellung dürfte es wohl von keinem anderen ähnlichen Werke übertroffen werden; der Verfasser begnügt sich nicht damit, die Gruppierung des Lehrstoffes durch den Druck deutlich hervortreten zu lassen, sondern er macht den Schüler auf die wichtigsten Gleichungen und Beobachtungsgröfsen durch augenfällige Umrahmung noch besonders aufmerksam. Auch die Form der Darstellung entspricht allen Anforderungen an ein Lehrbuch. Kleiber schreibt klar und doch nicht zu breit, vielfach ist seine Ausdrucksweise im guten Sinne des Wortes originell. Der Inhalt, der natürlich in seinen Grundzügen durch das Lehrprogramm vorgeschrieben war, ist vom Verfasser im einzelnen gründlich und gut verständlich behandelt. Zum richtigen Erfassen gewisser elektrischer und optischer Vorgänge bieten namentlich die trefflich gewählten Hinweise auf bekanntere analoge Erscheinungen aus dem Gebiete der Mechanik ein ausgezeichnetes Hilfsmittel. Ganz wesentlich zur Erleichterung des Studiums tragen die zahlreichen Figuren bei, welche die Apparate fast durchweg nicht in Form von Diagrammen, sondern in voller perspektivischer Zeichnung darstellen. Die vielen Fragen und Aufgaben geben dem Lehrer reichlich Gelegenheit, sich zu überzeugen, wie weit der Schüler in die Sache eingedrungen ist; wünschenswert wäre es freilich, dafs auch die Resultate kurz beigefügt würden, damit der Schüler sich bei häuslichen Arbeiten überzeugen kann, ob er richtig gedacht hat. Dafs der Verfasser bei schwierigeren Fragen Musterbeispiele vollständig durchführt, ist für den Lernenden von grofsem Werte, und dafs er sich dabei auf die Anwendung des Drei- und Vielsatzes beschränkt, kann nur gebilligt werden, weil bei dieser Art der Lösung von Aufgaben jede Schablone ferngehalten wird. Dagegen kann man sich mit der Weglassung eines alphabetisch geordneten Inhaltsverzeichnisses nicht einverstanden er-

klären; freilich soll sich der Schüler möglichst bald mit seinem Lehrbuche vertraut machen; aber trotzdem ist ihm ein solches geradezu unentbehrlich, wenn er schnell über ein seinem Gedächtnisse entschwundenes Gesetz oder über einen physikalischen Begriff Aufschlufs haben möchte, und das um so mehr, als der Verfasser bei der vorgeschriebenen Anordnung des Lehrstoffes wiederholt gezwungen ist, von Begriffen Gebrauch zu machen, die erst an späterer Stelle ihre Erklärung finden können; es sei hier nur an die Ausdrücke Dyn und Erg erinnert. Bei einigen Figuren fehlen die Buchstaben, auf welche im Texte hingewiesen ist, bei einigen sind sie teilweise unrichtig. Sonst hat das Buch seitens der Verlagshandlung eine durchaus würdige Ausstattung erfahren.

Blochmann, R. H., Naturwissenschaftlicher Hausschatz. Physik I. Mechanik und Akustik. Mit 87 Abbildungen. Stuttgart. Strecker & Schröder. 1900. 249 Seiten.

Die Absicht des Verfassers geht dahin, das Wissenswerteste aus dem Gebiete der Mechanik und Akustik weitesten Kreisen zugänglich zu machen; er setzt daher an physikalischem Wissen gar nichts voraus, an mathematischem nur das Verständnis ihrer Ausdrucksweise, die Behandlung der einfachsten Gleichungen, die Sätze von den Winkeln und dann noch das Wesentlichste aus der Ähnlichkeitstheorie. Mit diesen geringen Hilfsmitteln ist es ihm wirklich gelungen, die wissenschaftlichen Forschungen in den genannten Gebieten inhaltlich in durchaus befriedigender Weise auch solchen verständlich zu machen, welchen eine strengere Schulung fehlt; dabei beschränkt er sich keineswegs nur auf die allereinfachsten Erscheinungen, sondern er zieht auch kompliziertere Vorgänge in den Kreis seiner Betrachtungen wie etwa Endosmose und Viskosität oder die Chladnischen Klangfiguren und die Wheatstoneschen Schwingungskurven. Auch historische Notizen und naturphilosophische Betrachtungen finden sich da und dort; so ist unter anderem dem „Rätsel der Schwerkraft“ ein eigener Abschnitt gewidmet. Allerdings sind einige Unrichtigkeiten mit unterlaufen, wie etwa die Behauptung, dafs der Tag infolge Langsamerwerdens der Erdrotation kürzer werden müfste Seite 3, oder die Darstellung der Verschiebung einer Kraft an einen anderen Punkt ihrer eigenen Richtung Seite 22, oder die Begriffsbestimmung eines flüssigen Körpers Seite 87; aber im grofsen und ganzen ist am Inhalte des Buches nichts auszusetzen. Dagegen machen sich gegen die Form der Darstellung manche Bedenken geltend; abgesehen davon, dafs der Stoff allzuwenig disponiert ist, ergeht sich der Verfasser in einer viel zu breiten Schreibweise; jedenfalls veranlafste ihn dazu die Absicht, die Sache dem Lernenden recht klar und im gewissen Sinne unterhaltlich zu machen; aber er übersieht dabei, dafs allzugrofse Deutlichkeit ermüdend wirkt; wie langweilig ist doch das immer wiederkehrende Wörtchen „wir“. Dafs bei dieser Darstellung manche nichtssagende Phrase sich einstellt, ist nicht zu verwundern, wie etwa: „Das war

die grofse Erkenntnis, welche Newton die Planetenbahnen gleichsam in feste Bahnen zwingen liefs" oder „Die Erde dreht sich gleichsam um die Ebene des Pendels" oder „Galileis Name wird niemals umgangen werden können, wo es sich um Betrachtungen handelt u. s. w.". „Die Geschwindigkeit einer senkrechten Bewegung nach oben — soll heifsen lotrecht, was der Verfasser konsequent verwechselt — bedeutet eine bestimmte Menge Energie." Und trotz dieser Breite der Darstellung finden sich manche Gedanken, welche mindestens unklar ausgedrückt sind; z. B. „Die Massen zweier Körper verhalten sich wie die Kräfte, welche diese darstellen"; „Die Schwerkraft nimmt im Quadrate ihrer Entfernung vom Ursprunge ab". In wahrhaft wunderbarem Deutsch ist der Satz geschrieben: „Unter der Tangente eines Punktes der Kreisperipherie verstehen wir die im Endpunkte des nach diesem Punkte gezogenen Radius errichtete Senkrechte". Unerfindlich ist auch, weshalb gerade die Pendel- und Centralbewegung den „weitaus interessantesten" Gesetzen unterworfen sind. Auffallend ist, dafs sich solche Schnitzer namentlich in der Mechanik finden, weniger in der Akustik, die zwar auch an Breite der Darstellung nichts zu wünschen übrig läfst. Mögen die weiteren in Aussicht gestellten Bände dieses Hausschatzes inhaltlich ebenso, formell aber mehr befriedigen, als der vorliegende. In Bezug auf Druck, Papier und Zeichnung der Figuren entspricht das Buch allen Anforderungen.

Köppen, Dr. W., Klimalehre. Mit 7 Tafeln und 2 Figuren. Leipzig. Göschen. 1899. 122 Seiten. Preis 80 Pfg.

Das vorliegende Bändchen der bekannten Göschenschen Sammlung behandelt in möglichster Kürze die physikalischen und geographischen Bedingungen, von welchen das Klima eines Landes abhängt. Zunächst wird der Begriff Klimalehre definiert, dann werden die meteorologischen und physikalischen Bedingungen der Sonnenstrahlung und die von dieser abhängigen Wärme- und Temperaturverhältnisse erläutert; ein Kapitel handelt vom Winde, mit seinen Beziehungen zum Luftdrucke und seiner Abhängigkeit von der Verteilung des Festlandes auf der Erde, ein weiteres vom Wasser in der Atmosphäre mit seinem Kreislaufe und der horizontalen und vertikalen Verteilung von Regen, Schnee, Nebel u. s. w.; endlich bespricht der Verfasser in den beiden letzten Abschnitten klimatische Typen und die klimatischen Zonen mit ihren wichtigsten Kennzeichen. Anwendungen auf einzelne bestimmte Länder der Erde werden zwar beispielsweise gegeben, doch ist ihre eingehendere Darstellung einem eigenen Bändchen vorbehalten. Das Büchlein, welches mehrere Kärtchen zur Darstellung des Ganges der Temperatur im Erdboden, der Isothermen und Isobaren enthält, sehr frisch und klar geschrieben ist und vielfach zu eigenen Beobachtungen anregt, kann bestens empfohlen werden.

Würzburg. Dr. Zwerger.

Eduard Meyer, Geschichte des Altertums. III. Band: Das Perserreich und die Griechen. Erste Hälfte: Bis zu den Friedensschlüssen von 448 und 446 v. Chr. Mit einer Karte. Stuttgart 1901. J. G. Cottasche Buchandlung Nachfolger. XIV und 691 S. 8°. Preis 13 M.

1884 war der 1. Bd. von Eduard Meyers epochemachender Geschichte des Altertums erschienen, welcher den alten Orient bis auf die Reichsgründung Darius' I. umfafste; 1893 folgte der 2. Band, der auch in unseren Blättern, Jahrg. 1894, S. 676 ff. eine eingehende Würdigung erfahren hat; dieser enthält die Darstellung der Geschichte des Abendlandes bis zu den Perserkriegen. Der III. Teil umfafst nach den Worten des Verf. die Zeiten des Perserreiches und der griechischen Entwicklung bis zu ihrem Ausgang und dem Emporkommen der makedonischen Macht. Dieser Teil liefs sich aber in den Rahmen eines Bandes nicht einzwängen, weshalb er in 2 Hälften zerlegt werden mufste, welche als III. und IV. Band bezeichnet werden. Diese Trennung ist rein äufserlich; denn die Bucheinteilung und Paragraphenzählung soll im IV. Bd. weitergeführt werden, den auch ein für III und IV gemeinsames Register beschliefsen wird. Auch wird sein Druck sofort in Angriff genommen, so dafs er binnen Jahresfrist folgen kann.

Wie als Vorläufer des II. Bandes 1892 der I. Bd. von Ed. Meyers Forschungen zur alten Geschichte erschien, so 1899 der II. Bd. dieser Forschungen als Vorläufer des III. Bandes der Geschichte des Altertums; eine weitere Vorarbeit ist „Die Entstehung des Judentums", 1896. Im unmittelbaren Anschlufs daran ist das 1. Buch des III. Bandes ausgearbeitet (1896), S. 3—237, in 3 Abschnitten: 1. Das Reich der Achämeniden, 2. Die Völker des Orients im Perserreich, 3. Die Anfänge des Judentums. Die äufsere Geschichte des Perserreichs von der Zeit an, wo der Achämenide Teispes aus dem persischen Stamme der Pasargaden Elam mit Susa eroberte und so König von Anschan wurde (etwa 596), bis zur Wiederherstellung des Reiches durch Darius I. war schon im I. Bd. behandelt worden. Nun ist aber gerade ein besonderer Vorzug der Geschichte des Altertums von Ed. Meyer der, dafs er in der Darlegung der materiellen Grundlagen der äufseren Geschichte, in der Kultur-, Sozial- und Wirtschaftsgeschichte eine wichtige Aufgabe des Historikers erblickt. Und so erhalten wir hier zunächst S. 16—95 eine Darstellung der Kultur, der Verfassung und Verwaltung des Achämenidenreiches. Hierauf sei hier besonders verwiesen; denn so bequem, klar und übersichtlich, unter Benützung aller einschlägigen Forschungen ist uns die Organisation der persischen Universalmonarchie bisher nicht geschildert worden. Ein einleitendes Kapitel macht uns bekannt mit Land und Stämmen der Perser, sodann folgt eine Würdigung der weltgeschichtlichen Bedeutung des Achämenidenreiches. Der Verf. zeigt klar, dafs diese nicht an der griechischen Kultur gemessen werden darf; denn eine unbefangene Betrachtung wird nicht verkennen können, dafs das Perserreich ein gewaltiger Kulturstaat gewesen ist; ein weiter Blick, ein grofser und humaner Sinn zeichnet seine Beherrscher aus, die abgesehen von dem kranken Despoten Kambyses

dem Beispiel des Reichsgründers treu geblieben sind. Ihre Kriegführung ist energisch, aber nicht blutdürstig, Kulturcentren haben sie nicht vernichtet, mochten sich auch Sardes, Memphis, Babylon, Susa wiederholt empören. Die Verbrennung des menschenleeren Athen war eine politische und militärische Notwendigkeit, der sich keine Kriegführung hätte entziehen können. Vorderasien hat sich über ein Jahrhundert (519—401) unter der Perserherrschaft (abgesehen von einigen Grenzkriegen wie den Kämpfen mit den Griechen und von den Aufständen Ägyptens) eines fast ungetrübten Friedens, einer wohlwollenden und gerechten Regierung, eines gesicherten Wohlstandes erfreuen können. In diesem Universalreiche wird nun der Reihe nach die Stellung der herrschenden Perser, der König und sein Hof, Centralgewalt, Rechtspflege und Kanzlei, die Provinzen und die Stellung der Unterthanen (Satrapen, Städte und Dynasten), Kontrollorgane, Reichsstrafsen, das Heerwesen, Geldwesen, Finanzen und Abgaben, endlich die Reichspolitik und die Religionen behandelt. Der letztgenannte Punkt führt ungezwungen zu dem 2. Abschnitt: Die Völker des Orients im Perserreiche (S. 96/166). Auch hier eröffnen die Anfangskapitel einen grofsartigen Blick auf die bewunderungswürdige äufsere Politik Darius' I. und ergänzen demnach die Darlegungen des 1. Abschnittes: Der Verfasser schildert zunächst die Entdeckungsfahrten und Eroberungen im Osten und Süden während der Regierung des Darius. Wie schon damals die Kunde von Indien, den Wundern seiner Tier- und Pflanzenwelt, seinem Reichtum an Gold und wertvollen Produkten, von den fremdartigen Sitten und Anschauungen seiner Bewohner sich zum ersten Mal nach der westlichen Welt bis zu den Griechen verbreitete und umgekehrt die Kultur des Perserreiches auf Indien einwirkte, wird überzeugend dargelegt. Darauf sei besonders verwiesen, da unsere Geschichtsbücher diese wechselseitigen Beziehungen gewöhnlich erst mit Alexanders des Grofsen Heereszug nach Indien eintreten lassen. Sodann wird die südliche Umsegelung von der Indusmündung bis nach Suez, welche Darius durch seinen karischen Schiffskapitän Skylax von Karyanda vornehmen liefs, gewürdigt. Die Vollendung des von Necho begonnenen Kanals zwischen dem Nil (bei Bubastis) und dem Busen von Suez ist die unmittelbare Folge. Nirgends vielleicht tritt die Weltstellung des Perserreiches unter Darius so grofsartig hervor wie in diesen Unternehmungen, ja mit dem Verfall des Perserreiches ging das geographische Wissen der Griechen zurück. Das erweist besonders auch das nächste Kapitel, welches die Nordgrenze des Achämenidenreiches und die centralasiatischen Handelsstrafsen beschreibt, zu deren Sicherung Darius seine Züge gegen Saken und Skythen unternahm, auch hierin dem Vorbilde des Reichsgründers folgend. Erst in der römischen Kaiserzeit sind mühselig die Kenntnisse und Verbindungen wiedergewonnen worden, welche die Jonier- und die Perserzeit besessen hatten; wesentlich über sie hinausgelangt sind erst die letzten Jahrhunderte des Mittelalters. Der Skythenzug des Darius (etwa 512) wird gegenüber

den märchenhaften Übertreibungen Herodots im Anschlufs an Strabo, der die bessarabische Steppe zwischen Donau und Dniestr als seinen Schauplatz bezeichnet — die Donaubrücke war dicht oberhalb des Deltas, unterhalb der Pruthmündung geschlagen worden —, auf das richtige Mafs zurückgeführt. Die Geschichte, dafs Miltiades die Abbrechung der Brücke geraten, Histiäus sie gehindert habe (Herod. IV, 137), hat schon Thirwall als Erfindung bezeichnet: sie stammt aus der Zeit, als Miltiades nach seiner Rückkehr nach Athen wegen seiner Tyrannis auf den Tod verklagt war. Vor den Persern hat er wegen seiner Beteiligung am jonischen Aufstand fliehen müssen; bis dahin war er ein getreuer Vasall der Perser. Es folgt nun die Schilderung der Stellung, welche die einzelnen Landschaften und Stämme zum Grofskönig und den herrschenden Persern einnahmen; so werden behandelt: Iran, Babylonien, Syrien und Phönikien einschliefslich des arabischen Handels, Armenien und Kleinasien, und am Schlusse Ägypten. Bei der Darlegung der Verhältnisse Irans finden sich interessante eigene Abschnitte über die persische Religion und namentlich über die Bauten der Perserkönige und die persische Kunst. Sie hielt sich, da das Bauernvolk der Perser in den Zeiten seines Sonderlebens eine einheimische Kunstübung nicht erzeugt hatte, an die Vorbilder der alten Kulturstaaten, zunächst Babyloniens. Die Schöpfungen des Perserreiches sind das Höchste, was die Kunst des alten Orients zu erzeugen vermocht hat. Aber sie sind ganz und gar modern, eine durchaus künstliche Schöpfung: ihnen fehlt, was das Wesen aller ursprünglichen Kunst ausmacht, das innige Verwachsensein mit dem Volkstum, die notwendige Entwicklung von innen heraus. — Nur mit einem Wort sei noch darauf hingewiesen, dafs natürlich das Kapitel über das Verhältnis Kleinasiens zum Grofsreich die wichtigsten Aufschlüsse auch für das Verständnis der griechischen Autoren liefert. — Da über kein Volk im Perserreich die Quellen reicher fliefsen wie über die Juden, so hat der Verf. im Anschlusse an sein obengenanntes Buch den Anfängen des Judentums den ganzen 3. Abschnitt des 1. Buches (S. 167—233) gewidmet. Da aber hier zuviel problematisch und strittig ist, so wollen wir absichtlich die hier vorgetragenen neuen Ansichten, so bestechend sie teilweise sein mögen, übergehen.

Das II. Buch behandelt Das Zeitalter der Perserkriege. Vorausgeschickt ist ein ausführliches Kapitel: Quellenkunde zur griechischen Geschichte von den Perserkriegen bis auf Philipp von Makedonien. Diese Übersicht behandelt die Quellen nach Zeiträumen, d. h. für die Perserkriege, die Pentekontaetie, den peloponnesischen Krieg, die Zeit nach diesem bis zu Philipps Anfängen und für die Geschichte des Westens. Sie bespricht vor allem den epischen Charakter der Überlieferung der Perserkriege und konstatiert, dafs Wecklein in seiner Akademieabhandlung 1876 „Über die Tradition der Perserkriege“ zuerst viele richtige Bemerkungen in dieser Hinsicht gemacht hat, die dann von Delbrück (Perserkriege und Burgunderkriege, 1887) vermehrt und weiter gefördert wurden, wogegen E. Meyer in den Arbeiten

Heinrich Welzhofers über die Perserkriege nur Zerrbilder wissenschaftlicher Untersuchungen zu sehen vermag. Abgesehen von den verschiedenen nur bruchstückweise erhaltenen Quellen folgt die Würdigung besonders des Herodot, Thukydides und Xenophon. Natürlich sind auch die Bemerkungen über Ephoros (und Diodor!), Theopomp und bei den Quellen für die Geschichte des Westens über Philistos sehr lesenswert. Den Schlufs des Kapitels bildet eine kurze Charakteristik der neueren Bearbeitungen, aus der hervorgehoben sein mag, dafs Ranke in seiner Weltgeschichte (vor 20 Jahren) und Jak. Burckhard in der aus seinem Nachlasse herausgegebenen griechischen Kulturgeschichte nach des Verf. Ansicht unter Ignorierung der ganzen gelehrten Arbeit eines vollen Jahrhunderts den Versuch gemacht haben, ein Bild der griechischen Entwicklung zu entwerfen; die idealistisch-ästhetisierende Auffassung des Griechentums durch Ernst Curtius wird ebenso abgelehnt wie die der politisierenden Geschichtschreibung, namentlich durch Grote vertreten; erst Beloch, Holm, Busolt und trotz vielfach einseitiger Auffassung Wilamowitz haben jeder in seiner Art zur Darstellung des Gesamtbildes der griechischen Entwicklung Verdienstvolles geleistet. — Das 1. Kapitel der eigentlichen Geschichtsdarstellung ist überschrieben: Die Schlacht bei Marathon, schildert aber überhaupt die Beziehungen der Perser und Griechen seit dem Regierungsantritt des Königs Darius I. Für die Geschichte des jonischen Aufstandes bietet Herodot, unsere einzige Quelle, trotz anekdotenhaften Beiwerkes (Histiäus!) eine im ganzen richtige Gesamtauffassung, an der gegen Beloch festgehalten wird. Des Themistokles Anfänge und Pläne, die durch das Erscheinen des vor den Persern flüchtenden bisherigen Beherrschers der thrakischen Chersones; Miltiades, in Athen 493 zurückgedrängt wurden, werden dargelegt. In der Schilderung der Marathonschlacht folgt E. Meyer ganz Delbrück: Das ganze Heer des Datis betrug schwerlich mehr als 20000 Mann, eher weniger! — Im folgenden Kapitel: Salamis, Himera, Plataeae und Mykale scheint mir der Glanzpunkt die allseitig überzeugende Charakteristik der Persönlichkeit und der weitschauenden Politik des Themistokles zu sein, wie denn auch der Umschwung zu Gunsten des Aristides 480/479 und die Entfernung des Themistokles aus dem Kommando klar und deutlich aus dem Wechsel der Anschauungen hinsichtlich der zweckmäfsigsten Kriegführung erwiesen wird. Dem Einflusse des Themistokles schreibt Verf. das Gesetz über Erlosung der Archonten (*ἐπὶ Τελεσίνου ἄρχοντος* 487/86, Aristot. *Ἀθην. πολ.*) zu, welches nach seinen interessanten Ausführungen eine wirkliche *μεταβολή* der Verfassung bedeutet, die Aristoteles verkannt hat: die Archonten, welche bisher selbständige Entscheidungen zu treffen hatten, haben fortan keine politische Bedeutung mehr; sie sind lediglich Verwaltungsbeamte. Durch die Beseitigung des von Amts wegen auf ein Jahr zur Regierung berufenen Regenten (d. h. des bisher gewählten ersten Archonten) wird nun aber der Platz freigemacht für den amtlosen, aber ebendeshalb auf unbegrenzte Zeit, womöglich für die ganze Dauer seines Lebens die Regierung über-

nehmenden Demagogen. Diese Auffassung Meyers verdient besondere Beachtung: was man nach der landläufigen Ansicht erst seit Perikles' Zeiten datiert, das fand sich schon zur Zeit des Aristides und Themistokles. Im übrigen wird der Verf. wie im I. Buche der Bedeutung des Perserreiches so hier der Persönlichkeit des Xerxes vollauf gerecht. „Die traditionelle Auffassung betrachtet Xerxes' Expedition als ein kopfloses, phantastisches Unternehmen; in Wirklichkeit ist kaum je ein Kriegszug systematischer und sorgfältiger vorbereitet gewesen als dieser." Nachdrücklich wird der Zusammenhang zwischen den Tagen von Salamis und Himera betont: Persien und Karthago verabredeten im Frühiahr 480 gemeinsam zum Angriff vorzugehen. Bezüglich des Verrates des Ephialtes sei hingewiesen auf S. 378: „Uneinnehmbare Stellungen existieren nur in der Phantasie; die populäre Meinung braucht aber einen schwarzen „Verräter", der Xerxes den Weg zeigte, und wufste auch eine Anzahl Schuldige zu nennen; in Wirklichkeit hätten die Perser den Weg gefunden, auch wenn sie keinen Führer fanden." Es ist von besonderem Interesse, dafs Meyer im Anschlusse an Wecklein, Themistokles und die Schlacht bei Salamis, 1892, ausdrücklich betont, wie wir an Äschylus' Persern einen völlig authentischen, sehr anschaulichen Bericht über die Schlacht haben, in den erst die Neueren durch Willkürlichkeiten aller Art Schwierigkeiten hineingetragen haben. — Sehr ausführlich ist die Schilderung der Schlacht von Platää, kürzer die am Himera und bei Mykale entsprechend der Dürftigkeit unserer Quellen. — In dem glänzend geschriebenen 3. Kapitel: Die Wirkung der Perserkriege schildert der Verf. die griechische Welt nach dem Siege und zeigt insbesondere, wie für die neuen politischen Aufgaben, nämlich die Befreiung der Griechen Kleinasiens und Thrakiens von der Herrschaft der Perser, die Kräfte Spartas nicht ausreichten, so dafs notgedrungen Athen die Führung übernehmen mufste. Darin liegt einerseits der Übergang Athens zu einer Grofsmachtspolitik und andrerseits der Keim der Gegensätze und Zerwürfnisse mit Sparta. Das nächste Kapitel 4 zeigt die Anfänge der attischen Grofsmacht in der Fortführung des Perserkrieges und in der Organisation und den ersten Unternehmungen des Delischen Bundes. Besonders möchte ich darauf hinweisen, wie klar und überzeugend hier der Gegensatz zwischen Themistokles und Kimon begründet wird: Themistokles, der in den Spartanern die Gegner der Grofsmachtstellung Athens erkennt, war gegen eine Fortführung des Perserkrieges. Erst wenn man Frieden schlofs, konnte man die Früchte des Sieges ernten. Dann trat die kommerzielle Verbindung der Küste mit dem Hinterlande wieder ein, durch die Athen der ganze Aufsenhandel des westlichen Kleinasiens zufiel, dann konnte Athen den Handel mit Ägypten und Phönizien wieder aufnehmen und ausbeuten. Kimon dagegen vertrat eine Fortführung des Kampfes gegen Persien und ein enges Zusammengehen mit Sparta. Kein Wunder also, dafs Themistokles von den Spartanern, seinen ehemaligen Freunden, auf den Tod verklagt — da man ihn im Anschlusse an die Katastrophe des Pausanias verrätherischer

Verbindungen mit Persien beschuldigte — und durch ganz Griechenland gehetzt wurde. Gewaltiger als Themistokles hat kein Grieche in den Lauf der Geschichte eingegriffen; daher nennt der Verf. seinen Prozefs und seine Verurteilung das gröfste Verbrechen, welches die griechische Geschichte kennt.

Im V. Kapitel: Die radikale Demokratie in Athen und der Bruch mit Sparta erhalten wir abgesehen von den die äufsere Politik betreffenden Partien (Die Schlacht am Eurymedon. — Erdbeben in Sparta und messenischer Krieg) vor allem einen Einblick in die wirtschaftlichen Verhältnisse des Athen zur Zeit Kimons. Wie Beloch und Pöhlmann gibt hier Ed. Meyer die notwendigen Auseinandersetzungen für das Verständnis des ferneren Verlaufes der athenischen Geschichte auf Grund umfassender mit den Mitteln und nach den Grundsätzen der modernen Nationalökonomie unternommener Studien. Welch ein Abstand zwischen der Geschichtschreibung eines Ernst Curtius und einem solchen Kapitel! Auch der Sturz des Kimon, die Verfassungsänderung infolge der Machtberaubung des Areopags und der Bruch mit Sparta wird noch erzählt, worauf dann im nächsten Kapitel VI: Der Ausgang der Perserkriege und der erste Krieg Athens gegen die Peloponnesier der eigentliche Stoff dieses Bandes zu Ende geführt wird. In den Vordergrund tritt der erste Mifserfolg der athenischen Grofsmachtspolitik, das Scheitern seines Versuches in den ägyptischen Aufstand unter Inaros und Amyrtäus einzugreifen. Infolgedessen fiel Cypern wieder den Persern anheim und das ägäische Meer war bedroht, daher wurde 454 auf Antrag der Samier aus Furcht vor einem persischen Angriff die Bundeskasse von Delos nach Athen verlegt. Zwar geht Kimon 449 noch einmal nach Cypern, aber er stirbt vor Kition und das von Perikles zurückgerufene Heer mufs sich erst durch den Sieg bei Salamis den Rückzug bahnen. Die spätere Überlieferung hat dann diesen Kampf zu einer Waffenthat ersten Ranges aufgebauscht und gewissermafsen zum offiziellen Abschlufs der Perserkriege gestempelt. Kallias ging mit Friedensanträgen nach Susa und kehrte 448 mit allerlei Zusicherungen zurück. Freilich war das kein formeller, feierlich beschworener Friedensschlufs, weshalb auch in Athen keine Vertragsurkunde darüber aufgestellt wurde, sondern ein durch eine bindende Erklärung des Grofskönigs bekräftigtes Abkommen. Die Zweifel an der Realität des Kalliasfriedens sind unbegründet, nur die Benennung kimonischer Friede ist spät und absurd. Die Schlacht von Koronea 447 führt endlich zum 30jährigen Frieden zwischen Athen und Sparta 446. —

Da wie bei Holm, Beloch und Busolt auch die Geschichte des Westens stets eingehend berücksichtigt wird, so durfte der Band nicht schliefsen ohne ein VII. Kapitel: Der Westen seit dem Perserkriege, in welchem sowohl die Schicksale Siziliens unter der Herrschaft der Tyrannis und nach dem Sturze derselben als auch die Verhältnisse Italiens im fünften Jahrhundert, die Bedeutung Massalias und Karthagos Machtbereich geschildert werden.

Im Vorstehenden sollten nur besonders wichtige und wissenswerte Resultate der in diesem Bande niedergelegten eindringenden Studien und Forschungen Ed. Meyers hervorgehoben werden. Das gewaltige Perserreich in seiner Bedeutung eingehend und vorurteilsfrei gewürdigt und die Geschichte Griechenlands in dieser Zeit wirklich im Rahmen einer allgemeinen Geschichte des Altertums dargestellt zu haben, das sind nach meiner Auffassung die Hauptverdienste des Verf. Niemand, der am Gymnasium alte Geschichte lehrt oder sich sonst damit beschäftigt, darf das Buch unberücksichtigt lassen. Hoffen und wünschen wir, dafs ihm wirklich in Jahresfrist der IV. Band folgt.

München. Dr. J. Melber.

Murad, Friedrich, Ararat und Masis, Studien zur armenischen Altertumskunde und Literatur. Heidelberg, Carl Winter. 1901. 8. 104 S. 7,50 M.

Der Verfasser, offenbar selbst ein Armenier, bemüht sich und zwar mit Erfolg, nachzuweisen, dafs die Armenier eine einheimische mit dem Berge Masis, fälschlich Ararat genannt — (denn Ararat bedeutet das Land Armenien) — verknüpfte Flutsage hatten. Durch die jüdischen Mitbewohner haben die Armenier bereits in vorchristlicher Zeit die biblische Sintfluterzählung kennen gelernt; hiedurch ist die Möglichkeit einer frühen Verschmelzung der einheimischen Sage mit der hebräischen geboten. Die Bestimmung des Masis als des Landungsberges Noahs ergibt sich für die Armenier auf grund der Angaben der Genesis von selbst. Gestützt aber auf den Umstand, dafs die alten armenischen Schriftsteller bis etwa ins 11. oder 12. Jahrhundert herab nirgends den Masis mit Namen als Landungspunkt Noahs nennen, sondern, wo sie überhaupt vom Archenberg reden, als solchen das Kardugebirge bezeichnen, erklären Forscher wie Alischan und Gelzer, die Armenier hätten den Landungsberg anfänglich in Kordyene gesucht. Sie berufen sich dabei besonders auf Stephanus von Byzanz, der den Berg „Sararad" in der Provinz Kordukh als die Stelle namhaft macht, wo der hl. Jakob von Nisibis die Arche Noahs aufgesucht habe. Durch die Untersuchungen S. Malchaseants (1896) darf die bereits früher von einzelnen armenischen Gelehrten ausgesprochene Ansicht als erwiesen gelten, dafs das Geschichtswerk des sog. Faustus Byzantius von einem unbekannten, dem geistlichen Stande angehörigen Armenier frühestens in den ersten Jahren der zweiten Hälfte des fünften Jahrhunderts in armenischer Sprache verfafst ist. Die Annahme eines griechischen Originales des Faustus ist unhaltbar. Die Legende des hl. Jakob von Nisibis im 10. Kap. des 3. Buches des Faustus gehört in die Reihe der Interpolationen, die der Verf. im einzelnen nachweist. Die nämlichen syrischen Quellenschriften, aus denen die armenischen Jakoblegenden zum gröfsten Teile kompiliert sind, müssen dem Faustus, oder vielmehr dem Redaktor seines Geschichtswerkes bei Abfassung des Kapitels über den hl. Jakob als Grundlage gedient haben.

Verf. weist nun im einzelnen die Beziehungen der Armenier zu den Syrern nach (vgl. Krumbacher, Byz. Litgesch. 231. 236. 406 und meinen Aufsatz „Armenien“ in der Ztschr. „Asien“. Okt. 1901). Gerade durch die Thatsache, dafs die armenischen Bibelübersetzer die von der Peschito d. h. der syrischen Bibel und der syrischen Exegese gegebene Deutung der Berge Ararats auf das Kardugebirge nicht beibehalten haben, wird klar erwiesen, dafs dieselbe mit der volkstümlichen Auffassung nicht übereinstimmte. „Und fest safs die Arche auf den Bergen Ararats“, so lautet die armenische Übersetzung von Genesis 8, 4. Was brauchten da die Armenier mehr in die Weite zu schweifen, um den Archenberg zu suchen? Was lag doch für sie näher, als dafs sie als solchen den höchsten Gipfel von Ayrarat, ihres Heimatlandes, bestimmten, den majestätischen, sagenumwobenen, von alters her geheiligten Masis!?

Ludwigshafen a. Rh. H. Zimmerer.

Karl Wolfart, Die Augsburger Reformation in den Jahren 1533/34. (Studien zur Geschichte der Theologie und der Kirche herausg. v. N. Bonwetsch und R. Seeberg VII, 2. Leipzig, Dieterich 1901.)

Soeben erschien in Bonwetschs und Seebergs rühmlichst bekannten Studien z. G. d. Th. u. d. K. die Arbeit eines Bayern, die nicht nur eine erhebliche Bereicherung der Geschichte der Stadt Augsburg enthält, sondern auch mannigfache Ausblicke auf die Reichsgeschichte gewährt. Eigentlich hätte man eine Arbeit über Augsburger Reformationsgeschichte aus der Feder Friedrich Roths, des bewährten Mitarbeiters an Hegels Städtechroniken, erwarten sollen. Indes hatten sich dessen Studien doch noch nicht auf die spätere Zeit der 30er Jahre erstreckt, so dafs Wolfart den Beginn der eigentlichen Reformation in Augsburg getrost in Arbeit nehmen konnte. — In seinem ersten Kapitel bietet der Verfasser einen Überblick über die Fortschritte, die die Reformation im Volke bis 1533 gemacht hatte, um dann in den folgenden sieben Kapiteln den Beginn der gewaltsamen Reform durch den Rat zu schildern. Es ist zunächst auffallend, wie spät man in der Stadt, die dem neuen Glauben den Namen gegeben hat, zu dieser That geschritten ist. Aber die drohende Nähe Bayerns und nicht zuletzt die konservative Gesinnung der Augsburger Machthaber, die bei einem rücksichtslosen Vorgehen den Verlust ihres Handels befürchteten, erklären diese Erscheinung schon zur Genüge. Dann aber fehlte es in der Stadt auch an führenden Männern. Der einzige Ulrich Rehlinger vermochte schliefslich doch zu wenig, zumal der Einflufs der Wiedertäufer, die in Süddeutschland gerade hier ihren Hauptsitz hatten, auf die breiten Massen des Volkes aufserordentlich grofs war, ferner aber auch die eigenen Parteigenossen selbst noch nicht wufsten, welcher Richtung man sich anschliefsen solle: der Lehre Zwinglis oder Luthers. Anderseits aber gab auch der Bischof von

Augsburg, der gelehrte Christoph von Stadion, durch die vornehme Zurückhaltung, die er sich auferlegte, keine Veranlassung, das protestantische Volk irgendwie gegen die Katholiken aufzureizen. Doch am bedeutsamsten erscheint fast die merkwürdige Thatsache, daſs sich Luther, dem an und für sich die demokratische Färbung der Reformation in Oberdeutschland nicht behagte, sehr scharf gegen jegliche gewaltsame Reform aussprach, weil sie nach seiner Meinung der Sache des Evangeliums durchaus nicht Segen bringen könne. Aber er übersah hiebei, daſs es sich hier in der Hauptsache durchaus nicht um eine Frage des Rechts, sondern um eine Machtfrage handele. Obwohl nun den Augsburgern als ihr geistlicher Hort Buzer in Straſsburg galt, so schreckte doch das Wort des dämonischen Mannes die Zaghaften zurück; denn man fürchtete seine scharfe Feder. —

In allen diesen Nöten fanden die Reformlustigen schlieſslich doch eine Handhabe zur Verwirklichung ihrer Pläne in der geschickten Ausnützung der politischen Lage König Ferdinands. Die Stadt schloſs zunächst einen — anfangs geheimen — engen Bund mit dem kühnen Ulm und dem bedächtigen Nürnberg, das stets von aller Gewaltsamkeit abriet, und wuſste sich dem erneuten Beitritte zum schwäbischen Bunde, der doch in erster Linie der Aufrechthaltung der kaiserlichen Macht und des alten Glaubens dienen sollte, immer wieder zu entziehen. Dadurch bekam die Stadt freie Hand und zugleich war damit der Zusammenbruch der österreichischen Herrschaft in Württemberg, das sich damals ja noch in den Händen der Habsburger befand, vorbereitet. Denn da der Dreibund im Kampfe gegen Ferdinand neutral blieb, so half diese Haltung gerade den Ausgang des Krieges mitentscheiden, und der Erfolg Philipps von Hessen und Ulrichs von Württemberg kam auch den Augsburgern zu gute, deren Rat sich endlich ein Herz faſste und auf Verlangen der „Prädikanten“, die bisher trotz ihrer Exodusdrohungen nichts erreicht hatten, nach langem Hin und Her die altgläubige Predigt gänzlich abschaffte und die alten Zeremonien nur noch in sieben Kirchen duldete. Um schlieſslich auch noch einen weiteren, festeren politischen Rückhalt zu haben, bewarb sich jetzt die Stadt um die Zulassung zum schmalkaldischen Bund und stimmte daher eifrig der von Schnepf und Blaurer entworfenen Konkordienformel zu. — Wie der Bericht schon andeutet, bringt Wolfarts Arbeit viele neue Beiträge zur Geschichte der letzten Zeiten des schwäbischen Bundes und damit der württembergischen Händel. Fast noch interessanter sind die Aufschlüsse kirchenhistorischer und lokaler Natur, auf die wir hier nicht näher eingehen können. — Wolfart hat seine ansprechende, frisch und flott geschriebene Arbeit unter Verwertung der ausgedehnten gedruckten Literatur selbstverständlich auf Grund reichsten archivalischen Materials aufgebaut; als ebenso erfreulich mag hervorgehoben werden, daſs in seinem Werke trotz des difficilen Stoffes Licht und Schatten gerecht verteilt sind. Jedenfalls darf man auf die Fortsetzung seiner Augsburger Reformationsgeschichte gespannt sein, und wird es nur mit Freuden begrüſsen, wenn man hört, daſs der Verfasser beabsichtigt, sich auch mit der Lebensgeschichte

des regsamen Sektierers Schwenkfeld und seines eigenen Namensvetters, des Pfarrers Wolfart, näher zu befassen. Doch möchten wir ihm da anheimgeben, dem Manne in seinem Vornamen gütigst statt des c ein t zu schenken; denn der letzte Teil des Namens Bonifatius kommt bekanntlich von fatum und nicht von facio her.

Lindau. Joetze.

Dr. Karl Biedermann, ordentlicher Honorarprofessor an der Universität Leipzig: Der Geschichtsunterricht auf Schulen nach kulturgeschichtlicher Methode. 2., vermehrte Auflage. Wiesbaden, Verlag v. J. F. Bergmann. 1900. 37 S.

Vor allem ist das warme Interesse dankbar anzuerkennen, das der hochbetagte Verfasser[1]) noch immer unserm gymnasialen Geschichtsunterrichte zuwendet.

Nach einer orientierenden Einleitung behandelt die Schrift kurz die Kulturgeschichte als Gegenstand des Geschichtsunterrichtes in Schulen, dann die kulturgeschichtliche Methode des Geschichtsunterrichtes im Gegensatz zu der erzählenden. Hier sucht der Verfasser die Gegner zu widerlegen, welche der biographischen Form des Geschichtsunterrichts das Wort reden. Ob er sie freilich überzeugen wird? Denn derart zwingend sind seine Gründe kaum, dafs durch sie einer gegenteiligen Anschauung alle und jede Berechtigung abgegraben wäre.

Wie wenig Abneigung dermalen besteht, kulturgeschichtlichen Stoff beim gymnasialen Geschichtsunterrichte mäfsig, mitunter sogar ziemlich weitgehend zu verwerten, beweist schon die Mehrzahl der in den letzten Jahren erschienenen oder neu bearbeiteten historischen Leitfäden. Jedenfalls ist eine solche Abneigung nicht in dem Umfange zu beklagen, wie ihn Biedermann vorauszusetzen scheint. Wird hiemit der unverkennbare Wert der Kulturgeschichte keineswegs oder doch nur in bescheidenem Grade bestritten, so wird auf der anderen Seite immer die Frage berechtigt bleiben, wie für ihn in der Ausdehnung, wie sie Biedermann verlangt, die erforderliche Zeit gewonnen werden soll. Durch die viel stärkere Betonung der vaterländischen Geschichte, als sie früher gang und gäbe war, ist die mittlere und neuere und neueste Geschichte nichtdeutscher Staaten ohnehin bereits so stark in den Hintergrund gedrängt worden, dafs eine noch weitere Kürzung im Interesse einer allgemeinen gymnasialen Bildung als unthunlich bezeichnet werden mufs. Auch in der Ausmerzung vielbeklagter Namen und Zahlen ist vielfach Erkleckliches geleistet worden. Dagegen hat der politische Geschichtstoff, dessen der gymnasiale Geschichtsunterricht nun einmal nicht entraten kann, eine recht erhebliche Erweiterung erfahren. Noch vor etwa 50 Jahren begnügte man sich bei uns in der Schule häufig genug, die Geschichte der Neuzeit bis zur grofsen französischen Revolution heraufzuführen, später

[1]) Inzwischen am 5. März 1901 gestorben.

wohl ziemlich allgemein, bis zum Jahre 1815. Was seitdem neu dazu gekommen, ist wahrlich viel, recht viel und keineswegs einfach und leichthin abzumachen. Dagegen ist die Wochenstundenzahl mit nichten im gleichen Mafse erhöht worden.

Der interessanteste Teil der Biedermannschen Schrift ist der „Die kulturgeschichtliche Methode in praktischer Anwendung" überschriebene. Wenn Biedermann hier gegen die Lehrer eifert, die etwa Ottos II. kühnen Sprung vom Schiff ins Meer in biographischer Methode breit behandeln, oder Ottos III. phantastische Idee, Rom zur Hauptstadt eines grofsen deutsch-italienischen Reiches zu machen, und was dergleichen mehr ist, so mag ihm dazu möglicherweise der eine oder der andere Querkopf Anlafs gegeben haben, an welchen es bei der kulturhistorischen Methode zuverlässig erst recht nicht fehlen wird; im grofsen und ganzen aber geschieht den gymnasialen Geschichtslehrern mit derartigen Bemängelungen gewifs unrecht.

Was Biedermann im weiteren über „Auswahl und Einordnung der für den Geschichtsunterricht geeigneten Kulturzustände", über „Gliederung des Geschichtstoffes in möglichst organischer Verbindung der politischen und der Kulturgeschichte" und über „Anwendung des Geschichtsunterrichtes auf Verhältnisse der Gegenwart" sagt, ist theoretisch gröfstenteils ganz schön und gut und meinetwegen auch praktisch, — soweit es thatsächlich durchführbar ist. So wird sich auch bei etwaigen Versuchen das Ergebnis nicht unwesentlich anders gestalten, als es sich der nicht im gymnasialen Unterrichte stehende Verfasser zurecht gelegt hat.

Indes ist gerne zuzugestehen, dafs das Schriftchen wohl geeignet ist, gymnasialen Geschichtslehrern mannigfache Anregung zu bieten. Auch können gut gewählte kulturgeschichtliche Abschnitte im deutschen Lesebuche als im hohen Grade willkommen bezeichnet werden. Zudem sollten entsprechende kulturgeschichtliche Bücher zur Einstellung in unsere Schülerlesebibliotheken mehr berücksichtigt werden, als es in Wirklichkeit geschehen mag.

München. Markhauser.

Fritz von Ostini, Thoma. Mit 116 Abbildungen nach Gemälden, Zeichnungen und Radierungen. Bielefeld und Leipzig, Verlag von Velhagen und Klasing 1900. Bd. 46 der Knackfufsschen Künstler-Monographien.

Der gebildete Mittelstand in Deutschland zeigt gegenüber der bildenden Kunst einen Mangel an Teilnahme und Verständnis, der den Erben der Griechen recht übel ansteht. Ist dieser Mangel darin begründet, dafs die mächtige Steigerung des Nationalwohlstandes noch nicht alle Schichten des Volkes, vielleicht am wenigsten die des gröfstenteils im Staatsdienste stehenden gebildeten Mittelstandes durchdrungen hat, oder erzeugt am Ende gerade unser Bildungsgang eine ästhetische Genügsamkeit, die behaglich mit farben- und formenroher Fünfzigpfennigbazarkunst vorlieb nimmt? Eines steht leider fest: Klein

ist im bildungsstolzen, analphabetenfreien deutschen Land das Häuflein derer, die an der Heimatkunst verständnisvollen Anteil nehmen; es wird erdrückt von der Masse der Analphabeten des Kunstverständnisses. Ganz können unsere Mittelschulen von der Schuld an dieser betrübenden Erscheinung nicht freigesprochen werden, solange die ästhetische Bildung an diesen Schulen Nebenzweck ist. Man kann sich z. B. dem Eindruck nicht verschliefsen, dafs den Schülern des humanistischen Gymnasiums durch allzu grofse Leseportionen die Freude an dem farbenreichsten Märchenbuch des Altertums, an Homer, vergällt wird. Man mufs sich allmählich überzeugen, dafs Homer in der Vorstellung der meisten Gymnasiasten nur als ein in griechisch bedrucktes Papier gehülltes, von einem Sockel aus Freunds Übersetzungen getragenes, starres Schreckbild lebt. Ich bin überzeugt, dafs für die Mehrzahl der Gymnasiasten das freundliche Blau des Einbandes dieser Übersetzungen die einzige Farbenvorstellung ist, die sie aus den vielen und trotzdem zur Erreichung des gegenwärtig der Homerlektüre gesteckten Zieles nicht genügenden Homerstunden mitnehmen.

So geht gegenwärtig noch der deutsche Kunstvereinsphilister, dessen Seele Ostini in dem vorliegenden Werke gelegentlich köstlich analysiert hat, aus den Mittelschulen hervor.

Ich habe den Namen des Künstlers, dessen Lebensbild meine Anzeige zum Gegenstande hat, bisher nicht genannt. Und doch steht, was ich bis jetzt ausgeführt habe, mit ihm insofern im engsten Zusammenhang, als kaum eines anderen Künstlers Schicksale den Mangel an künstlerischer Bildung, an dem das deutsche Volk leidet, überzeugender vor Augen stellen können.

Hans Thoma ist der deutscheste Künstler, der nach Ludwig Richter und Moritz von Schwind unserem Volke erstanden ist. Er mufste bis zu seinem fünfzigsten Lebensjahre sein Volk mit köstlichen Gaben beschenken, bis ihm von demselben der längst verdiente Dank ward.

Wie er malt, das sagt in Kürze am besten Avenarius im Kunstwart (Oktoberheft 1899).[1])

Wie er malt und was er malt und wie er ward und wie er ist, das sagt ausführlich am besten Fritz von Ostini in dem vorliegenden Werke.

Ostini hat nicht nur mit feinem Sinn die bodenständige Eigenart des Künstlers und ihre Entwicklung in Blüte und Frucht erfafst, was allein schon sein Werk als wohl gelungen erscheinen liefse, auch seine Sprache pafst sich schlicht und klar dem schlichten und klaren

[1]) Es heifst dort: . . . . . . Dann traten wir vor ein Frühlingsbild von Thoma. Das war nicht, als wenn man im Mai durchs Fenster sieht, das war kein Ausschnitt aus der Wirklichkeit, der in Licht und Farbe bis zur Illusion täuschte. Aber merkwürdig: wir mufsten uns immer wieder beinahe zwingen, darauf, auf das Verhältnis des Bildes zur Naturwirklichkeit, überhaupt zu achten, denn immer wieder lenkte uns etwas ab, das wie ein leiser Jubel von dem Bilde zu uns herüberkam. „Frühling!“ summte es daraus, „Frühling!“ und immer wieder: „Es ist Frühling!“ Wir waren beide ganz einig darin: die Modernen dort hatten den Frühling porträtiert, aber Hans Thoma liefs ihn zu uns sprechen.

Wesen des Geschilderten an. Und wie seelische Illustrationen, wie seelische Teilporträts des liebenswerten Dichtermalers wirken die an Klarheit und Tiefe oft mit seinen besten Werken wetteifernden Äufserungen Thomas, die Ostini seiner Darstellung eingefügt hat. So schliefst sich dies alles mit den eine umfassende Übersicht über das Werk des Künstlers gewährenden Abbildungen zu einem Herz und Auge tief befriedigenden Ganzen zusammen.

Hans Thoma ist wie Ludwig Richter und Moritz von Schwind in seinen Werken vielleicht unbewufst bemüht, dem deutschen Volke vor seine von dem Glanze ausländischen Truggoldes geblendeten Augen zu führen, wie liebenswert sein Heimatland und seine Eigenart sei, und ich glaube, er hat nicht wenige Deutsche zum Glauben an ihr Volk bekehrt. Möge auch Ostinis Buch die Kraft innewohnen, viele Leser nicht nur durch das Spiegelbild Thomascher Kunst zum Glauben an ihr deutsches Volkstum, sondern auch zum Glauben an die tief im Heimatboden wurzelnde und zum Heimathimmel strebende deutsche Kunst zu bekehren.

München. Dr. Ludwig Kemmer.

Schulwandkarte von Elsafs-Lothringen und der bayer. Pfalz, herausgegeben von Gustav Richter, Verlag der kartographischen Anstalt von G. D. Bädeker in Essen. 1:175000. Preis: aufgezogen auf Leinwand mit Stäben 17 M.

Die Verlagsanstalt von Bädeker in Essen, der wir schon manche schöne Leistungen auf kartographischem Gebiete verdanken, erfreut uns diesmal mit einer besonders willkommenen Gabe in der neuen Schulwandkarte von Elsafs-Lothringen und der bayerischen Pfalz, gezeichnet von Gustav Richter. Das Gebiet der oberrheinischen Tiefebene und der umrahmenden Gebirge hat hier eine nahezu vollendete Darstellung gefunden, die es recht bedauern läfst, dafs im Nordosten von den Höhen des Kreichgaues an über den ganzen Odenwald hier nur der äufserste Gebirgsrand zu sehen ist. Der Gesamteindruck ist ein vortrefflicher, die Geländedarstellung in wechselnden Farben für die fünf verschiedenen Höhenstufen gibt in schräger Beleuchtung in Schummerungsmanier ein schönes, überaus plastisches Bild. Auch die Gewässer, in schwarzer Farbe angelegt, sind mit gleichem Geschick behandelt und heben sich mit aller nur wünschenswerten Deutlichkeit vom Hintergrunde ab. Zahlreiche Höhenangaben erleichtern den Gebrauch der Karte. Auch das Eisenbahnnetz ist durch deutliche rote Linien in gröfster Vollständigkeit eingetragen und bringt damit zugleich den riesenhaften Verkehr zur Anschauung, welcher sich in diesem interessantesten Teile Südwestdeutschlands stromauf- und abwärts bewegt. Erwünscht ist, dafs fast ganz Luxemburg und Baden, ein guter Teil der preufsischen Rheinprovinz, von Hessen und Frankreich mit zur Darstellung gebracht ist. Es ist sohin mit dieser Karte gerade für uns, die wir in dem dargestellten Gebietsteile wohnen, eine be-

sonders wertvolle Gabe für den geographischen Unterricht geboten, für die wir der Verlagsanstalt zu Dank verpflichtet sind.

Frankenthal. Koch.

Technik der Experimentalchemie. Anleitung zur Ausführung chemischer Experimente. Für Lehrer und Studierende, sowie zum Selbstunterricht von Prof. Dr. Rudolf Arendt. Dritte, vermehrte Auflage. Mit 878 in den Text eingedruckten Holzschnitten und einer Tafel. Hamburg und Leipzig. Leopold Voss. 1900. Preis 20 M.

Arendt ist gegenwärtig unstreitig einer der bedeutendsten Methodiker auf dem Gebiete des chemischen Unterrichtes. Seine Grundzüge der Chemie und Mineralogie sowie sein Leitfaden sind bereits in siebenter Auflage erschienen, nun liegt auch die schon bei ihrem ersten Erscheinen überaus freundlich aufgenommene Technik der Experimentalchemie in dritter Auflage vor. Über den Wert des Buches an sich ist somit kein Wort mehr zu verlieren, hier möchte ich nur darauf hinweisen, daſs es auch für den Lehrer der Mineralogie am Gymnasium ein nie versagender Ratgeber ist bei allen Versuchen und Demonstrationen, und deshalb doch mindestens in der Lehrerbibliothek zu finden sein sollte.

Natürlich bietet es unendlich mehr, als wir unseren Schülern bieten können und unsere Mittel erlauben: aber auch für das Wenige, das uns gestattet ist, finden sich hier treffliche Anweisungen. So werden wir ja leider im allgemeinen Teile von den Abschnitten: Hörsal, Experimentiertisch, Abzug, Gasometer, Gebläse u. a. soviel wie keinen Gebrauch machen können, desto mehr aber lernen aus des Verfassers Ausführungen über: Lampen (Brenner), Glasröhren (Schneiden, Biegen, Ausziehen, Löten, Kugelblasen u. s. w.), Filtriervorrichtungen, Reinigung der Aparate, Verschiedene Gerätschaften, Glasapparate, Röhrenträger, Destillieren u. s. w.

Der besondere Teil bespricht in fünf Abschnitten die bekanntesten Metalle und ihr Verhalten beim Erhitzen an der Luft, Sulfide, Chloride u. a., Reduktionen, Salze, Partielle Oxydationen, Chlorierungen etc. und Reduktionen, Spaltungen und Umsetzungen in Radikal- und Wasserstoffverbindungen. Aus dieser reichen Fülle das ihm geeignet Erscheinende auszuwählen, muſs dem einzelnen überlassen werden, aber davon habe ich mich durch eigene Erfahrung überzeugt, daſs man darin in jedem Falle Belehrung und sachdienlichen Aufschluſs findet.

Den Schluſs bildet ein Verzeichnis der für den Unterricht in der Chemie nötigen Apparate und Gerätschaften mit Preisangabe, so daſs man also jedesmal erst sehen kann, ob sich die Anschaffung eines gewünschten Gegenstandes mit den vorhandenen (?) Mitteln vereinen läſst.

Das Pflanzenleben der Schwäbischen Alb mit Berücksichtigung der angrenzenden Gebiete Süddeutschlands dargestellt von Dr. Robert Gradmann. Mit 50 Chromotafeln aus der Kunstanstalt von J. F. Schreiber in Efslingen, zwei Kartenskizzen, 10 Vollbildern und über 200 Textfiguren. Zweite Auflage. Tübingen, Verlag des Schwäbischen Albvereins. In zwei Bänden (Taschenformat), eleg. gebunden 9 M. Für Mitglieder des bayer. Gymnasiallehrervereins 6 M., wenn direkt bei Herrn Professor Nägele in Tübingen bestellt.

Nur mit Hilfe reicher Stiftungsmittel war es dem Albverein möglich, eine so prächtig ausgestattete und inhaltlich so gediegene Veröffentlichung, die für die Bearbeitung anderer Florengebiete Deutschlands geradezu mustergültig zu nennen ist, zu so billigem Preise herzustellen. Der erste Band verbindet Geographie, Biologie und Floristik zu einer Schilderung der Schwäbischen Alb und ihres Pflanzenlebens, die weit über den engen Rahmen der Lokalschilderung hinauswachsend sich zu einer Darstellung des mitteleuropäischen Pflanzenlebens überhaupt erweitert. Gerade für uns Bayern, die wir von all den behandelten Gegenden Anteil haben, ist daher Gradmanns Buch unentbehrlich, und insbesondere unsere ebenso sachkundigen wie rührigen Regensburger Botaniker werden dasselbe mit Freuden begrüfsen, in Einzelheiten wohl auch berichtigen können, vgl. u. a. I. Taf. 19. I 144, II 36 Sesleria caerulea mit Flor. exsicc. Bavar. I 69 und Denkschriften der Kgl. botan. Gesellschaft zu Regensburg VII. Bd. Neue Folge. I. Bd. 2. Beilage. S. 61. Von der Art und Weise, wie der Verfasser seinen umfangreichen Stoff behandelt hat, kann ich aus Mangel an Raum kein Beispiel geben, ich begnüge mich daher mit einer kurzen Inhaltsangabe: der Kundige vermag daraus alles Weitere abzunehmen: Erster Abschnitt: Die Schwäbische Alb als Schauplatz des Pflanzenlebens (Lage und Umfang des Gebietes, Gebirgsform und Bodenverhältnisse, Höhen und Flächengliederung, Klima, Boden). Zweiter Abschnitt: Gestalt und Leben der Pflanzen in ihrer räumlichen Verteilung nach Pflanzenvereinen. 1. Die Wälder der Schwäbischen Alb: A. Laubwälder: Formationsliste; Allgemeine Beschreibung; Die einzelnen Typen des Laubwaldes (Buchenhochwald, Schluchtwald, Bergwald, Kleebwald, Calluna-Typus, Schlagpflanzen, Eichenwald); Die Jahreszeiten des Waldes; Die Ausrüstung der Waldpflanzen; Lebenslage; Grundformen, Bewurzlung und Aufbau (Baumwuchs, Sträucher, Lianen, Kräuter, Moose, Flechten, Saprophytische Pilze, Phanerogame Saprophyten, Parasiten); Blattgestalt; Fortpflanzungseinrichtungen; Vegetative Vermehrung; Fortpflanzung durch Samen (Bestäubungseinrichtung; Verbreitungsmittel der Früchte und Samen). Schutzmittel gegen Angriffe der Tiere. B. Nadelwälder; Tannenwald: Formationsliste; Verbreitung auf der Alb. Fichte: Bedeutung des Nadelblatts. Edeltanne; Nebenbestandteile des Tannenwalds; Jahreszeiten. Anhang: Die künstlichen Waldformen.

In gleich eingehender Weise werden sodann noch der Pflanzenwuchs sonniger Felsen und Halden, der Gewässer und Sümpfe und die Kulturformen behandelt. Der dritte Abschnitt beschäftigt sich mit der Verbreitung der Pflanzen, indem er zuerst die Gesamtverbreitung der Arten nach Gruppen (Nordische, Mitteleurop. Gr., Gebirgspflanzen u. s. w.) schildert, hierauf die Pflanzenverbreitung in den Nachbargebieten erörtert, wobei besonders Bayern herangezogen wird, und zuletzt die Ursachen der gegenwärtigen Pflanzenverteilung im südlichen Deutschland darlegt (Genossenschaften, Einflufs des Bodens, Klimas u. s. w.). Der vierte Abschnitt bringt dann noch einen Überblick über die Geschichte der Albvegetation von der Kreide- und Tertiärzeit an bis auf unsere Tage.

Der zweite Band ist eine Flora der Pteridophyten und Siphonogamen des Gebietes, nicht aufgenommen sind die Thallophyten und Moose. Von Nutzpflanzen sind nur die allgemein und im grofsen auf freiem Felde gebauten Arten aufgenommen worden. Da dieser Band auch für den Gebrauch minder geübter Pflanzenfreunde bestimmt ist, enthält er aufserdem noch einen Schlüssel zum leichteren Auffinden der natürlichen Familien, eine Übersicht über das natürliche System, eine Erklärung der nötigsten Kunstausdrücke und schliefslich ein vollständiges Register. Zahlreiche, sehr belehrende Holzschnitte, die teils Habitusbilder, teils einzelne wichtige Teile wiedergeben (vgl. die Blatt-Zusammenstellung von Stammarten der Gattung Salix) werden das Bestimmen wesentlich erleichtern. Rühmende Anerkennung verdienen noch die schönen und naturgetreuen Farbenbilder der bewährten schwäbischen Firma.

So möchte ich denn das Buch jedem Lehrer der Botanik und jedem Freunde dieser Wissenschaft bestens empfehlen; für unsere Schülerbibliotheken dagegen liegt es zu hoch.

D. Detlefsen, Die Beschreibung Italiens in der Naturalis Historia des Plinius und ihre Quellen. Heft 1 von: Quellen und Forschungen zur alten Geschichte und Geographie herausgegeben von W. Sieglin, o. ö. Professor der historischen Geographie an der Universität Berlin. Leipzig, E. Avenarius, 1901.

Der verdienstvolle Herausgeber der naturalis historia arbeitet mit unverdrossenem Fleifse an der Förderung seines Lebensautors weiter. So hat er jüngst auf die „Untersuchungen über die Zusammensetzung der Naturgeschichte des Plinius“ rasch den Hermesartikel über „Die Wertangaben in der nat. hist. d. Pl.“ folgen lassen und bietet nunmehr in vorliegender Schrift eine Quellenuntersuchung zu einem noch nicht abschliefsend behandelten Abschnitte der geographischen Bücher, nämlich der Beschreibung Italiens (III, 38—75, 95—138).

Es würde zu weit führen, hier den Gang der mit gewohnter Sorgfalt geführten Untersuchung darlegen zu wollen, ich beschränke

mich daher auf eine kurze Zusammenfassung der Ergebnisse, welche der Verfasser selbst am Schlusse seiner Ausführungen gegeben hat:

Als exquisiti auctores erscheinen also: 1. Augustus, aus dessen Discriptio Italiae totius in regiones XI. Plinius den statistischen Stoff fast vollständig und zwar für die Binnenlandstädte der meisten Regionen unverändert in seinen Text aufnahm, teils in den Periplus und sonstige beschreibende Abschnitte desselben verarbeitete. 2. Die von Agrippa vorbereitete und von Augustus vollendete Erdkarte der porticus Vipsania, über die Näheres mitgeteilt wird, lieferte zunächst den ganzen Periplus, sodann einige geographisch geordnete Städtereihen des Binnenlandes und eine grofse Anzahl Mafsangaben. 3. Die Origines Catos sind höchstens an einigen Stellen direkt benützt, viel häufiger durch die Vermittelung des 4. Cornelius Nepos, von dem ein anscheinend unfangreiches geographisches Werk besonders für Norditalien Quelle war. 5. Bei Varro macht sich die alte Schwierigkeit geltend, welchem Werke die leichter aufzufindenden Stellen zuzuweisen sind. D. nimmt als Quelle für die Mafszahlen nicht mehr wie früher eine Schrift: De ora maritima an, sondern Legationum libri III; für Ethnographisches die Bücher de locis in den Antiquitates rerum divinarum et humanarum. Dazu kommen noch einzelne unbestimmbare Stellen. Minder wichtig erscheinen Licinius Mucianus und T. Livius, zweifelhaft Verrius Flaccus, Masurius Sabinus und Julius Hyginus. Die übrigen im Index genannten Autoren sind alle nur indirekt benutzt; so stammen aus Nepos: Valerius Antias, Gellius, Valerianus, Piso, Coelius Antipater, Metrodor, Cornelius Alexander und Timagenes, aus Varro: Theophrast, Theopomp, Clitarch und Polybius. Auf Plin. selbst gehen nur wenige Stellen zurück, so die Schilderung Campaniens (60), der Exkurs über Rom (65—67) und etwa die Nachricht über den Triumph des Kaisers Claudius (119). In den Litteraturangaben vermisse ich eine Erwähnung von K. Millers Mappae Mundi (besond. Heft VI. pag. 108 ff.).

München. H. Stadler.

Die zweite Hälfte des 3. Jahrganges (1899) der „Blätter für Haus- und Kirchenmusik", herausgegeben von E. Rabich, enthält wieder eine Reihe bedeutender gröfserer Abhandlungen, die sich mit ästhetischen Fragen über Wesen, Umfang, Ausdrucksfähigkeit der Musik beschäftigen, während andere wertvolle Beiträge zur Geschichte der Kunst und ihrer Vertreter liefern, von kleineren Aufsätzen abgesehen, die auch manches Interessante bieten. Wir müssen uns begnügen, das Wichtigste kurz anzudeuten. Einem neueren Ästhetiker, der nicht blofs für die Musik neue Prinzipien aufstellte, Friedrich v. Hausegger (gest. 23. Februar 1899 zu Graz) widmet Arth. Seidl in „Erinnerungen" aus dessen Briefen zusammengestellt einen Nachruf und gibt in diesem ein Bild von den Anschauungen des Verfassers von „Musik als Ausdruck", „Das Jenseits des Künstlers" u. s. w. Ein Vertreter der neuesten Richtung, und wohl der genialste, Richard Straufs, hat mit seinem „Zarathustra" eine heftige Fehde unter den

Ästhetikern entfacht. In einer Besprechung dieser Komposition billigt Dr. R. Louis den kühnen, ja frechen Wagemut des Tondichters, da auch in der Musik Stillstand Rückgang bedeute, beklagt dagegen einen völligen Mangel an Ernst; Straufs sei seinem Vorwurf innerlich so ziemlich alles schuldig geblieben, über blofse Witze und nüchternes Verstandesspiel nicht hinausgekommen, die einzelnen Stufen der von Zarathustra zu überwindenden Entwicklung seien nicht so tief erfafst und musikalisch gestaltet, dafs sie der Hörer innerlich mit erleben könnte, besonders nachgewiesen an Religion und Wissenschaft. Dagegen findet eine „Studie über moderne Programmsymphonie" von H. Merian, Straufs habe die Aufgabe voll gelöst. Auch W. Nagel „Die Zukunft der deutschen Musik" erblickt in der Straufsschen Muse wirklich neue Anfänge zu Dauerndem, während er in den Nachahmern Wagners, auch in Jung-Siegfried oder in Bungert, dem Komponisten der homerischen Welt, keine Führer für die Zukunft erkennen kann. Bungerts „Kirke", in Hamburg aufgeführt, wird nach der textlichen und musikalischen Seite in einem anderen Artikel nicht günstig beurteilt. Aus der Besprechung von „Richard Wagner als Erzieher von Dr. Wernike" (Langensalza, Beyer & Söhne, 1. M.) sei die Forderung hervorgehoben, dafs die Dichtungen des Meisters neben Schiller und Goethe in der Schule vorzuführen seien, dafs seine Schriften in unsere deutschen Lesebücher Eingang finden müssen. — Von den historischen Abhandlungen gibt Dr. A. Thierfelder einen umfangreichen Beitrag „Zur Geschichte der Liturgie seit Gregor I. bis zur Gegenwart", in dem besonders wichtig ist die Untersuchung über Einflufs und Zusammenhang der jüdisch-asiatischen und der griechischen Musik. Mit Künstlern beschäftigen sich Aufsätze von Stork (Hektor Berlioz), Zenger (Lortzing), Schmidt (Dräseke); in populärer Darstellung führt Krause die Entwicklung des mehrstimmigen Gesanges ohne Begleitung vor. — Die „Losen Blätter" und die „Musikberichte" wird man nicht ohne Interesse lesen; die Musikbeilagen bieten gediegene Abwechslung für die Hausmusik, besonders erwähnt sei die Triosonate von Tartini für zwei Violinen und Klavier, herausgegeben von Riemann — Möge der kurze Bericht den so gut geleiteten Blättern neue Leser zuführen! —

Die Reste der altgriechischen Tonkunst bearbeitet von Oskar Fleischer, Leipzig, Breitkopf & Härtel.

In hübscher Ausstattung enthält das Heft den delphischen Apollohymnus, die schon früher bekannten und herausgegebenen Hymnen des Mesomedes an Apollo, an die Nemesis, an die Muse, sowie auch die von Jan in den Musici Scriptores Graeci neuerdings als unecht verworfene Pindarode, ferner das Liedchen von der Grabstele des Seikilos. Die Thätigkeit des Bearbeiters erstreckte sich aufser den deutschen Übersetzungen des Textes auch auf teilweise Redigierung der alten Melodien und vor allem auf die Beigabe der akkordischen Begleitung. In beiden Beziehungen mufs man stets sich die gewifs

löbliche Tendenz desselben vergegenwärtigen, dem modernen Ohre den Zauber der Melodien näherbringen zu helfen; wie dies am besten geschehen kann, deuten die vorausgeschickten Bemerkungen zur Aufführung an.

Deutsches Kommersbuch, historisch-kritische Bearbeitung von Dr. K. Reisert, Freiburg, Herder. 8. Aufl. 1899.

Die in den „Blättern“ angezeigte 7. Aufl. hat in wenigen Jahren eine Nachfolgerin erhalten, die für Verlag und Bearbeiter wieder rühmliches Zeugnis ablegt. Minderwertige Lieder wurden ausgeschieden, 109 neue aufgenommen. Auch ist beabsichtigt, eine neue Klavierausgabe des Buches herauszugeben, wodurch sich die Erwartung der Herausgeber, dafs das Buch sich noch gröfserer Verbreitung erfreuen werde, sicherlich erfüllen wird.

Einer bei Tonger in Köln erschienenen Theoretisch-praktischen Klavierschule von H. Bovet (in vier Heften à 1 M., zus. in 1 Band 3 M.) wird von berufenen Beurteilern grofse Brauchbarkeit nachgerühmt; ihre teilweise neue Methode verhilft einerseits zur nötigen Fingerfertigkeit, andererseits führt sie, wie „kaum eine andere Schule“, in den Geist der Musik ein. Von Anfang an ist das Bestreben ersichtlich, den Schüler in angenehmer, gründlicher und lückenloser Weise auf die Werke unserer Meister vorzubereiten. Die Schule enthält auch einen kurzen Umrifs der Musikgeschichte, sowie der Musikgattungen, eine Akkorden- und Harmonielehre. Ausstattung und Preis machen dieselbe gleichfalls empfehlenswert.

Als letzte Gabe erscheint auf dem „Tische des Hauses“ ein „Kleiner Liederschatz für die deutsche Jugend“, zusammengestellt von unserm Würzburger Kollegen Dr. Karl Reisert (Herderscher Verlag, Freiburg). Das Büchlein ist nicht für den eigentlichen Gesangsunterricht gedacht, sondern für „frohes Wandern und geselliges Beisammensein“ bestimmt und soll ein Versuch sein, dem vom Herausgeber in langer Lehrthätigkeit oft unangenehm empfundenen Mangel an einer für Schüler durchaus geeigneten Liedersammlung abzuhelfen. Den Befähigungsnachweis hat R. in seinen Studien zum deutschen Volkslied und in seiner kritisch-historischen Bearbeitung des „Deutschen Kommersbuches“ (siebente und achte Auflage auch in unsern Blättern besprochen) voll erbracht. Sein Liederschatz enthält eine Auswahl von 170 der schönsten und beliebtesten Lieder nach dem Inhalt in Gruppen zusammengestellt, in denen mit Recht auch dem Humor ein bescheidenes Plätzchen am Schlusse gegönnt ist. Mit dem Grundsatz des Herausgebers, lieber auf ein Lied ganz zu verzichten, als es in usum Delphini zugerichtet aufzunehmen, mufs jeder wahre Freund des Volksliedes einverstanden sein. Wie viel wird gerade in diesem Punkte gefrevelt! Sonst wird man kaum ein Lied vermissen, das man in einer derartigen Sammlung

sucht. So ist denn der Liederschatz als empfehlenswertes Hilfsmittel für die Pflege des Chorgesanges an unseren Schulen zu begrüfsen und zwar auch für die oberen Klassen; denn auch in diesen soll auf den einfachen (einstimmigen) Chorgesang Gewicht gelegt werden, da er für das Gemüt und über die Schule hinaus oft dauernderen Gewinn verspricht als manche Prunkstücke für Maifeste u. dgl., auf deren Einpauken oft wochen- und monatelanger Drill verwendet werden mufs. Förderliche Anregung findet der Schüler einer höheren Lehranstalt auch in dem Anhang mit literar- und musikgeschichtlichen Bemerkungen zu den Dichtern[1]) und Komponisten und zu einzelnen Liedern. Vom Verlag ist der Liederschatz recht hübsch ausgestattet, der Preis — 1 M. — dürfte etwas niedriger sein, konnte aber nicht niedriger gestellt werden, weil der Abdruck mehrerer Melodien eigens honoriert werden mufste.

München. Wismeyer.

Das Ganze des Linearzeichnens von Professor Heinrich Weishaupt, Abteilung III: Geometrische Schattenkonstruktion und Beleuchtungskunde, bearbeitet von Dr. Max Richter. Leipzig 1901, Verlag von Hermann Zieger.

Über die beiden ersten Abteilungen dieses Werkes wurde in diesen Blättern schon berichtet. Auch die vorliegende III. Abteilung unterscheidet sich in ihrer Neubearbeitung sehr vorteilhaft von der älteren Ausgabe. Der Text erfuhr eine vollständige Umarbeitung und auch die Tafeln mufsten teilweise umgestaltet, beziehungsweise erweitert werden. Es sind deren nunmehr 18 gegen 14 der alten Ausgabe. Die vier Weishauptschen Tafeln mit Tondruckschattierungen sind in der neuen Ausgabe weggelassen worden, da sie, wie der Verfasser sagt, mit ihrer mangelhaften technischen Ausführung zum Teil sehr unschöne, zum Teil aber auch geradezu unrichtige Anschauungsbilder der dargestelllten Körper lieferten. Nun, das hätte man ja besser machen können. Für die Schüler ist es sehr wünschenswert, ja sogar notwendig, einige vollständig ausgeführte Körperschattierungen als Muster vor Augen zu haben. Vielleicht entschliefsen sich Verfasser und Verleger bei einer Neuauflage doch noch dazu, einige derartige Beispiele (frei von Konstruktionslinien) beizugeben. An Stelle der weggelassenen Tafeln ist eine Darstellung der Beleuchtungslehre getreten, die zur Zeit Weishaupts noch wenig ausgebildet war. Die Beleuchtungskonstruktionen sind an der Hand der Normalkugel durchgeführt und die Beispiele so zweckmäfsig gewählt, dafs alle wichtigeren

[1]) Vergl. z. B. den Artikel „Volkslied“. Ref. kann aus eigener Erfahrung als (zeitweiliger) Gesanglehrer für die oberen Klassen bestätigen, dafs die Schüler solchen Anregungen grofses Interesse entgegenbringen, wenn ihnen z. B. durch Vergleichung der Schumannschen Komposition von „Wohlauf noch getrunken“ und der Volksmelodie der Unterschied zwischen Kunst- und Volkslied zum Verständnis gebracht wurde. Der Gesangunterricht an Gymnasien soll doch einigermafsen auch dem inneren Wesen desselben angepafst sein, nicht blofs äufserlich als unorganisches Anhängsel angeflickt sein.

Anwendungsweisen der Normalkugel zur Anschauung kommen. Das Werk kann bestens empfohlen werden.

Regensburg. Pohlig.

Deutsche Alpenzeitung, redigiert von Ferdinand Kronegg, Verlag von Kastner & Lossen, Kgl. Hof-Buchdruckerei, München, Finkenstrafse 2. Erscheint jeden Donnerstag. Preis pro Nummer 30 Pfg.

Die Deutsche Alpenzeitung kann sowohl in textlicher, als auch in illustrativer Hinsicht als ein Werk bezeichnet werden, das zu den vortrefflichsten Erscheinungen auf dem Gebiete der alpinen Literatur gehört. Die bis jetzt erschienenen Hefte, namentlich die für die diesjährige Generalversammlung des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins ausgegebene Festnummer, bringen eine Fülle des Interessanten, Herrlichen und Neuen aus der Wunderwelt der Berge. Dabei steht die deutsche Alpenzeitung nicht auf dem einseitigen Standpunkt des eingefleischten, gipfelstürmenden Touristen, der blofs des Sportes wegen an den eisstarrenden Felsgebilden des Hochgebirges seine Kraft erprobt und diejenigen verachtet, die ohne Gefährdung ihres Lebens und ihrer Gesundheit in schlichterer Weise die Pracht der Bergwelt geniefsen, sie bringt neben Aufsätzen rein touristischer Art auch kultur- und kunsthistorische Skizzen, befafst sich mit der Geschichte der Alpen und Alpenländer, enthält Mitteilungen über das Verkehrswesen, über die Unterkunftsverhältnisse in Sommerfrischorten und Touristenstationen, über Unfälle im Gebirge und die erste dabei zu leistende Hilfe, sie bringt die Porträts verdienter Alpenforscher und wetterharter Bergführer, sie weifs den Leser durch Romane sowie durch Gedichte alpinen und launigen Inhalts zu fesseln und durch witzige, mit humorvollen Versen begleitete Karikaturen zu erheitern. Das Gebiet der alpinen Sagen und Märchen ist durch eine Reihe diesbezüglicher Artikel vertreten. Sie trägt alles für den Alpensport Wissenswerte und Belehrende zusammen, bespricht literarische Erzeugnisse, die auf die Alpinistik Bezug haben, und widmet auch anderen Sportarten, die mit der Touristik in Zusammenhang stehen, Aufmerksamkeit. Die Illustrationen sind zahlreich, vornehm und gediegen ausgeführt; die Kunstblätter bringen aufs feinste den Charakter der dargestellten Gebirgslandschaften zum Ausdruck. Der Druck des Textes ist gefällig und auf gutem Papier sauber ausgeführt. Anerkennenswert ist das Bestreben der Redaktion, dem lesenden Publikum die Verschönerung der Stadt München sowie von Gebirgsorten durch Anlage von Villenkolonien und Errichtung von Pracht- und Musterbauten vor Augen zu führen, um dadurch den Fremdenzuzug nach den Gebirgsgegenden und dem Alpenvorland zu erhöhen. Infolge dieser mannigfachen Vorzüge kann das junge Werk sich getrost allen anderen Erscheinungen auf dem Gebiet der alpinen Literatur an die Seite stellen und jedem Freund der Natur und der Kunst auch in Anbetracht des billigen Preises auf das wärmste und beste empfohlen werden.

Burghausen. Franz Ramsauer.

III. Abteilung.

Literarische Notizen.

Taschenbuch für Lehrer an höheren Unterrichtsanstalten auf das Schuljahr 1901/2 von Dr. K. Reisert. 13. Jahrgang. München 1901. Lindauersche Buchhandlung (Schöpping). Dazu als Beilage, die nicht separat abgegeben wird: Personalstatus der Gymnasien, Progymnasien, Lateinschulen, Industrieschulen, Realschulen und Landwirtschaftsschulen im Königreich Bayern nach dem Stande vom 1. September 1901. Preis 1,20 M. — Der 13. Jahrgang des Taschenbuches, welcher rechtzeitig zu Beginn des heurigen Schuljahres erschienen ist, enthält keinerlei Änderungen, da sich das Taschenbuch in seiner bisherigen Einrichtung durchaus als praktisch bewährt hat und rasch beliebt geworden ist; es sei daher an dieser Stelle neuerdings empfohlen. — Im Personalstatus fehlte im vorigen Jahre die Privatlateinschule Amorbach; heuer sind auch die beiden anderen derartigen Anstalten Wallerstein und Thurnau weggeblieben. Folgerichtiger wäre es vielleicht gewesen, jene erstgenannte noch beizufügen, statt alle drei wegzulassen.

Unser Prinzregent und sein Haus. 35 Momentaufnahmen aus dem Leben seiner Kgl. Hoheit des Prinzregenten Luitpold von Bayern und der hohen Mitglieder des Hauses Wittelsbach. Format der Blätter 34 : 26 cm. Preis in eleganter Mappe 18 M. Verlag der Vereinigten Kunstanstalten, München, Kaulbachstrafse 51a. — Der Verlag der Vereinigten Kunstanstalten, früher Jos. Alberts Kunstverlag, ist durch seine hochbedeutenden Leistungen auf dem Gebiete der Photographie und der künstlerischen Reproduktion bekannt genug. Ihm verdanken wir die herrlichen Originalaufnahmen der bayerischen Königsschlösser und neuestens hat sich die Firma durch das Prachtwerk „Alpine Majestäten und ihr Gefolge" einen Namen gemacht. Wenn ein Institut von solcher Leistungsfähigkeit sich in den Dienst eines patriotischen Unternehmens stellt, so darf man von vorneherein Gediegenes erwarten. Das wird in der vorliegenden historischen Prachtmappe thatsächlich geboten. Die Ausgabe der Mappe erfolgte im März dieses Jahres mit ausdrücklicher Bewilligung seiner Kgl. Hoheit des Prinzregenten, die deshalb wohl notwendig war, weil die Bilder den Regenten, von dem 1. Bilde abgesehen, nicht als Fürsten, sondern auf seinen Spaziergängen und Jagdausflügen in Nymphenburg und Wildenwarth, auf Herrenchiemsee, im Spessart, in Hohenschwangau und am Königssee, resp. Obersee zeigen; daher auch der eigentümliche intime Reiz dieser Aufnahmen, die sämtlich von Hofphotograph B. Dittmar hergestellt sind. 13 der 35 Blätter sind dem Prinzregenten gewidmet, ebenso 13 seiner engeren Familie (Prinz Ludwig, Leopold, Arnulph, Prinzessin Therese), 6 der Familie des verstorbenen Prinzen Adalbert, 2 der des Herzogs Karl Theodor und das letzte Bild stellt eine Sitzung der Reichsräte in Gegenwart der Kgl. Prinzen dar. Für die mustergültige Reproduktion bürgt wie gesagt der Name des Verlags. Da dieses patriotische Porträtwerk eine Sammlung von bleibenhem Werte darstellt, auch im Ministerialblatt des Kultusministeriums unter den Erscheinungen aus Anlafs des 80. Geburtstages des Regenten, welche besondere Beachtung verdienen, aufgeführt war, so bedarf es kaum noch einer besonderen Empfehlung desselben für die Bibliotheken der Mittelschulen.

Prof. R. Heidrich, Direktor des k. Gymnasiums zu Nakel, Quellenbuch für den Religionsunterricht. II. Teil: Evangelisches Kirchenbuch. Leipzig. Verlag von B. G. Teubner. 1900. 58 Seiten. — Niemand

wird in Abrede stellen, dafs ein Geschichtsunterricht, der den Schüler so viel als möglich mit den historischen Quellen selbst bekannt macht, ein besseres Verständnis und ein gröfseres Interesse an der Sache im Schüler hervorrufen wird. Auch zur Belebung des kirchengeschichtlichen Unterrichtes wird der Lehrer wenigstens bei den wichtigsten Punkten den Schüler mit den Quellen bekannt zu machen suchen, wenn auch der grofse Umfang des Lehrstoffes in Rücksicht auf die zur Verfügung stehende Zeit von selbst es ausschliefst, zahlreichere Abschnitte unter unmittelbarer Herbeiziehung der Quellen darzustellen. Vorliegendes „evangelische Kirchenbuch“ des durch die Herausgabe trefflicher Unterrichtswerke bekannten Verfassers bietet nun dem Lehrer eine Zusammenstellung von Quellenstücken, die er bei der unterrichtlichen Behandlung des evangelischen Gottesdienstes, der Lutherschen Bibelübersetzung, der beiden Katechismen, sowie des evangelischen Gesangbuches mit Nutzen wird verwenden können. Die für die Hauptmomente der Reformationsgeschichte und der Lebensgeschichte Luthers wichtigsten geschichtlichen Urkunden sollen in einem zweiten Bändchen dem „Kirchenbuch“ folgen. Die Auswahl der zum Abdruck gekommenen Schriftstücke, welchen einleitende und erklärende Bemerkungen in reicher Zahl beigefügt sind, ist eine sehr verständige und glückliche, und der Lehrer, dessen kirchengeschichtlicher Unterricht in der 8. Klasse bayerischer Gymnasien bei Benützung des Büchleins an Anschaulichkeit und Lebendigkeit sicher nur gewinnen kann, wird dem verdienten Herausgeber auch für diese literarische Gabe gewifs nur Dank wissen. Auch den Schülern kann das Werkchen zur Anschaffung empfohlen werden. H. M.

Lic. theol. Richard Locke, ev.-luth. Pfarrer in Beiersdorf (Sachsen): Gottes Wort und Luthers Lehr'. Eine neue, kurz gefafste, zusammenhängende und praktische Auslegung des kleinen Katechismus Dr. Martin Luthers. Leipzig. Verlag von B. G. Teubner. 1900. 191 S. — Eine für den Unterricht in den oberen Klassen der Volksschule und für den Konfirmandenunterricht berechnete schlichte Katechismusauslegung, die dem Lehrer gute Dienste zu leisten vermag. Wohlthuende Wärme der Darstellung und verständige, klare Behandlung des katechetischen Stoffes, wobei auf den Nachweis des inneren Zusammenhanges der einzelnen Teile der gebührende Wert gelegt wird, sind Vorzüge des Buches. In Einzelheiten der Auslegung kann man zuweilen anderer Meinung sein. Vom pädagogischen Standpunkt aus, dem übrigens sonst der Verfasser überall Rechnung trägt, wird die katechetische Besprechung des sechsten Gebotes, in welcher von der Ehe als „der Gemeinschaft, die zur Geburt von Kindern führt“, die Rede ist, nicht ganz einwandfrei sein; der Verfasser meint, dafs eine wirklich praktische und fruchtbringende Erklärung des Gebotes die vorliegende Behandlungsweise verlangt. Aus gleichen pädagogischen Erwägungen hätte nach unserer Ansicht bei der Besprechung des Taufsakraments vor Kindern füglich mit Stillschweigen über die Unsitte „im Anschlufs an die kirchliche Taufe unehelicher Kinder ein fröhliches Tauffest mit geselligem Zusammensein in der Wohnung der Mutter des Täuflings in Anwesenheit junger lediger Leute als Paten und Gäste zu veranstalten“ hinweggegangen werden können. Dem Wert des Buches soll übrigens durch Beanstandung einzelner Stellen kein Abbruch gethan werden. H. M.

Hamerlings Werke. Volksausgabe in 4 Bänden. Ausgewählt und herausgegeben von Dr. Michael M. Rabenlechner. Vollständig in 35 Lieferungen à 50 Pfg. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A. G. (vormals J. F. Richter). — Wien, Friese und Lang. (Preis in 4 eleganten Leinenbänden 20 M.) — Am 13. Juli 1889 starb zu Graz Robert Hamerling, der hauptsächlich auf dem Gebiete der epischen Dichtung sich einen glänzenden Namen erworben hat. Noch wenige Tage vor seinem Tode sprach er von seiner Lieblingsidee, einer Volksausgabe seiner Werke, die er gerne noch verwirklicht gesehen hätte. Dieser Wunsch galt seinen Freunden als Testament, und so entschlofs sich der Verlag, eine schöne und billige Volksausgabe erscheinen zu lassen, deren Redaktion im Einverständnisse mit den Erben des Dichters seinem Biographen Prof. Dr. Michael Maria Rabenlechner anvertraut worden ist. Peter Rosegger hat der Ausgabe ein tief empfundenes Geleitwort mitgegeben, und dazu hatte er besonderen Anlafs, da Hamerling vor 30 Jahren auch zu seinen, des Bauernbuben, Gedichten in steierischer Mundart

ein Vorwort geschrieben und sie so in die literarische Welt eingeführt hatte. Da Hamerling als Epiker die gröfste Bedeutung hat, so wird die Volksausgabe seine sämtlichen epischen Dichtungen enthalten, vor allem den „Ahasver in Rom“, durch den er seinen Ruhm glänzend begründet hat, sodann den „König von Sion“, „Homunkulus“, „Amor und Psyche“ und „Germanenzug“. Da Hamerling auch auf dem Gebiete der Lyrik Bedeutendes geleistet hat, so wird diese Gattung durch die beiden zu Lebzeiten des Dichters erschienenen Gedichtsammlungen „Sinnen und Minnen“ und „Blätter im Winde“ vertreten sein, dazu noch durch seinen ersten Sangesgrufs von der Adria (1857), die episch-lyrischen Strophen von „Venus im Exil“. Obwohl Hamerlings Bedeutung als Dramatiker am umstrittensten ist, so sollen doch die dramatischen Schöpfungen „Danton und Robespierre“ und „Teut“ der Sammlung einverleibt werden. Daran wird sich noch der Roman „Aspasia“ schliefsen. Dies das Programm der Volksausgabe. Am schmerzlichsten wird man darin wohl das Fehlen seiner Selbstbiographie „Stationen meiner Lebenspilgerschaft“, beklagen, worin der Dichter ein Jahr vor seinem Tode die Zeiten, welche er als Knabe in seinem Heimatflecken Kirchberg in Niederösterreich, als Student in Wien, als Gymnasiallehrer in Triest und zuletzt als kranker Junggeselle in seiner Grazer Zurückgezogenheit verlebt hat, wahrheitsgetreu schildert. Aber eben darum, weil es Wahrheit ist, nicht Dichtung, meint Rabenlechner in seiner Vorrede, soll es von der Volksausgabe ausgeschlossen sein. Wir werden damit wie für manches andere auf eine zu erwartende Gesamtausgabe vertröstet.

Uns liegen von der Volksausgabe die neun ersten Lieferungen vor; dieselben enthalten die zwei Glanzstücke der Hamerlingschen Dichtung, die grofsen Epen „Ahasver in Rom“ und „Der König von Sion“, sowie den Anfang des Homunkulus. Da es überflüssig wäre, die in ihrer Eigenart so oft schon charakterisierten Dichtungen hier wieder zu analysieren, so begnügen wir uns damit, zu sagen, dafs die Ausstattung, welche die um die Hamerlingliteratur verdiente Verlagshandlung der Volksausgabe hat zu teil werden lassen, eine vorzügliche ist. Es ist demnach bei dem verhältnismäfsig billigen Preis jedem Freunde der neueren deutschen Literatur Gelegenheit geboten, sich in den Besitz der wichtigsten Werke des klassischen österreichischen Dichters zu setzen.

Graf Leo Tolstoi. Von Dr. Erich Berneker. Mit einem Bildnis. (Biographische Volksbücher Nr. 108—111.) Leipzig 1901. R. Voigtländers Verlag. Preis 1 M., geb. 1 M. 25 Pfg. — Mehr noch als früher war in der letzten Zeit der Name Tolstoi Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit, einmal infolge der durch den hl. Synod über ihn ausgesprochenen Exkommunikation aus der orthodoxen Kirche und dann wegen seiner schweren Erkrankung. Aber bevor noch diese beiden Umstände eintraten, hat der rührige Verlag von R. Voigtländer in Leipzig, auf dessen wertvolle Biographische Volksbücher hier schon wiederholt hingewiesen wurde, eine für die gröfsere Allgemeinheit bestimmte Biographie des erfolgreichsten russischen Schriftstellers in der genannten Sammlung erscheinen lassen und sich damit den Dank aller verdient, die auf bequeme Weise Zuverlässiges über Tolstoi und seine Werke erfahren wollen. Denn dafs der Verf. beides für unzertrennlich hält, bekunden schon seine einleitenden Worte: „Nie hat ein russischer Schriftsteller solchen Ruhm im Ausland genossen, nie eine so märchenhafte Popularität besessen. Nicht die Werke Tolstois allein sind es, die dies zuwege gebracht haben, stets hat auch seine Persönlichkeit eine ganz besondere Anziehungskraft auf seine Zeitgenossen ausgeübt. Von jeher erscheint es reizvoll, sich in sein an Inhalt wie an Wechsel und selbst an Gegensätzen so reiches Leben zu vertiefen, das auf wandelnder Bahn aus dem jungen Aristokraten einen schlichten Arbeitsmann im Bauernrock, aus dem Künstler einen Bufsprediger, aus dem Artillerieoffizier und Kämpfer vor Sewastopol einen Friedensapostel hat werden lassen.“ Seinen Zweck nun, uns die Persönlichkeit und die Werke des grofsen russischen Dichters bekannt zu machen, erreicht Berneker durch eine klare chronologische Anordnung seines Werkchens, indem er der Reihe nach die Jugendjahre Tolstois, seine Rückkehr von der Universität auf das Land, seine Militärjahre im Kaukasus und im Krimkriege, seinen Aufenthalt in Petersburg und die nächsten Jahre bis zu seiner Heirat, ferner sein Familienleben und seine pädagogische Thätigkeit,

sowie die einschlägigen kleinen Schriften behandelt; eigene Abschnitte sodann sind den beiden grofsen Romanen „Krieg und Frieden“ und „Anna Karenina“ gewidmet. Dann kehrt die Schilderung zur Persönlichkeit des Dichters zurück, bespricht und erklärt den Wendepunkt in seinem inneren Leben, seine Lehren, die dichterischen Werke der letzten Jahre, besonders die „Auferstehung“ und sein jetziges Leben, um mit einer Charakteristik Tolstois als Dichter und Denker zu schliefsen. Ein kurzer Anhang des sehr empfehlenswerten und dabei wohlfeilen Büchleins zählt die „Quellen“ auf, welche dem Verf. für seine Arbeit zu Gebote standen. Dafs darunter das schon in 2. Auflage erschienene, leider unvollendet gebliebene Werk von Raphael Löwenfeld, Leo N. Tolstoij, sein Leben, seine Werke, seine Weltanschauung I. Bd. 1892 hauptsächlich benützt wurde, ergibt sich aus einer merkwürdigen Übereinstimmung. Nicht lange nach dem eben charakterisierten Bändchen nämlich erschien unabhängig davon:

L. N. Tolstoi von Eugen Zabel (6. Band der Sammlung Dichter und Darsteller, herausgegeben von Dr. Rudolf Lothar). Leipzig, Berlin und Wien 1901. Verlag von E. A. Seemann und der Gesellschaft für graphische Industrie. 150 S. Text und 2 Seiten Register, mit 70 Abbildungen und Kunstbeilagen. Preis eleg. kart. 3 M. — Zabel, der vielfach aus Autopsie schöpft, selbst Rufsland bereist und sein Werk dem jüngst verstorbenen Altreichskanzler Fürsten Hohenlohe „in dankbarer Erinnerung an Schlofs Werki“ gewidmet hat, bekennt in seiner Einleitung selbst, dafs er sich für die biographischen Angaben aus der Jugendzeit des Dichters auf das Löwenfeldsche Werk beziehe. Nun stimmen einzelne Partien der beiden jüngsten Tolstoibiographien von Berneker und Zabel nicht blofs inhaltlich, sondern sogar wörtlich überein, was nur dadurch erklärlich ist, dafs Löwenfeld auch Berneker vielfach als Grundlage gedient hat. Aber auch abgesehen davon haben beide Biographien in Anlage und Durchführung manches Ähnliche. Auch Zabel schildert zunächst Jugendleben und Jugendwerke etc. bis zur Heirat Tolstois und widmet dann gleichfalls, die Erzählung unterbrechend, gröfsere Kapitel den beiden gewaltigen Romanen „Krieg und Frieden“ und „Anna Karenina“, dann allerdings ein ebensogrofses der Bedeutung Tolstois als Dramatiker, besonders der Analyse seines furchtbaren Dramas „Die Macht der Finsternis“; den Schlufs bilden umfangreiche Ausführungen über Tolstois Weltanschauung und Persönlichkeit, die zugleich auf seine neuesten Werke, besonders die „Auferstehung“ Bezug nehmen. In manchen Punkten ist das kleinere Buch von Berneker sogar genauer als das gröfsere von Zabel, so besonders in der Schilderung des Universitätslebens, des Bruches mit Turgenjew etc., abgesehen davon, dafs bei Zabel sonderbarerweise die Angabe des Geburtsjahres 1828 fehlt, dagegen hat Zabels Biographie zwei besondere Vorzüge, einmal den der gröfseren Ausführlichkeit und Gründlichkeit, sowohl wo es sich um die Analyse der Werke wie der darin geschilderten Charaktere als auch wo es sich um die Eigenart der Tolstoischen Persönlichkeit handelt. In letzterer Hinsicht kommen dem Verf. seine persönlichen Beziehungen sehr zu gute, wie denn auch eine prächtige Photographie Tolstois mit eigenhändiger Widmung an Herrn Zabel vom 28. April 1894 das Buch schmückt. Ein zweiter Vorzug ist die treffliche Illustration, welche uns nicht blofs eine ganze Reihe Porträts Tolstois von den frühesten aus den Jugendtagen der Photographie bis zu solchen aus den jüngsten Jahren vorführt, sondern auch die anderer bedeutender zeitgenössischer Dichter Rufslands, die mit Tolstoi in Beziehung standen, ferner Ansichten von Jasnaja Poljana in reicher Auswahl und endlich Illustrationen zu den Novellen aus dem Kaukasus (nach den bekannten „Bildern aus dem Kaukasus“ von Horschelt) und zur Belagerung von Sewastopol. Noch in einem weiteren Punkte läfst sich ein wesentlicher Unterschied zwischen beiden Biographien feststellen: Zabel weist mit gröfserer Klarheit und Schärfe auf die wunden Punkte von Tolstois Lebensanschauungen hin, er zeigt, wie Tolstoi verneint, zerstört, ohne dafür etwas Brauchbares zu setzen. Demnach ist für alle jene, welche sich eingehender über Persönlichkeit und Werke des grofsen russischen Dichters unterrichten wollen, Zabels Buch sehr zu empfehlen.

Deutsch-Österreichische Literaturgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Dichtung in Österreich-Ungarn. Herausgegeben von J. W. Nagl und J. Zeidler. Schlufsband. 1 Lieferung (18. Lieferung des

Gesamtwerkes). Preis für die Lief. 1 M. Verlag von Carl Fromme, K. und K. Hofbuchdruckerei in Wien. 1901. — Ursprünglich war das vorliegende Werk auf einen Band berechnet; dieser würde jedoch bei der Fülle des Stoffes und der Ausführlichkeit der Darstellung einen allzugrofsen Umfang angenommen haben. Daher wurde der 1. Bd., welcher die Zeit von der Kolonisation bis auf Maria Theresia umfafst, schon vor längerer Zeit abgeschlossen. Derselbe umfafst nicht weniger als 836 Seiten mit 22 teils farbigen Beilagen und 122 Abbildungen im Texte. Der 2. Bd. soll nun die Zeit von der Kaiserin Maria Theresia bis zur Gegenwart, also die neueren und neuesten Zeitabschnitte umfassen, ebenfalls reich illustriert sein und keinesfalls mehr, eher weniger als 17 Lieferungen à 1 M. enthalten. Die gröfsere Wichtigkeit des im 2. Bd. behandelten Zeitraumes rechtfertigt dessen verhältnismäfsig grofsen Umfang. Der erste Teil war, wenn man absieht von dem verschiedenen Standpunkte der Beurteiler hinsichtlich der Frage, ob eine getrennte und selbständige Darstellung der österreichischen Dichtung berechtigt oder notwendig sei, durchweg als sorgfältig, gründlich und anregend, wenn auch manchmal zu sehr in Einzelheiten sich verlierend anerkannt worden. Nach dem vorliegenden 1. Heft verspricht der 2. Bd., welcher auch als abgeschlossenes Werk für sich betrachtet werden kann, Ähnliches. Professor Zeidler eröffnet das Heft mit einem gründlich und anregend geschriebenen Kapitel: Altösterreich: Das Jahrhundert von 1750 ca. bis 1848. Grundlagen und Epochen Altösterreichs. Aus einer Fülle von Einzelheiten politischer, historischer und literarischer Art sucht er ein Gesamtbild des Jahrhunderts von Maria Theresia bis auf Kaiser Franz I. zu gewinnen, welches den folgenden Einzelabschnitten des Werkes als Grundlage dienen soll. Dafs diese Fixierung des Begriffes Altösterreich zugleich auch eine schöne Schilderung Alt-Wiens einschliefst, ist fast selbstverständlich. Mit besonderer Wärme wird innerhalb dieser Ausführungen wieder das Bild der grofsen Herrscherin Maria Theresia gezeichnet, deren Briefe als eines der wertvollsten und anmutigsten Dokumente der deutsch-österreichischen Literatur charakterisiert werden. Der Schulreform unter der Regierung Maria Theresias durch Gerhard von Swieten, dessen Bildnis ebenso wie das der grofsen Kaiserin das Heft zieren, wird besonders gedacht, sodann werden die Zeiten Josephs II. geschildert u. s. w. Ein zweites Einleitungskapitel: „Österreichische Barocke und sächsische Sprachschule", gleichfalls von Professor Zeidler, hat Michael Denis zum Mittelpunkte, den bekannten Schüler und Nachahmer Klopstocks und seiner Richtung; sein Porträt findet sich gleichfalls in diesem Hefte.

Es wird allem Anschein nach auch der 2. Bd. des grofs angelegten Werkes das werden, was der erste bereits ist, nämlich eine wertvolle und inhaltreiche Ergänzung jeder allgemeinen deutschen Literaturgeschichte.

Geschichte der römischen Dichtung. Von Otto Ribbeck. II. Augusteisches Zeitalter. 2. durchgesehene Auflage. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger. 1900. VIII, 374 S. — Der Umfang dieser 2. nach dem Tode des Verfassers ans Licht getretenen Ausgabe des 2. Bandes ist durch Erweiterung des Registers um 2 Seiten gegenüber der ersten gewachsen. Der Gelehrte, der die Durchsicht übernommen, Ribbecks Leipiger Kollege C(urt). W(achsmuth)., hat sich im übrigen darauf beschränkt, die wenigen vom Verfasser bereits in sein Handexemplar eingetragenen Korrekturen und Zusätze in den Text einzufügen und an Stellen, wo Ribbeck nur einen Hinweis auf neuere Literaturerscheinungen angebracht hatte, dieselben nur dann ‚zur Berichtigung oder Bereicherung der bisherigen Darstellung des Buches' zu verwerten, wenn er dadurch der Intention des Verewigten zu entsprechen glaubte. So sind z. B. S. 78 f. Nordens Untersuchungen über Vergils Nekyia, S. 141 (Horaz) die Säcularakten, S. 183 f. die prahlerische Inschrift des Cornelius Gallus am Nilkatarakt bei Philae berücksichtigt. Dagegen ist auffälligerweise S. 23 f. von Marx' trefflicher Interpretation der 4. Ecloge Vergils kein Gebrauch gemacht. C. W.

Monographien zur deutschen Kulturgeschichte, herausgegeben von Georg Steinhausen. 5. Band.: Hans Bösch, Kinderleben in der deutschen Vergangenheit. Mit 149 Abbildungen und Beilagen nach den Originalen aus dem 15—18. Jahrh. 131 S. mit Inhaltsverzeichnis. Preis 4 M. Verlegt bei Eugen

Diederichs in Leipzig 1900. — Nachdem über die ersten Bände dieser neuen Sammlung von Monographien im vorigen Jahrgang unserer Blätter eingehender berichtet worden ist, mag es gestattet sein, daſs wir uns bezüglich der jüngst erschienenen Bände etwas kürzer fassen. Im fünften behandelt H. Bösch das Kinderleben in der deutschen Vergangenheit in einer von dem Plan der vorausgehenden Monographien abweichenden Weise. Das Thema verbot von selbst eine chronologische Einteilung, der Verfasser wählte sich daher als Richtpunkte die einzelnen Hauptmomente des Kinderlebens und gewann so folgende Abschnitte: 1. Geburt, 2. Taufe, 3. Erste Lebensjahre, 4. Erziehung im Hause, 5. Spielzeug und Spiele, 6. Fest- und Feiertage, 7. Schule, 8. Aus der Schule, 9. Uneheliche, arme und verwaiste Kinder, 9. Krankheiten und Tod. Innerhalb dieser einzelnen Kapitel wird in ungezwungener Weise alles beigebracht, was sich von den ältesten Zeiten bis an die Schwelle des 19. Jahrhunderts Interessantes zu dem Thema berichten läſst. Die kulturgeschichtliche Schilderung vermeidet jedes gelehrte Beiwerk, wiewohl man ihr die intime Kenntnis des Verf. wohl anmerkt; sie wird durch zahlreiche Zitate aus gleichzeitigen Briefen, Biographien etc. in wirkungsvoller Weise belebt, wobei Steinhausens Sammlung von Privatbriefen des Mittelalters sogar noch etwas ausgiebiger als es geschehen ist herangezogen sein könnte. — Die bildlichen Darstellungen, deren Sammlung, Anordnung und Bestimmung durch die Verlagsbuchhandlung erfolgte, sind durchweg sehr interessant, aber ihre Wiedergabe ist nicht immer deutlich genug, sie sind vielfach zu dunkel, so ist z. B. Abb. 22 Patenpfennig, nach einer Nürnberger Medaille beiderseits aufgenommen, völlig unkenntlich.

6. Band: Adolph Bartels, Der Bauer in der deutschen Vergangenheit. Mit 186 Abbildungen und Beilagen nach den Originalen aus dem 15—18. Jahrh. Verlegt bei Eugen Diederichs in Leipzig. 1900. 142 S. mit Inhaltsverzeichnis Preis 4 M. — Der Verf. des 6. Bandes, welcher den Bauern und seine Schicksale in der deutschen Vergangenheit schildern will, legt im ganzen wieder die chronologische Einteilung zu grunde. Einleitungsweise wird zwar die Entwicklung des Bauernstandes von der Urzeit an dargelegt (S. 6—33), aber naturgemäſs nimmt das Mittelalter und die Zeit der Bauernkriege den breitesten Raum ein. Selbstverständlich wird eine Durchschnittsentwicklung des deutschen Bauernstandes gegeben und zwar bis zu der Zeit, wo derselbe im Besitze einer gewissen relativen Freiheit die Höhe seiner Stellung im Mittelalter erreicht (13. Jahrhundert). Hier unterbricht der Verf. die chronologische Darstellung, um eine eingehende Schilderung des gesamten bäuerischen Lebens auf der Höhe des Mittelalters zu entwerfen (S. 33—82). Dann folgt ein besonders wichtiger Abschnitt: Vor und während des Bauernkrieges (S. 82—115), welcher zunächst die neuen Bedrückungen des Bauernstandes, so besonders durch die Fürstäbte zu Kempten schildert, welch letztere zu dem Aufstand von 1491 führten. Aber auch das Verhältnis des heruntergekommenen Ritterstandes und der Bürger zu den Bauern wird beleuchtet und genauer an Beispielen gezeigt, wie jetzt erst am Ausgange des Mittelalters der Bauer in der Literatur und der Kunst der Zeit eine Rolle zu spielen beginnt. Sodann folgt in groſsen Zügen eine Schilderung des groſsen Bauernkrieges von 1525, dessen Vorläufer kürzer abgemacht werden. Eingehendere Erzählung kann wegen des beschränkten Raumes nicht geboten werden: es wird hiefür auf Grimmelshausens Simplicissimus und auf Moscheroschs Soldatenleben verwiesen. Auf den groſsen Krieg folgte des deutschen Bauern trübste Zeit im 17. und 18. Jahrhundert (S. 115—138), insbesondere waren die Folgen des dreiſsigjährigen Krieges für den Bauernstand geradezu entsetzliche. Der Verf. zählt die Verdienste der preuſsischen Könige um den Bauernstand auf, namentlich Friedrich Wilhelm I. und Friedrich des Groſsen, gelangt zu dem Schlusse, daſs der deutsche Bauer dem 18. Jahrh., dem Zeitalter der Aufklärung, das auch ihm die Menschenwürde wieder gebracht hat, dankbar sein dürfe und schlieſst seine gehaltreichen Ausführungen mit einem Hinblick auf die neue Zeit (S. 138—142). Es verdient hervorgehoben zu werden, daſs in diesem Bande Wort und Bild in einem engeren Zusammenhang stehen wie im 5., da stets im Texte auf die einschlägigen Illustrationen verwiesen wird.

7. Band: Emil Reicke, Der Gelehrte in der deutschen Vergangenheit. Mit 130 Abbildungen und Beilagen nach den Originalen aus dem

15—18. Jahrh. Verlegt bei Eugen Diederichs in Leipzig 1900. 143 S. mit Inhaltsverzeichnis. Preis 4 M. — Auch hier ist die Einteilung chronologisch. Der Verf. berichtet kurz über die ersten Anfänge der literarischen Kultur in Deutschland, welche doch hauptsächlich auf die Missionsthätigkeit der irischen und angelsächsischen Mönche zurückzuführen sind, schildert die Karolingische Renaissance und führt uns dann im ersten gröfseren Abschnitt in die Zeit des früheren Mittelalters, wo der Gelehrte vorzugsweise Mönch war. Mit grofser Liebe wird die verdienstvolle Thätigkeit des gelehrten Mönchtums im einzelnen vorgeführt. Sodann begegnet uns der Gelehrte zur Zeit der Scholastik, die von Frankreich und Italien aus sich auch an die neuentstehenden deutschen Universitäten verbreitete. Der Bildungsinhalt des gelehrten Mittelalters in der Zeit der Scholastik einerseits, die Organisation der deutschen Universitäten, an denen sich jetzt erst ein besonderer Gelehrtenberuf entwickelte, andererseits erfahren eine eingehendere Schilderung. Die einzelnen Gelehrtenindividualitäten spielen jedoch erst in der folgenden Entwicklungsperiode: Der Gelehrte in der Zeit des Humanismus, eine gröfsere Rolle, weshalb uns auch hier mehr Namen und biographische Einzelheiten begegnen. Zwischen den sogenannten Poeten und den soliden Humanisten (Erasmus!) wird genau unterschieden. Vor allem aber weist der Verf. ausführlich auf den Einflufs hin, welchen die Reformation auf das deutsche Gelehrtenwesen genommen hat. Ihr Produkt ist der Gelehrte der Zeit der Streittheologie. Der Verf. steht bei seiner Schilderung auf dem Standpunkt des Protestantismus, ist aber in anerkennenswerter Weise bemüht, beiden Konfessionen gerecht zu werden und verschweigt es niemals, wenn bei den Anhängern der neuen Lehre Schattenseiten in Bezug auf das Gelehrtentum zu bemerken sind. Der letzte Abschnitt ist betitelt: Der Gelehrte nach dem dreifsigjährigen Kriege bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts. Es verdient besonders darauf hingewiesen zu werden, dafs der Einflufs des verderblichen dreifsigjährigen Krieges auf unser Gebiet vom Verf. nicht so schrecklich hingestellt wird, als dies gemeiniglich geschieht. Die innere und äufsere Wandlung des deutschen Gelehrten in der Zeit der Begründung der wissenschaftlichen Institute, der gelehrten Gesellschaften und gelehrten Zeitschriften wird uns genauer vorgeführt. Überall zeigt der Verf., dafs seine kulturhistorische Monographie allgemein verständlich gehalten sein will; denn die Sprache ist klar und korrekt, alles gelehrte Beiwerk ist vermieden, aber eine Bemerkung möchte ich doch nicht unterdrücken: wiederholt läfst der Verf. einzelnen bedeutungsvollen Sätzen den Namen des Autors, dem er die Behauptung entnimmt, in Klammern folgen z. B. (Geiger), (Paulsen). Welchen Wert hat das? Besser würde doch schon am Anfange oder am Ende der Monographie ein knappes Verzeichnis der Literatur stehen, auf die der Verf. teilweise sich stützt. Etwas Mifsliches haben auch die wiederholten Verweisungen auf entweder bereits erschienene oder demnächst erscheinende Bände dieser Monographien zur deutschen Kulturgeschichte, z. B. der Student, der Lehrer, der Richter, der Kaufmann; denn diese Verweisungen würden voraussetzen, dafs sich jeder Leser im Besitze sämtlicher Bände der Sammlung befindet. J. M.

Adolf Philippi, Kunstgeschichtliche Einzeldarstellungen. Fünfter Band. Der ganzen Folge Nr. 12. Rubens und die Flamländer. IX und 230 S., mit 152 Abbildungen im Text. Preis broch. 4,50 M. Leipzig und Berlin. Verlag von E. A. Seemann. 1900.

Derselbe. Sechster Band. Erstes Buch. Der ganzen Folge Nr. 13. Die Blüte der Malerei in Holland. I. Franz Hals, Rembrandt und ihr Kreis. VIII. und 240 S., mit 175 Abbildungen im Text. Preis broch. 5 M. Leipzig und Berlin, Verlag von E. A. Seemann 1901. — Nach einer besonders lesenswerten Einleitung legt der Verf. zunächst die Gründe dar, weshalb in den Niederlanden die Malerei als Hauptkunst erscheint, und findet alsdann den Hauptunterschied wieder zwischen der vlämischen und holländischen Malerei in ihrem Verhalten zu dem romanischen Geiste und der italienischen Renaissance; da für deren Einflufs auf die Flamländer auch ihre äufsere Geschichte mafsgebend ist, so wird diese in gedrungener Kürze, aber klar und bestimmt skizziert. Da aber erst Rubens infolge seiner Natur und seines längeren Aufenthaltes in Italien die Einflüsse der Renaissance so zu verwerten versteht, dafs sie mit dem vlämischen Geist einen

höheren Zusammenklang gibt, so kann die Periode vor Rubens nur ganz kurz behandelt werden; nur die Würdigung der Eigenart Pieter Brueghels und seiner Söhne, besonders des Sammetbrueghels wegen seiner Bedeutung vor Rubens Rückkehr aus Italien und seiner Freundschaft mit diesem nimmt einen etwas breiteren Raum ein. Rubens selbst umfafst S. 32—131, so dafs, wie Philippi einleitungsweise bemerkt, bei dieser ausführlichen Behandlung auch diejenigen zufrieden sein werden, die gerne etwas „vermissen". Dabei wird jedoch alles vermieden, was einer Monographie über Rubens gleichkommen könnte. Die notwendigen biographischen und chronologischen Angaben sind S. 32/33 kurz vorausgeschickt. Alsdann wird für die überreiche Fülle des Stoffes eine praktische Einteilung gefunden: 1. Erster Stil nach den Reisen in Italien und Spanien seit 1609: die frühen Kirchenbilder. 2. Zweiter Stil seit den neuen Reisen von 1621 an (Paris—Spanien—England): dekorative Malerei; spätere Kirchenbilder. 3. Letzter Stil seit 1630 (Vermählung mit Helene Fourment): Genrebilder, Landschaften. Die Bildnisse seiner Angehörigen sind bei den einzelnen Lebensabschnitten eingereiht. Aber trotz der reichhaltigen Angaben in Wort und Bild „vermissen" wir doch ein ganz hervorragendes eigenhändiges Gemälde von Rubens, welches unter „Mythologische Bilder" hätte genannt und auch reproduziert werden sollen: Das prächtige „Bad der Diana", einst im Besitze Richelieus, bis vor kurzem in der Sammlung Martin Schubart in München und bei deren Versteigerung um hohen Preis in eine auswärtige Galerie gelangt (cf. z. B. Klassischer Bilderschatz Nr. 970). Im übrigen wird Rubens als der erste moderne Maler charakterisiert, zu dem ihn die glückliche Verbindung von germanischem Sinn und Wesen und von italienischer Renaissance gemacht hat; er ist der erste wirkliche Grofsmaler des Nordens, dessen Altarblätter insbesondere zum erstenmale zeigen, was monumentale Malerei ist; er schafft eine neue Gattung, das Tierbild, übertrifft im Stillleben selbst die besten Spezialisten und hat vom weltlichen Genrebild köstliche Proben gegeben, dazu seine Produktivität: sein Lebenswerk besteht aus fast 1500 Bildern und wie Raffael sammelte er eine ganze Schar von Kupferstechern um sich. Dafs auch die glänzende äufsere Stellung, welche Rubens wirklich zum Fürsten der Maler macht, gebührend hervorgehoben wird, ist selbstverständlich. Neben Rubens werden sodann die übrigen Antwerpener Grofsmaler genauer geschildert, besonders ausführlich Cornelius de Vos und der kernige, derbe, aber ebendeshalb meist nicht gewürdigte Jakob Jordaens; sodann folgt Antonius van Dyck, das einzige wirkliche Talent unter Rubens Schülern, aber vom Bildnis abgesehen, doch diesem gegenüber auf einen kleinen Stoffkreis beschränkt (S. 147—187); der Verf. bezeichnet ihn als den glänzendsten Vertreter des religiösen Genrebildes, mifst auch seinen Bildnissen aus der Antwerpener Zeit unmittelbar nach dem italienischen Aufenthalt grofsen Wert bei, geht jedoch mit den englischen Bildnissen (an 300!), die zum grofsen Teil Werkstattarbeiten sind, scharf ins Gericht. Kürzer werden endlich die vlämischen Sittenschilderer behandelt, aber die Darstellung der Bedeutung des früher arg überschätzten David Teniers und seines Verhältnisses zu dem viel originelleren Adriaen Brouwer wird jeder mit dem gröfsten Interesse lesen.

Von dem VI. Bande, der die holländische Malerei behandelt, ist einstweilen das 1. Buch, Franz Hals, Rembrandt und ihr Kreis, erschienen; das 2. Buch, etwa 12 Bogen stark, welches die Holländischen Landschafter und Kabinettsmaler behandelt, soll noch im Laufe dieses Jahres ausgegeben werden. Die Darstellung der Geschichte der Malerei in den nördlichen Niederlanden bot dem Verf. ungleich gröfsere Schwierigkeiten als die in den südlichen, wo nur 2 Kunstcentren, Antwerpen und Brüssel, und der alle anderen Künstler überragendeRubens zu charakterisieren waren. Wenn es dem Verf. trotzdem gelungen ist, trotz des reichen, verwirrenden Materials seiner Darstellung Klarheit und Übersichtlichkeit zu verleihen, so ist das als ein besonderer Vorzug seines Werkes zu begrüfsen. Auch hier zeigt uns eine kurze aber inhaltreiche Einleitung die Grundlagen der Holländischen Malerei: sie beginnt mit der Losreifsung von Spanien und damit von der romanischen Renaissance in Belgien, das reformirte Bekenntnis unterdrückte das Kirchenbild und eine ereignisreiche nationale Geschichte sorgte für den Inhalt der Kunst. Die Gegenstände dieser Malerei sind die Landschaft, das Porträt und das einheimische Sittenbild. Ungeheuer ist die Zahl der Maler und auf viele Städte verteilt sich ihr Wirken; denn sie wandern und

wechseln den Aufenthalt. Die Städte, die an der Entwickelung der neuen Malerei teilnehmen, sind Dordrecht, Rotterdam, Delft, Haag, Haarlem, Leyden und Amsterdam, während Utrecht die ältere Richtung weiter pflegte. Es wird nun zunächst die Kunst dieser Städte genauer charakterisiert, aber dann folgt die Betrachtung nach Gattungen und zwar zunächst: Das nationale Bündnis und das Gruppenbild (Franz Hals). In diesem Abschnitt werden auch die vier Regenten- und Schützenstücke Rembrandts behandelt; Bartholomäus van der Helft und vor allem natürlich Franz Hals nehmen hier den Hauptraum ein; auch die beiden Ostade und ganz besonders Terborch sind hier gewürdigt. Das 3. Kapitel: Rembrandt und die Seinen ist ganz dem gröfsten holländischen Maler gewidmet, dessen Vorgänger und Schüler nebenbei genannt und charakterisiert werden.

Auch diese beiden Teile des Philippischen Gesamtwerkes gewähren dem Freunde der Kunst und Kunstgeschichte einen hohen Genufs, einmal wegen der Fülle von Anregung und Belehrung, die sie bieten — denn der Verf. geht oft seinen eigenen Weg und tritt der landläufigen Meinung mit guten Gründen entgegen und dann wegen der eigenartigen Form, in die das Gebotene gekleidet ist; denn diese, stets ruhig und klar, frei von unnötiger Gelehrsamkeit, wirkt nie ermüdend, im Gegenteil, sie weckt Lust und Freude, aus dem Inhalt des Werkes zu lernen.

Diercke, Schulatlas für höhere Lehranstalten. Bearbeitet und herausgegeben von C. Diercke und E. Gäbler. 37. Auflage. Revision von 1900. 159 Haupt- und 156 Nebenkarten. Braunschweig. Georg Westermann 1901. — Nachdem dieses anerkannt vorzügliche Lehrmittel bereits in 37. Auflage vorliegt und auch in unseren Blättern wiederholt darauf aufmerksam gemacht wurde, genügt es hier, darauf hinzuweisen, dafs die letzten Auflagen abermals als vermehrte bezeichnet werden können. Neu hinzugekommen ist an Hauptkarten eine aus drei Blatt bestehende Karte der Vegetationsgebiete und Meeresströmungen; ebenso erscheint die Karte über Kolonialbesitz und Weltverkehr jetzt auf drei Blatt, wesentlich vergröfsert und selbstverständlich auch genau verbessert und ergänzt; anstatt des Nebenkärtchens von Bombay und Umgegend erscheint jetzt ein solches der Kiautschou-Bucht und Umgegend. Aufserdem erscheint eine ganze Reihe von Hauptkarten wesentlich klarer und schärfer in der Zeichnung und Kolorierung, kurz auch diese neue Auflage wird dem auch an unseren Gymnasien längst eingebürgerten vortrefflichen Lehrmittel noch mehr Freunde und noch weitere Verbreitung verschaffen.

Nieberdings Schulgeographie. Bearbeitet von Wilhelm Richter. 23. Auflage. Paderborn. Druck und Verlag von Ferdinand Schöningh. 1900. — Über Einrichtung und Lehrziele des für norddeutsche Verhältnisse bestimmten Nieberding-Richterschen Buchs ist in diesen Blättern schon zweimal berichtet worden; es darf daher mit Bezugnahme auf die frühern Besprechungen von neuerlichem Eingehen Abstand genommen werden, umsomehr als eine wesentliche Änderung nicht vorgenommen wurde. Die neue Auflage beschränkte sich auf die durch den Fortschritt der Wissenschaft notwendig gewordenen Ergänzungen.

Otto Hübners Geographisch-statistische Tabellen aller Länder der Erde. 49. Ausgabe für das Jahr 1900. Herausgegeben von Prof. Dr. v. Juraschek. Verlag von Heinrich Keller in Frankfurt. Preis Mk. 1.20. — Schon wiederholt haben wir über diese Tabellen in diesen Blättern Bericht erstattet und die grofse Zuverlässigkeit derselben hervorgehoben. Es genügt daher, wenn wir uns diesmal darauf beschränken zu erwähnen, dafs in diesem Jahrgange die Veränderungen berücksichtigt sind, die der Kolonialbesitz des Deutschen Reiches sowie der Vereinigten Staaten von Amerika in neuester Zeit erfahren hat. Ganz neu ist eine Tabelle der Weltproduktion von Weizen, Roggen, Gerste, Hafer, Mais und des Welthandels mit Getreide und Mehl, ferner eine Tabelle der Lebensmittelpreise in Deutschland, England und Amerika in den jüngsten Jahren.

VI. Abteilung.

Miszellen.

Programme

der Kgl. Bayer. humanistischen Gymnasien und Progymnasien 1900/1901.

(Format durchaus 8°; die Seitenzahl ist beigedruckt.)

Amberg: Dr. Wilh. Schnupp, K. Gymnasiallehrer, Zur Auffassung und Erklärung des Dramatischen. 34 S. — Ansbach: Rudolf Rast, Gymnasialassistent, Die bayrische Politik in den Jahren 1840—1845. 1. Kapitel: Die bayrisch-französische Konferenz in Einsiedeln. 27. S — Aschaffenburg: Franz Spiringer, K. Gymnasiallehrer, Zur Geschichte des Aschaffenburger höheren Unterrichtswesens. I. Das Aschaffenburger Gymnasium unter Leitung des Jesuitenordens 1620—1773. 52 S. — Augsburg: a) Gymn. St. Anna: Dr. Jakob Friedrich, K. Gymnasialprof., Eine Ferienreise nach Grenoble (1899). 82 S.; b) Gymn. St. Stephan: P. Plazidus Glogger, O. S. B., Das Leidener Glossar Cod. Voss. lat. 4°. 69 S.; [c) Realgymn.: Ludw. Simmet, K. Gymnasialprof., Die Reichsstadt Augsburg in der ersten Hälfte des 30jährigen Krieges. 30 S.] — Bamberg: a) Altes Gymn.: Hans Probst, K. Gymnasialprof., Über den deutschen Märchenstil. 28 S.; — b) Neues Gymn.: Anton Jäcklein, K. Gymnasialprof., Hugo von Trimberg, Verfasser einer „Vita Mariae rhythmica". 47 S. — Bayreuth: Joh. Friedr. Lederer, K. Gymnasiallehrer; Fragmentum indicis in C. Julii Solini collectanea rerum memorabilium. Conscripsit J. F. Lederer. C — Continuus. 90 S. — Burghausen: F. Ramsauer, K. Gymnasiallehrer, Die Alpen in der griechischen und römischen Literatur. 71 S. — Dillingen: J. Harbauer, K. Gymnasiallehrer, Katalog der Merowingischen Altertümer von Schertzheim im bayerischen Schwaben. 62 S. I. Teil: Mit vier Tafeln Abbildungen. — Eichstätt: Dr. Arnold Pischinger, K. Gymnasiallehrer, Der Vogelgesang bei den griechischen Dichtern des klassischen Altertums. Ein Beitrag zur Würdigung des Naturgefühles der antiken Poesie. 108 S. — Erlangen: Christian Künneth, K. Gymnasialprof., Der pseudohesiodeische Heraklesschild, sprachlich-kritisch untersucht. I. Teil. 41 S. — Freising: Frz. Schülein, K. Gymnasiallehrer, Untersuchungen über des Posidonius Schrift περὶ Ὠκεανοῦ (Geographischer Teil). II. 99 S. — Fürth: Friedrich Vogel, K. Gymnasialprof., Analecta. I. Aus griechischen Schriftstellern. 56 S. — Günzburg: Dr. Peter Huber, Gymnasialassistent, Achaica. 44 S. — Hof: Dr. Gg. Helmreich, K. Gymnasialrektor, Galenus de optima corporis constitutione. Idem de bono habitu. Ad codices primum collatos recensuit G. H. 40 S. — Ingolstadt: Jos. Bleicher, K. Gymnasialprofessor, Schulflora von Ingolstadt und Umgebung. Anleitung zur Bestimmung der meisten wild wachsenden Samenpflanzen. II. Teil. 87 S. — Kaiserslautern: Dr. J. B. Sturm, K. Gymnasialprof., Biographisches über Plato aus dem cod. Vatican. graecus 1898 und die Isagoge des Albinus auf Grund derselben Handschrift herausgegeben. 43 S. — Kempten: Dr. A. Huber, Gymnasialassistent, Die poetische Bearbeitung der Vita S. Martini des Sulpicius Severus durch Paulinus von Perigeux. 40 S. — Landau: David Wollner, K. Gymnasialprof., Die auf das Kriegswesen bezüglichen Stellen bei Plautus und Terentius. Ein Beitrag zur Beurteilung des Plautus als Dichter. II. Teil, 1. Abschnitt, S. 61—100. — Landshut: Dr. Karl Geiger, K. Gymnasialprof., Eine neue Lösung und die Geschichte der Aufgabe: „Ein Sehnenviereck aus seinen Seiten zu konstruieren". 38 S. mit 22 Figuren. — Ludwigshafen a. Rh.: Heinrich Büttner, K. Gymnasiallehrer, Das Participium bei Cornelius Nepos dargestellt nach der induktiven Methode. 36 S. — Metten: P. Bernhard Ponschab, O. S. B.,

Geschichte des humanistischen Gymnasiums im Benediktinerstift Metten. 72 S. mit zwei Plänen und zwei Porträttafeln. — München: a) Ludwigsgymnasium: Dr. Fr. Ohlenschlager, K. Gymnasialrektor: Die temporale Verwendung der Formen des Zeitwortes. 29 S.; b) Luitpoldgymnasium: Dr. Aug. Heisenberg, K. Gymnasiallehrer, Analecta. Mitteilungen aus italienischen Handschriften byzantinischer Chronographen. 45 S.; c) Maxgymnasium: Dr. Jos. Kögel, K. geistl. Rat und Gymnasialprof., Geschichte der St. Kajetanshofkirche, der Theatiner und des K. Hofstiftes in München. 36 S.; d) Theresiengymnasium: Dr. Max Hergt, K. Gymnasialprof., Beiträge zur Geschichte des deutschen Unterrichts an den humanistischen Gymnasien des Königreichs Bayern. II. Teil. 64 S.; e) Wilhelmsgymnasium: Friedr. Ernst, Gymnasialassistent, Der Lyriker und der Metriker Caesius Bassus. 38 S. — Münnerstadt: Dr. A. Kübler, K. Gymnasiallehrer, Berg- und Flurnamen der Gemeinde Chamonix gesammelt und erklärt. Ein Beitrag zur Kenntnis des Francoprovencalischen. 54 S. — Neuburg: J. Schnetz, Gymnasialassistent, Ein Kritiker des Valerius Maximus im neunten Jahrhundert. 56 S. — Nürnberg: a) Altes Gymn.: Dr. Wilh. Ebrard, K. Gymnasialprof., Allitterierende Wortverbindungen bei Goethe. 2. Teil. 31 S.; b) Neues Gymnasium: Dr. Otto Stählin, K. Gymnasiallehrer, Clemens Alexandrinus und die Septuaginta. 77 S.; [c) Realgymnasium: Dr. Paul Joachimsohn, K. Gymnasiallehrer, Bernhard von Kraiburg. 36 S.]. — Passau: Franz Binhack, K. Gymnasialprof., Skizzen aus der Altertums-, Literatur- und Volkskunde. 55 S. — Regensburg: a) Altes Gymnasium: Jos. Lirk, K. Gymnasiallehrer, Vaterländische Sagen im Unterrichte der unteren Gymnasialklassen. 51 S.; b) Neues Gymnasium: Dr. Karl Meiser, K. Gymnasialrektor, Über Platons Euthyphron. 34 S. — Rosenheim: Dr. J. Schäfler, K. Gymnasialprof., Römische Herbsttage (1899). Reiseerinnerungen und Tagebuchblätter. 54 S. — Schweinfurt: Oskar Krenzer, K. Gymnasialprof., Regesten des Bamberger Bischofs Heinrich I. von Bilversheim (1242—1257). 44 S. — Speier: Heinrich Wieleitner, K. Gymnasiallehrer, Über die Flächen dritter Ordnung mit Ovalpunkten. 44 S. mit Figurentafel. — Straubing: A. Lommer, K. Gymnasialprof., Homeri ludos funebres quomodo recentiores epici Graeci et Latini imitati sint. 54 S. — Würzburg: a) Altes Gymnasium: Dr. Joh. Clemens Hufslein, K. Gymnasiallehrer, Flavio Biondo als Geograph des Frühhumanismus. 61 S.; b) Neues Gymnasium: Dr. Adam Schwind, K. Gymnasiallehrer, Über das Recht bei Terenz. 84 S.; [c) Realgymnasium: Dr. Heinrich Middendorf, K. Gymnasiallehrer, Altenglische Flurnamen nach den altenglischen Urkunden vom siebenten bis zum elften Jahrhundert. II. Teil. S. 75—156]. — Zweibrücken: Dr. Karl Manger, K. Gymnasiallehrer, Die französischen Bearbeitungen der Legende der hl. Katharina von Alexandrien. 40 S.

Frankenthal: H. Roppenecker, K. Gymnasiallehrer, Zur plautinischen Metrik und Rhythmik. I. Teil. 36 S. — Kitzingen: Karl Hermann Kern, K. Rektor des Progymnasiums, Schwäbische Schulordnung vom Jahre 1543 und ihre Beziehungen zu der Württemberger Schulordnung 1559. 76 S. — Schäftlarn: Dr. Anton Gruber, Gymnasialassistent, Studien zu Pacianus von Barcelona.

Thurnau: Heinrich Geidel, Subrektor der städtischen Lateinschule, Thurnau vor 200 Jahren. Mit einem Anhang: Thurnau während des dreifsigjährigen Krieges. 38 S.

Prüfungskommissäre

wurden im verflossenen Schuljahre 1900/1901 vom hohen Kgl. Staatsministerium entsendet:

a) zur Abhaltung der mündlichen Absolutorialprüfung an folgende 18 Gymnasien: 1. Amberg: Dr. Thomas Stangl, Kgl. a. o. Universitätsprofessor in Würzburg; 2. Augsburg, St. Stephan: Dr. Eilhard Wiedemann, Kgl. o. o. Universitätsprofessor in Erlangen; 3. Bamberg, Altes Gymnasium und 4. Bamberg, Neues Gymnasium: Dr. Elias Steinmeyer, Kgl. o. o. Universitätsprofessor in Erlangen; 5. Burghausen: Oberstudienrat Dr. Wolfgang Markhauser, Kgl. Gymnasialrektor in München, Mitglied des obersten Schulrates; 6. Erlangen: Dr. Wilhelm Hefs, Kgl. o. Lyzealprofessor in Bamberg; 7. Kempten: Dr. Ferdinand Heerdegen, Kgl. a. o. Universitätsprofessor in Erlangen; 8. München, Luitpoldgymnasium

und 9. München, Maximiliansgymnasium, Geheimrat Dr. Iwan von Müller, Kgl. o. o. Universitätsprofessor in München; 10. München, Wilhelmsgymnasium, Dr. Walther von Dyck, Kgl. Direktor der technischen Hochschule, Mitglied des obersten Schulrates; 11. Neuburg: Dr. Aug. Luchs, Kgl. o. o. Universitätsprofessor in Erlangen; 12. Nürnberg, Altes Gymnasium: Dr. Oskar Brenner, K. o. o. Universitätsprofessor in Würzburg; 13. Nürnberg, Neues Gymnasium: Joh. Gerstenäcker, Kgl. Gymnasialrektor in Regensburg, Mitglied des obersten Schulrates; 14. Passau: Oberstudienrat Dr. Nikolaus Wecklein, Kgl. Gymnasialrektor in München, Mitglied des obersten Schulrates; 15. Regensburg, Altes Gymnasium: Dr. Carl Weyman, Kgl. a. o. Universitätsprofessor in München; 16. Schweinfurt: Dr. Georg von Orterer, Kgl. Gymnasialrektor in Eichstätt, Mitglied des obersten Schulrates; 17. Würzburg, Altes Gymnasium: Oberstudienrat Dr. Bernhard von Arnold, Kgl. Gymnasialrektor in München, Mitglied des obersten Schulrates; 18. Zweibrücken: Dr. Adolf Römer, Kgl. o. o. Universitätsprofessor in Erlangen.

b) zur Abhaltung der mündlichen Abgangsprüfung an sämtliche Progymnasien und zwar dieselben Herren wie im Vorjahre (vgl. Blätter 1900 S. 779), nur in Donauwörth für Gymnasialrektor Pflügl in Dillingen Gymnasialprof. Gröbl in Dillingen.

Frequenz

der humanistischen Gymnasien, Progymnasien und isolierten Lateinschulen des Königreiches Bayern am Schlusse des Schuljahres 1900/1901.

1. Humanistische Gymnasien.

Gymnasium	heurige Frequenz	Zu- oder Abnahme gegen das Vorjahr	Gymnasium	heurige Frequenz	Zu- oder Abnahme gegen das Vorjahr
1. München, Luitpoldg.	827	–43	23. Bayreuth	345	– 2
2. München, Maxgymn.	704	+ 24	24. Augsburg, St. Anna	323	+ 9
3. Würzburg, Neues G.	642	–18	25. Landau	319	+ 6
4. München, Wilhelmsg.	636	–18	26. Burghausen	314	–12
5. Regensburg, Altes G.	612	+15	27. Bamberg, Altes G.	304	–12
6. Passau	582	–43	27. Kempten	304	– 7
7. München, Theresieng.	569	–20	29. Kaiserslautern	292	–13
8. München, Ludwigsg.	539	+28	30. Eichstätt	283	–18
9. Bamberg, Neues G.	487	+ 3	31. Neuburg	270	+ 1
10. Dillingen	483	– 1	32. Münnerstadt	260	– 1
11. Regensburg, Neues G.	480	+32	33. Rosenheim	258	+ 8
12. Augsburg, St. Stephan	477	–32	34. Erlangen	250	+ 2
13. Nürnberg, Neues G.	455	+31	35. Ansbach	242	–27
14. Nürnberg, Altes G.	448	+29	36. Fürth	236	0
15. Würzburg, Altes G.	418	+63	37. Ludwigshafen a. Rh.	225	+33
16. Freising	402	– 6	38. Hof	221	–31
17. Landshut	393	+ 9	39. Ingolstadt	217	+38
18. Speyer	366	0	40. Neustadt a. H.	205	+12
19. Amberg	364	– 5	41. Zweibrücken	200	– 8
20. Aschaffenburg	358	–51	42. Schweinfurt	194	–11
21. Metten	348	– 4	43. Günzburg (7 Kl.)	142	0
22. Straubing	347	+10			

Gesamtfrequenz der 43 humanistischen Gymnasien am Schlusse des Schuljahres 1900/1901 16341 Schüler gegen 16229 Schüler am Schlusse des Schuljahres 1899/1900, wo Günzburg noch Progymnasium war, mithin eine Zunnahme der Frequenz um 112 Schüler.

2. Progymnasien.

Progymnasium	heurige Frequenz	Zu- oder Abnahme gegen das Vorjahr	Progymnasium	heurige Frequenz	Zu- oder Abnahme gegen das Vorjahr
1. Schäftlarn	153	+ 3	14. Öttingen	87	— 5
2. Donauwörth	142	— 1	14. Uffenheim	87	+ 13
3. Frankenthal	127	— 4	16. Wunsiedel	82	+ 10
4. St. Ingbert	125	+ 8	17. Bergzabern	75	+ 4
5. Dürkheim	120	+ 4	18. Schwabach	72	— 3
6. Grünstadt	112	+ 5	19. Germersheim	66	— 8
6. Pirmasens	112	+ 10	19. Kitzingen	66	+ 1
8. Edenkoben	110	0	19. Neustadt a. A.	66	+ 5
9. Lohr	109	— 4	22. Kusel	62	0
10. Weissenburg a. S.	104	— 19	23. Nördlingen	54	— 9
11. Windsbach	98	— 3	23. Windsheim	54	+ 4
12. Memmingen	95	— 11	25. Dinkelsbühl	53	— 2
13. Rothenburg o. T.	88	— 4	26. Kirchheimbolanden	39	+ 1

Gesamtfrequenz der 26 Progymnasien am Schlusse des Schuljahres 1900/1901 2358 Schüler gegen 2461 am Schlusse des Schuljahres 1899/1900, wo Günzburg noch Progymn. war, mithin eine Abnahme der Frequenz um 103 Schüler.

3. Lateinschulen.

Lateinschulen	heurige Frequenz	Zu- oder Abnahme gegen das Vorjahr	Lateinschulen	heurige Frequenz	Zu- oder Abnahme gegen das Vorjahr
1. Scheyern	177	— 4	11. Annweiler (4 Kl.)	22	— 22
2. Forchheim (3 Kl.)	85	+ 36	12. Feuchtwangen (3 Kl.)	18	— 3
3. Miltenberg	76	+ 5	13. Hersbruck (3 Kl.)	15	+ 5
4. Homburg	65	0	14. Wallerstein (2 Kl.) (Privatlateinschule)	10	+ 1
5. Blieskastel	59	+ 2	15. Amorbach (3 Kl.) (Privatlateinschule)	9	— 1
6. Landstuhl	55	+ 7	16. Thurnau (2 Kl.) (Privatlateinschule)	5	0
7. Winnweiler	51	+ 19			
8. Haſsfurt	46	0			
9. Hammelburg	38	— 8			
10. Lindau	37	0			

Hiezu Realschulen mit Lateinklassen:

1. Kissingen (3 Kl.) . . . 14 (in 2 Kl.)
2. Kulmbach (3 Kl.) . . . 8 (in 1 Kl.)
3. Traunstein (4 Kl.) . . . 62
4. Weiden (3 Kl.) 34

Gesamtfrequenz der 16 Lateinschulen und der Realschulen mit Lateinklassen 886 Schüler gegen 731 am Schlusse des Schuljahres 1899/1900, mithin eine Zunahme der Frequenz um 155 Schüler (im vorigen Jahre waren die Lateinschüler an den Realschulen nicht gezählt worden).

Gesamtfrequenz der humanistischen Anstalten des Königreiches am Schlusse des Schuljahres 1900/1901 19585 Schüler gegen 19421 Schüler am Schlusse des Schuljahres 1899/1900, mithin eine Zunahme der Frequenz um 164 Schüler.

Frequenz der Realgymnasien.

1. Augsburg . . . . 138 (im Vorjahre 149)
2. München . . . . 264 („ „ 255)
3. Nürnberg (7 Klassen: 1. u. 4.—9.) . 426 („ „ 274)
4. Würzburg . . . . 131 („ „ 123)

Summa 959 (im Vorjahre 801)

Zunahme der Frequenz um 158 Schüler.

Übersicht[1])

über die von den Abiturienten der humanistischen Gymnasien Bayerns 1901 gewählten Berufsarten.

Gymnasium	Theologie	Jurisprudenz	Medizin	Klassische Philologie	Neuere Sprachen	Mathematik	Techn. Fächer	Militär (Marine)	Forstwesen	Bergwesen	Zollw. u. mittl. Finanzdienst	Archivwesen u. Geschichte	Kunst	Baufach	Chemie u. Naturw.	Kaufmannsstand	Verschiedenes	Gesamtzahl
1. Amberg	4	8	2	—	—	2	—	2	—	—	4	—	—	1	—	—	3	26
2. Ansbach	2	7	1	5	4	3	3	1	1	1	6	—	—	—	—	—	3	37
3. Aschaffenburg	6	5	2	1	—	—	3	—	—	1	4	2	—	2	—	—	1	27
4. Augsburg (St. Anna)	3	9	1	1	—	1	3	1	1	—	—	—	—	—	—	—	2	22
5. Augsburg (St. Stephan)	7	14	—	—	—	2	2	1	—	—	1	—	—	—	1	—	—	28
6. Bamberg A.	2	4	1	5	—	1	5	—	1	—	—	—	—	—	—	—	1	20
7. Bamberg N.	11	5	3	3	1	1	—	3	1	—	1	—	—	—	—	—	1	30
8. Bayreuth	—	5	—	4	1	1	4	6	1	—	—	—	—	—	—	—	1	23
9. Burghausen	10	4	1	—	—	—	1	—	1	—	—	—	—	3	—	—	2	22
10. Dillingen	28	4	2	—	—	1	—	1	1	—	2	—	—	2	—	—	7	48
11. Eichstätt	15	1	1	2	1	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	2	23
12. Erlangen	5	10	7	—	1	1	1	1	—	—	—	—	—	—	4	—	—	30
13. Freising	38	1	2	2	1	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	1	46
14. Fürth	—	3	3	—	—	1	—	3	—	—	—	—	1	—	—	1	—	12
15. Hof	2	3	2	—	—	—	1	3	—	—	2	—	—	2	1	1	—	17
16. Ingolstadt	2	3	1	—	1	—	2	1	1	—	—	—	—	—	—	—	1	12
17. Kaiserslautern	2	9	2	—	1	1	2	2	—	—	—	—	—	—	1	3	—	23
18. Kempten	13	5	2	3	—	—	6	5	1	—	—	—	—	—	—	—	—	35
19. Landau	—	4	5	3	1	2	3	1	—	1	6	—	—	—	—	—	—	26
20. Landshut	6	2	2	1	—	—	2	1	—	—	1	—	—	—	—	—	—	15
21. Ludwigshafen a/Rh.	2	5	1	—	—	—	2	1	1	—	—	—	—	—	—	1	—	13
22. Metten	12	1	—	—	—	—	5	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	19
23. München, Ldw.	2	14	5	1	—	1	4	5	—	—	1	1	—	—	3	1	3	41
24. „ , Ltp.	4	11	4	4	4	1	12	11	1	1	1	2	–	1	—	2	3	62
25. „ , M.	3	9	6	1	—	—	9	3	—	—	2	—	—	—	3	3	—	39
26. „ , Th.	1	7	2	—	—	—	4	6	—	1	—	—	—	1	3	—	1	26
27. „ , W.	4	11	7	2	1	1	6	10	1	1	1	—	2	3	1	—	—	51
28. Münnerstadt	10	8	3	1	—	—	3	2	—	—	—	—	—	—	—	—	—	27
29. Neuburg	2	4	2	2	3	—	5	3	—	—	3	—	1	—	—	—	2	27
30. Neustadt a. H.	2	5	4	1	—	—	2	3	—	—	—	—	—	—	—	—	—	17
31. Nürnberg A.	1	11	2	3	—	—	4	—	—	—	—	3	—	—	3	—	—	27
32. Nürnberg N.	3	6	3	1	—	1	2	2	—	—	—	—	—	1	—	—	—	19
33. Passau	33	7	6	—	—	—	3	4	—	—	2	—	—	—	1	—	—	56
34. Regensburg, A.	29	9	1	3	3	—	1	2	4	—	1	—	—	3	1	—	4	61
35. Regensburg, N.	3	4	2	1	2	1	2	1	1	—	1	—	1	2	—	—	—	21
36. Rosenheim	4	4	2	—	2	2	1	1	—	—	—	—	—	—	1	—	1	18
37. Schweinfurt	2	5	—	1	—	—	—	2	1	—	—	—	—	—	—	—	—	11
38. Speyer	10	9	3	1	—	—	6	5	1	—	1	2	—	—	1	—	—	39
39. Straubing	8	1	2	1	3	—	2	—	—	—	2	—	—	1	—	—	1	21
40. Würzburg A.	6	8	4	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	2	—	—	—	21
41. Würzburg N.	24	13	9	1	—	—	2	2	1	1	—	1	—	—	—	—	1	55
42. Zweibrücken	3	7	3	—	2	1	1	3	—	—	2	—	—	—	1	—	1	24
Summa	314	265	111	54	32	25	114	99	21	7	45	11	5	24	27	12	43	1227

[1]) Nur 8 Jahresberichte (gegen 9 im Vorjahre) verzeichnen die von den Abiturienten gewählten Berufsarten mit dem Namen derselben. (Die Red.)

Personalnachrichten.

Ernannt: a) an humanistischen Anstalten:

Dr. Karl Hoffmann, Gymnprof. in Augsburg (St. Anna), zum Gymnasialrektor in Landau i. d. Pfalz; Dr. Hermann Hellmuth, Gymnprof. in Regensburg (N. Gym.), zum Gymnasialrektor in Hof; Joseph Bucher, Subrektor der Lateinschule Winnweiler, zum Rektor des Progymnasiums Traunstein; Dr. Hermann Sörgel, Gymnl. am Theresiengymn. in München, zum Rektor des Progymn. Neustadt a. A.; Jakob Hoffmann, Studienlehrer an der Lateinschule in Homburg, zum Subrektor der Lateinschule Winnweiler (mit dem Range eines Gymnprof.); Karl Jaufmann, Gymnl. in Dillingen, zum Subrektor an der Lateinschule Hammelburg. — Ferner zu Gymnasialprofessoren: Dr. Otto Kronseder, Gymnl. am Maxgymn. in München, in Ingolstadt; Dr. Joh. Meyer, Gymnl. in Regensburg (N. G), in Ingolstadt, Georg Werr, Reallehrer an der Luitpoldkreisrealschule in München, am Gymn. in Ingolstadt; Ewald Mann, Gymnl. in Würzburg (A. G.), in Ludwigshafen; Rudolf Buttmann, Gymnl in Zweibrücken, an dieser Anstalt; Dr Heinrich Ludwig Urlichs, Gymnl. in München (Wilhelsgymn.), in Ansbach; Matthias Graf, Gymnl. in München (Threresiengymn.), in Dillingen; Joh. Bapt. Ungewitter, Gymnl. in Dillingen, an dieser Anstalt; Franz Scheuermayer, Reall. in Neuburg a. D., am hum. Gymn. Günzburg (Math.).

Ferner wurden die nachbenannten, zum Teile bereits mit dem Titel und Range eines Gymnasialprofessors bekleideten älteren Gymnasiallehrer ohne Änderung der aus ihren Prüfungszeugnissen sich ergebenden Lehrbefähigung zu Gymnprof. ernannt: Mich. Schaller in Burghausen (N. Spr.); Gg. Jungwirth in Landshut; Jos. Pfifsner in Kaiserslautern; Ludw. Seywald in Regensburg (A. G.); Jak. Barthel vom Progymn. Kitzingen in Regensburg (N. G.); Theodor Geyr, Subrektor in Hammelburg, am Gymn. Kempten.

Die nachbenannten geprüften Lehramtskandidaten und Assistenten wurden zu Gymnasial- bezw. Studienlehrern und Reallehrern ernannt: Adolf Haslauer, Assist. in Eichstätt, zum Gymnl. in Burghausen; Nikolaus Schmidt, Assist. in Ingolstadt, zum Gymnl. daselbst (Math.); Herm. Mayer, Assist. am Luitpoldgymn. in München, zum Gymnl. in Rosenheim; Gregor Demm, Assist. in Regensburg (A. G.), zum Gymnl. in Straubing; Dr. Richard Frese, Assist. am Luitpoldgymn. in München, zum Gymnl. in Neustadt a. H.; Heinrich Kübel, Assist. in Bayreuth, zum Gymnl. in Speyer; Max Nett, Assist. in Bayreuth, zum Gymnl. in Edenkoben; Joh. Fischl, Assist. in Ludwigshafen, zum Gymnl. in Germersheim; Friedr. Ullrich, Assist. am Realgymn. in Nürnberg, zum Gymnl. in Grünstadt; Joh. Hirmer, Assist. in Kitzingen, zum Gymnl. in Kirchheimbolanden; Friedr. Beyschlag, Assist. in Neustadt a. H., zum Gymnl. in Pirmasens; Joh. Dietl, Assist. in Burghausen, zum Studienl. in Annweiler; Heinr. Kempf, Assist. in Blieskastel, zum Studienl. in Homburg; Joh. Haran, Assist. in Miltenberg, zum Studienl. in Landstuhl; Karl Depser, Assist. in Hafsfurt, zum Studienl. in Winnweiler; Joh. Martin, Assist. in Traunstein, zum Reall. für Latein an der Realschule Weiden; Joh. Räbel, Assist. in Amberg, zum Studienl. in Forchheim; Dr. Valentin Gaymann, Assist. am Realgymn. in Würzburg, zum Gymnl. am N. G. in Würzburg; Ernst Wüst, Assistent in Günzburg, zum Gymnl. in Dillingen; Friedr. Ernst, Assist. am Wilhelmsgymn in München, zum Studienlehrer in Lindau.

Priester Friedr. Degenhart, Gymnl. in Eichstätt, wurde zum Inspektor des erzbischöflichen Knabenseminars in Freising ernannt, ihm deshalb die Entlassung aus dem Gymnasiallehramte bewilligt und zugleich die Aussicht auf Wiederverwendung im Staatsdienste für die Dauer der nächsten 3 Jahre vorbehalten; Georg Ledermann, Assist. am Ludwigsg. in München, wurde zum Gymnl. in Eichstätt ernannt; Priester Dr. phil. et theol. Max Berger, Stadtpfarrprediger in Traunstein, zum Gymnl. für kath. Rel. am Progymn. Traunstein; Friedrich Stählin, Assist. am Realgymn. in Nürnberg, und Theodor Speidel, Assist. an der Realschule Lindau, zu Studienlehrern an der Lateinschule Hersbruck.

Dr. Sigm. Preufs, Gymnprof. in München (Luitpoldgymn.), wurde zum Gymnasialrektor in Fürth befördert; Dr. Gg. Hauck, Gymnl. in Würzburg (N. G.) zum Gymnprof. in Straubing; Dr. Ludw. Alzinger, Gymnl. in München (Luitpoldgymn.) zum Gymnprof. in Neuburg a. D.; zu Gymnasiallehrern wurden ernannt die

Assistenten: Eugen Heel von Rosenheim in Würzburg (N. G.); Herm. Schreibmüller von Schweinfurt in Kaiserslautern; Adam Seufferth von Kaiserslautern in Aschaffenburg; Robert Eiselein von Miltenberg am Progymn. Kusel; Herm. Stinglhammer an der Realschule Zweibrücken zum Studienl. f. n. Spr. an der Lateinschule Homburg.

b) an Realanstalten: zu Professoren: Andreas Sauer, Lehrer für Bau- und Ornamentzeichnen an der Industrieschule München; Frz. Schmeer, Oberlehrer an der Maschinenbauschule in Dortmund, für Maschinenkunde an der Industrieschule München; Dr. Gustav Heide, Reall. für Realien in Ludwigshafen a. Rh.; Leo Türkheim, Real. (N. Spr.) an der Kreisrealschule in Würzburg; — die nachbenannten, zum Teile bereits mit dem Titel und Rang von Gymnasialprofessoren bekleideten älteren Reallehrer wurden auf ihrer dermaligen Dienstesstelle zu Professoren an Realschulen mit dem Range und Gehalte von Gymnasialprofessoren befördert: Joh. Kamann an der Maria-Theresia-Kreisrealschule in München (Real.); Dr. Frz. Zwerger an der Ludwigskreisrealschule in München (Real.); Wilh. von Schelhafs an der Realschule Landshut (Chemie); Dr. Ludw. Raab an der Realschule Straubing (Chemie). — Die nachbenannten geprüften Lehramtskandidaten und Assistenten, bezw. Lehramtsverweser wurden zu Reallehrern ernannt: Jak. Kirmeyer, Assistent in Kronach (Real.), in Kitzingen; Julius Hagen, Assistent in Gunzenhausen (Real.), in Landau i. d. Pfalz; Dr. Frz. X. Höherl, Assistent in Weilheim (Real.), an der Kreisrealschule Kaiserslautern; Alfred Spaeth, Assistent in Landshut (Real.), in Rothenburg o. d. T.; Dr. Adolf Croninger, Assistent für Chemie an der Industrieschule München, in Dinkelsbühl; Gottfr. Schwenk, Lehramtsverweser für Zeichnen und Modellieren in Weissenburg a. S.; ferner an ihren gegenwärtigen Dienstorten die Assistenten, bezw. Lehramtsverweser für Mathematik und Physik: Bruno Sieger an der Kreisrealschule Würzburg; Hermann Neumann in Landshut; Jakob Andrä in Ludwigshafen a. Rh.; Wolfgang Goetz in Weiden; Karl Kirchdorfer in Kulmbach; Jos. Schneider in Ingolstadt; Ludw. Wolbert in Wunsiedel; Otto Schäble in Neu-Ulm; Thomas Link in Bamberg; endlich die Assistenten für Mathematik und Physik: Jos. Petermayr vom humanist. Gymn. Freising an der Realschule Freising; Ernst Rudel von der techn. Hochschule München an der Kreisrealschule Nürnberg; Dr. E. Lampart von der techn. Hochschule München an der Realschule Neuburg a. D.; Arthur Gerhard von der Ludwigskreisrealschule München an der Landwirtschaftsschule Pfarrkirchen; Michael Krönauer von der techn. Hochschule München an der Realschule Weilheim; Dr. Gg. Wetzstein von der Realschule Weissenburg a. S. an der Realschule Aschaffenburg; der städtische Schulrat in Erlangen O. Steinel wurde auf Ansuchen um Wiederverwendung im Staatsdienste zum Reallehrer (Real.) an der Kreisrealschule Kaiserslautern ernannt; Michael Hentrich, Assistent an der Kreisrealschule Regensburg, zum Reallehrer (N. Spr.) in Weissenburg a. S.; Joseph Treubert, Lehrer an der allgemeinen Handelslehranstalt in Augsburg, zum Reallehrer in Neu-Ulm (N. Spr.), beide als Lehramtsverweser; Priester Joh. Bapt. Steckel zum Reallehrer für kath. Religionsunterricht an der Ludwigskreisrealschule in München; Dr. Theod. Mehlis, Reallehrer in Neuburg a. D. (Chem.) zum Rektor der Realschule Nördlingen; Otto Hoffmann, Reallehrer in Landau, zum Prof. für Math. u. Physik an der Kreisrealschule Nürnberg; Sigwart Ruppel, Lehramtsverweser an der Industrieschule Kaiserslautern zum Prof. für Elektrotechnik daselbst; Jos. Maier, Assistent (Real.) in Neustadt a. H. zum Reallehrer in Neumarkt; Dr. Adam Eiselein, Assistent (N. Spr.) in Bamberg, zum Reallehrer an der Kreisrealschule Nürnberg; Mich. Oeftering, Assistent (N. Spr.) am Luitpoldgymn. in München, zum Reallehrer in Neuburg a. D.; Dr. Fritz Schmöger, Assistent (Real.) an der Luitpold-Kreisrealschule München, zum Reallehrer in Nördlingen; Leonh. Martl, Assistent für Handelswissenschaften in Nördlingen, zum Reallehrer an dieser Anstalt; Georg Hofmann, Assistent für Maschinenkunde der Industrieschule Augsburg, zum Reallehrer an dieser Anstalt; Julius Rosenfeld, Lehramtsverweser an der mit der Kreisrealschule Würzburg verbundenen Fachschule für Maschinenbau und Elektrotechnik, zum Reallehrer an dieser Anstalt.

Versetzt auf Ansuchen: a) an humanistischen Anstalten: Dr. Gg. Helmreich, Gymnasialrektor in Hof, nach Ansbach; Dr. Frz. Pichlmayr, Gymnprof. in Ingolstadt, nach München (Theresiengymn.); Dr. Jos. Lindauer, Gymnprof. in Ingolstadt,

nach Freising; Dr. Arthur Raumair, Gymnprof. (N. Spr.) in Regensburg (N. G.), nach Rosenheim; Christoph Scherm, Gymnprof. in Ingolstadt (N. Spr.), als Prof. an die Realschule Traunstein; Dr. Alois Roschatt, Gymnprof. in Freising, nach Landshut; Friedr. Bogner, Prof. für Math. an der Realschule Aschaffenburg, nach Straubing (Math. u. Phys.); Dr. Karl Friedr. Hofmann, Gymnprof. in Kaiserslautern, nach Regensburg (A. Gymn.); Albert Winter, Gymnprof. am Theresiengymn. in München, nach Regensburg (N. Gymn.); Dr. Th. Link, Gymnprof. (N. Spr.) in Bayreuth, nach Regensburg (N. Gymn.); Aug. Geist, Professor f. neuere Sprachen an der Realschule Traunstein, nach Bayreuth; Dr. Gg. Hüttner, Gymnprof. in Ansbach, nach Augsburg (St. Anna); Hermann Hofmann, Gymnprof. in Ludwigshafen a. Rh., nach Günzburg; Dr. Julius Dutoit, Gymnl. in Speyer, an das Luitpoldgymn. in München; Dr. Burkard Weifsenberger, Gymnl. in Straubing an das Luitpoldgymn. in München; Dr. Friedr. Weber, Gymnl. in Neustadt a. H., an das Maxgymn. in München; Dr. Frz. Joetze, Studienlehrer in Lindau, als Gymnl. an das Theresiengymn. in München; Augustin Hafner, Gymnl. in Rosenheim, an das Theresiengymn. in München; Andreas Wahler, Gymnl. in Hof, an das Theresiengymn. in München; Joh. Inglsperger, Gymnl. in Würzburg (N. Gymn.), an das Wilhelmsgymn. in München; Gottfr. Eichhorn, Reall. für Latein in Traunstein, als Gymnl. an das Progymn. Traunstein; Ernst Lang, Gymnl. in Donauwörth, an das Progymn. Traunstein; Eduard Nirmaier, Studienl. in Winnweiler, als Gymnl. an das Progymn. Traunstein; Dr. Theodor Gollwitzer, Gymnl. in Kempten, nach Kaiserslautern; Karl Goetz, Gymnl. in Edenkoben, nach Speyer; Dr. Gustav Troeger, Gymnl. in Burghausen, nach Regensburg (A. Gymn.); Dr. Albert Mayr, Gymnl. am Theresiengymn. in München, nach Regensburg (A. Gymn.); Gust. Schmitt, Gymnl. in Speyer, nach Hof; Richard Klaiber, Gymnl. in Grünstadt, an das Progymn. Neustadt a. A.; Wilhelm Hauser, Studienl. in Landstuhl, als Gymnl. nach Schwabach; Dr. Aug. Heisenberg, Gymnl. am Luitpoldgymn. in München, an das Alte Gymn. in Würzburg; Jos. Schlehhuber, Studienl. in Annweiler, als Gymnl. nach Kitzingen; Ludwig Derleth, Gymnl. in Germersheim, nach Dillingen; Gust. Spiegel, Gymnl. in Schwabach, nach Kempten; Anton Haberl, Gymnl. in Kirchheimbolanden, nach Donauwörth; Dr. Karl Kuchtner, Gymnl. extra statum am Wilhelmsgymn. in München, in eine etatsmäfsige Gymnasiallehrerstelle an dieser Anstalt. Dr. Phil. Thielmann, Gymnasialrektor in Fürth, wurde an das alte Gymn. in Nürnberg berufen; versetzt wurden ferner: Dr. Adalb. Ipfelkofer, Gymnprof. in Straubing, an das Luitpoldgymn. in München; Philipp Will, Gymnprof. in Neuburg a. D., nach Freising; Dr. Gg. Lurz, Gymnl. in Kaiserslautern, an das Luitpoldgymn. in München; Wilh. Pleimes, Gymnl. in Aschaffenburg, nach Speier, Herm. Held, Prof. f. Math. und Physik an der Kreisrealschule Nürnberg als Gymnprof. an das alte Gymn. Nürnberg;

b) an Realanstalten: Dr. Gottfr. Horchler, Rektor der Realschule Nördlingen, als Rektor an die Realschule Landshut (Real.); Dr. Andreas Böck, Reallehrer in Kitzingen, nach Neu-Ulm (Real.); Dr. Rud. Pireis, Reallehrer in Landau in der Pfalz, an die Kreisrealschule Würzburg (Real.); Dr. Heinrich Molenaar, Reall. in Weissenburg a. S., an die Luitpoldkreisrealschule in München (N. Spr.); Dr. Alfred Mulert, Reallehrer in Neu-Ulm (N. Spr.), nach Kitzingen; Leonhard Schöntag, Reall. in Freising (Math.), an die Ludwigskreisrealschule in München; Dr. Robert Mayr, Reall. in Ludwigshafen a. Rh. (Math.), an die Ludwigskreisrealschule in München; Heinrich Wehrle, Reall. in Weilheim (Math.), an die Industrieschule München; Michael Wening, Reallehrer in Neumarkt (Real.), an die Maria Theresia-Kreisrealschule in München; Otto Brücklmeier, Reallehrer an der Kreisrealschule Nürnberg, an die Ludwigs-Kreisrealschule in München (N. Spr.); Wilh. Buttmann, Reallehrer in Neuburg, an die Ludwigs-Kreisrealschule in München (N. Spr.); Adolf Engelmann, Reallehrer in Eichstätt (Math.) an die Maria Theresia-Kreisrealschule in München; ferner aus organisatorischen Erwägungen: Wilh. Gugler, Reallehrer in Nördlingen (Chem.), an die Realschule Neuburg a. D. und Dr. Heinrich Molenaar, Reallehrer (N. Spr.) an der Luitpold-Kreisrealschule in München an die Maria Theresia-Kreisrealschule daselbst.

Assistenten: Als Assistenten wurden beigegeben: a) an humanistischen Anstalten: Hubert Braun dem Theresiengymn. in München; August Maier, bisher Assistent für die philol.-hist. Fächer an der Realschule Traunstein, dem Progymn.

Traunstein; Gotthold Seyler dem Gymn. Passau (Math.); Georg Gräbner der Lateinschule Miltenberg; Ernst Appel, Assistent in Nördlingen, dem Ludwigsgymn. in München; Dr. Sebast. Schlittenbauer dem Luitpoldgymn. in München; Karl Hudezeck dem Maxgymn. in München; Dr. Hans Schlelein, Assistent in Fürth, dem Wilhelmsgymn. in München; Frz. Anton Winter dem Gymn. Burghausen; Jos. Matschilles dem Gymn. Freising; Kaspar Hoefs dem Gymn. Neustadt a. H.; Jos. Held dem Gymn. Ludwigshafen; Aug. Schroff dem Gymn. Amberg; Gg. Ernst und Gust. Sattler dem Gymn. Bayreuth; Peter Kellermann dem Gymn. Fürth; Gg. Hock dem Gymn. Eichstätt; Fridolin Sippel, Assistent in Dillingen, dem alten Gymn. in Würzburg; Rud. Blümel, dem Gymn. Dillingen; Joh. Jobst dem Gymn. Günzburg; Dr. Joh. Bauerschmidt dem Realgymn. Nürnberg; Gabriel Haupt dem Realgymn. Würzburg; Dr. Jos. Kopp dem Progymn. St. Ingbert; Alfred Georg dem Progymn. Nördlingen; Friedr. Schwenzer der Lateinschule Blieskastel; Engelbert Müller der Lateinschule Haßfurt; Frz. Ad. Bergmann, Assistent in St. Ingbert, der Lateinschule Haßfurt; Wilh. Streib dem alten Gymn. Regensburg; Karl Schramm dem neuen Gymn. Nürnberg; Joh. Will dem Gymn. Eichstätt; Dr. Ludw. Weigl dem Gymn. Münnerstadt; Julius Baer dem Realgymn. Nürnberg; Hans Abert dem Progymn. Kitzingen; Dr. Hans Natter dem Maximiliansgymn. in München für neuere Sprachen; Dr. Wilh. Heidenreich dem Gymnasium Günzburg; Wilh. Bachmann dem alten Gymn. in Nürnberg; Phil. Heger dem Gymn. Aschaffenburg; Frz. Seibel dem Gymn. Rosenheim; Friedr. Drescher, bisher Assistent in Landau, dem Gymn. Kaiserslautern; M. Rost dem Gymn. Fürth; Otto Piton dem Gymn. Schweinfurt; K. Kreutzer der Lateinschule Miltenberg; Albert Dexel dem Gymn. Fürth.

b) an Realanstalten: Joh. Bapt. Hohenester, gepr. Lehramtskandidat für Realien, der Realschule Landshut; Hans Fischer, gepr. Lehramtskandidat für Realien, der Realschule Kronach; Albert Knörzer, gepr. Lehramtskandidat für Chemie, der Landwirtschaftsschule in Pfarrkirchen; Jos. Scheck, gepr. Lehramtskandidat für Chemie, der Industrieschule München; Max Hasl, gepr. Lehramtskandidat für Realien, der Realschule Weilheim; Oskar Brehm, gepr. Lehramtskandidat für n. Spr., der Kreisrealschule Regensburg; Siegfried Poeschel der Realschule Lindau; August Eberlein, Aushilfsassistent für Turnen an der Ludwigskreisrealschule in München, der Realschule Gunzenhausen (Real. und Turnen); Hans Wicht der Realschule Kissingen (N. Spr.); Heinrich Becker der Realschule Landau als Lehramtsverweser (Math. u. Phys.); Oskar Degel, bisher Assistent am hum. Gymn. Passau, der Kreisrealschule Bayreuth; Dr. Jakob Haber der Realschule Weissenburg a. S. (N. Spr.); Wilh. Langhans, gepr. Maschineningenieur, der Industrieschule Nürnberg als Assistent I. Ordnung für das Maschinenbaufach; Rob. Graschberger, gepr. Architekt, der Industrieschule München als Assistent I. Ordnung an der bautechnischen Abteilung; Heinrich Bonhöffer, bisher Assistent an der Realschule Rothenburg o. T., der Realschule Kulmbach (Realien); Friedrich Deinzer, gepr. Maschineningenieur, der mechanisch technischen Abteilung der Industrieschule Nürnberg als Assistent I. Ordnung; Robert Braun der Maria Theresia Kreisrealschule in München (Chem.); Alexander Schindler der Maria Theresia Kreisrealschule in München (Zeichnen); Rich. Reinhart der Kreisrealschule Kaiserslautern (Real.); Theodor Steeger und Ludwig Paul dem Realgymnasium in Nürnberg; Vinzenz Scherer, Assistent der Kreislandwirtschaftsschule Lichtenhof, der Realschule Eichstätt; Rudolf Schönwerth der Realschule Bamberg; Alois Müller der Realschule Neustadt a. H.; Georg Heinrich der Realschule Landau i. Pf.

Auszeichnungen: a) an humanistischen Anstalten: Oberstudienrat Dr. Bernh. Arnold, Gymnasialrektor in München (Wilhelmsgymn.), erhielt das Ritterkreuz des Verdienstordens der bayerischen Krone; Joh. Bapt. Bayer, Gymnprof. a. D. in Würzburg, erhielt von Sr. Heiligkeit dem Papste das Kreuz ‚Pro Ecclesia et Pontifice' 2. Klasse.

b) an Realanstalten: dem Rektor der Realschule Ansbach, Karl Friedrich Judt, wurde der Titel und Rang eines Kgl. Hofrates verliehen.

Enthoben auf Ansuchen: a) an humanistischen Anstalten: der Assistent am Theresiengymnasium in München Franz Frör; der Assistent am Gymn. Fürth M. Rost.

b) an Realanstalten: Richard Schiedermair, Assistent für neuere Sprachen an der Realschule Kissingen; Wilhelm Schmidt, Assistent für Math. und Phys.

an der Realschule Landau; Philipp Schramm, Assistent für neuere Sprachen an der Realschule Weissenburg a. S.; dem Reallehrer für neuere Sprachen an der Ludwigskreisrealschule in München, Nik. Martin, wurde auf Ansuchen die Entlassung aus dem Staatsdienste bewilligt und demselben der Rücktritt auf die Dauer von drei Jahren vorbehalten; Max Günther, Assistent für Math. und Phys. am Progymn. Pirmasens.

In Ruhestand versetzt: a) an humanistischen Anstalten: Joh. Dreykorn, Gymnasialrektor in Landau, und Dr. Bernhard Dombart, Gymnasialrektor in Ansbach, nach zurückgelegtem 40. Dienstjahre für immer unter wohlgefälliger Anerkennung; Priester Konrad Geist, Gymnprof. in Dillingen (nach dem 70. Lebensjahre), und Friedr. Zorn, Gymnprof. in Regensburg (A. Gymn.), wegen körperlichen Leidens, beide für immer, unter wohlgefälliger Anerkennung und unter Verleihung des Verdienstordens vom hl. Michael IV. Klasse; Anton Bullinger, Gymnprof. in Dillingen (nach dem 70. Lebensjahre), Friedrich Pückert, Gymnl. in Neustadt a. A. (wegen körperlichen Leidens), und Jak. Brückl, Gymnprof. in Freising (wegen körperlichen Leidens) für immer unter Anerkennung; ferner Dr. Wilh. Prokop, Gymnprof. in Rosenheim (N. Spr.); Dr. Gg. Biedermann, Gymnprof. in Landshut; Joh. Bapt. Plenk, Gymnprof. in Straubing (Math.); Dr. Wilh. Hecht, Gymnprof. am alten Gymn. in Nürnberg (Math.); Rud. Riedel, Gymnl. in Kusel, sämtliche auf 1 Jahr wegen körperlichen Leidens.

b) an Realanstalten; Dr. Joh. Aug. Botz, Rektor der Realschule Landshut (Math.), wegen körperl. Leidens; Heinr. Schwager, Prof. für Math. an der Kreisrealschule Würzburg, nach dem 70. Lebensjahre; Rud. Geifsler, Prof. für Zeichnen an der Kreisrealschule Nürnberg, wegen körperl. Leidens für immer unter wohlgefälliger Anerkennung; Lothar Deschauer, Reallehrer in Neu-Ulm (Real.) auf ein Jahr; Georg Winkler, Reallehrer in Gunzenhausen (N. Spr.), im zeitl. Ruhestande befindlich, wurde wegen nachgewiesenen körperlichen Leidens im dauernden Ruhestande belassen.

Gestorben: a) an humanistischen Anstalten; Joh. Bapt. Hiendl, Gymnprof. a. D. in Straubing; P. Stephan Stengel, K. Lyzeal- und Gymnprof. am Gymn. St. Stephan in Augsburg, Vorstand des Instituts für höhere Bildung; Dr. Wilhelm Harster, Gymnasialrektor in Nürnberg (A. Gymn.); Gustav Simon, Gymnl. in Speyer; Georg Erk, Studienrektor a. D. in München (zuletzt Regensburg A. Gymn.); Kirchenrat Joh. Stichter, Gymnprof. (prot. Rel.) in Zweibrücken; Martin Pechl, Gymprof. a. D., zuletzt in Eichstätt.

b) an Realanstalten: Peter Klein, Reallehrer an der Kreisrealschule in Würzbnrg; Hans Kaiser, Professor an der Ludwigskreisrealschule in München (N. Spr.).

Mineralien.

Mineraliensammler, Naturfreunde und Lehrer machen wir darauf aufmerksam, dafs Herr Bergbaubesitzer A. Brandenburger in Verespatak (Siebenbürgen) Mineralien und Gesteine aus Siebenbürgen und zwar. hauptsächlich aus den Goldbergwerken gegen Erstattung der Selbstkosten abgibt. Die Siebenbürger Mineralvorkommen bilden seit jeher gesuchte Sammelobjekte und geschätzte Lehrmittel beim Anschauungsunterricht in der Naturkunde und vorzüglich in der Mineralogie; auch eignen sich dieselben als Geschenke für die reifere studierende Jugend.

Die Sammlungen enthalten die Muttergesteine des Goldes sowie Stufwerk d. h. Stücke von der Ausfüllungsmasse der Goldadern, sowie sonstige wichtige Siebenbürger Mineralien und Gesteine. Dieselben werden in zusammengestellten Sammlungen abgegeben und betragen die Selbstkosten für das Einsammeln, Formatisieren und Bestimmen für Sammlungen von 20 Stücken 1.50 Kronen
„ „ „ 40 „ 2.50 „
„ „ „ 60 „ 4.— „
jedes mehr gewünschte Stück 5 Heller mehr.

Einer Anzahl von Sammlungen sind als Prämien Stücke mit gediegenem Gold in körniger, blättriger oder Moosform, wie es in der Natur auf Muttergestein sitzend vorkommt, gratis beigegeben.

Das kgl. Kreismagazin von Oberbayern für Lehrmittel und Schuleinrichtungs-Gegenstände in München.

Diese Anstalt ist eine Sammelstelle der besten Lehr- und Unterrichtsmittel, sowie Schuleinrichtungsgegenstände; ihr Zweck ist Verbreitung der besten Lehrmittel und Schuleinrichtungsgegenstände, hauptsächlich in den Schulen des Regierungsbezirkes.

Die Anstalt unterstellt die eingesandten, bezw. eingerufenen Lehrmittel etc durch eine aus hervorragenden Fachmännern zusammengesetzte Fachkommission einer eingehenden Prüfung. Die genehmigten Lehrmittel etc. werden in möglichster Vollständigkeit in einer permanenten Ausstellung vereinigt.

Die Anstalt übernimmt die Vermittlung zwischen Käufern und Verkäufern, wie sie auch dahin wirkt, dafs nur anerkannt gutes und brauchbares Material an die Käufer abgegeben wird. Endlich ist es Aufgabe der Anstalt, verbessernden Einflufs auf die Erzeugung von Lehrmitteln und Schuleinrichtungsgegenständen zu üben.

Die Ausstellung des kgl. Kreismagazins bildet eine die Auswahl ermöglichende Sammlung aller diesbezüglichen Bedürfnisse vorzüglich einer guten Volks- und Fortbildungsschule. Das Ausstellungslokal ist an bestimmten Tagen offen und jedermann bei freiem Eintritt zugänglich. Die Anstalt tritt mit tüchtigen Fabrikanten, Gewerbetreibenden und Handelsfirmen in Beziehung, um sie zur Ausstellung zu veranlassen und die billigsten Preise zu eruieren. Gewährte Rabatte werden den Bestellern zugewendet. Das Ausstellungslokal befindet sich im südl Schrannenpavillon, Blumenstrafse 28/I. Die Teilnehmer am diesjährigen Ferienkurse für Lehrer der Naturkunde an den bayerischen Mittelschulen besuchten unter der Führung des Herrn Professor Dr. Stadler die Ausstellung und waren von dem dort Gesehenen ausnehmend befriedigt.

Notiz bezüglich der Anstellungs- und Beförderungsverhältnisse der akademisch gebildeten Lehrer in Elsafs-Lothringen.

(Nachtrag).

Wir erhalten im obigen Betreff von sachkundiger Seite folgendes Eingesandt:

„Die im Juli-Augusthefte mitgeteilten Remunerationen für Probekandidaten und wissenschaftliche Hilfslehrer sind nicht gesetzlich festgelegt und werden in der dort angegebenen Weise zur Zeit auch thatsächlich nicht gewährt, Es gibt Probekandidaten mit 21, 23 und 24 wöchentlichen Unterrichtsstunden, die nicht das Maximum von 1200 M., sondern nur 1000 M. erhalten (vgl. Kunze-Kalender 1901, S. 441). Ebenso gibt es nur wenige wissenschaftliche Hilfslehrer, welche die angegebenen Gehaltsstufen in der angegebenen Zeit erreichen. Im abgelaufenen Schuljahre hatte kein wissenschaftlicher Hilfslehrer vor Ablauf des 4. Dienstjahres (incl Probejahr des 5.) die Stufe von 2100 M. erreicht, auf der Stufe von 2400 M. standen nur solche mit $5^1/_2$ bis $7^1/_2$ jähr. Dienstzeit (excl. Probejahr). Es existiert überhaupt kein Anspruch auf Einweisung in die angegebenen Sätze, da sich die Remuneration der nicht endgiltig angestellten Lehrkräfte lediglich nach Angebot und Nachfrage regelt

Was ferner die Anrechnung der Hilfslehrerzeit betrifft, so ist bisher nur in ganz vereinzelten Fällen die ganze, über 4 Jahre hinausgehende Hilfslehrerzeit voll zur Anrechnung gekommen, meistens aber nur ein Teil. Nur in einem Falle ist der betreffende Hilfslehrer bei seiner definitiven Anstellung als Oberlehrer gleich in die zweite Gehaltsklasse gekommen, in welcher er aber noch $2^1/_2$ Jahre verbleiben mufs (vgl. Kunze-Kalender 1901, S. 439).

Bezüglich der „festen Zulage“ von 900 M. ist zu bemerken, dafs dieselbe nur an solche Oberlehrer verliehen wird, welche im Staatsexamen die facultas docendi in den oberen Klassen für 2 Fächer (nach der neuen Prüfungs-Ordnung für 1 Fach) erlangt haben. Die bayerischen Kollegen, welche nur den ersten Prüfungs-Abschnitt bestanden haben, dürften also voraussichtlich niemals in den Genufs der festen Zulage kommen, wie auch jetzt schon eine ganze Anzahl von Kollegen aus anderen Bundesstaaten im reichsländischen Dienste ist, denen dieselbe versagt bleibt. Übrigens wird die feste Zulage nicht an die volle Hälfte, sondern an 124 von — im ganzen — 278 Oberlehrern verliehen.

Endlich ist zu bemerken, dafs die reichsländische Regierung zu der Angleichung der Gehälter an die preufsischen keine „günstige“, sondern im Gegenteil eine ablehnende Stellung genommen hat, wie aus den Verhandlungen der Petitions-Kommission hervorgeht. Auch wurde im Jahre 1899 bei der allgemeinen Aufbesserung der Beamtengehälter von der Regierung nur der pensionsfähige Teil des preufsischen Wohnungsgeldzuschusses (nicht der ganze) vorgeschlagen, wovon unter Zustimmung der Regierung vom Bundes-Ausschusse noch 200 M. abgestrichen wurden, so dafs jetzt die elsafs-lothringischen Oberlehrer in ihren Bezügen um 60—600 M. hinter ihren preufsischen Kollegen zurückstehen.

Ergänzend möge noch angefügt werden, dafs die Lebensverhältnisse im Reichslande ungleich teurer sind als in Bayern.

Somit dürfte es für die jüngeren bayerischen Kollegen ratsam erscheinen, sich die Frage eines Übertrittes in den reichsländischen höheren Schuldienst sehr zu überlegen.“

Aus dem Kultusetat für die 26. Finanzperiode.

(1902 und 1903.)

1. Im allgemeinen Ministerialetat werden unter dem Titel: Funktionsbezüge des Obersten Schulrates 11750 M., d. i. 2000 M. mehr gefordert „behufs Einberufung von zwei weiteren Mitgliedern“. Ferner werden an Kommissionsdiäten und Reisekosten 6000 M., d. i. mehr 1000 M. in Ansatz gebracht „infolge der in Aussicht genommenen Vermehrung der Mitglieder des Obersten Schulrates und mit Rücksicht auf das zu Tage getretene Bedürfnis vermehrter Dienst- und Inspektionsreisen“.

2. Unter „Besondere budgetmäfsige Staatszuschüsse“ für die humanistischen Gymnasien finden wir folgende Postulate:

10 Gymnasialprofessoren der Philologie,
5 „ „ Mathematik,
gegen ebensoviele Gymnasiallehrer der vierten Altersklasse,
5 Gymnasiallehrer der Philologie
gegen ebensoviele Assistenten der zweiten Altersklasse,
3 Gymnasiallehrer für Arithmetik und Mathematik,
10 Assistenten.

Die Motive lauten:

„Nachdem im Laufe der 25. Finanzperiode die Frequenz der Gymnasien wieder etwas zugenommen hat, ist eine Vermehrung des Lehrpersonals notwendig geworden, wofür der Aufwand vorerst aus Erübrigungen bestritten werden mufste. Es haben sich ferner infolge von Neu- und Umbauten mehrfache Verschiebungen in der Klasseneinteilung ergeben, so dafs teils neue Klassen errichtet, teils schon vorhandene in Parallelkurse geteilt werden mufsten. Hiedurch war zunächst die Aufstellung einer entsprechenden Zahl von Assistenten geboten und zwar nicht nur für die philologischen Fächer, sondern auch für Mathematik, Turnen etc. Es hat sich aber auch ergeben, dafs verschiedene Klassen nicht ordnungsgemäfs d. h. in den oberen Klassen mit Gymnasialprofessoren, in den unteren mit Gymnasiallehrern, besetzt werden konnten; auch überfüllte Klassen, die geteilt werden sollten, sind noch vorhanden. Entsprechend der seit einer Reihe von Finanzperioden hergebrachten Übung hat die K. Staatsregierung auch dieses Mal, um eine weitere Besserung der angegebenen Verhältnisse herbeizuführen, sowie um die Beförderungsaussichten der beteiligten Lehrer im wesentlichen auf dem dermaligen Stande zu erhalten, wieder die Mittel zur Neuschaffung einer angemessenen Anzahl ordentlicher Lehrstellen postuliert, und zwar sind 10 Professuren für Philologie, 5 Professuren für Mathematik, 5 Gymnasiallehrerstellen für Philologie und 3 Gymnasiallehrerstellen für Arithmetik und Mathematik beantragt. Unter den Lehrern der neueren Sprachen an den Gymnasien befindet sich für die nächsten Jahre kein Kandidat an der Reihe zur Beförderung zum Gymnasialprofessor. Die postulierten 10 Assistentenstellen, die bereits mit Lehramtskandidaten besetzt sind, sind als dauerndes Bedürfnis anzusehen.“

3. Ferner werden „zur Beförderung einer weiteren Anzahl entsprechend qualifizierter älterer Gymnasiallehrer ohne Spezialprüfung zu Gymnasialprofessoren für die unteren Klassen“ 4000 M. postuliert.

Die Motive besagen:

„Die Frage der älteren Gymnasiallehrer ohne Spezialprüfung, die sogenannte Dreierfrage, ist in der 25. Finanzperiode zu Gunsten der Beteiligten in der Weise gelöst worden, dafs auf Antrag der K. Staatsregierung vom Landtage der Betrag von 10000 M. behufs Beförderung einer Anzahl entsprechend qualifizierter älterer Gymnasiallehrer ohne Spezialprüfung zu Gymnasialprofessoren für die unteren Klassen bewilligt wurde. Die Beförderungen sind inzwischen vollzogen worden. Es erscheint aber veranlafst, in der 26. Finanzperiode mit der begonnenen Mafsnahme, wenn auch im geringeren Umfange, fortzufahren, damit auch in den nächsten Jahren wieder einige Gymnasiallehrer mit Note III — selbstverständlich in abgemessenem Abstande hinter den vollqualifizierten Kandidaten — zu Professoren befördert werden können.

4. Für den Ausbau des Gymnasiums Günzburg durch Anreihung der 9. Klasse ist der Bedarf für einen philologischen Gymnasialprofessor und einen Gymnasialassistenten vom 1. September 1902 an eingesetzt.

5. In Lohr soll ein Gymnasium errichtet werden. Hiefür sind nötig vom 1. September 1902 an

1 Rektor und
1 Gymnasialprofessor der neueren Sprachen,

vom 1. September 1903 an

1 Gymnasialprofessor der Philologie und
1 „ „ Mathematik.

Die Motive enthalten Folgendes:

„Das Bedürfnis nach Errichtung eines hum. Gymnasiums in Lohr ist gelegentlich der Beratung des Gymnasialetats für die 25. Finanzperiode regierungsseitig anerkannt worden, und hat sich hiegegen auch aus der Mitte der Kammer der Abgeordneten ein Widerspruch nicht erhoben. (Vgl. Sitzung vom 2. Mai 1900.) In Würdigung des hienach anerkannten Bedürfnisses, sowie unter der Voraussetzung, dafs bezüglich der Baufrage mit der Stadtgemeinde Lohr noch ein befriedigendes Abkommen getroffen wird, sieht sich das K. Staatsministerium veranlafst, die Mittel zur Errichtung eines hum. Gymnasiums dortselbst in der Weise zu postulieren, dafs an das dortige Progymnasium, an dessen Verhältnissen im übrigen nichts geändert wird, vom Schuljahre 1902/1903 an auf Staatskosten die 7. Klasse, dann mit Beginn des Schuljahres 1903/1904 die 8. Klasse und im darauffolgenden Jahre die 9. Klasse angereiht wird. Nach Vollendung des Neubaues ist die Realexigenz für die drei oberen Klassen vom Staate zu tragen und für die sechs unteren Klassen von der Gemeinde zu bestreiten.“

Da zur Zeit der Budgetaufstellung die Verhandlungen mit der Stadtgemeinde Lohr hinsichtlich der Baufrage noch nicht zum Abschlusse gekommen waren, wird einer Änderung der Ziffer des Postulates bezw. die vollständige Zurückziehung desselben ausdrücklich vorbehalten.“

6. Der Finanzgesetzentwurf fordert aus den Erübrigungen der 24. Finanzperiode a) für Herstellung eines Gymnasialgebäudes in Weiden 262000 M.; b) als Zuschufs zur Herstellung eines Gymnasialgebäudes in Lohr 150000 M. Das Gebäude wird von der Stadtgemeinde Lohr unter Gewährung eines angemessenen Staatszuschusses erbaut und zwar nach dem vom K. Staatsministerium aufgestellten Bauprogramm und unter Aufsicht der Staatsbaubehörden. Der Gesamtaufwand ist 300000 M.; c) für Bauten bei den humanistischen Gymnasien in Burghausen 19000 M., Maximiliansgymnasium in München 13900 M., Theresiengymnasium in München 5800 M., Wilhelmsgymnasium in München 83000 M., in Eichstätt 31300 M., St. Anna in Augsburg 83000 M., in Kempten 5800 M., zusammen 241860 M.

7. Von den Willigungen, welche für die Realgymnasien beantragt werden, sind folgende erwähnenswert:

a) Es werden postuliert:
   1 Gymnasialprofessor für Philologie,[1])
   4 Gymnasiallehrer für Philologie,[2])
   1 Gymnasiallehrer für Mathematik,[3])
   1 Gymnasialassistent für Philologie.

b) Für die pädagogisch-didaktische Vorbildung der Lehramtskandidaten der **Realien** werden neu beantragt 20000 M.

Motive: „Die K. Staatsregierung erachtet es nach gutachtlicher Einvernahme des Obersten Schulrats für veranlafst, die in der Prüfungsordnung für das Lehramt an humanistischen und technischen Unterrichtsanstalten allgemein vorgesehene pädagogisch-didaktische Vorbildung nunmehr auch den aus der Prüfung hervorgegangenen Lehramtskandidaten für die Realien (Deutsche Sprache, Geschichte und Geographie) zu ermöglichen, wie dies für die Lehramtskandidaten der klassischen Philologie seit einer Reihe von Jahren schon geschieht. Nach dem Gutachten des Obersten Schulrats sind hiefür vier Seminarien in Aussicht zu nehmen. Für die mit dieser Aufgabe zu betrauenden Lehrkräfte, für die Stipendien der Lehramtskandidaten und für die Ausstattung dieser Seminarien ist der eingesetzte Betrag, welchem die für die Philologen geltenden Ansätze zu grunde gelegt sind, erforderlich."

Im ganzen ergeben sich unter Zusammenfassung der sub 2—7 erwähnten Neuforderungen an neupostulierten Lehrstellen:

1 Gymnasialrektor,
13 Gymnasialprofessoren für Philologie,[4])
6 „ „ Mathematik,[5])
1 „ „ neuere Sprachen,[6])
9 Gymnasiallehrer für Philologie,[7])
1 „ „ Mathematik,[8])
0 „ „ neuere Sprachen,[9])
11 Gymnasialassistenten.[10])

8. Endlich sind postuliert je 2 katholische und protestantische Religionslehrer (erstere für Ingolstadt und Neustadt a. H.; letztere für Fürth und das Realgymnasium in Nürnberg).

So sehr wir diese Stellenmehrungen begrüfsen, welche billigen Anforderungen wohl entsprechen, so sehr bedauern wir, dafs die **Frage der älteren Professoren in der Schwebe gelassen** wurde. Übrigens hat der Ausschufs unter dem 23. Mai eine Eingabe in diesem Betreff an das K. Staatsministerium gerichtet. Wir werden demnächst auf diese Angelegenheit zurückkommen.

---

[1]) „Da das Realgymnasium in Nürnberg eine Professur für klassische Philologie nicht besitzt, was im Hinblick auf die Bedeutung dieses Faches an den Realgymnasien ein Mangel ist, so erscheint es wünschenswert, ihr eine solche beizugeben."

[2]) 1 philologischer Gymnasiallehrer für das Nürnberger Realgymnasium, welchem im Schuljahr 1901/02 die 2. Klasse angefügt wurde, welcher 1902/03 die 3. folgen soll. — 2 philologische Gymnasiallehrer für das Realgymnasium Augsburg, welches von 1902/03 an zu einem Vollgymnasium ausgestaltet werden soll; die Räume sind vorhanden. — „Am Realgymnasium Würzburg soll die vorhandene Assistentenstelle in eine pragmatische Lehrstelle umgewandelt werden, um häufigen Lehrerwechsel zu vermeiden."

[3]) Für Nürnberg.

[4]) 10 im Umtausch gegen Gymnasiallehrer, 1 Prof. ab 1. 9. 1902 für Günzburg, 1 Prof. ab 1. 9. 1902 für Nürnberg Realgymnasium, 1 Prof. ab 1. 9. 1903 für Lohr. Dazu 1 Prof. für 1 Rektor, 1 Prof. ab 1. 9. 1902 für Lohr (6. Klasse), in **Summa** also **15** Professoren für Philologie.

[5]) 5 im Umtausch gegen Gymnasiallehrer, 1 Prof. ab 1. 9. 1903 für Lohr.

[6]) Für Lohr ab 1. 9. 1902.

[7]) 5 im Umtausch gegen Assistenten an den hum. Gymnasien, 1 im Umtausch gegen 1 Assistenten am Realgymnasium in Würzburg, 2 neuverlangt für die Realgymnasien in Nürnberg und Augsburg ab 1. 9. 1902, 1 neuverlangt für das Realgymnasium in Augsburg ab 1. 9. 1903. Dazu 1 für 1 Rektor, 3 für neue Professoren. In **Summa** also **18** Gymnasiallehrer für Philologie.

[8]) 1 für Nürnberg. Dazu 1 Gymnasiallehrer der Mathematik für 1 neuen Prof. ab 1. 9. 1903. In **Summa** also **2** Gymnasiallehrer für Mathematik.

[9]) In Wirklichkeit **1** Gymnasiallehrer für neuere Sprachen, nämlich für den sub 3 erwähnten Professor.

[10]) In Wirklichkeit werden sich durch die sub 1—6 erwähnten Neuschaffungen von höheren Stellen weitere 10 Assistentenstellen für die geprüften Lehramtskandidaten eröffnen, in **Summa** also **21**.

9. Zum Schlusse entnehmen wir mit besonderer Freude dem Etat der Universität München, dafs zur Vermehrung der Reisestipendien für Neuphilologen zu der bisherigen Summa von 3800 Mk. weitere 12000 M. gefordert werden.

Die Begründung lautet (S. 340): „In der 12. Finanzperiode wurden zwei Reisestipendien zu je 500 fl., jetzt 900 M., für philologisch-gebildete Lehrer der neueren Sprachen zur weiteren Ausbildung in Frankreich und England bewilligt. In der 24. Finanzperiode kamen dazu vier weitere Stipendien zu je 500 M. Diese sechs Stipendien sind aber für die grofse Anzahl der hier in Betracht kommenden Lehrer absolut ungenügend. Jeder Lehrer neuerer Sprachen sollte etwa alle fünf bis sechs Jahre einen mehrwöchentlichen Aufenthalt im Ausland nehmen können, um seine Sprachfertigkeit zu erhalten. Von den hier in Betracht kommenden ca. 220 Lehrern sind die wenigsten in der Lage, aus eigenen Mitteln des öfteren die Kosten eines längeren Aufenthalts im Auslande zu bestreiten. Es wird daher zu den jetzt schon für fraglichen Zweck bewilligten 3800 M. eine weitere Summe von 12000 M. behufs Schaffung neuer Stipendien in Beträgen von 500 und 900 M. postuliert.“ Dr. G.

Notiz.

Wie wir hören, ist soeben von Doeberl, Lehrbuch der Geschichte des Mittelalters, eine neue 2. Auflage erschienen, welche verschiedene Kürzungen, Veränderungen und Verbesserungen aufweist. Eine ausführlichere Besprechung des Buches werden wir später bringen. (Die Red.).

In Angelegenheiten des Gymnasiallehrervereins wolle man sich an den ersten Vorstand Gymnasialprofessor Dr. Friedrich Gebhard (Kirchenstr. 5/I l.) oder an den Stellvertreter des Vorstandes, Gymnasialprofessor Eugen Brand, Steinsdorffstr. 3/III) wenden; **alle die Redaktion dieser Blätter betreffenden Zuschriften sind an den Redakteur, Gymnasialprofessor Dr. Joh. Melber in München, Schellingstrasse 3, Gartengebäude II r., zu richten,** jedoch mögen Artikel über Standesverhältnisse direkt an den 1. Vereinsvorstand gesandt werden.

Alle die Zusendung unserer Zeitschrift betreffenden Reklamationen oder Mitteilungen sind an den Vereinskassier, Gymnasialprofessor Dr. Aug. Stapfer in Freising, zu richten.

Frühere Jahrgänge unserer Zeitschrift können, soweit der Vorrat reicht, von Vereinsmitgliedern zu ermäßigtem Preise durch das Ausschußmitglied Gymnasialprofessor Joseph Zametzer, München, Luitpoldgymnasium, bezogen werden.

Den sehr verehrlichen Mitarbeitern diene zur Kenntnis, daß fortan die Rezensionsexemplare und, wenn möglich, die Abzüge der Beiträge (Abhandlungen und Rezensionen) zugleich mit den jeweilig ausgegebenen Heften an die betr. Herren Obmänner versandt werden sollen. Letztere werden gebeten, diese Sendungen den Herrn Adressaten zu übergeben. (Die Red.)

An die Herren Obmänner.

Der Einfachheit wegen wird die Einlage einer 10 Pfg.-Marke in die Postpackete bei Versendung der Hefte künftig unterlassen und gebeten, die Auslagen bei Einsendung der Vereinsbeiträge in Abrechnung zu bringen.

Dr. Franz Paul Datterer & Cie., G. m. b. H., München-Freising.

BLÄTTER

FÜR DAS

GYMNASIAL-SCHULWESEN

HERAUSGEGEBEN VOM

BAYER. GYMNASIALLEHRERVEREIN

REDIGIERT VON

DR. JOHANN MELBER.

SIEBENUNDDREISSIGSTER BAND

XI. & XII. HEFT.
NOVEMBER—DEZEMBER.

MÜNCHEN, 1901.
J. LINDAUER'SCHE BUCHHANDLUNG.
(SCHÖPPING.)

Die Blätter für das Gymnasialschulwesen, das Organ des Bayr. Gymnasiallehrervereines, erscheinen in 6 Doppelheften jährlich im Gesamtumfang von 45 Bogen und kosten für Nichtmitglieder 10 Mk.

Inhalt des XI. & XII. Heftes.

In Angelegenheiten des Gymnasiallehrervereins wolle man sich an den ersten Vorstand Gymnasialprofessor Dr. Friedrich Gebhard (Kirchenstr. 5/I l.) oder an den Stellvertreter des Vorstandes, Gymnasialprofessor Eugen Brand (Steinsdorfstr. 3/III) wenden; **alle die Redaktion dieser Blätter betreffenden Zuschriften sind an den Redakteur, Gymnasialprofessor Dr. Joh. Melber in München, Schellingstrasse 3, Gartengebäude II/r., zu richten,** jedoch mögen Artikel über Standesverhältnisse direkt an den 1. Vereinsvorstand gesandt werden.

Alle die Zusendung unserer Zeitschrift betreffenden Reklamationen oder Mitteilungen sind an den Vereinskassier, Gymnasialprofessor Dr. Aug. Stapfer in Freising, zu richten.

Frühere Jahrgänge unserer Zeitschrift können, soweit der Vorrat reicht, von Vereinsmitgliedern zu ermäfsigtem Preise durch das Ausschufsmitglied Gymnasialprofessor Joseph Zametzer, München, Luitpoldgymnasium, bezogen werden.

Den sehr verehrlichen Mitarbeitern diene zur Kenntnis, dafs fortan die Rezensionsexemplare und, wenn möglich, die Abzüge der Beiträge (Abhandlungen und Rezensionen) zugleich mit den jeweilig ausgegebenen Heften an die betr. Herren Obmänner versandt werden sollen. Letztere werden gebeten, diese Sendungen den Herrn Adressaten zu übergeben. (Die Red.)

An die Herren Obmänner.

Der Einfachheit wegen wird die Einlage einer 10 Pfg.-Marke in die Postpackete bei Versendung der Hefte künftig unterlassen und gebeten, die Auslagen bei Einsendung der Vereinsbeiträge in Abrechnung zu bringen.

Diesem Hefte liegen folgende Beilagen bei:

1 Kesselringsche Hofbuchhandlung, Frankfurt.
1 Kirchheim Franz, Mainz.
1 Meyer Carl, Hannover.
1 Nägele Erwin, Stuttgart.
1 Oldenbourg R., München.

I. Abteilung.

Abhandlungen.

Zur Frage der Revision des bayerischen Gehaltsregulativs.

(Mit besonderer Berücksichtigung der Besoldungsverhältnisse akademisch gebildeter Lehrer in Deutschland.)

Die Blätter für das Gymnasial-Schulwesen, herausgegeben vom bayerischen Gymnasiallehrerverein, haben seit einer Reihe von Jahren statistische Erhebungen angestellt über die Besoldungs- und Vorrückungsverhältnisse der bayerischen Gymnasiallehrer und dabei insbesondere das Mifsverhältnis aufgedeckt bezüglich der für den akademisch gebildeten Lehrer im Vergleich mit anderen Beamtenkategorien erreichbaren höheren Stellen.

Abgesehen von diesem Mifsverhältnis zwischen höheren und niederen Stellen herrscht in Bayern, wenige kleinere Punkte ausgenommen, zwischen höherem Lehrer und andern, damit vergleichbaren Beamtenklassen, wie z. B. den Richterbeamten, grundsätzlich finanzielle Gleichstellung, die hauptsächlich bei den Kategorien XI e und VII d des Gehaltsregulativs, denen die Mehrzahl pragmatischer Beamter angehören dürfte, zum Ausdruck kommt.

Eine ähnliche prinzipielle Gleichstellung zwischen höherem Lehrer und Richter ist aber keineswegs in allen Staaten des Deutschen Reiches durchgeführt: im Gegenteil sind in verschiedenen davon die Richter (und mit ihnen andere Beamtenklassen) nicht blofs im prozentualen Verhältnisse, wie in Bayern, sondern auch in den thatsächlichen Gehaltsbezügen gegenüber dem höheren Lehrer vielfach bevorzugt.

Nun wird aber der Vorzug, den der bayerische höhere Lehrer durch Gleichstellung mit dem Richter vor anderen deutschen Staaten zu geniefsen scheint, illusorisch gemacht durch die gleichmäfsig geringe Entlohnung dieser beiden Beamtenkategorien in Bayern.

Mit anderen Worten: In Bayern sind Richter und Lehrer gegenwärtig gleich s c h l e c h t bezahlt, während in vielen anderen deutschen Staaten die höheren Lehrer zur Zeit g u t, die Richter noch b e s s e r entlohnt werden. Ein Vergleich zwischen den Gehaltsverhältnissen des bayerischen (Kat. XI e und VII d) und aufserbayerischen Beamtenstandes, durchgeführt an dem uns näher berührenden Beispiel der finanziellen Lage des höheren Lehrerstandes innerhalb und aufserhalb Bayerns, wird dies erweisen.

Die Unmöglichkeit, die erst zu Beginn des verflossenen Dezenniums vielfach getroffenen Gehaltsfestsetzungen in Einklang zu bringen mit den bis in die neueste Zeit enorm gestiegenen Preisen für alle Lebens-

bedürfnisse, veranlafste die meisten deutschen Staaten, noch gegen Ende des Jahrhunderts, also innerhalb des Zeitraums weniger Jahre, eine abermalige, durchgreifende Änderung und Erhöhung der Besoldungen eintreten zu lassen.

So wurde, soweit aus den unten angegebenen Werken zu entnehmen, die preufsische Gehaltsordnung vom 4. Mai 1892 umgestofsen durch die Neuregulierung ab 1. April 1897, die sächsische vom Jahre 1892 durch die Neuregulierung ab 1. Januar 1898 (seitdem sind schon wieder neu zu genehmigende Wohnungsgeldzulagen in sichere Aussicht gestellt), die württembergische von 1891/93 durch Neuregelung ab 1. April 1899 und neuerdings durch die Kammerbeschlüsse vom 26. und 27. Juli 1901 [1]); die vorletzte Gehaltsregulierung in Elsafs-Lothringen datiert vom Jahre 1893, in Mecklenburg-Schwerin vom 24. Februar 1893, in Anhalt vom Jahre 1894 (neu ab 1. Juli 1900); die letzte Gehaltsordnung in Hessen erfolgte durch Gesetz vom 9. Juli 1898, in Sachsen-Weimar-Eisenach ab 1. Januar 1900, in Sachsen-Meiningen-Hildburghausen 1898, in Braunschweig ab 1. April 1901. [2])

Über die dabei erfolgten Gehaltserhöhungen gibt nebenstehende Tabelle Aufschlufs.

---

[1]) In Württemberg sind

A. von den zur Zeit in Mittelklassen verwendeten Lehrern nur 22,63 %, also ca. ¼ durch Ablegung der Professoratsprüfung ä. O. für die Oberklassen befähigt.

Die übrigen ¾ (vgl. unsere bayr. G.-L. mit Note III oder mit Note II ohne Spez.-Examen) verbleiben zeitlebens in Mittelklassen. Gehalt ab 1. April 1901 2700—4600 ℳ inkl. W.-G. (Stuttg.).

B. Von den gegenwärtig auf Oberstufe befindlichen Lehrern sind

a) ca. ¼ bei einem Lebensalter von 32 Jahren 9 Monaten (Durchschnitt des letzten Jahrzehnts) **direkt,** ohne vorherige Verwendung in Mittelklassen, in Oberklassen angestellt worden,

b) ca. ¾ erst nach mehrjähriger Thätigkeit in Mittelklassen, bei einem Lebensalter von 37 Jahren 7 Monaten (Durchschnitt des letzten Jahrzehnts) oder 32 Jahren 8 Monaten (Durchschnitt des vorletzten Jahrzehnts). Gehalt ab 1. April 1901 3800—5700 ℳ inkl. W.-G. (Stuttg.).

Prof. Cramer, Heilbronn, dessen Güte ich vorstehende (stark gekürzt wiedergegebenen) Notizen gröfstenteils verdanke, verweist mich auch auf einen Artikel in Südwestdeutsch. Schulbl. 1901 Nr. 3, den ich leider nicht mehr einsehen kann. Vgl. ferner: Päd. Wochenbl. 1900, S. 91 „Aus Württemberg“.

C. Für I. Serv.-Kl. beträgt:

1. Durchschnittsgeh. f. d. ersten 10 Dienstjahre in Mittelstufe 2940 ℳ (Bayern: G.-L. 2892)
2. Durchschnittsgeh. f. d. ersten 10 Jahre direkter Anstellung auf Oberstufe 3900 ℳ (Bayern: kein Analogon)
3. Durchschnittsgeh. für 27 jähr. Gesamtdienstzeit in Mittelklassen 3567 ℳ (Bayern: G.-L. ohne Spez.-Ex. 3327)
4. Durchschnittsgeh. für 27 jähr. Gesamtdienstzeit direkt auf Oberstufe 4456 (Bayern: G.-L. und G.-Prof. 3958).

[2]) Vgl. hiezu: W. Rein, Encyklopäd. Handbuch der Pädagogik. 7 Bände, Langensalza 1897, Artikel: Besoldung. — A. Baumeister, Handbuch der Erziehungs- und Unterrichtslehre für höhere Schulen, 4 Teile, München 1896, Teil I, 2. — Mushacke, Deutscher Schulkalender für das Schuljahr 1901/1902, 52. Jahrg. Mit Benutzung amtlicher Quellen herausgegeben. Michaelisausgabe. Leipzig 1901. — Für Braunschweig: Pädagogisches Wochenblatt, 1901, S. 112: Die Besoldungsverhältnisse an den Braunschweiger staatlichen Anstalten.

Staat	Gehaltsregulierung in der I. Hälfte der 90er Jahre oder früher	Höhe des Oberlehrer- (Gymnasiallehrer) gehaltes	Regulierungen in der II. Hälfte der 90er Jahre oder später	Höhe des Oberlehrer-gehaltes	Erhöhung durch die Neuregulierung	Bemerkungen
		M			*M*	
1. **Preufsen** . .	Ges. vom 4. Mai 92	2100—4500 ohne F.-Z. u. W.-G.	seit 1. Apr. 97	2700—5100 Höchstgeh. ohne F.-Z. u. W.-G.	**600**	
2. **Bayern** . . .	1892	2280 Anf.Geh. ohne W.-G.	—	—	—	Wohnungsgeld für nächste Zeit in sicherer Aussicht.
3. **Sachsen** . .	1892	2400—6000	Jan. 98	2800—6000	**400**	
4. **Württemberg**	Hauptfinanzetat 1891/93	ständ. wiss. Lehrer der Unter-Abt. 2000	1. Apr. 99	2400 Anfangs-Geh.	**400**	seit April 1901: Oberpräzeptor u. Ober-Reall.: 2100—4300 *M*
		ständ. wiss. Lehrer der Ober-Abt. 3600		3400 Anfangs-Geh.	— 200	Lehrer der oberen Abt.: 3400—5300 *M*[1])
5. **Baden** . . .	Geh.-O. v. Juli 94	2000—5000 ohne W.-G.	—	—	—	Erhöhung des W.-G. in Aussicht.
6. **Hessen** . . .		2500—5000	9. Juni 98	2800—6000	**300-1000**	
7. **Sachsen-Weim.-Eisenach**		2200—5000	1.Jan.1900	3000—5800	**800**	
8. **Mecklenburg-Strelitz**	1873!	studierte Lehrer 2100—3300	—	—	—	Die drei Oberlehrer nicht berücksichtigt.
9. **Oldenburg** .		2400—5700		3000—6300	**600**	
10. **Braunschweig**		2100—5400	ab 1. Apr. 1901	2700—6300 ohne W.-G.	**600—900**	
11. **Anhalt** . . .	1894	2600—5900	seit 1. Juli 1900	3000—6500	**400—600**	
12. **Elsafs-Lothringen**	1893	2600—5000		3000—5200 Oberlehrer mit F.-Z.: 3900—6300	**400, 200**	
13. **Mecklenburg-Schwerin**	24. Febr. 1893	2000—5400		2500—6000	**500—600**	

[1]) Vgl. Münchn. Neuest. Nachr. v. 10. Apr. 1901 Nr. 167: „Die neue Gehaltsaufbesserungsvorlage und der höhere Lehrerstand in Württemberg", wo über die in dieser Vorlage erfolgte Zurücksetzung des höheren Lehrerstandes eingehend gehandelt wird. Während z. B. für Amtsrichter und verwandte Kategorien durchschnittlich 600 M. Aufbesserung eingesetzt wurden, betrug die Erhöhung für Oberpräzeptoren und Oberreallehrer an Vollanstalten 0, an Nichtvollanstalten 100 *M* (Anfangsgeh.) und a. m. In diesem Sinne fielen auch die endgiltigen Beschlüsse aus.

In Bayern erfolgte die letzte Revision des Gehaltsregulativs im Jahre 1892. Die Aufbesserung betrug damals in Klasse VIId (Gymn.-Prof.) 480 ℳ, in Klasse XIe (sogen. „Durchgangsposten") nur 180 ℳ und zwar erst nach 5 Dienstjahren.

Kl. XIe vor 1892:	2460,	n. 3 J. 2820,	n. 5 J. 3000,	n. 10 J. 3180,	n. 15 J. 3360 etc.
Kl. XIe nach 1892:	2460,	„ 2820,	„ 3180,	„ 3360,	„ 3540 etc.
Erhöhung:	0	0	180	180	180

Gerade bei den unteren pragmatischen Stellen mufste sich daher in Bayern, angesichts der bereits i. J. 1892 ungenügenden Aufbesserung, das Mifsverhältnis zwischen dem stets gleichbleibenden Gehalt und den rasch steigenden Lebenspreisen bis zur Jetztzeit am fühlbarsten gestalten.

Ein einfacher Überschlag über die gegenwärtigen Kosten eines bescheidenen, kleineren Familienhaushalts wird dies ebenfalls bestätigen.

Dr. Herberich hat in der Beilage zur Allg. Zeit. vom 15. Nov. 1900 das Haushaltbudget einer Münchener Beamtenfamilie mit zwei bis drei heranwachsenden Kindern gegeben.[1] Vergleichen wir damit beispielsweise die (absichtlich ziemlich detaillierte) Bedürfnisliste der Familie eines jung verheirateten, pragmatischen Beamten (Mann, Frau, kleines Kind, Dienstmädchen) in einer mittleren Provinzstadt Bayerns.

A. Ausgaben für persönliche Zwecke.

1. Wohnung von 3 bis 4 Zimmern (Wohn-, Schlaf-, Studier-, ev. noch Fremden- oder Kinderzimmer), Küche etc. (*Herberich* für Münch. 1000)	500.—
2. Nahrung und Getränke für 4 Personen (ähnl. wie Herb.) à durchschn. 1 ℳ per Tag, gleich monatlich. Haushaltgeld von 120 ℳ (*H.* 1800)	1440.—
nicht gerechnet Taschengeld des Hausherrn für Abendausgang, Rauchrequisiten und sonstige Bedürfnisse.	
3. Neuanschaffung von Kleidung, Schuhwerk; Leib-, Tisch-, Bettwäsche; Hüte, Schirme, Handschuhe, Kravatten; Wäsche und Kleidung für das täglich zunehmende Kleine (*H.* 500)	260.—
4. Instandhaltung und Reparaturen:	
a) von Wohnung (Tapezieren, Tünchen der Wände, Reinigung bezw. Ölen der Böden etc.);	
b) der Kleidung: Ausbessern von Kleidern, Wäsche, Schuhwerk (*H.* 300)	100.—
c) Ausgaben für Reinigung der Wäsche, ev. Waschfrau, Reinigungsmittel etc. (*H.* 120—150)	80.—
5. Heizung in 4 Wintermonaten à 15 ℳ, sonst nur 5 ℳ	100.—
Beleuchtung in 4 Wintermonaten à 6 ℳ, sonst 2 ℳ (*H.* im ganzen 200—250)	40.—
6. Dienstmädchen monatl. 15 ℳ inkl. Versicherungsbeiträgen (*H.* 200)	200.—
	Sa. 2720.—

[1]) Ich bemerke hiezu, dafs mir Herberichs Aufsatz erst nach Aufstellung meiner Berechnungen zu Gesicht kam.

Übertrag 2720.—

B. Ausgaben für allgemeine und Bildungszwecke.

7.	a) Steuern: Staatssteuer, Kreis-, Distrikts-, Gemeinde-, Kultusumlagen, b) Beiträge für Vereine: Universitätsvereine, Standesvereine, gesellschaftl. Vereine, Vereine mit wohlthätigen oder Bildungszwecken, wissenschaftl. Vereine, c) gesetzliche Abgabe für allgem. Unterstützungsverein und Töchterkassa, II. Klasse, jährlich 81 *M* zus. (*H.* 200)	150.—
8.	wissenschaftl. und fachliche Zeitschriften, Anschaffung notwendiger wissenschaftlicher Werke zur Weiterbildung, Erweiterung der Hausbibliothek, Abonnement von Zeitungen, Zeitschriften, ev. Lesezirkel, Musikalien, Portokosten von Büchern aus Bibliotheken etc. (äufserst bescheiden!) (*H.* 100)	60.—

C. Ausgaben bei besonderen Veranlassungen.

9.	a) Weihnachtsbescherung für Familie, Dienstmädchen, Verwandte etc., b) Angebinde zu Namens-, Geburts-, Hochzeitsfesten, Ehrungen etc., c) Ausgaben bei Trauerfällen von Verwandten, Vorgesetzten, Kollegen, d) Trinkgelder an Neujahr und bei sonstigen Gelegenheiten alles zusammen: (*H.* —)	60.—
10.	Unumgängliche, gesellschaftliche Beteiligungen, in zweiter Linie Theater, Konzerte, Ausflüge, Einladungen (*H.* —)	60.—
11.	Urlaubsreisen, Ferienkurse, zeitweilige Besuchsreisen zu Eltern, Verwandten, Reisen gelegentl. freudiger oder trauriger Familienereignisse (*H.* —)	100.—

D. Ausgaben zur Sicherung der Familie gegen plötzliches Ableben des Ernährers, zur Sicherstellung der Zukunft der Kinder etc.

12.	Lebensversicherung auf 10000 *M* zu Gunsten von Frau und Kind angesichts der beim Todesfall des Mannes eintretenden geringen Pension. Jährl. Prämie rd.	320.—
13.	Militärdienst- bezw. Aussteuerversicherung für das Kleine zu 3000 *M* rd.	150.—
14.	Sterbekassa rd.	40.—
15.	Feuerversicherung	10.—

E. Sonstige Ausgaben.

Arzt, Apotheker, Zahnarzt (!) etc. etc. (*H.* 100)	30.—
Sa.	3700.—

Die einzelnen Posten dieser Aufstellung sind gewifs nicht zu hoch gegriffen, im Gegenteil, wie jeder Sachkundige zugeben wird, auf das bescheidenste, gerade noch zulängliche Mafs reduziert.

Nicht in Berechnung gezogen sind:

. die Anstellungstaxen mit 10 % des Anfangsgehalts im ungefähren Betrage von 240.— *M*,
2. Ausgaben bei Geburt oder Todesfall innerhalb der Familie,
3. Ausgaben für schwerere Krankheitsfälle,
4. länger währender Aufenthalt von Eltern, Verwandten etc. zum Besuch,
5. am allerwenigsten natürlich Ausgaben für Trambahn (wenn vorhanden), Sportszwecke: Radfahren, Jagd etc., oder gar Badereisen, Bälle u. dgl.,
6. auch nicht etwaige Schulden aus der Universitätszeit oder der Zeit vor der festen Anstellung.

Die Summe der angesetzten Posten ergibt das Minimum der Lebensbedürfnisse eines jung verheirateten, nebenbei auch für die Zukunft seiner Familie fürsorglichen Beamten im ungefähren Lebensalter von 30—31 Jahren.

Aber welch enorme Kluft zwischen vorhandenem Bedürfnisse und thatsächlich gewährtem Gehalt!

Selbst bei Deckung der Posten C, 10 und 11, sowie D, 12 und 13 (= 630 *M*) durch die Zinsen etwa vorhandenen Vermögens (zu 3½ % gerechnet, 18000 *M* nötig!) bleiben immer noch 3070 *M* zur Bestreitung nur der allergewöhnlichsten, allernotwendigsten Lebensbedürfnisse zu fordern!

Und der gegenwärtige Anfangsgehalt beträgt nur 2460 *M*! Also immer noch 610 *M* Differenz!

Darin besteht die Tragik des heutigen Lebens mancher Beamtenfamilie, dafs dieses Soll und dieses Haben, die schon zu Anfang der Beamtenkarrière so krafs differieren, bei zunehmender Familie, heranwachsenden Kindern kaum je oder nur mit gröfster Aufreibung zum Ausgleich gebracht werden kann.

Es bestätigt sich auch nach unseren Berechnungen die von Herberich für München festgestellte Thatsache:

> „dafs der Gehalt des Beamten, besonders in den Anfangsjahren seiner pragmatischen Stellung weit hinter dem zurückbleibt, was mindestens für eine bescheidene Lebensführung erforderlich ist“.

Herberich führt dann des weiteren in nur allzu richtiger Darlegung aus, wie diese dauernde Unterbilanz des Budgets durch nervenzerrüttenden Nebenverdienst, Aufzehrung eines vorhandenen Stammvermögens, Reduktion der gesamten Lebenshaltung auf ein der Beamtenstellung unwürdiges Niveau, Verzicht auf Bücher und Zeitschriften,

auf Teilnahme am gesellschaftlichen Leben, beseitigt werden mufs, dafs infolge der Nahrungssorgen die Kraft des Beamten sich rascher verbraucht und infolgedessen die Pensionslast wächst, dafs die Arbeitsfreudigkeit niedergedrückt und infolgedessen die Qualität der Arbeit gemindert wird, dafs endlich das Ansehen des Beamten bei der übrigen Bevölkerung entschieden Schaden leidet.

„Der dem definitiv angestellten Beamten gezahlte Gehalt mufs mindestens so hoch sein, als der Aufwand für die unabweislichen Lebensbedürfnisse bei einfacher, bescheidener Lebensführung für den Beamten und seine Familie beträgt.“

Herberich fordert für München die Summe von 3600 ℳ als Anfangsgehalt; nach unserer gewifs knappen Aufstellung würde sich derselbe für eine mittlere Stadt auf 3070 ℳ Minimum belaufen.

Nun erreicht aber in Bayern nicht einmal der Durchschnittsgehalt der sogen. Durchgangsposten für die ersten 10 Jahre pragmatischer Dienstzeit berechnet, d. h. der Durchschnittsgehalt zwischen dem 30. bis 40. Lebensjahre z. B. eines Gymnasial- oder Reallehrers (bis zur Beförderung zum Professor) die Höhe von 3070 ℳ; dieser auf 10 Jahre berechnete Durchschnitt beträgt vielmehr z. Z. nur 2892 ℳ, also noch 180 ℳ unter dem vorher als durchaus notwendig ermittelten Minimum des Anfangsgehaltes![1])

Vergleichen wir damit die für die 10 ersten definitiven Dienstjahre berechneten Durchschnittsgehalte, die in anderen deutschen Staaten bezahlt werden, so ergibt sich nachstehende Übersicht:

[1])

3 Jahre	à 2460 =	7380	ℳ
2 „	à 2820 =	5640	„
5 „	à 3180 =	15900	„
10 Jahre Gehalt =		28920	ℳ
1 Jahr Durchschn.		2892	ℳ

Ähnlich sind auch nachfolgend die Durchschnittssummen anderer deutscher Staaten ermittelt. (Kontrolle mittelst der beigegebenen grofsen Tabelle leicht möglich.)

Durchschnittl. Gehalt für 10 Anf.-Jahre	
M.	
4400	Bremen Oberl. 4375
350	
300	
250	
200	
150	
100	
050	
4000	Hamburg Oberl. III. Kl. 4000
3950	Preufsen, Berlin 3990
900	Württemb., dir. in Oberkl. angest. Lehr. 3900
850	
800	
750	
700	Braunschweig 3680
650	
600	Oldenburg 3600
550	Preufsen, III. S.-Kl. 3564
3500	Anhalt 3480
450	Preufsen, V. S.-Kl. 3450
400	Sachs.-Weimar-Eisenach 3400
	Baden, I. S.-Kl. 3370
350	Hessen, Elsafs-Lothr. 3360
300	Sachsen 3280
250	
200	
150	
100	Mecklenburg-Schwerin 3100
050	
3000	Baden, IV. S.-Kl. 3000
2950	Württemb., L. f. Mitt.-Kl. 2940
900	**Bayern 2892**
850	Sachs.-Mein.-Hildb. 2850
800	
750	
700	
650	
600	
550	
500	
450	
2400	Mecklenburg-Strelitz 2400 (stud. Lehrer, ohne Berücksichtigung der 3 Oberlehrer)

Den zweifelhaften Vorzug niederster Gehaltsbemessung hat hier Bayern unter allen gröfseren deutschen Staaten nur mit Sachsen-Meiningen - Hildburghausen und Mecklenburg-Strelitz gemein.[1])

Freilich darf nicht übersehen werden, dafs das durchschnittliche Anstellungsalter in den verschiedenen Staaten gröfseren oder kleineren Schwankungen unterliegt, je nach Andrang zum Beamtenberuf, Abgang in oberen Stellen etc. In Bayern betrug dasselbe noch Anfang der 90er Jahre 33, 34, ja 37 Jahre (Gymnasiallehrer), gegenwärtig[2]) dürften 30 Jahre als Durchschnitt (wenigstens für höhere Lehrer) anzusetzen sein.

In Sachsen beträgt dasselbe 31—32 Jahre[3]), in Oldenburg 30 Jahre 10 Monate,[4]) nach anderen Angaben etwas über 32 Jahre,[5]) in Braunschweig ca. 32²/₃ Jahre,[6]) (bei verspäteter, nach dem 32. Lebensjahre erfolgter Anstellung findet Anrechnung der überschiefsenden Lebensjahre statt),[7]) in Sachsen besteht vierjährige Wartezeit nach erlangter Anstellungsfähigkeit,[8]) in Baden dagegen müssen besonders die altklassischen Philologen immer noch

[1]) Für Württemberg verweise ich des näheren auf Anm. Seite 690.

[2]) Blätter f. Gymnas.-Schulwesen 1900, S. 166 Anm.

[3]) Pädagogisches Wochenblatt für den akademisch gebildeten Lehrerstand Deutschlands, ed. Krefsner 1900, S. 137, 1900, S. 35.

[4]) Bl. f. G.-Sch.-W. 1900, S 171 und Päd. Woch.-Bl. 1900, Jahrg. IX S. 41 und S. 327.

[5]) Bl. f. G.-Sch.-W. 1901, S. 169.

[6]) Päd. Wochenbl. 1900, S. 327.

[7]) Bl. f. G.-Sch.-W. 1901, S. 169.

[8]) Bl. f. G.-Sch.-W. 1901, S. 159 u. 160.

7—10 Jahre auf Anstellung warten (Besserung durch Neuschaffung von 35 Stellen in Aussicht).[1])

Ähnlich ungünstig sind auch noch die Verhältnisse in Preufsen. Dort hat das Anstellungsalter von 1855 bis 1898 den kolossalen Rückschritt von 26,5 auf 36,7 Jahre gemacht.[2]) Zur Zeit wird die feste Anstellung mit 34 Jahren im Durchschnitt erreicht (31—32 Jahre an städtischen, 36—37 Jahre an kgl. Anstalten).[3]) Allerdings wurde durch Gesetz vom 4. Mai 1892 bezw. 16. Juni 1897 verfügt, dafs die über 4 Jahre hinausgehende Beschäftigung als Hilfslehrer von dem Unterrichtsminister im Einverständnis mit dem Finanzministerium ganz oder zum Teil (als Dienstalter) angerechnet werden kann. Aber leider wurden nach verschiedenfach angestellten Berechnungen 60, ja 74 % aller Oberlehrer dieser Vergünstigung nicht teilhaftig.[3]) Jedoch wurden zur Besserung der Vorrückungsverhältnisse neuerdings 64 Oberlehrerstellen in den Etat eingefügt[4]) und weitere Neuschaffungen in Aussicht gestellt.

Aber auch, wenn wir die nach Vorrückung in Gehaltsklasse VII d (Gymn.-Prof. etc.) eintretende bedeutendere Gehaltsmehrung in Betracht ziehen, steht Bayern noch weit hinter den meisten anderen Staaten Deutschlands zurück.

In Preufsen z. B. beträgt die innerhalb 27 pragm. Dienstjahren insgesamt bezogene Gehaltsmenge geteilt durch die Anzahl der (27) Dienstjahre, also der absolute Durchschnittsgehalt, berechnet auf 27 Jahre[5])

für Berliner Servis 5300 ℳ,
für I. S.-Kl. 5060 ℳ,
für III. S.-Kl. 4480 ℳ,
für V. S.-Kl. 4760 ℳ (Zahlen, wie sie Herberich als Mindestverbrauch einer nicht zu grofsen, in München lebenden Familie ermittelt).

In nachstehender Tabelle sind die entsprechenden Durchschnittszahlen für die gröfseren deutschen Staaten angeführt.[6])

Auch hier erscheint Bayern unter den letzten Stellen. Es konkurriert in Mindestentlohnung der höheren Lehrer (und natürlich aller damit gleichstehenden Beamtensparten) wiederum mit: Sachsen-Meiningen-Hildburgh. und Mecklenburg-Strelitz.

Die Differenz zwischen bayer. und preufs. Gehaltsdurchschnitt (nur III. S.-Kl. angenommen) beträgt pro Jahr 922 ℳ, und für

---

[1]) Päd. Wochenbl. 1900, S. 176.
[2]) Bl. f. G.-Sch.-W. 1901, S. 154.
[3]) Bl. f. G.-Sch.-W. 1901, S. 154 u. 155 u. S. 159.
[4]) Bl. f. G.-Sch.-W. 1901, S. 170.
[5]) Bei Zugrundelegung eines Gesamtdienstalters von 30 oder mehr Jahren würde natürlich in den Staaten mit hohem Endgehalt die Ziffer dieses Durchschnittsgehaltes noch weiter aufwärts rücken.
[6]) Bezüglich Württemberg siehe auch S. 690, Anm.

Durchschnittsgehalte, berechnet auf 27 defin. Dienstjahre:

ℳ	
6000	
5900	
800	
700	
600	Bremen 5657
500	
400	
300	Berlin 5300
200	Braunschweig 5204
100	Els.-Lothr. Ob.-L. m. F.-Z. 5100
	Preußen, I. S.-Kl. 5060
5000	
4900	
	Preußen, III. S.-Kl. 4880
800	Oldenburg 4833
	Preußen, V. S.-Kl. 4760
700	
600	Anhalt 4600
	Hessen 4578
	Baden, I. S.-Kl. 4564
500	Württemb., dir. in Oberkl. ang. Lehr. 4456
400	Sachsen 4400 ohne W.-G.
	Sachsen-Weim.-Eisen. 4378
300	
	Mecklenb.-Schwer. 4259
200	Els.-Lthr. Ob.-L. ohn. F.-Z. 4200
	Baden, IV. S.-Kl. 4194
100	
4000	
3900	**Bayern 3958** [1]
800	
700	Sachs.-Mein.-Hildb. 3711
600	
500	
400	
300	
200	
100	
3000	
	Meckl.-Strelitz, stud. Lehr. 2911
2900	(ohne die 3 Oberlehrer)
2800	

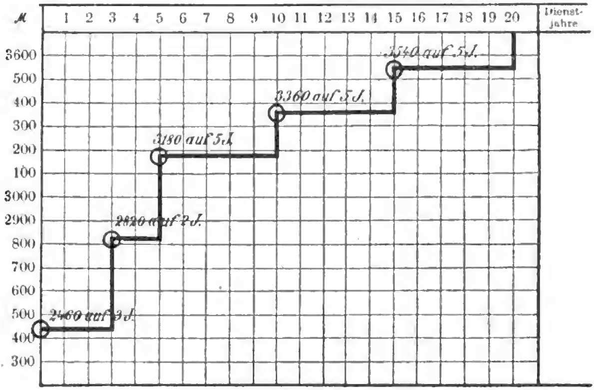
27 Dienstjahre insgesamt 24894 ℳ! Und doch ist Bayerns Hauptstadt die drittgrößte Stadt des Deutschen Reiches, für die wohl vergleichsweise, wenn auch nicht die Berliner, so doch, (um auch in Bayern, trotz aller dagegen sprechenden Gründe, von Servisklassen zu reden), die Höhe der I. preußischen Servisklasse (W.-G. 660 ℳ) zu wünschen nicht unbillig wäre. Die Differenz würde sich dann auf 1102 ℳ per Jahr berechnen oder für 27 Dienstjahre auf 29754 ℳ! — Summen für den Staat, aber auch Summen für den nur dürftig bezahlten, jedoch stets pflichtgemäß, ja opferwillig arbeitenden Beamten.

Solche Berechnungen könnten ins Endlose fortgesetzt werden; alle würden nur zu deutlich erweisen, daß in Bayern, dem zweitgrößten und einem der bestfinanzierten Staaten des Deutschen Reichs, eine durchgreifende Aufbesserung der seit langen Jahren unzulänglich gewordenen Beamtengehälter nicht mehr zu umgehen ist.

Um eine rasche Orientierung über die Gehaltsverhältnisse der akademisch gebildeten Lehrer in den verschiedenen Staaten des Deutschen Reiches zu ermöglichen, gebe ich nachstehend zwei graphische Tabellen, bei welchen jedoch die in den verschiedenen deutschen Staaten bestehenden Schwankungen des definitiven Anstellungsalters mangels umfassenden statistischen Materials leider nicht berücksichtigt werden konnten. Aber auch ohne dies werden sie einen annähernd richtigen Vergleich ermöglichen.

[1]) Für Lehrer an Realschulen und die meisten Lehrer an Gymnasien die höchst erreichbare Summe. Nach Bl. f. G.-Sch.-W. 1898, S. 201 gelangen nur $4^1/_2$ % aller Lehrer über Klasse VII hinaus.

Die Gehaltsverhältnisse der Gymnasiallehrer etc. in Bayern würden sich in folgender Stufenlinie darstellen:



Die Gehaltslinie der bayer. Gymnasial**professoren** beginnt mit dem zurückgelegten 10. Jahre definitiver Anstellung, entsprechend dem durchschnittlichen, wirklichen Dienstesalter bis zur Erreichung dieser Rangstufe.

Für alle angegebenen Staaten ist Grundgehalt inkl. Wohnungsgeldzuschufs, Servis, Funktionszulage etc. in Anrechnung gebracht.

(Siehe die beigegebene grofse Tabelle Seite 705.)

Die Gehaltsbemessung für höhere Lehrer unterscheidet sich in fast allen angegebenen Staaten vom bayerischen System in folgenden Punkten:[1])

1. höherer Anfangsgehalt,
2. kürzere Vorrückungsfristen,
3. höhere Endgehalte, erreichbar nach 20 bis längstens 27 Jahren definitiver Dienstzeit,
4. Dienstaltersetat statt Stellenetat.

Dreijährige Vorrückungsstufen bestehen in Preufsen, Sachsen, Hessen, Sachs.-Weim.-Eisen., Anhalt, Elsafs-Lothringen;

zweijährige Vorrückungsstufen à 200 ℳ in Oldenburg,

zweijährige und dreijährige gemischt in Baden, Braunschweig,

vierjährige mit hohen Vorrückungssummen bei hohem Anfangsgehalt in Hamburg,

dreijährige und vierjährige gemischt mit hohen Vorrückungssummen (500 ℳ) bei niedererem Anfangsgehalt in Mecklenb.-Schwerin,

[1]) Württemberg: siehe S. 690, Anm.

fünfjährige, hohe Zulagen (750, 750, 1000, 500) bei hohem Anfangsgehalt in Bremen,

fünfjährige, hohe Zulagen (500) bei niedererem Anfangsgehalt (2600) in Sachsen-Mein.-Hildburghausen,

fünfjährige, nur dreimalige Zulage (600, 300, 300) bei niederstem Anfangsgehalt in Mecklenburg-Strelitz,

einmalig dreijährige, einmalig zweijährige (je 360), fernerhin niederste fünfjährige Zulage (180) bei niederem Anfangsgehalt in Bayern.

Funktionszulagen bestehen in Preufsen (300 ℳ nach je 9, 12 und 15 Dienstjahren), in Elsafs-Lothringen bei 50% aller Oberlehrer, in Sachsen bei 28% „herausgehobener" Stellen.

Wohnungsgeld in Servisklassen ist eingeführt in Preufsen, Braunschweig, (Sachsen in Aussicht), Württemberg, Baden.

Auf den ersten Blick springt aus den aufgestellten Tabellen wiederum die Thatsache ins Auge, dafs Bayern bezüglich Entlohnung seiner Beamten weit, sehr weit hinter den meisten anderen deutschen Staaten zurücksteht.

In Preufsen (Berlin) und Braunschweig erreicht der Oberlehrer (= bayer. Gymn.-Lehrer und Gymn.-Prof.), beginnend mit 3600 bezw. 3020 ℳ nach 24 bezw. 22 Jahren einen Höchstgehalt von 6900 ℳ, genau dieselbe Summe, die bei uns in Bayern ein Gymnasialrektor (Regierungsrat) nach in dieser Stellung zurückgelegtem 25. Dienstjahre erst bezieht (6260 ℳ n. 25 D.-J. + 540 W.-G. = 6900 ℳ)!

Traurig, aber wahr!

Mit welchem Dienst- bezw. Lebensalter ein bayer. Gymnasial- oder Realschulprofessor [1]) (= Oberamtsrichter, Landgerichtsrat) den Höchstgehalt gleichstehender Beamter anderer deutscher Staaten erreichen würde, zeigt nachfolgende Übersicht:

---

[1]) Es werden ja nur $4\frac{1}{2}$% davon Gymnasialrektoren.

Staat	Höchstgehalt der Oberlehrer	wird erreicht nach wieviel Jahren def. Dienstes	Bayer. Gymnasialprofessor erreicht denselben Gehalt		
			nach wieviel Dienstjahren in pragm. Stellung	in welchem Lebensjahr	mit welcher Summe
Preufsen, Berlin . .	6900	24	**75**	**105**	7020
Preufsen, III. S.-Kl.	6480	24	**60**	**90**	6480
Preufsen, V. S.-Kl.	6360	24	**60**	**90**	6480
Sachsen	6000	24	**50**	**80**	6120
Sachsen, I. S.-Kl. (nach Genehmig.)	6430	24	**60**	**90**	6480
Bremen	7000	20	**75**	**105**	7020
Braunschweig . . .	6900	22	**75**	**105**	7020
Oldenburg	6300	22	**55**	**85**	6300
Anhalt	6500	27	**65**	**95**	6660
Els.-Lothr. mit F.-Z.	6300	24	**55**	**85**	6300
Hessen	6000	21	**50**	**80**	6120
Mecklenb.-Schwer.	6000	25	**50**	**80**	6120
Sachs.-Weim.-Eisen.	5800	24	**45**	**75**	5940
Baden	5620	17 !	**40**	**70**	5760

So steht es um die Gehalts- und Vorrückungsverhältnisse bayerischer Beamter, darunter auch der bayerischen höheren Lehrer.

Aber nicht genug noch.

Da wird von den höheren Lehrern in Braunschweig zum Beispiel Klage, und zwar berechtigte, geführt über ihre finanzielle Zurücksetzung dem Richterstande gegenüber (Differenz: 200 ℳ pro Jahr, Durchschnitt innerhalb 24jähr. Dienstzeit)[1], ebenso in Württemberg; in Baden, Hessen, Oldenburg bestehen ähnliche, gröfsere oder kleinere Unterschiede; in Bremen beziehen die höheren Lehrer 4000—7000, die Richter dagegen 5500—9500 ℳ[2] („die bremischen Oberlehrer stehen tief im Gehalt unter allen andern akademisch gebildeten Beamten, die im übrigen Deutschland von ihnen erreicht oder übertroffen werden" und a. a. St.: „ja sogar Beamte ohne akademische Vorbildung übertreffen die Oberlehrer im Gehalt; die Oberlehrer erscheinen geradezu auf die Stufe der Subalternbeamten herabgedrückt") und in Preufsen endlich brennt seit langem ein erbitterter Kampf um Gleichstellung der höheren Lehrer mit dem Richterstande — eine Gleichstellung, die uns Bayern eigentlich selbstverständlich scheint, deren Berechtigung aber auch schon zahllose preufsische Minister zugegeben haben, ohne dafs bis jetzt Abhilfe geschaffen worden wäre.

Nach Päd. Woch.-Bl. 1901, S. 107: „Oberlehrer und Richter", ein Artikel, der sich wieder auf einen Aufsatz: „Zur Oberlehrerfrage" im Korresp.-Bl. v. 1. Dez. 1900 bezieht, finden die Gehaltsverhältnisse

[1]) Päd. Woch.-Bl. 1901, S. 109.

[2]) Vgl. Tabelle in Päd. Woch.-Bl. 1900, S. 153 und 154: Die Stellung des höheren Lehrerstandes in Bremen.

der Richter, verglichen mit denen der Oberlehrer (für die Zeit von 1894 bis 1899), in folgender Tabelle ihren Ausdruck:

Dienstjahre	Gehalt der Richter ohne Servis	Gehalt der Oberlehrer ohne Servis	Die Oberlehrer erhalten weniger Gehalt	
Im 1. Dienstjahre	3000	2700	300	
Nach 1 „	3000	2700	300	
„ 2 „	3600	2700	900	
„ 3 „	3600	3000	600	9300 ℳ
„ 4 „	4200	3000	1200	in
„ 5 „	4200	3000	1200	10
„ 6 „	4200	3300	900	Jahren
„ 7 „	4800	3300	1500	
„ 8 „	4800	3300	1500	
„ 9 „	4800	3900	900	
„ 10 „	5400	3900	1500	
„ 11 „	5400	3900	1500	
„ 12 „	5400	4500	900	
„ 13 „	6000	4500	1500	
„ 14 „	6000	4500	1500	
„ 15 „	6000	5100	900	
„ 16 „	6000	5100	900	
„ 17 „	6000	5100	900	
„ 18 „	6000	5400	600	
„ 19 „	6000	5400	600	
„ 20 „	6000	5400	600	
„ 21 „	6000	5700	300	
„ 22 „	6600	5700	900	
„ 23 „	6600	5700	900	
„ 24 „	6600	6000	600	

Es haben also die Richter in Preufsen in den ersten 10 Dienstjahren 9300 ℳ oder 930 ℳ Durchschnitt pro Jahr mehr als die Oberlehrer.

Für Richterbeamte ergäbe sich also unter Zugrundelegung der für Oberlehrer auf Seite 696 berechneten Durchschnittsziffern:

Berlin: Oberl. 3990	Preufsen III. S.-Kl. Oberl. 3564	V. S.-Kl. 3450
Richter + 930	Richter + 930	Richter + 930
Durchschn. des Richters: 4920 (f. die ersten 10 J.)	Richtergehalt 4494 (Durchschn.) (f. d. ersten 10 J.)	Richtergehalt 4380 (Durchschn.) (f. d. ersten 10 J.)

Diese 4920, 4494, 4380 ℳ würden also den jährlichen Durchschnittsgehalt für die ersten 10 definitiven Dienstjahre des preufsischen Richters darstellen.

Für Bayern, wo Gleichstellung zwischen Richter und Lehrer, beträgt die entsprechende Ziffer (siehe S. 696)

2892 ℳ

Wie hoch müfsten also erst unsere Richter (und damit auch die ganzen Klassen XIe bezw. VIId u. s. w.) aufgebessert werden, um nur annähernd einen ähnlichen Gehaltssatz zu erreichen wie in Preufsen die Richter in der allergeringsten Servisklasse![1])

Doch keine weiteren Berechnungen! Wahrlich! Die Zustände sind unhaltbar geworden.

Es ist ja thatsächlich von den höchsten mafsgebenden Stellen die Unzulänglichkeit der bayer. Gehaltsverhältnisse des öfteren zugegeben worden. Die Schwierigkeit scheint zum Teil auch darin gelegen, der Unmasse Beamter in XIe, welche 1892 nur wenig aufgebessert wurden, durchgreifende, ausgiebige Hilfe zukommen zu lassen,

Nach der in Bl. f. G.-Sch.-W. 1898 S. 194 gegebenen Statistik befinden sich in Klasse XI insgesamt rd. 2600 Beamte; eine Aufbesserung ihres Anfangsgehalts von 2460 auf mindestens 3070, also um ca. 600 *M*, oder mit andern Worten: eine Erhöhung der Bezüge sämtlicher in Kategorie XI befindlicher Beamter um 600 *M* würde schon auf mehr als $1^1/_2$ Millionen zu stehen kommen. Dazu kommt, dafs bei der Gehaltsregulierung von 1892[2]) den mit höheren Summen aufgebesserten Kategorien (Gymn.-Prof. z. B. mit 480) damals dennoch nur das kaum Zulängliche gewährt wurde, und dafs infolgedessen auch bei diesen Kategorien seither der Gehalt weit unter dem gesteigerten Bedürfnis zurückgeblieben ist.

Und doch wird weder Landtag noch Regierung das Odium ungenügender Beamtenzahlung noch für längere Zeit auf sich ruhen lassen können.

„Der Herr Finanzminister (ich citiere aus Nr. 386 der Münch. Neuest. Nachr. vom 22. Aug. 1901: Finanzlage der bayer. Beamten und Bediensteten) hat in der Sitzung der Kammer der Abgeordneten vom 28. Apr. 1892 Nr. 262, S. 484 gesagt: ‚Wissen Sie, wohin wir kommen mit dem Nivellieren? Wir kommen dahin, dafs die tüchtigeren Kräfte entweder in den Staatsdienst gar nicht mehr treten oder davonlaufen.'

Dann nach S. 485 des vorerwähnten Sten. Ber.: ‚Meine Herren! Nehmen Sie das doch nicht gleichgültig, wie der Beamte im sozialen Leben auftritt. Die Bevölkerung hat eben einmal keinen Respekt vor einem Hungerleider'."

Gegenüber manchen andern deutschen Staaten haben wir bayer. Lehrer uns zweier Vorzüge zu rühmen:

1. dafs in Bayern schon längst der gesamte wissenschaftliche Unterricht von akademisch gebildeten Lehrern erteilt wird (Bl. f. G.-Sch.-W. 1901, S. 163),

---

[1]) Der Anfangsgehalt eines Amtsrichters z. B. beträgt: in Preufsen 3660 *M*, in Sachsen 3600 *M*, in Elsafs-Lothringen 3300 *M*, in Württemberg 2950, Hessen 2800, Baden 2620, Bayern 2460 *M*; der Höchstgehalt eines Landgerichtsrats: Sachsen 8400, Preufsen 7260, Elsafs-Lothringen 6900, Hessen 6500, Württemberg (Stuttgart) 6400, Baden 6120, Bayern nach 21 Dienstjahren in dieser Stellung 5400 *M*. Vgl. hiezu M. Neuest. N. vom 22. Aug. 1901, Nr. 386: Finanzlage der bayr. Beamten etc.

[2]) Vgl. Artikelserie in M. Neuest. N. 1891, Nr. 467 bis 472.

2. dafs in Bayern (abgesehen vom prozentualen Mifsverhältnis der höheren zu den niederen Stellen) im grofsen und ganzen schon seit 1872 die Gleichstellung zwischen höherem Lehrer und Richter anerkannt ist.

„Dieser konsequente und gerechte Standpunkt der bayerischen Regierung“, meint die Denkschrift des Oldenburgischen Oberlehrervereins von 1899 mit vielleicht etwas zu optimistischer, aber im Grunde nicht unrichtiger Auffassung, „hat es bewirkt, dafs trotz der (mit norddeutschen Verhältnissen verglichen) auffallend niedrigen Gehaltssätze allgemeine Zufriedenheit unter den akademisch gebildeten Beamten herrscht und rivalisierende Regungen, wie sie anderwärts durch die Bevorzugung einer Beamtenklasse hervorgerufen werden, nirgends zu bemerken sind.“ [1])

Die höheren Lehrer, sowohl an Gymnasien als auch an Realschulen, haben gewifs keine Ursache, sich über mangelndes Wohlwollen oder mangelnde Fürsorge seitens der vorgesetzten höchsten Behörden zu beklagen. Es ist im letzten Jahrzehnt sehr viel geschehen — das mufs mit ehrerbietigstem Danke anerkannt werden —, um die Lage des höheren Lehrerstandes in Bayern zu heben und zu bessern.

Die in vorliegenden Ausführungen nur für einzelne Klassen nachgewiesene Unzulänglichkeit der Gehaltsbemessung hat sich eben zum allgemeinen Übel aller Kategorien, nicht blofs der Beamten, sondern auch der Bediensteten des bayer. Staates ausgewachsen.

Es zeigt sich deutlich, dafs Bayern in der durchgreifenden, nachhaltigen Aufbesserung der Gehälter seit langem nicht gleichen Schritt gehalten hat mit der unverhältnismäfsig hohen Preissteigerung aller Lebensbedürfnisse, eine Thatsache, die eben durch die, innerhalb kurzer Zeit wiederholt bethätigten, sehr beträchtlichen Gehaltsaufbesserungen in andern deutschen Staaten mehr als genügend bewiesen wird.

Annweiler. Joseph Maria Fauner.

---

[1]) Denkschrift des Oldenburgischen Oberlehrervereins, Oldenb., Littmann 1899. S. Bl. f. G.-Sch.-W. 1900, S. 172.

704

nisse de

Römische Inschriften in Bayern.

In Regensburg kamen wiederum zwei Inschriftensteine zu Tage; beide zeigen Abweichungen von der gewöhnlichen Darstellung.

Der erste, 60 cm hoch, 45 cm breit, aus Kalkstein, hat die Form einer Hausfront mit einem Giebeldach. In diesem Giebel und etwas darüber nach unten reichend sind die Reliefs von vier Figuren, die Frau links, der Mann rechts, zwischen ihnen eine kleinere und eine gröfsere Tochter. Das kleinere Mädchen ist zunächst der Mutter.

Darunter steht in kleinen, schwer leserlichen Buchstaben mit vielen Ligaturen:

FL · ISPANAE · VIX . AN . XVIII · ET · ODINETA
TA · VIX · AN · VIIII · IVL · VICTORINA · MATER
PIENTISSIMA · VIVA · FECIT · ET
FL · FORTIONI · VIVO · GEN
D· M

Flaviae Hispanae[1]) vixit annos XVIII, et Odinetata(e)[2]) vixit annos VIIII Julia Victorina[3]) mater pientissima viva fecit et Flavio Fortioni[4]) vivo genero. Dis maribus.[5]) Danach wäre wohl Fl. Fortio der Gemahl der Fl. Hispana gewesen.

Der zweite Stein wurde beim Bau eines neuen Lagerhauses nächst dem Bahnhof gefunden. Er bietet keine Schwierigkeiten, nur ist die Formel „fecit" bezw. „faciendum curavit" am Ende doppelt gesetzt. Er lautet:

VALER · MARTINAE
AVR · VICTORINVS
CONIVNX
FC
FAC

Man mufs wohl annehmen, dafs der Steinmetz zuerst FC (faciendum curavit) eingemeifselt hatte; das fand den Beifall des Bestellers nicht, da ja ein zu grofser Raum unbeschrieben geblieben wäre. Deshalb schrieb er FAC darunter und kittete das FC zu, was sich aber in der Erde wieder ablöste.

München. Fink.

[1]) Die Schreibweise Ispana ohne anlautendes H findet sich auch sonst, so im CIL III, 4512 auf einem Steine aus Petronell.

[2]) Der Name ist so kaum richtig.

[3]) Der Name Victorina ist häufig; auf Regensburger Steinen kommt er noch zweimal vor (CIL III, 5955 und 5956).

[4]) Fortio ziemlich seltener Name, erwähnt CIL V, 5212.

[5]) Sonderbar ist die Nachstellung von D. M.

II. Abteilung.

Rezensionen.

Erziehung und Erzieher von Rudolf Lehmann. Berlin. Weidmann, 1901. M. 7.—

Lehmann steht bezüglich der modernen Schulfragen auf dem fortschrittlichen Standpunke gegenüber dem starr absprechenden Konservatismus der älteren Philologengeneration. Auch der Geist der modernen Kultur kommt bei ihm zu seinem Recht. Eine Reformbedürftigkeit und eine Anpassung an die Forderungen der Zeit werden nicht abgelehnt. Seine Erörterungen sind aber so einsichtsvoll und gemäfsigt und gehen aus so ehrlicher Überzeugung hervor, dafs sie einen bedeutenden und vielfach überzeugenden Eindruck machen.

Seine Grundanschauungen über die Möglichkeit und Notwendigkeit der Erziehung und Bildung erwachsen aus naturwissenschaftlichen Lehren über Entwicklung des Organismus, Vererbung und Anpassung, Scheidung der Arten und Individuen, auf der grofsen naturwissenschaftlichen Theorie der Evolution. „Alle wahre Bildung ist deshalb organische Entwicklung.“ Bezüglich der materiellen und geistigen Interessen der Menschheit, die zugleich Lehrobjekte der Schule werden müssen, gewinnt er den richtigen Leitgedanken, dafs der Kampf ums Dasein nötig ist, aber dafs dieser Kampf sein Interesse und seinen Wert verliert, dafs Genufs und Besitz abstumpfen und den Menschen nicht befriedigen, dafs vielmehr nur ideale Güter es sind, die das Leben auf die Dauer lebenswert machen. Über die Persönlichkeit des Lehrers, sowie über die Schulzucht sind sehr beachtenswerte, vielleicht noch nicht gehörte Urteile ausgesprochen. Die historische Betrachtung über die Entwicklung der einzelnen Schularten ist unparteiisch und rein sachlich behandelt, hie und da jedoch macht sich ein pessimistischer Zug gegen das humanistische Gymnasium bemerkbar. Er verwirft mit Recht die Einheitsschule, die bisherigen historisch gewordenen Arten entsprechen vielmehr den Bildungsbedürfnissen der Nation: Es sollte nur vom nationalen Erziehungsstandpunkte aus in allen Schulen ein wesentlich einheitlicher Kern der Unterrichtsstoffe beibehalten werden. Was Lehmann in dem achten Kapitel über Schularten und Lehrbücher sagt, ist ein sehr beachtenswerter Vorschlag zur Klärung der gärenden Schulfrage. Überhaupt erfreut die Gesamtdarstellung durch den unverkennbaren Freimut einer kräftigen Überzeugung, sowie durch den wissenschaftlichen Zug, mit welchem alle pädagogischen Fragen angefafst werden.

Pädagogische Irrtümer in Schule und Haus von Dr. Hugo Gruber. Essen. Bädecker, 1900.

Ähnlich, aber nicht so anschaulich und gedankentief wie in Salzmanns Krebsbüchlein sind hier Irrtümer, Verkehrtheiten und üble Gewohnheiten der Lehrer und Eltern zusammengestellt als abschreckende Belehrung, wie man es nicht machen soll. Das Kapitel V über Strafe und Lohn in Haus und Schule zeigt einen tiefen pädagogischen Blick. Das Ganze jedoch macht nur den Eindruck der vereinzelten, gelegentlichen, jedoch scharfen Beobachtung, man vermifst dagegen den einheitlichen, höheren Gesichtspunkt.

Der moderne Hauslehrer. Eine gesellschaftliche und pädagogische Studie von Karl Haase. Hannover. Meyer, 1900.

Die Vorteile des Hauslehrertums sind hier aus persönlicher Sachkenntnis und mit offenem, vorurteilslosem Blick in anziehender Weise gewürdigt. Neben den Vorzügen des Einzelunterrichts für den Zögling wird besonders die Entwicklung der jungen Lehrerpersönlichkeit hinsichtlich seines Charakters, seiner Weltanschauung, der Aneignung von Weltkenntnis und feiner Lebensart hervorgehoben.

Schulklassische Verirrungen von Dr. P. Remachus Förster (O. S. B.). Stuttgart und Wien. Roth, 1900.

Ein Angriff auf das humanistische Gymnasium vom extrem katholischen Standpunkte aus. Abschaffung des heidnisch klassischen Unterrichts nicht etwa wegen seiner unchristlichen Richtung, sondern wegen seiner Schwierigkeit und seines ungeeigneten und widerwärtigen Bildungsinhaltes. Eine überwallende Bücherkunde verbunden mit unkritischem, tendenziösem Vorurteil macht auf den Leser einen unerquicklichen Eindruck, weil die wissenschaftliche Thätigkeit des vielbelesenen Verfassers nicht im Dienste der Wahrheit steht. Die heidnischklassische Literatur ist allerdings früher zu sehr verhimmelt worden, allein die Forschung hat unerbittlich den wirklichen Wert der antiken Kultur festgestellt und einerseits den übertriebenen Glanz verwischt, andererseits aber die unbestreitbaren Verdienste der alten Kulturvölker nachgewiesen. Dies nicht zu wissen oder zu ignorieren, ist eines Gebildeten unwürdig. Dagegen empfiehlt der Verfasser die lateinischen und griechischen Schriften der Kirchenväter und der christlichen Schriftsteller des frühesten Mittelalters. Es ist aber fraglich, ob unter den christlich-kirchlichen Schriftstellern sich nicht auch manches findet, was man der Jugend durchaus nicht vorlegen dürfte. Der Verfasser schliefst mit den Worten: „Ein Erstarken christlichen Geistes thäte not. Christliche Ideen müssen wie felsenfest in die Gedankenflut von Knaben und Jünglingen gelegt werden. Auch für das Formelle des Guten, Wahren und Schönen soll hauptsächlich christlicher Anhalt

geboten werden." An welchem Stoff soll aber der Jüngling seine Urteilskraft üben? Diese freie, ungehinderte Kritik gestattet doch nur das klassisch-heidnische Altertum.

Würzburg. Nusser.

Markgraf Luitpold. Dramatisiertes Geschichtsschauspiel in einem Aufzuge. Verfafst von Dr. Joseph Menrad. München 1901, J. Lindauersche Buchhandlung (Schöpping). 24 Seiten.

Unter den idealen und aus idealen Motiven hervorgegangenen Gaben, welche aus Anlafs der Feier des 80. Geburtstages Sr. Kgl. Hoheit des Prinzregenten in Poesie und Prosa zu Tage traten, verdient das Festspiel des durch seine literarische, vorzugsweise dem Gebiete der Poesie und der vaterländischen Geschichte gewidmete Thätigkeit vorteilhaft bekannten Verfassers mit Anerkennung hervorgehoben zu werden. Das kleine, aber dichterisch schön und scenisch leicht durchgeführte und durchführbare Dramolett (unseres Wissens wurde dasselbe in München von Schülern des Kgl. Maximilians-, Ludwigs- und Realgymnasiums im Kgl. Odeon, sowie in Regensburg am dortigen Stadttheater zur Darstellung gebracht) versetzt uns mit packender Anschaulichkeit ins Jahr 907 in das Donauthal nahe der Ennsburg und zwar unmittelbar vor dem Beginn jenes blutigen Kampfes der Bayern gegen die Ungarn, bei welchem der edle Markgraf Luitpold bei Verteidigung der heimatlichen Grenzen mit all seinen Getreuen den Untergang fand. Die treue Anhänglichkeit des Bayernvolkes an seinen Herrscher, dessen leutseliges, biederes Wesen selbst, seine Versöhnlichkeit und Friedensliebe weifs uns der Verfasser in den verschiedenen Gesprächen, welche der Markgraf mit seinen Untergebenen, sowohl Adeligen, meist Trägern historischer Namen, als auch schlichten, biderben Handwerksleuten führt, trefflich zum Ausdruck zu bringen. Diese idyllische Zeichnung eines glücklichen Herrschers und glücklicher Unterthanen erhält gegen den Schlufs der Dichtung hin durch den Bericht eines Eilboten, welcher den räuberischen Einbruch der Ungarn in die Ostmark mit fliegendem Atem verkündet, auf einmal eine grelle Beleuchtung. Markgraf Luitpold bricht mit seinen Getreuen ohne Verzug zum Kampfe auf, nimmt Abschied von dem noch jungen Sohne und, begleitet von dem Segensspruch des Abtes von Schonau, zieht der Stammvater des Hauses Wittelsbach zum letzten Kampfe für Religion und Vaterland gegen den grimmigen Feind.

Das ist die kurze Skizze der auch in sprachlicher und poetischer Hinsicht als sehr gelungen zu bezeichnenden kleinen Dichtung. Möge dieselbe in unserer vaterländischen Literatur nicht dem allerdings nicht seltenen, aber in diesem Falle gewifs unverdienten Schicksal einer blofs ephemeren Geistesschöpfung anheimfallen.

Regensburg. Alphons Steinberger.

Dr. Richard von Kralik, Altgriechische Musik.[1]) Theorie, Geschichte und sämtliche Denkmäler. Stuttgart und Wien s. a. (1900), Jos. Rothsche Verlagsbuchhandlung. pp. 52. M. 0.80.

Wenn das Büchlein sich auch in erster Linie an den praktischen Musiker und Musikfreund wendet, so wird doch auch der Philologe und Schulmann, der sich rasch über das schwierige Gebiet der alten Musik orientieren will, dasselbe gerne zur Hand nehmen. Er findet darin in klarer, übersichtlicher Weise das Wissenswerteste aus dem gesamten Gebiet der alten Musikwissenschaft vorgetragen. In sechs kurzen, aber inhaltsreichen Kapiteln handelt der Verfasser über die Theorie der griechischen Musik, nämlich über ihr Grundprinzip, über Rhythmik, Melodik, Harmonik, Notenschrift und Instrumentation. In einem umfangreicheren 7. Kapitel bietet er eine chronologische Übersicht über die Geschichte der Musik bis zu ihrem Aufgehen in die christliche Musik. Den gröfsten Raum (S. 19—45) nimmt die Bearbeitung der Denkmäler selbst ein. Dazu kommt noch ein Anhang antiker Melodien, wie sie uns durch den kirchlichen Choralgesang erhalten geblieben sind.

Überall erkennt man, dafs der Verfasser mit den Quellen wohlvertraut ist, schade nur, dafs die neueste Literatur nicht vollständig verwertet und das Büchlein deshalb bereits in einzelnen nicht unwichtigen Dingen überholt ist. So geht der erste Apollo-Hymnus noch unter dem Namen des Kleochares, und die Bruchstücke der Melodie folgen sich noch in der alten Ordnung, wie sie zuerst Reinach und Weil (1893) veröffentlicht haben. Unterdes hat Pomtow die richtige Ordnung nachgewiesen und auch die Zeit der Entstehung anders bestimmt (1. Hälfte des 2. Jahrh. v. Chr.); vgl. Jan, Musici scriptores Graeci, supplementum p. 8 ff. Während ferner der Homerische Hymnus auf Demeter und Pindars 1. pythische Ode, deren Echtheit angezweifelt wird, Aufnahme fanden, fehlt der 1894 von Weil und Reinach herausgegebene 2. delphische Hymnus (Jan, suppl. p. 22 ff.).

Was die Bearbeitung der Denkmäler anlangt, so hat der Verfasser ganze, abgerundete Kunstwerke zu bieten gesucht. Er hat deshalb mit Geschick die fehlenden Teile der Melodien durch eigene Komposition unter Anlehnung an die überlieferten Motive ergänzt. Statt des griechischen Textes ist eine gute Übersetzung untergelegt. Um die Melodien ferner unserem musikalischen Gefühl näher zu bringen, hat sie der Verfasser nach dem Vorgange Thierfelders u. a. mit einer harmonischen Begleitung versehen. Wie er hierin von der Praxis der alten Kunst abweicht, hat er sich auch in der Behandlung der Rhythmen manche Freiheiten genommen. Die Dochmien im Chorliede des Orestes sind durch $^9/_8$-Takt, der kretisch-päonische Rhythmus im 1. Hymnus auf Apollo durch $^6/_4$-Takt wiedergegeben. Warum scheut der Verfasser im letzteren Falle den $^5/_4$- oder $^5/_8$-Takt, der uns durch das Metrum klar vorgeschrieben und uns auch in der modernen

[1]) Diese Besprechung wurde bereits Ende März ds. Jhrs. eingesandt, konnte aber aus Raummangel nicht eher zum Abdruck gelangen. (Die Red.)

Musik durchaus nicht unbekannt ist? Wenn ferner im Homerischen Hymnus auf Demeter je der 3. und 6. Takt des Hexameters zu 2 Takten verlängert wird, so ist das eine Konzession an unser rhythmisches Gefühl, die im Widerspruch steht zu den Regeln der griechischen Kunst. Durch solche Bearbeitung sind die Melodien für uns zwar spielbar, sangbar und unseren Ohren angenehm geworden, aber auf Kosten ihres altertümlichen, ursprünglichen Charakters. Sie sind in der That, was Verfasser p. 20 betont, nur eine „Übersetzung aus einer fremden Sprache in unsere musikalische Grammatik". Wenn sie nichts anderes sein wollen, dann sind sie gewifs dankbar zu begrüfsen, aber unser Verständnis der alten Kunst werden sie kaum fördern. Ich möchte auch bezweifeln, ob sie, wie der Verfasser zu hoffen scheint, in dieser Gestalt eine befruchtende Wirkung auf unsere lebendige Kunst auszuüben vermögen.

Trotz dieser Bedenken halte ich das Büchlein für wertvoll und möchte es jedem Kollegen und Freund griechischer Musik bestens empfehlen.

München. Pfirsch.

Graf und Löfsl, Leitfaden für den geographischen Unterricht an Mittelschulen. IV. Teil. Die aufsereuropäischen Erdteile. München, Verlag von R. Oldenbourg. Preis M. 1,15.

Aus dem Vorworte ist zu entnehmen, dafs dieser vierte Teil des Leitfadens sich systematisch und methodisch an die vorausgehenden Teile anschliefst, deren erster im sechsten Heft des Jahrganges 1898 dieser Blätter eine ausführliche Besprechung gefunden hat. Einige Worte sind auch dem Verfahren bei der Aussprache geographischer Namen aufserhalb Europas gewidmet, denen man nur beistimmen kann, ebenso der Ersetzung geographischer Fremdwörter durch deutsche. Nur für Plattlandschaft statt Plateau hätte ich mit Kirchhoff Hochfläche gewählt. Dafs ein Künstler wie Herr H. Morin den Verfassern seinen Stift zur Verfügung stellte und eine Reihe erstklassiger Bilder für den Leitfaden zeichnete, kann nur freudigst begrüfst werden. Aber auch die anderen Bilder sind ebenso gut ausgefallen als gewählt und bilden einen hervorragenden Schmuck des Buches. Nicht ganz korrekt dürfte übrigens der Ausdruck sein „Die Vegetationsbilder sind von dem bekannten Tierzeichner Herrn Morin". Die Vegetation ist in diesen Bildern vorzugsweise nur Staffage für die zur Darstellung gebrachten Tiere.

Was nun den methodisch-systematischen Aufbau angeht, so wird es am einfachsten sein, an einem konkreten Beispiele, an Asien, diesen aufzuzeigen, um erkennen zu lassen, wie die Aufgabe, ein lebensvolles Bild der aufsereuropäischen Länder zu entwerfen, zu lösen versucht wurde. Auf einen Überblick über die Erforschungsgeschichte folgt 1. Lage und Ausdehnung; 2. Gliederung (horizontal); 3. Bodenerhebung (vertikale Gliederung) und Bewässerung. Allgemeine Charakteristik: A. Vorderasien; orohydrographische Übersicht, B. Hinterasien; orohydro-

graphische Übersicht. In beiden Kapiteln schliefst sich an die tabellarische Aufzählung der Gebirge, Hochebenen, Seen und Flüsse eine eingehendere Charakteristik derselben. Nunmehr folgen: Küstenlandschaften und Inseln. A. Der Norden. B. Der Osten und Süden. Eine Tabelle bringt die höchsten Berge in m, die Flufslängen in km, die Seen nach Gröfse, Tiefe und Meereshöhe geordnet. 4. Geologische Übersicht. 5. Klima. 6. Pflanzen- und Tierwelt. 7. Bevölkerung. 8. Kultur und Religionen Asiens. 9. Staaten, A. Unabhängige Staaten, B. Kolonien. An geeigneten Stellen sind zur Veranschaulichung gute Profile oder Skizzen beigegeben. In gleicher Weise wiederholt sich dieser Lehrgang auch bei den übrigen Kontinenten. Sehr umfangreiche Tabellen finden sich bei Afrika und Nord- wie Südamerika. In jedem dieser Einzelabschnitte ist mit grofsem Fleifse alles in gröfster Vollständigkeit in durchaus ansprechender Weise verarbeitet, wie es eine eingehende Darstellung verlangt. Nur mit dem Abschnitte „Staaten" kann ich mich nicht befreunden, denn er enthält ein wahres Gestrüpp von Länder- und Ortsnamen, durch das sich hindurchzuarbeiten Lehrern und Schülern eine gleich unerquickliche Aufgabe bleiben mufs. Die Schuld daran liegt aber nicht etwa am besonderen Ungeschick in der Darstellung, sondern an dem schematischen Aufbau des Leitfadens, der das Gute und Geniefsbare bereits in den vorangehenden Abschnitten vorweggenommen und diesem letzten Teile gewissermafsen nur die abgenagten Knochen übrig gelassen hat, die verdaulich zu machen auch die wirtschaftlichen Angaben nicht ausreichen. Auch ist hier entschieden viel zu viel Stoff geboten. So sind z. B. bei China sämtliche 18 Provinzen angeführt, die zu lernen man keinem Schüler zumuten kann, trotzdem wir mit China unangenehme nähere Bekanntschaft zu machen hatten. Das verlangen die Herausgeber sicherlich auch nicht. Welchen Zweck hat es aber dann, all diesen Wust schweraussprechbarer Namen aufeinanderzuhäufen? Um der Vollständigkeit willen wird es nicht geschehen können, denn dazu sind Leitfäden meines Erachtens nicht da. Jene suchen wir in nicht dem Schulunterricht dienenden grofsen Werken und wollen sie da auch nicht vermissen. Man wird also bei einem für den leider nur stiefmütterlich bedachten geographischen Unterricht bestimmten Lehrbuch notwendigerweise eine Ausscheidung zwischen dem Notwendigen und Entbehrlichen vorzunehmen haben und entschlossen auf die unerreichbare Vollständigkeit verzichten müssen. Auch in der Angabe von Einwohnerzahlen hätte sich ein summarischeres Verfahren empfohlen, etwa wie bei Supan und Ule eine Zugabe von Städtetafeln, die über die Bevölkerungsziffer orientieren, ohne so unangenehm und störend ins Auge zu fallen. Das Gedächtnis der Schüler damit zu beschweren wird ohnehin niemand einfallen. Mit dieser systematisch-methodischen Anlage des Leitfadens stimmen die meisten mir bekannten Leitfäden überein — und ich habe deren viele zu Gesicht bekommen —, nämlich darin, dafs schematisch die Gebirge und Berge, Seen und Flüsse, Länder und Städte aus ihren inneren Beziehungen losgelöst, zusammengestellt und in je einem besonderen Kapitel abgehandelt werden. Mag diese Darstellungsweise

auch manches für sich haben, so kann ich mich doch nicht für sie erwärmen, ich bin prinzipiell gegen sie. Auch bergen, wie die Erfahrung lehrt, nackte Tabellen und Übersichten die Gefahr in sich, dafs der Schüler darin eine — von den Herausgebern freilich nicht beabsichtigte — Einladung zum einfachen Auswendiglernen sieht und sich so der Plage mit dem Atlas überheben will. Alles schon dagewesen. Ich kann mich mit dieser prinzipiellen Abneigung gegen diese Methode auf keinen Geringeren als Alfred Kirchhoff berufen, der auf dem Gebiete der darstellenden Erdkunde bahnbrechend geworden ist und in seinem Lehrbuche der Geographie in mustergültiger Weise gezeigt hat, wie die einzelnen Fäden zu einem lebensvollen Bilde zu verweben sind. Man lese auch in seiner Abhandlung über Geographie in Baumeisters Handbuch der Erziehungs- und Unterrichtslehre nach, was er insbesondere S. 52 über das Verfahren beim geographischen Unterrichte sagt, und folge dem von ihm gegebenen Lehrbeispiel, der Landeskunde von Thüringen und dem Harze, in dem er für die verschiedensten Lehrstufen dasselbe Land in immer weiter gezogenen Kreisen in Hinsicht auf Bodenbau und Gewässer, Klima und Landschaft, Bevölkerung und Staaten darstellt. Die entgegengesetzte Methode gräbt alle diese Dinge fein säuberlich mit den Wurzeln aus und stellt sie mit anderen gleichartigen aus dem ganzen Kontinente zusammen, so dafs wir schliefslich wohl eine vollständige wohlkatalogisierte und inventarisierte Übersicht der verschiedenen Teile erhalten, aber keinen Organismus, kein lebensvolles Gesamtbild eines Landes, das uns den innigen Zusammenhang von Land und Leuten aufzeigt. Gegen eine solche Methode hat sich Kirchhoff aufs nachdrücklichste ausgesprochen,[1]) da der Schüler so nur die einzelnen Teile in die Hand bekommt, denen „leider nur das geistige Band fehlt". Es wird mich nichts nützen, wenn ich die ganze Masse gleichartiger Dinge habe in grofsem Zuge an mir vorüberziehen sehen und zum Schlusse von dem Einzellande nur seine politische Einteilung, seine Städte mit Einwohnerzahlen und wirtschaftliche Angaben als Schaustück vorgesetzt bekomme. Das solchermafsen in separaten Schaukästen vorgeführte Material wird sich zumal im Kopfe eines Schülers niemals zu einer Gesamtanschauung verdichten, und eine solche zu erzielen, ist doch wohl die Hauptaufgabe und zugleich der schönste Erfolg des geographischen Unterrichtes. Aufser Kirchhoff selbst hat uns ein zweiter Meister der geographischen Lehrkunst, Supan, in seinem Lehrbuche gezeigt, wie man es anzufangen hat, solche wohlabgerundete Landschaftsgemälde zu schaffen, die frei von aller Überladung dem Schüler den Stoff für das häusliche Studium

[1]) Soeben empfange ich Kirchhoffs Erdkunde für Schulen, 8. Auflage, in deren Vorwort berichtet wird, dafs nach den neuesten preufsischen Unterrichtsplänen der physische Teil der Länderkunde stets in enger Verknüpfung mit dem politischen dargestellt werden soll — wie es Kirchhoff bisher schon in seiner Schulgeographie gethan hat. Es darf hier wohl die Hoffnung ausgesprochen werden, dafs diese „segensvolle Verordnung" auch in Bayern Nachahmung findet und wir in Zukunft nur Leitfäden und Lehrbücher bekommen, welche dieser Forderung entsprechen.

in geniefsbarer und genufsreicher Form bieten. Sie geben uns des weitern das höchst schätzenswerte Beispiel weiser Beschränkung auf das wirklich Notwendige und Erreichbare. In gleicher Weise hat Kirchhoffs Schüler Ule in seinen bekannten Lehrbüchern seines grofsen Lehrers Methode ebenfalls für verschiedene Altersstufen durchgeführt und sich damit in den weitesten Kreisen Beifall erworben. Ich habe vor Jahren einmal einen mir persönlich ganz unbekannten Kollegen, der mich in seiner Bescheidenheit um ein Urteil über ein von ihm verfafstes Manuskript eines geographischen Leitfadens bat, das er drucken lassen wollte, diese meine Anschauungen unverhohlen dargelegt und hatte die freudige Genugthuung, dafs er sine ira et studio die Konsequenzen daraus zog. Ich schätze ihn deshalb um so höher. So schliefse ich diesen Bericht über den der Besprechung zu Grunde gelegten Leitfaden mit diesem meinem geographischen Glaubensbekenntnis, wobei ich gern anerkenne, dafs dem Leitfaden von Graf und Löfsl das uneingeschränkte Lob höchst sorgfältiger Bearbeitung gebührt.

Frankenthal. Koch.

Nachwort. Kaum hatte ich der Redaktion diese meine Besprechung übersandt, da bringt das Oktoberheft des Geographischen Anzeigers von J. Perthes einen Artikel von Dr. Haack über Geistbecks Leitfaden, der ganz den gleichen Gedankengang verfolgt und sich auch im Wortlaute so sehr dem meinigen nähert, dafs ich Gewicht darauf lege, zu konstatieren, dafs meine Besprechung eine durchaus originale ist. Der Redaktion sind die Beweise dafür vorgelegt worden.

Koch.

III. Abteilung.

Literarische Notizen.

Kleine Kontor-Wandkarte des Deutschen Reiches im Mafsstabe von 1 : 800 000. Hiezu: Stations-Verzeichnis und Verkehrshandbuch. Ausgabe 1901/1902. Preis 5 M. München 1901. J. Lindauersche Buchhandlung (Schöpping). — Mit der genannten kleinen Kontor-Wandkarte, welche jedoch trotz der Bezeichnung „klein“ einen Flächenraum von 114 cm × 133 cm einnimmt, dürfte die Verlagshandlung ein für Bureauzwecke recht brauchbares Hilfsmittel geboten haben. Dieselbe weist alle Eisenbahnstationen des Deutschen Reiches auf, nicht blofs auf den Hauptlinien, sondern es sind auch sämtliche Nebenlinien, sämtliche Lokalbahnen etc. verzeichnet; für die angrenzenden Nachbarstaaten sind (z. B. für Böhmen) wenigstens die hauptsächlichsten Stationen angegeben; durch verschiedene Linien sind Hauptbahnen, doppelgeleisige Bahnen, Nebenbahnen (voll- und schmalspurig), Dampfstrafsenbahnen, Zahnradbahnen etc. unterschieden, ebenso die Stationen und Haltestellen nach ihrer Bedeutung. Durch Buchstaben an den Seitenrändern und durch Zahlen am oberen und unteren Rande ist die ganze Karte in verhältnismäfsig kleine Felder geteilt und da in dem beigegebenen Verzeichnis den Namen der einzelnen Stationen die betr. Buchstaben und Zahlen beigedruckt sind, so läfst sich jeder einzelne Punkt mit Leichtigkeit finden. Beigegeben ist der Karte: Verkehrs-Taschen-Atlas mit Verkehrs-Auskunftbuch von Deutschland. Verkleinerte Ausgabe von Dr. W. Koch und C. Opitz Eisenbahn- und Verkehrsatlas von Deutschland. Leipzig, J. J. Arnd, Verlagsbuchhandlung.

Demnach dürfte sich diese Kontorkarte auch für die Bureauräumlichkeiten unserer Schulen (Rektorate, Sekretariate, Lesezimmer, Bibliotheken) zur Anschaffung und Benutzung empfehlen, zumal dieselbe zum Aufhängen fertig ist in zwei Hälften, welche nach Bedürfnis aneinandergeklebt werden können.

Schülerkalender für Schüler höherer Lehranstalten für das Schuljahr 1901/1902. — Herausgegeben von Dr. Adolf Sütterlin. 20. Jahrgang. Lahr, Druck und Verlag von Moritz Schauenburg. Preis geb. 60 Pf. — Wiederholt wurde schon an dieser Stelle auf die praktischen und empfehlenswerten Schülerkalender des Schauenburgschen Verlages hingewiesen; sie erscheinen heuer schon im 20. Jahrgang, reichen vom 1. September 1901 bis 31. Dezember 1902 und bieten bei jedem Tag genügend Raum zum Eintragen der Aufgaben, enthalten aufserdem verschiedene geographische und historische Zusammenstellungen, einige erzählende Artikel und am Schlusse eine Reihe von Listen und Stundenplänen. Die auch äufserlich hübsch ausgestatteten Kalender verdienen Empfehlung.

Die Katholische Kirche unserer Zeit und ihre Diener in Wort und Bild. III. Bd.: Das Wirken der katholischen Kirche auf dem Erdenrund unter besonderer Berücksichtigung der Heidenmissionen. Unter Mitwirkung von Fachgenossen und unter Benutzung des amtlichen Materials bearbeitet von Mgr. Paul Maria Baumgarten. Mit mehreren geographischen Karten und Tafeln in Buntdruck, einer Anzahl statistischer Übersichten, etwa 45 Tafelbildern und 650 Abbildungen im Text. Herausgegeben von der Leo-Gesellschaft in Wien. München. Allgemeine Verlagsgesellschaft m. b. H., Prinzregentenstr. 26. 1901. 20 Hefte à 1 M. = K. 1,20. — Der III. Band dieses gediegenen Prachtwerkes, welcher allein uns vorliegt, hat zwei nicht minder bedeutende Vorgänger: Zu Weihnachten 1898 erschien der I. Band, Herbst 1900 der II., jetzt für Weihnachten liegt der III. Band vollendet vor. Dieser, der als selbständiges Werk für sich betrachtet werden kann, ist der Darstellung der Missionsthätigkeit der katholischen Kirche gewidmet und

ebenso ihrer Organisation in den Ländern Europas (aufser Deutschland, Österreich-Ungarn und der Schweiz, welche der II. Band behandelt) und den übrigen Erdteilen. Die Anordnung des Stoffes für den Hauptteil ist die, dafs für die europäischen Länder und für Amerika die einzelnen Kirchenprovinzen verzeichnet werden, für die übrigen Erdteile die Jurisdiktionsbezirke, wo solche vorhanden sind; im übrigen wird die Missionsthätigkeit in den Heidenländern eingehend geschildert. Der Würdigung derselben arbeitet ein einleitender Abschnitt vor (S. 3—64), welcher von der Bedeutung der Orden für die Geschichte der Missionen, von den Missionen im Mittelalter, ihrer Entwicklung seit dem Zeitalter der Entdeckungen, ihren Arbeiten in den letzten drei Jahrhunderten, namentlich ausführlich aber über die Kongregation zur Ausbreitung des Glaubens, die Congregatio de Propaganda fide handelt. Ebenso ist auch der Schlufsabschnitt VII: Missionsthätigkeit und Missionserfolge, dem gleichen Zwecke gewidmet. Interessant ist hier besonders die Beantwortung der Frage: Wovon leben unsere Missionen? welche feststellt, dafs die Gesamtsumme der Aufwendungen für Missionszwecke im 19. Jahrhundert 1606 Millionen Mark betragen hat, in der That eine bewundernswerte Leistung, welche beredtes Zeugnis ablegt für die Opferwilligkeit des katholischen Volkes im Interesse der Missionen. Natürlich sind diese Zahlenangaben in glaubwürdiger Weise belegt, wie überhaupt statistisches Material überall in dankenswerter Weise beigezogen ist.

Musterhaft ist die Ausstattung des Werkes überhaupt, besonders aber nach der illustrativen Seite: bei den einzelnen Kirchenprovinzen werden nämlich die hervorragenden Kirchenbauten, durchweg in photographischen Reproduktionen, vorgeführt, in analoger Weise ist dies bei den verschiedenen Missionen der Fall; hervorragende Gemälde aus dem Gebiete der christlichen Kunst, meist in ganzseitigen Tafeln wiedergegeben, gereichen dem Werke zu besonderer Zierde, und welchen Dienst die Missionsthätigkeit der Ethnographie leistet, das beweisen die zahlreichen Abbildungen aus den Sammlungen der Propaganda; kurz, wer sich in das Werk einigermafsen vertieft, wird mit Staunen die ausgedehnte Missionsthätigkeit der katholischen Kirche kennen lernen.

Katholischen Kreisen also ist das Werk dringend zu empfehlen; es dürfte auch beim Religionsunterricht an unseren Mittelschulen gute Dienste leisten. Die Anschaffung wird durch das Entgegenkommen der Verlagsbuchhandlung, welche bequeme monatliche Teilzahlungen gewährt, wesentlich erleichtert.

Langls Bilder zur Geschichte. Nr. 69, 70 u. 71. Wien. Ed. Hölzl 1901; das Bild unaufgespannt 2 Mk., auf starken Deckel aufgezogen 3 Mk. — Die Verlagshandlung fügt dem grofsen Cyklus der Langlschen Geschichtsbilder drei neue Blätter aus Palästina bei: Jerusalem, Bethlehem und Nazareth. Zur Veranschaulichung der Örtlichkeit werden die trefflich ausgeführten Bilder, in welche der Künstler bei Beachtung grofser Naturtreue die Stimmung der historischen Landschaft hineinzulegen verstand, im Geschichts- und Geographieunterricht, insbesondere aber in der Religionsstunde mit Nutzen verwendet werden können. Im Glanze der untergehenden Sonne liegt das mauerumgürtete Jerusalem vor uns. Über felsigen Vordergrund fällt der Blick in das tief eingeschnittene Kidronthal; im Hintergrund der Berg des Ärgernisses und die Einmündung des Hinnomthales. Links auf dem Abhang des Ölberges liegt in tiefem Schatten unter uralten Olivenbäumen Gethsemane. Wenn auch die weite Entfernung der hell beleuchteten Stadt von dem Standpunkt des Beschauers nur die emporragenden Gebäulichkeiten deutlicher erkennen läfst, so tritt um so klarer der inselartige Charakter des hohen Felsplateaus, auf dem in unregelmäfsigem Viereck die Stadt gelagert ist, hervor. Das Auge verfolgt die östliche und nördliche Stadtmauer bis über das Damaskusthor hinaus; aus dem Gewirre der Häuser mit den kleinen weifsen Kuppeln auf ebenem Dach hebt sich auf dem Tempelplatz der Prachtbau des blauen Felsendomes mit seiner dunkeln Kuppel heraus, das weithin sichtbare bauliche Wahrzeichen der heiligen Stadt, die, wie kein zweiter Ort des Erdenrundes, der Schauplatz bedeutsamster Geschehnisse von bestimmendem Einflufs auf den Gang der Weltgeschichte war. — Nach Bethlehem führt uns das zweite Bild. In stiller Mondnacht liegt das Geburtsstädtchen des Heilandes vor uns: im Vordergrund ein Stück der Strafse, die in zwei Stunden von Jerusalem zur „Davidsstadt" führt. Von hier aus erblickt man zunächst die terassenförmig angelegten Felder und Weingärten des Johannesbrotthales, dazwischen

Feigen-, Mandel- und Olivenbäume. Im Hintergrund zieht sich im Halbkreis eines Amphitheaters das eng gebaute Städtchen hin mit seinen vielen Bogenreihen und Loggien, die an die Bauart süditalienischer Städte erinnern. Im Osten des auf zwei Hügelrücken liegenden Ortes erhebt sich über der traditionellen Geburtsstätte Christi die auf Befehl Konstantins erbaute altehrwürdige Marienkirche, nicht nur die älteste christliche Basilika Palästinas, sondern auch das schönste Denkmal, das die noch jugendliche Christenheit dem Mensch Gewordenen im heiligen Land errichtet hat. Die Kirche war einst die Krönungsstätte Balduins; jetzt ist sie in schneidendem Kontrast zur Friedensbotschaft der heiligen Nacht der Ort nimmer ruhenden konfessionellen Haders. — Die Heimat Jesu, den Ort seiner Jugend, erblicken wir auf dem dritten Bild: Das lieblich in eine Thalmulde eingeschmiegte Nazareth. Das galiläische Bergstädchen wird im alten Testament nicht einmal genannt, heutzutage gehört es zu den wenigen Orten des heiligen Landes, die durch Rührigkeit und Fleifs der Bewohner rühmenswerten Wohlstand erreicht haben. Über Terrassen ziehen sich die Sträfschen den Berglehnen entlang: überall schattige Gärten; über die weifsen Häuser ragen Palmen, Cypressen, Feigen- und Olivenbäume hervor; an den Hängen fruchtbare Saatfelder umsäumt von grünen Kaktushecken. Der aus dem Vordergrund unseres Bildes durch einen schattigen Olivenhain sich senkende Weg führt uns hinab zur griechischen Gabrielskirche, erbaut über der einzigen Quelle, welche das Städtchen mit Wasser versorgt. Ein Kanal führt das Wasser zum nahen in der Mitte des Bildes erkennbaren Marienbrunnen, der Tag und Nacht von schöpfenden Frauen und Mädchen besucht ist. Wir haben hier eine der wenigen gesicherten Stellen vor uns, die zweifellos Jesu Fufs oft betreten hat. Unter den Gebänden, welche der Erinnerung an Nazareths grofsen Sohn geweiht sind, nimmt den ersten Platz die lateinische Franziskanerkirche ein, unter deren Hochaltar die Tradition die Stätte der Verkündigung der Geburt des Herrn verlegt. Die langgestreckte Kette des Karmel bildet den Hintergrund unseres Bildes. Ein umfassenderes Panoroma bieten die das Städtchen umgebenden Höhenzüge; wir sehen von dort den Hermon, den Tabor, das Gilboagebirge und den Zug des Karmel; die weite Ebene Jesreel mit ihren blutgetränkten Schlachtfeldern breitet sich vor uns aus; im Westen erglänzt im Sonnenschein die Meerbucht von Akko: wie oft mag das Auge des grofsen Nazareners mit Wohlgefallen auf diesem entzückenden Landschaftsbilde geruht haben! —

Künstlerische Ausführung macht die neu erschienenen schönen Blätter auch zum Wandschmuck des Schulzimmers geeignet. H. M.

Dr. H. Halfmann, Direktor der Realschule in Eisleben, und Dr. J. Köster, Professor am Realgymnasium in Iserlohn, Hilfsbuch für den evangelischen Religionsunterricht an den höheren Lehranstalten. I. Teil für Sexta bis Quarta aller Anstalten. Mit 6 Abbildungen und 2 Karten. 200 S. geb. 2 M. 25 Pf. II. Teil. Ausgabe B für Unter-Tertia bis Unter-Sekunda der Vollanstalten. Mit 4 Karten. 151 S. geb. 2 M. Berlin, Verlag von Reuther & Reichard 1900. — An Hilfsbüchern für den prot. Religionsunterricht ist zur Zeit kein Mangel. Neue Lehrprogramme in verschiedenen deutschen Staaten haben den Anstofs zur Verabfassung zahlreicher neuer Lehrbücher gegeben, unter welchen das vorliegende sicher alle Beachtung verdient. Da es sich genau dem für das Königreich Preufsen aufgestellten Lehrplane anpafst, ist freilich sein Gebrauch in bayerischen Lehranstalten bei anderer Verteilung des Unterrichtsstoffes von vornherein ausgeschlossen. Mit unverkennbarem Geschick haben die Verfasser — sich überall auf das Wesentliche und Wissenswerte beschränkend und den praktischen Bedürfnissen des Unterrichts Rechnung tragend — die Aufgabe, ein wirklich brauchbares Unterrichtsbuch zu bieten, gelöst. Der I. Teil enthält für Sexta und Quinta eine gut getroffene Auswahl biblischer Geschichten des alten und neuen Testamentes, denen kurze Wort- und Sacherklärungen, sowie erläuternde Bibelsprüche und Katechismusangaben beigefügt sind. In Quarta läfst der preufsische Lehrplan mit der Forderung: „Lesung wichtiger Abschnitte des alten und neuen Testamentes“ dem freien Ermessen des Lehrers Spielraum. Dafs die Verfasser sich für die Lektüre des 1. Buches Moses und des Markus-Evangeliums entschieden haben, wird bei den Fachgenossen Billigung finden; besonders das 2. Evangelium wird sich durch seine rein erzählende Art und knappe Übersicht über das öffentliche Wirken Jesu für diese Unterrichtsstufe am

besten eignen. Teilweise neue Wege gehen die Verfasser in der Katechismusbehandlung. Die systematische Darstellung, wobei von dem gegebenen Wortlaut des Katechismus ausgegangen wird, fällt erst den beiden Tertien (2. Teil des Hilfsbuchs) zu; in den unteren Klassen werden nach empfehlenswertem induktiven Verfahren die Katechismussätze immer im Anschlufs an passend ausgewählte biblische Geschichten gewonnen; sie erscheinen somit als notwendiges Ergebnis eines planvoll durchgeführten biblischen Geschichtsunterrichtes. Gegenüber der grofsen Zahl von Bibelsprüchen, die an bayer. Lehranstalten nach Vorschrift gelernt werden müssen, fällt der äufserst geringe Umfang des gebotenen Memorierstoffs auf. Den Text der zu lernenden Kirchenlieder enthält das Lehrbuch nicht; dagegen werden erklärende Anmerkungen zu 36 bekannteren Gesangbuchsliedern mit Angabe des Grundgedankens geboten. Während wir manche dieser Erläuterungen für recht unnötig halten, vermissen wir hier zu einzelnen Stellen Angaben, die nicht fehlen sollten. — Der II. Teil (Ausgabe B) enthält den Unterrichtsstoff für Untertertia bis Untersekunda. Die Bibellektüre wird auch hier durch das Lehrprogramm mit Recht in den Mittelpunkt des Religionsunterrichts gerückt. Der Angabe der im alten und neuen Testamente zu lesenden Abschnitte folgen jetzt in reicherem Umfange als früher sprachliche und sachliche Erläuterungen des Textes, denen sich zur Erreichung eines besseren Verständnisses eine zusammenfassende Darstellung der einzelnen Geschichtsabschnitte oder die Charakterisierung bedeutsamer Persönlichkeiten anschliefst. Die Behandlung der alttestamentlichen Prophetie, eines Unterrichtsgegenstandes, der dem Lehrer nicht wenige Schwierigkeiten bietet, erscheint uns ganz besonders gelungen. Was das Hilfsbuch sonst noch an Lehrstoff für die angegebenen Klassen enthält, wird im Hinblick auf die sachliche, knappe, lichtvolle und kirchlich korrekte Behandlung der Materie auf den Beifall der Fachgenossen rechnen dürfen, wenn es auch in so manchen Einzelheiten an abweichenden Meinungen nicht fehlen wird. H. M.

Dr. F. Christlieb, Handbuch der evangelischen Religionslehre. Zum Gebrauche an höheren Schulen nach den neuesten Lehrplänen bearbeitet. II. Heft. Dritte, verbesserte Auflage. Leipzig, Verlag von G. Freytag. 1901. 140 S. Preis gebunden 1,60 M. — Die vorliegende Arbeit eines hochgeachteten Schulmannes (Prof. Dr. Chr. Fauth in Höxter), welche den neuen preufsischen Lehrplänen angepafst ist, entspricht allen Forderungen, welche man an ein gutes Schulbuch stellt. Nach einer kurzen Darstellung des christlichen Kirchenjahres und Gottesdienstes behandelt dieser zweite Teil des Handbuchs die Entwicklungsgeschichte des Reiches Gottes im alten und neuen Testament. Die den einzelnen Abschnitten vorangesetzten Bibelstellen weisen auf den nötigen biblischen Lesestoff hin; der Text der Paragraphen stellt sodann den Stoff unter leitende geistige auch die neuere Forschung berücksichtigende Gesichtspunkte, welche dem Schüler ein tieferes Verständnis des Gelesenen eröffnen sollen. Der in den Text an passenden Stellen geschickt eingeflochtene Stoff aus der Bibelkunde und Geographie, sowie aus der alt- und neutestamentlichen Zeitgeschichte beschränkt sich überall in glücklicher Auswahl auf das eigentlich Wissenswerte und Notwendige. Eine ausführlichere und sehr ansprechende Behandlung fanden die Bergpredigt und die Gleichnisreden Jesu. Einige Abbildungen biblischer Örtlichkeiten, die wir übrigens für entbehrlich halten, weil an den meisten Lehranstalten doch wohl besseres Material für den Anschauungsunterricht zur Verfügung stehen wird, und eine recht gute Karte des heiligen Landes sind dem Texte beigefügt. Auch die äufsere treffliche Ausstattung in Druck und Papier empfiehlt das durchaus gediegene Buch. H. M.

Die deutsche Flotte. Ihre Entwicklung und Organisation von Graf Reventlow, Kapitänleutnant a. D. Mit 142 Textbildern, 2 Lichtdruckbildern und 51 feinst kolorierten Bildertafeln nach Aquarellen und Zeichnungen von Marinemaler Schröder-Greifswald und Konstruktionssekretär Friedrichs. — Zweibrücken in der Pfalz. Fr. Lehmanns Buchhandlung 1901. Preis geb. 3 Mk. — Dieses handliche und dabei ziemlich umfangreiche Buch (Format 8° und 19 Bogen = 300 S. Text) verfolgt den Zweck, weiteren Kreisen, welche sich über die Organisation unserer Kriegsflotte, über die Fortschritte auf dem Gebiete des Schiffs- und Maschinenbaus, des Torpedowesens etc. unterrichten wollen, zuverlässige Auskunft zu geben. Der erste Abschnitt ist der Geschichte der deutschen Flotte gewidmet, sodann wird die

Organisation der Kaiserlichen Marine geschildert, dann die Flotte selbst, nämlich die verschiedenen Gattungen der Schiffe (Linienschiffe — Küstenpanzerschiffe — Panzerkanonenboote — Kreuzer — Kanonenboote — Schulschiffe — Vermessungsfahrzeuge — die Kaiserl. Yacht Hohenzollern — Torpedofahrzeuge), ausführlicher verbreitet sich sodann der Verfasser über das Leben und den Dienst an Bord und die Uniformen der Marine, über die Geschütze, die Flaggen, Kommandozeichen und Seezeichen der Marine. Um aber auch dem Bedürfnis solcher jungen Leute entgegenzukommen, welche sich dem Dienst auf der Flotte widmen wollen, macht der Verfasser zuverlässige Angaben über Anmeldung, wissenschaftliche Vorbedingungen, Eintrittsprüfung und Einstellung etc.), stellt Kostenberechnungen auf (bis zur Beförderung zum Offizier etwa 4120 Mk.), gibt dann eine Übersicht des Einkommens (bis zum Oberleutnant z. S.) und verbreitet sich auch über sonstige Laufbahnen in der Marine. Anschaulich gemacht wird die Schilderung durch Illustrationen im Text und farbige Tafeln; die ersteren bringen die Porträts einer ganzen Anzahl von hervorragenden Persönlichkeiten unserer Marine, sollen auch Szenen an Bord der Schiffe und an Land aus dem Leben der Offiziere und Mannschaften darstellen, sind jedoch für diesen letzteren Zweck entschieden zu klein und undeutlich, manche zu schwarz. Die Farbentafeln führen uns Schiffstypen in ganzem Bild und im Durchschnitt vor (24 Tafeln), Geschütze und ihre Einzelheiten (14 Tafeln), Seezeichen (1 Tafel) und Leuchtturm (1 Tafel); 12 zusammenhängende Tafeln sind am Schlusse des Buches angefügt, welche die Uniformen und Abzeichen der Marine und die Flaggen darstellen. Den vornehmsten Schmuck des Buches aber bilden 2 Lichtbilder des Kaisers und des Prinzen Heinrich in Admiralsuniform, welche vor dem Titelblatt eingefügt sind.

Die Reichhaltigkeit und Zuverlässigkeit des Gebotenen verbunden mit dem teilweise trefflichen Anschauungsmaterial, sowie die klare und leicht faſsliche Darstellung lassen das Buch als vorzüglich geeignet für die Einstellung in unsere Schülerbibliotheken erscheinen, wozu es hiemit empfohlen sei.

Meyers Volksbücher (Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien, herausgegeben von Dr. Hans Zimmer) bringen in einer soeben neu erschienenen Serie zwei Bändchen, die von vornherein des lebhaftesten Interesses sicher sein dürfen: in den Nummern 1271 und 1272 bietet Richard Koehlich, der frühere Chefredakteur des „Deutschen Radfahrerbundes", in knapper Form, aber dabei völlig erschöpfend, ein gut illustriertes, neben den technischen Fragen auch die Hygiene des Radfahrens, das Renn- und Verbandswesen, die Sportliteratur u. s. w. besprechendes „Handbuch des gesamten Radfahrwesens", und die Nummern 1273—1277 enthalten das deutsche „Handelsgesetzbuch", von einem praktischen Juristen in der bekannten und bewährten Art wie alle Gesetzausgaben des Bibliographischen Instituts mit Anmerkungen und einem Sachregister versehen. Neben diesen beiden, praktischen Zwecken dienenden Werken enthält die neue „Volksbücher"-Serie aber noch ein halbes Dutzend sorgfältig ausgewählter unterhaltender und belehrender Schriften, so Brehms fesselnde Schilderung der „Wild- und Hauskatzen" (Nr. 1278), Professor Henry Thodes geistreiche Abhandlung „Die deutsche bildende Kunst" (Nr. 1283, 1284) und Xavier de Maistres rührende Erzählung „Die junge Sibirierin" (Nr. 1288). Mark Twains humorvolle „Erzählungen und Plaudereien" (Nr. 1285—1287) dürfen ohne Zweifel auf zahlreiche Käufer rechnen, Hermann Herschs Schauspiel „Anna-Lise" (Nr. 1279) ist noch heute ein beliebtes Repertoirestück der meisten deutschen Bühnen, und Robert Tábori, einer der modernsten ungarischen Erzähler, mit seinem auf einer höchst phantastischen Idee aufgebauten, originellen Roman „Das Leben in Fortsetzungen" (Nr. 1280—1282) in Deutschland bekannt gemacht zu haben, ist als ein entschiedenes Verdienst der „Volksbücher" zu bezeichnen. — Preis jeder Nummer geheftet und beschnitten 10 Pfennig; jedes Bändchen ist einzeln käuflich.

Erwin Rohde, Der griechische Roman und seine Vorläufer. Zweite, durch Zusätze aus dem Handexemplare des Verfassers und durch den Vortrag über griechische Novellistik vermehrte Auflage. Leipzig, Druck und Verlag von Breitkopf & Härtel. 1900. XIX und 611 S. Preis 14 M. — Erwin Rohdes

berühmtes Buch über den griechischen Roman, welches für die historische Behandlung eines einzelnen Literaturgebietes geradezu als Muster gelten kann, erschien im Jahre 1876 in erster Auflage und erfuhr in unseren Blättern Jahrg. 1877 (XIII. Bd.) S. 264—277 eine ungemein eingehende Würdigung durch J. Wimmer, welche sich infolge zahlreicher, eigener Beiträge ihres Verf. zu einem selbständigen Aufsatz über den griechischen Roman gestaltete. Es erübrigt also hier nur ein Hinweis auf die zweite Auflage, welche Rohde oft herbeigewünscht, aber leider nicht mehr erlebt hat; dieselbe ist in pietätvoller Weise von seinem Heidelberger Kollegen Prof. Fritz Schöll besorgt worden. Der Herausgeber wollte in der Voraussetzung, dafs Rhode an den Grundlagen und wesentlichen Auffassungen seiner ersten Darstellung zu ändern kaum Veranlassung gehabt hätte, die von R. hinterlassenen und manche fehlenden Notizen und Bemerkungen nicht in freier Weise in das Werk hineinarbeiten, weil er das für einen unberechtigten und unbefugten Eingriff hielt. Er hat sich also darauf beschränkt, das Beigeschriebene in geeigneter Weise einzufügen und am Schlusse Rohdes kurze und gehaltreiche Skizze „über die griechische Novellistik“ anzureihen. Alle weiteren, oft naheliegenden Zusätze und Ergänzungen wurden beiseite gelassen, weil eben R. selbst nicht mehr gesammelt hatte. Wir haben also im ganzen einen vermehrten und verbesserten Neudruck der ersten Auflage vor uns; dies erkennt man schon daran, dafs die alten Seitenzahlen am Rande beigeschrieben und ebenso auch die alte Numerierung der Anmerkungen beibehalten wurde. Die neueren Zusätze sind überall mit ⟨ ⟩ bezeichnet. Dagegen wurde das Register wesentlich vermehrt.

Mögen also jene Bibliotheken, welche noch nicht im Besitze des längst in seiner Bedeutung anerkannten Buches sind, die Gelegenheit benützen, es jetzt in seiner erweiterten und vervollständigten Gestalt zu erwerben; denn kennen sollte es jeder Freund der griechischen Literatur.

E. Kurtz und E. Friesendorff, Griechische Schulgrammatik. 5. Aufl. Leipzig 1901. A. Neumann. M. 2,40. S. 193. — In der fünften Auflage, welche keine Vorrede über die vorgenommenen Änderungen enthält, ist eine nicht unbeträchtliche Minderung des Lernstoffes um 21 Seiten eingetreten. So sehr man auch das Streben, alles Entbehrliche zu beseitigen, billigen kann, so erscheint es doch zweifelhaft, ob nicht in dieser Beziehung bei manchen Partien des Guten zu viel geschehen ist. Im übrigen hat die neue Auflage die alten Vorzüge des Buches treu bewahrt, welche ihm einen ehrenvollen Platz in der langen Reihe der griechischen Schulgrammatiken erworben haben. Dahin sind zu rechnen Einfachheit, Klarheit und Verständlichkeit in der Fassung der Regeln, geschickte Auswahl von Mustersätzen und Übersichtlichkeit in der Gruppierung des Lernstoffes. Dadurch ist das Buch für manche mustergiltig geworden, und selbst Kaegi (Vorrede, p. XII) gesteht, dafs ihm „für die äufsere Darstellung die saubere Arbeit von Kurtz und Friesendorff wiederholt zum Vorbild gedient habe“. Auch die Resultate der neueren Forschung sind beachtet, so z. B. die Formen *μείγνυμι, ἐπεπαιδεύκεμεν, ᾔδεμεν.* In Anordnung des Stoffes hätten praktische Gründe eine Änderung beim regelmäfsigen Verbum wünschenswert erscheinen lassen; es sind nämlich der Darstellung die einzelnen Stämme des Verbums (Präsens, Futur, Aorist, Perfekt) als Haupteinteilung zu Grunde gelegt und innerhalb eines jeden Stammes die drei Arten der verba pura, muta, liquida behandelt. Eine solche Darstellungsweise mufs zu Wiederholungen führen und den raschen Überblick erheblich erschweren.

K. P. Schulze, Römische Elegiker. Eine Auswahl aus Catull, Tibull, Properz und Ovid. Für den Schulgebrauch erklärt. 4. Aufl. Berlin. Weidmann. M. 3.— S. XIV u. 354. — Leider wird, wie man aus den Jahresberichten ersieht, den römischen Elegikern noch immer zu wenig Beachtung bei der Schullektüre geschenkt. Wenn früher der Mangel passender Schulausgaben ein Haupthindernis bildete, so ist diesem Übelstande seit vielen Jahren durch das Erscheinen trefflicher Anthologien gründlich abgeholfen. Zu diesen gehört ohne Zweifel die Ausgabe von Schulze, welche im Jahre 1878 zum erstenmal erschienen ist und nunmehr in 4. Auflage vorliegt. Diese weist zwar bezüglich der Auswahl der Gedichte und der Einrichtung des Buches keine belangreichen Änderungen auf, zeigt aber im einzelnen die grofse Sorgfalt, welche der Herausgeber auf den Text wie auf die Anmerkungen

verwendete, um sein Buch auf der Höhe der wissenschaftlichen Anforderungen zu halten, indem die seit der letzten Ausgabe erschienenen Literaturwerke für die Textgestaltung und die Erklärungen aufs gewissenhafteste benutzt sind. Das vortreffliche Buch kann mit den besten Arbeiten gleicher Art wetteifern.

Reuter, M., Zusammenhängende Stücke zur Einübung französischer Sprachregeln stufenweise geordnet. Für höhere Lehranstalten. Vierte, vermehrte Aufl. Stuttgart, Muth 1900. kl. 8°. 82 S. Text, 46 S. Vokabeln. Ungeb. M. 0,80; geb. 1.00. — Die früheren Auflagen dieses Werkchens wurden schon in Band 30 S. 407 und in Band 33 S. 351 dieser Zeitschrift günstig besprochen. In dieser 4. Auflage sind 20 neue Stücke hinzugekommen, so dafs die Zahl derselben jetzt 100 beträgt. Für Lehrer ist eine leider nicht durchaus korrekte Übersetzung um M. 2.50 zu haben.

Runge, H, Kurze französische Grammatik für höhere Lehranstalten. Heidelberg, S. Groos 1900. 139 S. 8°. — Bei dem absichtlich beschränkten Umfange dieser Darstellung ist es selbstverständlich, dafs sich viele Lücken darin finden; dasselbe ist bei der angehängten Verslehre und den Winken für Versionen der Fall. Das Buch ist mit sehr grofsen, deutlichen Lettern gedruckt, aber gerade dadurch, sowie durch das kleine Format leidet die Übersichtlichkeit.

Lorenz, Dr. C., Alphabetische Zusammenstellung der französischen Verben, welche mit dem Infinitiv mit de und à verbunden gebraucht werden. Wolfenbüttel, J. Zwifsler 1900. 8°. 84 Seiten. — Diese mit grofsem Fleifse verfafste Arbeit, welche 168 Verba mit Beispielen aus der Académie, Littré und aus französischen Schriftstellern enthält, ist für den Grammatiker und Stilisten sehr nützlich.

Lotsch, Fr., Histoire de la littérature française, composée d'après les meilleurs auteurs français et adaptée à l'usage des écoles supérieures. Leipzig 1900. Rengersche Buchhandlung, gr. 8°. 143 Seiten. — Das französisch geschriebene Vorwort ist nicht im besten Französisch verfafst, der Text hingegen scheint durchaus französischen Quellen entnommen. Der Verfasser nennt als solche mehr als 20 Namen: auffallenderweise fehlen darunter G. Lanson und Petit de Jullevilles grofses Werk. Das Buch umfafst die französische Literatur von Beginn bis zum XIX. Jahrhundert. Es ist überall das Wesentliche hervorgehoben und häufig sind Inhaltsangaben eingefügt. Das Buch ist vom Verfasser namentlich für höhere Töchterinstitute bestimmt.

d'Hargues, Fr., Schulinspektor in Berlin, Lehrbuch der französischen Sprache. Unterstufe. 6. Auflage. Berlin 1900. L. Oehmigke. 8°. 208 S. — Dieses Buch ist noch nach der ältesten Methode abgefafst: Einteilung in Lektionen, Vokabeln zu Beginn der Lektion, eine Anzahl numerierter französischer Einzelsätze, grammatische Erörterungen, dann eine Anzahl numerierter deutcher Einzelsätze zur Übersetzung ins Französische. Ein systematischer Anhang (12 S.) über die Konjugation der regelmäfsigen Verba und 10 Seiten Lesestücke bilden den Schlufs.

Derselbe. Mittelstufe. Erste Hälfte. 2. Auflage. Berlin 1900. 168 S. — Dieser Band enthält im wesentlichen die unregelmäfsigen Verba. Die Methode ist dieselbe wie in der Unterstufe.

Derselbe. Mittelstufe. Zweite Hälfte und Oberstufe. 2. Auflage. Berlin 1900. 271 Seiten. — Auch dieser Band enthält an 2000 Einzelsätze und blofs 16 Seiten zusammenhängender Übungen.

Prof. Dr. F. v. Krones, Österreichische Geschichte. I. Von der Urzeit bis 1526. Sammlung Göschen Nr. 104. Leipzig, Göschen 1899. 199 S. — II. Von 1526 bis zur Gegenwart. Sammlung Göschen Nr. 105. Leipzig, Göschen 1900. 211 S. Preis geb. je 80 Pfg. — Zu den durchaus beachtenswerten Bändchen

der Göschenschen Sammlung, welche dem Gebiete der Geschichte angehören, sind zwei neue gekommen, deren Verfasser durch sein grofses 4 Bände Text, 1 Band Register umfassendes Handbuch der Geschichte Österreichs von der ältesten bis neuesten Zeit (1876—1879) als Historiker rühmlich bekannt ist. Er versucht in dem ersten der beiden Bändchen, die Geschichte Österreichs von der Urzeit bis zur Vereinigung der Reiche Böhmen und Ungarn mit Deutsch-Österreich in den Grundzügen gemeinfafslich darzustellen, indem er zunächst in sehr geschickter Weise die Vorgeschichte bis 1282 derart behandelt, dafs kurz die historische Entwicklung der einzelnen Landschaften bis zu ihrer Einverleibung in den habsburgischen Staat dargestellt wird (so Steiermark, Kärnten, Krain, Görz, Tirol), während in einem eigenen Anhang I (S. 174—193) eine gedrängte .bersicht über die Reichsgeschichte Böhmens und Ungarns bis 1526 gegeben wird. Ausführlicher wird dann die Entwicklung des habsburgischen Staates während des Mittelalters und in der Übergangszeit von 1493—1526 geschildert; das 2. Bändchen führt die Geschichte der Monarchie in 5 Hauptabschnitten (1526—1620—1740—1792—1848 bis 1900) herab bis in die allerneueste Zeit. Es verdient rühmend hervorgehoben zu werden, dafs der Verfasser sich nicht etwa auf die äufsere Politik beschränkt, sondern bemüht ist, uns in kurzen Zügen auch ein Bild der leitenden Persönlichkeiten wie der inneren Zustände, der Kulturverhältnisse, zu liefern. Geradezu erstaunlich ist sodann die überreiche Fülle an historischen Angaben, namentlich in den kleiner gedruckten Partien in oder unter dem Text, soweit es sich darum handelt die Genealogie und Familiengeschichte aller in Frage kommenden Herrschergeschlechter darzustellen. In dieser Beziehung kann das kleine Werk geradezu als Nachschlagebuch dienen. Dabei sind diese Angaben durchaus genau und zuverlässig, so dafs Fachgenossen und Geschichtsfreunde das Streben des Verfassers, der geschichtlichen Wahrheit gerecht zu werden, gewifs würdigen dürften. Eben deshalb sei darauf hingewiesen, dafs die Angaben aus der vielfach einschlägigen bayerischen Geschichte nicht überall gleich zuverlässig sind: so wird I, S. 54 Elisabeth, die Mutter Konradins, als eine „Tochter des bayerischen Pfalzgrafen Ludwig“ bezeichnet, sie ist aber die Tochter des bayerischen Herzogs Otto des Erlauchten, Schwester Herzog Ludwig des Strengen und Heinrich XIII.; I, S. 157 steht, König Maximilian habe im Krieg um das Landshuter Erbe, den sein Schwager, Herzog Albrecht IV. führte, das böhmische Söldnerheer des pfälzischen Kurprinzen Rupprecht vor Landshut geschlagen: diese entscheidende Schlacht war bei Schönberg, 2 Stunden nördlich von Regensburg; II, S. 59 wird die Oberpfalz, durch welche der Kurfürst Friedrich V. seinen Weg nach Böhmen nimmt, kaum richtig als Fränkisch-Bayern(!) bezeichnet; auch sollte jetzt nicht mehr ohne jeden Vorbehalt von der „verhängnisvollen Zerstörung Magdeburgs durch Tilly“ gesprochen werden (II, S. 66); II, S. 89, Anm. 1 wird als die 2. Gemahlin Max Emanuels von Bayern die polnische Prinzessin Maria Sobieska genannt: sie hiefs Therese Kunigunde; endlich dürfte man trotz der ursprünglichen Identität den Namen Luitpold und Leopold doch kaum (II, S. 198) sagen können, die älteste Tochter des Kaisers Franz Joseph, Gisela, sei an den Prinzen Luitpold von Bayern verheiratet; denn eine Verwechslung des Prinzen Leopold mit seinem Vater, dem Prinzregenten Luitpold, liegt zu nahe. Warum übrigens von der Ermordung der Kaiserin Elisabeth nichts gesagt, sondern nur II, S. 208 bemerkt wird, das Kaiserjubiläum sei durch ein unvorhergesehenes Ereignis getrübt worden, sieht man nicht ein.

Druckfehler finden sich ziemlich viele; da der Leser die meisten selbst verbessern kann, so seien hier nur einige wirklich sinnstörende erwähnt: I S. 41 unten wird der Sohn des steierischen Markgrafen Otakar III. als Otakar VI. statt Otakar IV. bezeichnet; II S. 115, Anm. 1 steht: Maria Theresia gebar 1727—1740 drei Töchter; es mufs natürlich 1737—1740 heifsen; II, S. 198, Anm.: Karl Ludwig (Bruder des Kaisers Franz Joseph), geb. 1883, mufs natürlich gelesen werden 1843.

Wenn wir an den beiden inhaltlich so reichen und gediegenen Bändchen ernstlich etwas aussetzen sollen, so ist es die oft nichts weniger als mustergültige Form. Die meisten Verstöfse finden sich gegen die richtige Konstruktion der Relativsätze; der bekannte Fehler (I, S. 109): „Leopold IV. . . . geriet in Gefangenschaft, deren er bald ledig wurde und sich allmählich zu Rupprecht zurück-

zog", begegnet leider nur zu oft, so ist gleich die Konstruktion des 1. Absatzes (I, S. 23) dadurch völlig undeutsch geworden; I S. 31 liest man: Das bayerische Stammherzogtum . . . . übergeht (!) unter König Otto I. an seinen Halbbruder Heinrich; ebenso I, S. 33. I S. 76 steht: der Tod Heinrichs VII. . . . . erledigt den deutschen Thron, um den sich nun abermals neuerdings Friedrich der Schöne in Bewerbung setzt (!); auf derselben Seite: seines Gegenkönigs, Ludwig des Bayerns etc. etc. Also hier thäte gründliche Überarbeitung not! J. M.

Berühmte Kunststätten. Nr. 10. Ravenna von Walter Goetz. 136 S. mit 139 Abbildungen. Preis 3 M. — Nr. 9. Siena von Louise M. Richter. 188 S. mit 152 Abbildungen. Preis 4 M. Leipzig und Berlin 1901. Verlag von E. A. Seemann. — Man darf der Verlagshandlung dieser rasch beliebt gewordenen Monographien über berühmte Kunststätten besonderen Dank wissen, dafs sie in diese Sammlung auch weniger vom Strom der Reisenden besuchte, aber deshalb gerade für den Kunstfreund besonders anziehende Orte aufgenommen hat. Das galt von dem zuletzt besprochenen Bande ‚Brügge und Ypern' und gilt von den beiden vorliegenden ‚Ravenna' und ‚Siena'. Da wird uns zunächst die historische Entwicklung der uralten Stadt nahe am Adriatischen Meere vorgeführt, natürlich unter fortwährendem Hinübergreifen auf das Gebiet der Kunstgeschichte. Ravenna ist die einzige Stadt der Völkerwanderung, daneben kommt sie hauptsächlich als letzte Zufluchtsstätte Dantes in Betracht. So nimmt denn auch die Schilderung Ravennas und seiner Kunstdenkmäler im Zeitalter der Völkerwanderung den hauptsächlichsten Raum (S. 15—91) ein; nicht weniger als 93 von den 139 beigegebenen Abbildungen, die durchweg vortrefflich sind, illustrieren diesen Zeitraum so reichlich, dafs sie allein die Anschaffung des Buches für den Lehrer der Geschichte wie für Schülerbibliotheken lohnen. Ich kenne manchen Kollegen, der aus Ravenna um teures Geld sich Photographien der in Frage kommenden Denkmäler mitgebracht hat, weil dieselben sein besonderes Interesse erregten. Durch die Anschaffung dieser in Anbetracht ihres reichen Inhaltes sehr preiswürdigen Monographie kann man das alles jetzt billiger haben.

Mit geringen Veränderungen läfst sich Ähnliches über die Vorzüge der 2. Monographie ‚Siena' sagen; dieselbe hat eine Dame, Luise M. Richter, zur Verfasserin, welche über ein Jahr in Siena weilte und während dieser Zeit aus den Quellen, die sie an Ort und Stelle benützen konnte, aus den älteren und neueren Geschichtswerken, die sich auch mit dem Schicksal Sienas beschäftigen und aus dem Verkehr mit Fachgenossen den Stoff für ihr anziehend geschriebenes Buch gewann. Zum grofsen Unterschied von Ravenna ist Siena, das italienische Nürnberg, noch ein Stück lebendigen Mittelalters, dessen Geschichte man kennen mufs, um seine Denkmäler zu verstehen. Daher führt uns die Verfasserin zunächst in grofsen Zügen die Geschichte Sienas bis zum Tode der hl. Katharina († 1380 in Rom) vor und behandelt dann den Dom und die gotischen Bauwerke, welche eben der Stadt ihren besonderen Charakter verleihen. Es ist fast selbstverständlich, dafs auch der mittelalterlichen Plastik, welche namentlich durch die Marmorkanzel des Domes (Niccolò und Giovanni Pisano!) und verschiedene Grabmäler vertreten ist, und namentlich der altsienesischen Malerschule (Ducio — Simone Martini — Ambrogio Lorenzetti) eigene Kapitel gewidmet werden. Die kurze Schilderung der politischen Zustände im 14. Jahrhundert führt hinüber zur Darstellung der Frührenaissance in Siena, die vor allem durch Jacopo della Quercia repräsentiert wird; Pinturicchios Fresken in der Libreria, die Werke Peruzzis und Sodomas werden eingehend behandelt. Mit letzterem schliefst die Darstellung; denn wenige Jahre nach Sodomas Tod († 1555) erlag Siena den Mediceern. Zu bemerken ist noch, dafs der reiche Bilderschmuck dieses Bandes eine äufserst willkommene Ergänzung bildet zu den betreffenden Teilen von A. Philippis kunstgeschichtlichen Einzeldarstellungen, die hier wiederholt gewürdigt worden sind. Kurz, auch diese Monographie verdient die wärmste Empfehlung.

Alte Meister. In den Farben des Originales wiedergegeben. Jährlich 5 Lieferungen mit je 8 Tafeln zu je 4 M. Preis des Jahrganges zu 40 Tafeln 20 M. Jede Tafel in Passepartout gerahmt (22 : 29 cm) ist auch einzeln für 1 M. käuflich; jede Lieferung in einer eleganten Mappe. Verlag von E. A. Seemann

in Leipzig und Berlin. Lief. 3 und 4. 1901 — Ausführlicher wurde über Anlage und Plan dieser neuen und eigenartigen Sammlung farbiger Reproduktionen alter Meister im vorigen Jahrgang unserer Blätter S. 766/767 gesprochen. Inzwischen sind uns zwei weitere Lieferungen zugegangen. Die Verlagshandlung hatte versichert, es sei Vorsorge getroffen, dafs schon innerhalb weniger Jahrgänge ein lückenloses Bild der Geschichte der Malerei, verkörpert in ihren Grofsmeistern, dargeboten werde. Diesem Ziele sucht man in den beiden neuen Lieferungen dadurch näher zu kommen, dafs die Werke bisher noch nicht vertretener Künstler aufgenommen wurden, so von den Italienern: Bellini, Francesco Cossa, Lorenzo Lotto, Correggio, Palma Vecchio und Paolo Veronese, der Spanier Velasquez (Selbstporträt, besonders wirkungsvoll), die Flamländer Rubens und van Dyck, die Holländer Pieter de Hooch und Adriaen Brouwer, die Franzosen N. Poussin, Claude Lorrain und Jean B. Creuze und last not least Albrecht Dürer.

Insbesondere aber sind die beiden Lieferungen deshalb von Interesse, weil sie fünf Meisterwerke der Münchener älteren Pinakothek wiedergeben und uns so die Möglichkeit gewähren, die Reproduktionen vor den Originalen zu vergleichen. Die fünf Werke sind 1. und 2. Albrecht Dürer, Die sogenannten vier Apostel (oder die vier Temperamente); 3. Peter Paul Rubens, Christus und die reuigen Sünder; 4. Ant. van Dyck, Maria Ruthwen, die Gemahlin des Künstlers; 5. Pieter de Hooch, Die lesende Frau. Es wurden also, wie gesagt, diese farbigen Wiedergaben mit den Originalgemälden in der Pinakothek genau verglichen und dabei ergab sich, dafs trotz der wesentlichen Reduktion des Gröfsenverhältnisses (z. B. bei dem Rubensschen Bilde 144 × 128 cm auf 16 × 14 cm) die Reproduktionen in Bezug auf Zeichnung absolut genau, in Bezug auf die Farbe nur im Tone etwas heller sind als die Originale, so dafs sie im ganzen von den Originalen eine recht gute Vorstellung zu geben vermögen, blofs bei dem wundervollen holländischen Interieur von Pieter de Hooch ist die Farbe der über die Truhe rechts gelegten dunkelgrünen Samtdecke in der Wiedergabe weniger gut erkennbar. Alles in allem genommen kann das Werk auch nach den beiden neuen Lieferungen warm empfohlen werden.

Die soeben erschienene 5. Lieferung, welche den 1. Jahrgang abschliefst, zeichnet sich durch besonders gelungene farbige Nachbildungen aus; an der Spitze steht die vorzügliche Reproduktion von Albrecht Dürers weltbekanntem Porträt des Hieronymus Holzschuher; ihr zunächst Tizians Zinsgroschen aus der Dresdener Galerie und Murillos geldzählende Kinder aus der Münchener Pinakothek, letztere Reproduktion, wie ein Vergleich mit dem Original zeigt, überraschend gut gelungen. Doch auch die fünf anderen Bilder verdienen genannt zu werden: Velasquez Übergabe von Breda, Watteaus französische Komödie (Berlin), Lionardos la belle Ferronnière, das Selbstporträt der Vigée-Lebrun mit ihrer Tochter und Raffaels Madonna della Sedia, dieses nur in der Farbe etwas zu matt. Es bietet also auch diese Lieferung vorzügliches Anschauungsmaterial, wie sich überhaupt das Werk mit seinem Fortschreiten nur zu vervollkommnen scheint.

Bemerkt wird noch, dafs die Sammlung unter dem Titel „Die Malerei“ zu gleichem Preise auf dünnen, zartgetönten Blättern erscheint für solche Sammler, denen die festen Passepartouts zu stark sind.

Pütz-Behr, Lehrbuch der vergleichenden Erdbeschreibung. 17. Auflage. Freiburg im Breisgau. Herdersche Verlagshandlung. 1901. Preis 3 M., geb. 3.45 M. — Da wir im VII. und VIII. Heft des Jahrganges 1899 dieser Blätter über die 16. Auflage dieses Lehrbuches bereits Bericht erstattet haben, dürfen wir uns darauf beschränken, von der 17. Auflage zu sagen, dafs sie sich nach ihrer ganzen Anlage in keiner Weise von der 16. unterscheidet. Von den in jener Anzeige enthaltenen Beanstandungen hat die Erklärung von Aneroid eine freilich nur teilweise Berücksichtigung gefunden, indem immer noch an der Ableitung von *ἀήρ* festgehalten wird, die zweifellos falsch ist. Auch die Verbindung „einen Namen schöpfen“ kehrt wieder. — Die Schlufsbemerkung der ersten Anzeige mufs auch für die 17. Auflage Geltung behalten.

Deutscher Schulatlas von Dr. Lüddecke und Dr. Haack. 3., berichtigte und erweiterte Auflage. 88 Karten und 7 Bilder auf 51 Seiten. Verlag

von Justus Perthes in Gotha. Preis geb. 3 M. — Mit grofser Befriedigung wurde beim ersten Erscheinen dieser Atlas allseitig begrüfst und er hat seitdem eine sehr grofse Verbreitung gefunden und andere dickleibigere Kartenwerke aus ihrem langjährigen Besitzstande an den deutschen Mittelschulen verdrängt. Wer sich über die vielfach veränderte neue Auflage dieses trefflichen Lehrmittels genau orientieren will, dem sei der im Geographischen Anzeiger von J. Perthes in Gotha II. Jahrgang 1901 Nr. 1 und 2 enthaltene eingehende Bericht: Die Neubearbeitung von Lüddeckes Deutschem Schulatlas von Dr. Haack dringend empfohlen. Für unsere Zwecke genügt es hervorzuheben, dafs die vielseitig gewünschte Trennung der physischen und politischen Karte des Deutschen Reiches vorgenommen und als neue Blätter Südskandinavien und Dänemark, Niederlande und Belgien, Österreich-Ungarn mit Nebenkarten: Politische und Ethnographische Übersicht aufgenommen wurden, sodafs jedes wichtige Land Europas auf einem besonderen Blatte behandelt wird. Auch die deutschen Kolonien sind bei der Neubearbeitung durch Einfügung neuer Karten sehr gut bedacht worden. Australien und Polynesien erscheint ganz umgearbeitet. Auf allen Merkatorkarten ist der Äquator in die Mitte des Kartenbildes gerückt. — Alle diese wertvollen Verbesserungen sind sehr willkommen und dienen dem „Schulatlas" zu ganz besonderer Empfehlung.

Land und Leute. Monographien zur Erdkunde, herausgegeben von A. Scobel. IX. Band: Der Harz von Fr. Günther mit 115 Abbildungen nach photographischen Aufnahmen und einer farbigen Karte. 128 S. mit Register Preis 3 M. Bielefeld und Leipzig. Verlag von Velhagen & Klasing 1901. — Zu Beginn der Reisezeit liefs der Verlag von Velhagen & Klasing wieder mehrere seiner so beifällig aufgenommenen geographischen Monographien erscheinen, zunächst im Mai eine prächtige Schilderung des Harzgebirges, die wegen ihres gediegenen Inhaltes und ihrer geschickten Anordnung alle Beachtung verdient. Nach einigen einleitenden Abschnitten, welche einen geographischen Überblick, eine geologische Übersicht, eine Beschreibung des Klimas und einen geschichtlichen Überblick bieten, folgt durch diese vorausgehenden Kapitel auf wissenschaftliche Grundlage gestellt die eigentliche Schilderung von Land und Leuten und zwar in Form einer Wanderung durch Oberharz und Unterharz. Dieselbe nimmt ihren Ausgang von der Hochebene von Klausthal, besucht dann der Reihe nach die Landschaften der hier entspringenden Flüfschen, der Söse, Innerste und Oker, dann das Andreasberger Dreieck mit der Oder; im Mittelpunkt der weiteren Beschreibung steht der Brocken und das Brockenfeld und von hier aus bilden wiederum die nach allen Seiten verlaufenden Harzflüsse die Wegweiser, Radau, Ecker und Ilse einerseits (Wesergebiet), Holtemme, Bode und Selke andrerseits (Elbegebiet); die Schlufskapitel bilden Schilderungen der Wipperlandschaft und des Mansfelder Bergbaugebietes, sowie der Lutherstadt Eisleben, dann der Helmelandschaft und der schön auf der goldenen Aue gelegenen Orte Nordhausen und Saugerhausen. Ein Hauch von Waldpoesie durchzieht die Schilderung, die aber auch überall auf erinnerungsreiche historische Vergangenheit der alten Harzstädte (Goslar, Wernigerode, Quedlinburg, Halberstadt, Blankenburg, Ballenstedt, Gernrode etc. etc.) in Wort und Bild gebührend Rücksicht nimmt und ebenso einen belehrenden Blick thun läfst in das Getriebe des harzischen Bergbaues. Die Monographie kann dem Lehrer zur Belebung des geschichtlichen wie des geographischen Unterrichtes gute Dienste leisten und ist daher sehr zu empfehlen.

Bald darauf erschien als X. Band: Am Rhein von H. Kerp. Die Rheinlande von Frankfurt bis Düsseldorf und die Thäler des rheinischen Schiefergebirges. Mit 182 Abbildungen nach photographischen Aufnahmen und einer farbigen Karte. 183 S. Mit Register. Preis 4 M. — Der Verf., welcher sich schon durch einige andere Arbeiten zur Landeskunde der Rheinlande und zur Geschichte ihres Weinbaues bekannt gemacht hat, gibt zunächst in der Einleitung seiner begeisterten Liebe zu diesem herrlichen deutschen Gau und der freudigen Bereitwilligkeit, mit welcher er an die Bearbeitung dieser Monographie ging, beredten Ausdruck. Auch er behandelt in einem eigenen Kapitel das zur geologischen Einführung Nötige und unternimmt dann seine eigentliche Schilderung in folgenden Abschnitten: 1. Das Mainzer Becken, der Rheingau und der Taunus, 2. Das Rheinthal von Rüdesheim bis Koblenz, 2. Der Hunsrück nebst dem Nahe-, Saar- und Moselthale,

4. Das Rheinthal von Koblenz bis Bonn, 5. Der Westerwald nebst dem Sieg- und Lahnthale und das Siebengebirge, 6. Die Eifel, 7. Die Kölner Bucht und das Bergische Land.

Die Form der Beschreibung ist die einer Fahrt durch die geschilderten Gaue, welche, wie man aus der Inhaltsangabe sieht, auch die herrlichen Seitenthäler des Rheines berücksichtigt. Freilich ist die Fülle des Interessanten grofs und so kann der Verf. beim einzelnen weniger lange verweilen als es dem wifsbegierigen Leser oft lieb ist. Aber immerhin wird ihm das Wichtigste vorgeführt und dabei auch auf Geschichte und Sage gebührend Rücksicht genommen. Übrigens lohnt schon die grofse Zahl der trefflichen Illustrationen die Anschaffung dieser geographischen Monographie, welche sich auch beim Unterricht gut verwenden läfst.

Alpine Majestäten und ihr Gefolge. Die Gebirgswelt der Erde in Bildern. — Monatlich ein Heft im Format 45:30 cm mit ca. 24 Ansichten aus der Gebirgswelt auf Kunstdruckpapier. — Preis des Heftes 1 M. — Heft IV (20 Folioseiten und 2 Doppelseiten). Heft V (24 Folioseiten). Verlag der vereinigten Kunstanstalten A.-G., München, Kaulbachstrasse 51a. — Bei den früheren Besprechungen dieses prächtigen Bilderwerkes in unseren Blättern (cf. S. 314 f. u. S. 458 dieses Jahrganges) wurde besonders darauf hingewiesen, welch vorzügliches Anschauungsmaterial der naturkundliche und geographische Unterricht durch dieses neue Unternehmen mit seinen tadellosen, künstlerisch vollendeten Aufnahmen gewinnt. Dies konnte man schon aus den einzelnen Bildern der ersten Hefte entnehmen, obwohl diese sich durchaus auf die Alpen bezogen. Die beiden neuen Hefte gehen nun weiter und geben zum erstenmale einen deutlichen Begriff davon, was der Nebentitel „Gebirgswelt der Erde in Bildern“ besagen will; denn den Anfang des IV. Heftes bilden zwei prachtvolle Ansichten aus den Pyrenäen, und zwar aus den französischen: Das Pyrenäenbad Eaux-Chaudes in Gesamtansicht und namentlich der für die Cirkusthäler der Pyrenäen so charakteristische Felscirkus von Gavarnie (im Winter). Und der Schlufs des V. Heftes bringt einerseits 2 Bilder aus Dalmatien, die Bocche di Cattaro und eine Ansicht von Cetinje, andrerseits 4 Bilder aus Norwegen, darunter einen Teil des Sognefjords und Hardanger mit dem Bondhus-Gletscher. Mit bewufster Absicht bietet jede Heftseite 2 zusammengehörige Bilder; somit können die einzelnen Tafeln des Heftes leicht auseinandergenommen werden, um im Schaukasten Platz zu finden. — Aber auch abgesehen von diesen besonders hervorgehobenen enthalten die beiden Hefte eine reiche Fülle alpiner Landschaftsbilder, unter welchen neben den Centralalpen besonders die nördlichen und südlichen Kalkalpen vertreten sind. Der Versuch, durch den Wechsel der Druckfarbe eine besondere Wirkung zu erzielen, ist auch hier mit Erfolg fortgesetzt. Als besonders hervorragende Leistungen seien die beiden Doppelblätter des IV. Heftes bezeichnet: Die Langkofelgruppe von der Rodella (2486 m) und die Sellagruppe vom Sellajoch aus, also namentlich erstere aus einer Nähe, welche alle Einzelheiten deutlich hervortreten läfst. — Im übrigen verteilen sich die Ansichten auf folgende Alpenteile: Dolomiten (11, darunter 2 Doppeltafeln), Adamellogruppe (2), Judicarische Alpen (1), Seealpen (1), Berneralpen (3), Berninaalpen (1), Rhätische Alpen (1), Ortleralpen (4), Ötzthaleralpen (1), Vierwaldstätteralpen (3), Salzkammergut (3), Lechthalerkalkalpen (2), Vorarlberg (1), Finstermünzpafs (1), Berchtesgadenerland (2), Chiemseer Alpen (1, Kampenwand), Schlierseeralpen (1, Wendelsteingipfel von Südosten).

Das prächtige Werk mufs namentlich auch in Anbetracht des billigen Preises wiederholt angelegentlichst empfohlen werden.

Inzwischen sind Heft VI, Heft VII und Heft VIII ausgegebeu worden, welche den vorausgegangenen durchaus ebenbürtig sind. Das erstere wird eröffnet durch eine „Monographie des Kitzbüheler Horns in Bildern“, nämlich 4 Doppeltafeln und 2 einfachen Bildern, also 10 Nummern, welche das Horn und die Ortschaft an seinem Fufse, das Panorama nach Nord, Ost und Süd, Kitzbühel gegen das Kaisergebirge und den Schwarzsee gegen das Horn wiedergeben, 9 Nummern nach Aufnahmen von Joseph Schmidt in Lofer. Interessante Bilder vom Simplonpafs und der Jungfraubahn folgen, am Schlusse stehen 2 prächtige Doppeltafeln mit Darstellungen aus einem wenig bekannten Gebiete, den Dinarischen Alpen der

Hercegowina. — Heft VII bietet nicht weniger als 12 Bilder aus den Südtiroler Dolomiten, dann 4 prächtige Ansichten aus der Hohen Tatra in Ungarn, Schlofs Neu-Schwanstein und das Königshaus am Schachen werden uns vorgeführt; aufserdem aber wird in diesem Hefte zuerst an die Erledigung eines Punktes gegangen, den das Programm seiner Zeit enthielt: Darstellung interessanter Bergbesteigungen. Geboten wird eine Episode aus einer Jungfraubesteigung und 4 Momente aus einer Besteigung des grofsen Fermedaturmes in den Dolomiten. — Heft VIII bietet für den Anschauungsunterricht in der Geographie auch abgesehen davon, dafs die zwei letzten Tafeln vier vortreffliche Ansichten von der Lofotengruppe bringen, besonders insofern wichtiges Material, als dasselbe der Reihe nach die wichtigsten Gipfelformationen und Bergtypen dem Auge vorführt: Den Doppelgipfel des Watzmann, die Kuppe des Gaisberges, Königsspitze und Schöntaufspitze aus den Ortleralpen, den Dent de Mesdi aus der Sellagruppe (Dolomiten), die Vajolet-Türme aus der Rosengartengruppe (Dolomiten), ferner die Türme der Fermeda und Langkofelgruppe (Dolomiten). Hervorgehoben zu werden verdient noch eine Aufnahme des ganzen Zugspitzmassivs vom Eibsee aus, sowie eine aufserordentlich feine Photographie des Steingringsees beim Eibsee, welche sogar die Baumstämme am Grunde des Sees mühelos erkennen läfst.

Schliefslich sei bemerkt, dafs jüngst auch in der „Geographischen Zeitschrift", diesem berufenen Organ, Prof. Hettner erklärte, dieses Bilderwerk verdiene die wärmste Empfehlung. Es sei staunenswert, dafs es möglich gewesen, zu so billigem Preis Bilder von so schöner Ausführung zu bieten. Das Werk, das in erster Linie für den Naturfreund und Alpinisten bestimmt sei, dürfte auch für Lehrzwecke gute Dienste leisten.

Dir. Prof. Dr. Thomés Flora von Deutschland, Österreich und der Schweiz. V. Band. Kryptogamen-Flora (Moose, Algen, Flechten und Pilze). Herausgegeben von Prof. Dr. Walter Migula. Circa 15000 Arten und ebensoviele Varietäten, vollständig in drei Bänden (V, VI und VII) oder ca. 40—45 Lieferungen mit ca. 90 Bogen Text und ca. 320 kolorierten und schwarzlithographierten Tafeln. Preis à Lieferung 1 M. Gera. Friedrich von Zezschwitz vormals Fr. E. Köhlers botanischer Verlag. — Dafs eine brauchbare und nicht allzu teuere Kryptogamenflora ein dringendes Bedürfnis ist, bedarf keines Beweises. Da nun die Thomésche Flora, welche ohnehin schon die Pteridophyta enthält, in Lehrerkreisen sehr verbreitet ist, so dürfte auch die Fortsetzung, welche von der allen Botanikern rühmlichst bekannten Verlagsfirma einem so tüchtigen Kryptogamenkenner wie Migula übertragen wurde, ohne weiteres auf eine freundliche Aufnahme rechnen. Die vorliegende erste Lieferung bringt die Einführung in die Moose (Aufbau der M.pflanze, Aufsuchen Sammeln und Bestimmen d. M.) und die Einteilung der Laubmoose. Die Tafeln zeigen eine sorgfältige und schöne Ausführung. Wir hoffen über diese interessante Veröffentlichung im weiteren Verlaufe wiederholt kurz berichten zu können; eine eingehende Würdigung behalten wir uns bis nach Abschlufs des Ganzen vor.

Naturstudien im Hause. Plaudereien in der Dämmerstunde. Ein Buch für die Jugend von Dr. Karl Kraepelin. Mit Zeichnungen von O. Schwindrazheim. 2. Auflage. Leipzig 1901. B. G. Teubner. Preis geb. 3 M. 60 Pfg. — In ganz ähnlicher Weise wie die Naturstudien im Garten des gleichen Verfassers sind die schon in zweiter Auflage erschienenen Naturstudien im Hause gehalten. Dieselben Personen unterhalten sich an langen Winterabenden über die verschiedenen Naturgegenstände, welche eben das Haus bietet (Wasser, Spinne, Kochsalz, Mineralien (Sand), Kanarienvogel, Pelargonium, Goldfisch, Steinkohlen, Stubenfliege, Pilze, Hund, Bandwurm, Blattpflanzen, Hausinsekten u. a. m.), wobei in geschickter und unterhaltender Weise alles zur Sprache gebracht wird, was ein junger Mensch von den betreffenden Dingen wissen kann und soll. Für die Schüler möchte ich also das hübsch ausgestattete Buch, welches die uns aus der Jugendzeit vertrauten „Forschungsreisen" von Wagner-Pilz in modernem Gewande wieder aufleben läfst, zur Einstellung in die Schülerbibliotheken und als Geschenk, dem Lehrer aber die überaus geschickte Fragestellung Kraepelins zum Studium empfehlen: hier läfst sich von der schweren Kunst des richtigen Fragens und des Herausholens recht viel lernen.

Pokornys Naturgeschichte des Tierreiches für höhere Lehranstalten bearbeitet von Max Fischer, Schuldirektor zu Mülhausen i. E. 25., verbesserte Auflage. Mit 616 zum Teil farbigen Abbildungen und 5 farbigen Tafeln. Leipzig, G. Freytag. 1901. Preis geb. 3 M. 60 Pfg. — Zu den verbreitetsten systematischen Lehrbüchern der Naturgeschichte gehören wohl die von Pokorny-Fischer. Die Zoologie, von der frühere Auflagen an dieser Stelle bereits besprochen wurden, ist gegenwärtig in 25. Auflage erschienen. Die Einteilung ist die alte geblieben: erst die sieben Tierkreise, dann die Tiergeographie und zuletzt eine kurze Übersicht über Bau und Leben des menschlichen Körpers. Aber der reiche Bilderschmuck ist nicht nur dadurch verbessert worden, dafs an die Stelle mancher veralteter Bilder neue traten, sondern es ist auch von den schönen farbigen Anatomien, die uns schon aus dem Bilderatlas zu Graber-Mik bekannt sind, eine Anzahl beigegeben worden, ebenso die schönen Farbenbilder aus dem Aquarium zu Neapel und die Karte der Tierregionen. Möge also der alte Freund im neuen Gewande so gerne gesehen sein wie bisher.

Anleitung zum Botanisieren und zur Anlegung von Pflanzensammlungen. Nach dem gleichnamigen Buche von E. Schmidlin vollständig neu bearbeitet von Prof. Dr. O. Wünsche. Vierte Auflage. Mit 245 Figuren im Text. Berlin, Paul Parey 1901. Preis geb. 4 M. — Die Anlage des Buches gibt am besten eine Übersicht seines Inhaltes zu erkennen. Es enthält also: Erläuterung der Teile oder Glieder einer Pflanze und der zur Bezeichnung dieser Teile gebräuchlicheren Ausdrücke. Alphabetische Anfzählung der botanischen Ausdrücke. Benennung und Einteilung der Pflanzen. Anleitung zur Anlegung eines Herbariums und Anleitung zum Einsammeln der Pflanzen. Anleitung zum Gebrauche der Tabellen. Tabellen zum Bestimmen: der Wasserpflanzen, der Gräser, der Kräuter und Stauden nach den Blättern und nach den Blüten, ebenso der Bäume und Sträucher. Erklärung der abgekürzten Schriftstellernamen. Tabellen zum Bestimmen der Gattungen und Arten. Übersicht des natürlichen und Linnéschen Systems. Tabellen zum Bestimmen der Familien und Gattungen nach dem Linnéschen System, Register. Von der dritten Auflage, die gleichfalls der auf diesem Gebiete bereits vielfach bewährte Verfasser veranstaltete, unterscheidet es sich neben allerlei kleineren Verbesserungen hauptsächlich durch die Anordnung und Umgrenzung der Familien nach dem Syllabus von A. Engler. Neben den lateinischen Namen sind durchweg auch die deutschen gegeben. Das Buch erscheint besonders für Anfänger zur Einführung in die Botanik recht geeignet und empfehlenswert.

Dr. K. G. Lutz, Unsere Haustiere. 12 grofse Wandtafeln für den Anschauungsunterricht, in feiner Chromolithographie ausgeführt. Format 95×125 cm. Preis pro Tafel unaufgezogen Mk. 3.—. Bei gleichzeitiger Abnahme von vier beliebigen Tafeln kostet die Tafel unaufgezogen nur Mk. 2.80; bei Subskription auf das ganze Werk (12 Tafeln) nur Mk. 2.60. Wenn alle 12 Tafeln auf einmal bestellt, Rolle und Porto frei. Jede Tafel ist auch einzeln zu haben! Das Aufziehen der Tafeln auf Leinwand mit Stäben, oder auf Pappe, wird auf Wunsch durch den Verlag gut und billig besorgt. Lieferung I enthält folgende vier Tafeln: 1. Hund, 2. Schaf, 3. Pferd, 4. Huhn. Die folgenden Lieferungen à vier Tafeln erscheinen: Lieferung II zum 1. April 1901, enthaltend Tafel: 5. Katze, 6. Rind, 7. Schwein, 8. Gans und Ente. Lieferung III zum 1. Okt. 1901, enthaltend Tafel: 9. Hunderassen, 10. Ziege und Rindviehrassen, 11. Pferderassen, 12. Hühnerrassen und Tauben. — Die uns vorliegende Tafel (Schaf) zeigt bei so grofsem Formate, dafs auch in einer starken Klasse wohl alle Schüler noch das Nötige sehen können, gute Zeichnung und naturgemäfse Farben. Wenn die übrigen Tafeln dieser entsprechen, dürfte man sie künftighin bei uns besonders für die erste Klasse sehr gut verwenden können. Als Text zu obigen Tafeln ist erschienen: Gaub, G., Präparationen zu „Unsere Haustiere“, brosch. Mk. 1.25.

Deutsche Jugend, übe Pflanzenschutz! Vier Preisarbeiten von G. Füchser, W. Winkler, Th. Hellwig und W. Pölert. Ausgabe B für die Zöglinge der Volks-, Bürger- und Mittelschulen. 1 Expl. 30 Pf. — 10 Expl. 2.50 M. — 25 Expl. 10.00 M. Gera. Druck und Verlag von Theodor Hoffmann 1901. — Über

die Notwendigkeit eines Pflanzenschutzes ist heute kein Wort mehr zu verlieren. Schon hat sich ein eigener Verein zum Schutze der Alpenpflanzen gebildet, aber nicht nur diese, sondern auch die Blumen, Sträucher und Bäume auf Wiesen und Feldern, in Anlagen und Wäldern bedürfen des Schutzes gegen Roheit, Habsucht und Gedankenlosigkeit. Zu erzwingen ist jedoch dieser Schutz nicht durch Gesetze und Verordnungen, sondern nur durch die sanfte und andauernde Gewalt, welche besseres Wissen und tiefere Einsicht üben. So erscheint es denn als ein verdienstvolles Unternehmen, wenn die Geraer Gesellschaft von Freunden der Naturwissenschaften in diesem Büchlein den Versuch macht, dieses Wissen und diese Einsicht durch eine Anzahl leicht verständlicher Darstellungen in der Jugend zu verbreiten und so auf eine Besserung der gegenwärtigen recht schlimmen Zustände hinzuwirken. Möge ihr Unternehmen der Erfolg krönen und mögen sich vor allem auch alle Lehrer der Naturkunde bemühen, dieses billige Büchlein möglichst weit verbreiten zu helfen, besonders auch auf dem Lande, wo der Baum- und Pflanzenfrevel bei der Jugend noch mehr im Schwunge ist als in den viel geschmähten Städten.

Kurzes Lehrbuch der Mineralogie und Geologie. Mit besonderer Berücksichtigung der geognostischen Verhältnisse Württembergs zum Gebrauche an höheren Lehranstalten sowie zum Selbstunterrichte, bearbeitet von Prof. Ludwig Baur in Saulgau. Mit 164 in den Text gedruckten Abbildungen. Stuttgart. Muthsche Verlagsbuchhandlung 1901. — Der Verf. gibt erst in einem allgemeinen Teile in aller Kürze einen Abrifs der Krystallographie sowie der Mineral-Physik und -Chemie, um sodann in dem speziellen Teile die einzelnen Minerale in den üblichen sechs Klassen geordnet zu besprechen. Doch deutet er in der Einleitung selbst an, dafs er diese Anordnung nicht auch im Unterrichte befolgt wissen wolle, wo vom einzelnen zum allgemeinen zu gehen wäre. Hierauf folgt die Petrographie und zuletzt die Geognosie und Petrographie. Soweit entspricht das Buch allen übrigen seiner Art. Eigentümlich ist ihm besonders im geologischen Teile die stete und eingehende Bezugnahme auf württembergische Verhältnisse. — meines Wissens haben wir in Bayern kein Schulbuch, das so gründlich sich mit der engeren Heimat beschäftigte —, und die am Schlusse der Hauptabschnitte angeschlossenen sehr lehrreichen Fragen und Aufgaben. Von diesen sind die schriflich anzufertigenden meist württembergischen Prüfungen entnommen und haben daher besonderen didaktischen Wert für Studierende und angehende Lehrer.

Sitzungsberichte und Abhandlungen der naturwissenschaftlichen Gesellschaft Isis in Dresden. Herausgegeben von dem Redaktions-Comité. Jahrg. 1900. Juli bis Dezember. Mit 5 Tafeln und 1 Abb. im Text. Dresden. In Commission der K. Sächs. Hofbuchhandl. H. Burdach. 1901. — Vorliegendes Heft enthält neben den Vereinsnachrichten drei z. Z. auch für Bayern beachtenswerte Abhandlungen, nämlich: Die Gymnospermen der nordböhmischen Braunkohlenformation von Dr. Paul Mengel, Lausitzer Diabas mit Kantengeröllen von Prof. Dr. W. Bergt und für uns besonders interessant: Die postglaciale Entwicklungsgeschichte der hercynischen Hügelformation und der montanen Felsflora von Prof. Dr. Oscar Drude. Alle drei Arbeiten, von denen die beiden ersten durch schöne Tafeln erläutert werden, tragen das Gepräge gewissenhaften Fleifses und gediegener Sorgfalt, weshalb besonders Interessenten in Nordbayern auf dieselben hingewiesen seien.

Studien über die Probleme der Erdgeschichte von Ober-Ingenieur Jan Dlabač. Jungbunzlau. Commissionsverlag V. Klement. 1901. Preis 3 Kr. 60 H. — Der Verfasser ist über dem Studium der Lagerung der böhmischen Kreideformation in der Umgebung von Jungbunzlau zu der Ansicht gekommen, dafs die ganze gegenwärtig die Wissenschaft beherrschende Saeculartheorie der natürlichen langsam und ruhig forschreitenden Entwicklung der Erdoberfläche falsch sei und man zu einer verbesserten Kataklysmentheorie zurückkehren müsse. Durch siderische Einflüsse (Anziehungskraft vorbeiziehender Weltkörper) tritt eine gewaltige Entlastung der Grundwässer, eine Verschiebung der Magmamasse und schliefslich eine allgemeine unterirdische Explosion ein, wodurch Gebirge und ganze Kontinente gehoben werden. Infolge der entsprechenden Senkungen an anderen Punkten entstehen dann grofse (diluviale) Überflutungen, welche immer wieder Veranlassung zu Schichtbildungen,

zu Veränderungen in der Meeresfauna und zur Vernichtung einer zahlreichen Festlandsfauna und Flora geben. Die heutige Lebewelt ist nur ein geringer Überrest der ursprünglichen, welche bei den zahlreichen Umwälzungen und Fluten sich erhalten und stets wieder vermehrt hat.

Auf der Wildbahn. Ferien-Abenteuer in deutschen Jagdgründen. Für Jung und Alt nach eigenen Erlebnissen erzählt von A. Becker. Mit neun Tondruckbildern und achtzehn Text-Illustrationen von Professor W. Friedrich. 2., durchgesehene Auflage. Nebst einer Karte des Schauplatzes. Berlin, Trowitzsch u. Sohn. Eleg. geb. 7 Mk. — An naturwissenschaftlichen Büchern, die belehrend wirken, nicht überreizen und doch gerne gelesen werden, haben wir nichts weniger als Überfluſs. Hier nun glaube ich eines gefunden zu haben, das diese Anforderungen vollauf erfüllt, und möchte es deshalb zur Einstellung in die Bibliotheken der zweiten bis vierten Klasse sowie als Festgeschenk bestens empfehlen. Die Fabel ist sehr einfach: Der Sohn eines mecklenburgischen Gutsbesitzers besucht das Gymnasium der nahen Stadt, kommt aber in den Ferien mit seinem besten Freunde und einem jungen Neffen heim. Da nun treiben sie sich nach Herzenslust in Feld und Wald, in Moor und Wasser herum und werden von einem alten Jäger, einer Perle seiner Art, in alle Geheimnisse des edlen Waidwerkes praktisch eingeführt. Dabei gibt es nun Abenteuer in Hülle und Fülle, ernste und komische, aber alles ist so natürlich, so einfach und waldesfrisch, daſs es mich selber an die Zeit gemahnte, da wir auf der Altmühl die Fluſspiraten spielten, fischten, krebsten und mit Wild und Geflügel besser Bescheid wuſsten als mancher, den es mehr angegangen hätte. Die Hauptkunst des Verfassers beruht eben darin, daſs alle Beschreibung in Erzählung umgewandelt ist, nirgends drängt sich ein schulmeisterlicher Ton hervor, nein, ungezwungen, im Gespräche, wird die Belehrung geboten, oft in scherzhafter Form und durch einen der Beteiligten selbst. So wird nun unsere gesamte deutsche Fauna und Flora vorgeführt, und zwar in frischestem Leben und Weben, in steter gegenseitiger Beziehung zu einander und zum Menschen, die reinste und beste Biologie für die Jugend. Ich meine also von unserem Standpunkte aus wäre das Buch gut, daſs es aber den Jungen gefallen wird, erscheint mir sicher; waren doch sogar meine Mädel, denen ich es zu lesen gab, von demselben ganz begeistert. Druck und Papier ist sehr gut, die Ausstattung und die Abbildungen sind künstlerisch gediegen.

Sammlung Göschen. 127. Pflanzenbiologie von Prof. Dr. W. Migula. 1900. — Für Pflanzenbiologie ist Kerners Pflanzenleben immer noch die erste Quelle; aber Kerner ist teuer, umfangreich und durchaus nicht leicht zu bewältigen. Hier nun bietet ein erprobter Fachmann in gedrängtester Kürze und doch in klarer Darstellung einen vorzüglich informierenden Überblick über dieses ganze Wissensgebiet. So erscheint denn dieses Schriftchen sehr geeignet zu allgemeiner Einführung in dasselbe, als Vorbereitung für die Lesung gröſserer Werke und zu rascher Wiederholung. Von den hübschen Abbildungen ist Fig. 47 zu klein und daher nicht deutlich genug.

Sammlung Göschen. 123. Nutzpflanzen von Dr. J. Behrens. 1900. — Da die Nutzpflanzen sowohl im naturwissenschaftlichen wie im geographischen Unterrichte behandelt werden müssen, so wird vorliegendes Bändchen manchem Lehrer sehr willkommen sein. Denn hier wird gerade in der für Schulzwecke gebotenen Kürze und Übersichtlichkeit alles Wissenswerte gegeben von den Nahrungsmitteln (Zucker und Stärke liefernden Pflanzen), den Obstarten, den als Genuſsmittel dienenden und den Gewürzpflanzen, den Öl- und Faserpflanzen, den Erzeugern von Kautschuk und Guttapercha, ätherischen Ölen und Harzen, von Farb- und Gerbestoffen.

Sammlung Göschen. 122. Das Pflanzenreich. Einteilung des gesamten Pflanzenreiches mit den wichtigsten und bekanntesten Arten von Dr. F. Reinecke in Breslau und Prof. Dr. W. Migula in Karlsruhe. 1900. — Das Büchlein gibt im Anschluſs an Engler-Prantls Natürliche Pflanzenfamilien eine gedrängte Übersicht des natürlichen Systems mit kurzen, aber meist recht belehrenden Hinweisen auf die wichtigsten Arten. Es dürfte sich somit besonders für Studierende zur Wiederholung und Vorbereitung auf Examina, event. auch als Hilfsmittel bei Vorlesungen geeignet erweisen. H. St.

E. Sailer, Die Aufgaben aus der Elementarmathematik, welche bei der Prüfung für das Lehramt der Mathematik und Physik in den Jahren 1873 bis 1893 gestellt wurden. München, Th. Ackermann. 167 Seiten. — In der Vorlage werden die Konkursaufgaben aus der Planimetrie, Stereometrie und ebenen Trigonometrie gelöst. Leider kann man nicht sagen, dafs die hier gegebenen Lösungen immer als Muster dienen können. Die Breite wird manchmal sogar langweilig. Z. B. umfafst die Lösung des Problems, einen Kreis zu konstruieren, der durch einen Punkt geht, eine Gerade und einen Kreis berührt, 16 Druckseiten; es werden 27 Fälle unterschieden, und für jeden einzelnen Fall wird eine Lösung gegeben, während doch eine allgemeine Lösung der Aufgabe mit einer Erörterung, wie sie sich für besondere Lage der Bestimmungsstücke gestaltet, genügt hätte. Die Konstruktionsaufgabe vom Jahre 84 wird von Petersen (Methoden und Theorien, 236 und 384) einfacher gelöst. Auch für die planimetrischen Aufgaben von 1886 und 1889 gibt es elegantere Lösungen. Ganz mifsglückt ist die trigonometrische Aufgabe vom Jahre 83. Die Berechnung eines Dreieckes aus β, w_γ, und der Senkrechten von A auf w_γ erfordert keine Kenntnis der neueren synthetischen und der analytischen Geometrie.

Dr. F. Bützberger, Lehrbuch der ebenen Trigonometrie. 2. Auflage. Zürich, O. Füssli. 1901. 62 Seiten. — Die Eigentümlichkeit des Buches besteht darin, dafs sich an die Berechnung des rechtwinkeligen Dreieckes sofort die des schiefwinkeligen Dreieckes anschliefst. Die Funktionen stumpfer Winkel werden zunächst so definiert, dafs die für spitzwinklige Dreiecke abgeleiteten Formeln auch für stumpfwinklige in Geltung bleiben. Erst im dritten Abschnitt, der die Geometrie enthält, werden die Funktionen irgend welcher Winkel mittelst der Cartesischen Koordinaten erklärt. Die Vorlage ist wegen der klaren Darstellung und wegen der grofsen Anzahl von praktischen Aufgaben zu empfehlen.

Dr. Harmuth, Textgleichungen geometrischen Inhalts. Zweite Auflage. Berlin, J. Springer. 1900. 75 Seiten. — Die Zahl der Aufgaben wurde in der neuen Auflage (vgl. Bd. 24, S. 522) um 150 vermehrt.

Dr. Wilhelm Killing, Lehrbuch der analytischen Geometrie in homogenen Koordinaten. Erster Teil: Die ebene Geometrie. Paderborn, F. Schöningh. 1900. 220 Seiten. — Das Buch, welches bei dem Leser die Bekanntschaft mit den Cartesischen Koordinaten voraussetzt, will den Studierenden mit dem Gebrauche der sog. homogenen Koordinaten vertraut machen. Nach einer eingehenden Darlegung des Wesens der trimetrischen Koordinaten und der uneigentlichen Gebilde der Ebene werden die projektiven Eigenschaften der Kegelschnitte, die des Kegelschnittbüschels und der Kegelschnittschar bewiesen. Ein zahlreiches Übungsmaterial gibt dem Leser Gelegenheit, die vorgetragenen Sätze und Methoden einzuüben und zu befestigen.

Dr. Gustav Holzmüller, Das Potential und seine Anwendung auf die Theorie der Gravitation, des Magnetismus, der Elektrizität, der Wärme und der Elektrodynamik in elementarer Behandlung dargestellt. Leipzig, B. G. Teubner. 1898. 410 Seiten. — Die Vorlage will den Leser auf elementarem Wege in die mathemathische Physik einführen. Ohne Benützung des Differentialkalküls und der Hamiltonschen Vektorenrechnung jemandem die Resultate der Forschungen von Maxwell, Kirchhoff, Helmholtz u. a. klar machen zu wollen, mag manchem Kenner der Originalabhandlungen dieser genialen Forscher gewagt erscheinen. Doch die Vorlage beweist, dafs man mit mathematischen Kenntnissen, wie sie etwa unser Realgymnasium gewährt, schon ziemlich weit in das schwierige Gebiet der jetzigen mathematischen Physik eindringen kann. Und wer dieses Buch durchgearbeitet hat, wird dann die Schwierigkeiten der Originalabhandlungen leichter überwinden. Der Verfasser selbst bezeichnet den Zweck des Buches als einen „pädagogischen“. Er bestimmt es für praktische Ingenieure, welche die Theorien der Elektrotechnik studieren wollen, und für Studierende der Hochschule, die im ersten Semester durch Selbststudium in die mathematische Physik eindringen wollen. Auch der Lehrer der Physik an einer Mittelschule darf dieses Buch nicht unbeachtet lassen.

IV. Abteilung.

Miszellen.

Prüfungsaufgaben 1901.

I. Absolutorialaufgaben an den Progymnasien.

Übersetzung aus dem Deutschen in das Lateinische (3 Stunden).

Wer aus euch hätte nicht von dem berühmten griechischen Philosophen Plato gehört? Wie erzählt wird, dankte er in seiner Todesstunde den Göttern, erstens dafs er als Mensch, nicht als vernunftloses Tier, zweitens dafs er als Hellene, nicht als Barbar zur Welt gekommen sei, endlich dafs es ihm gegönnt worden, in der Zeit des Sokrates zu leben.

Was den letzteren Punkt betrifft, so wird dies niemand befremden, der die Bedeutung dieses hervorragenden Mannes kennt. Ist es doch allgemein bekannt, dafs er, während sich die früheren Philosophen mit zahlreichen von der Natur ins Dunkle gehüllten Dingen beschäftigt hatten, zuerst die Wissenschaft der Philosophie sozusagen vom Himmel herabgerufen und zum irdischen Leben hingeleitet hat. Überzeugt, dafs sowohl dem einzelnen Menschen als insbesondere dem Staate an dem tugendhaften Leben sämtlicher Mitbürger alles gelegen sein müsse, war er unablässig bemüht, über das Wesen des Guten und des Schlechten Untersuchungen anzustellen, und diejenigen, welche mit ihm näheren Umgang hatten, zur Übung der Tugend zu ermahnen.

Unter diesen seinen Schülern nun nimmt wohl Plato die erste Stelle ein. Mit ungewöhnlich reichen Geistesgaben ausgestattet, ein feiner Kenner des menschlichen Herzens und ein Meister in der Kunst der Darstellung wie kaum ein zweiter, hat er Werke verfafst, hinsichtlich deren es für alle Zeiten zweifelhaft bleiben wird, ob ihr vortrefflicher Inhalt oder ihre vollendete Form mehr bewundert zu werden verdient.

Diese bieten aber auch ein treues Abbild des vom Lehrer beim Unterrichte eingeschlagenen (utor) Verfahrens. So versichert z. B. der platonische Sokrates immer und immer wieder, er wisse nichts; darin allein zeichne er sich vor den übrigen aus, dafs diese zu wissen glaubten, was sie nicht wüfsten; er hingegen wisse doch das eine, nichts zu wissen. Eben deshalb, meint er, sei er vom Apollo zu Delphi als der weiseste aller Griechen bezeichnet worden. So kam es denn auch, dafs er seinerseits nie Behauptungen aufstellte, hingegen andere ihrer Irrtümer zu überführen suchte, ein Verfahren, durch das er ohne allen Zweifel mehr zu erreichen hoffen mochte, als wenn er nach Art der damaligen Sophisten, welche in ihren Vorträgen nach möglichst allgemeinem Beifall trachteten, seine Zuhörer hätte belehren wollen. Indes, eingehendere Auseinandersetzungen darüber würden hier zu weit führen.

Übersetzung aus dem Deutschen in das Französische (2 Stunden).

Friedrich der Zweite (Frédéric II), welcher die Kinder sehr liebte, hatte den Söhnen des Kronprinzen (prince royal) erlaubt (permis), in seinem Zimmer zu (de) spielen. Als[3] (que) er[4] eines[1] Tages[2] (un jour) arbeitete (Imparf.), spielte der älteste (aîné) dieser Prinzen Federball (au volant). Der Federball fiel (passé déf.) auf den Tisch des Königs, der ihn nahm (prit), ihn[1] dem[3] Kinde zuwarf[2] und zu[2] (de)

schreiben[3] fortfuhr[1]. Der kleine Prinz fuhr fort zu (de) spielen und der Ball fiel noch [ein Mal] auf den Tisch Der König nahm[2] ihn[1] und blickte den kleinen Spieler (joueur) streng (d'un air sévère) an. Als[2] aber[1] der Ball zum (zu = pour) dritten Male (fois, f.) auf den Tisch fiel, nahm der König den Ball und steckte[2] (mit) ihn[1] ruhig in seine Tasche (poche, f.). Der Prinz bat den König, [ihm] sein Spielzeug (jouet, m.) wiederzu(de)geben. Aber Friedrich verweigerte[2] (refuser, passé déf.) es[1]. Da sagte (dit) der kleine Prinz in drohendem Tone (d'un air menaçant): „Ich frage, ob Euere Majestät (Majesté) mir[2] meinen[4] Ball[5] wiedergeben[3] will[1] (veut), ja oder nein?" Der König lächelte (sourier, passé déf.), zog den Ball aus (de) seiner Tasche und gab[2] ihn[1] dem Prinzen zurück[3].

Deutsche Ausarbeitung (3 Stunden).

1. Die landschaftlichen Schönheiten unseres bayerischen Heimatlandes.
2. Gute Bücher sind gute Freunde.
3. Die Richtigkeit des Satzes: „ea est Romana gens, ut victa quiescere nesciat" soll in Beispielen aus der römischen Geschichte erläutert werden.

Übersetzung aus dem Deutschen in das Griechische (2 Stunden).

Da Themistokles sowohl aus Argos als auch aus dem Lande der Molosser,[1]) deren König Admetos ihn freundlich[2]) aufgenommen hatte, durch die Schuld[3]) der Lakedämonier, die ihn als Verräter bezeichneten,[4]) vertrieben[5]) worden war, floh er nach Asien zu seinem Gastfreunde Lysitheides.[6]) Von diesem, der ein Freund des Xerxes war und von demselben sehr geehrt wurde, weil er bei dem Zuge[7]) der Perser gegen Griechenland das ganze Heer bewirtet hatte, wurde er nach Susa[8]) geführt. Hier überzeugte er den König, daſs er den Persern nichts Übles gethan habe,[9]) und wurde von jeder Strafe freigesprochen. Bald aber geriet er in eine groſse Gefahr wegen folgender Ursache. Mandane, die Tochter des Dareios, die ihrer Söhne durch die Schlacht bei Salamis beraubt worden war, empfand[10]) den Verlust[11]) ihrer Kinder schwer und kam in den Palast und bat unter[12]) Thränen den König, den Themistokles zum Tode zu verurteilen. Als Xerxes aber nicht auf sie achtete, ging[13]) sie bei den Vornehmsten[14]) der Perser herum und klagte den Themistokles an. Da nun die Menge zum Palast zusammenlief[15]) und unter Geschrei die Auslieferung des Themistokles forderte,[16]) antwortete der König, er werde ein Gericht[17]) aus den vornehmsten Persern einsetzen[18]), damit[19]) diese den Themistokles aburteilten. Da nun eine hinreichende Zeit gegeben war, lernte Themistokles die persische Sprache und wurde, da er sich derselben bei seiner Verteidigung[20]) bediente, von der Anschuldigung freigesprochen. Der König aber, erfreut über die Rettung des Mannes, ehrte ihn durch groſse Geschenke und gab ihm drei Städte zum Unterhalt,[21]) nämlich Magnesia am Mäander, Myus[22]) und Lampsakos.

[1]) *Μολοσσοί* [2]) *φιλόφρων* [3]) *διά* [4]) *ἐπικαλέω* [5]) *ἐκπίπτω* [6]) *Λυσιθείδης, ου* [7]) *στρατεία* [8]) *Σοῦσα, ων* [9]) Aor. Opt. [10]) *ἄχθομαι* [11]) *ἀναίρεσις* [12]) *μετά* [13]) *περίειμι* [14]) = Besten [15]) *συντρέχω* [16]) *ἐξαιτέω* [17]) *δικαστήριον* [18]) *καθίστημι* [19]) Part. Fut [20]) *ἀπολογέομαι* [21]) *τροφή* [22]) *Μυοῦς, οῦντος.*

Aufgaben aus der Mathematik (3 Stunden).

1.

Die Gleichung

$$\frac{x-1}{mx-2} - \frac{1}{m} = 1$$

ist nach x aufzulösen; ferner ist durch unmittelbares Einsetzen des für x gefundenen Wertes in die linke Seite der gegebenen Gleichung die Richtigkeit des Resultates nachzuweisen.

2.

Von dem gleichschenkeligen Dreiecke ABC ist die Grundlinie AB gleich 100 cm und die Fläche gleich 6000 qcm gegeben. Man berechne die drei Höhen AA', BB' und CC', endlich die Strecke $A'B'$.

3.

Diejenigen Punkte zu finden, welche sowohl von den Seiten AB und AC als auch von den Ecken B und C des gegebenen Dreieckes ABC gleichweit entfernt sind.

Verlangt ist die Analysis, die Zeichnung und die Erläuterung der Zeichnung oder die Zeichnung, die Erläuterung der Zeichnung und der Beweis.

(Zur Zeichnung kann das Dreieck aus den Seiten

$AB = 13$ cm, $B = 9{,}5$ cm, $CA = 5{,}5$ cm

verwendet werden.)

II. Absolutorialaufgaben an den humanistischen Gymnasien.

Aufgabe zum Übersetzen aus dem Deutschen in das Lateinische (4 Stunden).

Auch in der Gegenwart gilt es noch als eine allgemein anerkannte Thatsache, dafs die alten Griechen vor vielen anderen Völkern eine ruhmvolle Stellung einnehmen. Eine genauere Erwägung der Gründe für die hohe Bewunderung, die ihnen sachkundige Männer gewöhnlich zollen, wird zu der Wahrnehmung führen, dafs deren ganz besondere Wertschätzung meist auf die Ausbildung der Künste und Wissenschaften zurückgeht, welche von ihnen in einem aufserordentlichen Mafse gefördert wurde. Allein mögen wir auch die herrlichen Leistungen, die sie auf diesem Gebiete erzielten, mit vollem Recht noch so hoch anschlagen, so weifs ich doch nicht, ob nicht anderen Ruhmesthaten dieses Volkes oft zu wenig Beachtung geschenkt wird. Die mit Waffengewalt errungene Zurückweisung der Perser scheint mir gleichfalls etwas zu sein, was ein grofses Verdienst der Griechen um die Menschheit bildet. Asien unterlag damals nach der völlig zutreffenden Anschauung eines alten Schriftstellers Europa. Infolge dieses Sachverhalts war bei mehreren Völkern Europas ein Ergebnis jener Siege die Möglichkeit einer Staatsform, bei welcher nicht die Willkür eines einzigen an die Stelle des Gesetzes trat. Diese Freiheit der Bürger aber, deren Grundlage die Gesetze ausmachen, war die Vorbedingung für die Entwicklung alles Schönen, was das menschliche Leben erst menschenwürdig gestaltet. Deshalb wird der Name der Griechen im Glanze stehen, solange es eine Geschichte der Menschheit gibt. Indes wäre es eine Unbilligkeit, wenn wir in dieser Hinsicht allen griechischen Völkerschaften die nämliche Anerkennung spenden würden. Vor allem ist es die unvergleichliche und fast übermenschliche Heldenhaftigkeit der Athener gewesen, der die vollständige Überwältigung der Perser zu verdanken war. Die glühende Begeisterung für die Erhaltung der Freiheit, welche diese in ihrer Gesamtheit damals in bewunderungswürdigem Grade bewiesen, wird uns leicht erklärlich werden, wenn wir die glückliche Fügung ins Auge fassen, dafs in Athen gerade in jenem Zeitalter einzelne geistesgewaltige Männer auftraten. Diese wirkten durch ihr leuchtendes Vorbild anfeuernd und zündend auf ihre Mitbürger, diese übten durch ihren unerschütterlichen Heldensinn auch auf die Zaghaften einen ermutigenden und stählenden Einflufs aus. Unter allen ragt Themistokles hervor. Die Zeitgenossen mögen nicht unrecht gehabt haben, wenn sie in ihm die Verkörperung des Scharfblicks, der Kühnheit, der ausdauernden Festigkeit sahen. An Themistokles kann man sich wohl von dem hohen Wert überzeugen, welchen für ein Volk in Zeiten schwerer Bedrängnis ein einziger Mann von überlegener Geisteskraft hat.

Aufgabe aus der katholischen Religionslehre (2 Stunden).

I. Aus dem Lehrstoffe der 9. Klasse.

Was versteht man unter göttlicher Vorsehung und wie läfst sie sich beweisen? Wie ist mit derselben vereinbar, dafs es Böses und dafs es Leiden in der Welt gibt, und namentlich, dafs es den Sündern oft wohl, den Guten aber übel ergeht?

II. Aus dem Lehrstoffe der 8. Klasse.

Die Vortrefflichkeit des Vaterunser ist durch eingehende Erklärung der sieben Bitten zu beweisen.

Aufgabe aus der protestantischen Religionslehre für die humanistischen Gymnasien im rechtsrheinischen Bayern (2 Stunden).

I. Aus dem Lehrstoffe der 9. Klasse.

Was lehrt die heilige Schrift von der Person des heiligen Geistes? Was ist die Stätte, was das Ziel seiner Wirksamkeit? Warum wird der heilige Geist *πνεῦμα Χριστοῦ* genannt, und warum war nach Joh. 7, 39 der heilige Geist noch nicht da, solange Jesus nicht verklärt war?

II. Aus dem Lehrstoffe der 8. Klasse.

Welche Kurfürsten von Sachsen machten sich um das Werk der deutschen Kirchenreformation im 16. Jahrhundert verdient, und worin bestanden diese Verdienste?

Aufgabe aus der protestantischen Religionslehre für die humanistischen Gymnasien im Regierungsbezirke der Pfalz (2 Stunden).

Die Pflichten des Christen gegen sein Leben, Selbsterhaltung und Selbstaufopferung: die Christenpflichten gegen das Leben des Nächsten, Notwehr und Krieg.

Deutsche Ausarbeitung (4 Stunden).

1. Welchen Anteil hat Bayern an den grofsen Errungenschaften des abgelaufenen Jahrhunderts auf idealem Gebiete?
   (Die Prüfungskommission kann für dieses Thema die Ausarbeitung in Form der Rede bestimmen.)
2. Die Wirkung des Kontrasts ist an einem in der Schule gelesenen Drama nachzuweisen.
   (Das Drama bestimmt die Prüfungskommission.)
3. Es ist die Rede dreierlei,
   Ein Licht, ein Schwert und Arzenei.

Aufgabe zum Übersetzen aus dem Griechischen in das Deutsche (3 Stunden).

Δημοτικώτατος εἶναι δοκῶν ὁ Πεισίστρατος, καὶ σφόδρ' εὐδοκιμηκὼς ἐν τῷ πρὸς Μεγαρέας πολέμῳ, κατατραυματίσας ἑαυτὸν συνέπεισεν τὸν δῆμον, ὡς ὑπὸ τῶν ἀντιστασιωτῶν ταῦτα πεπονθώς, φυλακὴν ἑαυτῷ δοῦναι τοῦ σώματος, Ἀριστίωνος γράψαντος τὴν γνώμην. λαβὼν δὲ τοὺς κορυνηφόρους καλουμένους, ἐπαναστὰς μετὰ τούτων τῷ δήμῳ, κατέσχε τὴν ἀκρόπολιν ἔτει δ' καὶ τριακοστῷ μετὰ τὴν τῶν νόμων θέσιν, ἐπὶ Κωμέου ἄρχοντος. λέγεται δὲ Σόλωνα Πεισιστράτου τὴν φυλακὴν αἰτοῦντος ἀντιλέξαι καὶ εἰπεῖν ὅτι τῶν μὲν εἴη σοφώτερος, τῶν δ' ἀνδρειότερος· ὅσοι μὲν γὰρ ἀγνοοῦσι Πεισίστρατον ἐπιτιθέμενον τυραννίδι, σοφώτερος εἶναι τούτων, ὅσοι δ' εἰδότες κατασιωπῶσιν ἀνδρειότερος. ἐπεὶ δὲ λέγων οὐκ ἔπειθεν, ἐξαράμενος τὰ ὅπλα πρὸ τῶν θυρῶν αὐτὸς μὲν ἔφη βεβοηθηκέναι τῇ πατρίδι, καθ' ὅσον ἦν δυνατός (ἤδη γὰρ σφόδρα πρεσβύτης

ἦν), ἀξιοῦν δὲ καὶ τοὺς ἄλλους ταὐτὸ τοῦτο ποιεῖν. Σόλων μὲν οὖν οὐδὲν ἤνυσεν τότε παρακαλῶν· Πεισίστρατος δὲ λαβὼν τὴν ἀρχὴν διῴκει τὰ κοινά, πολιτικῶς μᾶλλον ἢ τυραννικῶς. οὔπω δὲ τῆς ἀρχῆς ἐρριζωμένης ὁμοφρονήσαντες οἱ περὶ τὸν Μεγακλέα καὶ τὸν Λυκοῦργον ἐξέβαλον αὐτὸν ἕκτῳ ἔτει μετὰ τὴν πρώτην κατάστασιν, ἐφ' Ἡγησίου ἄρχοντος. ἔτει δὲ δωδεκάτῳ μετὰ ταῦτα περιελαυνόμενος ὁ Μεγακλῆς τῇ στάσει πάλιν ἐπικηρυκευσάμενος πρὸς τὸν Πεισίστρατον, ἐφ' ᾧτε τὴν θυγατέρα αὐτοῦ λήψεται, κατήγαγεν αὐτὸν ἀρχαϊκῶς καὶ λίαν ἁπλῶς. προδιασπείρας γὰρ λόγον ὡς τῆς Ἀθηνᾶς καταγούσης Πεισίστρατον καὶ γυναῖκα μεγάλην καὶ καλὴν ἐξευρών, ὡς μὲν Ἡρόδοτός φησιν ἐκ τοῦ δήμου τῶν Παιανιέων, ὡς δ' ἔνιοι λέγουσιν ἐκ τοῦ Κολλυτοῦ στεφανόπωλιν Θρᾷτταν. ᾗ ὄνομα Φύη, τὴν θεὸν ἀπομιμησάμενος τῷ κόσμῳ, συνεισήγαγεν μετ' αὐτοῦ. καὶ ὁ μὲν Πεισίστρατος ἐφ' ἅρματος εἰσήλαυνε, παραιβατούσης τῆς γυναικός, οἱ δ' ἐν τῷ ἄστει προσκυνοῦντες ἐδέχοντο θαυμάζοντες.

Aufgabe zum Übersetzen aus dem Deutschen in das Französische (2 Stunden).

Zu den zahlreichen geschichtlichen Erinnerungen, die der Beginn des 20. Jahrhunderts in uns wachruft, gehört auch jenes Ereignis, das vor 100 Jahren die Herzen aller deutschen Vaterlandsfreunde mit tiefer Betrübnis erfüllte: die Abtretung eines beträchtlichen Teiles des deutschen Gebietes an Frankreich im Frieden von Luneville. Die Verhandlungen begannen am 1. Januar 1801, und einige Wochen darauf, am 9. Februar, wurde der Friede zwischen der französischen Republik und dem Kaiser Franz II. von Österreich geschlossen. Am 9. März trat auch das Reich dem Frieden bei; er bestätigte im allgemeinen die in Campo Formio und auf dem Rastatter Kongreſs gemachten Zugeständnisse; der Artikel 6 verkündete nun öffentlich die geheime Abmachung (stipulation) von Campo Formio, nach welcher die französische Republik fortan alles bisher zu Deutschland gehörige Gebiet auf dem linken Rheinufer besitzen sollte, so daſs der Rhein von seinem Ausfluſs (sortie f.) aus der Schweiz bis zu seinem Eintritt in Holland von nun an die Grenze zwischen Frankreich und Deutschland bildete.

Ein Gebiet von 1150 □-Meilen mit mehr als 3 Millionen Einwohnern war für das Reich verloren; aber mit unbegreiflicher (inconcevable) Gleichgiltigkeit, wie ein berühmter Geschichtschreiber sagt, ertrug das deutsche Volk diesen Schlag. „Kaum ein Laut vaterländischen Zornes ward gehört, als Mainz und Köln, Aachen und Trier (Trèves), die weiten schönen [Heimat]lande unserer ältesten Geschichte, an den Fremden kamen.“

Mit dem Frieden von Luneville vollzog sich in Deutschland eine vollständige Umwälzung; aber wie betrübend diese Umwälzung auch in ihrem Beginne erscheinen muſste, so ist doch kein Zweifel, daſs sie schlieſslich der nationalen Einheit zu gute gekommen ist (profiter). So hat der gröſste Feind Deutschlands, ohne es zu wollen, dazu beigetragen, der Gröſse und Macht[stellung] unseres Vaterlandes den Boden zu bereiten.

Aufgaben aus der Mathematik und Physik (4 Stunden).

a) Aufgaben aus der Mathematik.

1.

Ein regelmäſsiges Sechseck in ein inhaltsgleiches Quadrat zu verwandeln.

2.

Die Ecken eines Dreieckes, welches um einen Kreis mit dem Radius ϱ *cm* beschrieben ist, sind mit dem Kreismittelpunkte durch Strecken, und die Schnittpunkte dieser Strecken mit der Kreislinie unter sich zu einem neuen Dreiecke verbunden. Wenn nun α und β zwei Winkel des neuen Dreieckes sind, wie groſs ist die Fläche des ursprünglichen Dreieckes?

(Nach der allgemeinen Lösung die besondere für $\varrho = 2{,}9394$; $\alpha = 55^\circ$; $\beta = 65^\circ$.)

3.

Der Halbmesser der Grundfläche eines geraden Kreiskegels ist gleich *r* und die Seitenlinie gleich *s* gegeben. Der Kegel wird durch eine zur Grundfläche parallele Ebene so geschnitten, dafs die Gesamtoberfläche des weggeschnittenen Kegels gleich der Mantelfläche des übrig bleibenden Kegelstumpfes ist. Es sind der Halbmesser des Deckkreises und die Mantelfläche dieses Kegelstumpfes durch die Gröfsen *r* und *s* auszudrücken.

b) Aufgabe aus der Physik.

Zur Auswahl seitens des Lehrers:

entweder 1.

Was versteht man a) unter spezifischer Wärme, b) unter Schmelzwärme eines Körpers? Wie grofs berechnet sich die Schmelzwärme des Eises, wenn sich bei einer Mischung von 22,5 g Eis von 0° C mit 157 g Wasser von 26° C eine Mischungstemperatur von 12,9° C ergibt? (Der Gang der Rechnung ist zu erläutern.)

oder 2.

Ein konstantes Element liefert bei einem äufseren Widerstande von 0,04 Ohm einen Strom von 6,5 Ampère. Wird noch ein Neusilberdraht von 8,5 m Länge und 2,4 qmm Querschnitt in den Stromkreis eingeschaltet, so sinkt die Stromstärke auf 1,61 Ampère. Wie grofs ist die elektromotorische Kraft und der innere Widerstand des Elementes, wenn der spezifische Leitungswiderstand des Neusilbers d. i. der Widerstand des Neusilberdrahtes von 1 m Länge und 1 qmm Querschnitt 0,24 Ohm beträgt?

oder 3.

Ein Pendel macht auf dem Gipfel eines Berges bei 0° C in jeder Sekunde eine Schwingung, an der Meeresoberfläche dagegen erst bei 40° C. Wie hoch ist der Berg, wenn der zur Meeresoberfläche gehörige Erdhalbmesser 6371 km und der Ausdehnungskoeffizient der Pendelstange 0,00002 beträgt?

III. Absolutorialprüfung an den Realgymnasien.

Deutscher Aufsatz (4 Stunden).

1. Was die Deutschen erreichten, haben sie nur durch harte, ausdauernde Arbeit errungen. (Giesebrecht.)
2. Inwiefern sind die Menschen unserer Tage unabhängiger von Zeit und Raum als die früherer Zeiten?
3. Latein hat keinen Sitz noch Land wie andre Zungen,
   Ihm ist die Bürgerschaft durch alle Welt gelungen. (Logau.)

Aufgabe aus der katholischen Religionslehre (2 Stunden).

I. Aus dem Lehrstoffe der 9. Klasse.

„Die Auferstehung Christi ist 1. eine unleugbare Thatsache, 2. ein Beweis für die Gottheit Christi und zwar a) als Wunder und b) als die Erfüllung von Weissagungen seitens der Propheten und seitens Jesu Christi selber."

II. Aus dem Lehrstoffe der 8. Klasse.

„Die Siebenzahl der Sakramente steht 1. aus der kirchlichen Tradition fest. 2. Sie erklärt sich aus den einzelnen Momenten des übernatürlichen Gnadenlebens. Zum Belege des letzteren werde aus jedem der fünf ersten Sakramente jene innere Gnadenwirkung genannt, welche dem bezeichneten Momente entspricht."

Aufgabe aus der protestantischen Religionslehre (2 Stunden).

I. Aus dem Lehrstoffe der 9. Klasse.

Wie unterscheidet sich die christliche Sittlichkeit von der natürlichen (religionslosen) Sittlichkeit? Wie bethätigt sich die christliche Sittlichkeit und welchem Ziele strebt sie entgegen?

II. Aus dem Lehrstoffe der 8. Klasse.

Die hervorragendsten Züge des Lebensbildes Jesu sind anzugeben und wo möglich mit Schriftstellen zu belegen.

Übersetzung in das Französische (3 Stunden).

Am 2. August 1589 verschied der letzte Valois im Lager bei St. Cloud, nachdem er kurz vor seinem Ende Heinrich von Navarra als seinen Nachfolger bezeichnet hatte. In der That hatte dieser zufolge seiner Geburt das erste Anrecht auf die Krone Frankreichs, und niemand hätte es ihm streitig machen dürfen. In Wirklichkeit kam es jedoch anders. Die meisten Adligen sagten sich von dem Sohne der Johanna d'Albret, welcher abermals seine Religion gewechselt hatte, los, und Heinrich, dessen Armee zu klein war, um den Einzug in die Hauptstadt zu erzwingen, zog sich in die Normandie zurück. Allmählich gelang es ihm, sich eine Partei unter den Franzosen zu schaffen. Allein obgleich er mehrere glänzende Siege über die Truppen der Liga davontrug, verschlossen ihm die Pariser die Thore ihrer Stadt, bis er schliefslich nach einer langen, vergeblichen Belagerung einsah (= begriff), dafs das einzige Mittel um zur Herrschaft zu gelangen und den Wirren ein Ende zu machen, der Übertritt zum Katholizismus (= Kath. werden) sei. [Einmal] König geworden, legte er ebenso grofse Mäfsigung,[1]) als Klugheit und Energie an den Tag. Die spanische Besatzung in Paris erhielt freien Abzug (Verb.). „Empfehlen Sie mich Ihrem Könige!“ rief er ihr von einem Fenster seines Palastes aus nach. „Glückliche Reise! aber bitte, beehren Sie mich nicht mehr mit Ihrem Besuch!“ Den Führern der Liga gewährte er nicht nur völlige Straflosigkeit,[2]) er liefs ihnen überdies bedeutende Geldsummen auszahlen, so dafs er mit Recht behaupten konnte, er habe sich sein Reich kaufen müssen. Durch das Edikt von Nantes sicherte er seinen protestantischen Unterthanen freie Ausübung ihrer Religion[3]) zu, und noch in demselben Jahre schlofs er mit Spanien den Vertrag von Vervins, durch welchen Frankreich den Franzosen wiedergegeben wurde. Nachdem so der innere und der äufsere Friede hergestellt war, machte er sich daran, die Wunden zu heilen, welche der langjährige Krieg dem Lande geschlagen hatte. Hierin wurde er aufs beste von seinem Waffengefährten Sully, welchem er die Verwaltung der Finanzen übertragen hatte, unterstützt, während er selbst auf jede Weise Handel und Industrie, vor allem aber die Landwirtschaft zu heben suchte (= ermutigen). Auch Kunst und Wissenschaft erfreuten sich seines königlichen Schutzes. Auf seinen Reisen unterhielt er sich gerne mit jedermann, um die Bedürfnisse aller Stände kennen zu lernen, und da er Geist mit bestechenden Manieren[4]) verband, gewann er bald Popularität. Ja heute noch erzählt sich das Volk gar manche Anekdote von dem guten König Heinrich, welcher wollte, dafs jeder Bauer des Sonntags sein Huhn im Topfe habe.

Übersetzung in das Englische (3 Stunden).

Unter den Dichtern, welche der Regierung der Königin Victoria von England besonderen Glanz[5]) verliehen haben, nimmt Alfred Tennyson die erste Stelle ein. Wenige Dichter haben bei Lebzeiten so viel Anerkennung gefunden und sich eine so hervorragende Stellung in der Gesellschaft und in der Achtung der Nation erworben wie er. Dieser aufserordentliche Erfolg ist besonders dem Charakter seiner Poesie zuzuschreiben. Tennyson ist vor allem durch und durch Engländer; voll edlen Stolzes betrachtet er die glorreiche Geschichte seines Landes, die grofse civilisatorische[6]) Mission, die dasselbe zu erfüllen hat. Ein freier und unabhängiger, echt männlicher Geist charakterisiert seine Gedichte, selbst diejenigen, welche Mitgliedern der königlichen Familie gewidmet sind. Sodann ist er ein Künstler ersten Ranges, vor allem in der Behandlung der Sprache, die in seinen Händen zu einem herrlichen Instrumente wird, welches den edlen Gefühlen des Dichters einen angemessenen[7]) Ausdruck verleiht. Wer wissen will, was die englische Sprache im Ausdruck der tiefsten Empfindungen und zartesten

[1]) modération. [2]) amnistie. [3]) culte. [4]) la seduction des manières.
[5]) lustre. [6]) civilizing. [7]) adequate.

Stimmungen[1]) zu leisten vermag, lese Gedichte wie „Die Gärtnerstochter", „Locksley Hall" u. s. w. Vor allem aber zeigt er sich als Künstler in der Darstellung der Natur; hier ist er Maler im höchsten Sinne des Wortes. In ihren mannigfachsten Stimmungen hat er die Natur beobachtet. Besonders fühlt er sich angezogen durch den lieblichen Reiz der englischen Landschaft, die er mit wunderbarer Treue zu schildern versteht. Daneben locken ihn der Glanz und die Üppigkeit[2]) der tropischen Natur, welche er mit glühenden Farben malt. Was ihn aber besonders wert macht, ist die stolze und hohe Sinnesart,[3]) die in seinen Werken zu Tage tritt. Von wahrer Menschlichkeit erfüllt, blickt er nieder auf jede Art von Gemeinheit und Selbstsucht, den Hochmut des nur auf seine Geburt stolzen Adeligen, die Anmafsung des Reichtums, den Krämersinn[4]) des habgierigen Geschäftsmannes, die Beschränktheit[5]) des Philisters,[6]) den Neid und die Gier[7]) der rohen Volksmasse.[8]) Rein, zart und liebreizend sind seine Frauengestalten, die zugleich etwas Vornehmes und Unnahbares[9]) an sich haben. Kurz, Tennyson ist zum poetischen Dolmetscher der edelsten Regungen des Volksgeistes[10]) in dem modernen England geworden. So kann man auf ihn das Wort des Dichters anwenden: „Wer den besten seiner Zeit genug gethan, der hat gelebt für alle Zeiten."

Wie sehr Tennyson von der Königin Victoria geschätzt wurde, kann man aus der Thatsache ersehen, dafs sie ihn nach dem Tode von Wordsworth im Jahre 1850 zum Hofdichter ernannte und ihn im Jahre 1884 mit dem Titel Lord zur Pairswürde[11]) erhob, eine Auszeichnung, die er, wie vor ihm Macaulay, nur seinem Genius verdankte.

In Vornehmheit[12]) des persönlichen Charakters und allgemeiner Beliebtheit kann nur Sir Walter Scott mit unserem Dichter verglichen werden.

Aufgaben aus der Mathematik (3 Stunden).

1. Algebra.

x_1, x_2 und x_3 seien die Wurzeln der kubischen Gleichung

$$x^3 + ax^2 + bx + c = 0.$$

Man berechne die Summen

$$x_1^2 + x_2^2 + x_3^2 \text{ und}$$

$$x_1^4 + x_2^4 + x_3^4$$

aus den Gröfsen a, b und c!

2. Trigonometrie.

Über das sphärische Dreieck ABC liegen folgende Angaben vor:

$$\gamma = 90^\circ;\ a = b;\ b + c = 90^\circ.$$

Man berechne die Seiten a, b und c des Dreiecks sowie die Höhe auf die Seite AB!

3. Analytische Geometrie.

In einem rechtwinkeligen Koordinatensysteme ist ein Kreis vom Halbmesser a gegeben, dessen Mittelpunkt auf der positiven X-Achse und zwar in der Entfernung a vom Koordinatenanfangspunkte liegt. Man bestimme und diskutiere den geometrischen Ort der Mittelpunkte aller Sehnen, welche vom Koordinatenanfangspunkte aus gezogen werden können.

Der Gang der Rechnung ist genau anzugeben.

Aufgabe aus der darstellenden Geometrie (2 Stunden).

Die Grundfläche einer geraden Pyramide ist ein reguläres Fünfeck, ihre Höhe doppelt so grofs wie eine Grundkante. Man teile zwei benachbarte Seitenkanten in vier gleiche Teile, lege durch den Mittelpunkt der Höhe eine Ebene,

[1]) moods. [2]) luxuriance. [3]) lofty sentiments. [4]) parsimoniousness. [5]) narrowmindedness. [6]) pedant. [7]) greediness. [8]) mob. [9]) unapproachable. [10]) public mind. [11]) peerage. [12]) = Adel.

welche jede dieser Seitenkanten im untersten Teilpunkt schneidet, und bestimme das Netz des durch diese Ebene abgeschnittenen untern Teils der Pyramide.

Das Tafelsystem kann so einfach wie möglich gewählt werden.

Determination.

Auf eine übersichtliche Zeichnung und Erläuterung ist besonderes Gewicht zu legen.

Übersetzung aus dem Lateinischen (3 Stunden).

Perseus bellum iam vivo. patre cogitatum in animo volvens, omnis non gentis modo Graeciae, sed civitates etiam legationibus mittendis, pollicendo plura quam praestando, sibi conciliabat. erant tamen magnae partis hominum ad favorem eius inclinati animi et aliquanto quam in Eumenem propensiores, cum Eumenis beneficiis muneribusque omnes Graeciae civitates et plerique principum obligati essent, et ita se in regno suo gereret, ut, quae sub dicione eius urbes essent, nullius liberae civitatis fortunam secum mutatam vellent. contra Persea fama erat post patris mortem uxorem manu sua occidisse; Apellem, ministrum quondam fraudis in fratre tollendo atque ob id quaesitum a Philippo ad supplicium exulantem, accersitum post patris mortem ingentibus promissis ad praemia tantae perpetratae rei clam interfecisse. intestinis externisque praeterea multis caedibus infamem nec ullo commendabilem merito praeferebant volgo civitates tam pio erga propinquos, tam iusto in civis, tam munifico erga omnis homines regi, seu fama et maiestate Macedonum regum praeoccupati ad spernendam originem novi regni, seu mutationis rerum cupidi, seu quia non obiecti esse Romanis volebant. erant autem non Aetoli modo in seditionibus propter ingentem vim aeris alieni, sed Thessali etiam. ex contagione velut tabes in Perrhaebiam quoque id pervaserat malum. cum Thessalos in armis esse nuntiatum esset, Ap. Claudium legatum ad eas res aspiciendas conponendasque senatus misit. qui utriusque partis principibus castigatis, cum iniusto faenore gravatum aes alienum, ipsis magna ex parte concedentibus, qui onerarant, levasset, iusti crediti solutionem in decem annorum pensiones distribuit. per eundem Appium eodemque modo conpositae in Perrhaebia res. Aetolorum causas Marcellus Delphis per idem tempus hostilibus actas animis, quos intestino gesserant bello, cognovit. cum certatum utrimque temeritate atque audacia cerneret, decreto quidem suo neutram partem aut levare aut onerare voluit; communiter ab utrisque petiit, abstinerent bello et oblivione praeteritorum discordias finirent. huius reconciliationis inter ipsos fides obsidibus ultro citroque datis firmata est. Corinthus, ubi deponerentur obsides, convenit.

(Livius, XLII, cap. 5.)

Aufgabe aus der Chemie und Mineralogie (1½ Stunden).

Welches salpetersaure Salz kommt in gröfster Menge in der Natur vor? Welche wichtigen Verbindungen werden daraus gewonnen und wie? Die dabei stattfindenden chemischen Vorgänge sind durch Formeln zu erläutern.

Wozu werden die neu erhaltenen Verbindungen vorzugsweise benützt?

Aufgabe aus der Physik (1½ Stunden).

Zur Auswahl durch die Fachlehrer der Kommission im Benehmen mit dem Rektor.

Entweder 1.

Das Objektiv eines Fernrohres, dessen Achse nach dem Mittelpunkte des Jupiter gerichtet ist, entwirft in seiner Brennebene ein Bild, in welchem zugleich der Planet als Scheibchen und links von demselben einer seiner Monde als Lichtpunkt erscheint.

Es soll durch Konstruktion und durch Rechnung nachgewiesen werden, wo dieses Bild gesehen wird, wenn man in den Weg der konvergierenden Strahlen eine negative Linse von 4 cm Brennweite als Okular so stellt, dafs sie 5 cm von dem Brennpunkte des Objektivs zu stehen kommt.

In welchem Gröfsenverhältnisse stehen die beiden Bilder?

Oder 2.

Es sollen die auf der chemischen Wirkung des elektrischen Stromes beruhenden Apparate zur Messung von Stromstärken beschrieben und erläutert werden Die einschlägigen Gesetze sind anzugeben.

Oder 3.

Man bestimme auf geometrischem Wege den Schwerpunkt eines homogenen ebenen Viereckes. — Man bestimme die Koordinaten des Schwerpunktes einer homogenen Kreisfläche, aus welcher eine exzentrisch liegende Kreisfläche ausgeschnitten ist. — Man bestimme auf geometrischem Wege den Schwerpunkt einer homogenen dreiseitigen Pyramide.

IV. Aufgaben beim I. Abschnitt der Prüfung für den Unterricht aus den philologisch-historischen Fächern.

(Prüfungsergebnis: Angemeldet 92 Kandidaten, zurückgetreten 12; von den 80 mündlich geprüften erhielten die Note I: 1; II: 36; III: 33; nicht bestanden haben 10.)

Deutscher Aufsatz (5 Stunden).

Was ist von der Forderung zu halten, dafs das Deutsche den Mittelpunkt des gesamten Gymnasialunterrichtes zu bilden habe?

Übersetzung aus dem Deutschen in das Lateinische (4 Stunden).

Euripides hatte reichliche Gelegenheit, alle Bildungsmittel zu benutzen, welche seine Vaterstadt der Jugend anbot. Er war ein eifriger Schüler des Anaxagoras, des gewaltigen Denkers, welcher auf die verschiedensten Geister so mächtig eingewirkt hat, und seine herrliche Schilderung des wahren Weltweisen, in dessen Bilde die Zeitgenossen den Anaxagoras erkannten, bezeugt, wie tief er die Aufgabe der Philosophie erfafste. Er verkehrte mit Sokrates, er nahm an den vielseitigen Bestrebungen der Sophisten eifrigen Anteil, am liebsten aber war er bei seinen Bücherollen, indem er forschend und grübelnd den Wegen nachging, auf welchen die Spekulation der Hellenen sich über göttliche und menschliche Dinge klar zu werden versucht hatte. Dennoch machte er diese Beschäftigung nicht zu seiner Lebensaufgabe; Studium und Forschung befriedigten ihn nicht. Er hatte ein zu erregtes Gemüt und eine zu lebhafte Einbildungskraft; er hatte eine glänzende Gabe der Erfindung und Darstellung, und diese führte ihn zur dramatischen Dichtung. Der hohe Stil der Sophokleischen Dichtung war keiner weiteren Vollendung fähig; wollte also Euripides aus dem Kreise der blofsen Nachahmer hervortreten, so mufste er die neue Bewegung der Geister auf die Bühne bringen; er mufste die Philosophie des Tages für das Drama verwerten, und dieser Aufgabe hat er sich in der That mit einer Ausdauer und Treue hingegeben, welche für die Energie seines Charakters ein um so rühmlicheres Zeugnis ablegt, je ungünstiger im allgemeinen die Zeiten für die Dichtkunst waren und je schmerzlicher ihn Anfeindung, Kränkung und Zurücksetzung trafen. Wenn nun Euripides mehr als Sophokles ein Kind seiner Zeit genannt werden kann, so darf man doch nicht vergessen, dafs er nicht nur im Leben und Wandel lauter dastand, sondern es war auch in ihm eine ideale Richtung von grofser Stärke und Tiefe. Er hatte ein lebendiges religiöses Bedürfnis, eine warme Liebe zu stiller Betrachtung göttlicher und menschlicher Dinge, einen unwiderstehlichen Trieb, die Rätsel der Weltregierung zu verstehen, und dieser Trieb war um so mächtiger in ihm, da er die Not der Menschen auf das lebhafteste empfand und ein tiefes Gerechtigkeitsgefühl hatte, für welches er Befriedigung suchte. Aber er kam in seinem Suchen zu keinem festen Ruhepunkt, er fand keine Versöhnung der Gegensätze, keinen

Abschlufs weder im Glauben noch im Zweifeln. Er war zu religiös, um bei der blofsen Verneinung stehen zu bleiben, und zu aufgeklärt, um sich der Überlieferung anzuschliefsen.

Übersetzung aus dem Deutschen in das Griechische (4 Stunden).

Die Lektüre der sogenannten Sokratischen Schriftsteller betrachte ich als durchaus notwendig für jeden Mann, der auf rednerische Bildung bedacht ist. Denn wie man keine Speise ohne Salz schmackhaft finden wird, so kann nach meiner Ansicht keine Art rednerischer Darstellung angenehm aufs Ohr wirken, wenn die Sokratische Würze fehlt. Es würde uns nun zu weit führen, die übrigen, die man unter die Sokratischen Schriftsteller rechnet, zu besprechen, und es erfordert keine gewöhnliche Arbeit, sie kennen zu lernen. Nach meiner Ansicht kann aber von den Alten schon Xenophon allein für den Staatsmann genügen. Es mag einer im Kriege Heerführer sein oder an der Spitze eines Gemeinwesens stehen, es mag einer vor dem Volke oder im Rate oder vor Gericht reden, und es mag derselbe nicht nur als Redner, sondern auch als Staatsmann und Herrscher seiner Stellung angemessen sprechen wollen: für alle diese Zwecke scheint mir Xenophon am allerbesten und zweckdienlichsten zu sein. Denn seine Gedanken sind deutlich und einfach und erscheinen jedem leicht, die Art seiner Darstellung ist anmutig, voll Überzeugungskraft. Wenn du z. B. seine Anabasis recht genau lesen wolltest, würdest du keine Rede finden unter allen, zu deren Ausarbeitung du je in die Lage kommen kannst, welche nicht schon Xenophon für dich ausgearbeitet hat und wohl gleichsam als Muster darbietet für den, der sich an ihm prüfen oder ihn nachahmen will. Ist es für einen Staatsmann erspriefslich, Niedergeschlagenen wieder Mut zu machen, so zeigt uns Xenophon gar oft, wie das zu thun sei. Gilt es zu ermuntern und anzutreiben, so mufs jeder, der die griechische Sprache versteht, durch Xenophons Ermunterungsreden ergriffen und erhoben werden. Handelt es sich dann hinwiederum darum, mit selbstbewufsten und hochfahrenden Personen verständig umzugehen, weder unter ihrem Unmut zu leiden noch in seiner eigenen Gesinnung ihnen gegenüber sich unwürdig zu demütigen, indem man in jedem Stücke das thut, wonach ihnen der Sinn steht, so findet sich auch hiezu das Vorbild bei Xenophon.

Und wie man vertrauliche Reden führen mufs sowohl den Feldherrn gegenüber, ohne dafs die Menge es hört, als auch der Menge gegenüber auf dieselbe Weise; wie man Feinde zu ihrem Schaden, Freunde zu ihrem Nutzen täuscht; wie man solchen, die sich ohne Grund ängstigen, die Wahrheit sagt, ohne sie zu kränken, und sie doch dabei überzeugt: für alles dies enthält Xenophons Geschichtswerk Beispiele in reichlicher Zahl. Indem er die Reden mit den Handlungen abwechseln läfst und nicht nach Hörensagen oder in der Nachahmung anderer spricht, sondern Handelnder und Darsteller in einer Person ist, hat er den Reden die gröfste Glaubwürdigkeit verliehen, wie in allen seinen Geschichtswerken, so besonders in dem, dessen ich eben Erwähnung gethan habe.

Und wisse wohl, es wird dich keinesfalls gereuen, Xenophons Bekanntschaft eifrig und mit Vorliebe aufgesucht zu haben: im Rate wie vor dem Volke wirst du spüren, wie dir der Mann seine Hand entgegenstreckt.

Übersetzung aus dem Lateinischen in das Deutsche (4 Stunden).

Lucanus, de bello civili IV, v. 593—653.

Übersetzung aus dem Griechischen in das Deutsche (4 Stunden).

Athenaeus, Deipnosoph. XIII, cap. 81.

(Angaben: 1. *νωπέομαι* = *ταπεινοῦμαι*; 2. *ἐπιράπιξις* = Hieb, Tadel; 3. *χάρφος* = Hälmchen.)

V. Themata aus dem II. Abschnitte der Prüfung für den Unterricht in den philologisch-historischen Fächern.

(Prüfungsergebnis: angemeldet 76 Kandidaten, Abhandlungen haben nicht eingeliefert 6, mit der Abhandlung wurden zurückgewiesen 11; von den zur mündlichen Prüfung zugelassenen 59 Kandidaten ist 1 zurückgetreten; es erhielten Note I: 5, Note II: 31, Note III: 20; 3 haben nicht bestanden.)

a) Aus der klassischen Philologie und Archäologie.

1. De Porphyrii libro qui inscribitur *περὶ ἀγαλμάτων*.
2. De archaismis Taciteis.
3. Observationes criticae in Euripidis Helenam.
4. Platonis Timaei Critiae Hermocratis trilogia.
5. De Gelone Syracusarum tyranno.
6. Die Urheberschaft der Schrift ‚de laude martyrii'.
7. Studia Lucretiana.
8. Canones Cobetiani.
9. K. Lehrs de cultu et victu heroum.
10. Quibus e fontibus Columella in componendo de arboribus libro hauserit.
11. Das Wort caput im älteren Latein.
12. Studia Propertiana.
13. De sententiarum in Ciceronis orationibus usu (zweimal bearbeitet).
14. Seduliana imprimisque quae ad diversum in ‚Carmine' et ‚Opere paschali' adhibitum sermonem pertinent.
15. Quomodo describant diversas aetates Homerus, Aeschylus, Sophocles.
16. Sind Cäsars Kommentarien über den Gallischen Krieg als Quelle für die Germania des Tacitus anzusehen?
17. Der Parthenon und die Vasen.
18. Diodor und Thukydides.
19. Symbolae ad accuratiorem sermonis judicialis Atticorum cognitionem ex decem oratoribus collectae (zweimal bearbeitet).
20. Der latente Sprachschatz Homers.
21. Die lautliche Gestaltung im Innern der Homerischen Komposita.
22. Die Begriffe *ἀπο —, ἐπι —, δια —, κατα —, προχειροτονία*.
23. Commentatio in Aristophanis Vespas.
24. Epigrammata sepulchralia latina.
25. Rede des Demosthenes über den trierarchischen Kranz.
26. Das Verhältnis zwischen den Proömien und Liederhirmen in der griechischen Hymnenpoesie.
27. De studiis patrum Latinorum antenicaeanorum Vergilianis.
28. Quaestiones Curtianae.
29. Observationes in dicendi genus St. Justini philosophi et martyris.
30. Studia critica in Senecae dialogos.
31. De C. Marii oratione, quae in Sallustii bello Jugurthino invenitur.
32. De exhortationibus a Tatiano, Clemente Alexandrino, Pseudo-Justino scriptis.
33. De prima et tertia decade Titi Livi.
34. Die ältesten griechischen Bearbeitungen der Legende der hl. Katharina von Alexandrien.
35. De genere dicendi et elocutione Sancti Ambrosii.
36. Die Sitte des Bekränzens bei den Griechen.
37. Poetarum Romanorum de suo ingenio atque arte sententiae.
38. De sexagesimo secundo Catulli carmine.
39. De Venantio Fortunato Horatii imitatore.
40. De Cyrilli Hierosolymitani genere dicendi quaestiones.
41. Quas rhetorum figuras Augustinus in libris, quos in Casticiaco conscripsit, usurpaverit.
42. Unde sumpserit argumenta Lysias.
43. De Phocae vita Vergilii.
44. Aelianea.

45. De M. Terenti Varronis apud Vitruvium vestigiis.
46. De scriptis hagiographicis graecis quaestiones grammaticae.
47. Quaestio de Ciris carminis auctore.
48. Isocratis epistulae.
49. Flavii Josephi de vetustate Judaeorum.
50. De numero plurali qui dicitur poeticus apud elegiacos poëtas Romanos.

b) Aus der deutschen Philologie.

51. Clavigo. Eine Studie zur Sprache des jungen Goethe.
52. Wielands Übersetzungen aus Aristophanes.

c) Aus der Geschichte.

53. Heinrich II. und die Reform der Kirche.

VI. Aufgaben beim I. Abschnitt der Prüfung für den Unterricht in den neueren Sprachen.

a) Romanische Philologie.

(Prüfungsresultat: angemeldet waren 35, davon sind zurückgetreten 3; von den 32 Geprüften erhielten die Note I: 2, II: 12, III: 10; 8 haben nicht bestanden.)

Deutscher Aufsatz (5 Stunden).

Inwiefern vermag der dramatische Dichter sittlich erziehend auf die Gesellschaft zu wirken?

Französischer Aufsatz (5 Stunden).

La France et l'Allemagne (comparaison).

Übersetzung aus dem Deutschen ins Französische (4 Stunden).

Das Wichtigste, womit sich der Mensch beschäftigen kann, ist das menschliche Leben. Den Geist zu erforschen, der sich in den mannigfaltigen Erscheinungen dieses Lebens offenbart, die Gottheit zu erkennen, die in diesen Erscheinungen wirkt und waltet: das ist darum der höchste Genufs des Lebens, weil der allwaltende Geist nirgends gröfser erscheint als in den Werken menschlicher Freiheit. Aber nur in der Geschichte, welche ein Abbild des menschlichen Lebens ist, mag dieser Geist erkannt werden. Die Gegenwart eilt schnell vorüber, die Zukunft ist uns unbekannt; nur die Vergangenheit steht fest in der Geschichte und antwortet auf unsere Frage. Gleichgültigkeit gegen die Geschichte zeugt daher von Gleichgültigkeit gegen Leben und Bildung.

Aufser diesem rein menschlichen Interesse aller Geschichte aber gewährt die Geschichte des Vaterlandes noch ein anderes und, wenngleich kein höheres, doch zarteres und näheres Interesse.

So weit nämlich das Andenken der Menschen reicht, ist zu aller Zeit, bei allen Völkern, sobald sie zu einiger Kultur und Menschlichkeit gekommen waren, der Name Vaterland ein heiliger Name gewesen; selbst tief entartete Nationen haben ihn nicht verleugnet. Der Baum wurzelt in dem Boden, der ihn emportreibt; das Tier bleibt der Gegend getreu, wo es Futter findet; der rohe Mensch, noch Sklave seines Leibes und darum dem Tiere nicht ungleich, hängt an der Scholle, die ihn nährt; dem Gebildeten aber, dem Menschen von Verstand und Gemüt, ist das Vaterland etwas ganz anderes, etwas viel höheres, und darum kann er es lieben. Die Natur will unleugbar mehrere Völker neben einander auf der gemeinsamen Erde; die unendliche Fülle des Geistes, die sich im Leben entfalten soll, kann sich nur entfalten in vielen und verschiedenen Weisen und Eigentümlichkeiten. Darum sondern Höhen und Tiefen, Meere und Gebirge Menschen von Menschen und geben eben damit Veranlassung zur Vereinigung von Menschen mit Menschen. Denn der Mensch, obgleich ein Ganzes für sich, ist ein Teil der Menschheit und dadurch innerlich verwandt und eins mit den Menschen. Daher sucht

er auch äufserlich diese Einheit; er ist gesellig und erstrebt die Gemeinschaft derer, denen er begegnet. So bilden sich verschiedene Gesellschaften von Menschen. Durch die besondere Umgebung der Sinnenwelt, durch gegenseitige Bedürfnisse und Befriedigungen, durch gemeinschaftliche Arbeiten und Genüsse, durch Teilnahme an gleichen Leiden und Freuden wird jede derselben für sich ein Ganzes, fremd den anderen; es bilden sich Völker.

Die Völker haben, wie die Einzelnen, Ehre und Schande. Die gröfste Ehre aber wie das gröfste Glück ist, frei dazustehen in eigentümlicher Kraft, jedem anderen Volke, wenn nicht überlegen, doch gleich, allem Angriffe trotzend; die gröfste Schande aber wie das gröfste Unglück, einem anderen Volke unterworfen zu sein, zu dienen und fremde Eigentümlichkeit zu erhalten, zu nähren, zu fördern mit der eigenen. Die freie Selbständigkeit ist nicht das höchste Ziel, welches erstrebt wird, aber das notwendige Mittel, ohne welches ein Volk kein Ziel erreichen kann, es sei, welches es wolle. Denn das Volk ist vernichtet, wenn seine Eigentümlichkeit vernichtet ist; die Eigentümlichkeit aber mufs, oder wenigstens sie kann vernichtet werden, wenn dasselbe fremder Herrschaft unterworfen wird. Die alten Deutschen, unsere Urväter, fürchteten sich wenig vor dem Schwerte der Römer; sie glaubten unter römischen Legionen Deutsche bleiben zu können, weil sie den Sinn einer Eroberung nicht kannten. Als sie aber nach römischen Gesetzen gerichtet werden sollten, da fühlten sie, dafs dieses der Anfang war zur Vernichtung ihrer Eigentümlichkeit; dagegen empörte sich die deutsche Natur, und das römische Joch wurde zerbrochen. Ein Volk daher, welches seine Selbständigkeit aufgibt, gibt sich selbst auf und weiht sich dem Untergange, das Verdammungswürdigste, was geschehen mag.

Diktat und Übersetzung aus dem Französischen ins Deutsche (4 Stunden).

a) Chanson d'Atala fugitive dans le désert.

Le fleure qui nous entraînait coulait entre de hautes falaises, au bout desquelles on apercevait le soleil couchant, les profondes solitudes n'étaient point troublées par la présence de l'homme. Atala et moi nous joignions notre silence au silence de cette scène. Tout-à-coup la fille de l'exil fit éclater dans les airs une voix pleine d'émotion et de mélancolie; elle chantait la patrie absente: „Heureux ceux qui n'ont point vu ta fumée des fêtes de l'étranger, et qui ne se sont assis qu'aux festins de leurs pères! Après les heures d'une marche pénible, le voyageur s'assied tristement. Il contemple autour de lui les toits des hommes; le voyageur n'a pas un lieu où repose sa tête. Le voyageur frappe à la cabane, il met son arc derrière la porte, il demande l'hospitalité, le maître fait un geste de la main; le voyageur reprend son arc et retourne au désert!

Merveilleuses histoires racontées autour du foyer, tendris épanchements du cœur, longues habitudes d'aimer si nécessaires à la vie, vous avez rempli les journées de ceux qui n'ont point quitté leur pays natal! Leurs tombeaux sont dans leur patrie, avec le soleil couchant, les pleurs de leurs amis et les charmes de la religion.“

b) La pauvre fille. Élégie.

J'ai fui ce pénible sommeil
Qu'aucun songe heureux n'accompagne;
J'ai devancé sur la montagne
Les premiers rayons du soleil.

S'éveillant avec la nature,
Le jeune oiseau chantait sur l'aubépine en fleurs:
Sa mère lui portait sa douce nourriture,
Mes jeux se sont mouillés de pleurs!

Oh! pourquoi n'ai-je pas de mère!
Pourquoi ne suis-je pas semblable au jeune oiseau
Dont le nid se balance aux branches de l'ormeau?
Rien ne m'appartient sur la terre;
Je n'ai pas même de berceau;
Et je suis un enfant trouvé sur une pierre
Devant l'église du hameau.

Loin de mes parents exilés,
De leurs embrassements j'ignore la douceur,
Et les enfants de la vallée
Ne m'appellent jamais leur sœur!

Je ne partage point les jeux de la veillée,
Jamais sous un toit de feuillée,
Le joyeux laboureur ne m'invite à m'asseoir,
Et de loin je vois sa famille,
Autour du sarment qui pétille,
Chercher sur ses genoux les caresses du soir.

Vers la chapelle hospitalière
En pleurant j'adresse mes pas:
La seule demeure ici-bas
Où je ne sois point étrangère,
La seule devant moi qui ne se ferme pas!

---

b) Englische Philologie.

(Prüfungsresultat: angemeldet waren 40 Kandidaten, davon sind zurückgetreten 6; von den 34 Geprüften erhielten Note I: 3; II: 14; III: 16; einer hat nicht bestanden.)

Deutscher Aufsatz (5 Stunden).

Warum ist das deutsche Volk so lange von seinen Nachbarn unterschätzt worden?

Englischer Aufsatz (5 Stunden).

The necessity of a classical education for the Neophilologist.

Übersetzung aus dem Deutschen in das Englische (4 Stunden).

Deutscher Reichstag.

Thronrede des Kaisers vom 20. November 1884.

Geehrte Herren!

Ich freue Mich, daſs es Mir vergönnt ist, Sie Selbst zu begrüſsen, und heiſse Sie im Namen der verbündeten Regierungen willkommen.

Es gereicht Mir zu besonderer Genugthuung, daſs die Wünsche, welche Ich in Meiner Botschaft vom 17. November 1881 an dieser Stelle kundgegeben, seitdem auf dem Wege zu ihrer Erfüllung wesentliche Fortschritte gemacht haben; Ich entnehme daraus am Abend meines Lebens die Zuversicht, daſs der stufenweise Ausbau der begonnenen Reform schlieſslich gelingen, und für den inneren Frieden im Reiche die Bürgschaften herstellen werde, welche nach menschlicher Unvollkommenheit erreichbar sind.

Unsere nächsten Schritte in dieser Richtung werden in der Ausdehnung der Unfallversicherung auf die Arbeiter der Landwirtschaft und des Transportwesens und in der Erweiterung der Sparkasseneinrichtungen bestehen, wofür die Vorlagen Ihnen zugehen werden.

Der Entwurf des Reichshaushaltsetats für das nächste Rechnungsjahr wird Ihnen unverweilt vorgelegt werden. Die Fortentwickelung der Einrichtungen des Reiches bedingt naturgemäſs ein Anwachsen seiner Ausgaben. Sie werden hierin mit Mir eine Mahnung erkennen, neue Einnahmequellen für das Reich zu erschlieſsen. Der Versuch, der Rübenzuckersteuer im Wege der Reform höhere Reinerträge abzugewinnen, wird für jetzt durch die Notlage der beteiligten Industrie und der in Mitleidenschaft stehenden Landwirtschaft erschwert.

Die Herstellung des einheitlichen Zoll- und Handelsgebietes im Reich ist durch Verständigung mit der freien Hansestadt Bremen vorbereitet und wird die Bewilligung eines Beitrages hierzu Ihnen zur Beschluſsnahme vorgelegt werden.

Im Einverständnis mit der französischen Regierung habe Ich Vertreter der meisten seefahrenden Nationen hierher eingeladen, um über die Mittel zu beraten, durch welche der Handel mit Afrika gefördert und vor Störungen durch internationale Reibungen gesichert werden kann. Die Bereitwilligkeit der beteiligten Regierungen, Meiner Einladung zu entsprechen, ist ein Beweis der freundschaftlichen Gesinnung und des Vertrauens, von welchem alle Staaten des Auslandes dem Deutschen Reiche gegenüber erfüllt sind. Diesem Wohlwollen liegt die Anerkennung der Thatsache zu Grunde, dafs die kriegerischen Erfolge, die Gott uns verliehen hat, uns nicht verleiten, das Glück der Völker auf anderem Wege als durch Pflege des Friedens und seiner Wohlthaten zu suchen. Ich freue Mich dieser Anerkennung, und insbesondere darüber, dafs die Freundschaft mit den durch die Tradition der Väter, durch die Verwandtschaft der regierenden Häuser und durch die Nachbarschaft der Länder Mir besonders nahestehenden Monarchen von Österreich und Rufsland durch unsere Begegnung in Skierniewice derart hat besiegelt werden können, dafs Ich ihre ungestörte Dauer für lange Zeit gesichert halten darf. Ich danke dem allmächtigen Gott für diese Gewifsheit und für die darin beruhende starke Bürgschaft des Friedens.

Diktat und englisch-deutsche Übersetzung (4 Stunden).

The Lamp of Memory by Ruskin.
(From „The Seven Lamps of Architecture".)

Among the hours of his life to which the writer looks back with peculiar gratitude, as having been marked by more than ordinary fulness of joy or clearness of teaching, is one passed, now some years ago, near time of sunset, among the broken masses of pine forest which skirt the course of the Ain, above the village of Champagnole, in the Jura. It is a spot which has all the solemnity, with none of the savageness of the Alps; where there is a sense of a great power beginning to be manifested in the earth, and of a deep and majestic concord in the rise of the long low lines of piny hills; the first utterance of those mighty mountain symphonies, soon to be more loudly lifted and wildly broken along the battlements of the Alps. But their strength is as yet restrained; and the far reaching ridges of pastoral mountain succeed each other, like the long and sighing swell which moves over quiet waters from some far off stormy sea. And there is a deep tenderness pervading that vast monotony. The destructive forces and the stern expression of the central ranges are alike withdrawn. No frost-ploughed, dust-encumbered paths of ancient glacier fret the soft Jura pastures; no splintered heaps of ruin break the fair ranks of her forest: no pale, defiled, or furious rivers rend their rude and changeful ways among her rocks. Patiently, eddy by eddy, the clear green streams wind along their well-known beds; and under the dark quietness of the undisturbed pines, there spring up, year by year, such company of joyful flowers as I know not the like of among all the blessings of the earth. It was spring-time too; and all were coming forth in clusters crowded for very love; there was room enough for all, buth they crushed their leaves into all manner of strange shapes only to be nearer each other. There was the wood anemone, star after star, closing every now and then into nebulae; and there was the oxalis, troop by troop, like virginal processions of the Mois de Marie, the dark vertical clefts in the limestone choked up with them as with heavy snow, and touched with ivy on the edges — ivy as light and lovely as the vine; and, ever and anon, a blue gush of violets, and cowslip bells in sunny places; and in the more open ground, the vetch and the wild strawberry, just a blossom or two. all showered amidst the golden softness of deep, warm, amber — coloured moss.

Ulysses (by Alfred Tennyson).

It little profits that an idle king,
By this still hearth, among these barren crags,
Match'd with an aged wife,
I mete and dole
Unequal laws unto a savage race,
That hoard, and sleep, and feed, and know not me.

I cannot rest from travel: I will drink
Life to the lees: all times I have enjoy'd
Greatly, have suffer'd greatly, both with those
That loved me, and alone; on shore, and when
Thro' scudding drifts the rainy Hyades
Vext the dim sea: I am become a name;
For always roaming with a hungry heart,
Much have I seen and known: cities of men
And manners, climates, councils, governments,
Myself not least, but honour'd of them all;
And drunk delight of battle with my peers,
Far on the ringing plains of windy Troy.
I am a part of all that I have met;
Yet all experience is an arch wherethro'
Gleams that untravell'd world, whose margin fades
For ever and for ever when I move.

VII. Themata aus dem II. Abschnitt der Prüfung für den Unterricht in den neueren Sprachen.

(Prüfungsergebnis: angemeldet waren 35 Kandidaten; 1 hat die Abhandlung nicht eingeliefert, 4 wurden mit der Abhandlung zurückgewiesen; von den 30 zur mündlichen Prüfung zugelassenen Kandidaten sind 2 zurückgetreten, die Note I erhielt: 1; II: 11; III: 15; 1 hat die Prüfung nicht bestanden.)

1. The Gost in the Elizabethan Drama.
2. Über die Belesenheit Francis Bacons.
3. The Earl of Surrey.
4. The wonders of the east.
5. Flexionslehre der northumbrischen Interlinearversion zum Lukasevangelium.
6. Das Relativum in Thomas Elyot's ‚The Gouvernour'.
7. The Language of Eadwine's Canterbury Psalter.
8. Aelfric and his Latin Sources to three of his ‚Lives of Saints'.
9. Thomas Middleton and Shakspere.
10. Sprachliche Untersuchung zu Le Pelerinage de Vie Humaine von Guillaume de Deguilville.
11. Ben Jonson's Römerdramen ‚Sejanus' und ‚Catiline' im Verhältnis zum klassischen Altertum.
12. Lady Craven's literarische Thätigkeit.
13. Drydens Erzählung ‚Theodore und Honoria' in ihrem Verhältnis zu Boccaccios gleichnamiger Erzählung.
14. Boileaus literarhistorische Beziehungen zu früheren und gleichzeitigen Autoren.
15. Le romantisme dans le theâtre d'Alfred de Musset.
16. La superstition dans les principaux auteurs dramatiques du 16me siècle en France.
17. Thomas Hood als Lyriker.
18. An English Lucidary.
19. Über Tropen und Figuren in den Tragiques d'Aubigné's.
20. Beiträge zur Kenntnis der Mundart von West Somerset.
21. Molières Amphitryon im Verhältnis zu Plautus und Rotrou.
22. Die Laute und Flexionen der ‚Winteney Version' der Regula Sancti Benedicti.
23. Zur Sprache Heywoods.
24. Die Laute der nordenglischen Homiliensammlung des Edinburger Royal College of Physician.
25. Walter Scotts Kenilworth.
26. John Higgins' Mirror for Magistrates.
27. Les ‚Echecs Amoureux'.

VIII. Aufgaben beim I. Abschnitt der Prüfung aus der Mathematik und Physik.

(Prüfungsresultat: zugelassen waren 61 Kandidaten; 14 sind zurückgetreten; von den 47 Geprüften erhielten die Note I: 3, II: 24, III: 14; 6 Kandidaten haben die Prüfung nicht bestanden.)

Algebraische Analysis ($1^3/_4$ Stunden).

Der Ausdruck $(1+\frac{1}{2}i)\frac{3}{2};\,{}^{\frac{3}{2}+i}$, wo $i=\sqrt{-1}$, soll in seinen reellen und imaginären Teil zerlegt werden mit Angabe aller seiner unendlich vielen Werte.

Algebra einschliefslich der Gleichungen des 3. und 4. Grades (2 Stunden).

Für die Gleichung $x^4+5x+3=0$ sollen, wenn x_1, x_2, x_3, x_4 die Wurzeln sind, die symmetrischen Funktionen Σx_i^2, Σx_i^3, Σx_i^4 und $\Sigma x_i^2 x_k x_l$, wo $i\,k\,l$ von einander verschiedene Indices bezeichnen, berechnet werden.

Planimetrie ($1^1/_2$ Stunden).

Diejenigen Punkte zu finden, welche von den Seiten AB und AC des Dreieckes ABC gleichweit entfernt sind, während die Summe der (absoluten) Entfernungen von den Seiten AB und BC gleich der gegebenen Strecke s ist.

Determination.

Stereometrie ($2^1/_4$ Stunden).

Einem Kreise vom Radius r ist ein reguläres Dreieck eingeschrieben und ein zweites so umgeschrieben, dafs die Seiten beider Dreiecke paarweise parallel sind. Das eingeschriebene Dreieck ist Grundfläche einer geraden Pyramide P_1 mit der Höhe h. Welche Höhe hat die über dem umschriebenen Dreieck stehende gerade Pyramide P_2, wenn beide Pyramiden gleiches Volumen haben, und welcher Volumenteil der Pyramide P_2 liegt innerhalb der Pyramide P_1?

Ebene Trigonometrie (2 Stunden).

AA', BB', CC' sind die Höhen des Dreieckes ABC. Man bestimme den Umfang des Dreiecks $A'B'C'$ und gebe ihm eine für logarithmische Rechnung geeignete Form, indem man etwa den Radius des umschriebenen Kreises und die Dreieckswinkel benützt.

Zur Verwendung gelangende seltenere Formeln sind abzuleiten.

Sphärische Trigonometrie ($1^3/_4$ Stunden).

Die Seite eines gleichseitigen sphärischen Dreieckes ist gleich 70°.

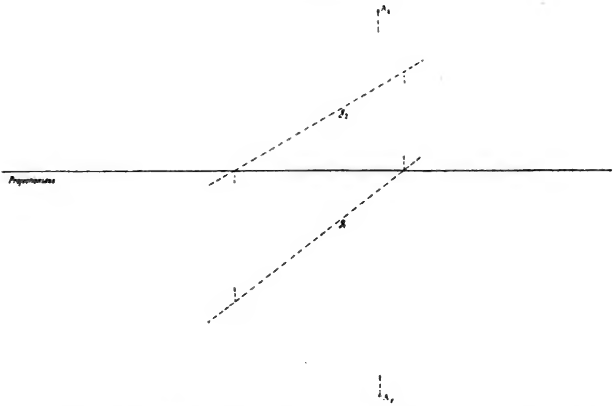
Wie verhält sich die Fläche dieses sphärischen Dreieckes zu der durch die Eckpunkte desselben bestimmten ebenen Kreisfläche? Wie grofs ist der sphärische Halbmesser des dem Dreieck umschriebenen Kreises?

Seltener vorkommende Formeln sind abzuleiten. — Die benützte Logarithmentafel ist anzugeben.

Darstellende Geometrie (4 Stunden).

In senkrechter Projektion ist ein Punkt A durch seine Projektionen A_1, A_2 und eine Gerade g durch ihre Projektionen g_1, g_2 gegeben.

Es soll das reguläre Tetraeder dargestellt werden, dessen eine Ecke der Punkt A ist, dessen eine Kante in der Geraden g liegt und dessen eine Ecke sich



oberhalb der Ebene *Ag* befindet; ferner soll die innere, dem Tetraeder einbeschriebene Kugel dargestellt werden.

Die Konstruktionen sind nach den gegebenen Lagenbeziehungen auf dem Beiblatt sorgfältig auszuführen. Das Hauptblatt soll eine kurze Beschreibung der Konstruktionen enthalten.

Differentialrechnung ($1^1/_2$ Stunden).

Zwischen x und y besteht die Gleichung:

$$y\, e^x - tg\,(x - y) = 0.$$

Man berechne $\lim\limits_{x=0,\, y=0} \dfrac{x^2 + y^2}{y\, tg\, x}$.

Integralrechnung (2 Stunden).

Man berechne den Flächeninhalt der Kurve, welche von den Fufspunkten der vom Mittelpunkt einer Ellipse auf deren Tangenten gefällten Lote gebildet wird. (Anwendung von Polarkoordinaten.)

Analytische Geometrie der Kegelschnitte (2 Stunden).

Man bestimme Lage und Gestalt des geometrischen Ortes der Geraden, für welche die Summe der Quadrate der Abstände von den drei Punkten mit den Koordinaten $x_1 = 0$ $y_1 = 0$, $x_2 = 0$ $y_2 = a$, $x_3 = a$ $y_3 = 0$ gleich $2\,a^2$ ist.

Synthetische Geometrie der Kegelschnitte ($1^3/_4$ Stunden).

Die Axen des Kegelschnittes zu konstruieren, der einem Rechteck mit den Seiten 12 cm und 6 cm eingeschrieben ist und erstere Seite in einem Punkte berührt, der von der Ecke 3 cm entfernt ist.

Deutscher Aufsatz (5 Stunden).

Wir sind die Schuldner vergangener Jahrhunderte. (Schiller.)

IX. Themata der wissenschaftlichen Abhandlungen beim II. Abschnitt der Lehramtsprüfung aus der Mathematik und Physik.

(Prüfungsergebnis: zur Prüfung zugelassen waren 47 Kandidaten, zurückgetreten sind, beziehungsweise keine Arbeit haben eingeliefert 12, mit der Abhandlung zurückgewiesen wurden 2; von den 33 Geprüften erhielten die Note I: 2, II: 18, III: 8; nicht bestanden haben 5.)

1. Über eine besondere zweizweideutige Punktverwandtschaft in der Ebene und eine eindeutige, welche mit ihr in Zusammenhang steht (viermal bearbeitet).
2. Von der Entwicklung der dreifach binären Form $a_x^m b_y^n c_z^p$ nach Polaren unter Bestimmung des Gesetzes der Koeffizienten.
3. Bestimmung des Brechungsindex von geschmolzenen Körpern.
4. Nachweis und Studium unsichtbaren Lichtes.
5. Die Untersuchungen von Darboux, Leçons sur les systèmes orthogonaux, über die Konstruktion von dreifachen Orthogonalsystemen, die eine Schar von Kugeln enthalten, sind zu entwickeln und namentlich durch ausgewählte Beispiele zu erläutern.
6. Gestaltliche Untersuchung derjenigen Spiralflächen, deren Linienelement: $ds^2 = e^{2kv + 2mu}(du^2 + dv^2)$, $m = const.$ ist, und Bestimmung der Krümmungslinien, Haupttangentenkurven und geodätischen Linien einer speziellen Fläche.
7. Das Normalenproblem für die Paraboloide im Anschluſs an einen Aufsatz von Clebsch.
8. Zwei Flächen 2. Grades mit beliebig zu wählenden numerischen Koeffizienten sind gegeben. Es soll die Bedingung aufgestellt werden, unter welcher die Ebene $ux + vy + wz + 1 = 0$ die Durchdringungskurve a) zweipunktig, b) dreipunktig berührt. Diskussion für die verschiedenen Lagen der Flächen zweiten Grades.
9. Betrachtung der Flächen, deren Krümmungslinien, auf eine Ebene projiziert, wieder ein Orthogonalsystem liefern.
10. Die Entwickelungen der Untersuchungen über Flächen 2. Grades seit Euler.
11. Aufstellung der Gleichung derjenigen Flächen, welche durch eine Schar von Kreisen erzeugt werden, die in parallelen Ebenen liegen und deren Mittelpunkte eine gerade Linie erfüllen. Anwendung auf Flächen 2. und 3. Grades.
12. Konvergenz von Potenzreihen auf dem Konvergenzkreis.
13. Die Erwärmung durch Röntgen-Strahlen ist zu einer Energiemessung auszuarbeiten und die Abhängigkeit der Energie der Röntgenstrahlen von der Menge der auffallenden Kathodenstrahlen bei verschiedenen Spannungen zu beobachten.
14. In welchem Sinne und zu welchem Zwecke kann ein starrer Körper in manchen Problemen der Mechanik durch ein Ellipsoid ersetzt werden?
15. Bei der Betrachtung der Fuſspunkte der Axen einer Fläche 2. Ordnung kommt Reye auf eine Fläche 3. Ordnung von sehr einfacher Konstruktion. Reye gibt die Gleichung der Fläche, jedoch ohne Ableitung. Es soll die Ableitung dieser Gleichung gegeben werden und sodann die Fläche vom Standpunkte der Theorie der Flächen 3. Ordnung diskutiert werden. Die Herstellung eines Modells der Fläche wäre erwünscht.
16. Versuche über einen elektrolytischen Kohärer.
17. Die Methoden zum Nachweis und zum Studium unsichtbarer Strahlungen.
18. Die durch das Licht hervorgerufenen elektrischen Erscheinungen.
19. Darstellung der kollinearen, speziell der einfachen cyklisch kollinearen Beziehungen konjektiver Ebenen als Folge perspektiver Beziehungen.
20. Über Elektrizitätsleitung von Metalllegierungen.
21. Es sollen die Schwingungen einer homogenen, quadratischen Membran von konstanter Spannung für einige kompliziertere Fälle untersucht und insbesondere der Verlauf der entstehenden Knotenlinien diskutiert werden.
22. $\int p(u)^n du$ für ganzzahlige Exponenten n, positive und negative.

23. Überführung eines Grundgebildes der zweiten Stufe in ein zu ihm kollineares gleichförmiges mittels der Operationen des Projicierens und Schneidens. Konstruktion eines ternär und quaternär cyklischen Feldes.
24. Ausarbeitung einer Versuchsanordnung zur Untersuchung der bei Reibung von gekühltem Dampfe an heterogenen Körpern frei werdenden Elektrizität.
25. Das Abelsche Theorem, angewandt auf Integrationskurven, die in Gerade und Kegelschnitte zerfallen.

Über das physikalische Colloquium an der Universität Erlangen.

In dem physikalischen Institute der Universität Erlangen haben in den letzten Semestern unter Leitung von Herrn Professor E. Wiedemann allmonatlich Colloquia stattgefunden, bei denen über die neuen Forschungen auf dem Gebiete der Physik und physikalischen Chemie, sowie über neuere Erscheinungen der einschlägigen Literatur berichtet wurde, und zwar unter besonderer Berücksichtigung der für die Schulen wichtigen Gegenstände. Behandelt wurden u. a. die folgenden Fragen, und zwar von den Herren Professoren Dr. E. Wiedemann (Erlangen), Dr. W. Heſs (Bamberg), Dr. G. C. Schmidt und Dr. Wehnelt (Erlangen):

Elektrische Entladungen (Kathodengefälle, Gradient auf der positiven Säule; Korpuskeltheorie von J. J. Thomson).

Automatische Quecksilberluftpumpe.

Absolute Messung der Polstärke, der elektrostatischen Elektrizitätsmenge, der absoluten Einheit der Stromstärke.

Apparate zur Erläuterung des Ohmschen Gesetzes.

Neue Influenzmaschine mit hohem Nutzeffekt.

Reliefspektren.

Historische Entwicklung der Lehre vom Sehen. Neueste Anschauungen über den Bau der retina.

Elektrische Meſsinstrumente. Neue Form des Spulen-Galvanometers für Messungen. Vorlesungsspulengalvanometer. Hitzdrahtampèremeter. Neuere Glühlampentypen. Bogenlampe der Volt-Ohmgesellschaft. Nernstlampe.

Verwendung der Braunschen Röhre zur Erläuterung der Hystereses und Wechselstromerscheinungen, sowie oscillierenden Entladungen von Leydener Flaschen.

Lehre von den Kontaktsubstanzen, colloide Lösungen von Metallen.

Historisches über die Entwicklung der Lyceen.

Auſserdem wurde ein Ausflug nach Bamberg zur Besichtigung des Lyceums und der Sternwarte gemacht. Herr Domdekan Dr. Schädler hatte die groſse Güte, mit den Teilnehmern der Colloquia eine kunsthistorische Wanderung durch den Dom auszuführen.

Diese Colloquia sind bisher zahlreich von den Lehrern der Mathematik und der Naturwissenschaften an den Mittelschulen in Ansbach, Bamberg, Erlangen, Fürth und Nürnberg besucht worden, auch haben sich eine Reihe von Dozenten der Erlanger Hochschule an ihnen beteiligt. Auch Vertreter anderer Fächer, so einzelne Theologen und Philologen haben dem einen oder anderen Vortrag beigewohnt. Diese Colloquia und die sich an sie anschlieſsenden gemütlichen Zusammenkünfte haben, wie es scheint, vielfach dazu beigetragen, den Gedankenaustausch und die persönlichen Beziehungen zwischen den Teilnehmern zu beleben.

Die Colloquia sollen auch im kommenden Wintersemester stattfinden. Wir zweifeln nicht, daſs diese günstige Gelegenheit, mit den Fortschritten der Wissenschaft in engster Fühlung zu bleiben und zugleich einen persönlichen Verkehr mit den Fachgenossen zu pflegen, dem Colloquium neue Teilnehmer zuführen wird.

Berichtigungen.

a) Zur Frequenztabelle S. 676:

Durch ein Versehen ist bei der Frequenz des Gymnasiums Aschaffenburg statt der Gesamtzahl der Schüler mit 417 die Zahl der Katholiken mit 358 angegeben worden. Demnach rückt das Gymnasium Aschaffenburg von Nr. 20 an

die 16. Stelle; ferner ist zu verbessern 1. Gesamtfrequenz der humanistischen Gymnasien 1900/1901 16400 Schüler (Zunahme 171 statt 112). 2. Gesamtfrequenz der humanistischen Anstalten 19644 Schüler (statt 19585), Zunahme der Frequenz 223 Schüler (statt 164).

b) Zu dem Artikel „Aus dem Kultusetat für die 26. Finanzperiode S. 687:

Sowohl oben Zeile 4 als in der Mitte der Seite bei der Zusammenfassung mufs es heifsen: Es werden postuliert **4** Gymnasiallehrer für Mathematik (statt **1**!) und in Fufsnote [8]): Summa **5** Gymnasiallehrer für Mathematik, da **3** im Budget für die Gymnasien verlangt sind (vgl. S. 685), was in beiden Fällen übersehen wurde. (Die Redaktion.)

Personalnachrichten.

Assistenten: Als Assistenten wurden beigegeben: a) an humanistischen Anstalten: Fritz Lötz, gepr. Lehramtskandidat der Lateinschule Miltenberg; Vinzenz Scherer, bisher Assistent in Eichstätt, dem Ludwigsgymn. in München (Math.).

b) an Realanstalten: die geprüften Lehramtskandidaten Ludw. Weninger der Realschule Amberg (Real.); Dr. Jak. Fath der Industrieschule Nürnberg; Jos. Woerl der Kreislandwirtschaftsschule Lichtenhof (Real.); Franz Sigl der Realschule Zweibrücken (N. Spr.); Ludwig Köck der Realschule Landsberg (Math.); Karl Speyerer der Industrieschule Kaiserslautern (Math.); Isidor Apold der Realschule Ludwigshafen a. Rh. (Math.); Heinrich Preis der Realschule Weiden (Math.); Jos. Kreufsl der Realschule Weissenburg a. S. (Real.); Dr. Frz. Möller, 2. Assistent am physikalischen Institut der Universität München, der Realschule Eichstätt in der Eigenschaft eines Lehramtsverwesers.

Enthoben auf Ansuchen:

b) an Realanstalten: Georg Büttner, Assistent für Mathematik und Physik an der Realschule Weiden.

Auszeichnungen: Aus Anlafs des Gymnasialabsolutoriums seines Enkels, des Prinzen Konrad von Bayern, verlieh der Kaiser von Österreich: dem Vorsitzenden der Prüfungskommission, Dr. Bernh. von Arnold, Oberstudienrat, Rektor des Wilhelmsgymn. in München, das Comthurkreuz des Franz Joseph-Ordens; den Lehrern des Prinzen Dr. H. W. Reich und Adolf Schwanzer, Gymn.-Prof. am Wilhelmsgymn. in München, das Ritterkreuz des Franz Joseph-Ordens.

Gestorben: a) an humanistischen Anstalten: Franz Binder, Rektor a. D. des Progymn. Kirchheimbolanden; Heinrich Grünewald, Gymnprof. a. D. von Fürth; Stephan Schwind, Gymnl. a. D. in Bergzabern;

b) an Realanstalten: Frz. Xav. Eisele, Gymnasialrektor a. D. des Realgymn. München; Dr. Gg. Klein, Gymnasialrektor a. D. des Realgymn. München.

Dr. Franz Paul Datterer & Cie., G. m. b. H., München-Freising.